Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

1854: Jul. / Dezember

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
APR 15 1971
AP30
M56
v. [illegible] no. 27-52
1854: Jul-Dec

MF 76

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 27. 2. Juli 1854.

— Putes hunc esse poëtam,
Ingenium cui sit, cui mens divinior. —
Horat.

Gedichte von Hermann Lingg.*

E. Geibel, der dieſen neuen Dichter freundlich dem Publikum vorſtellt, hat vollkommen Recht, wenn er in ſeinem Vorwort ſagt, die Natur dieſes Dichters ſey von der ſeinigen grundverſchieden, und hinzufügt: „Andere Bäume, andere Früchte.“ Aber zum Glück für den Vorſtellenden, den Vorgeſtellten und für uns, die wir zum Genuß der Gaben geladen ſind, hat er nicht minder Recht, wenn er weiter ſagt: „In der vorliegenden Sammlung ſpricht ſich unverkennbar eine vollberechtigte Kraft aus. Hier iſt weder jenes wohlfeile, bloß äußerliche Formtalent, das bei mangelnder Originalität und Fülle des Weſens nichts anderes vermag als gebahnte Pfade breiter zu treten, noch jener leicht befriedigte Dilettantismus, der ſchon poetiſch zu ſchaffen glaubt, wenn er willkürlich ergriffene Stoffe in die erſte beſte metriſche Gewandung kleidet; hier iſt vielmehr wieder einmal der nothwendige Erguß einer urſprünglichen Dichternatur, hier iſt ein neuer eigenthümlicher Inhalt, in eigenthümliche, meiſt ſcharf ausgeprägte Formen geſchloſſen.“ — Ja, wir haben hier keinen gewandten Nachſänger und geiſtreichen Variationenſpieler vor uns, ſondern ein feſt geprägtes, ganz männliches Talent, eine geiſtige Phyſiognomie mit ſcharf geſchnittenen Zügen, aus denen eine eigenthümliche Auffaſſung der Natur und alles Menſchlichen ſpricht. Dieſe Auffaſſung muß jeder, auch wer ſie nicht theilt, achten und bedeutend finden, und es iſt jedenfalls gut, wenn wir zuweilen daran erinnert werden, daß es heutzutage, ſo gut wie je, eigenthümliche Köpfe gibt. Es iſt ſonderbar, daß manche Leute dieß nur deßhalb läugnen, weil die heutige Literatur dieſer Vorausſetzung zu widerſprechen ſcheint. Aber das poetiſche Thun iſt ſeinem Weſen nach das individuellſte, und es ſcheint nun einmal die Hauptaufgabe unſerer Zeit, das Große und Außerordentliche nur durch den Verein verſchiedenartiger Kräfte zu Stande zu bringen.

Wir theilen aus der vor Kurzem erſchienenen Sammlung im Folgenden einige Stücke mit.

* * *

Römiſcher Triumphgeſang.

Io Triumphe!
Heil dir Cäſar!
Imperator,
Triumphator!
Zwölf ſchneeweiße
Roſſe Neptuns
Führen dich hoch
Unter dem Schatten
Deiner Trophäen!

* Gedichte von Hermann Lingg, herausgegeben von Emanuel Geibel. Cotta'ſcher Verlag. 1854.

Digitized by Google

Einſt, wie deinen Siegeswagen
Heut begrüßt das Capitol,
Grüßt der fernſten Sonne Tagen
Deinen Ruhm von Pol zu Pol.

O Triumph! o Triumph! Wir geleiten im Chor,
Im bachantiſchen dich zu dem Tempel empor,
Wo das Opfer dich ſühnt, wo du Sklaven und Zelt
Mit barbariſchem Schmuck, wo die Beute der Welt
An die Söhne des Volkes du austheilſt!

Wir werfen den Kranz, und wir jauchzen dir zu,
Wir umjauchzen dich laut, der die Könige du,
Die Gefangenen bringſt; ſie folgen dir ſchon,
An den Wagen geſchirrt, Diademe zum Hohn
Um den Stolz der geknechteten Häupter.

Sie ſchreiten einher nach zertrümmerter Macht,
Noch vom blutigen Staub der verlorenen Schlacht
Die Gewänder beſprizt, die Sandalen beſtäubt,
Und die Locken zerrauft, und von Schmerzen betäubt,
Wie Schatten zum ſtygiſchen Eingang.

Heil Cäſar und Herr! Wenn das Volk du erhörſt,
O ſo gib in den Kampf, gib die Parther zuerſt
In den Kampf mit dem Leu'n, denn es dürſtet nach Blut
Die Arena ſchon lang in des Mittags Glut,
Und der Löwe gedenkt, von Erinn'rung erfüllt,
Manch lybiſcher Jagd, er erhebt ſich und brüllt
Sein blutdurſtlechzendes Heimweh.

Jo Triumphe!
Heil Legionen!
Ueber den Erdkreis
Zogt ihr im Siegsſchritt!
Lorbeern euch und Bürgerkronen!
Ihr bringt uns die Spolien
Wilder Britanner
Und von Aetolien
Fliegende Banner.
Unter eurer Adler Flügeln
Kommen auf den ſieben Hügeln,
Strömen gleich im Ocean,
Aller Lande Götter an!

Der ſchwarze Tod.

Erzittre Welt, ich bin die Peſt,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Feſt,
Mein Blick iſt Fieber, feuerfeſt
Und ſchwarz iſt mein Gewande.

Ich komme von Egyptenland
In rothen Nebelſchleiern,
Am Nilusſtrand im gelben Sand
Entſog ich Gift dem Wüſtenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

Thal ein und aus, bergauf und ab,
Ich mäh' zur öden Heide
Die Welt mit meinem Wanderſtab,
Ich ſetz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Waſſersnoth,
Ich bringe mit das theure Brod,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Mein ſauſend Roß geht weiter,
Ich bin der ſchnelle ſchwarze Tod,
Ich überhol' das ſchnellſte Boot
Und auch den ſchnellſten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich in's Haus
Zugleich mit ſeiner Waare;
Er freut ſich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich ſteig' aus ſeinem Schatz heraus
Und ſtreck' ihn auf die Bahre.

Mir iſt auf hohem Felsvorſprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir iſt kein junges Blut zu jung,
Kein Leib iſt mir geſund genung,
Mir iſt kein Herz zu fromme.

Wem ich nur ſchau' in's Aug hinein,
Der mag kein Licht mehr ſehen;
Wem ich geſegnet Brod und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durſtet's, heimzugehen.

Im Oſten ſtarb der große Chan,
Auf Indiens Zimmetinſeln
Starb Negerfürſt und Muſelmann,
Man hört auch Nachts in Iſpahan
Beim Aas die Hunde winſeln.

Byzanz war eine ſchöne Stadt
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu ſammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands leztem Felſenriff,
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgeſtorbnes Schiff,

Digitized by Google

Und alles was mein Hauch ergriff,
Das mußte ſchlafen, ſchlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag und Monde ſchwinden;
Es zählt kein Menſch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Todten finden.

Geſang der Blinden.

Horch, aus tiefſtem Lebensabgrund,
Drin kein Lichtſtrahl je hinabtaucht,
Sucht die Stimme frommer Blinden
Aufzutönen
Nach dem Schönen,
Im Geſang ein Licht zu finden.

Klaglos in der dunklen Wohnung,
Wo kein Bild die kahle Wand ſchmückt,
Träumen ſie hinab die Stunden,
Still genügſam,
Fromm und fügſam,
Und in Eintracht gramverbunden.

Lichtlos ſitzen ſie beim Nachtmahl,
Wie die Schatten in der Grabnacht,
Keiner Lampe trautes Leuchten
Kann der Kranken
Nachtgedanken
Mit der Hoffnung Thau befeuchten.

Niemals können ſie ſich ſelig
Blick in Blick und liebend anſehn,
Nur im Hauch, nur im Berühren
Nahen ſüße
Seelengrüße,
Wenn ſie Hand an Hand ſich führen.

Steigt vor ihrem Geiſt die Schöpfung
Als ein Tönemeteor auf,
Schmerzlich ringen ſie nach Bildern,
Ihr Entzücken
Auszudrücken,
Ewiges im Wort zu ſchildern.

Wie ein Sturm der Nacht durchathmet's
Ihre Bruſt in wilder Andacht,
Drängt ihr Herz, ein Wonnetoben
Auszuweinen
Vor dem Einen,
Den auch Sterne tönend loben.

Der junge Invalide.

Leb' wohl, du guter Reiterdienſt,
Zu Fuß muß ich nun wandern!
Leb' wohl, mein Rößlein, du gewinnſt
Zum Reiter einen Andern!
Nimmer führ' ich dich zum Trank,
Nimmer mit dem Säbel blank,
Mit dem klirrenden Sporn,
Durch Hecken und Dorn
Jag' ich ein und aus mit dir die Welt,
Man hat die Luſt mir abgeſtellt.

Einſt glaubt' ich wohl, mein Rößlein gut,
Wir ſprengten oft noch beide
Zum Kampf miteinander durch Tod und Blut,
Auf ſonniger Schlachtenheide.
Nun iſt es aus,
Ich ſterbe zu Haus,
Statt in Schlachten froh
Auf dem Siechenſtroh,
Und du ſchnaubſt, wenn ich todt bin, nicht
In mein kaltes, bleiches Angeſicht.

Lebt wohl, ihr Kameraden all,
Ergeh's euch eines Beſſern!
Gott ſchütz' euch vor Bleſſur und Fall,
Und vor Spital und Meſſern.
Und du mit dem Goldgelock
Droben im dritten Stock,
Schau mir nicht nach;
Kaum trag ich die Schmach.
Trompete, du luſtiges Reiterſignal,
Schmettre, ſchmettre zum leztenmal!

Lied im Süden.

Sonnenuntergang!
Lautlos ruhen Säulengang
Und verlaſſne Marmorbäder,
Wo den ſtillen Weg entlang
Noch antiker Wagenräder
Furchen trägt der Lavaſtein.
Roth im Abendſchein
Wirft der Oelwald längre Schatten
Längs der braunen Felſenplatten
Um den Bergabhang —
Sonnenuntergang.

Abenddämmerung!
Blumen athmen wieder jung;
Und in uns erblühn die weißen
Roſen der Erinnerung.
Könnt' ich ſie verwelken heißen?
Schnell im Süden kommt die Nacht,
Flüchtig iſt die Macht

Digitized by Google

Deines ſchwärmeriſchen Glückes,
Wie die Flammen eines Blickes,
Voll Begeiſterung —
Abenddämmerung.

Sommermitternacht!
Nur noch die Cicade wacht,
Ringsum ruhn die dunkeln Thäler.
Unter alter Tempelpracht,
Wo geſtürzte Capitäler
Meine Kiſſen, wo mein Haupt
Lorbeer ſelbſt umlaubt,
Sollt' ich's nicht geſtehn im Liede,
Wie dein tiefer, ſtiller Friede
Ganz mich glücklich macht,
Sommermitternacht!

Capri.

Am Abend kamen die Winde friſcher,
Wir fuhren das holde Capri vorbei,
Die Barcarole ſang ein Fiſcher
Und hing ſein tropfend Ruder bei.

Zwei Vorgebirge, die Bucht umragend,
Erhoben, von Cactus und Wein umlaubt,
Der Vorzeit Mauerkronen tragend,
Ihr ſonnverbranntes Felſenhaupt:

Dort drüben die Villa des Römertyrannen,
Ein wüſter zertrümmerter Steincoloß,
Und hier faſt wie aus deutſchen Tannen
Ein hohenſtaufiſch Felſenſchloß.

Der Schiffer wußt' uns viel zu erzählen
Vom finſtern Cäſar Tiberius,
Wie er dort oben in prunkenden Sälen
Gehauſ't voll Angſt und Ueberdruß,

Und wie er um die hohen Schläfe
Beim Blitzgezück am Meeresſtrand,
Befürchtend, daß der Gott ihn träfe,
Den Lorbeer ſchlang mit feiger Hand.

Und weißt du, fragt' ich, nichts zu ſagen
Von jenen andern Trümmern dort?
Lebt auch von ihres Herrſchers Tagen
Noch ein Gedächtniß der Menſchen fort?

Der Schiffer fuhr ſich über die Stirne
Und ſprach: Das iſt ein vergeſſener Traum;
In ſo 'nem alten Matroſengehirne
Vergehn die Mährchen wie Meeresſchaum.

Er ſprach's und eine Mandoline
Erklang vom Strand — es mahnte mich,
Als käm' aus jener Bergruine
Ein klagend Echo: Friederich.

Und nicht mehr in den öden Gängen
Den finſtern Römer ſah ich drohn,
Ich ſah bei Feſt und Minneſängen
Conſtanza's blondgelockten Sohn.

Ich ſah an des Altanes Borden
Ihn ſinnend ſtehn, auf's Schwert gelehnt,
Im Geiſt bekümmert um den Norden,
Das Herz dem Süden zugeſehnt.

Und als ſchon Nacht den Strand umwebte,
Der Mond im dunkeln Meer erblich,
In meiner Seele Tiefen bebte
Noch lang das Echo: Friederich.

Nomadenzug.

Abgegraſt die Haide ſteht,
Schneewind über die Steppe weht,
Schwerter und Speere verroſten —
Hier heb' ich die Lanze zum Himmel an,
Ich rufe vom Norden, vom Süden heran
Die wandernden Völker des Oſten.

Ihr Jäger des Wolfes vom hohen Ural,
Ihr Hirten der Steppe vom Todesthal,
Ihr Läufer der Wüſte, gefürchtetes Heer,
Ihr Schiffelenker vom kaſpiſchen Meer,
Erhebet die Lanze, die Lanze des Kriegs,
Entfaltet die Fahne, die Fahne des Siegs!

Verſammelt die Roſſe, brecht ab das Zelt!
Vom Nordlicht iſt die Nacht erhellt,
Wir ziehen nach weſtlichen Zonen.
Der Wandervogel kündet das Wort,
Die Welle des Sandes trieb uns fort,
Wir können nicht raſten, nicht wohnen.

Wir gehen nicht hinter dem Pflug einher,
Wir pflügen die Länder mit unſerm Speer;
Wir kommen wie Geier und Raupenſchwarm,
Ein ſiegreich Volk, ein rächender Arm;
Wir bringen auf rauchendem Städteſchutt
Der Freiheit den ewigen Schlachtentribut.

Und wenn wir geſiegt und die Beute erjagt,
Und wenn der Feind die Gefallnen beklagt,
Wir klagen nicht, wir erbauen
Nicht Hügel und Särge den Helden der Schlacht,
Es decke der Schnee, es verhülle die Nacht
Die Leichen mit heiligem Grauen.

Digitized by Google

Wo früher es blühte, jezt wirbelt der Sand,
Es rauſchen die Meere, wo früher das Land;
Wo ruhen auf Erden die Todten?
Sie ruhen im Liede, ſie wohnen im Sang,
Im Ruhme der Zeiten die Länder entlang,
Und wir ſind ihre Boten.

Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsſchwüle
Auf Thal und Höh' in Stille ſich gebreitet,
Man hört nur wie der Specht im Tannicht ſcheitet,
Und wie durch's Tobel rauſcht die Sägemühle.

Und ſchneller fließt der Bach, als ſuch' er Kühle,
Die Blume ſchaut ihm durſtig nach und ſpreitet
Die Blätter ſehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom ſeidnen Blüthenpfühle.

Am Ufer ſucht der Fährmann ſich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern,
Und ſieht in's Waſſer, was die Wolken machen.

Jezt iſt die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fiſcher weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden ſieht der Hirt die Felſen ſchimmern.

Liſi und Guidobald.

(ſ. Nr. 23.)

7.

Als Xaver, nachdem er Juditha Sohn mit ſo wohlgemeinter Strenge von dannen geſchickt, in die Stube trat, wurde er, wie er vorausgeſehen, mit dringenden Fragen und vorwurfsvollen Blicken empfangen. Annemierl verargte es dem Manne, daß er den werthen Beſuch trockenen Mundes entlaſſen, beſonders nachdem der unwillkommene Gaſt mit Trank und Speiſe bedacht worden. Mierzl und Lene verdroß es, daß Guidobald nicht den neuen Lubler vernommen, den ſie in der vergangenen Woche eingelernt. Jedes hatte eine Bemerkung, bis auf Liſi. Dieſe that gar nicht, als höre ſie auf die Reden der andern und als gebe es überhaupt einen Guidobald auf der Welt. Natürlich aber ließ ſich niemand weniger als der Pflegevater von dieſer Schweigſamkeit täuſchen; im Gegentheil, er verſtand ſie beſſer als die beredteſte Predigt.

„Seyd ſchön ſtad mit einander," rief der Meier endlich in den Lärm hinein; „der Junker hat's g'nöthig gehabt. Der geſtrenge Herr hatte ihn bei uns geſehen und wird auf alle Weiſ' geplauſcht haben. Wenn der Baldi nicht rechtzeitig zum Eſſen heimkommt, ſo iſt's völlig aus. Ihr wißt ja, wie wild der alte Herr thun kann, wenn er ſchiech wird." — „Die Suppe findet er eh' ſchon kalt," bemerkte Loysl, „grad kommen unſere Buben heim; gleich wird's zehn ſchlagen." — „Und bei uns losgehen," fügte der Vater hinzu. „Mir iſt's ſchon recht. Aber weißt du denn nicht, daß die vornehmen Leute erſt um eilf Uhr zu Tiſch gehen? Der Baldi wird grad noch recht kommen, wenn er brav antaucht."

Kinder und Geſinde ſtrömten herein, bald dampfte die Schüſſel auf dem Tiſch und die Holzlöffel kamen in Bewegung. — „Iſt's wirklich wahr, Vater," hob nach einer Weile die kleine Ditterl an, „daß ſie im Schloſſe erſt ſo ſpät zum Eſſen kommen? Oder war's dein Spaß?" — „Deine Mutter kann dir's ſagen, mein Menſcherl," verſetzte Xaver, „die hat ſelber ſchon zugeſehen." Annemierl nickte. „Ich habe ja bei der ſeligen gnä' Frau gedient, wie ich noch ein ganz geringes Dirndl war," ſagte ſie. „Die alte Frau war eine gute Seele, und damals ſind wir armen Leute noch nicht um des Glaubens willen geſchunden worden, wie ſeit ſchier zwanzig Jahren her geſchieht. Der alte Herr iſt erſt nach ihrem Tode gar ſo ſchlimm geworden. Gott tröſte ſie! Aber daß wir nicht eins in's andere plauſchen: es iſt ganz richtig, wie der Vater ſagt. Um eilf Uhr wird gegeſſen. Auf den Tiſch breiten ſie ein weißes Tuch, bevor aufgetragen wird; auch eſſen ſie nicht aus der Schüſſel, ſondern jedes hat einen zinnernen Teller vor ſich, wohinein ihm ſein Theil gegeben wird."

„Sind ſie denn futterneidig?" fragten die Hörer, mehr ungläubig beinahe als verwundert. — „Mag ſchier ſo ſeyn," fuhr die Mutter fort. „Auch eſſen ſie die Suppe zuallererſt." — „Warum nicht gar!" — „Wie ich euch ſage. Nach der Suppe kommt ein ſaures Voreſſen von Lunge oder Leber, von Fiſch oder Wildpret, hernach ein Fleiſch mit Kraut und Knödeln." — „Alle Tage ein Fleiſch?" — „Alle Tage, und am Freitag ganz gewiß. Das geſchieht dem Faſtengebot eigens zum Trotz. Wenn kein Fleiſch zu haben, nehmen ſie Schweinernes oder Wildpret. Am Sonntag und Pfinſttag, oder wenn Gäſte da ſind, gibt's noch einen Braten dazu und andere gute Dinge."

Die Maierin fügte mancherlei hinzu, um die Seltſamkeiten des üppigen Lebens im Herrenhauſe zu beſchreiben. Sie erzählte, daß zur Jauſe gebackene Fiſche, Hühner oder dergleichen niedliche Bißlein verzehrt würden, zur Abendmahlzeit aber jedesmal ein ſtattlicher Braten auf die Tafel komme, entweder von der Weide oder aus dem Walde. Endlich ſchloß ſie: „Von den ausländiſchen Ketzern haben ſie auch noch, wie ich für gewiß erfahren, jetzt einen ganz neuen Gräuel gelernt. Sie laſſen junge Kälber von ſechs bis zwölf Wochen abſtechen, um das zarte Fleiſch zu braten oder zu ſieden." — „Sey ſtad!" rief Xaver dazwiſchen; „wer wird beim Eſſen ſo grauslich reden!" — „Es ſoll eine feine Speiſe ſeyn," fuhr Annemierl fort; „das Kogaleitnerweib hat verwichen im Schloſſe ein Stückl erwiſcht." — „Geſegn' es Gott!" brummte Xaver; „ich möchte eben ſo gern ein Stück Roßfleiſch verſuchen. Unſer Herrgott hat allerlei Koſtgänger und die vornehmen Leute freſſen manchmal wie Schweine und Enten alles durcheinander." — Aufſtehend fügte er hinzu: „Ich habe gegeſſen."

Er murmelte ſein Deo gratias und fuhr dann in ſeiner Rede fort: „Wenn du fertig biſt, Loysl, ſo ſpanne ein. Ich muß auf Lambach. Du darfſt mit mir bis Gmunden. Ich zahle dir eine Jauſe, damit du auch ein Sonntagsvergnügen haſt." — „Schon recht, Vater,"

entgegnete Loysl, „und auf dem Heimweg ſchau' ich ein wenig im Schloſſe nach."

Er eilte zum Stall. In kurzer Friſt folgte ihm Liſi, um ihm zu helfen, wie ſie ſagte, obſchon ſie keine Hand dazu rührte. „Schau, daß du nicht zu ſpät heimkommſt," bemerkte ſie ſo ganz verloren und von ihm abgewendet. — „Iſt nicht nöthig," antwortete er unbefangen; „der Toni oder die Kathi oder die kleinen Buben führen dich ſchon über den See." — „Mit dir fahre ich am liebſten," fuhr ſie halblaut fort. — „Küſſ' die Hand für die Gnade," lachte er entgegen; „haſt du ſonſt keine Schmerzen?" — „Ich möchte gerne wiſſen," liſpelte ſie weiter, „was der Vater eigentlich mit dem Baldi gehabt hat. Sie haben gar eifrig miteinander geſprochen, und der Vater hat ihn an der Hand mit ſich fortgezogen. Der Junker wäre lieber geblieben."

Loysls Gleichgültigkeit verwandelte ſich in Theilnahme. „Haſt du nichts von ihren Reden vernommen?" fragte er angelegentlich. — „Nicht ein Wort; aber etwas beſonderes iſt los, ſoviel ſpüre ich. Ich kann dir nicht alles beſchreiben, wie ich's geſehen habe, aber geſehen habe ich's mit offenen hellen Augen. Der Vater hat ihn völlig fortgeſchafft, und der Baldi iſt ganz bummerwitzig davon gegangen, als wäre er mit kaltem Waſſer begoſſen." — „Ich werde ſchauen, daß ich mit ihm zuſammenkomme," meinte Loysl; „vielleicht bringe ich unterwegs auch etwas aus dem Vater heraus." — „Verſteht ſich," ſpottete Liſi, „der Winklmaier plauſcht richtig alles aus, was er nicht für ſich behalten will. Du kennſt ihn ja." — Der Bue verhieß allen Fleiß anzuwenden, um das Geheimniß zu erfahren, und wo möglich auch zu rechter Zeit heimzukehren, bevor die Dirne den Rückweg zur Alm angetreten. In wenigen Augenblicken darauf fuhr Xaver mit ſeinem Sohne von dannen.

Liſi ſuchte ein ſtilles Plätzchen, um mit ihren Gedanken allein zu bleiben. Schwere Sorgen hatten ſich ihrer Seele bemeiſtert. Die ſüße Unruhe, mit der ſie am Vormittag in halbbewußter Sehnſucht über den See nach Guidobald ausgeſpäht, ſie war zwar Unruhe geblieben, aber nichts weniger mehr wie ſüß. Wenn ſchon Pallenauers unwillkommenes Geſicht durch ſeinen griesgrämigen Ausdruck ſie wie eine böſe Vorbedeutung gemahnt, und wenn der allzuhöfliche Empfang des Junkers durch den Maier ihr Bedenklichkeiten von nachhaltiger Wirkung erregt, ſo war ihre Unbefangenheit vollends der Unterredung gewichen, welche ſie — obgleich nur mit den Augen — belauſcht hatte. Von ihr war die Rede geweſen, das fühlte ſie mit jener Beſtimmtheit, in welcher die Ahnung ſich bereits zum Hellſehen geſteigert, die Vermuthung zum Orakelſpruch geworden. Sobald aber der Maier mit Guidobald von ihr geſprochen, ſo hatte ohne allen Zweifel der Gegenſtand ſie wie ihn in gleicher Weiſe betroffen, und die Umſtände waren wahrhaftig nicht darnach, bräutliche Vorahnungen in dem Mädchen wachzurufen. Nicht von weitem fiel der Liſi ein, ihre Muthmaßungen dahin zu lenken, wohin ſonſt wohl die Gedanken einer Dirne zu zielen pflegen, wenn ſie den Vater in vertraulichem Zwiegeſpräch mit ihrem Erkorenen erblickt.

Etwas neues aber hatte ſie doch aus den Worten erfahren, deren Klang nicht an ihr Ohr gedrungen. Das Geheimniß, über welches Xaver mit ſeiner treuherzigen Rede den Jüngling aufgeklärt, die Jungfrau hatte es aus Mienen und Geberden errathen, und vielleicht ſogar noch ſchneller begriffen, als ihres Pflegevaters unmittelbarer und aufmerkſamer Zuhörer. Sie wußte jetzt, daß Baldi ihr Erkorener ſey, und wenn der gute Knabe in ſeinem bittern Leide ſich ſelber klagte, daß ſeine Liebe ganz wider den hergebrachten Lauf der Dinge ihr Ende vor dem Anfang erreiche, ſo war dieſe Klage wenigſtens eitel.

Das Liebesſpiel hatte jetzt bei ihr wie bei ihm ſeinen ſelbſtbewußten Anfang genommen; daran zweifelte Liſi keinen Augenblick, und noch weniger kam ihr die Vorausſetzung in den Sinn, daß etwa Guidobald es nicht wiſſe. Sie bildete ſich ein, daß ihm ſchon lange klar geweſen ſeyn müſſe, was ſie jetzt erſt merkte, und daß er mit hellem Bewußtſeyn ſich um ein Herz beworben, deſſen volle Liebe ihm zugefallen, ohne daß es ſelber inne geworden, wie allmählig die anfänglich kindiſche Zuneigung ſich zur kindlichen Anhänglichkeit geſtaltet, und endlich zur flammenden Leidenſchaft geſteigert hatte. Wenn Liſi auch jetzt erſt wahrnahm, daß ſie lichterloh brannte, ſo entſann ſie ſich doch in demſelben Augenblick, daß ſie die Gluth ſchon längſt empfunden, und daß der Zündſtoff noch viel früher ſich maſſenweiſe aufgehäuft hatte.

Bei ſolchem Gange der Gedanken und Vorſtellungen war es nur natürlich, daß Liſi erwartete, durch Loysl irgend eine Botſchaft von ihrem lieben Buben zu erhalten. Für das wahrſcheinlichſte hielt ſie, er werde ihr ſagen laſſen, daß er an dem oder jenem Tage auf den Höhen des Röthelſteins zu jagen verhabe, und daß er auf dem Erlakogl, dem Schartenkogl oder dem Spitzelſtein ein Feuer anzünden werde, um ſeine Gegenwart anzudeuten. Und wenn er allenfalls nichts ſagen ließ als einen Gruß, ſo meinte er damit, daß er ſie im Verlauf der Woche zu Alm heimſuchen werde. Er wußte den Weg, er kannte den Trieb, und ihre Hütte war ihm ja nicht fremd. Mit Ungeduld erwartete Liſi des Bruders Heimkehr. Wie däuchten ihr die bleiernen Stunden ſo lang, und dennoch kam es ihr wiederum vor, als beſchwinge die Zeit mit ſchadenfroher Bosheit ihre Sohlen, beſonders als der Puechberg begann ſeinen Schatten ſeewärts zu legen, um ihn bald zu ſtrecken, und als die Bäume am Rothenſtein nicht mehr im

Sonnenſtrahl erglänzten, während Loysl ſich nicht ſehen ließ.

Um drei Uhr rief die Maierin ihr Volk zur Jauſe und verſorgte die Schwaigerinnen mit den Vorräthen für die Woche, mit Brod, Mehl, Gries und Salz, des Gebirges einfacher Koſt, wozu ihnen auf der Alm Milch, Butter und Schmalz nicht fehlten. Die Dirnen gingen; nur Liſi zögerte, als hätte ſie Pech an den Sohlen. „Was haſt du noch zu plauſchen und zu bandeln?“ ſchalt die Mutter endlich. „Meinſt du leicht, daß du noch bleiben mußt, weil du gar ſo ſpät gekommen? Schau, daß du weiterkommſt und die Buberl wieder Traunkirchen erreichen, ehwenn der untere Wind losgeht.“

Liſi mußte ſich fügen; zwar wollte ſie noch allerlei Vorwände ſuchen, aber Annemierl trieb ſie ohne Umſtände weiter, die zwei kleinen Buben zerrten ſie am Kittel fort, und ſo ging ſie von dannen, Schritt für Schritt trippelnd, zu langſam für ihrer Begleiter Ungeduld und dennoch viel zu ſchnell für ſich ſelbſt. All ihr Zögern war vergeblich. Sie erreichte das Schiff, bevor Loysl zum Vorſchein gekommen. Doch kaum hatte das Einbäuml ſich vom Geſtade entfernt, ſo erblickte ſie den Bruder, der ziemlich eilfertig am Puechberg hinlief. „Aushalten,“ rief ſie den Buben zu, „umwenden!“ — Die wollten nichts von einer neuen Verzögerung wiſſen, aber Loysl, der ihrer wahrgenommen, rief ſie an, und aus Furcht vor dem großen Bruder verſtanden ſie ſich dazu, wenigſtens die Ruder aufzuheben, während der Ankömmling in raſchen Sätzen dem Ufer zulief.

„Willſt du mich führen?“ fragte Liſi hinüber. — Das hatten die Kleinen gefürchtet; ſie wollten ſich ihr Vergnügen nicht nehmen laſſen. „Nix da!“ ſchrieen ſie; „wir kehren gar nicht zu!“ — „Iſt auch nicht nöthig,“ rief Loysl; „ich bin gar ſo viel müd. Das Herz iſt mir wie ein Stein.“ — „Haſt du ihn geſehen?“ hob Liſi wieder an. — „Nein, geſehen habe ich ihn nicht,“ beſchied der am Lande; „aber große Neuzeitung bringe ich. Im Schloſſe ſind fremde vornehme Gäſte mit Dienern und Roſſen. Morgen früh nehmen ſie den Baldi mit ſich von dannen. Mit zwei Knechten und einem Buben reitet er in den Krieg, vier Roſſe ſtark. Er muß ein Dragoner werden, daß Gott erbarm!“

Ohne weiter Rede zu ſtehen, drehte Loysl ſich um und lief trotz ſeiner angeblichen Müdigkeit ſpornſtreichs heimwärts. Zweifelsohne drängte es ihn, ſein ſchweres Herz baldmöglichſt nun auch vor der Mutter auszuſchütten.

Liſi ſank auf das Sitzbrett, und während die Ruderer mit eifriger Haſt antauchten, wiederholte ſie händeringend vor ſich hinmurmelnd immer und immer wieder des Bruders lezte Worte: Daß Gott erbarm!

8.

Ueber dem See lagen bereits die dichten Schleier der abendlichen Dämmerung. An den höchſten Felszacken verglühte in ermattenden Tinten des ſcheidenden Tages lezter Schimmer, auf den Hochalmen zögerte noch das flimmernde Zwielicht, welches ſich aus der Tiefe emporgezogen, allmählig Schritt für Schritt vor der Finſterniß auf demſelben Wege zurückweichend, den es am Morgen ſiegreich hinabgeſtiegen war. So auch auf der Alm, die, unter einer der drei höchſten Kuppen des Röthelſteins gelegen, von dieſer den Namen Spitzelſteinalm führt. Dort war es ſchier noch lichter Tag, während der See drunten, ein ſchwarzer Spiegel, ſchon in klarem Gold die Sterne wiederſtrahlte, welche von der Höhe aus geſehen ſich kaum als zitternde Silberflitter am Himmel zeigten.

Der Trieb am Spitzelſtein war keiner der größeren. Er beſtand aus fünf oder ſechs Sennhütten, in deren jeder eine Schwaigerin den Hochſommer hindurch ihre einſiedleriſche Wirthſchaft führte. Die Dirnen waren ſämmtlich ſchon ſeit geraumer Weile von ihrem ſonntäglichen Ausflug in die Thäler zurückgekehrt. Ihr feſttägliches Gewand hatten ſie abgelegt, die Kühe und Kälber von den Weideplätzen geholt, um dieſelben für die Nacht zu verſorgen, und nun ſaßen ſie plaudernd beiſammen vor Reſis Hütte, welche ſo ziemlich den Mittelpunkt der zerſtreuten Anſiedlung bildete. Es waren lauter junge und hübſche Mädchen; jung, weil kein nur halbwegs vernünftiger Landwirth eine alternde Hirtin gen Alm ſendet; hübſch, weil im ſchönen Lande ob der Enns eine junge ſtarke Dirne gewöhnlich auch ſauber gewachſen iſt und angenehme Geſichtszüge beſizt. Seltſamerweiſe entſpricht dieſem ſtattlichen Schlage im oberöſterreichiſchen Gebirge keineswegs das männliche Geſchlecht; die Buben ſind wohl ſtark und friſch, aber meiſtens von unſcheinbarem Ausſehen, während in der obern Steiermark und in Tirol das umgekehrte Verhältniß waltet; dort gibt es mehr wohlgemachte Buben als Dirnen.

Die ſchönſte im Trieb am Spitzelſtein war von allen unſtreitig die Winklmaier-Liſi. Groß und ſtark über ihre Jahre hinaus, beſaß ſie noch den vollen Schmelz der zarten Jugend. Die Züge ihres reizenden Antlitzes, obſchon zur vollen Blüthe der Jungfräulichkeit entfaltet, trugen immerhin noch ein kindliches Gepräge, das ſich ſeltſam, aber höchſt anziehend mit einem Ausdruck von Sprödigkeit vermählte, welche mehr dem Stolze als der ſchüchternen Scheu ihren Urſprung zu verdanken ſchien. Es war beinahe, als ob das Blut in ihren Adern der Herkunft eingedenk geblieben, deren Gedächtniß dem Sinne völlig entſchwunden.

Zu den plaudernden Dirnen geſellte ſich ein Burſche. Am Sonntag pflegen ſich zwar keine Buben auf der Alm einzufinden, aber der junge Ramſauer-Seraphin

machte eine Ausnahme. Er war des Stiftes von Traunkirchen wohlbestallter Ochsenhirt auf der Röthelalm, und hatte vom hochwürdigen Herrn Pentenrieder eigens den Auftrag, an jedem Abend zum Spitzelstein zu gehen, um mit den Schwaigerinnen den Rosenkranz zu beten. So kam er auch jetzt, bewaffnet mit einer Kuhglocke, deren Klang, das Gebetläuten vorstellend, sein Nahen schon von weitem ankündigte. — Für einen Meßner sah der Seraphin eigenthümlich genug aus. Die Gestalt erinnerte in ihrer schlanken, geschmeidigen und doch so kernkräftigen Höhe an den Wuchs der Edeltanne. Das jugendliche Gesicht, länglich geformt, trug in seinen Zügen einen entschiedenen Ausdruck von tiefem nachdenklichem Ernst und von schwermüthiger Innigkeit. Das Gewand zeigte die ursprünglichste Einfachheit. Auf den dichten wirren Locken, die wohl nie einen andern Kamm gefühlt als den fünfzackigen von Fleisch und Bein, wiegte sich ein verwitterndes Etwas, das ehedem vielleicht ein Hut gewesen. Den Oberleib umschloß ein grobes Hemd, die obere Hälfte der Beine bis zum bloßen Knie eine Hose von schwarzem Leder, die Waden bis zu den Knöcheln ein Hülsenpaar von Loden, während die Füße jeglicher Bedeckung ermangelten. In den Händen führte er nebst der Heerdenglocke einen mächtigen Stachelstock, eine Art von Springstecken und Spieß zugleich, wozu eine junge Eiche ihren Stamm hergegeben, dessen Ende der Schmied mit einer Eisenspitze bewaffnet und mit einem starken Ring eingefaßt hatte.

Die bekannte und erwartete Erscheinung wurde mit gelassener Freundlichkeit begrüßt. Ohne Umstände nahm Seraphin seinen gewohnten Platz ein, waltete seines Amtes als Vorbeter und ließ sich dann die saure Milch munden, welche Resi ihm nicht sowohl wie einem Gast, sondern wie einem Kostgänger brachte. Sie war nämlich des Klosters Dirne zu Alm und hatte im Namen der Herrschaft den Ochsenhirten mit Milch und Schmalz zu versorgen.

„Du warst ja heute zu Gmunden, Seraphin," sagte die Resi; „gibt's etwas Neues?" — „Noch weiter bin ich gewesen," versetzte der Hirtenbub; „zu Pinsdorf war ich bei meinem Vetter. Er hat mir ein paar Bundschuh geschenkt zum Kirchengang. Neuigkeiten habe ich einen ganzen Sack voll." — „Schütte aus, mein Bue! nur brav ausgeschüttet!" mahnten die Sennerinnen.

Der Hirt wußte allerlei zu erzählen von Hochzeiten, Kindstaufen, Begräbnissen und andern Begebenheiten des ländlichen Lebens. Lisi hörte nicht darauf; doch sollte auch ihre Aufmerksamkeit endlich erregt werden. — „Ein Werber ist zu mir gekommen und hätte mich gern gehabt," erzählte Seraphin. „Blanke Thaler hat er mir geboten, mehr als ich jemals beisammen gesehen habe. Ein so sauberer Bursch, meinte er, wäre doch ein rechter Narr, wenn er daheim auf dem Mist verfaulte, statt der lustigen gelben Gretel zu folgen. Dabei gab er mir einen Wein zu trinken, grad genug und schier zu viel. Leicht hätte er mich dran gekriegt, wäre nicht der Vetter just noch dazu gekommen. „Ramsauerbue," sagt der Vetter, „du wirst dennoch wohl den hochwürdigen Herrn Pfarrer erst fragen müssen." — „Was da!" schreit der Reiter, „was geht dich der Baalspfaff an?" So geht's eine Weile fort, ärger und immer ärger. Wie ich den Reitersmann so schimpfen höre, vergeht mir der Rausch, ich denke gar nicht mehr an das lustige Soldatenleben, sondern schau, daß ich schön stad von dem Teufelsbraten wegkomme. Alle Dörfer stecken voll solcher Höllenbrände, um die junge Mannschaft anzulocken. Zu Vöklabruck, Schwanenstadt, Lambach stehen Werbzelte, nur die von Gmunden wollen kein's leiden. Der schlimme Ernest läßt umschlagen."

„Das ist der Mannsfelder, nicht wahr?" fragte Lisi. „Der wirbt Volk für die aufständischen Ketzer in Böhmen." — „Ganz recht, Winkldirndl," versetzte Seraphin. „Dein Vater wird dir's gesagt haben. Der ist selber als Lanzknecht mitgelaufen und versteht sich auf den Krieg. Aber die Herren Stände lassen auch umschlagen und die Leute drunten munkeln sogar von einem Aufgebot." — „Dich trifft es nicht, Ramsauerbue," fiel Resi ein; „unsere Herrschaft thut gewiß nicht mit." — „Was wäre an mir gelegen?" sagte der Hirt mit einem trübseligen Seitenblick auf Lisi. — „Ich bin ein armer Bue. Mein Vater und meine Mutter können mich gerathen; sie haben Kinder grad genug daheim. Am Tisch sitzen die Fratzen wie die Orgelpfeifen und werden alleweil noch mehr. Ein Dirndl hab' ich nicht."

„Grad nur deine Schuld," bemerkte Resi, ebenfalls mit einem Seitenblick auf Lisi; „warum mußt du dir just eine einbilden, die dich nicht will? Noch manche Mutter hat ein liebes Kind. Ein frischer Bue kommt nicht zu kurz, wenn er auch einmal Fleisch heimtragen muß." — „Es ist einmal, so wie's ist," fiel Seraphin rasch und nachdrücklich ein. „An meine vergebliche Liebe habe ich auch gedacht, als der Werber mir zurebete wie ein Galgenpater. Am Sterben liegt mir eh' nichts und ich wäre gerne weit weg." — „So wäre ich halt gegangen," rief eine von den Dirnen. — „Schon recht," meinte Seraphin; „aber hinter dem Tode kommt noch etwas. Ich mag nicht für die Ketzerei sterben. Wenn der Erzherzog die Trommel rührte, dann wäre ich leicht dabei; aber so? Nein. So arm ich bin, könnte mir gleich der Junker von Ort sein Gewand, seinen Plunder und sein Erbrecht antragen, ich zöge nicht für ihn in den Krieg nach Böhmen." — „Glaub's schon," scherzte Resi; „wenn er fortginge, bliebst du allein auf dem Platz." — Wehmüthig das Haupt schüttelnd gab der Hirt langsam zur Antwort: „Du verstehst mich nicht, Dirndl. Mir ist leid um die arme Seele, und da denke ich an nichts anderes. Wenn ich dem Baldi helfen könnte, daß er da bleiben dürfte,

ich thät's mit tauſend Freuden. Und ich dürfte ganz gewiß wiſſen, daß ich ſein Dirndl erbte, ich hielte ihn dennoch wohl auf, wenn ich's vermöchte." — Liſi reichte ihm mit einer raſchen Bewegung die Hand. — „Du biſt ein braver Bue," ſprach ſie dazu; „ich werde dir's nicht vergeſſen." — „Ja, was iſt denn das?" riefen die Dirnen durcheinander; „zieht denn der Baldi in den Krieg? Und die Liſi weiß es ſchon?" — „Mein Bruder hat mir's nachgerufen, wie ich ſchon im Einbäuml geſeſſen bin," ſagte Liſi. — „Ich bin es zu Gmunden inne geworden," fügte Seraphin hinzu. „Geſtern Abend iſt der ſchlimme Gaſt, der Tſchernembl, von Linz her nach Böllabruck gekommen und mit dem Mannsfeld zuſammengetroffen. Heute in der Früh ſind ſie mitſammen auf Ort gereist. Nachmittags um drei oder vier herum kommt mit einem mal einer aus dem Schloß daher gerennt und ſucht den Büchſenmacher in allen Wirthshäuſern. Der Meiſter muß trotz des heiligen Tags ſein Gewölb aufſperren und ein Fauſtrohr hergeben, das er ein paar Tage zuvor zum Verkauf hergerichtet. Warum? Sie haben nicht Schießgewehr genug im Schloß für den Baldi und ſeine drei Begleiter, die morgen nach Böhmen reiten. Die Sache iſt ganz unverſehens über Hals und Kopf gekommen, und vor dem Eſſen hat niemand zu Ort davon gewußt. Die gnädige Frau iſt ganz verzweifelt."

Die Hörerinnen machten dem Erzähler bittere Vorwürfe darüber, daß er die wichtigſte ſeiner Neuigkeiten ſchier ganz mit Schweigen übergangen. — „Ich hab's der Liſi eigentlich gar nicht ſagen wollen," verſetzte er trocken; „es iſt mir nur ſo herausgerutſcht, aber wahr iſt's ſchon." — „Wenn ſie's aber eh' gewußt hat?" — „Das habe ich nicht rathen können." — „Jezt aber weiter, Ramſauerbue! Was haſt du ſonſt noch erfahren? Wer zieht mit dem Baldi fort? Wann muß er ſcheiden?"

Während Seraphin mit ſolchen Fragen beſtürmt wurde, ſchlich Liſi ſtill von dannen. Sie fühlte ſich auf's neue zerſchmettert von der Hiobspoſt, welche ſie zuerſt aus Loysls Mund vernommen und deren Beſtätigung nun in des Hirten Worten lag. Dazu ſchnitten die Neckereien der Gefährtinnen ihr durch die Seele. Sie war zwar oftmals ſchon mit Baldi aufgezogen worden, doch hatte ſie in ihrer Unbefangenheit immerdar dazu gelacht; heute würde ſie etwa nur roth geworden ſeyn, aber ohne Kreuz und Leid, wäre nicht die ſchlimme Botſchaft geweſen. Heute erſt hatte der helle Sonnenſtrahl die Blüthe ihrer Liebe erſchloſſen, aber gerade nur, damit der Sturm die Blüthe ſelbſt knicke ſtatt der Knoſpe.

Die Geſpielinnen hatten den Rauch bemerkt, bevor Liſi und Guidobald das Feuer geſpürt. Beide hatten noch ſorglos geſchlummert, als die Nachbarn ſchon die Flammen zum Dach herausſchlagen ſahen, und ſelbſt der Feuerruf war nicht gleich im Stande geweſen ſie zu wecken. Dergleichen begegnet wohl auch älteren und erfahreneren Herzen, um wie viel leichter alſo kindlichen Gemüthern, deren Liebe, mit ihnen zugleich aufgewachſen und gereift, ſo allmählig wie ſie ſelbſt ſich aus ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit verändert hatte, inſofern die entwickelte Reife eine Veränderung heißen darf.

Die Hütte Liſis ſtand am äußerſten Flügel des Triebes auf einer vorſpringenden Erhöhung, von welcher aus bei Tag ſich eine weite Ausſicht über den See und über die Ebene öffnete. Jezt lag die Tiefe eben ſo dunkel da wie ſtill. Wie hell die Sterne immerhin am Himmel ſchienen, ihr Glanz reichte nicht aus, auch nur die Umriſſe des Geſtades zu zeichnen, und die Entfernung war viel zu groß, um den Lichtſchimmer erkennen zu laſſen, der vielleicht durch die Fenſter des Schloſſes von Ort drang. Dennoch ſezte ſich die Sennerin auf die Schwelle ihrer Thüre, um in die Dunkelheit hinabzuſtarren. Mit den Augen ihrer Seele erblickte ſie ganz deutlich das Haus über der Fluth, deſſen Dach ihren Liebſten — doch nur noch für die Eine Nacht beherbergte.

„Er denkt an mich," ſprach ſie in ihren Gedanken. „Er ſteht an ſeinem Kammerfenſter; am geſtirnten Himmel erhebt ſich vor ſeinen Blicken der Spitzelſtein; er weiß die Stelle, wo ich jezt nach ihm hinabſchaue, und unſere Blicke begegnen ſich." — Liſi hörte eine Weile noch das Geplauder von Reſis Hütte her wie einen verworrenen Lärm, der allmählig verſtummte. Zulezt ſchlugen noch ein paar Dirndln einen Ludler an, dem von weitem ein Juhizer antwortete. Zweifelsohne hatte der Geſang das Ehrengeleit für den ſcheidenden Seraphin vorgeſtellt, welcher nun den lezten Gruß aus der Entfernung zurückſandte. — Unmittelbar darauf ward ringsum alles ſtill. Liſi erhob ſich, trat in das Innere der Hütte, um ihr Lager zu ſuchen, und indem ſie die Thüre ſchloß, murmelte ſie: „Geh' ſchlafen, Baldi, und weine nicht. Wir trennen uns ohne Wort und Händedruck, doch iſt der Abſchied darum nicht weniger zärtlich. Du nimmſt mein Herz mit dir, das deine bleibt bei mir; gute Nacht!"

9.

Die Ahnung Liſis hatte in Einem Stücke wenigſtens ganz recht geſehen. Guidobald ſtand an ſeinem Kammerfenſter im Waſſerſchloß und blickte durch die ſechseckigen Scheiben nach dem Spitzelſtein hinauf, der in ſeiner eigenthümlichen Form, ungefähr wie ein ruhendes Stück Wild geſtaltet, ſich deutlich genug am klaren Nachthimmel zeichnete. Alles war ſtill in den weiten Räumen des alten Baues. Die Gäſte hatten ſich nach der Abendmahlzeit wohlbezecht zur Ruhe verfügt, und die zwei Herren von Ort eben

auch nicht nüchtern ihre Schlafſtellen aufgeſucht. Vielleicht hätte die Mutter noch gerne ein Wort mit dem Sohne geſprochen, doch durfte ſie nicht wagen, ihrem argwöhniſchen Eheherrn von der Seite zu weichen. Doch das war dem jungen Knaben gerade recht. Der Schmerz um die Trennung von der Mutter war ja in den Hintergrund getreten. Er dachte nur an Liſi, wenn ſchon in ganz anderer Weiſe, als ſie auf ihrer Alm droben meinte. Er wußte nicht, daß ſie ſeine Liebe kannte. Er bildete ſich ein, ſie müſſe ſein Scheiden ohne Abſchied und Urlaub für eine Trennung auf Nimmerwiederſehen halten, für eine Fahnenflucht vor geleiſtetem Eide, für einen Bruch der Treue, bevor die Treue nur beſchworen worden, für ein Ende vor dem Anfang. In ſolcher Weiſe ſcheidend ſchien er die Gegenliebe zu verſchmähen, welche für ihn zu erblühen ſich angeſchickt, und die er nun durch ſein ſcheinbares Verſchulden verwirken ſollte.

„Wenn ich nur noch ein einziges Wort mit ihr ſprechen könnte!“ ſagte Guidobald laut vor ſich hin. — Erſchreckt von der eigenen Stimme Klang, wandte er ſich um, wie um ſich zu überzeugen, daß kein Unberufener ihn behorche. Sein Blick fiel auf die Ausrüſtung, mit welcher er am nächſten Morgen ſeine gewohnte Jägertracht vertauſchen ſollte. Auf der Stuhllehne thronte der breitkrempige Hut mit ſeinem ſtolzen Federbuſch über dem bauſchigen Reiterwamms mit kurzen Schößen und dem faltenreichen Beinkleid, der ſogenannten Galeote. An den Sitz lehnten ſich, halb ſtehend, halb hängend, die hohen Stiefeln von weichem Leder, mit langen ſcharfen Sporen an den Ferſen bewaffnet. Auf dem Tiſche lagen ein Bruſtpanzer von Eiſenblech, Handſchuhe mit Stulpen von Pfundleder, ein Pallaſch mit wohlverwahrtem Gefäß und ein Paar Piſtolen. Woher die Gewandſtücke ſo ſchnell gekommen, konnte Guidobald nicht begreifen; er wußte ja nicht, daß der Großvater ſchon ſeit längerer Zeit daran gedacht, ihn in die Fremde zu ſchicken. Die Vorbereitungen waren heimlings getroffen worden, ganz in der Weiſe des alten Herrn, der gewohnt war, nur dem Anſcheine nach in plötzlicher Eingebung raſch und entſchieden zu handeln, während er in der That lange vorher in aller Stille zu überlegen pflegte, bevor er zum Werke ſchritt. Erasmus Hofmann überraſchte häufig ſeine Umgebungen, doch nie ſich ſelber, und ſeine angeblichen Einfälle waren ſtets ausgetragene Pläne, mit fleißigem Vorbedacht geordnet, mit ſorgſamer Ueberlegung in allen Einzelheiten vorbereitet.

Dieſe Gabe hatte der Enkel nicht von ihm geerbt. Zwar verſtand ſich Guidobald, durch ſeine ſeltſame Erziehung dazu gewöhnt, faſt mehr als billig auf Verſtellung und Ausflüchte, aber im übrigen pflegten plötzliche Eingebungen ſeine Schritte zu beſtimmen. So geſchah es auch jetzt. Ein Einfall ganz eigener Art flammte in ihm auf, anregend, mächtig und unwiderſtehlich. „Habe ich denn nicht die Nacht vor mir?“ ſprach er zu ſich ſelber. „Es iſt freilich nicht Samſtag, aber dafür bin ich auch kein Holzknecht. Und wer weiß, wo ich am Samſtag Abend ſeyn werde? Ich ſteige gen Alm und nehme Abſchied vom Dirndl, wie ſich's gebührt. Wenn ich am Morgen auch ein bischen ſpät zurückkomme, was hat's zu ſagen? Sie warten ſchon auf mich, darauf darf ich leider zählen. Die Ausrede gibt mir das Waidwerk. Ich bin vor Tage aufgeſtanden, um noch einmal vor dem langen Scheiden einen Pirſchgang in das Gebirge zu verſuchen.“

Schnell entſchloſſen brachte er ſein Bett in Unordnung, um glauben zu machen, daß er darin geſchlafen. Dann zog er die Bundſchuhe aus, raffte ſein Jagdzeug zuſammen, ſteckte ein paar Bucheln in die Waidtaſche, löſchte die Lampe und ſchlich, die Schuhe in der Hand, unhörbaren Trittes durch die wohlbekannten Gänge. Das Waſſerſchloß hatte außer dem Hauptthore nach der Brücke zu auch einen unmittelbaren Ausgang nach dem See. In einem Gewölbe über dem Waſſerſpiegel, nach innen durch eine ſchmale Treppe mit dem Flur verbunden, nach außen zu durch ein Eiſenpförtchen verwahrt, lag ſtets eine Plätte in Bereitſchaft. Das Gewölb mit dem Eſtrich von Waſſer hatte Guidobald ſchnell erreicht. Mit taſtender Hand überzeugte er ſich, daß kein Schloß die Kette feſthielt, woran das Schifflein lag. Die Waſſerpforte war, das wußte er ohnehin, in ruhigen Zeiten nur verriegelt, nicht abgeſchloſſen. Er öffnete ſie vom breiten Ende der Plätte aus ohne Mühe, und in wenigen Augenblicken befand er ſich zwiſchen den Pfählen, welche in mehrfachen Reihen aus dem Waſſer emporragend das Gebäude umgaben und noch bis zum heutigen Tage umgeben, vermuthlich zum Schutz des Mauerwerks gegen Wellenſchlag und andere zudringliche Unbequemlichkeiten. Die Pfähle mit den Händen zum Stützpunkt nehmend, glitt Guidobald hindurch, bis er vom lezten aus ſeinem Fahrzeug einen ſchnellkräftigen Ruck gab, der es eine geraume Strecke weit fortſchnellte, bevor ſeine Wirkung allmählig nachließ und ſich endlich ganz verlor.

Der nächtliche Schiffer ließ der Wirkung des Abſtoßes mehr als die nöthige Muße, alle Kraft zu erſchöpfen. Er zog indeſſen ſein Schuhwerk wieder an die Füße, dann griff er zum Ruder, um abermals der Plätte einen ſtillen, aber ſehr nachhaltigen Ruck zu geben, den er ebenfalls ſeine Wirkung vollenden ließ, ſo daß er ganz geräuſchlos eine gute Strecke vom Schloſſe wegkam, worauf er zuerſt mit vorſichtig leiſem Ruderſchlag, dann aber ohne Rückſicht auf etwaiges Geräuſch ſeine Fahrt in derſelben Richtung fortſezte, die er am Morgen ſchon einmal eingeſchlagen hatte. Der Felſen wohlbekannte Formen dienten ihm zur Richtſchnur. Er hielt den Schnabel ſeines Schiffchens mit ſteter Hand halb links gegen den Traunſtein hin, und die Reiſe

ging mit einer ſo ſichern Schnelligkeit von ſtatten, als ſtünde am Kehrruder etwa der rothe Hiesl vom Stein, der geprieſenſte Schnellfahrer auf dem See.

Guidobald legte am Röthelbach an. Er hätte es allerdings bequemer gefunden, von Kindbach aus einen wenigſtens halb und halb gebahnten Weg nach der Spitzelſteinalm einzuſchlagen, als hier die pfadloſen Felſenſteige zu betreten; aber er konnte während der Rückkehr bei oder zu Kindbach geſehen werden, und dann war gar zu leicht verrathen, woher er kam, während er beim Röthelbach ſchwerlich irgendwem begegnete, und erſt noch, wenn er doch bemerkt wurde, gewiß ſeyn durfte, ſo ziemlich alle Muthmaßungen irre zu leiten. Der Weg vom Röthelbach zum Spitzelſtein galt ſelbſt bei Tage für ſehr gefährlich, und unter allen Waghälſen war vielleicht Guidobald der erſte, dem es jemals beigefallen, nächtlicher Weile ein ſolches Abenteuer zu unternehmen. Uebrigens dachte er für ſich ſelber an gar keine Gefahr; was ihn perſönlich anging, wußte er nur, daß er auf der andern Seite „'ringer auſig'ſtiegn“ wäre. Die Gefahr nicht achten iſt ſchon der halbe Sieg.

Die gute Liſi träumte vielleicht von dem Liebling ihres Herzens; in dieſem Falle jedoch erblickte ſie ihn ſicherlich in ganz anderer Geſtalt und Umgebung, als er zur Stunde den leiblichen Augen dargeboten hätte. Statt auf weichem Lager ſich zu dehnen, wie die Schläferin in der Sennhütte meinte, überſtieg er beim qualmenden Schimmer der einſamen Holzfackel rauhe Felſenpfade, bald aufwärts, bald abwärts klimmend und bald am Abhange der ſteilen Wand den Gemſenpfad verfolgend, neben ſich das ungaſtliche Geſtein, unter ſeinen Sohlen den kaum ſpannenbreiten Vorſprung und unter dem Stützpunkt von wenig troſtreicher Beſchaffenheit den ſchwarzen Rachen des Abgrundes, der wie in gelaſſener Erwartung der ſichern Beute den verwegenen Eindringling angähnte.

Liſis Schlummer hatte mehrere Stunden gedauert, als er durch ein Geräuſch von außen geſtört wurde. Nur zur Hälfte wach, gab ſie zuerſt nicht ſonderlich Acht darauf. Es geſchah nicht zum erſtenmal, daß vor ihrem Fenſter oder vor ihrer Thüre ein Gaſſelbue mit halblauter Stimme die hergebrachten Reimſprüche vortrug. Oft ſchon hatte ſie vernommen: „Drent am Brunn ſitzt ein kleiner Mann, hat ſich hingeneigt, hat ſich hergeneigt, hat mir dein Fenſterl zeigt;“ oder: „Drah di hin, drah di her, drah di gen den Morgenſtern, ſchau ob's nit bald Tag will wern;“ oder: „I geh' über Berg und Thal, kein Weg iſt mir nit z'ſchmal, i muß halt zum Dirndl in der Wochen einmal.“ Noch niemals hatte ſie auf derlei Sprüchlein ſammt ihrer unvermeidlichen Endfrage: „Ha, Dirndl, haſt g'hört?“ eine andere Antwort gehabt, als gar keine; noch jedesmal hatte der nächtliche Verſucher für ſein Fenſterln keinen Lohn gefunden, als den geheimen Spott ſchweigſamer Sprödigkeit. Auch dießmal durfte er wohl nichts beſſeres erwarten.

Aber horch, was war das? Der Gaſt draußen wiſperte keine Gaſſelreime, ſondern ſprach mit unverſtellter Stimme: „Liſi, biſt du munter? Steh' auf, Dirndl, und komm' vor, ich habe nicht lange Zeit.“ — Mit gleichen Füßen ſchnellte Liſi vom Lager, eilte zur Thüre und ſprach durch die Ritze: „Was ſoll's? Was gibt's? Bringſt du mir eine Poſt von meinem Buben?“ — „Haſt du denn auch ſchon einen Buben?“ fragte er lachend entgegen. — „Die Dirndln ſagen's, und ſchier möchte ich's ſelber hoffen,“ ſcherzte ſie, die Guidobalds Stimme jezt wirklich erkannt hatte. — Eigentlich war ihr gar nicht ſcherzhaft zu Muthe. Ihre erſte Regung hatte ſie getrieben, den Riegel zurückzuſtoßen, die Thüre aufzureißen und dem Junker um den Hals zu fallen, um an ſeiner Bruſt ſich auszuweinen. Dennoch zögerte die Hand am Riegel, dennoch blieb die Thür einſtweilen noch geſperrt, und ſtatt in Thränen zu zerſchmelzen, ließ die tiefbetrübte und liebeskranke Sennerin ſich in luſtiger Rede vernehmen, welche ihr die jungfräuliche Scheu in dunkelm Drange auf die Zunge legte. — „Oeffne,“ ſagte Guidobald, „und laß mich ein zu dir.“ — „Ich will lieber zu dir hinauskommen,“ verſezte ſie zögernd und mit unſicherer Stimme. — „So komm denn,“ meinte er gleichmüthig, „nur komm bald.“

Der unerfahrene Knabe wußte nicht, was er ſprach, wie es denn überhaupt bei einem männlichen Weſen viel länger währt als bei einem Mädchen, bis es klug wird. Nur beim weiblichen Geſchlecht eilt die Ahnung der Erfahrung weit voraus. — „Geſchwind bin ich bei dir,“ entgegnete ſie; „ich muß nur den Kittel anlegen.“ — Baldis lezte Worte hatten Liſi wie mit kaltem Waſſer übergoſſen, doch verſtand ſie ſelber nicht weßhalb. Auch dauerte der Schauer nicht lange, und ſtatt des froſtigen Rieſelns, das ihr eben noch den Rücken hinabgelaufen, fühlte ſie plözlich ein flammendes Brennen in Haupt und Gliedern, als des Liebſten Arme ſie umfingen und ſie, von ihm feſt an die Bruſt gepreßt, lachend und weinend zugleich an ſeinem Hals hing.

Die Begebenheiten des verhängnißvollen Tages hatten das Paar wie im Sturm über die Kluft hinübergeſchleudert, welche beide noch am Morgen von der Erkenntniß ihrer Liebe getrennt hatte. Sie wußten jezt, was ſie ſich waren; ſie hätten etwa auch ihr Erſtaunen darüber ausgeſprochen, daß ſie nicht ſchon vor Jahr und Tag es gemerkt, doch dazu fand ſich keine Muße. Ihre Lippen verſiegelten ſich gegenſeitig.

Die ſtumme Zwieſprach hatte ſchon eine geraume Weile ſich fortgeſponnen, doch nahm ſie immer noch an feuriger Inbrunſt zu, als ſie von außen unterbrochen wurde. — Die beiden ließen erſchrocken von einander ab. Sie vernahmen ganz in der Nähe haſtige leiſe Schritte,

als ob jemand auf unbefohlten Füßen herbei eilte. Und ſo war es auch. Seraphins lange Geſtalt tauchte aus dem Dunkel auf. Das Licht der erbleichenden Sterne reichte aus, ihn unterſcheiden zu laſſen, ſo wie des Hirten geübtes Auge ohne Mühe beim erſten Blick das Paar auf dem Stiegenvorſprung erkannte, nachdem ſich ihm von weitem ſchon die Gruppe am Himmel gezeichnet hatte, welchen das erſte Morgengrauen zu erhellen ſich anſchickte. Ein Krampf der Eiferſucht zog des armen Buben Herz zuſammen. Aber dieſes Herz war rein und lauter wie Gold; darum geſchah es, daß Seraphin ſelbſt in ſeinem tiefen Weh der wackern Regung eingedenk blieb, um derentwillen Liſi ihn am Abend mit einem freundlichen Wort und einem Händedruck beglückt hatte. So rief er denn freudig aus: „Alle Heiligen ſeyen geprieſen, daß Ihr den rechtbeſchaffenen Entſchluß gefaßt habt, nicht in den Krieg für die Ketzer zu ziehen und nicht mit dem ſterblichen Leibe zugleich Eure arme Seele auf das loſe Spiel zu ſetzen! So iſt es recht. Ihr verbergt Euch bei uns auf der Höhe, und es gibt keinen friſchen Buben, der Euch nicht zu Dienſten ſtände.“

Die Worte des Hirten ſchlugen gleich dem zündenden Blitz in Guidobalds Seele. Er war urſprünglich nur gekommen, um Abſchied von der Geliebten zu nehmen. Was er jezt vernommen, öffnete ſeinen Vorſätzen die Ausſicht auf ein weiteres Ziel. Noch ſchwankte er, er dachte an den Zorn des Großvaters, an die Mißbilligung des Vaters, und Bilder einer Zukunft voll verdrießlicher Händel traten in unbeſtimmten Umriſſen vor ſeine Einbildung. Zugleich aber machte er in banger Ahnung alle Folterqualen einer Trennung vom Liebchen durch, in deſſen Armen er ſo eben den Vorſchmack himmliſcher Seligkeit empfunden.

Während Guidobald in ſolcher Weiſe nach einem Entſchluß haſchte, erklärte Seraphin in kurzen Worten, und von Liſi nur wie im Traum vernommen, den Grund ſeines Erſcheinens. Er bedurfte für einen ſeiner gehörnten Schützlinge ein Heilmittel, deſſen Bereitung in der ganzen Gegend nur der Winklmaier allein verſtand und von welchem derſelbe ſeinen Sennerinnen immer einen kleinen Vorrath für dringende Fälle mitzugeben pflegte. — Liſi eilte, das Pülverlein zu holen, und ſagte dann zu Guidobald: „Gewiß hat deine Mutter dich zu uns heraufgeſchickt. Es ſoll dir an nichts fehlen, mein Bue. Die erſten Tage verbirgſt du dich in der Röthelſteinhöhle. Ich will ſchon ſorgen, daß du nicht verhungerſt. Den andern Dirndln ſagen wir nichts davon. Am Seraphin haſt du einen zuverläſſigen Boten.“ — Zu ſeinem Ohr geneigt, fügte ſie hinzu: „Auf die Nacht kommſt du wieder zu mir.“ — Woher hätte Guidobald den Muth genommen, nein zu ſagen?

(Fortſetzung folgt.)

Flucht Carls X. von St. Cloud nach Cherbourg im Jahr 1830.

Aus den noch ungedruckten Papieren eines alten franzöſiſchen Soldaten.

I.

Die Abreiſe von St. Cloud.

Eilf Uhr ſchlug es auf dem Schloßthurm von St. Cloud, als Carl X., alle Hoffnung aufgebend, und begreifend, daß er die Folgen ſeiner Niederlage tragen müſſe, uns den Befehl gab aufzuſitzen und uns zum Abmarſch bereit zu halten. Dieſer Befehl überraſchte uns gar nicht, denn die Unordnung und Beſtürzung, die im Schloſſe herrſchten, hatten uns längſt darauf vorbereitet. Einige Augenblicke ſpäter waren wir in Colonnen aufgerückt, und alsbald fuhren vier Kaleſchen vor, die ſich in der Mitte unſerer Schwadronen eine hinter der andern aufſtellten. Dieſe Wagen, in denen ſich der König und ſeine Familie befanden, waren von einer Menge Offizieren und Beamten des königlichen Hauſes und der Armee umgeben. Nachdem alle nöthigen Anordnungen getroffen und alle nöthigen Befehle gegeben waren, ſetzten wir uns in tiefſter Stille in Bewegung. An den Thoren von St. Cloud waren die Schüler der Militärſchule mit ſechs bis acht Kanonen aufgeſtellt, an deren Spitze der kleine General, Prinz von Broglie, ſtand, eine Art Gnom mit tief liegenden Augen, ſtumpfer Naſe und aufgeworfenen Lippen. Die Jugend und Entſchloſſenheit, die ſich auf den Geſichtern der Schüler malte, machte einen lebhaften Eindruck auf uns. Mit kindlichen Stimmen riefen ſie, als die Wagen vorbeifuhren: Es lebe der König!

Anſtatt die Hauptſtraße einzuſchlagen, die durch Sevres führt, wo das Volk aber bereits die königlichen Wappen herunterriß und in den Koth trat, gingen wir durch das friedliche und ſtille Dorf Ville d'Avray. Die Bedeckung des Königs, aus Schweizern, Infanterie, Cavallerie, Jagdgensdarmen und einer Batterie Artillerie beſtehend, mochte im Ganzen etwa 15,000 Mann ſtark ſeyn. Die Jagdgensdarmen, ein Luruscorps, dem die Revolution die Lebensflamme ausblies, marſchirten finſter und niedergeſchlagen, die Schweizer, die begriffen, daß ſie ſich nun anderswo umſehen müßten, um ihr Söldnerhandwerk fortſetzen zu können, waren kaum beſſerer Laune. Gegen zwei Uhr kamen wir in das Gehölz um Groß-Trianon herum, hier ſtiegen wir ab, und ein Offizier ſagte uns, wir würden wenigſtens einen Tag da bleiben. Aber gegen vier Uhr bekamen wir plötzlich den Befehl aufzubrechen. Carl X., von den ſchäumenden Wellen der Revolution verfolgt, beſchloß für den Augenblick ſich nach Rambouillet zu flüchten. Wir ſetzten uns alſo abermals in Bewegung. Das Wetter war ſehr ſchön, der Himmel heiter, unſere Pferde, faſt ganz in Staub eingehüllt, in dem ſie zu ſchwimmen ſchienen, wieherten luſtig. Die Dörfer wurden auf den Wunſch des Königs ſo viel als möglich vermieden, und da wir im Schritte marſchirten, um das Fußvolk nicht zu ermüden, kamen wir erſt um zehn Abends in Rambouillet an. Nachdem wir uns am Platze, wo wir bivouakiren ſollten, aufgeſtellt, wurden dreißig Mann kommandirt, die Wache beim König im Schloſſe zu beziehen. Ich befand mich unter dieſen; der Escadronschef ſtellte mich als Schildwache in einen Saal im Erdgeſchoß, der dem Empfangsſaale als Vorzimmer diente und in den großen Hof ging. „Ich muß Ihnen ſagen," ſprach der Offizier, ein alter Emigrant von hagerer Geſtalt und mit einem Todtenkopfe, der aus dem glänzenden Helm hervorſtierte, „daß Sie ſich hier ganz in der Nähe des Thurmes befinden, wo Franz I. geſtorben iſt." — „Ja wohl," erwiederte ich, „im Jahr 1547, 52 Jahre alt, an der neapolitaniſchen Krankheit."

Kaum hatte er mich verlaſſen, als ein Diener in Civilkleidung ein Blatt Papier brachte und mich bat es den Hofleuten zu zeigen, die nach ihren Quartieren fragen ſollten. Hierauf wurde es ſtille um mich, und um mir die Zeit zu vertreiben, trat ich an die Glasthüre, die auf den Hof ging. Welch ſeltſamen Anblick bot dieſer mit dem Park im Hintergrunde! Die Soldaten hatten in den Alleen und längs des Canals große Feuer angezündet und ſich um dieſelben gelagert, Gruppen ſtanden im Hofe um den Brunnen, die einen lachten, die andern wütheten, dort ſah man finſtere Graubärte, die mit Wehmuth in die Zukunft blickten, da gingen Brauſeköpfe, denen der Erfolg der Revolution die Köpfe zu erhitzen anfing, hie und da ſchlichen galonirte Bediente durch die lärmende Menge, Wagengeraſſel mengte ſich von Zeit zu Zeit mit dem Geklirr der Waffen. Die Müdigkeit warf mich endlich in einen Lehnſeſſel, und ſchon wollte ich mich einem Schläfchen überlaſſen, als Marſchall Marmont hereintrat. Der Marſchall iſt ein Mann von mittlerer Größe, von kriegeriſchem Ausſehen, braunem Geſicht, dichten Augbrauen und ſchönen Geſichtszügen; er ſchleppte ſeinen Säbel wie gewöhnlich auf der Erde nach. „Ihre Conſigne?" fragte er mich. — „Die der Tuilerien, Herr Marſchall." — Er zuckte die Achſeln. „Haben Sie gegeſſen?" fuhr er

fort. — „Nichts ſeit geſtern.“ — „Ich werde Ihnen Brod und Wein ſchicken, halten Sie ſich aber mehr in der Nähe dieſer Thüre.“ Damit zeigte er auf eine Thüre, durch die er verſchwand, gefolgt von einem alten Diener, der auf einem Brette Suppe, ein Huhn, Spargeln, Früchte und Salade trug. — „Das iſt das Souper des Königs,“ rief der Graukopf mir mit trauriger Miene zu. Dieſer gute Alte hatte mich oft in den Tuilerien und in St. Cloud brummen hören, wenn beim Rufe des »officier de la bouche« des Königs: »le gobelet du roi, Messieurs!« jeder Gardiſt ſich erheben und die Hand an ſeinen Helm legen mußte, zum Zeichen des Reſpekts für des Königs Schüſſeln, und es gehört nichts weniger als eine Revolution dazu, um ſolchen Unſinn abzuſchaffen. Eine Viertelſtunde darauf kam der Diener mit leeren Tellern zurück, was mich überzeugte, daß wenn der König auch ſeine Krone verloren hatte, ihm doch ſein Appetit geblieben war.

Plötzlich gingen die Thüren des Empfangsſaals auf und ein Schwarm von Höflingen ſtürzte herein, die ſeit längerer Zeit im Hofe gewartet hatten, und deren Eifer durch die ausgeſtandenen Strapazen der lezten Tage ziemlich abgekühlt ſchien. „Endlich!“ ſchrien ſie, „wer wird uns aber ſagen, wo wir logirt ſind?“ — „Wollen Sie dieſes Papier nehmen,“ ſagte ich. Sie riſſen es ſich aus den Händen, und keiner war mit dem zufrieden, was ihm beſtimmt war. Ein mit Goldſtickereien beſezter Frack ſchrie: „Mir beſtimmt der Eſel —“ wahrſcheinlich vom Schreiber des Blattes redend — „bloß zwei Couverte, während der kleine Page vier hat. Und dann, wo ſoll ich Nr. 29 finden? irgend ein Loch mit Strohſeſſeln und ohne Vorhänge, wo ich mit meiner Uniform ausſehen werde wie ein Kronleuchter auf einem Heuboden.“ Glücklicherweiſe rief man die Herrn bald in den Empfangsſaal, und der Streit hatte ein Ende. Der Herzog von Raguſa mit ſeinem ſtolzen Weſen erging ſich inmitten dieſer Menge, die ihm überall Platz machte, als Herr de la Bouillerie hereinſtürzte und ängſtlich nach dem König fragte. Man zeigte ihm die Thüre des Königs. De la Bouillerie brachte ihm die Krondiamanten; dieſe Neuigkeit durchflog wie ein Blitz die Menge und zog viele Leute in den Saal, die bis dahin im Hof geblieben waren. Man ſprach von der Hülfe, die dieſer Schatz gewähren konnte, und tauſend andern Dingen, als ein Huiſſier den König ankündigte. Carl X. trat herein, eben ſo ſorgfältig raſirt, friſirt und gekleidet wie in den Tuilerien, dieſelbe heitere Miene zur Schau tragend, die er während der drei Julitage auf der Jagd und beim Kartenſpiel gezeigt. Man bildete einen Kreis um den König, er grüßte nach allen Seiten und begann ſeine Revue. Dieſe war freilich nicht ſo glänzend wie in den Tuilerien. Da gab es ſehr viele beſtäubte Stiefeln und Kleider, aber glänzende Hofuniformen waren doch vorhanden; Prieſter bemerkte man jedoch keine, was mich fürchten ließ, daß des Königs Sache verloren ſey. Der König ſchritt langſam einher, von Zeit zu Zeit eine Priſe nehmend, und als er zum Herzog Armand von Polignac, dem älteren Bruder des Fürſten, kam, legte er ihm beide Hände auf die Schultern und ſagte ihm einige Worte, die ich nicht verſtehen konnte, die aber nach dem Ausdruck ſeiner Miene den Herzog beruhigen ſollten, dem es freilich, wie vielen andern, nicht wohl zu Muthe ſeyn mochte. Der König richtete noch an mehrere Generale einige Worte und kam dann zu Capelle, dem, der die Juliordonnanzen mit unterzeichnet hatte und ſehr niedergeſchlagen war. Ich weiß nicht, was er dem König auf ſeine ſonderbare Frage: »Eh bien, Monsieur Capelle, nichts Neues?“ antwortete, als der Fürſt Polignac hereintrat, ein Mann von ſchönen Geſichtszügen, ſchwarzen Haaren, gebogener Naſe und ſchöner Taille; aber der untere Theil des Körpers entſprach nicht der Büſte, ſeine Beine waren krumm, die Füße groß, die Hüften hervorſtehend, und im Ganzen hatte er ein gemeines Ausſehen. Bekanntlich beſaß er in ſeiner Jugend eine ſolche Stärke und Gewandtheit, daß er, in Rußland von einem Bären angegriffen, denſelben überwältigte und tödtete. Der König gab ein Zeichen, ſeinem Liebling Platz zu machen, den er mit Ungeduld zu erwarten ſchien. Als der Fürſt in ſeiner Nähe war, nahm ihn der König bei einem Knopfe ſeines Rocks und fragte: »eh bien?« Der Fürſt machte mit dem Finger ein verneinendes Zeichen, was dem König ſehr unangenehm zu ſeyn ſchien.

II.

Aufenthalt in Rambouillet.

Den folgenden Tag kehrte ich zu meiner Compagnie zurück, die im Park lagerte. Die Sonne ſendete ihre brennenden Strahlen auf unſere Häupter, die wir unter den ſchattigen Bäume retteten, deren Zweige, mit allerhand Waffen und reichen Uniformen behängt, einen eigenen Anblick boten. Meine Kameraden waren neugierig, von mir zu erfahren, was im Schloſſe vorging; beſonders ein alter Haudegen, früher Soldat in der Garde des Kaiſers, war ſehr unzufrieden mit dem König. „Wir ſind 15,000 Mann hier!“ rief er aufgebracht; „drauf und eingehauen! Nicht als ob ich mich viel um ſie kümmerte, mein Herz gehört dem grauen Rock (Napoleon), aber ich bin Soldat und weiß, daß die Schande ihrer Flucht am Ende auf uns zurückfällt. Die Leute wollen nichts für eine Krone wagen, während man jeden Tag brave Leute ihr Leben für das Unbedeutendſte auf's Spiel ſetzen ſieht.“ Der Alte ſchrie noch, als ſich ein anderer unſerer Kameraden zu uns geſellte, ein junger Burſche mit blühenden Wangen, der Tags zuvor den Eingang der Appartements der Herzogin von Berry zu bewachen hatte. Die Hände in der Luft ſchwingend, rief er: „Es lebe die Herzogin

von Berry!" — „Bei welcher Gelegenheit?" fragte ich den Enthuſiaſten. — „Ach, das iſt eine würdige Frau! Dieſe Nacht ſtand ich an ihrer Thüre. Es war eine Hitze zum Erſticken, keine Bank, keine Luft, dazu Durſt und Hunger, und dieſes alles brachte mich ſo in Verzweiflung, daß ich laut, mit energiſchen Worten meine Unzufriedenheit den kahlen Wänden klagte, freilich in der Hoffnung, daß ſich hinter denſelben irgendwo ein paar Ohren finden würden. Da erſcheint plötzlich die Herzogin, bleich, mit trüben Augen, und fragt mich: „Herr Gardiſt, haben Sie zu Abend gegeſſen?" — „Nein, Madame, auch nicht zu Mittag," antworte ich. — „Armer junger Mann!" Sie verſchwindet hierauf, ich höre Thüren auf und zugehen, Teller klappern, Gläſer klirren; einige Augenblicke darauf erſcheint die Herzogin wieder und bringt eigenhändig eine Platte mit kaltem Huhn, einem tüchtigen Stück Brod und einer Flaſche Bordeaux. „Eſſen Sie, eſſen Sie," ſprach ſie gerührt. Ich verbeugte mich und ließ mir das nicht zweimal ſagen; ſie blieb ſtehen, ſah mir in einer naiven Stellung ganz verwundert zu und ſagte von Zeit zu Zeit halblaut: „Mein Gott, wie hungrig!" Sie war reizend, indem ſie dieſes ſagte. — „Ja, weil du ſie durch die Flaſche ſahſt!" bemerkte der alte Brummbär.

Ein Spaziergang durch die Stadt wurde vorgeſchlagen. Rambouillet iſt ein Neſt, bewohnt von Gaſtwirthen, Krämern und Handwerkern; Kneipen gibt es da im Ueberfluß. Sein Stolz iſt ſein altes Schloß, ſehr arm an architektoniſchen Schönheiten, aber reich an hiſtoriſchen Erinnerungen, ſein ſchöner, mehr lieblicher als großer Park und ſeine Cavalleriegarniſon. Als wir in das Schloß zurückkehrten und vor dem großen Hof vorbei kamen, war dieſer mit Offizieren aller Grade gefüllt, die zwei oder drei alten Hauptleuten zuhörten, welche von der Armee Condés ſprachen. Einer ſchrie: „Bei Gott, damals wußte man was es heißt, Royaliſt zu ſeyn! Wenn uns damals ein ſolcher Herr Poq in in die Hände gefallen wäre, wir hätten geglaubt unſere Pflicht zu verletzen, wenn wir ihn nicht gleich in Stücken hieben!" — „Wer iſt denn Herr Poq?" fragten wir. Ein junger Cavallerieoffizier antwortete lachend: „Das iſt nichts mehr und nichts weniger als der erſte und wahrſcheinlich auch der letzte Kriegsgefangene dieſes Feldzugs, und dazu können wir uns nicht einmal rühmen, ihn dazu gemacht zu haben, denn er hat ſich uns ſelbſt überliefert. Die Kugeln unſerer Schweizer haben ihn mitten in einer republikaniſchen Harangue erreicht, die er an unſere Soldaten richtete, denn trotz des Verbots überſchritt er unſere Vorpoſten, freilich als Parlamentär des Generals Lafayette. Man brachte ihn auf einer Tragbahre, und obgleich er uns mit der Rache des Volks gedroht hat, wünſche ich dem armen Teufel, daß ihm die Hand unſerer Soldaten leicht ſey."

Den folgenden Tag hatte ſich unter uns das Gerücht verbreitet, das Volk, durch unſern Rückzug ermuthigt, ziehe in Maſſen bewaffnet gegen Rambouillet. Gegen zwei Uhr Nachmittags kam der kleine Herzog von Bordeaux mit ſeinem Gouverneur, uns einen Beſuch zu machen. Der letztere zeigte uns den jungen Prinzen, übrigens ohne ein Wort zu ſagen. Dieſes Mittel, ziemlich unnütz bei uns, die wir durch einen beſondern Eid gebunden waren und nicht nöthig hatten durch Mitleid zum Aushalten bis zum letzten Augenblick geſtärkt zu werden, wäre vielleicht bei den Linientruppen von guter Wirkung geweſen. Wie dem ſey, als wir uns um die königliche Waiſe drängten, bekam das arme Kind Angſt, fing an zu weinen und ſtürzte ſich in die Arme ſeines Gouverneurs. Sonſt in den Tuilerien traten wir vor ihm eben ſo wie vor dem König in's Gewehr, und der Knabe ging ſtolz vor unſerer Fahne vorbei und grüßte gravitätiſch den Wachkommandanten. Dort ſpielte ſein Gouverneur mit ihm, lud ihm ſeinen kleinen Wagen mit Sand, half ihm denſelben ziehen, ſprach ihn immer „Monſeigneur" an, und das Kind, gewöhnt von Leuten von Verdienſt und Anſehen bedient und unterhalten zu ſeyn, erzogen in den Grundſätzen Boſſuets, hatte wahrſcheinlich einen ganz falſchen Begriff von den Verhältniſſen bekommen, in das in der heutigen Geſellſchaft Prinzen und andere Menſchen zu einander getreten ſind. — Er hatte eine ſtarke Stimme und ein hohes Weſen, was der Frau Dauphine ſehr gefiel, da ſie behauptete, daß vor allen zwei Dinge einem König unentbehrlich ſeyen, eine ſtarke Stimme und ein kaltes Weſen.

Um vier Uhr beſuchte uns der König in Civilkleidung. Wir waren in zwei gegen einander gekehrten Reihen aufgeſtellt. Wir erwarteten eine Rede, wie ſie der Augenblick der Gefahr oder die Bedeutung der Umſtände dem Unberedteſten eingibt, aber wir hatten die Rechnung ohne Wirth gemacht. Der König, dießmal mit ſehr trauriger Miene und gebücktem Rücken, machte einige Schritte, blieb ſtehen und ſagte mit zaudernder, verſchleierter Stimme: „Es iſt ſehr heiß!" Wir verbeugten uns alle wie Ein Mann, der König machte abermals einige Schritte, hielt wieder inne und ſagte: „Was für ein Staub!" Wir verneigten uns abermals. Er ſuchte augenſcheinlich, um uns etwas anderes zu ſagen, aber er fand nichts, er verſuchte alſo zu lächeln, ſenkte den Kopf und ging langſam davon. Ich habe herzzerreißendere Auftritte geſehen, aber keinen trübſeligeren. — Tags zuvor war die Frau Dauphine von ihrer Reiſe nach Burgund zurückgekehrt. Sie wurde empfangen, als ob ſie in ihren Koffern eine Armee von 100,000 Mann mitbrächte; im Gegentheil aber hatte ſie alles bis auf ihr letztes Hemd dort gelaſſen.

III.

Rambouillet, Maintenon und Dreux.

Die Deſertion hatte inzwiſchen unſere Reihen gelichtet; bereits ein Drittel von denen, die mit uns von

St. Cloud abgezogen, war zum Volk übergegangen. Schon am 1. Auguſt brachte der Oberſt des fünfzehnten leichten Infanterieregiments, von ſeinen Leuten verlaſſen, die Regimentsfahne weinend dem König, und täglich verſchwanden ganze Compagnien. Am dritten hatten wir Kenntniß von der Abdankung Carls X. zu Gunſten Heinrichs V. Der Dauphin, der ſich dadurch in ſeinen Rechten gekränkt fühlte, wollte dieſelbe geltend machen, zog ſich aber zurück, als der König ihm ſagte: „Verzichte darauf; es iſt nicht der König, der es befiehlt, ſondern dein Vater, der dich darum bittet.“

Die Abdankung des Königs wurde an allen Straßenecken in Rambouillet angeſchlagen und machte natürlich großes Aufſehen. Die ganze Stadt war in Aufregung, in den Kneipen und auf den Straßen ſang man die Marſeillaiſe, alles umarmte ſich, jeder glaubte, ein neues goldenes Zeitalter ſey angebrochen. Diejenigen aber, deren Intereſſen und Sympathien durch die Ereigniſſe verlezt waren, zogen ſich ſtill in ihre Winkel zurück, wie es bei ſolchen Gelegenheiten immer geſchieht; nur einzelne wagten es in den Kaffeehäuſern ihre Bemerkungen ſchüchtern Freunden und Bekannten mitzutheilen. Unter andern hörte ich einen Redner in einer Kneipe folgendes ſagen: „Kameraden, ich ſehe aus dem Walde von Neuilly einen Patriarchen herauskommen, mit einem Parapluie in der Hand; er liebt die Suppe, ſeine Neigungen, ſein Geſchmack ſind die eines Bürgers, und große Töchter und große Söhne begleiten ihn, denn er hat eine zahlreiche Familie. Ihm folgen auf Flügeln von Leinwand und Stempelpapier die Schmetterlinge des Comptoirs und des Kramladens, entpuppt einen Tag nach dem Sturme. Dieſer Patriarch, o Iſrael, wird dein König ſeyn.“ Da dieſe Prophezeiung viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hatte, lachte niemand darüber. Nach einer kleinen Pauſe nahm ein Orleaniſt das Wort: „Ein Ereigniß, das jedermann kommen ſieht, iſt nothwendig, und weil es nothwendig iſt, iſt es legitim.“ (Aufregung). — „Nur das Recht iſt legitim!“ ruft eine Stimme. (Beifall von Seiten der Carliſten.) — „Wenn es ein heiliges, unverletzliches Recht gibt —“ ruft ein Infanterieoffizier, „ſo iſt es —“ (der Redner ſtockt) „Welches?“ — „Das des Volks!“ Alle Augen richteten ſich auf den Republikaner, der, mit den Händen in ſeine Haare greifend, hinzufügte: „So iſt es!“ — „Republik! Republik!“ rief eine breite Stimme im Hintergrund. Ein alter Brummbär erhob ſich, ſtreckte ſeine Hand über die Menge aus, um ſie zum Schweigen aufzufordern, und ſprach: „Zu Napoleons Zeiten ſprach man nicht über Politik und befand ſich ſehr wohl dabei.“ — „Das iſt wahr!“ rief es von allen Seiten: „laßt uns trinken!“

Gegen zehn Uhr Abends ſagten uns unſere Stabsoffiziere ganz leiſe, wir haben uns marſchfertig zu machen, man fürchte einen Angriff; in einer Viertelſtunde müßten wir auf dem Weg nach Maintenon ſeyn. Bald darauf ſezten wir uns in Marſch; die Nacht war herrlich, kein Wölkchen trübte den ſternbeſäeten Himmel, der Mond warf ſein ſilbernes Licht über den traurigen Zug, der das „göttliche Recht“ der Rache der menſchlichen Ungeduld entziehen ſollte. Um zwei Uhr Morgens machten wir an einem ſchmuzigen Dorfe Halt; die Hunde, vom Pferdegetrappel und Waffengeklirr beunruhigt, ſtimmten ein nicht ſehr angenehmes Morgenconcert an, unter Mitwirkung von grunzenden Schweinen und ſchnatternden Gänſen. „Wenn das Maintenon iſt,“ meinte einer meiner Kameraden, „wie wird man es anfangen, um unſere „Ritter von der traurigen Geſtalt“ anſtändig zu beherbergen?“ Der Herzog von Mouchy kam in dieſem Augenblick, um dem König ſein Schloß anzubieten.

Um drei Uhr erlaubte man uns auseinander zu gehen. „Geht,“ hieß es, „laßt euch die Bauernhäuſer öffnen und fordert zu eſſen für euch und eure Pferde; die proviſoriſche Regierung bezahlt Alles.“ Dieſe war beim König durch die Herren de Schonen, Maiſon und Odillon Barrot vertreten. Der erſte war in der Deputirtenuniform, ein dicker Mann mit rothen Wangen und freundlicher Miene voll Süßigkeit; er mißfiel der königlichen Familie nicht. — Maiſon hatte hohe Schultern und einen kurzen Hals, liebte Feſte, Ueppigkeit und Titel; in ſeiner Jugend war er hübſch und ſchmächtig, als er dick und plump geworden war, machte ihn Ludwig XVIII. zum Marquis. Maiſon war Egoiſt, materiell, habgierig und ſchlau, haßte alles Ideale; Napoleon ſchrieb im Jahr 1814 an den Prinzen von Eckmühl, er bedaure Maiſon ein commandement en chef anvertraut zu haben; aber Carl X. war nicht dieſer Anſicht, und während Napoleon ihn gern zum Corporal degradirt hätte, ernannte er ihn zum Marſchall und ſchickte ihn als ſolchen nach Griechenland (Expedition nach Morea 1828), wo er nichts that, als die Böotier um einen vermehren. Er reiste in einer Berline, in der Uniform eines Pairs, in welcher er gegen Ney geſtimmt hatte. Die Herzogin von Berry konnte ihn nicht leiden. Hatte er wohl dieſelbe Tournüre, als er in St. Denis beim Gewürzkrämer Giles Ladendiener war?

Odillon Barrot trug die Uniform der Nationalgarde; er repräſentirte das Volk, die tauſendköpfige Hyder, den dreifarbigen Koloß. Die Aufgabe dieſer Commiſſäre war, den König gegen etwaige populäre Uebergriffe zu ſchützen, unſere Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, unſere Reiſe zu leiten, kurz den König und uns franco Cherbourg zu liefern. Man ſagte, ſie hätten damit angefangen dem König einen Zehrpfennig von 60,000 Franken zu geben.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Schmutzige Literatur. — Theater. — Wiederauftreten der Rachel.

Der Erfolg, welchen ſeit faſt zwei Jahren das Machwerk des Hrn. Alex. Dumas, Sohn, »la Dame aux camélias« gehabt, konnte nicht verfehlen, eine neue Gattung von Literatur hervorzurufen. Das Intereſſe, das auf der Bühne die Geſchichte eines gefallenen Weibes erregt, das nicht aus Leidenſchaft, ſondern aus Berechnung gefallen war und in der Schande ſelbſt dann noch fortlebte, als die Leidenſchaft ſie aus ihrem Taumel aufgeweckt hatte, das Intereſſe, das die Geſchichte eines ſolchen Weibes erregt hat, mußte alle ihres Gleichen — und deren gibt es in Paris nur zu viele — in dem Wahn beſtärken, die Welt ſchenke den wüſten Abenteuern ſolcher Geſchöpfe eine Theilnahme, auf die ſie ſo wenig Anſpruch haben, und da nicht jede einen Dichter finden konnte, der ſie auf der Bühne rehabilitirte, ſo mußten ſie ſich begnügen, wenn irgend ein Schreiber ſich ihre Memoiren in die Feder dictiren ließ und ſie ſolche Memoiren als das doppelte Werk ihres Körpers und ihres Geiſtes in die Welt ſchicken konnten. Im vorigen Monat erſchienen mehrere Bände ſolcher Denkwürdigkeiten von einer der Königinnen, welchen auf den öffentlichen Tanzplätzen von 1840 bis 1847 die Jugend des Quartier Latin gehuldigt hat. Celeſte Magador iſt eine leibhafte Schweſter der Dame aux camélias, mit dem einzigen Unterſchied, daß Alex. Dumas, der Sohn, ſehr vieles errathen läßt, was Celeſte Magador, ſey es der Klarheit, ſey es der Genauigkeit halber ausdrücklich erzählt. Man hätte glauben ſollen, da dieſem Skandal — eine andere Bezeichnung verdienen dieſe Memoiren nicht — jeder poetiſche Schmuck abging, er werde völlig unbeachtet bleiben. Aber nein! die „Lorette" hat ſich nicht getäuſcht und die Denkwürdigkeiten ihres unverhüllten Lebens haben ganz ſo viel Intereſſe erregt als die ihrer älteren Schweſter, der Cameliendame. Die Memoiren der Celeſte Magador gingen reißend ab und der arme Buchhändler mußte eine zweite Auflage der erſten fünf Bände beſorgen, noch ehe der ſechste Band erſchienen war. Was Wunder, wenn dieſer Erfolg ſchnell eine andere aus dem Geſchlechte der Magador beſtimmte, ihr Leben zu erzählen und drucken zu laſſen? Und ſo haben wir weitere Denkwürdigkeiten unter dem Titel: »Victorine, histoire très-véritable d'une jolie femme du quartier Bréda.« — Wenn zwiſchen der Cameliendame und der Celeſte Magador ein bedeutender Abſtand iſt, ſo iſt zwiſchen dieſer und „dem ſchönen Weibe aus dem Quartier Breda" der Abſtand noch größer; das Laſter liegt hier ſo offen, ſo widerlich vor uns, daß man ſich kaum eine vierte Sproſſe denken kann, auf welche dieſe Literatur noch weiter herabſteigen könnte, es wäre denn daß ein künftiger Petronius nach einem genauen Studium der tolerirten Häuſer und in der ganzen Reinheit der Sprache dieſer Häuſer die Löſung einer ſolchen Aufgabe übernähme. Auch dieſer grenzenloſe Skandal hatte einen gewiſſen Erfolg, und wenn auch keinen ſo großen als die Denkwürdigkeiten der Magador, doch immer noch einen zu großen. Die Verletzung alles ſittlichen Gefühls iſt aber darin ſo ſtark, daß die Cenſur einſchritt und zugleich mit dieſer „wahrhaften Geſchichte eines ſchönen Weibes" auch die fünf Bände, worin Celeſte Magador der Welt „Lebewohl" ſagt, mit Beſchlag belegte. Böſe Zungen glauben nun, die Cenſur hätte die Denkwürdigkeiten der Magador verſchont, wenn ſie nicht in ihrem fünften Bande ſich anheiſchig gemacht hätte, nachdem ſie ihr eigenes Leben erzählt, in den folgenden Bänden auch das ihrer ehemaligen Verehrer zu erzählen. Unter dieſen Verehrern aber befinde ſich mehr als Ein bekannter politiſcher Name, der jezt größere Wichtigkeit hat als je. Um nun die Herausgabe der folgenden Bände zu verhindern, hat man ſich an den fünf erſten vergriffen. Ich habe keinen Beruf, irgend jemanden in dieſer Angelegenheit gegen die böſen Zungen zu vertheidigen; es gibt Zuſtände, in welchen die böſen Zungen ihre Berechtigung haben, und wenn die Strenge der Cenſur ſo weit geht, daß ein Blatt eine ſein Beſtehen erſchütternde Verwarnung erhielt, weil es in Sachen des Düngers nicht die Anſichten der Departementalbehörden theilt, ſo darf man ſich füglich wundern, warum ſittenverderbende Werke ungehindert Monate lang cirkuliren dürfen. Freilich liegt vielleicht eben darin, daß die Cenſur ſich ſo viel mit den Tageblättern, zumal den fremden, zu ſchaffen macht, der Grund, warum ihr wenig Zeit übrig bleibt, Werken, welche die Geſetze keines Landes ungeſtraft erſcheinen laſſen, die nöthige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die armen Cenſoren haben jezt ſo viel mit der Augsburger Allgemeinen, mit all den deutſchen, italieniſchen, ſpaniſchen Blättern zu thun, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn ſie zu gehöriger Zeit auch die Früchte der einheimiſchen Literatur prüfen könnten. Bei ihren überhäuften Arbeiten mit der politiſchen Tagesliteratur des In- und Auslandes iſt es natürlich, daß die Cenſur ihr eigentliches Sittenamt, das ihr die Geſetze von jeher anvertraut, nur unter dem Schutze des franzöſiſchen Sprüchworts: vaut mieux tard que jamais, übt.

Vor vier oder fünf Jahren, als man noch in fortwährender Angſt vor Socialismus und Socialiſten lebte, und beide mit kleinen und großen Schriften, kurz mit rein geiſtigen Waffen zu bekämpfen hoffte, kam Leon Faucher, damals Miniſter des Innern, auf den Einfall, auch zur Verſittlichung der franzöſiſchen Bühne etwas von Staatswegen zu thun. Es wurde daher ein Preis von 5000 Franken für das Bühnenſtück ausgeſezt, welches

ſeiner Tendenz nach auf einer geſunden Moral ruht und zugleich unter den concurrirenden Stücken den höchſten literariſchen Werth hat. Die Regierung ernennt jährlich die Commiſſion, welche die eingelaufenen Stücke zu prüfen und den Preis zuzuerkennen hat. Sainte Beuve ſtattete dieſer Tage im Namen dieſer Commiſſon Bericht über den Erfolg dieſer Preisaufgabe ab, der aber kein glänzender iſt. Dieſe Aufmunterung zur Verſittlichung der Bühne hat die Produktion der Dame aux camélias, der filles de Marbre, dieſer Mutter der Denkwürdigkeiten von Celeſte Magador und Victorine, nicht verhindert, ſie hat höchſtens »l'honneur et l'argent« erzeugt, ein Stück, das zwar eine ſittliche Tendenz hat, aber am Ende nichts iſt als eine dramatiſirte Sammlung von Sentenzen. Ponſard, welcher vielleicht, hätte er den Preis von 5000 Franken nicht gewinnen wollen, ein gutes Bühnenſtück, das eben darum den Anforderungen der Sittlichkeit entſprach, erzeugt hätte, hat, um den Mitbewerbern um den Sittenpreis den Rang abzulaufen, ein ſittenvolles, aber ſonſt höchſt mittelmäßiges Stück gemacht. Der Zweck, welchen der Miniſter erreichen wollte, iſt überhaupt nicht auf dieſe Weiſe zu erreichen. Die franzöſiſchen „Bühnendichter" fabriciren jährlich mindeſtens hundert Stücke. Wenn nun darunter eines und das andere Herrn Fauchers Anforderungen entſpräche, ſo würde dadurch doch blutwenig für die Verſittlichung und Veredlung der franzöſiſchen Bühne gethan ſeyn. Sicherer käme man vielleicht zu dieſem Ziel, wenn man eine mehr oder minder beträchtliche Unterſtützung den Bühnen gewährte, deren Repertoire fortwährend den Forderungen genügte, die man an den Dichter geſtellt hat. Die betreffenden Direktionen würden ſo auf den Geſchmack des Publikums wirken, und durch den Wetteifer in dieſem Sinne wirkender Direktionen würde der beabſichtigte Zweck ungleich beſſer erreicht.

Dieſer Monat war nicht minder fruchtbar als der verfloſſene an neuen Stücken, zumal kleineren Umfangs, allein keinem derſelben ſcheint eine bleibende Stelle im Repertoire vorbehalten. Es ſind Monatfliegen, welche die kindiſche Luſt des Publikums, immer wieder was Neues zu ſehen, befriedigen. Das einzige Bühnenereigniß dieſes Monats iſt das Wiedererſcheinen der Rachel. Man war im höchſten Grade geſpannt, wie das Publikum ſie aufnehmen würde, und man erwartete einen abſtoßenden oder mindeſtens kalten Empfang. In der That, es wäre nicht zu verwundern geweſen, wenn man die Künſtlerin hätte fühlen laſſen, daß ſie die Gunſt der Pariſer verſcherzte, als ſie auf deren Huldigungen für einige hunderttauſend Franken verzichtete. Zwei Umſtände haben indeſſen das Publikum zur Nachſicht mit der undankbaren Künſtlerin geſtimmt. Zuvörderſt ſind mehrere während ihrer Abweſenheit angeſtellte Verſuche, ſie zu erſetzen, völlig mißlungen. Man kam ihr alſo mit dem Bewußtſeyn entgegen, daß ſie der claſſiſchen Bühne unentbehrlicher iſt als je. Was aber noch mehr als dieſes Bewußtſeyn einen Schleier über den Undank Rachels gezogen haben mag, das iſt ein patriotiſches Bonmot, mit welchem ſie Petersburg den Rücken gekehrt hat. Sobald Frankreich an Rußland den Krieg erklärt hatte, löſte Rachel ihre Beziehungen zur Petersburger Bühne und wollte nicht länger bleiben. Ihre Verehrer, darunter mehrere höhere Offiziere, gaben ihr zu Ehren ein Bankett. Als man beim Nachtiſche den Champagner ſervirte, brachte ein General folgenden Toaſt aus: »A votre santé, Mademoiselle, et à la prospérité de la Champagne où nous allons boire bientôt cet excellent vin.« — »J'espère, Messieurs,« antwortete Rachel, »que vous boirez bientôt cet excellent vin dans mon pays, car la Champagne est assez grande pour désaltérer tous les prisonniers de la France.« — Nachdem ſie ihren Racine und Corneille hergeſagt, ſollte ſie auch eine ihrer modernen Rollen geben, Adrienne Lecouvreur, welcher Vorſtellung der Kaiſer und die Kaiſerin beiwohnen wollten. Allein einige Stunden vor Oeffnung des Theaters erhielt Rachel aus Pau die Nachricht, ihre Schweſter Rebecca ſey dem Tode nahe, worauf ſie ſofort nach den Pyrenäen abreiste. Glücklicherweiſe war noch Zeit genug, durch den Telegraphen den Majeſtäten in St. Cloud von der Abreiſe der Künſtlerin Kenntniß zu geben. Es hat dieſer Vorfall zu allerlei mehr oder minder ſpitzfindigen und pikanten Anekdoten Anlaß gegeben, die jedoch bei weitem mehr Scharfſinn als gründliche Wiſſenſchaft der Tagesgeſchichte verrathen. So wollte man unter anderem wiſſen, Mlle. Rachel habe dem Kaiſer dieſen Streich abſichtlich geſpielt, und die Todesgefahr ihrer Schweſter ſey nichts als ein ſchlechter Vorwand geweſen. Die Sache iſt übrigens, wie die mit der Theaterchronik vertrauten Leute verſichern, ganz neu, und unter dem alten Regime würde es kein Schauſpieler gewagt haben, aus Zärtlichkeit für ſeine Angehörigen bei der Aufführung eines Stückes zu fehlen, welche das Staatsoberhaupt mit ſeiner Gegenwart beehren wollte. In St. Cloud hat man jedoch das Verfahren der Künſtlerin ſehr natürlich gefunden.

London, Juni.

Eine Mordthat.

Eine Mordthat iſt vorgefallen, die alle Mordgeſchichten, wie ſie die Bänkelſänger in blutigen Gemälden dem Publikum zum Schreck und zur Warnung vorhalten, bei weitem übertrifft, ein wahrer Blutfleck in der Geſchichte des engliſchen Volks, und wenn man künftig vom Segen und Glück der engliſchen Mütter ſpricht, die ihre zahlreichen Kinder zu trefflichen Staatsbürgern heranziehen, und auf die Königin hinweiſt, die den engliſchen Müttern mit ſo rühmlichem Beiſpiel vorangeht, dann darf auch die Mutter nicht vergeſſen werden, die mit der größten Kaltblütigkeit ihre ſechs Kinder gemordet hat. Die Frau war früher Säugamme des Prinzen von Wales, des älteſten Sohnes der Königin, eine Stelle, welche in England das Glück aller Milchbrüder und Milchſchweſtern des königlichen Prinzen zu begründen pflegt. Der Vater der Gemordeten war, glaube ich, Hofkutſcher. Alle Bemühungen, die Mordthat auf Rechnung des Wahnſinns zu ſchreiben, werden von der Mörderin auf eine Weiſe niedergeſchlagen, die nur zu ſehr den Beweis ihrer Zurechnungsfähigkeit liefert. Die That ſelbſt iſt mit einer Berechnung und Kaltblütigkeit ausgeführt worden, wie ſie nur bei einer chirurgiſchen Operation anzutreffen iſt.

Eſher, wo die That vorfiel, iſt ein kleines Dorf, drei bis vier Stunden von London und an Claremont ſtoßend, wo die Familie des Exkönigs Louis Philipp reſidirt. Ein Arbeiter, der am frühen Morgen vor Brough's Haus vorbei ging, ward nicht wenig betroffen, als er an einem Fenſter dieſes Hauſes ein mit Blut getränktes Kiſſen ausgeſtellt ſah, offenbar mit der Abſicht, die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden wie auf eine Blutfahne zu lenken. Innerhalb des Hauſes war nicht das geringſte Geräuſch zu vernehmen. Er rief einen Kameraden herbei und zeigte ihm das gräßliche Signal. Sie zogen die Klingel, kein Menſch erſchien, die Thüre zu öffnen. Endlich zeigte ſich eine Frauengeſtalt am Fenſter, mit einer blutigen Serviette in der Hand, und ſchien ihnen zu bedeuten, ſich auf eine oder die andere Weiſe Eingang in's Haus zu verſchaffen. Mittelſt einer Leiter gelangte man in's Haus, und wie man von einem Gemach in's andere ſchritt, war es als ſollte man auf immer Gräßlicheres ſtoßen. Im erſten Zimmer lag ein ſiebenjähriger Knabe auf dem Bett, das Geſicht mit Blut bedeckt und mit einem Schnitt in der Kehle; am Fuß des Bettes lagen zwei jüngere Kinder, beide todt und von derſelben Schnittwunde in der Kehle, wie wenn die Wunde von derſelben Hand, mit demſelben Inſtrument, mit mathematiſcher Genauigkeit gemacht worden wäre. In einem andern Zimmer ſtieß man auf ein weiteres, auf dieſelbe Weiſe getödtetes Kind, und noch zwei andere mit derſelben Schnittwunde in der Kehle lagen in einem dritten Zimmer. Die Kinder waren alle ausgekleidet und lagen im Bett, wie wenn ſie im Schlaf gemordet worden wären. Die Mutter, Mſtr. Brough, lag ebenfalls auf dem Bett, mit einer Schnittwunde in der Kehle, aber ſie war angekleidet und ihre Wunde nicht tödtlich. Die Wunde wurde verbunden und ſie war bald ſo weit hergeſtellt, daß ſie die nöthigen Aufklärungen der Polizei geben konnte. Die Kinder waren *ihre* Kinder. Am vorigen Abend, als ſie alle zu Bett gebracht waren, hörte ſie gegen zehn Uhr ihre eilfjährige Tochter Georgine, die ihr zurief, ſich doch auch zur Ruhe zu begeben. Statt dem Ruf zu folgen, blieb ſie bis gegen zwölf Uhr in einem Lehnſtuhl ſitzen. Sie ſey, ſagte ſie, den ganzen Tag über nicht wohl geweſen, aber am Abend ſey ihr geworden, als ob eine Wolke über ſie käme. Da dachte ſie, ſie wolle ein Meſſer holen und ſich den Hals abſchneiden. Sie ſuchte lange vergebens, bis ſie die Schlüſſel zum Kaſten fand, wo ihr Mann ſein Raſirmeſſer verſchloſſen hielt. Mit dem Raſirmeſſer ging ſie zuerſt in das Zimmer, wo die eilfjährige Georgine ſchlief und ſchnitt ihr den Hals ab, dann ging ſie zu Caroline, einem Mädchen von ungefähr acht Jahren, und tödtete ſie auf dieſelbe Weiſe. Als ſie zu Henri, einem Knaben von 2½ Jahren kam, ſchrie derſelbe: „Mutter, halt ein!“ — „Ich muß,“ antwortete ſie und mordete ihn ebenfalls. Ihren ſechsjährigen Knaben William fand ſie feſt ſchlafend, mit dem Geſicht dem Kiſſen zugekehrt. Sie legte ihn auf die andere Seite, und auch er ſollte nicht mehr erwachen. Harriet, Zwillingsſchweſter von Henri, alſo nicht älter als 2½ Jahr, war wach, und als die Mutter mit dem Mordinſtrument zu ihr ſchritt, leiſtete ſie nicht den geringſten Widerſtand. Ihr jüngſtes Kind, nicht älter als 21 Monate, wurde zuletzt gemordet. Es leiſtete, nach der Ausſage der Mutter, den größten Widerſtand. Sie endete das Gemetzel damit, daß ſie zuletzt Hand an ſich ſelbſt legte; die Wunde iſt aber keineswegs eine tödtliche. Sie fiel darauf, wie ſie ſagte, zu Boden und verlor das Bewußtſeyn. Wie lange ſie in dieſem Zuſtand geblieben, darüber konnte ſie keine Rechenſchaft geben. Als ſie zu ſich ſelbſt kam, ſah ſie ſich, wie ſie ſagte, wie in einem Bade von allem dem Blut ihrer gemordeten Kinder; aber die „ſchwarze, garſtige Wolke,“ von der ſie geſprochen, war verſchwunden. Sie fühlte ſich von Durſt gequält und trank. Erſt als ſie die gemordeten Kinder erblickte, wurde ſie inne, was ſie gethan. Sie ſtand auf, um zu rufen, aber ſie konnte nicht ſprechen. Der Tag brach an und ſie nahm ein Kiſſen unter den Kindern weg und ſtellte es am Fenſter aus, um den Leuten ein Signal zu geben. Sie legte dieſes Geſtändniß zu wiederholten malen ab, mit dem Zuſatz: „Und wären ihrer vierzig da geweſen, ich hätte ſie alle auf gleiche Weiſe gemordet. Hätte ich mit mir den Anfang gemacht, ſo wäre alles nicht geſchehen.“ Außer den ſechs Kindern hatte die Mutter eine Tochter von neunzehn Jahren, die glücklicherweiſe im

Augenblick abweſend war, denn, wie die Mutter ſelbſt ihr geſtand, ſie würde ſie unfehlbar ebenfalls umgebracht haben.

Frau Brough iſt eine Frau von 48 Jahren und lebte äußerlich in gutem Vernehmen mit ihrem Manne, der in der lezten Zeit im Palaſte von Claremont Beſchäftigung gefunden hatte. Trotz ihres Alters ſcheint aber die Frau ein Liebesverhältniß mit einem Krämer im Dorfe unterhalten zu haben. Was zuerſt den Verdacht des Mannes erregte, waren die häufigen Abweſenheiten der Frau und ihre Beſuche in London, das mit der Eiſenbahn in weniger als einer Stunde erreicht wird. Vergebens ſchüzte die Frau ihre alten Verbindungen mit dem Hofe und ihre Bekanntſchaften mit den ariſtokratiſchen Familien vor, von denen ſie noch immer goldene Früchte einerntete, und durch deren Vermittlung ſie ihrer älteſten Tochter eine gute Stelle in einem ariſtokratiſchen Haus verſchafft hatte. Der Verdacht des Mannes war erregt, und er gab der Polizei den Auftrag, die Schritte ſeiner Frau zu bewachen. Wenige Tage vor der That kam die ganze Wahrheit zu den Ohren des Mannes, und nachdem er ſeine Frau über ihre Untreue zur Rede geſtellt, weigerte er ſich, länger unter einem Dache mit ihr zu leben. Er verließ das Haus in ſehr niedergeſchlagenem Zuſtande, und die Frau fuhr fort, vor wie nach mit ihren ſechs Kindern dem Haushalte vorzuſtehen. Als der unglückliche Mann Kunde von der Gräuelthat erhielt, wurde er von einem Schlagfluſſe gerührt, der alle ſeine Glieder lähmte. Jener Krämer iſt ſelbſt ein verheiratheter Mann mit einer ſtarken Familie und in guten Umſtänden. Unmittelbar nach der Mordthat ergriff er die Flucht, und ſeit der Zeit hat man nichts von ihm vernommen.

Was nun die Beweggründe anbetrifft, welche die Frau zu einer ſolchen That getrieben, ſo hat ſie ſelbſt keine anzuführen, als die ſchwarze, garſtige Wolke, die über ſie gekommen, und die Furcht, von ihren Kindern getrennt zu werden, da nach einer Uebereinkunft zwiſchen ihr und dem Manne die Kinder unmittelbar unter die Aufſicht des Vaters geſtellt werden ſollten. In wie weit dieſe befürchtete Trennung auf die Mutter gewirkt haben kann, hängt von dem Grade der Liebe ab, mit der ſie ihren Kindern zugethan war, und dieſe Liebe zu ihren Kindern ſcheint keineswegs ſo leidenſchaftlicher Natur geweſen zu ſeyn, als das Weib glauben machen will. Es war eine ruhige, leidenſchaftsloſe, engliſche Liebe, die berechnend zu Werke ging und die Kinder äußerlich reinlich und anſtändig gekleidet hielt. Vom Schamgefühl über ihren verbrecheriſchen Umgang, das in ihrem Alter und in ihrer Stellung ſich um ſo ſtärker hätte äußern ſollen, ſcheint auch nicht im mindeſten die Rede zu ſeyn. Um ſo größeres Gewicht legt ſie auf die „Wolke," obgleich ſie in allen ihren Handlungen vor und nach der That die größte Klarheit des Bewußtſeyns bekundete. In einer Unterredung mit ihrer älteſten Tochter pries ſie dieſelbe glücklich, daß ſie nicht zugegen geweſen, und bemerkte, daß ſie ihr in ihrem Teſtament einen großen Theil der Koſtbarkeiten vermacht habe, die ſie als Säugamme des Prinzen von Wales von der Königin erhalten. Sie ließ ſich beſonders angelegen ſeyn, daß die Rechnungen der verſchiedenen Kaufleute, von denen ſie ihre wöchentlichen Vorräthe für das Haus bezog, berichtigt würden. „Ich war immer pünktlich in meinen Zahlungen, und ich will nicht, daß ſich nach meinem Tode Klagen der Art gegen mich erheben." Die Frau iſt vollkommen auf das Schickſal gefaßt, das ihr bevorſteht, und die Hauptſache für ſie iſt, den Ruf: »honest in her dealings,« mit ſich in's Grab zu nehmen. Die Frau verſtand es ſehr gut, mit dem Ihrigen umzugehen, und unter dem Ihrigen, ſcheint es, waren die Ihrigen nicht begriffen. Es ſind aber die Eigenthumsverhältniſſe, welche in England den Maßſtab der Zurechnungsfähigkeit und des geſunden Menſchenverſtandes abgeben, und in dieſer Beziehung iſt auch nicht die geringſte Spur von einer garſtigen Wolke zu entdecken, die über die Sinne der Frau gekommen. Wären es die Verhältniſſe zu den Familiengliedern, die den Grad der geiſtigen Geſundheit beſtimmten, und wollte man von der Art und Weiſe, wie der Mann mit der Frau, oder die Frau mit den Kindern umgeht, auf die Zurechnungsfähigkeit des einen oder des andern ſchließen, ſo müßte man in den meiſten Familien der unterſten Klaſſen Wahnſinn vorausſetzen; denn die Grauſamkeiten, die innerhalb dieſer Familienkreiſe vorfallen, grenzen an Tollheit. Gehört nun auch Frau Brough keineswegs zu der unterſten Klaſſe, ſo iſt doch das Verbrechen, deſſen ſie ſich ſchuldig gemacht, nichts als ein Ausbruch eines bis zum äußerſten getriebenen, lang verhaltenen Grimms, wie wir denſelben unter ähnlichen Umſtänden in den täglichen Verhandlungen vor den Polizeigerichten zum Vorſchein kommen ſehen. Worin dieſer Grimm ſeinen Grund hat, das iſt eine Frage, die genau mit allen übrigen ſocialen Verhältniſſen Englands zuſammenhängt, und von der wir ein andermal zu ſprechen Gelegenheit haben werden. Nur ſo viel müſſen wir ſagen, daß mit Unrecht dieſer innerliche Grimm der Unmäßigkeit im Trinken von Gin zugeſchrieben wird. Allerdings geht den Ausbrüchen dieſes Grimms der Trunk voran, allerdings werden die meiſten Rohheiten in der Trunkenheit begangen. Aber auf der andern Seite nimmt man ſeine Zuflucht zum Gin nur, um dieſen Grimm theilweiſe zu erſäufen, zu betäuben. Gin ſowohl als Grimm haben ihren Grund in ganz andern Umſtänden, von denen wir hier nicht ſprechen können. Aber merkwürdig bleibt es immer, daß die Frau die Anwandlung dieſes Grimms eine Wolke nennt, die über ſie gekommen.

Venedig, Juni.

Stimmung der Geſellſchaft. — Theater.

Wenn man ſieht, wie viel Werkzeuge und Mittel der Unterhaltung die Venetianer ſeit einigen Wochen an allen Orten der öffentlichen Zuſammenkünfte, beſonders vor den Kaffee- und Speiſehäuſern, vor allem aber auf dem St. Markusplatz in Bewegung ſezten, könnte man, mit Romanideen genährt, leicht auf den Gedanken kommen, die Venetianer hätten eine ungewöhnliche Doſis angeborenen Spleens, dem ſie durch allerlei luſtige Erfindungen entgegen zu wirken ſich beſtrebten, oder ſeyen durch den Verfall ihrer alten Republik, ſo wie durch die lezten Unfälle ihres öffentlichen Weſens, das ſie auf eigene Rechnung wieder herzuſtellen ſuchten, ſo tief betrübt, daß ſie jede Art von Schwank und Narretei herbeiholten, um ſich von dieſem patriotiſchen Trübſinn zu befreien. Dieſe Erklärungen würden in einem Buche empfindſamer Reiſeeindrücke zu einer romantiſchen Glanzſtelle von fünf bis ſechs Seiten Anlaß geben; ſie taugten in einem demokratiſchen Blatt der Schweiz oder des Königreichs Sardinien zu einer Diatribe, wo der Schmerz im Zorn erſtickt, und die Sand würde, um dieſe ſchwermüthige Fröhlichkeit zu beſingen, alle Springbrunnen ihrer klangvollen Proſa ſpielen laſſen. Mit dem allem hat's aber gute Wege, Venedig iſt von jenem umriß- und urſachloſen Unbehagen des Nordens nicht im mindeſten angeſteckt, und ſo wenig geht die bloße Vorſtellung von dieſem Uebel einem ächt venetianiſchen Geiſte ein, daß die Signori und Signorine, die mit den oft in hellen Haufen hier ankommenden Franzoſen Gedanken tauſchen können, kein Wort der franzöſiſchen Sprache ſchwerer verſtehen als das Wort ennui, wie es die Franzoſen zur Bezeichnung einer gewiſſen vornehm nebligen Stimmung zu gebrauchen lieben, und womit ſie eine viel ariſtokratiſchere Sache ausdrücken als die Deutſchen mit ihrer „Langeweile.“ Eben ſo wenig hat der Kummer über den Verluſt der alten Unabhängigkeit dieſe Gaukeleien des Jokus, von dem wir jeden Abend bis tief in die Nacht hinein Zeuge ſind, verlangt und erzeugt. Wohl haben die Venetianer den Hunger und Durſt, die Eſelskoteletten und das unerſchwinglich theure Brod während der Blokade noch auf dem Magen; ſie erinnern ſich noch der Kanonenkugeln, die auf ihre Monumente regneten, und können die Bomben und Granaten nicht vergeſſen, die ihr herrliches Muſeum heimſuchten und vielleicht Tizians Mariä Himmelfahrt beſchädigt hätten, wenn nicht, wie mir berichtet worden, das koloſſale Meiſterwerk von oben bis unten einen dichten Wall benezter Baumwolle zum Schirm gehabt hätte. Allein dieſer Unmuth iſt weit mehr Ingrimm als Gram; man grollt und ſchmollt, man weint und ſeufzt nicht, und wenn die alten Paläſte der großen Geſchlechter, welche einſt die vornehme Handelsſtadt beherrſchten, von dem Geräuſch glänzender Feſte jezt nicht mehr ertönen, ſo kommt dieß theils von Sparſamkeit, theils von Rachſucht her. Die ehemaligen Patricier, die nicht ausgewandert ſind, haben durch die Unbill der Zeiten und namentlich durch die lezten Stürme an ihrer einſt ſehr beträchtlichen Habe große Einbuße erlitten und haben kein anderes Mittel, ihr Vermögen vor völliger Zerrüttung zu ſchüzen, als, ſo viel es immer Stand und Stellung ihnen erlauben, ſich einzuſchränken. Dieſe Nothwendigkeit fällt ihnen in dieſem Augenblick um ſo weniger ſchwer, als ſie durch dieſelbe jeder Berührung mit dem öſterreichiſchen Militär und der öſterreichiſchen Beamtenwelt von ſelbſt enthoben werden. Sie geben keine Geſellſchaften, folglich beſuchen ſie auch die nicht, die von andern, meiſt kaiſerlichen Angeſtellten oder kaiſerlich Geſinnten veranſtaltet werden. Doch laſſen ſie es dabei nicht bewenden, ſondern fügen dieſem ihrem Beiſpiel noch Bann und Aechtung gegen diejenigen bei, welche der Verſuchung nicht widerſtehen, in den wenigen Cirkeln, welche von verſöhnlichen Hausherrn oder Hausfrauen Gäſten der beiden Parteien geöffnet werden, zu erſcheinen. Die Frauen, denen die italieniſche und auch, wenn gleich in etwas minderem Grade, die venetianiſche Sitte bedeutende Freiheiten zugeſteht, können ſich öſterreichiſchen Offizieren nicht nähern, ohne in gewiſſen Regionen der feinen Welt von Venedig jene Art Frauenehre einzubüßen, deren Verluſt dieſſeits der Alpen nicht ſowohl durch das Vergeſſen einer unbeugſamen Pflicht, als durch die Mißachtung der die Turniere der Galanterie regelnden Gebräuche herbeigeführt wird. Selbſt fremde Damen, die in rein venetianiſchen Kreiſen gaſtlicher Aufnahme ſich erfreuen, wurden auf die Uebelſtände aufmerkſam gemacht, die für ihren Ruf in Venedig eine, wenn auch nur zufällige, aller Vertraulichkeit entbehrende Berührung mit der öſterreichiſchen Sphäre nach ſich ziehen könnte. Entſpringt nun aus dieſen Umſtänden ein ziemlich allgemeiner Stillſtand in dem häuslichen Verkehr der höheren Klaſſen von Venedig, ſo findet das Bedürfniß des feineren Sinnenrauſches, das die Venetianer von jeher gefühlt und immer fühlen werden, außerhalb der Wohnung eines jeden, auf dem St. Markusplatz, auf dem großen Canal, vor den Cafés, deren Patronin die Mode iſt, und wo unter Sorbetſchlürfen, weil die Politik gefährlich ſcheint, von minder verfänglichen, wenn auch nicht unſchuldigen Neuigkeiten geplaudert wird, kurz überall, wo in dem epikuräiſchen Venedig eine zu ungezwungene Zuſammenkunft geeignete Ecke vorhanden iſt, fortwährend ſeine Befriedigung. In dieſem Augenblick kommt hiezu der Zufluß einer bunten Maſſe von Fremden; die religiöſen Feſte, die raſch auf einander folgen und in Venedig ſehr deutlich den Stempel weltlicher Zerſtreuungen und Schauſpiele tragen, wirken gleichfalls halbwegs in dieſem Sinne; die leider durch häufigen Regen etwas verdorbene Sommerszeit ladet zu Waſſerfahrten nach dem Lido und

dem Meere ein; Lieder in venetianiſcher Mundart werden allenthalben feilgeboten, überall gekauft, leicht erlernt und freudig allwärts abgeſungen. »Andiamo in gondola a respirar.« Das iſt der Vorwand all dieſer heitern Canzonen, aber jede derſelben bietet eine geheime Spitze, in der ſich gewöhnlich auf ſehr zarte Weiſe eine minder zarte Sehnſucht offenbart und die heiße Sinnlichkeit des italieniſchen Lebens ſinnig ſich ausſpricht. Ich werde hoffentlich ſpäter Gelegenheit haben, auf dieſe oft recht duftigen Blüthen venetianiſcher Luſt und Laune ausführlicher zurückzukommen, heute kann ich nur als Beſtandtheil des ſommerlichen Faſchings, der uns umſchwärmt, umſummt, umgaukelt und umrauſcht, im Vorübergehen ihrer gedenken. Nebſt dieſen Liedern läßt auch volksthümliche Inſtrumentalmuſik aller Orten ſich hören, wendet ſich mit beſcheidenen Anſprüchen an die Freigebigkeit der einen, die plaudernd dämmern, wie der andern, die ſitzend plaudern, und gewinnt ſogar manchmal nicht bloß eine Spende aus ihrer Börſe, ſondern in gewiſſem Maße auch ihre Zufriedenheit und Gunſt. Die Concerte dieſer fahrenden Muſikbanden ſind nämlich keineswegs immer ſo ohrzerreißend, wie ſo häufig im Nordweſten der Alpen; die Bänkelvirtuoſen, die uns damit aufwarten, ſind zwar äußerſt ſelten ſehr künſtleriſch eingeübt, aber ſie ſpielen bei weitem nicht alle beleidigend falſch, ſie beſitzen nicht zu verachtende Naturgaben, ſie tragen gewöhnlich beliebte und verſtändliche Melodien mit Feuer, mit Mark und Leben, ſo wie mit einem Zuſammenwirken vor, das eine monarchiſche Leitung vermuthen läßt, und man mag ſich gegen eine fernere Betheiligung an der fortwährenden Unterſtützung dieſer Naturkünſtler noch ſo ſehr ſträuben, der erbauliche Eifer und die leidliche Bravour, womit die armen Leute ihre Sachen abgeigen und abblaſen, werden Herr über jeden Widerwillen gegen die neue Zumuthung an unſern Vorrath von Scheidemünze. Dieſe Scheidemünze wird übrigens auf jede nur erdenkliche Weiſe in Anſpruch genommen, und es iſt gar nicht zu ſagen, was einem in Venedig, wenn man ausſieht wie ein Fremder, vom Morgen bis zum Abend von dienſtbaren Geiſtern und Kleinigkeitsverkäufern aller Art für Anerbieten gemacht werden, und in welch mannigfachen Verkleidungen das Almoſenfordern, das übrigens häufig ganz nackt auftritt, getrieben wird. Das genau zu ſagen, wäre ein Buch von nöthen. Man könnte es Touriſtendrangſale in Venedig überſchreiben, und weil ich gerade bei dieſem Kapitel bin, ſo kann ich die fabelhafte Geſchwätzigkeit der Glocken, die uns keine Ruhe gönnen, nicht unerwähnt laſſen. Ich bin den Glocken nicht abhold und habe ſtets über jenen Philiſter gelacht, der ſich mit dem großen Napoleon verglich, weil derſelbe eben ſo wenig als er die Glocken habe leiden können. Allein das ſchaale, endloſe und daher auch unausſprechlich eintönige Pſalmodiren der Thürme Venedigs kann mich weder erheben noch erweichen. Man hofft immer, das beſtändig gleiche, faſt niemals ſchweigende Gehämmer und Geklingel werde endlich aufhören, wenn ein paar Secunden Stille eintreten, aber kaum hatte man Zeit ſich zu der Pauſe Glück zu wünſchen, ſo beginnt die Ohrenqual ſchon von neuem. Die kirchlichen Feſtlichkeiten, zu denen dieſes Geläute die langweiligen Einleitungen bildet, haben wohl mehr mit den Sinnen als mit der Seele zu thun, können daher nicht ohne Antheil von Seite der Bevölkerung bleiben, und ſchon das Aufſehen, das der Tumult ihrer Zurüſtungen nothwendig erregt, iſt ein Grund ihrer Beliebtheit. Wenn dann beim Frohnleichnamszuge die verſchiedenen Gilden und Gewerbe der venetianiſchen Bürgerſchaft paradiren, ſo denken, darauf iſt zu wetten, neun Zehntheile der eingereihten Individuen weniger an das tiefe Myſterium, das ſie begehen helfen, als an den wichtigen Umſtand, daß ſie dabei ſind. Der Aufwand von Kerzenlicht, von rauſchender Muſik und prieſterlicher Garderobe iſt eine beſondere Empfehlung bei den Italienern und noch mehr bei den Italienerinnen, wenn ich auch weit entfernt bin zu leugnen, daß es unter den Tauſenden, welche zu dieſen Feierlichkeiten herbeieilen, auch ſolche gibt, die mit höheren Bedürfniſſen ſich einfinden.

Eine Oper, eine eigentliche Oper hat Venedig ſo wenig als die meiſten der großen Städte Italiens in dieſer Jahreszeit. Die Fenice iſt verſtummt, iſt geſchloſſen und ſieht einem finſtern Kloſter ähnlich, was ſie wohl auch einſt geweſen. Auf kleineren Bühnen führen aber auch in dieſen heißeren Vierteln des Jahres gaſtirende Sängergeſellſchaften leichte, bekannte, beliebte Operetten und komiſche Singſpiele auf. Neben dieſen erheiternden Sachen, deren hübſcheſte Nummern von dem erregbaren Publikum mitgeträllert oder mitgeſungen werden, rücken dieſe unglücklichen Geſangstruppen mit viel ſchwererem Kram heraus, und die Verirrungen ihrer Wahl haben für uns fremde Späher und Lauſcher den unſchätzbaren Vortheil, uns die eigenthümlichſten Anſprüche der neueren italieniſchen Kunſt zu verrathen. Zu dieſen lezteren rechne ich die freilich nur Einmal zum Vorſchein gekommene, dramatiſch lyriſche Schöpfung eines der vielen Unbekannten, die ſich zwiſchen den Alpen und dem Mittelmeer um die Krone der Polyhymnia ſtreiten. „Hamlet“ heißt dieſe Schöpfung; der Prinz von Dänemark befragt hier in grauſigem Recitativ den Geiſt ſeines Vaters und grübelt in kläglichen Fiorituren über das unlösbare Problem des Menſchengeiſtes. Das alles wird nicht ſchlechthin ſchlecht geſungen und läßt ſich ein erſtes mal, nicht des Genuſſes, ſondern der Sonderbarkeit wegen hören, es iſt aber nicht anzunehmen, daß dieſes in Noten übertragene Seyn oder Nichtſeyn nach Deutſchland oder England gelangen wird. Meyerbeer hat dieſen ultramontanen Hamlet nicht zu fürchten, er hat in dem italieniſchen Maeſtro, deſſen Name mir, wie billig, entfallen iſt, keinen Nebenbuhler zu erwarten. In der Muſik halten es die Italiener nach wie vor mit ſich ſelbſt, die Geſangsbühnen geben, mit höchſt ſeltenen Ausnahmen, die auch ſelten einen nachhaltigen Erfolg haben, nur italieniſche Erzeugniſſe, auch wenn ſie noch ſo bedeutungslos ſind, und ſie ſind es denn doch nicht immer. Im redenden Schauſpiel dagegen, zumal in der leichten, zierlichen Gattung des Sittenbildes müſſen die Franzoſen in Venedig herhalten, wie auf ſo vielen andern Märkten, in ſo viel andern Winkeln von ganz Europa. Franzöſiſches Fabrikat habe ich, ſo oft ich bisher Italien berührte, auf den Anſchlagzetteln der Theater gefunden, aber ſtets prangt die franzöſiſche Firma, mit den ſchmeichelhafteſten Ehrentiteln verziert, mit auf dem Programm. Da ſchritten der hochgefeierte (celeberrimo) Eugenio Scribe, der hochhervorragende (egregio) Federigo Soulié, der allerfinderiſche

Alexander Dumas, der erhabene Victor Hugo nach einander über den Zettel und über die Bretter. Die Franzoſen dagegen, wenn ſie Fremdes entlehnen, unterdrücken den Namen des eigentlichen Urhebers ſelbſt dann, wenn derſelbe in ſeinem Lande etwas anderes als eine bloße Winkelgröße iſt, der man durch ſolche Maßregeln keinen erheblichen Schaden thut. So verſchwand unter andern Friedrich Schiller vor dem glatten Akademiker Lebrun, und Goethes Egmont und Shakeſpeares gewaltigſte Tragödien wurden den Stammgäſten, wie den zufälligen Beſuchern des Odeon unter Namen vorgeführt, die eben ſo ſchnell verſchollen ſind, als die Bearbeitungen, die ihre Inhaber von den Werken der großen Dichter des Auslands geliefert haben. Freilich iſt das Montagefeuilleton da, um die Lücke, die des Bearbeiters unverſchämte Eitelkeit gelaſſen, durch kritiſche Nachweiſe auszufüllen; aber diejenigen, welche die Beurtheilungen der dramatiſchen Novitäten in dem untern Stockwerk der Tageblätter oder gar in den literariſchen Zeitſchriften leſen, bilden einen weit engeren Kreis als die Maſſe, die in's Theater geht und die Anſchlagzettel ſtudirt. Den meiſten dieſer lezteren iſt es auch ungelegen, daß Schönheiten, die ſie als das Erzeugniß eines begabten Landsmannes bewundert oder wenigſtens gutgeheißen, nun mit einem mal auf Rechnung eines fremden Genius geſezt werden, von deſſen Daſeyn ſie bisher keine Ahnung hatten. Was ihnen aber zu glauben nicht genehm, nicht behaglich iſt, das weiſen ſie ungläubig und barſch zurück, ſie wittern in der Enthüllung des Kunſtrichters irgend eine Ränke des Neides, und ſo bleibt in der Meinung einer Menge von ſo beſchaffenen Bürgern der großen Nation dem franzöſiſchen Bearbeiter eines fremden Meiſterwerks die Ehre der Erfindung. Die Italiener, nach dem zu ſchließen, was ich hier in Venedig ſehe, hüten ſich, die Namen der fremden Autoren, wenn dieſelben berühmt ſind, zu beſeitigen; es iſt, als ob ſie in dieſem Fall die Nennung des gefeierten Ausländers als ein Mittel des Erfolgs betrachteten und dem Stücke die Hälfte ſeiner Anziehungskraft zu rauben fürchteten, wenn ſie verſchwiegen, daß es z. B. vom »famoso Balzac« herrühre. Dieſe wahrſcheinlich eigennüzige Gerechtigkeit der italieniſchen Bühnenunternehmer gegen die hochſtehenden Fremden, deren Gut ſie entleihen, hindert ſie aber nicht, den vaterländiſchen Sinn und die patriotiſchen Leidenſchaften ihrer Landsleute auszubeuten. Seitdem ich in der Lagunenſtadt angelangt bin, ſind zum mindeſten vier bis fünf Melodramen aus der Geſchichte Italiens und namentlich aus Venedigs Vorzeit hier zur Aufführung gekommen. Der pſeudotragiſche Schauer und die Macht des Bühnenſpektakels nehmen natürlich da mehr Raum ein und üben mehr Druck aus als die hiſtoriſche Wahrheit. Unter den Waaren dieſer Art ward in den jüngſten Wochen den Venetianern auch eine Epiſode aus den Annalen der Tyrannei vorgeführt, welche die Patricier der Republik Venedig über ihre Mitbürger ausgeübt, und zwar im Styl der Gaité und des Ambigu, die bekanntlich die Hauptſize des melodramatiſchen Entſezens an der Seine ſind; allein es ſcheint nicht, daß dieſer Verſuch dramatiſcher Rückſchau auf die Schmach und das Elend der Vergangenheit den Venetianern mundete, denn kaum aufgetaucht iſt das Stück ſchon wieder verſchwunden und keine Rede mehr davon.

Mitten in dieſe Ausgeburten eines ziemlich kraſſen Romantismus tritt von Zeit zu Zeit die Muſe der Tragödie, und von Alfieri, deſſen dramatiſche Dürre und Dürftigkeit für die Italiener, die ihn ſchäzen, durch den Ton der Entrüſtung gegen Zwingherrſchaft und das Pathos patriotiſcher Geſinnung wieder gut gemacht wird, erſcheint von Zeit zu Zeit ein lakoniſches Manifeſt des Tyrannenhaſſes in felſigen Verſen und mürriſchem Dialog. Diejenige ſeiner Arbeiten, in welcher die wahre Poeſie ihr Recht am beſten behauptet hat und die milde Wärme einer natürlichen Empfindung vom ſchroffen Charakter des Dichters am wenigſten geſtört ward, die Mirrha, wurde in den lezten Tagen wieder vorgenommen und machte, trotz einer mehr deklamatoriſchen, als künſtleriſch werthvollen Darſtellung den äſthetiſch geſtimmten Zuſchauern ziemliche Freude. Dem größeren Publikum aber, das Kälte und Mangel an Intereſſe um edler Gedanken und Gefühle willen nicht verzeiht, wird Alfieri immer viel zu hoch ſeyn. die Venetianer ziehen ihren Goldoni mit ſeiner Miſchung gefälliger Suada und kecker Laune, mit der dreiſten Wahrheit ſeiner Sittenſchilderungen, mit ſeinem venetianiſchen Gepräge bei weitem vor. Goldoni iſt ein Liebling der Venetianer geblieben; in allen Ständen lobt man ihn und lieſt man ihn, und dem Fremden wird ſein Studium auf das Lebhafteſte empfohlen. Man iſt ſtolz auf ſeinen Tizian, ſeinen Tintoret und ihre herrlichen Genoſſen, aber keine Figur des alten Venedig iſt wohl noch heute ſo volksthümlich als Goldoni.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 28. 9. Juli 1854.

— Fraeti bello fatisque repulsi.
Virgil:
— But now a king — now thus!
Shakespeare.

Flucht Carls X. von St. Cloud nach Cherbourg im Jahr 1830.

Aus den noch ungedruckten Papieren eines alten franzöſiſchen Soldaten.

(Schluß.)

Am Morgen des 5. verzögerten wir unſere Abreiſe um einige Stunden, da der König das Abendmahl nahm. Traurig ging es dann weiter; wir hatten ſchlecht geſchlafen, ſchlecht gegeſſen und der Gedanke an eine nahe Gefahr, der uns etwas aufgeregt hätte, kam auch niemanden. Man ſprach wohl davon, gegen Chartres ſich zu wenden und ſich von da in die Vendée zu werfen, aber wir wußten, daß unſer königlicher Patron nicht der Mann ſey, einer Gefahr entgegen zu gehen, wobei er mit ſeiner Perſon bezahlen müßte, und wir fanden das Maß ſeiner Klugheit in dem Briefe des Generals Charrette an Ludwig XVIII., * und in dem Gebrauch, den Carl X. in ſeiner Jugend vom Degen gemacht, den ihm die Kaiſerin Katharina geſchenkt hatte (er hatte ihn um 100,000 Franken an einen Juden verkauft). Die Stimmung der Bevölkerung war zudem nicht aufmunternd für ihn. Nicht als ob ſie ſich lärmende Demonſtrationen erlaubt hätte, aber unverhohlene Schadenfreude und Zufriedenheit malte ſich auf den Geſichtern der Bauern, die den königlichen Wagen an ſich vorbei paſſiren ließen, ohne ihre Mützen zu ziehen, und als ich einen fragte, worüber ſie ſo frohlockten, zeigte er mit dem Finger auf das Pfarrhaus.

Etwa ein Kilometer (20 Minuten) vor Dreux rief eine laute Stimme Halt. Unſere Pferde ließen ſich das nicht zweimal ſagen, die Soldaten ſuchten ſchattige Plätze, um auszuruhen, und ein Offizier ſagte, man wolle uns den Durchmarſch durch Dreux ſtreitig machen. Die Nationalgarde von Dreux behaupte, wir ziehen in den Weſten, um das Land zu inſurgiren, und ſie wolle die Niedergeſchlagenheit, die ſie bei uns vorausſetze, benutzen, um uns zum Niederlegen der Waffen zu zwingen. Dieſe Nachricht beſtätigte ſich nicht und nach kurzer Friſt zogen wir weiter. Auf einmal erblickten wir vor uns eine ungeheure dreifarbige Fahne, die von einem hohen Punkte frei und herausfordernd uns entgegen flatterte. Wir waren wie vom Schlage gerührt; ſeit den drei Tagen ſahen wir die neuen Farben zum erſten mal wieder. Niemand wußte, was er für ein Geſicht bei dieſer Ueberraſchung machen ſollte; man war noch im Dienſte der weißen Fahne, fühlte aber, daß man bald die eine Farbe gegen die drei vertauſchen werde. Die Fahne war auf der Kuppel der weißen Rotunde

* Charrette ſchrieb an Ludwig XVIII. nach der Beſiegung der Vendée durch die republikaniſche Armee: „Wenn Ihre Sache verloren iſt, ſo haben Sie es bloß der Feigheit (lâcheté) Ihres Bruders zu danken.“

aufgepflanzt, die der Familie Orleans als Grabſtätte dient; ſie ſchien, von unſerem Nahen beleidigt, uns wegzuweiſen. Man machte von Neuem Halt, um die königlichen Wagen nachkommen zu laſſen. Der des Königs hielt an der Spitze meiner Escadron. Wir waren neugierig, was für einen Eindruck die Fahne auf ihn machen würde. Seine erſte Bewegung war ganz unwillkürlich. »Tiens!« rief er, ſehr unangenehm überraſcht, und hob lebhaft ſeine dicke Unterlippe, die er ſonſt hängen ließ. Darauf zog er ſeinen Kopf in den Wagen zurück. Aber er beſann ſich bald darauf eines andern, und als ſchäme er ſich ſeiner erſten unwillkürlichen Bewegung, ſteckte er den Kopf zum Wagenſchlag heraus und betrachtete die Fahne mit verſtellter oder vielleicht wirklicher Ruhe; denn ein Mann, der ſeit der Blüthe ſeiner Jugend zwanzig Jahre lang bloßer Zuſchauer eines Krieges bleiben konnte, der für ſeine Sache begonnen worden, konnte ſich über eine ſolche Kleinigkeit hinwegſetzen.

Die heißblütige Dauphine nahm die Sache nicht ſo gleichmüthig hin. Sie war in einem offenen Coupé und ſah die Fahne plötzlich vor ſich. Dieſer Anblick verſetzte ſie in die größte Aufregung; athemlos bewegte ſie ſich auf ihrem Sitze hin und her und ſchaute nach allen Seiten, als ob ſie Hülfe ſuchte, dann fing ſie an zu weinen und verfiel in völlige Niedergeſchlagenheit. Ihr Gemahl ſtieg aus dem Wagen und lachte gleichgültig; er wiegte ſich auf einem Beine, machte mit ſeinem Degen eine lächerliche Bewegung und zeigte dem Herzog von Guiche die Fahne, mit den Augen blinzelnd und den Kopf mehrmals auf die Seite werfend.

Die Herzogin von Berry benützte die Zeit, um ihre Schachteln und Kiſtchen in Ordnung zu bringen, die man bei der ſchnellen Abreiſe von Rambouillet im größten Wirrwarr in ihren Wagen geworfen. Ihre großen, ſtark hervortretenden Augen waren jezt ſtark verändert, was ihre übrigens ſehr zweideutige Schönheit nicht vermehrte. Ich kann noch immer nicht begreifen, wie dieſes lange, unbedeutende Geſicht ſo gewaltige Leidenſchaft einflößen konnte, daß ſie in einzelnen Fällen in Wahnſinn überging, wenn ich nicht wüßte, daß in den Augen gewiſſer Leute eine Prinzeſſin überhaupt nicht bloß die Tugend, ſondern auch die Schönheit perſonificirt.

Der kleine Prinz, ihr Sohn, mit dem ſie ſich in den Tuilerien faſt nie beſchäftigte, war jezt der Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit. Nachdem ſie ihn auf die Stirne geküßt hatte, ſtreifte ſie ihm die Haare aus dem Geſichte und ſtreichelte ihm die Wangen. Während die Dauphine das Kind um ſeiner ſelbſt wegen liebte, ſchien ſie in ihrem Sohne bloß den künftigen König und die gewichtige Ehre zu ſchätzen, Mutter des Königs zu ſeyn.

Die Höflinge gingen von einem Wagen zum andern, um der königlichen Familie ihre Anhänglichkeit zu zeigen und ihre Unruhe über die neue dreifarbige Erſcheinung auszudrücken. In der That zeugte die Fahne, von einer kleinen offenen Stadt im Angeſichte einer immer noch 8—9000 Mann ſtarken carliſtiſchen Armee ausgeſteckt, deutlich genug, daß ſie von neuem zur Herrſchaft beſtimmt war. — „Die Truppen in Colonnen! — Die Artillerie vor! In Schlachtordnung!“ hieß es plötzlich. Alles das wurde ausgeführt, und wir ſtanden ſchlagfertig da, als die drei Commiſſäre ganz ruhig fragten: „Was gibt es?“ Dieſe drei Worte genügten, um unter uns die bisherige Ruhe und Ordnung oder vielmehr Unordnung wieder herzuſtellen. Wir zogen ruhig in die Stadt ein, die wir von zwei Nationalgarden noch ohne Uniform bewacht fanden, hinter denen ihre zitternden Weiber ſtanden. Alles war in Sonntagskleidern und gaffte uns an, etwa wie eine neu ankommende Kunſtreitergeſellſchaft; hie und da bot man uns ein Glas Cidre, andere ſahen uns verächtlich an. Als wir durch eine breite Gaſſe kamen, die von der Nobleſſe und den reichen Bürgern bewohnt iſt, ſahen wir auf den zahlreichen Balkonen alte Weiber in tiefer Trauer Thränen vergießen. Junge Damen ließen ihre Taſchentücher wehen. Wir dankten nach allen Seiten, bogen hierauf in eine Allee längs eines Flüßchens und kamen auf den Platz, der zu unſerem Bivouac beſtimmt war.

IV.

Vernenil.

Eine Viertelſtunde hinter Dreux, das wir den andern Morgen erſt um zehn Uhr verlaſſen hatten, machten wir Halt, um den Offizieren der franzöſiſchen und Schweizer Regimenter, die in Folge eines Beſchluſſes der drei Commiſſäre nicht mehr der Escorte des Königs angehören ſollten, Zeit zu geben, dem König ihre Huldigung darzubringen. Dieſer, ſey es daß ſein Unglück ihn völlig niederſchlug, ſey es daß er, an der Aufrichtigkeit der Menſchen verzweifelnd, in dieſer Demonſtration nichts als ein läſtiges Ceremoniel ſah, ſey es endlich aus Schüchternheit, empfing die Offiziere mit ſehr verlegener und gezwungener Miene. Die Prinzeſſinnen waren offener und freundlicher. Hierauf wendeten ſich die Offiziere an den Herzog von Raguſa, und alsbald ſah man Aller Augen mit Thränen gefüllt. Der Herzog bewegte ſeine Augenlieder, um ſeine Thränen zu entfernen, und hielt an die Abziehenden eine kurze Anrede, in welcher ſich die Verzweiflung ausſprach, in die ihn ſeine falſche Stellung ſtürzte.

Gegen eilf Uhr zogen wir weiter; wir kamen bei den Schlöſſern St. Remy, St. Lubin und Courteille vorüber. Ueberall ſahen wir Wagen voll Damen, Nationalgarden, Trommeln an der Spitze und Roſen im Laufe des Gewehres, das dreifarbige Band im Knopfloch, waren mit Schaaren von Bauern und Bäuerinnen aus allen Dörfern herbeigeeilt, um uns vorbeikommen zu

ſehen. Die Schönheit unſerer Pferde, die Strahlen der goldenen Sonne, die von unſern Helmen blizten, die glänzenden Wagen der königlichen Familie, — welch herrliches Schauſpiel für dieſe Menge! Wir ſelbſt aber waren entzückt vom ſchönen Lande, das wir durchzogen. Ueberall Schlöſſer mit Zinnen, wie Rieſen auf den Abhängen der Hügel gelagert, die lachenden Gärten der Bauern, wo ſich zwiſchen dem Gemüſe und den Obſtbäumen manche Nelke und Roſe barg, kleine Flüſſe, einem Flamberg gleich in der Sonne ſpiegelnd, große Fabrikgebäude mit unzähligen Fenſtern, aus denen dumpfer Lärm ſcholl, dem die Entfernung den proſaiſchen Charakter nahm — O Frankreich! Land der Freiheit und der Kraft, Heimath der ſchönen Künſte und der Ritterlichkeit, Brennpunkt der Kultur! iſt es ein großer Schmerz, dich zu verlaſſen, wenn man auch bloß von einer Hütte ſcheidet, was muß die Verzweiflung deſſen ſeyn, der eine Krone zurückläßt! Das waren meine Gedanken, als ich meine Augen auf den König richtete und ihn zu meinem größten Erſtaunen ganz ruhig und mit der gleichgültigſten Miene von der Welt in ſeinem Wagen ſich unterhalten ſah. Dagegen machten zwei Höflinge, die am Wagen ritten und auf dem Punkt ſtanden brodlos zu werden, ſehr traurige Geſichter; dieſer Anblick kehrte meine Ideen um und ich ſagte mir: der Sitz der menſchlichen Würde iſt im Magen.

Gegen vier Uhr Abends kamen wir in Verneuil, einer kleinen alten Stadt, an, wo der König gut empfangen wurde. Je nach der politiſchen Meinung nahmen es die einen für Anhänglichkeit, die andern für Mitleid. Gruppen von Weibern in baumwollenen Schlafmützen — wie ſie in der Normandie Brauch ſind — ſtanden bis ſpät in der Nacht vor den Fenſtern der königlichen Wohnung. Am 6ten kamen wir bis Aigle, eine hübſche kleine Stadt, deren zahlreiche Fabriken dem Hof bange zu machen ſchienen, denn eine Schwadron der Garde wurde kommandirt, die Nacht zu bivouakiren. Es lief jedoch alles ruhig ab und den andern Morgen ſezten wie unſern Marſch fort. Etwa eine Stunde hinter Aigle verließ der König ſeinen Wagen und ſtieg zu Pferd. Seine Art zu traben, den Körper gebückt, die Ellenbogen in der Luft und die Füße horizontal, machte die Bauern lachen, die herbeigelaufen waren. Eine Gruppe derſelben ſchien indeſſen dem König Zutrauen einzuflößen; er verließ die Mitte der Straße und wendete ſich ihnen zu. »Eh bien!« ſagte er zu einem jungen Bauer, der das Haupt der Familie, aus der die Gruppe beſtand, zu ſeyn ſchien; „ſeyd Ihr mit Eurem Loos zufrieden?“ — „Ja wohl,“ war die Antwort. „Habt Ihr Kinder?“ — „Zwei.“ — „Dieſer Greis iſt wohl Euer Vater?“ — „Ja wohl, mein Herr.“ — Dieſes „mein Herr“ machte der Unterhaltung ein Ende; alsbald gab der König ſeinem Pferd die Sporen und ritt raſch von dannen. Einer unſerer Offiziere ſagte zum Bauer: „Ihr habt vielleicht den König nicht erkannt?“ — „Ja wohl habe ich ihn erkannt.“ — „Seyd Ihr nicht von ſeiner Güte gerührt?“ — „Von ſeiner Güte, daß er mit mir geſprochen?“ — „Nun ja, er hat ſehr wohlwollend mit Euch geſprochen?“ — „Er hatte gewiß ſeinen Grund dazu.“ — „Wollt Ihr ihm nicht wohl?“ — „Gewiß, ich wünſch' ihm eine glückliche Reiſe.“ Allgemeines Gelächter der Bauern begleitete dieſe Antwort.

Die Herzogin von Berry, in Männerkleidern, den Arm dem Grafen Mesnard, ihrem erſten Chevalier d'honneur gebend, ging in dieſem Augenblick zu Fuß. Ihr Coſtüm beſtand aus einem ſogenannten Robinſonhut (mit breitem Rande, einem kurzen Rock von grauem Zwillich, Hoſen, Gilet und Kamaſchen vom ſelben Stoff. Sie ſchritt ſehr entſchloſſen und frei einher, was mich an folgenden Auftritt in den Tuilerien erinnerte. Eines Tags ſtand ich als Schildwache in ihren Appartements, als ſie auf dem Wege zum Diner im Vorbeigehen mich fragte, wie viel Uhr es ſey. „Sechs Uhr weniger ſechs Minuten, Madame,“ antwortete ich. „Sechs Uhr weniger ſechs Minuten!“ rief ſie, die ſechs Minuten ſcharf betonend; „was ſoll ich da oben in den ſechs Minuten? mich langweilen! wahrhaftig nicht!“ Und damit ging ſie in ihre Gemächer zurück, um die ſechs Minuten verfließen zu laſſen. Wie es ſcheint, wagte ich zu denken, unterhält man ſich „da oben“ nicht beſonders gut.

Wenn die Straße mit Bäumen beſezt war, ließ man die Kinder der königlichen Familie ausſteigen und im Schatten gehen. Nach der Richtung des Windes hielten dann unſere Schwadronen die rechte oder die linke Seite, damit jene durch den Staub nicht beläſtigt wurden.

Gegen Abend kamen wir in Mellerault an, einem kleinen Marktflecken, deſſen Pferdezucht bedeutend iſt. „Meine Herrn,“ ſagte uns da der Fürſt von Croy barſch, „Sie werden heute Nacht wieder bivouakiren, ſo iſt der Befehl.“ Dieſer Befehl machte uns keine große Freude und entlockte mehreren verſchiedenartige Bemerkungen. Ich für meinen Theil ſagte nichts, aber bei einbrechender Nacht ſchlich ich mich weg, um ein Nachtlager im Ort zu ſuchen. Leider waren alle Wirthshäuſer beſezt, als ich aber mit trauriger Miene zu meinem Bivouak zurückkehrte, begegnete mir ein großer ſtarker Bauer, eine Blouſe am Leib, eine Schlafmütze auf dem Kopf und eine Laterne in der Hand. „Suchen Sie vielleicht ein Nachtquartier?“ fragte er mich. „Ja wohl,“ antwortete ich, freudig überraſcht. — „Folgen Sie mir.“ — Mein Mentor führte mich zum Ort hinaus vor ein kleines niedriges Haus, zog einen Schlüſſel aus ſeiner Taſche, öffnete die Hausthür und trat mit mir in eine kleine Stube, wo ein Bund Stroh mit einem Leintuch bedeckt mich zu erwarten ſchien. „Hier,“ ſagte mein Wirth, „werden Sie ſchlafen wie ein Prinz.“ Der Mann ſchien ſich keine hohe Idee vom Luxus der Großen gemacht zu haben. — „Ich danke,“ erwiederte ich. Er

ſchien ganz überraſcht, fing an zu brummen, nahm ſein Licht aus der Laterne und ſagte: „Danke, danke — wollen Sie mich denn nicht gleich bezahlen?“ — „Entſchuldigen Sie, ich dachte —“ — „Was konnten Sie denken?“ — „Nun gut, was verlangen Sie für das Stroh?“ — „Fünf Franken.“ — „Fünf Franken?“ — „Ja wohl;“ hier nahm der Kerl eine drohende Stellung an und brummte: „Findet Ihr das zu viel? Man hat Euch genug Geld gegeben, um das Volk zu maſſacriren, es werden Euch wohl fünf Franken geblieben ſeyn, um mich zu bezahlen.“ — In St. Cloud hatte man kurz vor dem Abmarſch jedem Gardiſten hundert Franken Reiſegeld gegeben, da wir ſonſt mit unſerem Gehalt von hundert Franken monatlich nicht ausgekommen wären. — Der Bauer, der mich nicht aus den Augen ließ, machte einen Schritt vorwärts, während ich mich zurückzog. Ich fürchtete, er könnte mir den Kopf an den Steinen ſeiner Hütte zerſchlagen, bevor ich Zeit hätte meinen Säbel zu ziehen. Immer näher auf mich los rückend rief er: „Nun, wird's?“ Zu gleicher Zeit ſenkte er das Licht bis zur Mitte ſeines Körpers, wahrſcheinlich damit ich nicht ſeine Gedanken in ſeinem Geſicht leſe; da gab ich ihm einen ſo tüchtigen Fußtritt, daß er bewußtlos liegen blieb. Ich nahm meine Beine auf den Rücken und erreichte mein Bivouak. Am andern Morgen war ich nicht im Stande die Bauernhütte mit ihrem artigen Bewohner wieder zu finden.

In Mellerault ging das Gerücht, der Herzog von Orleans und General Lafayette, jeder an der Spitze ſeiner Partei, ſeyen an einander gerathen, der eine um die Monarchie in ſeiner Perſon fortzuſetzen, der andere um die Republik einzuführen. — In Argenton, unſerer nächſten Station, kam den König die Luſt an, eine Predigt zu hören; ein eigener Einfall nach der thatſächlichen Lection, die er ſo eben von der Vorſehung erhalten. Zufällig fand ſich kein Geiſtlicher, der ſich für würdig und begabt genug hielt, vor dem Geſalbten des Herrn aufzutreten.

V.

St. Lo. Valogne. Cherbourg.

Am 10. Auguſt kamen wir durch Guibray und Condé. Ich weiß nicht mehr, war es in lezterem Ort oder auf der folgenden Etappe, wo der König ſich weigerte an einer runden Tafel ſein Mittagsmahl einzunehmen, weil der Unterſchied der Gäſte nach den Vorſchriften der Etikette an einer runden Tafel nicht bezeichnet werden konnte. Der Wirth bemerkte ſeiner Majeſtät, es ſey dieß die einzige Tafel in ſeinem Haus vom nothwendigen Umfang, aber der König gab nicht nach und es mußte ein Tiſchler geholt werden, der den runden Tiſch ſchnell in einen viereckigen verwandelte. Am folgenden Tag ſchliefen wir in der kleinen Stadt Vire, dem Geburtsort Olivier Baſſelins, des Erfinders des Vaudeville oder vielmehr Vaudevire. Kurz ehe wir nach Vire kamen, hatte uns eine bedeutende Anzahl höherer Offiziere verlaſſen, um nach Paris zurückzukehren, und es blieben beim König nur noch die Generale Croſſard, de Briſſac, de Greſſat und de Choiſeul-Beaupré. An Hofleuten blieben bis nach Cherbourg die beiden Capitaines des Gardes de Croy und Luxembourg; dieſe zwei Herrn waren es, welche ſich von der ſtolzen Haltung des Landvolks dem flüchtigen König gegenüber ganz beſonders verlezt fühlten; ferner die Herzoge von Guiche, von Levis und von Polignac, alle drei »menins«* oder Kämmerer. Der Graf Hocquart und der General de Larochejaquelin ritten neben einander, gefolgt vom Stallmeiſter O'bégerty, den die Herren von Damas, von Maupas und von Barbançois begleiteten, alle drei im Dienſte des „Wunderkindes.“ Der Herzog von Raguſa ritt einſam auf ſeinem kleinen ruſſiſchen Pferd, das ihm in beſſern Zeiten der Czar zum Geſchenk gemacht.

In St. Lo, wo wir am 12. ankamen, wurde der König vom Präfekten empfangen. Die Einwohner blieben ganz kalt und gleichgültig, was beſonders die Dauphine aufbrachte, die vor nicht langer Zeit in derſelben Stadt mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus aufgenommen worden war, ſo daß ſie unwillkürlich mit gebrochener Stimme ſagte: „Mein Gott, welcher Unterſchied!“ Am Abend wurde die Stadt plözlich unruhig auf die Nachricht aus Cherbourg, General Hulot habe die Nationalgarde von dort nebſt zwei Kanonen nach Carentan (zwiſchen St. Lo und Cherbourg) geſchickt, um ſich dem Vorrücken der königlichen Armee zu widerſetzen, da die Einwohner von Cherbourg aus Furcht vor einem Ueberfall bloß die königliche Familie in ihre Mauern laſſen wollten. — Als jedoch der General aus dem Munde der Commiſſäre ſelbſt erfuhr, die königliche Begleitung beſtehe bloß aus dem militäriſchen Hauſe des Königs und einigen hundert Mann, zog ſich jener mit ſeiner Nationalgarde zurück und alles wurde wieder ruhig.

Als wir einige Tage ſpäter auf unſerem Rückmarſch wieder nach St. Lo kamen, ſahen wir Herrn von Polignac vorbeiführen, der in Grandville im Augenblick verhaftet worden war, als er ſich auf einem nach England abgehenden Schiff, als Bedienter verkleidet, einſchiffen wollte. Ein koſtbarer Ring, den er am Finger trug und der zu ſeiner Livrée nicht paßte, hatte ihn verrathen. Die Bevölkerung von St. Lo,

* Der Titel »menin« gab das Recht, den Dauphin in ſeinem Wagen zu begleiten.

die beim Durchzug des Königs ruhig war, wurde durch die Anwesenheit Polignacs sehr aufgeregt, da sie ihn nicht bloß als den Urheber der Revolution haßte, sondern ihm auch die vielen Brände zur Last legte, die unter seinem Ministerium diese Provinz heimgesucht. Ein Maurer zielte mehrere male mit einer Pistole nach seinem Kopf; glücklicherweise hinderte ihn die den Minister umgebende Menge loszudrücken. — Im Gefängnisse, wo man den Exminister unterbrachte, zeigte er nicht viel Muth. Der Capitän der Gendarmerie, der ihn zu bewachen hatte, erzählte uns, er habe ihn jedesmal zittern und erblassen sehen, wenn der Schrei der Volksmenge vor dem Gefängnisse: »à bas Polignac!« bis zu seinen Ohren gedrungen. Einmal wurde der Lärm draußen so groß, daß der Fürst aufsprang, sich in größter Bezürzung zum Capitän flüchtete und rief: „Man will mich tödten! Bedenken Sie, daß man mich unter Ihren Schutz gestellt hat! Was hab' ich denn diesem Volke gethan?"

Als ich im nächsten Nachtquartier zu Valogne, einem kleinen frommen Städtchen, mit dem Quartierzettel in der Hand die mir bestimmte Wohnung suchte, begegnete ich einer ältlichen, etwas verwachsenen Dame, die sich mit ihrem Sonnenschirm gegen den eben fallenden Regen schüzte und mich folgendermaßen anredete: „Mein Herr, haben Sie nicht die Ehre einer der gardes du corps meines Königs zu seyn?" Ich sah die Frau an, deren Augen, an die meinen geheftet, von Begeisterung strahlten. — „Ja wohl, Madame," erwiederte ich. Sie machte mir eine tiefe Verbeugung, die ich erwiederte, und fuhr fort: „Wenn dem so ist, so dulde ich nicht, daß Sie länger im Regen bleiben; kommen Sie mit mir nach Hause, ich habe bereits mehrere Ihrer Kameraden bei mir aufgenommen, und ich betrachte dieß als eine große Ehre für mich. Mehrere Freunde und Freundinnen werden ebenfalls zu Tisch kommen; nehmen Sie an?" — Ich erwiederte, ich habe bereits einen Quartierzettel und wolle sie nicht belästigen; sie nahm mir den Quartierzettel aus der Hand und sagte, ohne ihn anzusehen: „Der Zettel ist eben für mich." — „Desto besser," antwortete ich und folgte ihr in ihr Haus. Kurz bevor wir in dasselbe traten, hob sie den Arm in die Luft und rief: »Vive le roi!« Ein Bedienter, der uns an der Thüre erwartete, nahm mir das Pferd ab, und ich folgte der gastfreien Dame in ihren nach alter Mode möblirten, mit geschniztem Holz verzierten Salon.

„Hören Sie," sagte sie zu mir, „wie ich meine Gastfreundschaft übe. Jeder frühstückt nach Belieben auf seinem Zimmer, im Speisesaal oder im Garten, solid oder leicht, ganz nach seinem Geschmack. Was das Diner anbelangt, so wünsche ich, daß alle mit einander speisen, denn ich muß doch auch einen Augenblick meine Gäste genießen." Hierauf ließ sie mir das Zimmer ihres Bruders, eines Abbé, zum Quartier anweisen. Um sechs Uhr Abends fanden wir uns ein ganzes Dutzend zu Tisch beisammen, die Hausfrau nebst einer ihrer Verwandten, sieben Gardisten und ein Herr mit zwei Damen. Anfangs war das Essen trübselig, aber nach und nach löste der Wein die Zungen. „Ich kann nicht glauben," fing eine zwar ältliche, aber häßliche Dame an, „daß alles vorbei ist." — „Ich auch nicht," erwiederte eine andere. — „Gewiß," sagte unsere Wirthin, „es ist unmöglich, daß Frankreich sich nicht erhebt, um die infamen Jakobiner zu verjagen. Ich dachte sie seyen längst in der Hölle; wie kommt es, daß sie stark genug waren, so viele brave Leute zu besiegen?" — „Ihr Triumph," fuhr die erste fort, „wird nicht von langer Dauer seyn, dieß wurde dem König in Rambouillet von Martin versichert." — „Wie so von Martin?" fragte ich. „Ist das etwa der Bauer, der die Ehre hatte vor Ludwig XVIII. gelassen zu werden?" — „Ja wohl, derselbe, hören Sie, wie das zuging." Nachdem man die Dienstboten entfernt hatte, fuhr die Rednerin fort: „Als der König in Rambouillet war, kam der Bauer Martin in's Schloß und verlangte den König zu sprechen. Martin wurde vorgelassen. Er war gar nicht verlegen, und auf die Frage des Königs, was er wünsche, antwortete er mit grober Stimme: „Sire, ich hatte eine Vision: drei Thränen sind mir erschienen, eine weiß, die andere roth, die dritte schwarz," (warum nicht blau?) — „Wohl," erwiederte der König, „aber was bedeuten diese Thränen?" — „Sire," antwortete Martin, „der Engel, der mir das Geheimniß kund gethan, das ich Ihrem Bruder offenbart, hat mir verboten, Ihnen diese Vision vollständig zu deuten." — „Warum seyd Ihr aber hieher gekommen?" fragte Carl X. — „Der Engel hat mir bloß gestattet, zu sagen, was die rothe Thräne bedeute." — „So sprecht." — Martin schloß die Augen, wie um das Gesicht zu erneuern, streckte die Hand aus und sagte in feierlichem Tone, jedes Wort vom andern durch eine kleine Pause trennend: „Paris — die schuldige Stadt — in zwei Jahren — wird sie zerstört seyn — alle ihre Einwohner — mit Ausnahme von 8000 — werden untergehen." — »A la bonne heure!« rief unsere Wirthin; „das ist ein braver Mann, es lebe Martin!" — „Aber," sagte ich, „wie hat der König diese Prophezeiung aufgenommen?" — Die liebenswürdige Erzählerin wollte antworten, als ihr Mann, den meine Frage zu überraschen schien, ihr durch ein Zeichen Schweigen gebot.

Der König war in einem hübschen Hause von Ziegeln zwischen Hof und Garten untergebracht. Da die Reihe an mich kam, den König zu bewachen, begab ich mich auf meinen Posten in einem Vorzimmer, das drei Thüren hatte, die zu den Gemächern des Königs, des Dauphins und der Herzogin von Berry führten. Die Thüren waren immerfort in Bewegung. Die Herzogin von Berry rannte aus einer in die

andere, die Bedienten ſchleppten Kiſten und Koffer und Schachteln, die im Vorzimmer herumlagen und über die die Herzogin wegſprang, wobei ſie bald an einem Vorhang, bald an meinen Schultern ſich hielt. „Pardon,“ ſagte ſie dann lachend und verſchwand. Auf einmal kommt ſie aus den Zimmern des Königs heraus und ſagt: „Wo kann ich Madame de Walther finden?“ Sie rief hierauf mit lauter Stimme Madame de Walther zu wiederholten malen, bis dieſe, ihre erſte Kammerfrau, erſchien. „Sie wiſſen nicht?“ ſagte die Herzogin, indem ſie ſie bei Seite führte; „alles iſt anders, dort unten iſt alles umgekehrt!“ Ich horchte, konnte aber nichts vernehmen. Später erfuhr ich, Herr von Bouillé habe dieſe Freude verurſacht, indem er dem König die Nachricht brachte, die Republikaner ſeyen Herren von Paris und wollen nichts mehr von Louis Philipp wiſſen.

Gegen zwei Uhr kam der Dauphin in's Vorzimmer. »Eh bien, junger Mann,“ ſagte er zu mir, „man unterhält ſich hier nicht ſo gut wie in Paris?“ — „Nein, königliche Hoheit.“ — Der Herzog von Bordeaux, als er die Stimme ſeines Oheims hörte, kam herein: „Guten Morgen, Onkel.“ — „Guten Morgen, mein Kind; was macht deine Mutter?“ — „Sie zählt ihr Geld, das ſie vertheilen will.“ Es handelte ſich vom Lohn der Bedienten und einiger Lieferanten. Um ſich generoſer zeigen zu können, als man in ihrer gegenwärtigen Lage erwarten konnte, hatte ſie in Valogne ihr prachtvolles Zweigeſpann Iſabellen verkauft. Bald darauf kam die Dienerſchaft, die ihre Livrée abgelegt hatte, gefolgt von andern Leuten mit Bittſchriften in der Hand, die ſie von der Herzogin bevorworten laſſen wollten. Dieſe, meiſt ehemalige Gardiſten oder junge Offiziere von der Cavallerie und dem Generalſtab, wünſchten vom König das Kreuz der Ehrenlegion. Aller Wunſch wurde erfüllt, bloß ein Infanterieoffizier von der Garde kam zu ſpät. Er hatte zwar in den Julitagen einen polytechniſchen Schüler, der das Volk zum Kampf aufmunterte, in den Tuilerien durch einen Schuß getödtet, er hatte ſich in dieſer und jener Straße, ſeinem eigenen Ausdrucke nach, „wie ein Hund“ geſchlagen, aber als er zur Vertheilung der Kreuze kam, waren alle vergeben und er zog leer ab. „Das wird ihn lehren, zur rechten Zeit zu kommen,“ ſagte der Dauphin. — Dieſe Kreuze wurden übrigens ſpäter von Louis Philipp annullirt.

Am 15. um zehn Uhr Morgens, als ich abgelöst wurde, fragte mich der König, ob ich vom Marſche müde ſey? eine Familiarität, die mich um ſo mehr überraſchte, als er gewöhnlich gegen die Gardes du Corps ziemlich kalt war. Um eilf Uhr brachten die Fahnenträger unſerer vier Compagnien, escortirt von etwa dreißig Garden, dem Könige die Fahnen. Dieſer erſchien mit dem Herzog von Luxembourg, dem Fürſten von Croy und der ſämmtlichen königlichen Familie. Nachdem einer der Offiziere einige Worte geſtammelt hatte, wurden die Fahnen zu Boden geſenkt. Der König nahm mit bewegter Stimme das Wort. „Meine Herren,“ ſagte er, „ich danke Ihnen für die beiſpielloſe Treue, die Sie mir bewahrt haben. Ich empfange Ihre Fahnen unbefleckt; ich hoffe, daß dieſes Kind (hier drohte ihm die Stimme auszubleiben) ſie Ihnen eben ſo zurückgeben wird.“ Thränen ſtanden in ſeinen Augen, die Dauphine ſchluchzte laut, die ganze Verſammlung war traurig geſtimmt; aber beſonders ein Gardiſt zog durch ſeinen heftigen Schmerz die Aufmerkſamkeit auf ſich, ſo daß die Herzogin von Berry ihm einige Worte des Troſtes zuſprach, ihren Sohn herbeirief und ihn dem Mann in die Arme gab. Der Dauphin hatte ſich gleich zu Anfange dieſes Auftritts nach dem Namen des jungen Mannes erkundigt und ſich hierauf entfernt, um ein Papier zu holen, das er durch den Herzog von Bordeaux dem Soldaten übergeben ließ. In ſeinem Schmerz ſteckte es dieſer in die Taſche, ohne es anzuſehen; erſt den andern Tag wußte er, daß er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt ſey. Am ſelben Tage vertheilte man unter uns ein gedrucktes Circular folgenden Inhalts: „Vom Boden Frankreichs ſcheidend wünſchte der König einem jeden ſeiner Gardes du Corps, ſo wie einem jeden Offizier und Soldaten, die ihn bis zu ſeinem Schiffe begleitet, einen Beweis ſeiner Anhänglichkeit und ſeines Andenkens zu geben. Aber die Umſtände geſtatten ihm zu ſeinem Bedauern nicht der Stimme ſeines Herzens zu folgen. Der Mittel beraubt, eine ſo rührende Treue zu vergelten, hat ſich der König die Liſte aller Gardiſten, Offiziere und Soldaten, die ihm gefolgt ſind, überreichen laſſen. Ihre Namen werden vom Herzog von Bordeaux aufbewahrt werden und in den Regiſtern der königlichen Familie eingeſchrieben bleiben, als Zeugen des Unglücks des Königs und des Troſtes, den er in einer ſo edeln Treue gefunden. Valogne 15. Auguſt 1830.“ — Die Commiſſäre ließen dieſes Papier ungehindert circuliren.

Am 16. um neun Uhr Morgens ging es nach Cherbourg weiter, zum Thor Frankreichs, durch welches ſchon manche gefallene Kronen gezogen ſind. Der erſte König, der hier ſeine Zuflucht fand, war der von ſeinem Sohne Sven entthronte König von Dänemark (am Ende des zehnten Jahrhunderts). Er blieb zwei Jahre da und vertrieb ſich die Zeit mit gefeſſelten Eisbären, die er im Meere ſpielen ließ. Nach ihm kam Mathilde, die Tochter Heinrichs I. von England und Wittwe Kaiſer Heinrichs V. Weiter beherbergte das Schloß von Cherbourg Johann ohne Land. Hier ließ dieſer ſeinen Neffen Arthur von einem Felſen herabſtürzen. Der lezte Stuart, Jakob II., den der lezte Bourbon zum Vorbild genommen zu haben ſchien, landete in Cherbourg im Jahr 1688. Ludwig XVI. und Napoleon

waren einige Jahre vor ihrem Falle in Cherbourg. Don Pedro und Carl X. ſchließen den Reigen.

Als wir in die Stadt einzogen, wurde der Fürſt von Croy, der mit einer weißen Feder am Hut an unſerer Spitze ritt, vom Volke ausgeziſcht. »A bas Charles! à bas Capet!« rief man, andere riefen: „Es lebe Frankreich, es lebe die Freiheit!“ Als jedoch der königliche Wagen kam — kurz vor Cherbourg hatte ſich die geſammte königliche Familie in Einen Wagen geſetzt, — verhielt ſich die Menge ſtill; ja wir bemerkten, daß die dreifarbigen Fahnen, die kurz zuvor überall geflattert, nach und nach verſchwanden. Ohne Aufenthalt ging es in den Hafen, wo zwei amerikaniſche Schiffe den Flüchtigen erwarteten. Der „Great Britain“ gehörte merkwürdigerweiſe Herrn Patterſon, dem Schwiegervater des Prinzen Jerome Bonaparte. Vom Kai führte auf das Schiff eine hölzerne Treppe, die man mit blauem Tuch bedeckt hatte. Der König und die Seinen begaben ſich unmittelbar aus ihrem Wagen in's Schiff, Carl X. zuerſt, ohne einen Blick hinter ſich auf Frankreich zu werfen, das er für immer verlaſſen ſollte. Bald kam das Dampfſchiff, das den Great Britain bugſirte, und langſam entfernte ſich von der Küſte Frankreichs der lezte der Bourbonen.

Die Sommerfeſte des deutſchheidniſchen Alterthums.

Nach ihren Reſten und Nachklängen in Sage und Sitte.

(ſ. Nr. 20.)

III. Johannis, das Feſt der Sonnenwende.

Wiederholt iſt im Vorigen darauf hingedeutet worden, daß die phyſikaliſche Baſis der germaniſchen Götterwelt das Licht iſt, deſſen Begriff ſeinerſeits wieder von der Sonne in das Gemüth der Menſchen gelangte. Die Sonne als auffälligſter unter den Gegenſtänden des äußern Daſeyns, hoch über den Häuptern der Sterblichen am Himmel wandelnd, mit ihrer Helle das Auge blendend, am Morgen die gefahrvolle Nacht überwindend, im Frühling die erſtarrte Natur belebend, im Sommer die Nahrung der Menſchen zeitigend, war wohl unter allen Völkern kaukaſiſcher Race die älteſte, ja anfänglich wohl auch die einzige Gottheit. Jedenfalls machte ihre ſtrahlende Unnahbarkeit, ihre ſieghafte Macht, ihre wohlthätige Lebensfülle ſie zum höchſten Gott, und als dieſer ſpäter menſchliche Art und Geſtalt annahm, blieb ſie an ihm als Glied, Attribut oder Symbol haften. Das germaniſche Heidenthum iſt hiervon keine Ausnahme. In den Spuren, die es zurück gelaſſen, iſt die Sonne bald Auge, bald Schild Wuotans, bald der oberſte Himmelsgott ſelbſt, bald eine Gottheit neben dieſem, die den Begriff höchſter Reinheit, Güte und Gerechtigkeit ausdrückte, als jener im Sturm der Zeiten verwildert war. So bemerken wir denn auch, daß ſich an ihre verſchiedenen Stellungen zur Erde die hehrſten Feſte knüpfen. Die beiden Sonnenwenden des Jahrs, im Norden dem Volksgeiſte mit größerer Macht ſich aufdrängend als im Süden, wurden den Scandinaviern wie den Deutſchen zu hochheiligen Feiertagen. Von dieſen verſchmolz, wie anderwärts dargethan wurde, der eine mit der chriſtlichen Weihnacht. Der andere aber, das Feſt des Sonnenſolſtitiums, iſt uns in den zahlreichen Trümmern urväterlicher Religion aufbewahrt, die wir in den am Johannisfeſt noch hie und da beobachteten Gebräuchen, ſo wie in dem hierher bezüglichen Aberglauben erblicken.

Ein Beweis, wie erhaben das alte Feſt war, liegt darin, daß, während die übrigen bald großentheils zu Kinderſpielen und Poſſen herabſanken und in dieſer Geſtalt nur unter dem niedern Volk fortlebten, die Ceremonien, welche ſich in dem Tage Johannis des Täufers von der einſtigen Sonnenwende erhielten, lange auch von der vornehmen Welt und ſelbſt von Kaiſern und Königen geübt wurden. Ja ſelbſt die Kirche ſah ſich genöthigt, den heidniſchen Ritus zu ſanctioniren, und ſie hat dieß in einer Weiſe gethan, daß es bisweilen ſchwierig iſt, das Urſprüngliche aus der Verhüllung, die ſie ihm gegeben, herauszuſchälen und die falſche Deutung, die ſie dem beibehaltenen Brauche der Vorzeit zur Rechtfertigung ihrer Duldſamkeit zu verleihen gezwungen war, als falſch zu erkennen und zu berichtigen.

Hier kommt zunächſt die von älteren Schriftſtellern erwähnte Sitte in Betracht, am Johannisabend oder in der Nacht vor dem Feſte in Flüſſen oder Quellen zu baden oder aus Geſundbrunnen zu trinken, womit der Glaube verbunden war, daß dem Waſſer in dieſer Zeit eine beſonders heilſame Kraft inwohne. Petrarcha meldet in einem Brief aus dem Jahr 1330, daß die Frauen Cölns am Vorabend des Tags Johannis des Täufers in Maſſe an den Rhein zogen, um ſich Arme und Hände in ſeiner Fluth zu waſchen. Sie waren dabei mit duftenden Kräutern geſchmückt und murmelten ſeltſame Worte. Der Gebrauch fand alljährlich ſtatt, wurde dem Berichterſtatter als uralt bezeichnet und ward mit dem Glauben vollzogen, daß durch die Waſchung eine Reinigung von allem Elend und Ungemach des folgenden Jahrs erlangt werde. Ein einziges Bad in der Johannisnacht, ſagt man bei Tettnang, wirkt ſo viel, als neun Bäder zu anderer Zeit genommen. Deßhalb war früher das Mineralbad zu Laimnau während dieſer Nacht ſehr beſucht. Wie man aus Holbergs Luſtſpiel „Kildereiſen“ erſieht, herrſchte unter dem Volke Kopenhagens die Sitte, am Johannisabend nach einer benachbarten Quelle zu wallfahrten und ſich in ihrem Waſſer zu heilen und zu ſtärken. In Oeſtergötland reiste man nach altem Brauch Mittſommernachts zu Lagmans Bergelälla bei Skeninge und trank den Brunnen. Im Eure- und Loiredepartement glaubt man, daß der erſte Eimer Waſſer, welcher am Abend vor dem Johannisfeſt geſchöpft wird, das Fieber heilt und daß der während dieſer geſegneten Nacht geſammelte Thau gegen Ausſchläge und Geſchwüre gut iſt. Bei Nogent-le-Rotrou iſt eine Quelle, welche im Rufe ſteht, während der Johannisnacht alles Siechthum zu heilen, und Männer und Frauen baden ſich in derſelben, ohne daß die Ceremonie durch den Gedanken an die Unſchicklichkeit eines ſolchen Gebahrens geſtört würde. Zugleich aber verbindet ſich damit der Glaube, daß ein

in dieſem heiligen Waſſer um Mitternacht vor dem Feſt geſpültes Gefäß das Haus vor Wetterſchaden bewahre.

Dieſe Sitte könnte nun chriſtlichen Urſprungs ſeyn. Mit dem Gedanken an Johannes den Täufer könnte ſich allmählig die Vorſtellung verbunden haben, daß er an ſeinem Tage die Taufe an dem Erlöſer vollzogen und daß die Eintauchung des gottmenſchlichen Leibes dem Waſſer übernatürliche Kraft mitgetheilt habe, welche mit ihrer reinigenden und heilenden Wirkung alljährlich und dann für alle Flüſſe und Quellen wiederkehre. In dieſer Auffaſſung wurde ſie vom Chriſtenthum geduldet, aber, wie ſogleich gezeigt werden ſoll, lediglich in der Weiſe, wie man ſich Wodan und Thor und die übrigen Götter und Heroen in der Geſtalt von Heiligen gefallen ließ.

Der erſte Grund, welcher uns veranlaßt, in dem Johannisbad einen Reſt heidniſchen Gottesdienſtes zu erblicken, liegt darin, daß es, wie alle heidniſchen Ceremonien, des Nachts ſtattfindet, was entweder darauf, daß die Alten ihre Feſte überhaupt nach Sonnenuntergang feierten, oder darauf hinweiſt, daß ſie dieſelben, als das Chriſtenthum geſiegt hatte, aus Furcht vor Strafe in die dunkle Zeit verlegten. Zweitens wurde die Sitte von der Kirche nicht überall gut geheißen, ſondern von verſchiedenen Schriftſtellern für entſchieden gottlos erklärt. Drittens iſt gegen jene Deutung des Gebrauchs ein merkwürdiger ſchwäbiſcher Aberglaube anzuführen. Am Bodenſee und namentlich bei Pfullendorf (deſſen Name ſich nach Grimm mit Phol, dem deutſchen Baldr, in Verbindung bringen läßt) ſagt man, am Johannistag müſſe der Engel oder Sanct Johannes einen Schwimmer haben, weßhalb an dieſem Tag niemand, auch in den kleinſten Flüſſen nicht, baden ſoll. Ferner verlangt der Neckar bei Berg, Cannſtadt und Heilbronn (wo einſt ähnliche Sitte wie in Nogent und Laimnau geherrſcht haben dürfte) zu Johannis ein Menſchenopfer, und ſchon mancher kecke Burſch, welcher die Warnung nicht achtete und badete, iſt ertrunken. Eben ſo endlich will der Neckar bei Heidelberg an dieſem Tag, ſo wie am vorhergehenden und folgenden ein Opfer, weßhalb niemand ein Bad nehmen, noch des Nachts, wenn er etwa ein Geſchrei aus dem Waſſer hört, zu Hülfe eilen darf; denn der Neckargeiſt ahmt gern die Stimme Ertrinkender nach, um Menſchen in ſein Bereich zu locken. In dieſer Volksmeinung aber kann ſich zweierlei bergen. Entweder es iſt die Erinnerung an ein in der Heidenzeit am Tage der Sonnenwende dargebrachtes Flußopfer, oder aber, und wahrſcheinlicher, es iſt ein Andenken an die Abmahnung der Kirche, welche ſich hier ſcheute, den unchriſtlichen Badegebrauch in ihr Bereich aufzunehmen und ihn deßhalb als ſtrafbare, von Gott durch Ertrinken gerächte Gewohnheit darſtellen mußte. In beiden Fällen — und ſie ſind die einzigen, mit deren Annahme ſich der Aberglaube deuten läßt — bleibt uns der altheidniſche Sinn.

Noch mehr aber ſpricht für unſere Anſicht viertens, daß, wie in jener Sitte des Badens dem Elemente des Waſſers, ſo in dem zweiten Grundtypus des Feſtes dem Feuer heilende und reinigende Wirkung zugeſchrieben iſt.

Noch weit verbreiteter nämlich als das Johannisbad iſt in deutſchen und von Deutſchen in der Völkerwanderung überzogenen Landſtrichen der Brauch der Johannisfeuer, auch Sunbent- oder Sonnenwendfeuer genannt und im Mittelalter eine Volksluſtbarkeit, an der ſich auch der Adel und die Fürſten betheiligten. In einer Münchner Urkunde von 1401 wird berechnet: „für Gras und Knechte, welche die Bänke von Hauſe auf den Markt trugen in der Sonnenwendnacht, da Herzog Stephan und ſein Gemahl und das Fräulein mit den Bürgerinnen bei dem Sonnenwendfeuer tanzten.“ Zu Augsburg zündete 1497 in Kaiſer Maximilians Gegenwart die ſchöne Suſanne Neithard das Johannisfeuer mit einer Fackel an und begann hierauf an Philipps Hand den Reigen um daſſelbe. Am Johannisabend des Jahrs 1578 ließ der Herzog von Liegnitz auf dem Kynaſt ein Freudenfeuer brennen, bei dem er mit ſeinem Hofe zugegen war. In Paris wurde noch im ſiebzehnten Jahrhundert zu Johannis auf öffentlichem Platze vor dem Stadthauſe ein Scheiterhaufen errichtet, mit Laub und Blumen angepuzt und von dem Maire ſelbſt in Brand geſteckt. Aber auch noch heute lodern an vielen Orten die einſt heiligen, jezt theilweiſe zu luſtigen gewordenen Feuer der Johannisnacht ganz ähnlich wie die der Oſterzeit. Bei Görlitz wählt man dazu die Landskrone, einen Berg, an den ſich mancherlei Sagen knüpfen und in deſſen Innerem eine Braupfanne voll Gold ſteht, die bekanntlich von Jakob Böhme in ſeiner Jugend geſchaut wurde. In Oberſchwaben zündet man ſie auf Stoppelfeldern oder freien Plätzen an. Knaben und Mädchen faſſen ſich an den Händen und hüpfen darüber, indem ſie rufen:

Sanct Johann,
Mach's Werg (Hanf) drei Ellen lang!

In manchen Dörfern dauern dieſe Feuer acht Tage hindurch, ſo namentlich in Krauchenwies. Auf dem Frauenberg bei Gerhauſen, nicht fern von Blaubeuren, feiert die Jugend den Johannisabend mit Freudenfeuern, wobei Räder aus Stroh geflochten, angezündet und die Anhöhe hinabgerollt werden. Auch heißt es, daß die Gräfin Anna, die hier gewohnt haben ſoll, alljährlich an dieſem Tag einen Eimer Wein an die Jugend vertheilt habe. Die Sitte der Strohräder war früher auch auf Hohenſtaufen bekannt, jezt zündet man nur noch die Feuer an, und zwar ebenfalls auf einem Berg. Zu Erbach bei Ulm heißen leztere „Himmelsfeuer,“ in Ehingen an der Donau „Zündelfeuer.“ Im Hegau und im Seekreiſe mußte jeder, der über das Johannisfeuer ſpringen wollte, etwas Holz mitbringen: wer ohne dieſe Steuer erſchien, deſſen Hut oder Mütze

wurde in die Flamme geworfen. Die Feuer, welche gegenwärtig nur noch an einigen Orten üblich sind, machte man gern auf Kreuzwegen und man glaubte, wer darüber hüpfe, könne Schätze sehen, die in der Erde vergraben wären. Auf allen Wiesen am Bodensee, wo man am Johannistag den Boden aufgräbt, findet man Kohlen. Die muß man heimtragen und auf den Kornboden legen, da sie das Getreide vor Würmern und das Haus vor dem Einschlagen des Blitzes schützen. Zu Ebingen kochte man noch vor wenigen Jahren an dem auf öffentlichem Platze angezündeten Johannisfeuer Erbsen, die ganz bleiben mußten, um trocken aus der Hand verzehrt werden zu können, und den Kindern zu essen gegeben wurden, da sie für allerlei gut seyn sollten. Jezt kocht man diese „Hansersche" zu Haus. In der Gegend von Ulm wird von den Burschen, welche im Dorf Holz zum Johannisfeuer sammeln, folgender Vers gesungen:

Am Pfeit, am Pfeit (Sanct Veit), am Gloria!
Ginnt ons au a Stuirle
Zuo unsers Herrgotts Fuirle.
Scheitle raus, Scheitle raus!
Geit a guotes Glück in's Haus.

In der Nachbarschaft von Fulda, wo von den Kindern außer Holz auch Geschenke an Lebensmitteln gesammelt werden, lautete dieser Bettelspruch:

Da kommen wir gegangen
Mit Spießen und mit Stangen
Und wolln die Eier langen.
Feuerrothe Blümelein,
An der Erde springt der Wein,
Gebt ihr uns der Eier ein
Zum Johannisfeuer.
Der Haber ist gar theuer,
Das Maß kost't einen Dreier.
Haberju, Haberju. Fri, fre, frid,
Gebt uns doch ein Schiet.

Zu Gernsheim bei Mainz wird das Johannisfeuer vom Ortspfarrer geweiht, und so lange es brennt, gebetet und gesungen. Erlischt die Flamme, so springen die Kinder über die glimmenden Kohlen, was ehedem auch von den Erwachsenen geschah. Zu Nürnberg beteiten die Buben sich Holzscheite zusammen, schafften sie an den Bleicherweiher beim Spittelthor, zündeten sie an und hüpften in dem Glauben, daß dieß vor Krankheit und namentlich vor dem Fieber bewahre, darüber, luden auch Vorübergehende zum Sprunge ein, wofür man ihnen etliche Kreuzer schenken mußte. In Franken machte man, einer Nachricht in Sebastian Franks Weltbuch zufolge, am Sanct Johannistag ein „Simetfeuer," trug verschiedene Kränze, aus Beifuß und Eisenkraut geflochten, und sah durch einen Stengel Rittersporn in die Flamme, da dieß das ganze Jahr vor Augenweh schützen sollte. Bevor man heimging, warf man das Kraut in die Glut, indem man sprach: „Es geh' hinweg und werde verbrannt mit diesem Kraut all mein Unglück."

In Norddeutschland scheint die Sitte der Johannisfeuer nicht zu herrschen, wenigstens finden sich in den uns vorliegenden Berichten keine Spuren davon. In Thüringen, so wie im Meißnerlande war sie früher unzweifelhaft im Schwange; denn in einer im sechzehnten Jahrhundert gehaltenen Predigt des Greger Strignitz wird erwähnt, das Volk tanze und singe um die Johannisfeuer, und Einer werfe dabei einen Pferdekopf — ganz entschieden ein heidnisches Opfer — in die Glut, um dadurch die Heren zu zwingen, von dem Brande für sich zu holen. Auch ist in mehreren Gegenden dieser Länder noch jezt der „Johannisbaum" gebräuchlich, der entweder aus einer mit Bändern geschmückten Tanne, oder aus einer Blumenpyramide besteht, um welche die Kinder tanzen. Dieser Baum aber bildete, wie sich sogleich ergeben wird, den Mittelpunkt des einstigen Feuers, und so ist nur das leztere mit dem, was sich Abergläubisches daran knüpfte, in Wegfall gekommen.

In Bayern endlich, so wie in verschiedenen Strichen Oesterreichs, z. B. in dem sogenannten Donauländchen und in Kärnthen, herrscht die Sitte ebenfalls noch ganz in der geschilderten Weise, und selbst das Rollen des feurigen Rades wird hin und wieder noch beobachtet.

Aber auch jenseits der Grenzen Deutschlands werden diese Feuer als wesentlich bei der Feier des Johannistags angesehen, und hier kommt vor allem Frankreich in Betracht. Wenden wir uns zunächst nach Lothringen, dem einst deutschen Lande, so begegnen wir in Konz, einem Dorfe an der Mosel, nicht weit von Sierk und Thionville, einem Gebrauch, der dem von Gerhausen in Schwaben entspricht und noch 1823, vielleicht auch später noch geübt wurde. Jedes Haus lieferte ein Bund Stroh auf den Gipfel des Strombergs, wo sich gegen Abend Männer und Bursche versammelten, während Frauen und Mädchen sich am Fuße derselben beim Burbacher Brunnen (wo sie einst gleich den Frauen Cölns eine religiöse Waschung vollzogen haben mögen) aufstellten. Nun wird oben auf der Höhe ein großes Rad dergestalt mit Stroh umwickelt, daß kein Holz mehr zu sehen ist, und durch die Achse eine starke, zu beiden Seiten etwa drei Fuß hervorstehende Stange gesteckt. Aus dem übrigen Stroh bindet man eine Menge Fackeln. Auf ein vom Maire zu Sierk, der für seine Leitung der Ceremonie einen Korb Kirschen erhält, gegebenes Zeichen erfassen zwei Männer die Enden der durch das Rad geschobenen Stange, dieses wird angezündet und nun durch seine beiden Lenker in Bewegung gesezt. Jubelgeschrei erhebt sich. Alle schwingen ihre inzwischen ebenfalls in Brand gesezten Fackeln. Eine Partei bleibt auf der Höhe, eine andere folgt dem zur Mosel hinabgeleiteten Rad, welches während seines Vorüberlaufens von den unten wartenden Frauen

mit Freudenruf begrüßt wird und, wenn es noch brennend in die Fluth gelangt, eine geſegnete Weinernte anzeigt. In dieſem günſtigen Fall haben die Konzer das Recht, von den umliegenden Weinbergbeſitzern eine Spende von einem Fuder weißen Weins zu erheben.

In Poitou herrſcht ähnliche Sitte, indem man ein mit einem getheerten Strohreifen umgebenes, brennendes Rad auf den Straßen hinrollt, Feuer anzündet und dieſe, einen mit Bändern geſchmückten Nußbaumzweig in der Hand, dreimal hüpfend umkreist. Jede Bäuerin weiht außerdem in der Flamme den Stengel einer Königskerze, welcher dann unter den Pfühl des Bettes gelegt wird, um vor Zauberei zu ſichern. Hausväter ſtreifen mit einem Büſchel Wollkraut und einem Nußbaumaſte durch die Gluth und befeſtigen die Zweige dann als Amulette über der Thür ihres Stalles. Die Aſche oder Kohle eines Brandes ſchützt, in die Holzſchuhe geſchüttet, vor Krankheiten, auf das Getreide geworfen, vor Mehlthau. Wer ein paar Stückchen davon unter einen Stein legt, der findet am folgenden Morgen unfehlbar ein Haar des heiligen Johannes darunter.

In der Bretagne ſchichtet man am Abend vor Johannis ungeheure Haufen von Reißigbündeln, die nach Untergang der Sonne angezündet werden. Fröhlicher Lärm erhebt ſich in den Thälern beim Schalle der Muſchelhörner der Hirten, die zur Ceremonie einladen. Man ſchließt einen Kreis um den brennenden Haufen, und während die Burſchen hin und her durch die Flammen ſpringen, zerſtreuen ſich die Mädchen und laufen durch die Felder in der ſichern Hoffnung, im Laufe des Jahres einen Mann zu bekommen, wenn ſie am Johannisabend neun Feuer beſuchen. Die Brände werden auch hier einer Reliquie gleich geachtet und zwiſchen einem Stücke Kuchen vom Dreikönigstage und einem Zweige vom Palmſonntage als Amulette neben das Bett gelegt. Die wunderſamſten Eigenſchaften indeß ſchreibt man den Blumen des Kranzes zu, der den Gipfel des Scheiterhaufens ziert. Faſt jedes junge Mädchen trägt eine ſolche Blume in einem Säckchen an einem rothen Wollenfaden auf dem Buſen, da man glaubt, daß alle nervöſen Zufälle, ja ſogar die Qualen der Seele, Liebesleid u. ſ. f. dadurch gelindert werden.

Wenn ein junger Mann in gewiſſen Cantons an der untern Loire wiſſen will, mit welchem Mädchen er ſich im Laufe des Jahres verheirathen wird, ſo ſchreitet er dreimal barfuß um das Johannisfeuer, nimmt eine Kohle heraus, läßt ſie in ſeiner linken Hand verglühen, wickelt ſie in ein vor drei Tagen verfertigtes Hemd und legt dieſes unter den Pfühl ſeines Bettes; alles aber muß mit geſchloſſenen Augen vollbracht werden. Am folgenden Morgen beim Erwachen weiß er den Namen ſeiner Zukünftigen, oder findet ſtatt jener Kohle Haare, welche denen ſeiner einſtigen Braut gleichen.

Zu Aix und Marſeille werden am Johannistage alle Straßen und Plätze gereinigt. Das Landvolk trägt früh Morgens Blumen in die Stadt, von denen jedermann kauft. Die Häuſer werden mit Kräutern geſchmückt, denen man heilſame Kräfte beimißt, und von denen einige in das am Abend auf verſchiedenen Stellen lodernde Feuer geworfen werden. Junge Leute hüpfen darüber. Vorübergehende werden mit Schwärmern oder verſteckten Schlangenfeuern geneckt oder aus den Fenſtern mit Waſſer begoſſen, eine Sitte, die an das Johannisbad mahnt und beiläufig auch in Schleſien vorkommt, wo ſie mit einem aus dem Slaviſchen ſtammenden Worte „ſchmaguſtern“ genannt wird.

In andern Departements des Süden ſtapelt man einige zwanzig Reißigbündel in der Mitte des großen Dorfplatzes um eine Stange, welche mit Laubgewinden und Blumen geziert iſt und der „Johannisbaum“ heißt. Der Geiſtliche des Orts, an der Spitze einer mit brennenden Kerzen verſehenen Proceſſion, umwandelt den Scheiterhaufen ſiebenmal, ſegnet ihn und zündet ihn hierauf mit eigener Hand an. So wie dieß geſchehen iſt, löſen ſich die Glieder des Zugs, und mit den erſten Flammenſäulen ſteigt tauſendſtimmiger Jubelruf gen Himmel. Die Frauen und Kinder, welche kleine, aus Schwertlilien und künſtlich geflochtenem Binſenmark gefertigte Kreuze in der Hand tragen, nähern ſich haſtig der Gluth, um dieſes geheiligte Zeichen darin zu reinigen und zu weihen, worauf es noch am ſelben Abend an den Balken über der Hausthür genagelt wird, um vor allem Unglück zu bewahren. Bald darnach wird der Scheiterhaufen ſelbſt zerſtört, indem jeder einen von den heiligen Bränden zu erhaſchen ſucht, da derſelbe, auf das Dach geworfen, vor dem Einſchlagen des Blitzes ſchützt, und während das Feuer verglimmt, ſpringen — „gleichſam um die Feuertaufe zu empfangen,“ ſagt unſere Quelle — die jungen Leute durch die erlöſchende Gluth.

In Limouſin tragen zwei in weiße Gewänder gehüllte Männer, die man »moun seu drau« nennt, das Bild des heiligen Johannes um das Feuer herum. Die Ammen bringen von allen Seiten ihre Säuglinge herbei und laſſen ſie ſiebenmal den lodernden Holzſtoß umkreiſen. Um ſeine Andacht vollkommen zu verrichten, muß man barfuß gehen und in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern einen belaubten Zweig tragen, den man wie anderwärts wiederholt durch die Flamme zieht. Dieſer Zweig, der „Fouillorado“ heißt, wird dann vor dem Fenſter aufgehangen und als Schutzmittel gegen allerlei Uebel betrachtet. Ein weißes, mit einem Stückchen dieſes Fouillorado gewärmtes Hemd vertreibt das Wechſelfieber weit beſſer als alle Vorſchriften des Arztes.

In den von Basken bewohnten Strichen ſingt man am brennenden Scheiterhaufen die Litaneien der Jungfrau Maria, aber ſo, daß man mit der Schlußſtrophe beginnt. Die Bauern tragen gewöhnlich einen Wundkrautſtengel (sedum telephium), den ſie durch die Gluth

ziehen, wodurch er zum Bannmittel gegen die „Lubinas" oder Hauskobolde wird. Blüht dieſe Pflanze um Mariä Himmelfahrt noch, ſo iſt dieß ein günſtiges Zeichen, welkt ſie aber ſchon, ſo deutet dieß an, daß im Laufe des Jahres ein Glied der Familie ſterben muß. Das Wundkraut iſt indeß glücklicherweiſe eine ziemlich ausdauernde Pflanze, und ſo ereignet es ſich nur ſelten, daß ſie die Segnungen und Freuden des Johannisfeſtes ſtört.

Im Departement der Hautes Pyrénées endlich bietet die Feier, welche hier „Gailloles" (Fackel) genannt wird, ein überaus prächtiges Schauſpiel dar. Hier wird am 1. Mai der höchſte und ſchlankſte Baum ausgeſucht, auf den Bergen eine Fichte oder Tanne, in der Ebene eine Pappel. Nachdem alle Aeſte abgehauen ſind, ſchlägt man eine Anzahl fußlanger Keile hinein und bewahrt ihn bis zum 23. Juni auf. Unterdeſſen ſpaltet er ſich, wo die Keile hineingetrieben ſind, rautenförmig und wird nun auf eine Anhöhe geſchafft. Alsdann ertheilt ihm der Prieſter den Segen, man rammt ihn in die Erde, ſchichtet einen Holzhaufen um ſeinen untern Theil und jezt alles in Flammen. Die gewandteſten und luſtigſten Burſchen jedes Dorfes ſteigen ſodann, Fackeln aus Tannenholzſpänen in den Händen, von den Bergen herab, zünden dieſelben tanzend an dem großen Johannisfeuer an und zerſtreuen ſich hierauf in den Thälern oder erklimmen die Abhänge des Gebirgs im Wettlauf. Wenn dann die Nacht niederſinkt, ſo erhellen ſich alle die dunkeln Seiten der Bergesrieſen plötzlich mit hundert und aberhundert Lichtern, welche die finſtern Höhen und Gründe durchſchweifen, ſich bald kreuzen, bald von einander trennen und ſich endlich wieder um die großen Brennpunkte ſammeln, die auf allen Gipfeln der Gebirgskette gleich einer rieſenhaften Illumination flammen.

So bemerken wir denn bei einer Ueberſchau über das Mitgetheilte, daß das Johannisfeſt faſt in allen Theilen des einſt von Celten bewohnten, dann von dem germaniſchen Stamme der Franken unterworfenen Landes mit geringen Abweichungen auf dieſelbe Weiſe vom Volke begangen wird, und daß dieſe Feier, ſo weit ſie einen Feuercultus in ſich ſchließt, der in Deutſchland üblichen beinahe unterſchiedlos gleich iſt. Hieran aber kann gleich noch die Bemerkung geknüpft werden, daß Johannes der Täufer dem franzöſiſchen Bauer als der oberſte Heilige gilt, und daß in Folge deſſen ſein Tag in Aller Augen als die wichtigſte Feierlichkeit im ganzen Jahre erſcheint, weßhalb ſie als Erneuerung des landwirthſchaftlichen Jahres betrachtet wird und der Termin zur Ablohnung und zum Anzuge der Hirten, Fuhrknechte und Feldarbeiter iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Liſt und Guidobald.

(Fortſetzung.)

10.

Nachdem Xaver ſeinen Sohn in Gmunden zurückgelaſſen, rollte er im leichten Wagen munter am Ufer der Traun hin. Der heißblütige Sommer, damals faſt allein mit der Herſtellung von Weg und Steg betraut, hatte ſich wieder einmal als tüchtiger Straßenbauer bewährt. Der Boden war glatt und eben wie der Grund eines kunſtgerecht beſchütteten Steinwegs, und das Bräundl griff ſo wacker aus, als ob der Haber es ſtäche. Nicht minder wohlgemuth wie ſein Roß fühlte ſich der Winklmaier. Der Haber, welcher ihn ſtach, war ihm als perlende Flüſſigkeit in einer Schwinge von gebrannter Erde verabreicht worden, begleitet von einem Zinnteller mit drei ſtattlichen Bratwürſten. — Hier iſt zu wiſſen, daß der Oberöſterreicher ſehr häufig zu drei und drei aneinander reiht, was anderwärts nach Paaren gezählt wird. Er nimmt drei Würſte, drei Eier, drei Schnitten zuſammen.

Der gute Winklmaier hätte ſich ſchwerlich ſo wohlgemuth gefühlt, wenn er gewußt, was zur Stunde in den Gedanken der beiden „Kinder" vorging, deren Liebe abgethan zu haben er ſich allen Ernſtes einbildete. Noch bedenklicher würde ihm zu Sinne geworden ſeyn, wenn er etwa gar vorausgeſehen, welche Wendung noch an demſelben Abend die vermeintlich beſeitigte Angelegenheit nehmen ſollte. Es iſt überhaupt eine Wohlthat für die Menſchenkinder, daß ſie nicht alle Unwetter ſchon zum voraus in den Gliedern ſpüren; ſie würden ſonſt keine gute Stunde ungetrübt genießen.

Indeſſen ſollte auch Xavers ſtilles Behagen nicht allzulange ganz ungeſtört bleiben, ſondern mancherlei ihm vor Auge und Ohr kommen, was ihn in verdrießlicher Weiſe an die ſchlimmen Händel der Zeit mahnte und an den Triumph einer Partei erinnerte, welcher er nichts weniger als hold und gewärtig zu ſeyn begehrte. Als er nämlich gegen Ohlsdorf hinkam und der Weg ſonntäglich belebt war von Landvolk, das — ebenfalls ſonntäglich — ſich mehr oder weniger berauſcht zeigte, da grüßte der arme Mann den Reiſenden nicht nach dem alten frommen Brauch mit einem „gelobt ſey Jeſus Chriſtus!" ſondern brüllte ihm ſchon von weitem aus rauher Kehle möglichſt laut das Wort: „Freiheit!" entgegen. Und ſo oft einer das Wort ſchrie, jubelten hinter ihm und vor ihm alle diejenigen es nach, welche es vernahmen. „In Ewigkeit Amen," verſetzte Xaver unwillkürlich, als hätte er den gewohnten und erwarteten Gruß des Friedens vernommen. — Zu Ohlsdorf vor der Kirche wimmelte ein Menſchenſpiel, daß die Straße völlig geſperrt war und der Fremde im langſamſten Schritt fahren mußte, um niemand zu beſchädigen. Das Gedränge bewegte ſich übrigens nur darum vor der Kirche, weil dicht nebenan die berüchtige Kapelle ſtand, aus welcher unſer Herrgott den Arm herausſtreckt. In der Kirche ſelbſt hatten die Leute für ſelbigen Tag nichts mehr zu thun, denn die Nachmittagspredigt war längſt vorüber und von den abendlichen Andachten der altgläubigen Vorfahren wollte das abtrünnige Geſchlecht nichts mehr wiſſen.

Dicht an der Straße vor den Bänken und Tiſchen des Wirthshauſes erhob ſich ein luſtiges Zelt, bunt bewimpelt, ſein roth und weiß geſtreiftes Dach über einen Tiſch ſpannend, worauf eine zinnerne Schüſſel voll blanken Silbergeldes, eine mächtige Schleifkanne, von Trinkbechern umgeben, und ein Scheiterhaufen von Böllabrucker Selchwürſten prangten. Am Tiſch ſaßen drei oder vier Kriegsleute, hochgewachſene Burſche von ſtattlichem Gliederbau, überaus glänzend herausgeputzt mit blanken Helmen, glitzernden Bruſtharniſchen und treſſenreichem Gewand von vlämiſchem Tuch.

Bei dem Werbzelte mußte Xaver anhalten, ſo dicht war im Augenblick dort der Menſchenknäuel. — Einer von den Kriegsgeſellen erhob ſich, um mit vollem Becher an den Wagen hinzutreten. Der Mann glich nicht übel einem ehernen Recken aus alter Zeit mit ſeinen rieſigen Gliedmaßen, mit ſeinen gelben Haaren und blauen Augen und mit dem fuchſigen Bart, der rechts und links mit zwei Feuerſchweifen aus dem Antlitz herausſtarrte, das leibhaftige Ebenbild des Kometen, welcher im Jahr zuvor am Himmel erſchienen war, um der entſetzten Welt den Ausbruch der böhmiſchen Empörung zu verkünden.

„Ich bringe dir's, Freund," ſagte der Soldat; „Kurpfalz ſoll leben!" — „Was kümmert mich Kurpfalz?" verſetzte Xaver trocken; „ich bin ein Oeſterreicher." — „Ich bin auch nicht vom Rhein gebürtig," hob der andere wieder an; „mein Vaterhaus ſteht an der Weſer, aber Wulf Nilſen, meines Vaters eheleiblicher Sohn, ſperrt und ſpreizt ſich darum nicht, auf des Königs Friedrich Geſundheit einen Schluck zu trinken. Du wirſt auch nicht zu gut dazu ſeyn."

Dieſe Worte klangen dem Hörer unverſtändlich wie Chaldäiſch, doch ſtellte er ſich nicht neugierig, ſondern gab den Leuten vor dem Wagen gute Worte, ihn

durchzulaſſen. Als kluger und wohlerfahrener Hausvater wollte er vor allem ſich aus dem Staube machen. „Ich muß eilends nach Lambach," ſagte er; „ich habe es ſehr genöthig." — Seine Worte ſchlugen an taube Ohren, während Wulf Nilſen wieder begann: „Du haſt das Ausſehen eines Soldaten. Wenn dein biederes Geſicht kein verlogener Schelm iſt, ſo darfſt du dich nicht weigern, auf das Wohl der Pfalzgräfin zu trinken. Hoch die ſchöne Eliſabeth aus Engelland!" — „Die Geſundheit einer ſchönen Frau weiſe ich nimmer von der Hand; gleich will ich ehrlich Beſcheid thun," verſetzte Xaver und ſchrie gegen das Haus hin: „Heda, Wirthſchaft! eine Halbe Heurigen!" — „Du beleidigſt mich," fuhr der Soldat grob heraus. „Iſt Wulf Nilſen dir zu gering, aus ſeinem Becher von ſeinem Wein zu trinken?" — „Nur gemach, Kriegsgeſell," lachte Xaver unerſchrocken; „wer mich faſſen will, muß ſchärfere Zähne haben wie du. Verſtanden?" — „Grobian, verdammter!" brüllte Wulf.

Der beginnende Zank erregte bereits Aufſehen und der wackere Winklmaier wäre lieber Gott weiß wo geweſen als vor dem Werbzelt inmitten betrunkener Bauern, wo er einem ſchlimmen Viertelſtündchen entgegen ſah. — In dieſem Augenblick kam der Wirth mit der beſtellten Halben heraus und hinter ihm ein Mann in kleinbürgerlicher Tracht von mehr bäuerlichem als ſtädtiſchem Zuſchnitt. Der Wirth ſchob den Werber ohne Umſtände bei Seite, und indem er dem Reiſenden das Getränk darreichte, ſprach er: „Wohl bekomm's, Viechtauer. Gezahlt iſt ſchon. Ihr braucht kein Geſicht zu ſchneiden; ich bin kein Seelenverkäufer. Der Huterer Stephan da hat gezahlt. Ihr fahrt nach Lambach, wie Ihr ſagt, und er möchte mit, wenn's Euch recht iſt. Wollt Ihr?" — „Auf alle Weiſ'," verſetzte Xaver; „ſteigt nur auf, Huterer." — Zum Werber gewendet, fügte er mit erhobenem Becher hinzu: „Alſo die ſchöne Frau ſoll leben."

„Hat ſich was mit dem Trinken," brummte Wulf; „du haſt zuvor ein Hühnchen mit mir zu rupfen. Du haſt mich beleidigt, du mußt..." — „Schön ſtad, Mannsfeldiſcher!" fiel ihm der Hutmacher in die Rede; „wenn ihr uns alle Mannſchaft nach Böhmen führt, wen behalten wir dann, um uns den Bayer vom Genick zu halten und euch den Rücken zu decken?" — Ohne weiteren Beſcheid abzuwarten, rief Xavers neuer Begleiter der Menge zu: „Laßt mich durch, liebe Brüder. Ihr habt vernommen, was ich zu ſagen habe. Andere Leute wollen auch eine Neuzeitung wiſſen. Leben und leben laſſen."

Wie durch Zauberei öffnete ſich die Gaſſe. Xaver beſann ſich nicht lange, dem Braunen einen ermunternden Ruck mit dem Leitſeil zu geben, während das Rößlein, ein gar kluges Thier, auf das Zeichen bereits mit Ungeduld gewartet zu haben ſchien, denn unmittelbar zog es an und trabte fürbas. „B'hüt Gott, Fadinger Stephan!" riefen die Leute dem enteilenden Gefährte nach; „laß dir Zeit und komm geſchwind wieder vor." — Vor dem Dorfe gewann Xaver Muße, ſich die Züge ſeines Reiſegeſpanns genauer zu betrachten, deſſen Namen er eben durch den Zuruf der Menge erfahren. Auf der großen, derbknochigen und vierſchrötigen Geſtalt ſaß über kurzem Hals ein ſtarker Kopf mit einem Geſicht von ſcharf ausgeprägtem Zuſchnitt. Der Winklmaier entſann ſich jetzt, dieſes Antlitz mit der faltenreichen, fleiſchigen Stirne, mit den großen Augen, mit der langen, breiten, ſtarkgeflügelten Naſe und mit dem höhniſch verzogenen großen Munde unter einem auffallend dünnen Barte ſchon auf vielen Jahrmärkten geſehen zu haben. Der Ausdruck von luſtigem Spott, dem öſterreichiſchen Volksſtamm vorzugsweiſe eigen, paarte ſich in der Miene des Hutmachers mit allen Abzeichen von Gift und Galle, die, indem ſie mit der friſchen Färbung der vollen Wangen einen entſchiedenen Widerſpruch bildeten, zugleich andeuteten, daß ſie von keinem körperlichen Siechthum herrührten. Während Xaver ſich den Mann betrachtete, verſäumte er nicht ein Geſpräch anzuknüpfen. Das ziemt ſich unter Reiſegenoſſen ohnehin, und zudem war die Wißbegierde des Viechtauers in hohem Grade erregt. Er wünſchte zu erfahren, weßhalb der Werber von Kurpfalz geſprochen, welche Bewandtniß es mit der ſchönen Pfalzgräfin habe, wer der König Friedrich ſey, was der Werber, den der Hutmacher als einen Mannsfeldiſchen bezeichnet hatte, im Lande ob der Enns zu thun habe, weßhalb der Bayer gefürchtet werde, und durch welche Botſchaften der Huterer ſich das Wohlwollen der Bauern von Ohlsdorf erworben.

„Du fragſt viel auf einmal, Mitterhuber," verſetzte Fadinger; „ich werde dir noch mehr antworten." — „Du kennſt meinen Namen?" — „Das wäre ſauber, wenn ein ſo alter Dultfahrer wie der Huterer von Wels den Viechtauer Holzverleger nicht wüßte. Ich kenne dich ſchon lange, wenn ich auch jetzt erſt bei meiner letzten Marktfahrt mit dir zuſammenkomme. Wir haben bisher nicht für einander getaugt, aber heutzutage iſt's ein anderlei. Du biſt ein Oeſterreicher wie ich; das übrige gilt im Augenblicke gleich." — „Du gibſt mir neue Räthſel auf, ſtatt die alten zu löſen," bemerkte Xaver. „Was hat deine letzte Dultfahrt mit Kurpfalz und mit mir zu ſchaffen?" — „Auf einem Umweg geht's oft am ſchnellſten," verſetzte Fadinger; „du wirſt's inne werden, ehwenn wir den Traunfall hinter uns haben. Ich gebe den Handel auf und werde ein Bauer. Wenn wir alſo dießmal nicht zuſammenkommen, treffen wir uns nicht ſo leicht wieder. Doch eins nach dem andern, Landsmann. — Die Böhmen haben ſich ein proteſtantiſches Haupt erkoren, den Kurpfälzer. Ihr König heißt nicht mehr Ferdinand, ſondern Friedrich. Und weil der tapfere Mannsfeld ſich zum Ritter der Frau Königin erklärt hat, ſo ſchwören ſeine Reiter und

ſeine Lanzknechte nicht höher als bei der ſchönen Pfalzgräfin Eliſabeth, die eine Königstochter aus Engelland iſt."

„Iſt denn unſer Erzherzog Nandl geſtorben?" fragte Xaver mit mehr Einfalt im Ausdruck als im Sinne. — „Für die Böhmen iſt er todt," beſchied der Erzähler, „und für uns ſchickt er ſich zum Sterben an. Höre nur, was er uns anthut. Du weißt, daß er in Frankfurt zum Kaiſer gewählt iſt." — „Kein Wort weiß ich davon." — „Es iſt wie ich ſage. Kurſachſen und Kurbrandenburg haben ihre proteſtantiſchen Brüder im Stiche gelaſſen und dem katholiſchen Habsburger ihre Stimmen gegeben. Darauf iſt der neue Kaiſer eilends nach München geritten, um vom Herzog in Bayern bewaffneten Zuzug gegen die Herren Stände in Böheim und Oeſterreich zu begehren. Der Münchener ſagt die Hülfe zu; aber um welchen Preis? Für die Kriegskoſten muß ihm der Herzog von Graz ein Land verſetzen, das eigentlich gar nicht ſein iſt: das Land ob der Enns. Haſt du mich verſtanden, Oeſterreicher?" — „Das wird nicht ſein!" brummte der Winklmaier mit zweifelndem Kopfſchütteln und ſchier tonloſer Stimme. — „Es iſt!" rief Fadinger. „Die Poſt iſt funkelnagelneu, aber gewiß. Doch wir, wir geben den ſchmählichen Handel nicht zu." — „Wir!" hob Xaver langſam an. „Soll der arme Mann wieder einen Bundſchuh aufwerfen, um die Beute des Kriegsvolks zu werden?"

Ein überaus unheimliches Lächeln verzerrte des Hutmachers bewegliche Züge bis zum Grinſen. Nach einer Weile erſt antwortete er: „Die Zeit für den armen Mann iſt noch nicht gekommen, aber ſie naht mit Siebenmeilenſtiefeln. Gib Acht, was ich jezt ſage. Im neuner Jahr hat der Matthias die Stände angelernt, ihre eigene Macht zu brauchen. Sie halfen ihm gegen ſeinen Bruder Rudolph. Damals haben die Herren und Ritter uns in den Krieg geführt, und wir begannen unſere Lehrzeit. Dem Matthias hat es ſein Neffe, der ſteiriſche Nandl, nicht viel beſſer gemacht, wie er ſelber dem Rudolph, und die Landherren haben ſich die Lehre wohl eingeprägt. Sie laſſen jezt den Mannsfeld die Trommel für Kurpfalz rühren. Sie ſchicken den Starhemberg mit geworbenem Volke den Niederöſterreichern zu Hülfe, um dem Matthias Thurn zu helfen, welcher bereits die Vorſtädte von Wien beſezt hält, und um den Bethlen Gabor zu unterſtützen, der achtzigtauſend Spieße ſtark zu Preßburg ſteht. Auf der andern Seite verrammeln ſie die Päſſe gegen den Bayer und gegen den Bucquei. Kurz, ſie ſtatten dem Grazer den Dank des Herodes ab, mit welchem er ſelbſt ſeinen Oheim bezahlt hat. Sobald dieſe Rechnung geſchloſſen, kommt die Reihe an uns, den Ständen zu zeigen, was wir von den großen Hanſen gelernt." — „Das iſt ja offenbarer Aufruhr!" rief der Viechtauer. — „Ehrliches Spiel, Wurſt wider Wurſt," fuhr Fadinger fort; „wie der Thon, ſo der Lohn. Du biſt zwar gefangen und verſtrickt in den Banden des alten Aberglaubens, aber bei alledem ein kluger Mann und ein guter Oeſterreicher. Als Oeſterreicher wirſt du fleißig wünſchen, daß wir nicht ſteiriſch und noch weniger bayriſch werden, ſondern bei unſerm lieben Erzherzog Albrecht bleiben, der allein unſer rechtmäßiger Fürſt iſt."

Trotz ſeines Verdruſſes konnte Xaver ſich des Lachens nicht enthalten. Es kam ihm gar zu ſpaßhaft vor, daß der Verehrer des Grafen Thurn und des Woiwoden von Siebenbürgen zugleich den allzeit getreuen Oeſterreicher ſpielte. Ohne das Gelächter zu beachten, ſprach der andere weiter: „Als Bauer wirſt du leicht verſtehen, daß wir den Landherren gegenüber viel gewinnen mögen, wenn wir zu rechter Zeit zugreifen. Was ſie dem Fürſten anthun, ſoll ihnen von uns nicht unvergolten bleiben, aber wohlverſtanden, zu unſerem eigenen Frommen. Selbige rechte Zeit iſt noch nicht da, doch ſie kommt, und als kluge Hausväter wollen wir uns rüſten, daß ſie uns bereit finde. Die Thörichten laſſen wir einſtweilen vorangehen und ſich mit ihrem Freiheitsgeſchrei das Hirn einrennen; wir, die Geſcheiten, warten ab."

Der Hutmacher führte nun in weitläufiger Rede aus, wie er ſchon lange ſein Augenmerk auf den Verleger aus der Viechtau geworfen, der, weit und breit im Lande bekannt und von großem Anſehen in ſeinem heimathlichen Bezirk, ganz und gar der Mann ſey, die Gemüther der armen Leute am See auf die nahende Zeit vorzubereiten, in welcher es ihnen vergönnt ſeyn werde, aus abhängigen Grundholden freie Beſitzer ihrer Güter zu werden, um den Ertrag der eigenen Arbeit auch ſelber zu genießen. — Xaver hörte aufmerkſam zu. Die Weiſe, welche der Lockvogel pfiff, gefiel ihm im Grunde nicht übel. Wenn ſein Maierhof, meinte er in ſeinen Gedanken, zum Freihof würde, ſo wäre er ein reicher Mann. Zugleich aber entging ſeiner Betrachtung nicht, daß er das Gut ohne die bäuerliche Belaſtung wenigſtens viermal ſo hoch hätte bezahlen müſſen, als er es überkommen, und daß die Herrſchaft demnach ein gültiges Anrecht auf die vorbehaltenen Leiſtungen beſitze. Seinem redlichen Sinn widerſtrebte der Gedanke, ſich zuzueignen, was ihm nicht gebührte. Noch weniger behagten ſeinem aufrichtigen Gemüth die Anweiſungen, womach er allmählig von Schritt zu Schritt die Leute ſeines Bezirks zu mißvergnügten Gedanken und endlich zu unberechtigten Forderungen führen ſollte. Am allerwenigſten aber gefiel ihm, daß er, wie er nur zu deutlich begriff, mit aller dieſer hinterliſtigen Bemühung die neue Lehre befördern würde. Indeſſen behielt er ſeine Gedanken fein für ſich, um alles zu hören und nach ſeiner Heimkehr dem Pater Pentenrieder ausführlichen Bericht abſtatten zu können.

Der redſelige Aufwiegler und ſein ſo ſchweigſam gewordener Begleiter erreichten im Abendſcheine Lambach, den kleinen Marktflecken mit dem großen

Benediktinerſtift. Vor der Traunbrücke begehrte Fadinger abzuſteigen. „Alſo es bleibt dabei?“ ſagte er. „Gib mir den Handſchlag, Viechtauer. Ein Mann, ein Wort!“ — „Ich will mir's überlegen,“ antwortete Xaver, ohne die dargebotene Hand zu ergreifen. — „Ich begehre ein ehrliches Ja oder meinetwegen ein ehrliches Nein,“ rief Fadinger heftig. „Ich laſſe mich nicht nasführen. Wer nicht mein Freund, iſt mein Feind.“ — „So hochwichtige Dinge,“ meinte Xaver, „wollen reiflich erwogen ſeyn.“ — „Schon recht,“ ſagte Fadinger, plötzlich wieder ganz gelaſſen. „Ueberlege dir's und laß mich die Poſt wiſſen. Aber ja zu rechter Zeit; hörſt du?“ In dem ſcheinbar ruhigen Tone dieſer Worte und in den Zügen des Sprechenden lag ein unheimlich drohender Ausdruck ſpöttiſchen Grimms, welcher auch den Beherzteſten nicht ganz gleichgültig laſſen konnte. Den Viechtauer wandelte in der That eine Wallung von Mißbehagen an. Der Hutmacher wartete keine weitere Antwort ab. Er drehte ſich um und ging einen Ländler pfeifend von dannen, während Xaver mit ſchwerem Herzen zur Brücke einlenkte. Faſt reute es ihn, daß er dem gefährlichen Manne nicht wenigſtens ein halbes Verſprechen geleiſtet. Doch bevor er noch vollends über die Brücke gelangt, hatte er ſich wieder ermannt. „Was auch daraus entſtehe,“ ſprach er zu ſich ſelber, „ich habe recht gethan. Ehrlich währt am längſten.“

11.

Die Benediktiner waren eben vom Roſenkranz aus der Kirche gekommen, deren Bänke ſie vom Chor aus leer geſehen hatten, wie ſie es ſeit einiger Zeit nur allzu ſehr gewohnt waren. Die meiſten Bürger des Marktes waren offenkundig abgefallen, und die wenigen Getreuen wagten nicht der gewaltthätigen Mehrheit Trotz zu bieten. Derſelbe Fall ungefähr war es mit den Grundholden des Stiftes. Still und nachdenklich verfügten ſich die geiſtlichen Herrn in's Refectorium, wohin die Eßglocke ſie zur Abendtafel rief. Kaum waren ſie eingetreten, ſo erſchien Xaver Mitterhuber, der gewohnter Weiſe ſeinen Unterſtand im Stifte genommen hatte. Er wurde freundlichſt bewillkommt.

„Brav, daß Ihr kommt, Viechtauer,“ nahm der Pater Hofmeiſter das Wort; „wir nehmen Euch das hoch auf.“ — „Der hochwürdige Herr Leo treibt ſeinen Scherz mit mir,“ entgegnete der Verleger, als verſtünde er die Meinung des Benediktiners nicht, obwohl er vollkommen begriff, daß ſein Erſcheinen im Stifte ihm als ein Zeichen von Muth ausgelegt wurde. Die Deutung war übrigens ganz richtig. Es gehörte namentlich jezt zur Dultzeit viel Mannhaftigkeit dazu, ſich vor der zuſammenſtrömenden Bevölkerung ſo herausfordernd als einen Anhänger der alten Kirche zu zeigen. — „Doppelt willkommen alſo,“ fuhr Leo fort, ohne die Einwendung der wohl verſtandenen Beſcheidenheit zu beachten. Er führte den Gaſt zur Tafel, an welcher die Verſammlung bei ausgeſuchten Speiſen und auserwähltem Getränke zwar nicht ſo heiter war, wie ehedem, aber darum nicht minder geſprächig. An Stoff zu Rede und Gegenrede fehlte es nicht, wenn ſchon die Gegenſtände der Unterhaltung nicht eben zu den willkommenen gehörten. Die Neuigkeiten, welche Xaver vom Huterer erfahren, waren zum Theil im Kloſter ſchon bekannt, zum Theil ergänzten ſie, was der abweſende Prälat ſeinen Conventualen gemeldet hatte. Seine Hochwürden Gnaden war nämlich zu einer Beſprechung mit den katholiſchen Ständen abgereist und bereits ein Bote von ihm eingetroffen. Der Brief enthielt keine tröſtlichen Nachrichten. Vergeblich waren auch dießmal wie bisher die Bitten der katholiſchen an die proteſtantiſchen Stände, ſich mit ihnen und dem Landesherrn zu verſtändigen, die Huldigung zu leiſten und nicht ferner die Regalien zu ſperren. Die Landherren hatten ſich nämlich der fürſtlichen Einkünfte bemächtigt und wollten ſo wenig dulden, daß ihr Lehensherr im Lande ob der Enns Kriegsvolk werbe, als ſeinen auswärts geworbenen Truppen den Durchzug geſtatten.

Die einzelnen Angaben des Schreibens waren ſo bruchſtückartig und lückenhaft, wie die Ausſagen, welche Xaver aus dem Munde des Hutmachers von Wels erhalten. Der Zuſammenhang großer Begebenheiten wird gewöhnlich nicht eher klar, als bis ſie ſich zu einem Ganzen abgerundet haben, gerade ſo, wie die Form und Geſtaltung eines mächtigen Gebirges erſt von einer gewiſſen Entfernung aus ſich überſichtlich darſtellt. Der Kämpfer im Getümmel der Schlacht ſieht nur, was unmittelbar neben ihm vorgeht, der Schiffer im Sturme erblickt allein die allernächſten Wogen. Indeſſen waren der Verſammlung im Refectorium zu Lambach manche Einzelheiten ſchlimmer Art ſchon allzuklar. In Niederöſterreich ſah es übel aus. Das Land wurde von den zuchtloſen Banden des Grafen Thurn arg verwüſtet. Nicht ſäuberlicher verfuhren die Lanzenreiter aus Litthauen, nach dem damaligen Sprachgebrauche Koſaken genannt, welche im Solde Ferdinands den Aufruhr bekämpften. Der Soldat jener Zeit beſaß ohnehin ſehr viele Aehnlichkeit mit einem Räuber, und dazu galt dem glaubenseifrigen Polaken jeder Oeſterreicher für einen Ketzer, gegen den er jegliche Grauſamkeit für ein verdienſtliches Werk hielt, ſo daß ſeine rohen Leidenſchaften ſich nicht nur entfeſſelt, ſondern noch ſogar vom wildeſten Haß geſpornt fühlten. Nun ſollten demnächſt zu den heimtückiſchen Abkömmlingen der raſenden Huſſiten und zu den ausſchweifenden Litthauern auch noch die zottelbärtigen Huſſaren, Panduren und Tolpatſchen kommen, mit denen Bethlen Gabor von der untern Donau heranzog, um das verwüſtete Land vollends zu verderben. Natürlich lag der Gedanke nahe

genug, daß ähnliche Plagen für Oberöſterreich in allernächſter Ausſicht ſtänden. Wenn die proteſtantiſchen Stände nicht nachgaben, — und zum Nachgeben machten ſie keine Miene, — ſo mußten ſich bald die Gräuel wiederholen, welche einſt das Paſſauer Kriegsvolk in dem bedrängten Lande ob der Enns verübt hatte, und die noch in friſchem Gedächtniß lebten. Von unten herauf konnten die Koſaken kommen, und von oben nahten bereits die bayriſchen Hülfsvölker.

Von den Staatshändeln kam die Unterhaltung allmählig auf die kleineren Angelegenheiten. Der Holzwaarenhändler hatte mancherlei über die Verfolgungen zu berichten, welche die Grundherrſchaft von Ort gegen ihre katholiſchen Unterthanen theils unmittelbar ausübte, theils zuließ. — „Ich ſelbſt," ſchloß Xaver eine weitläufigere Auseinanderſetzung über erfahrene Unbilden, „ich für mein Theil bin wohl aus dem Gröbſten heraus. Ich erlege jezt den Reſt meines Einſtandes und dann ſitze ich ſicher auf meinem Hof. Der Pfleger mag mir nichts anhaben, ſobald ich Steuern, Gaben und Schuldigkeiten richtig leiſte, und das fällt mir nicht einmal gar zu ſchwer. Der Prädicant aber darf's nicht gar zu ſchlimm mit mir treiben, weil der Herr Martin doch nimmer ganz und gar vergißt, daß er ohne mich um Hals und Kragen gekommen wäre. Er ſelber iſt auch nicht ſo böſe wie der alte Herr, und wenn der 'Rasmus einmal die Augen ſchließt, ſo wird das Wort der gnädigen Frau auch wieder etwas gelten. Alſo brauche ich wegen der Grundherrſchaft für die nächſte Zukunft nicht allzu beſorgt zu ſeyn, und meine Kinder werden es dereinſt noch beſſer haben, ſobald einmal der Junker Guidobald an die Reihe kommt. Die hochwürdigen Herren wiſſen ſchon, wie ich das meine."

Die Ordensmänner nickten mit einem Lächeln des Einverſtändniſſes; dann hob Pater Leo an: „Ihr rechnet alſo darauf, zu Lambach auf der Dult dreihundert Gulden zu löſen? Allerdings ſcheinen mir die Waaren noch viel mehr werth, welche Ihr kürzlich mit der Salzzille von Gmunden hiehergeſchickt, und die wohlbehalten in des Stifts Gewahrſam liegen; aber baares Geld iſt ſelten, mein Freund, und ich will nicht hoffen, daß Ihr die Rechnung ohne den Wirth gemacht." — „Vom Verkauf auf der Dult werde ich keine zehn Gulden löſen," verſezte der Winklmaier; „den hochwürdigen Herrn iſt ja hinlänglich bekannt, daß ich ſeit zwei Jahren nicht mehr auf dem Marktſtand verkaufe. Was ich morgen abgebe, wird erſt zu Martini bezahlt, aber ich erwarte den Weingärtner-Hansl von Preßburg und den Bernhuber-Nazi von Engelhartszell. Der eine verhandelt Löffel durch ganz Ungarn und bis zu den Walachen, der andere hat in Böhmen ſeine Kundſchaft. Von den beiden mitſammen müſſen mir über tauſend Gulden eingehen, und zwar auf die alte Rechnung vom vorigen Jahr. Von den Waaren, die ich ihnen zu Oſtern und zu Pfingſten geſchickt, wird erſt viel ſpäter die Rede ſeyn." — „Der Handel geht ſchwunghaft trotz der ſchlimmen Zeit, wie ich merke," ſagte der Schaffner. — „Eſſen müſſen die Leute alle Tage," meinte Xaver; „ſey es noch ſo wenig, ſie brauchen halt Löffel dazu, und im Kriege noch mehr als im Frieden, weil viele ungebetene Gäſte kommen, welche den Löffel gewöhnlich mitnehmen oder zerbrechen, womit ſie dem Bauern die Suppe vor dem Mund weggegeſſen. Behüte mich der Himmel, daß ich mich darüber freue; ich ſage nur wie es iſt, und nicht wie mir's etwa recht wäre. Ich weiß, wie die Soldaten es treiben und habe mit eigenen Augen angeſehen, daß heutzutage das Kriegsvolk nicht braver iſt als die frommen Lanzknechte geweſen ſind, von denen mein Ahn, Gott tröſt' ihn, ſo viel zu erzählen wußte. Es wird uns ſauber ergehen, wenn die Bayern in's Land kommen; ſie ſind uns ohnehin nicht ſonderlich gewogen. Von den Koſaken will ich vollends nicht reden." — „Wenn das Lamm geſchoren iſt," meinte der Pater Leo, „ſo ſchickt unſer Herrgott einen warmen Wind. Die Bayern ſind doch wenigſtens gute Chriſten, und wenn ſie als Feinde gegen den Willen der proteſtantiſchen Stände in's Land kommen, ſo ſind ſie um ſo weniger verpflichtet, noch länger die Prädicanten in unſern alten Gotteshäuſern zu dulden. Sie werden reinen Tiſch machen, und wenn der gottesfürchtige Herzog Max dereinſt die verpfändete Landſchaft dem Erzherzog zurück gibt, ſo wird ſie gleichmäßig von Empörung wie von Ketzerei geſäubert ſeyn."

Der Winklmaier ſeufzte tief und ſchwer. Was der Tröſter ſprach, erſchien ihm allerdings richtig; aber noch waren die unbotmäßigen Stände nicht geſchlagen, noch hatten ſie einen mächtigen Rückhalt an den abgefallenen Böhmen, an den aufſtändiſchen Hannaken, an dem grimmigen Woiwoden von Siebenbürgen, welchem die Mißvergnügten in Ungarn zuliefen, während der Türke ihn unterſtützte. Sobald aber einmal der Bayerherzog den Mannsfeld, den Thurn, den Bathory ſammt ihren Helfershelfern aus dem Felde geſchlagen, was immerhin möglich, aber doch nicht unbedingt ſicher ſchien, dann kam erſt noch eine harte Zeit für die armen Leute in dem eroberten Land, und als Bauer hatte Xaver vollkommen recht, ſich zu allererſt zwar vor dem Kriege, aber an zweiter Stelle doch noch mehr vor dem Ueberwinder zu fürchten, ſelbſt für den Fall, welchen ſeine Ueberzeugung den beſten nannte. Zudem war er Oeſterreicher genug, um ſich darüber zu kränken, daß der Bayer im Erblande von Habsburg gebieten ſollte. Darum ſagte er: „Als ich heute Abend über dem Werbzelt zu Ohlsdorf die rothe Fahne mit dem weißen Löwen flattern ſah, gefiel mir der Anblick freilich nicht, aber der bayeriſche Wappenlöwe auf unſern Amthäuſern wird uns allen ſchier nicht beſſer willkommen ſeyn, als ein Schwein im Judenhaus." — „Seyd kein

Kind, Viechtauer," ſprach der Schaffner; „beſſer bayriſch als ketzeriſch, und in ein paar Jährchen wird das Pfand ſicher wieder gelöst. Unſer kluger Ferdinand iſt wahrlich nicht der Mann, Land und Leute aufzugeben. Am wenigſten läßt er Oeſterreich fahren, die erſte, die älteſte Errungenſchaft des großen Rudolph, die zum Erzhauſe gehört, wie der Name zum Mann, wie der Leib zur Seele."

Er wurde unterbrochen. Ein Kloſterknecht kam mit einem verſiegelten Schreiben, welches der Poſtreiter von Wels gebracht. Alle Blicke hefteten ſich voll Neugierde auf das Papier, welches möglicherweiſe, wahrſcheinlich ſogar, wichtige Mittheilungen unter ſeinen verſiegelten Falten barg. Der Pater Hofmeiſter löste mit bedächtiger Hand das ſpaniſche Wachs, entfaltete den Brief, ſah nach der Unterſchrift und wandte ſich dann zu einem der jüngeren Ordensbrüder: „Der Pater Gratianus hat beſſere Augen wie unſereins, um die Krähenfüße und Hühnertritte des Paters Gregorius zu entziffern, der uns von Wien einen Bericht ſendet. Laßt hören, was er meldet." — Gratianus las ziemlich geläufig den Inhalt herunter, der Geſchäfte des Stifts in kleineren Angelegenheiten des Hauſes betraf. Xaver hörte nicht ſonderlich aufmerkſam zu und ſeine Theilnahme ſteigerte ſich nur wenig, als der Bericht auf die Tagesbegebenheiten überging. Die Nachrichten, welche der gute Benedictiner meldete, waren den Hörern bereits bekannt.

„Das Schreiben iſt ſchon über drei Wochen alt," ſagte plötzlich Gratianus, die Vorleſung unterbrechend, „und der Gregori hat wie gewöhnlich zwar läuten gehört, aber nicht ſchlagen. Ich glaube, wir könnten uns den Verlauf der altbekannten Neuigkeiten für heute Abend ſchenken." — „Weiter, weiter!" riefen die Hörer, „wer weiß was noch vorkommt?" — Der überſtimmte Vorleſer fuhr fort und gelangte in der That endlich zu einer Stelle, deren Inhalt die Neugier für ihre ausharrende Geduld wenigſtens einigermaßen entſchädigte. Und der eine von den Hörern, welcher bisher ſo zu ſagen ſich gar nicht um den Inhalt der Mittheilung bekümmert, ward plötzlich derjenige, welchem die „Neuzeitung" die größte Theilnahme einflößte. Sie betraf ihn auch am allernächſten und griff ihm tief in die Seele, aber nicht zu ſeiner freudigen Ueberraſchung.

Die weitläufige Meldung des Paters Gregorius enthielt nämlich im weſentlichen folgendes. Von Preßburg war ein Schiff mit Getreide heraufgekommen, um weiter zu Berg zu fahren. Der Schiffer hatte ſich vom Stapelrecht ausgelöst und auch nicht verſäumt, die krummen Finger der böhmiſchen Hauptleute auf dem Wörth zu verſilbern. Er ſollte, wie er angab, die Frucht nach Krems bringen, von wo ihre weitere Beſtimmung nach Böhmen lautete. Das aber war erlogen; die Kornſäcke verbargen nämlich einige Fäßchen Pulver, welche ſammt dem Getreide für die Leute des Erzherzogs Ferdinand beſtimmt waren und zu Greifenſtein übernommen werden ſollten. Die Sache ward verrathen, als das Fahrzeug kaum die Taborbrücke hinter ſich hatte, und als es zu Nußdorf anlegte, waren ſchon die Böhmen bei der Hand, um Schiff und Mannſchaft feſtzunehmen. Die Leute wurden ſämmtlich in die Eiſen geſchlagen. Die Böhmen fanden das Pulver und bei dem Schiffherrn Briefe verfänglichen Inhalts.

„Selbiger Schiffherr," ſchrieb Gregorius, „iſt ein reicher Krämer von Preßburg. Das Abenteuer wird ihm ſchlimm bekommen. Er verliert nicht nur Schiff und Ladung ſammt ſeiner bedeutenden Baarſchaft, die ihm der Böhme als gute Beute abgenommen, ſondern der Thurn begehrt auch für die Löſung ſeines Lebens eine ſchwere Geldſumme. Des Mannes Name lautet Hans Weingärtner." — Xaver wurde bleich vor Schrecken. Er dachte nicht einmal ſogleich an den Verluſt, der ihn ſelber bedrohte; das Schickſal des wackern Handelsfreundes und Glaubensgenoſſen ging ihm nahe. Der Hofmeiſter mißdeutete die Regung. — „Ihr erleidet dabei eine ſtarke Einbuße," ſagte der geiſtliche Herr, „und gerathet für den Augenblick hart in die Klemme." — „Wer denkt dabei an's Geld?" murmelte der Viechtauer; „und für den Augenblick bleibt mir ja der Bernhuber-Nazi."

„Der Engelhartszeller iſt ein ſterblicher, ſchwacher Menſch," ſprach der Hofmeiſter vor ſich hin und ſtockte plötzlich, als Xaver ihn fragend anſah. Es wäre in der That auch grauſam geweſen, gerade jetzt zu erwähnen, welch nachtheilige Gerüchte über den Bernhuber ſeit einiger Zeit umliefen. Es hieß nämlich, derſelbe ſuße mit ſeinen Geſchäften nicht auf ſo ſicherem Grunde, als man bisher vorausgeſetzt, und dazu habe er in neueſter Zeit ſich in verdächtige Zettelungen eingelaſſen, nach dem alten Brauch verſchuldeter Wirthe, herabgekommener Krämer und verkommener Studenten, die bekanntlich von jeher gewohnt waren, ſich um ſo eifriger mit großen Welthändeln zu befaſſen, je gründlicher ſie an der Herſtellung ihrer eigenen Angelegenheiten verzweifeln mußten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Weſtſchweiz, Juni.

Die ſchweizeriſche Kunſtausſtellung für 1854.

Seit etlichen Wochen iſt die ſchweizeriſche Kunſtausſtellung auf ihrer Wanderſchaft durch den Achtſtädtebund (Schaffhauſen, Baſel, Solothurn, Bern, Luzern, Zürich, Winterthur, St. Gallen) begriffen. Der erſte Blick in den ungefähr zweihundertſiebzig Nummern ſtarken Catalog hätte beinahe den Zweifel in mir erregt, ob wohl die Ausſtellung mit Recht ſich eine ſchweizeriſche nenne. Fand ich ja unter den hundertſiebenundzwanzig Künſtlern, welche ihre Werke eingeſandt hatten, über vierzig Ausländer, und unter dieſen nicht weniger als dreißig Münchner Maler. Viele der Schweizer Künſtler ſelbſt datirten ihre Werke aus München, Düſſeldorf, Paris oder irgend einer andern fremden Stadt. Blätterte ich dann im Catalog nach unſern Koryphäen, nach den beiden Landſchaftsdioskuren Calame und Diday, nach dem genialen Genrebildner Girardet, nach dem Hiſtorienmaler Legardon oder nach Glaire, der den Waadtländern ihren Freiheitsmärtyrer Davel gemalt hat, ſo war mein Suchen umſonſt. Sie werden begreifen, daß ich unter ſo bewandten Umſtänden mit keineswegs hochgeſpannten Erwartungen die Ausſtellungsſäle betrat.

Und dennoch — — Eine friſche freie ſchweizeriſche Alpenluft wehte uns entgegen trotz den Münchnern und Düſſeldorfern, und fehlen auch die Stifter der Genfer Schule, fehlte ſonſt noch mancher unſerer genannteſten und bekannteſten Meiſter, ſo hatten ſich ihre beſten Schüler deſto zahlreicher eingefunden, jenen den Lorbeer zu entwinden. Und was die fremden Maler anbetrifft, namentlich die dreißig Münchner, ſo waren ſie keineswegs da als unwillkommene Eindringlinge, die mit fremdem Weſen ſich breit machen, ſondern man mochte ihnen wohl anſehen, daß ſeit der Lindauer Eiſenbahn das deutſche Athen nur noch wenige Stunden von unſern Seen und Bergen entfernt iſt.

Ihr Londoner Korreſpondent bezeichnete kürzlich das unverhältnißmäßige Ueberwiegen des Porträts als das charakteriſtiſche Wahrzeichen der engliſchen »exhibitions.« Man finde ſich dort von lauter Ladies mit karmingefärbten Wangen und gefrorenem Lächeln, von lauter Gentlemen mit jüffiſanten, ſelbſtbefriedigten Geſichtern umgeben, auch abgeſehen von den Zuſchauern. Nicht minder charakteriſtiſch werden Sie es finden, wenn ich melde, daß in unſerer ſchweizeriſchen Gemäldeausſtellung Gießbäche von allen Wänden niederrauſchen, Gletſcher ſtarren, ſchwindlichte Abgründe gähnen, Nebel wirbeln, Seen lächeln und Weiden grünen, und von letzteren uns ſehr häufig die gutmüthigen braunen Augen einer klaſſiſchen Kuh entgegenglotzen. In Procenten ausgedrückt werden kaum weniger als achtzig von hundert der ausgeſtellten Bilder der Landſchaft oder dem Thierſtück zugezählt werden müſſen. Was dann den Reſt betrifft, ſo bringen es wohl unſere demokratiſchen Zuſtände, die den Halbleinkittel an die Stelle des Hermelinmantels ſetzten, und nicht minder unſere bürgerlichen Sitten, welche für große Geſchichtsbilder keine Käufer aufkommen laſſen, mit ſich, daß derſelbe zum allergrößten Theil nicht ſowohl der Hiſtorienmalerei als dem Genre zugezählt werden muß.

Die Ueberzahl der Landſchaftsbilder iſt es alſo, welche der ſchweizeriſchen Kunſtausſtellung den charakteriſtiſchen Stempel aufdrückt. Eine noch beſtimmtere Lokalfarbe erhält ſie durch das Hereinragen der Alpenwelt in alle dieſe Landſchaften. Kein See oder Sumpf, keine Haide noch Weide, über welche nicht kühne Bergſpitzen, ſteile Felswände, Gletſchereis oder Firnenſchnee ſich erheben. Einige Maler führen uns ſogar in jene Regionen erhabener Oede hinauf, wo gigantiſches Steingetrümmer vom Gletſchereis geſchliffen auf Schneefeldern liegt und in der verdünnten Luft des Menſchen Bruſt nur noch mit Mühe athmet. — Iſt es Ihnen gefällig dieſe gemalte Schweiz etwas näher zu betrachten, ſo fangen wir gleich bei der Genfer Schule an. Ein ſonniges Thal, ein ſchilfbewachſener Weiher, von alten Föhren überragt, in der Ferne ein glitzerndes Schneehorn, das über duftumwobene Vorberge herüberſchaut, das iſt's, was die Schüler von Diday lieben. Sie weilen gern am Ufer des Leman, am Fuße des Schloſſes von Chillon, bei Bovereis und Montreux, ſie zeigen uns gern in der Ferne die ſonnenvergoldete Nadel der Dent du Midi, die Kuppen des Montblanc. — Aber ſchon zieht uns ein anderer Haufe mit ſich, dem Pfade ſeines Meiſters Calame folgend. Dießmal geht's höher hinauf in die Berge, hinein in die engen, gäh anſteigenden Thäler, wo der grüne Gletſcherbach ſchäumt, wo die moosbewachſene Lärche; die ſtolze Arve ihre dunkelgrünen Zweige ſtrecken. Ganz oben im Thal aber erblicken wir die gefrorenen Wellen des Gletſchers mit ſeinen azurblauen Schatten. Bryner, Delapeine, Dübois, Dünant, Düval, Duntze, Vourtales, Revilliod, Zimmermann ſind die Namen des würdigen Nachwuchſes der beiden Genfer Meiſter, Fräulein Veillon aus Lauſanne nicht zu vergeſſen, welche ſich mit Glück und Geſchick als Diday's Schülerin bemerklich macht.

Zu einem andern. Es iſt der Zürcher Steffan in München, der Wolken- und Nebelmaler. Wer wüßte wohl beſſer bei den tückiſchen Kobolden Beſcheid, die dem arg- und wehrloſen Gebirgswanderer ſo manchen Schabernack ſpielen, im Frühlicht roſig um die Gipfel den Reigen tanzend ihn hinauflocken auf die ſonnigen Höhen, und iſt er oben, ihn dann plötzlich einhüllen in ihre naſſen grauen Mäntel, um ihn begoſſen und trübſelig wieder

heimzuſchicken? Wir ſind „auf der Handeck.“ Der Morgenreif liegt noch kalt und grün auf Strauch und Kraut im Vordergrund, ein einſamer Steinadler ruht auf einem Felsblock am Bach. Im Mittelgrund ragt eine Gruppe ſchlanker, moosbewachſener Tannen, deren Gipfel von der Morgenſonne, die über die Berge ſchaut, vergoldet ſind. Hinter den Tannen geht's aufwärts und ganz hinten ſteht ein ſtattlicher Schneeberg, übergoſſen vom goldenſten Sonnenglanz, umſpielt von den hellſten, glitzerndſten Lichtern. Aber in der Schlucht zu unſerer Linken, da brodelt ein unheimlicher Hexenkeſſel. Schwarz, grau, braun, gelb, weiß kocht's, ſchäumt's und wirbelt's. Das ſind jene ſchlimmen Kobolde, welche die böſen Wetter brauen, die im nächſten Augenblick vielleicht ſchon um jene glitzernden Schneehörner „guren“ werden, oder den Bach anſchwellen, daß er Steg und Stein und Stamm mit ſich fortreißt, oder ſich in's Thal hinunterwälzen, als verderbenſchwangere Hagelwolke. — Doch weiter. Eine „Sommernacht am Wallenſtadter See“ — ein gemalter Sommernachtstraum. Mitternächtlicher Friede ruht auf Fels, Wald und Waſſer. Ueber dem See ſchwebt der Mond, umgaukelt von halbdurchſichtigen, ſilberweißen Flockenwolken. Iſt es nicht Titania mit Erbſenblüthe, Spinnwebe und Senfſamen, die um das mild leuchtende Geſtirn ihren Reigen tanzen? Aber drüben am andern Ufer hat ſich der neckiſche Puck in Hinterhalt gelegt und ſtreckt ſeine graue Nebelkapuze aus der nächtlichen Schlucht. Wer weiß, wie bald er auf der heulenden Windsbraut dahergeſtürmt kommen wird, und der glatte See wird plötzlich die Gänſehaut bekommen vor Schreck, und die Bäume und Sträucher, die jezt ſo friedlich nicken, gehüllt in warme, goldbraune Schatten, werden jäh aufächzen und ſich ſchütteln, und der gute Mond wird einen dichten Schleier über ſein Geſicht werfen, damit ſein weißer Teint keinen Schaden leide. Aber eine kleine Weile, ſo hat ſich Puck auch ſchon wieder verkrochen zwiſchen den weiten Falten der Mäntel der „ſieben Kurfürſten“ und auf's neue beginnen Titania und ihre Elfen über dem glitzernden See, um den ſchimmernden Mond ihren Ringelreigen.

Soll ich Ihnen noch vom Urner Muheim, von den Luzernern Zelger, Zünd, Schiffmann, Schwegler, Büttler, von den Zürchern Ulrich und Scheuchzer, vom Basler Rapp berichten, welche ſämmtlich treffliche Landſchaftsbilder ausgeſtellt haben? von den Münchner Gäſten Bürkel, Heilmeier, Seidel, Schmidt und ihren oberbayeriſchen Almen, oder vom Norweger Baade, deſſen kunſtreicher Pinſel ſeine ſkandinaviſchen, nebelumflorten Fiorden mitten zwiſchen unſere Firnen und Gletſcher zauberte? Ich will Sie nicht ermüden. Nur noch einen Blick müſſen Sie mir auf das graue Bild geſtatten, das dort im Winkel hängt. Kahles Geſtein, wenig Himmel, kein Waſſer; weder Kraut noch Baum, und doch feſſelt uns das kahle Bild, je länger wir es betrachten, mit wachſendem Zauber. Wir ſind in jene höchſte Alpenregion verſezt, wo kein Strauch mehr wächst, keine Blume mehr blüht. Am gähen Abhang liegen mächtige Granittrümmer übereinandergeſchichtet, von Lawinen, die darüber weg donnerten, vielleicht von den ſtoßenden Gletſchern der Urwelt glatt geſchliffen; braune Flechten, die einzigen Pflanzen, welche an dieſer Grenze des ewigen Schnees noch fortkommen, haben ſich an den rauheren Stellen des Geſteins angeklammert; etliche Murmelthiere gruppiren ſich auf den Blöcken; ein bleigrauer Nebel wälzt ſich aus einer nahen Schlucht. Ich glaube dieſes Bild dürfte einen Mann von Gadmen, von Andermatt oder Obergeſtalen nicht minder zum Heimweh verleiten, als das Alphorn, welches jener Schweizer Reisläufer zu Straßburg auf der Schanze blaſen hörte.

(Schluß folgt.)

London, Juni.

Der Crystallpalaſt in Sydenham.

Die hieſige Preſſe zeigt ſich für die zweite Auflage der Exhibition von Hydepark weit weniger enthuſiaſtiſch eingenommen, als für die erſte, die „wahrhaft große,“ wie ein Journal ſagt. Einestheils liegt dieß an den veränderten Zeitumſtänden, die immer noch das Hauptintereſſe auf den Kriegsſchauplatz lenken, anderntheils aber auch am Benehmen der Direktoren der Preſſe gegenüber. Man hat ſich bei der Eröffnung in Austheilung von Freikarten für die einzelnen Journale »rather shabby« bewieſen. Indeſſen wollen wir das Werk ſelbſt nicht entgelten laſſen, was einige der daran Betheiligten verſchuldet. Er ſteht gar ſchmuck und glänzend da, in ſeiner cryſtallnen Herrlichkeit, auf der Folie des grünen Wald- und Wieſenlandes, der ſogenannte „Volkspalaſt“ von Sydenham. Ein eigentlicher „Volkspalaſt,“ ein Palaſt zur Erholung, zur edleren, äſthetiſchen Erholung des arbeitenden, wirklich erholungsbedürftigen Volks der Hauptſtadt iſt er in der That nicht, und man könnte deßhalb wohl ſagen, daß das ganze Unternehmen auf einer »false pretence,« auf einer gewiſſen principiellen Zwitterhaftigkeit ruhe. Ein wahrer Volkspalaſt darf vorab nicht eine ganze Woche lang dem Volke verſchloſſen und nur den Inhabern von Seaſontickets oder ſolchen, die fünf Schillinge für einen Beſuch zahlen können, geöffnet ſeyn. Dann müßte ein ſolcher Palaſt am Sonntag geöffnet und am Samſtag, wo das Volk die Werkſtätten verläßt, erſt ſpät am Abend geſchloſſen werden. Ferner müßte der „erziehende und unterrichtende“ Zweck des Unternehmens, den doch Mr. Laing, der Direktor der Compagnie, unter den Hauptobjekten aufgeführt, durch einen einfacheren, der Mehrzahl zugänglichen Catalog erleichtert ſeyn. „Punch“ brachte in einer ſeiner lezten Nummern ein neckiſches Bild, überſchrieben: „Einer unſerer Mitarbeiter in Sydenham, wie er die Guidebücher handhabt,“ und einen Reporter darſtellend, der unter dem Kinn und unter den Armen ſchwer mit Bänden belaſtet iſt. — Für den Reporter iſt es ärgerlich, ſtatt eines überſichtlichen, billigen Verzeichniſſes des Vorhandenen, noch die Privatanſichten, mit denen der Verfaſſer die Handbücher angeſchwellt hat, für ſein gutes Geld mit in den Kauf nehmen zu müſſen.

Was iſt denn nun eigentlich Idee und Zweck dieſes Palaſtes? Wir müſſen zunächſt die von Mr. Laing der Königin bei der Eröffnungsfeierlichkeit übergebene Adreſſe befragen. Als nächſtes Ziel Fortſetzung der humaniſirenden und civiliſirenden Einflüſſe angegeben, welche die Ausſtellung von 1851 auf Ausbildung des Geſchmacks und Erweckung inſtinktiver Liebe zum Schönen im engliſchen Volke geäußert habe. Später jedoch, heißt es weiter, habe dieſe allgemeine Idee ausgedehntere Verhältniſſe angenommen. Es handelte ſich bald nicht mehr bloß um die „Erhaltung“ des alten Cryſtallpalaſtes, ſondern „um die Schöpfung eines Palaſtes und Parkes, welche ein paſſender Schmuck der größten Metropolis der civiliſirten Welt, eine unübertroffene Schule der Kunſt, der Bildung und ein des Zeitalters und des britiſchen Reiches würdiges Denkmal wären.“ Ferner iſt folgender Paſſus zu merken: „Man gab ſich der Hoffnung hin, den Beweis führen zu können, daß der Geiſt eines freien Volkes nicht bloß Nationalreichthum erzeugen, Handel und Colonien erweitern, und in jeder Richtung moraliſchen und materiellen Fortſchritts den Zug führen, ſondern auch die ſtolzeſten Werke abſoluter Monarchen, welche die Hülfsmittel der Nationen zum Schmuck einer Lieblingsreſidenz oder zur Verſchönerung einer erkorenen Hauptſtadt verwenden, erreichen könne.“ Alſo auch eine politiſche Demonſtration iſt der Cryſtallpalaſt! In dieſer Anſicht verfolgten die Direktoren drei Hauptzwecke: „Unterhaltung und Erholung, Belehrung und commerciellen Nutzen.“ Ueber die lezere Rubrik ſpricht ſich die Adreſſe nicht ganz klar aus. Man weiß nicht recht, ob mit dem Ausdruck „commercieller Nutzen“ der Privatvortheil der Compagnie oder der Vortheil, welchen eine ſolche Ausſtellung dem Handel im Allgemeinen bietet, zu verſtehen iſt. — Bildliche Darſtellung aller Kunſtſtufen in Architektur und Skulptur, eine umfaſſende Illuſtration der Geologie, Ethnologie, Zoologie und Botanik, kurz „eine illuſtrirte Encyklopädie des ganzen Univerſums,“ verbunden mit einer permanenten Induſtrieausſtellung — auf nichts mehr und nichts weniger zweckt das Rieſenunternehmen ab. Bevor wir das, was ſich bis jezt als vollendete Leiſtung darſtellt, an dieſem Rieſenmaßſtabe meſſen, betrachten wir das Werk von außen.

Wir nehmen an der Station der nach Brighton führenden Eiſenbahn, jenſeits London-Bridge, unſere Karten für Eiſenbahn und Palaſt zugleich. Montags, Dienſtags, Mittwochs und Donnerſtags koſtet ein ſolches Ticket für die zweite Klaſſe 1 Sh. 6 Pence. Kurz ehe der Zug in den Bahnhof von Sydenham einfährt, bemerken wir ſchon auf den „geologiſchen Inſelchen“ des Parks die dort in Stein nachgebildeten urweltlichen Eidechſen und Reptilien, beſonders den Megaloſaurus, nach den Anweiſungen von Profeſſor R. Owen von Waterhouſe Hawkins, dem Chef des betreffenden Departements, conſtruirt. Wir nehmen an, daß das Wetter unſerem Ausfluge günſtig iſt; denn nur an ſonnigen Tagen ſollte man dem wunderbaren Werke, dem „Palaſte der Wunder,“ wie ihn Graf Leſſeps, der franzöſiſche Commiſſär bei einem jüngſt den Repräſentanten der fremden Regierungen im Cryſtallpalaſt gegebenen Frühſtücke nannte, ſeinen Beſuch abſtatten. Wir wählen deßhalb zum Eintritt nicht den bedeckten Gang des linken Seitenflügels des Gebäudes, ſondern ſchlagen die durch die Mitte des Parks ſich ſchlängelnden Wege nach den Terraſſen der Front ein. Anfangs bedauert man,

daß dem Gebäude nicht dort, in der Mitte, der Haupteingang gegeben worden ſey; allein bald ſieht man ein, daß dieß ſehr wohl gethan iſt, indem der lärmende, dichte Menſchenknäul, der ſich zu allen Stunden des Tages von der Eiſenbahn durch den bedeckten Eingang nach dem Innern des Palaſtes hinwälzt, den Genuß der ſchönen Gartenanlagen ſtören würde. So kann man vor dem Gebäude auf der reizenden „italieniſchen Terraſſe“ nach Herzensluſt ſitzen, luſtwandeln, plaudern. Mag man ankommend den Blick nach der majeſtätiſchen Front richten, welche das Gebäude der Metropolis zukehrt — das lichte Glas, als ächter Spiegel des Himmels, ſtrahlt Sonnenſchein und goldene Abendwolken wieder, — oder mag man, überſättigt von den Wundern der Kunſt und des Schauens müde, das Auge auf dem reizenden Landſchaftsbilde, das wunderbar ſymmetriſch und fächerartig von dem Gebäude als ſeinem natürlichen Ausgangspunkte ausläuft, weilen laſſen, der Anblick iſt ſtets ein gleich lohnender. Der Cryſtallpalaſt ſteht in der Grafſchaft Surrey, unmittelbar an den Grenzen der ſchönen Landſchaft Kent, deren Charakter ſich hier (wie auch der dem Blicke ſich darbietende Theil von Surrey) durch das beſtimmt, was die Engländer „Woodland“ nennen. Obwohl — mit Ausnahme des kühlen Eichenwäldchens von Dulwich — faſt gar kein eigentlicher Forſt und Hochwald vorhanden iſt, ſo hat man doch in Folge der vielen grünumhegten Landſitze, die allenthalben mit ihren weißen Wänden aus dem Dunkel ihrer Parks und „Groves“ hervorblicken, den Eindruck des Waldes, ſeine Lieblichkeit ohne ſeine Wildheit. Wenn irgendwo, ſo hat man es in dieſen ſchönſten und kultivirteſten Theilen von England verſtanden, den Gegenſatz von Feld und Wald im eigentlich Kulturſchönen zu verwiſchen. Und ein Wald bietet ſich ja auch ſogleich unſern Blicken dar, ſobald wir die herrlichen Terraſſen mit ihren ruhig majeſtätiſch hingelagerten Sphinxen, ihrer reizenden Fernſicht, den zierlich von der Mauereinfaſſung ſich abhebenden Blumenvaſen und ihren bunten Gruppen feſttäglich großſtädtiſch geputzter Menſchen verlaſſen, und in das Innere des Gebäudes eingetreten, uns dem ſüdlichen Ende des Schiffes zuwenden. Eine Vormauer in Geſtalt einer Kapellenwand, im altengliſchen Bauſtyle, mit den Bildern der älteren engliſchen Könige in Basrelief, ſcheidet die Reſtaurationszimmer vom Innern ab. Hier ſtehen wir ſogleich vor einer exotiſchen Wildniß, an welcher jeder Geologie, Ethnographie, Botanik, Zoologie zu gleicher Zeit ſtudiren kann, wenn er anders Luſt und Liebe und ein wiſſenſchaftliches Auge hat. Die Mehrzahl der Beſucher hat es wohl nicht; es wird, nach engliſcher Sitte, außerordentlich viel gegeſſen und getrunken, in den „Erfriſchungsräumen“ ſowohl, als an den eleganten Büffets im großen Tranſept. Deßhalb iſt es gut, daß man ſich bei der Ausſchmückung des Palaſtes auch ſo ſehr auf den „populären Effekt,“ der ja in großen Städten und beſonders in London nirgends fehlen darf, verſtanden hat. Wir haben Süd- und Nordafrika und auf der andern Seite Nordamerika mit ihren Pflanzen, Mooſen, Thieren und autochthonen Menſchen vor uns. Da ſehen wir einen Indianerſtamm aus der Gegend von Montevideo, mit Unterlippen von der Geſtalt und Größe kleiner Präſentirteller, von der Kinnlade horizontal auslaufend (bei dieſem Indianerſtamme ſoll ein dergeſtalt geformter Mund, wie der dabei ſtehende ſchwarze Cicerone dem Publikum erklärt, für die höchſte Schönheit gelten). Frauen und Männer ſitzen und ſtehen im Kreiſe um zwei Duellanten, welche ſich mit dicken Haſelgerten Rücken und Mund blutig hauen. Da ſehen wir auch Kaffern, ihre grotesken Tänze aufführend, unter den Pflanzen ihrer Heimath ſtehend. Dieſe Pflanzen ſind mit ausgezeichneter Sorgfalt gruppirt auf Rainen, welche aus Mooſen, Flechten und Holzwerk zuſammengefügt ſind, und auf denen die kleinſten Quadrupeden des betreffenden Landes herumlaufen. Nicht weit von Nordamerika, bei Canada, ſteht die herrliche Norfolkfichte, der ſchönſte Baum im Palaſte.

Rücken wir weiter in das Departement der eigentlichen Kultur vor, ſo ſehen wir im Vordergrund die Cryſtallfontäne aus dem Palaſt in Hydepark vor uns. Sie ſollte, wie der Catalog ſagt, von einem Waſſerſpiegel umgeben ſeyn; allein das Waſſer fehlt ja noch allenthalben. Hier ſollte die Victoria regia ihre Rieſenblätter wiegen, und wenn erſt einmal die Waſſerkünſte ſprudeln, ſo werden auch noch andere Pflanzen, wie die Nymphaea Devoniana und das Nelumbium speciosum oder die myſtiſche Bohne der Pythagoräer uns hier an Quellen und Flußgeſtade verſetzen. Und es iſt gerade die ſchwüle Zeit um Mitſommer, wo jedes breite, fette Blatt einer Waſſerpflanze Sehnſucht nach der Angel und den Mühlbächen der Country erweckt.

Der Cryſtallpalaſt hat drei Tranſepte, welche die Wölbung des Schiffs durchſchneiden. Wir treten jezt in den Mittel- oder großen Tranſept. Hier iſt noch alles ſo, wie es an dem Tag der Eröffnung war. Auf einer amphitheatraliſchen Erhöhung hat die elegant uniformirte Muſikbande ihre Plätze; auf der Eſtrade davor ſteht noch der prächtig geſtickte Thronſeſſel der Königin mit dem Thronhimmel. Daran lehnt ſich die koloſſale Statue R. Peels, das Bild eines ächten Chorführers der Periode des Induſtrialismus, in modernem Anzug, in hoher ſteifer Cravatte. Dahinter erblicken wir die Büſten der Künſtler, Dichter und Staatsmänner Deutſchlands und Englands. Da ſehen wir unſern Schiller, unſern Beethoven, unſern Schleiermacher, Fichte u. a. Auch Eduard Devrients Büſte ſteht in erſter Reihe, während man Goethes kleine Büſte in eine dunkle Ecke — einen ächten Dichterwinkel — verwieſen hat, wie es denn der Aufſtellung vielfach an der gehörigen Ordnung fehlt. — Einen herrlichen Effekt machen die weißen Statuen, welche zu beiden Seiten des Tranſepts aus dem reizendſten, mit wirklich ſeltenem Geſchmack geordneten Blumenflor, zwiſchen dem Blätterwerk der exotiſchen Pflanzen und den herrlichen Orangenbäumen, welche eine fortlaufende Allee zu beiden Seiten des Schiffs bilden, hervorlauſchen. Ein gewöhnliches Muſeum hat allerdings ſo reizende Arrangements nicht aufzuweiſen. An den der Throneſtrade gegenüber befindlichen Ecken des Tranſepts ſteht rechts die koloſſale Figur des Admirals Duquesne, nach der Bronzeſtatue in Dieppe gearbeitet. Das Original iſt bekanntlich ein Werk des Bildhauers Danton. Die Statue iſt wegen des Adels des Ausdrucks und der „romantiſchen“ Haltung der Figur mit Recht berühmt und mit der ihr gegenüber befindlichen Statue von Peter Paul Rubens eine der

Hauptzierden des Palaſtes. Hinter der erſteren beginnt die Galerie franzöſiſcher Berühmtheiten. Zwiſchen Corneille, Boileau, Rouſſeau und andern Größen des franzöſiſchen Parnaſſes hat eine Londoner Parfümerienhandlung ihr Lager aufgeſchlagen und ein franzöſiſcher Cicerone preiſt mit geläufiger Zunge die Trefflichkeit der Waare an. Man weiß nicht, was noch werden mag, wenn die Londoner Induſtrie erſt einmal maſſenhafter zwiſchen den Kunſtſchätzen ſich anſiedelt. Dann werden wir einen Rieſenbazar haben, der den ruhigen Kunſtgenuß ſtört; die Kunſt wird zur bloßen Deviſe und Ornamentirung der Induſtrie herabſinken und J. Janins Ausſpruch über die frühere Ausſtellung wird ſich wieder bewahrheiten: „der Apoll von Belvedere ſey vor Waarenballen geſpannt, und der olympiſche Jupiter nehme ſich aus wie die Deviſe auf einem Bierhausſchilde.“ London hat die Eigenſchaften des alten Königs Midas. Schon ſchnurrt nicht weit vom großen Tranſept die Nähmaſchine; ſchon ziehen elegante Möbeln, wie ſie die rieſigen Waarenlager der Upholſterers von Oxfordſtreet zeigen, in die Seitenhöfe ein, und wenn es erſt einmal Faſhion geworden iſt, ein Waarenlager im Palaſt zu haben, ſo werden ſich die Taſchen der Compagnie, deren pekuniäre Erfolge bis jezt noch bedeutend angezweifelt werden, in erſtaunlichem Maße füllen.

Schon ein Blick auf die Catalog-Bibliothek würde Sie überzeugen, daß es mir heute ganz und gar unmöglich ſey, Ihnen mehr als die allergemeinſten Umriſſe und Eindrücke des Ganzen zu geben. Da laufen zu beiden Seiten des Schiffs die verſchiedenen Courts (Höfe) mit ihren Maſſen von Kunſtgegenſtänden und ihren reichen, überreichen architektoniſchen Ornamentirungen her. Der Cryſtallpalaſt iſt ein illuſtrirtes Handbuch der Kunſtgeſchichte vom Jahr 1660 vor Chriſtus an. Die Copie des Grabgewölbes von Beni Haſſan (von der äußerſten Oſtgrenze des Nilthals) zeigt uns die erſte einfache Säulenform der egyptiſchen Architektur, welche, wie man vermuthet, den Griechen das Modell zu ihrer früheſten doriſchen Säulenordnung geliehen. Die mit Hieroglyphen und andern bildlichen Darſtellungen überdeckten, bunt bemalten Säulen der ſpäteren Tempelbauten mit den Palm- und Lotusblätter-Kapitälen führen uns dann in das Innerſte der eigentlichen egyptiſchen Architektur ein. Durch einen Wald von Palmen, zwiſchen denen zu beiden Seiten rieſige Löwengeſtalten hingelagert ſind — die orientaliſchen Löwenhöfe darſtellend — nahen wir uns dieſem egyptiſchen Tempelheiligthum. Auf dem Fries über den Säulen iſt in Hieroglyphen die Inſchrift angebracht: „Im ſiebzehnten Regierungsjahr der Königin Victoria, der Beherrſcherin der Wogen, iſt dieſer Palaſt erbaut und verziert worden mit tauſend Statuen, tauſend Pflanzen ꝛc., als ein Buch für den Gebrauch der Menſchen aus allen Ländern.“

Es folgen der griechiſche, der römiſche, der Alhambra- und der aſſyriſche Hof. In dem zum lezteren hinführenden Theil des dritten Tranſepts ragen die 65 Fuß hohen Figuren von Ramaſes dem Großen, grell und bunt bemalt, hervor. Der Eindruck dieſer den Tranſept abſchließenden Koloſſalfiguren iſt zu monſtros, um ſchön zu ſeyn. Am Prachtwerk des Alhambrahofs wird noch gemalt. — Auf der linken Seite des Gebäudes folgt dann eine andere Reihe von Höfen, mit dem prunkvollen byzantiniſchen Hof beginnend. Warum läßt uns all dieſer Prunk ſo kalt? Vermuthlich deßwegen, weil uns die halb europäiſche, halb orientaliſche Kunſtherrlichkeit des vermoderten Neurömerreichs mit ſeinem raffinirten Deſpotismus und den Spitzfindigkeiten ſeiner Rechtsklügler durch die neueſten politiſchen Ereigniſſe wieder ſo nahe vor das Auge gerückt iſt. Hinweg mit dieſen Erinnerungen! Es folgt der deutſch-mittelalterliche, der engliſch-mittelalterliche, der franzöſiſch- und italieniſch mittelalterliche, der Renaiſſance-, der „Elizabethan-,“ der italieniſche Hof. Der leztere enthält in Waſſerfarben eine Reihe von Nachbildungen der Meiſterwerke des italieniſchen Pinſels, unter denen Titians üppige ruhende Venus (in Heinſes „Ardinghello“ ſo verlockend beſchrieben) die beſondere Aufmerkſamkeit der Beſchauer auf ſich zieht. Dann drei moderner Induſtrie gewidmete Höfe, und wir befinden uns abermals in Italien, im pompejaniſchen Hauſe, ſicher dem einfachſten und geſchmackvollſten, was der Palaſt unter all dieſen Miniaturnachbildungen älterer Architekturen aufzuweiſen hat. Wie luftig, zu ſüßer Ruhe ladend, dieſe Gemächer mit ihren graziöſen Fresken, ihren Bädern, ihren Triklinien! Claſſiſche Träume umfangen uns; aber der moderne Janhagel, der in dieſen Räumen herumſchwärmt und ſchnattert, verſezt uns allzubald wieder in die mittagsſchwüle Wirklichkeit.

Wenden wir uns, nachdem wir im Fluge die Architektur früherer Zeitalter betrachtet haben, zum Schluſſe noch einmal zum großartigen Werke des „neuengliſchen Bauſtyls,“ wie man die Bauart, welche nur Glas und Eiſen als Material braucht, hier zu Lande bereits bezeichnet — wenden wir uns noch einmal zum Cryſtallpalaſte ſelbſt. Den rechten Eindruck macht das Gebäude nur bei heiterem Sonnenſchein vom Innern aus. Das bläuliche Glas, durch den graublauen Anſtrich der eiſernen Verbindungsſtäbe noch mehr gedämpft, und doch wieder durch den Contraſt der rothen Pfeiler gehoben, gibt die ſchönſte, wohlthuendſte Farbenharmonie. Das Gebäude iſt ungleich größer und auch weit geſchmackvoller, als es in Hydepark war. Die Wölbung des ganzen Schiffs und die drei Tranſepte unterbrechen die Monotonie der langen, ſteifen Linien und die größere Höhe läßt es impoſanter erſcheinen. Es iſt mit den beiden Seitenflügeln und mit der zur Eiſenbahnſtation hinführenden Colonnade 3476 Fuß lang, mit andern Worten: es ſind drei Viertheile einer Meile mit Glas bedeckt. Die Länge des Palaſtes in Hydepark war nur 1848 Fuß. Die Höhe vom Grund bis zu der Spitze des höchſten Tranſeptbogens mißt 104 Fuß. — Weitere Details über das Rieſenwerk muß ich auf einen nächſten Brief aufſparen.

Paris, Juli.

Das Budget der Hospitäler.

Sie wissen, daß die hiesigen öffentlichen Spitäler, deren es vierzehn gibt, und die sogenannten hospices, d. h. die Spitäler für Kinder und gebrechliche Alte, deren man acht zählt, die Kranken unentgeltlich aufnehmen, verpflegen und heilen, oder auch nicht heilen. Alle diese Wohlthätigkeitsanstalten haben eine Centraladministration, l'administration générale de l'assistance publique genannt, die so eben ihren jährlichen Bericht veröffentlicht hat, dem ich folgende interessante Details entnehme.

Die Centraladministration hat 137 Beamte, die zusammen jährlich 317,549 Franken Gehalt beziehen; die Administration der einzelnen Spitäler beschäftigt 177 Angestellte, die jährlich 332,717 Fr. erhalten. Geistliche sind 36 in den verschiedenen Spitälern angestellt mit einem Gehalt von 28,100 Fr. Für den allgemeinen Dienst sind 847 Personen mit 163,597 Fr., für den Dienst der Säle 1329 Personen mit 219,863 Fr. bezahlt. Außerdem haben 32 Arbeiter eine Ausgabe von 12,917 Fr. verursacht. Die Zahl der Chefs, Beamten und Diener des ordentlichen Budgets beläuft sich im Ganzen auf 2580, von denen man jedoch im verflossenen Jahr bloß 2538 verwendet hat. Für den allgemeinen Dienst sämmtlicher Spitäler sind 117 Schwestern (Nonnen), 156 Aufseher und 574 Leute zur Bedienung, für den innern Dienst der Säle 211 Schwestern, 107 Dienstaufseher und 32 verschiedene Arbeiter vorhanden. An Aerzten werden verwendet: 93 Mediciner (Gehalt 132,964 Fr.), 38 Chirurgen (48,965 Fr.) und 19 Pharmaceuten (41,599 Fr.). Nebstdem erhalten die sogenannten Internes und Externes, d. h. Studenten der Medicin, 178 an der Zahl, 90,891 Franken.

Man kann sich denken, daß die Einkäufe für alle diese Spitäler sehr bedeutend sind. So wurden angekauft an trockenen Früchten, einer der wichtigsten Artikel, 51,219 Kilo im Preise von 45,205 Fr., 1019 K. Bohnen, 834 K. Linsen, 12,318 K. Nudeln und Mehlspeisen für 5700 Fr., 92,856 K. frische Butter für 178,906 Fr., 23,579 K. Confituren für 21,475 Fr., 82,270 K. Käse für 79,872 Fr. und 64,882 K. Milch.

Für Medikamente wurden ausgegeben 2399 Fr. für 5000 Meter Calicot zu Pflaster, für 7200 Citronen 544 Fr., für Droguerie 86,857 Fr., für Gewürzwaaren 12,065 Fr., für 1318 K. Orangenblüthen 7252 Fr., für 12,000 K. Gummi 23,975 Fr., für Oel 19,530 Fr., für 7649 K. Honig 14,597 Fr., für ein K. Moschus 3200 Fr., für 216,260 Blutegel 45,060 Fr., für 84,148 K. Zucker 124,706 Fr., für 20 K. schwefelsaures Chinin 6600 Fr. und für Bandagen 34,733 Fr.

Die Heizung hat gekostet 452,954 Fr. und die Beleuchtung 155,739 Fr. Das Reinigen der Wäsche verursachte eine Ausgabe von 158,327 Fr.; für Bettzeug, d. h. für das Waschen desselben, Stroh ꝛc. wurden ausgegeben 97,914 Fr., für neue Wäsche, Kleidung ꝛc. 240,063 Fr. 73 Cent.; an Holzschuhen wurden 36,639 Paar angeschafft für den Preis von 16,548 Fr. Neu angeschaffte Möbeln, Werkzeuge ꝛc. kosteten 223,579 Fr. ꝛc. Für Transporte wurden 66,908 Fr. ausgegeben. Das Wasser allein verursacht eine Ausgabe von 48,318 Fr., ungerechnet die Kosten für das Heben des Wassers in die Reservoirs, das 1791 Fr. kostet, und den Unterhalt der Vorrichtungen zum Filtriren, der 2105 Fr. erfordert, da bekanntlich hier bloß filtrirtes Seinewasser als Trink- und Kochwasser dient.

Das Reinhalten der Anstalten kostet 101,103 Fr. jährlich, wovon 6999 Franken auf das Kehren, 10,525 auf den Unterhalt der Gärten und Spazierplätze, 1169 Fr. auf das für die Fußböden und sonst nöthige Wachs, und 4797 Fr. auf die Vertilgung der Ratten kommen.

Die Ausgaben für den Artikel: „Verschiedenes und Zufälliges" beliefen sich auf 57,227 Fr., worin die Kosten für die Barbiere und Haarschneider mit 1478 Fr., für Lektionen in der Gymnastik für die Waisen und Tanzstunden für die Blödsinnigen und Epileptischen mit 300 Fr., für Tabak und Süßigkeiten für die Wahnsinnigen und die armen Alten mit 6967 Fr. figuriren. — Die neugeborenen Kinder werden zu Ammen auf das Land gegeben und verursachen eine Ausgabe von 1,641,975 Fr., wovon 1,097,482 Fr. auf die Ammen, 57,504 auf die mit der Ueberwachung betrauten Aerzte und 73,813 Fr. auf die Unterinspektoren kommen. Die Reisen der Kinder auf's Land kosten 82,892 Fr., und für Aufmunterung zum Unterricht der Kinder werden 57,693 Fr. verwendet.

Außerhalb der Spitäler hat ferner die Administration die bedeutende Summe von 2,022,079 Fr. verausgabt, durch Vertheilung von Brod, für Unterstützung von Reconvalescenten, nachdem sie die Spitäler verlassen haben, für Unterstützung armer Mütter und für Impfungsprämien. Man zwingt nämlich hier die Eltern nicht, ihre Kinder impfen zu lassen; bei dem Bauernvolk existirt noch ein solches Vorurtheil gegen das Impfen, daß sich die Regierung gezwungen sieht, denjenigen Eltern, die ihre Kinder impfen lassen, Prämien zu geben. Jedes Kind armer Eltern erhält drei Franken.

Die Totalausgabe und Einnahme des Jahrs 1853 beträgt 14,983,611 Fr. — Die Einnahmen bestehen aus den Einkünften der den Spitälern gehörenden ferme St. Anne, dem Miethzins einiger Gärten ꝛc., hauptsächlich aber im Ertrage der eilf oder zwölf Procent, die alle Theater von ihrer Bruttoeinnahme an die Spitäler entrichten müssen, und in Stiftungen und Vermächtnissen. Die Theater haben im Jahr 1853 folgende Summen bezahlt: Große Oper 99,023 Fr., Théâtre français 58,126 Fr., komische Oper 109,064 Fr., italienische Oper 43,950 Fr., Odeon 32,145 Fr., Théâtre lyrique 49,904 Fr., Gymnase 74,640 Fr., Vaudeville 61,465 Fr.; Variétés 51,710 Fr., Palais royal 51,856 Fr., Gaité 53,383 Fr., Ambigu comique 52,610 Fr., Porte St. Martin 78,777 Fr. und der Cirque 68,969 Fr. — An Vermächtnissen erhielten die Armen im Jahr 1853 die Summe von 1,647,212 Fr. Madame Laribosière allein hat 1,326,500 Fr. den Spitälern und 12,366 Fr. den Armen von St. Laurent vermacht. Ein neues, nicht weit vom Nordbahnhof errichtetes Spital wird ihren Namen tragen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 16. Juli 1854.

Those days are gone — but Beauty still is here;
States fall, arts fade — but Nature doth not die.
Byron.

Paris und Venedig.

In allen Theilen des gebildeten und nachgerade selbst des noch mehr oder weniger barbarischen Europa ist durch die Menge der mechanischen Erfindungen, durch den immer festeren, weiter und weiter sich verbreitenden Trieb, jeden Fund der Naturerforschung, wenn es nur halbwegs thunlich ist, auf die Bequemlichkeiten des Lebens anzuwenden, und durch die Folgen der großen politischen Bewegungen, die, auch wo sie am schwächsten eingriffen oder am stärksten zurückgewiesen wurden, im Verkehre der Einzelnen mit einander oder mit dem Ganzen mehr oder weniger fühlbar geworden, seit etwa sechzig Jahren ist eine Umwandlung eingetreten, von deren Umfang und Tiefe in so kurzer Zeit die Geschichte kein anderes Beispiel aufzuweisen hat. Es versteht sich von selbst, daß an den großen Sammelplätzen der Nationen, an den vorzüglichsten Heerden des Menschengetümmels diese Veränderung der alten Zustände zugleich gründlicher und glänzender war, als an Oertlichkeiten, wo die Vergangenheit dem Werke des Umbaus oder der Umschmelzung verhältnißmäßig bedeutendere Kräfte, einen zäheren Widerstand auf engerem Raume entgegen zu setzen vermochte, und selbst in Frankreich kann man noch in vielen Landgemeinden die uralte Sitte und den angestammten Sinn der Abhängigkeit von den Großen des Bezirks wahrnehmen. Allein auch in manchen der ersten Mittelpunkte des Völkerlebens in Europa war der Uebergang vom früheren Stand der Dinge zum jetzigen Brauch und den gegenwärtigen Einrichtungen weder rasch noch verheerend, und der Unterschied zwischen dem Heute und dem Einst ist zwar sehr beträchtlich, trägt aber noch lange nicht den Stempel eines schroffen Gegensatzes.

So kann sich London, wenn es zurückblickt auf das, was es vor zehn Decennien war, doch nur als in immer eiligerem Fortschritt begriffen ansehen; das schon damals Vorhandene wurde nicht zerstört, nur erweitert und mit neuen Schöpfungen unermeßlich vermehrt; noch waltet dort, dem Wesen nach, dieselbe Regierung, noch gelten die überkommenen Gewohnheiten und die von den Ahnen ererbten Vorurtheile weichen nur äußerst langsam, mit beständigem Widerstand und unausgesetzten Versuchen, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, dem Andrang einer allgemein menschlicheren Lebensweise und Denkart. Die Religion namentlich hat bei allen Anfeindungen doch zum Glück noch ihren Grund in Millionen Seelen und wird ihn behalten.

Gehen wir nun vom nebligen und ernſten London nach dem entgegengeſezten Pol, gehen wir nach Wien, ſo finden wir noch die alte Kaiſerſtadt, wo die Würſte ewig braten und die Walzer ewig klingen, wo die Menſchen faſt immer guten Muth, aber, wenn es ſeyn muß, auch den wahren Muth in einem andern Sinne haben; es iſt immer noch die Stadt des Neſtroy, des Raimund, des Bäuerle. Die gemüthliche Anarchie des Jahres achtundvierzig war im Grunde nur eine pikante Beſtätigung des längſt ſchon Dageweſenen, und zu keiner Zeit fand der Wahlſpruch Franz I.: „Alles beim Alten!" eine auffallendere Anwendung. Das mag wohl auch in Rom und Neapel, in Berlin und München, in Brüſſel, und ſelbſt zu Madrid, in größerem oder kleinerem Maß der Fall ſeyn. Etwas ganz anderem aber begegnen wir in zwei Städten, die ſich ſonſt keineswegs ſehr gleichen, in Paris und in Venedig.

Die Stadt der Adria wie die Stadt der Seine haben in allen Bedingungen ihres Lebens nicht bloß eine theilweiſe, allmählige Umwandlung, ſondern eine völlige, plötzliche Umkehr erfahren. Der alten Welt ward in beiden Städten nach langem Siechen und Verſumpfen mit einem male ein gewaltſames Ende gemacht und die langſame Auszehrung durch einen Mord, wenn ich ſo ſagen darf, verkürzt. Aber die Folgen des Umſturzes waren hier und dort nicht dieſelben, wie auch ſeine zeugenden Elemente hier und dort nicht die nämlichen waren. In Paris ging alles aus dem eigenthümlichen, unabhängigen Volksgeiſte hervor; die Stimmung der Nation, die des Herkommens und ſeiner Mißbräuche müde war, ſie war der Zauber, der alles im Nu umgeß, umſchuf und eine neue Welt gebar; ſie war auch die Mutter des blutigen Unfugs, welcher die ungeheure Umgeſtaltung begleitete. Der Drang aus der Fremde kam dabei wenig in Betracht; engliſche Denkart und Staatslehre übten nur eine beſchränkte Wirkung aus und bildeten bloß in den höheren Ständen eine Anzahl Dilettanten, die in den Momenten der Entſcheidung ohne Macht und Achtung blieben. Die Göttin der Gleichheit, die den Franzoſen in's Herz gewachſen iſt, ward nicht auf engliſchem Boden geboren, und ſelbſt als unter Louis Philipp nach dem allgemeinen Gerede täglich britiſche Säfte dem Blute des franzöſiſchen Staates eingeimpft wurden, war die Demokratie die wahre Herrſcherin, die einzige, unverantwortliche Macht des franzöſiſchen Reichs, und am Sturz des Juliſürſten hat vielleicht die Furcht vor der Begünſtigung engliſcher Sitte im öffentlichen Leben größere Schuld, als bisher gezeigt wurde.

Während nun in Paris und folglich in ganz Frankreich die Bewegung, welche den Umſturz und Neubau herbeiführte, einen vorzugsweiſe einheimiſchen Urſprung und Charakter hatte, war in Venedig der Anſtoß von außen die Hauptſache. Wohl mochte die Mehrheit der venetianiſchen Bevölkerung das Regiment des venetianiſchen Patriciats, das von der früheren Größe nur ſehr wenig bewahrt, zu dem früheren Drucke aber mehr hinzugefügt als denſelben gemildert hatte, herzlich ſatt haben; allein ohne die Ereigniſſe in Frankreich, ohne den Alexanderzug des jungen Bonaparte von den cottiſchen Alpen bis zum Meere, das Dalmatien und Albanien beſpült, ohne ſein unmittelbares Auftreten in den Angelegenheiten der Republik hätten die Patricier der Lagunenſtadt noch lange mit der Seufzerbrücke ſpielen, die Agonie hätte noch Jahrhunderte dauern und Venedig den endloſen Tod des oſtrömiſchen Kaiſerreichs ſterben können. Wenn aber Venedig durch fremde Einmiſchung aus der ihm ſelbſt vielleicht unerträglich gewordenen Vergangenheit losgerüttelt wurde, ſo büßte es dieſe Befreiung mit dem Verluſt ſeiner Perſönlichkeit. Es iſt nicht mehr ſein eigener Herr, es iſt eine Provinzialſtadt geworden, eines der Pfänder, die eine deutſche Macht in Italien beſizt. Venedig hat faſt ſeinen ganzen äußern Anblick und in ſeinem hohen Alter die Schönheit ſeiner Jugend ſich erhalten, ſelbſt ſeine Verödung ſchadet den Schäzen nicht, die ihm die Vorzeit hinterlaſſen, und fügt zu dieſem unvergleichlichen Beſitze den Reiz der Wehmuth bei, den der Gott alles Troſtes den Ruinen zu beſcheeren für gut gefunden. Aber die Stadt iſt nicht mehr ſie ſelbſt, ſie zeigt nicht mehr in ihrem Namen und als ihr gehörig die Denkmale auf, die ſie umſchließt; ſie iſt nicht mehr Eigenthümerin, ſie iſt ſelber Eigenthum geworden. Die Unterthanſchaft von heute iſt gewiß minder hart als die Unabhängigkeit von ehemals, aber die Erinnerung der verlorenen Unabhängigkeit thut immer wehe und das Bewußtſeyn, daß man ſich nicht ſelber mehr angehöre, benimmt den nationalen Schwung. Das iſt die Umkehr, die Venedig erfahren, das iſt das Loos, dem es die Anſtrengungen der einſichtigſten Regierung nicht entreißen können.

Wir werden ſein Leben einzeln durchgehen, weniger bei ſeinen Monumenten als bei ſeinen Sitten verweilen, jeden Zug der früheren Größe, den wir auch gegenwärtig noch zu entdecken vermögen, freudig herausheben und wie eine köſtliche Gemme in ſandigen Trümmern mit Ehrerbietung begrüßen.

Die Maſſe der Fremden, die an die Seine ſchwärmen, kümmert ſich wenig um die immer noch zahlreichen Reſte des ehemaligen Paris, und die Merkwürdigkeiten, die ſie aufſuchen, gehören größtentheils dem heutigen Treiben, den heutigen Zuſtänden und den heutigen Erzeugniſſen der Weltſtadt an. Nur einzelne Liebhaber vergangener Tage, ruß- und ſtaubüberzogener Denkmale, geweihter Alterthümer und verroſteter Geräthe wandern zur ſchönen Kirche St. Etienne du Mont oder zur Sammlung der Rue des Mathurins; die meiſten verlaſſen Paris, ohne vom Thurm St. Jacques la

Boucherie, einem höchſt beachtenswerthen Denkmale, die geringſte Kenntniß genommen, ohne ihn, als ſie zum Stadthaus an ihm vorbei gingen, auch nur eines Blicks gewürdigt zu haben. Wenn ſie Notredame de Paris begrüßen, ſo verdankt dieß die graue Cathedrale hauptſächlich den politiſchen Feierlichkeiten, die bis auf die neueſte Zeit in ihren Räumen ſtattgefunden. Die dünngeſäeten Freunde poetiſcher Gegenſätze und romantiſcher Anſichten weiden ſich von den ferneren Brücken aus an der Nachbarſchaft des Mittelalters und der neueren Zeiten, deren Thätigkeit in den weltlichen Paläſten am Ufer des Fluſſes zur Erſcheinung kommt, ſo wie an dem oft roſigen, oft vergoldeten Nebelſchleier, der das gothiſche Heiligthum der Cité in gewiſſen Jahreszeiten faſt jeden Morgen und jeden Abend umwogt, und manchmal iſt das Schauſpiel ſo hinreißend, daß alle Vorübergehenden, wie unpoetiſch auch ſonſt ihre Gemüthsbeſchaffenheit ſeyn möge, ſtehen bleiben, um daſſelbe zu betrachten, aber ohne Weihe und Ehrfurcht, ohne den leiſeſten Gedanken an das Alterthum dieſes Schiffs und dieſer Thürme, ohne die geringſte Ahnung von den Ereigniſſen der Geſchichte, die vor der Kaiſerkrönung Napoleons in dieſen Hallen auf einander gefolgt ſind. Es iſt ihnen ein bloßer Sinnengenuß.

Ich war ſchon zehn Jahre in Paris und keiner von meinen Bekannten oder mir Empfohlenen, ſey es aus Deutſchland, ſey es aus der franzöſiſchen Provinz, hatte nach der ſogenannten heiligen Kapelle, dem anmuthigen Erbe Ludwigs des Heiligen, geführt zu werden verlangt. Seitdem aber iſt in einem gewiſſen Theil des amtlichen Frankreichs das Mittelalter Mode geworden; die Ritter in weißer Cravatte und ſchwarzem Frack, die meiſt durch ihre Stellung über namhafte Summen zu verfügen und Einfluß genug zur Durchſetzung ihrer Liebhabereien hatten, boten all ihre Kräfte auf, um, was im Schutte der begrabenen Jahrhunderte ſich erſtöbern ließ, hervorzuziehen, zu ſäubern und möglichſt nach dem urſprünglichen Plan wiederherſtellen zu laſſen. Das kam denn auch der heiligen Kapelle zu gut und das Innere des niedlichen Gotteshauſes ward, mit genauer Befolgung des anfänglichen Plans, wie uns berichtet wurde, neu überpinſelt und ausgeſchmückt. Kaum hatte die Kunde von dieſer Erneuung ſich einigermaßen in der Welt verbreitet, als wenigſtens die Hälfte der Ankömmlinge im Mekka der Civiliſation, mit denen ich ſeitdem in Berührung war, ſehr eifrig nach den Arbeiten in der heiligen Kapelle ſich erkundigten und dieſelben zu beſichtigen begehrten. Was gibt es Neues? was macht man, was baut man? was führt man auf? was trägt man? was mit Einem Wort iſt an der Tagesordnung? darnach fragt die unermeßliche Mehrheit der Gäſte, die Paris Jahr aus Jahr ein jeden Tag vom Ausland und den Departements empfängt. Das jüngſte Vaudeville, das augenblicklich getragenſte Kleid, das während der Viertelſtunde beliebteſte Singſpiel, die am Morgen, wo man anlangt, am beſten angeſchriebene Hutform, die Tageskönigin im Reich der Sittenfreiheit, das neueſte Abenteuer des faſhionabelſten Wechſelagenten, das ſind einige von den hauptſächlichſten Punkten, nach denen die große Mehrheit der Müſſiggänger und ſelbſt ein guter Theil von denen, die um des beſſeren Broderwerbs wegen die Luft von Lutetia verſuchen, vor allen Dingen ſich erkundigen. Die Eitelkeit jagt nach dem Neuen, will ſich immer auf der Höhe des Moments befinden; das iſt ihre Befriedigung. Daß es in Paris auch außer ihr und ihrem Schaffen ſo manches gibt, was Augenmerk und Achtſamkeit verdient, davon läßt ſie die, die ſie beherrſcht, ſo gut als nichts merken. Sie verhüllt ihnen die Feinheiten in den Tragödien Racines, in den Luſtſpielen Molières, aber ſie ſchärft ihnen wohl ein, daß ſie die Rachel ſehen müßten; die dürfe jemand, der Paris geſehen haben wolle, nimmermehr verſäumen.

Paris iſt außerdem die Stadt der Revolution, die noch lange das Neueſte bleiben wird in der Menſchengeſchichte, und es hat dazu alle fünfzehn Jahre ſeine kleine Unterrevolution gemacht. Was den fortwährenden Wechſel der Staatshäupter und Staatsformen den Eingeborenen minder empfindlich macht, als es dem Auslande ſcheinen mag, das iſt die nicht zu bewältigende Freiheit der öffentlichen Sitten, und darin beſteht in Paris eben die völlige Umkehr der alten Welt.

Ludwig XIV. hatte in dem lezten, längſten Stadium ſeiner langen Regierung das Innere der Haushaltungen ſeinen Sphären geöffnet und ließ über das Verhältniß jeder Küche nach den Vorſchriften der Kirche, die er ſelbſt in einer andern Sphäre ſo ſchamlos übertrat, genaue und ſtrenge Rechnung führen. Heutzutage hat unumſchränkte Alleinherrſchaft das ganze Räderwerk des franzöſiſchen Gemeinweſens zu einer gehorſamen Maſchine ihres Willens und ſogar die Gerechtigkeitspflege zu einem Hülfsmittel der Verwaltung gemacht, aber gegen die öffentlichen Sitten hat ſie nichts vermocht. Niemand wird gezwungen, am Sonntag ſeine Bude zu ſchließen, und auf der Straße, während die Hoſtie bei der Wandlung des Hochamts dem verſammelten knieenden Volk gezeigt wird, kann der Fuhrmann ſchwere Steine auf knarrendem Wagen führen, ſeine Pferde laut ſchelten, ſeine Peitſche knallen laſſen, und niemand hat das Recht, dieſem rohen Frevel zu wehren. Das iſt die Umkehr der alten Welt in der Hauptſtadt des franzöſiſchen Reichs.

In Venedig verhält ſich die Sache anders; auch hier iſt eine völlige Umkehr eingetreten, aber ſie beſteht, wie ich ſchon angedeutet, nicht ſowohl in Aenderung

der Sitten, nicht, wie in Paris und Frankreich, in Befreiung des Einzellebens, wo es nicht aus ſeinen geſetzlichen Grenzen willkürlich heraustritt, oder gewiſſen, zum Beſtehen des Ganzen nöthig ſcheinenden Pflichten unterliegt, von der Einmiſchung und Aufſicht des Staates, als vielmehr darin, daß die einheimiſchen Obern durch eine fremde Behörde erſetzt wurden, die mit denſelben Befugniſſen verſehen, mit denſelben Gewalten ausgerüſtet iſt wie die geſtürzte. Die patriotiſchen Wechſelbeziehungen zwiſchen Volk und Obrigkeit, welche in den großen, längſt entflohenen Tagen der Republik die Stärke und Größe des unabhängigen, allenthalben das Scepter haltenden Venedigs ausmachten, ſind daher nicht mehr vorhanden und an die Stelle der früheren Sprungkraft des Geſammtwirkens iſt eine Art von Thatloſigkeit getreten. Der Kern alſo iſt dahin, aber die Außenſeite hat gar Manches bewahrt, was ſchon dem alten Venedig angehörte und jetzt nur zu anderem Zweck verwendet wird, oder ohne alle Bedeutung für den Verband zwiſchen Regierung und Regierten iſt.

Sicher wurde die Aufrechthaltung der religiöſen Gebote von der Polizei des venetianiſchen Patriciats mit großer Wachſamkeit betrieben. Noch in heute üblichen Gebräuchen ſind Spuren von der Strenge zu erkennen, welche in dieſer Hinſicht zur Zeit eines ernſten Zerwürfniſſes mit Rom beſtand, um darzuthun, wie gut ſich politiſcher Widerſtand gegen den weltlichen Fürſten des Kirchenſtaats mit gewiſſenhafter Einhaltung des Glaubens vertrage. Die jetzige Verwaltung kann unſtreitig ſo gut wie die altvenetianiſche die hieher einſchlagenden Dinge anordnen und dem Bewohner von Venedig gewiſſe Verbindlichkeiten gegen den herrſchenden Cultus auferlegen. Sie thut es mit Nachſicht und Milde, ſie dringt nicht, wie Ludwig XIV., in die Speiſekammer der Privatleute, ſie zwingt nicht einmal an Abſtinenztagen die Fleiſchgerichte der öffentlichen Speiſeanſtalten, wie dieß, in Mailand wenigſtens, vor zwanzig Jahren noch der Fall war, ſich in geheime, verſchloſſene Gemächer zu flüchten, und fordert von niemand einen Beichtzettel. Aber ſie wäre, wie geſagt, berechtigt, dieß alles zu thun, was ſie aus Staatsweisheit, und weil ſie an inquiſitoriſcher Aengſtlichkeit keinen Geſchmack findet, unterläßt; allein das Recht, das ſie hat, das macht ſie, bei aller Rückſicht auf die Gewohnheiten der Gegenwart, entſchieden geltend. So ſind an Sonntagen und Feiertagen alle Buden, ſelbſt die Brodbuden, ſo hermetiſch und ſo allgemein geſchloſſen, daß man in einer Stadt, wo die übrigen Vorſchriften der Kirche, und nicht bloß die auf den verbotenen Umgang der Geſchlechter bezüglichen, ſo läſſig befolgt und die Kirchen gewiß nicht fleißiger als in Paris beſucht werden, die Einwirkung eines amtlichen Befehls nicht einen Augenblick bezweifeln kann. In andern Sphären, in welchen der Staat nichts zu ſehen hat und auch nichts ſehen will, hat etwas, nicht bloß von dem Schein, ſondern auch von dem Geiſte des ehemaligen Venedigs ſich erhalten.

Was die Venetianer in den zwei Jahrhunderten vom Beginn bis zum Niedergang der ſogenannten Renaiſſance in Künſten und höheren Gewerben Vortreffliches geleiſtet, das iſt in der ganzen geſitteten Welt bekannt, das ſagen uns die Muſeen, die Kirchen und Privatſammlungen von Venedig ſelbſt, das läßt in mehreren Städten des venetianiſchen Feſtlandes ſich ſtudiren und nachweiſen, davon legt jede halbwegs vollſtändige Sammlung in den Reſidenzen und größeren Städten Europas wenigſtens beiläufige, fragmentariſche Kunde ab, davon hat unter andern Paris aus dem Schiffbruch ſeines erſten Kaiſerthums, faſt durch ein Wunder, einige glänzende, unſchätzbare Zeugniſſe ſich gerettet; kurz das herrliche, reiche Kunſtleben Venedigs in ſeiner Blüthezeit iſt, wo nur immer von Kunſt die Rede wird, ein unbeſtreitbarer Gemeinplatz geworden. Von jenem herrlichen Kunſtleben hat ſich nun in dem Sinn und den Sitten der heutigen Venetianer noch einiges erhalten und der Aufenthalt in der Wunderſtadt des Meers erhält durch dieſe koſtbaren Ueberreſte ehemaliger Kraftentfaltung allerlei Reiz und Kurzweil.

Wohl iſt Venedig, das über die Hälfte ſeiner Ariſtokratie und ſeines Reichthums verloren, kein Tummelplatz mehr für Tonvirtuoſen und keine hervorragende Schule muſikaliſcher Fertigkeit, wohl können die Werke der gegenwärtigen Maler Venedigs neben den Farbenmonumenten, die es von Tizian und ſeinen großen Geſellen beſitzt, ſich nicht ſehen laſſen; aber noch immer ertönen in der hellen und linden Sommernacht auf geräumigen, gefüllten Gondeln, die den großen Canal durchſtreifen, erquickende Chorgeſänge, die aus der Ferne lieblich und geheimnißvoll, und wenn ſie nahe kommen, ſo mächtig und ſo voll ertönen, daß man ſich ſagen muß: an reinen Kehlen und ſtarken Lungen iſt in Venedig wahrhaftig noch kein Mangel. Weiberſopran miſcht ſich in den Baß und Bariton der Männer oder wechſelt damit ab, und oft die ganze Nacht durch dauert die liebliche Schwärmerei. Außer den Venedig eigenthümlichen Waſſerconcerten, an denen nicht bloß Männer- und Frauenſtimmen, ſondern auch verſchiedene Inſtrumente ſich betheiligen, iſt die Muſik eine Leidenſchaft der ganzen Bevölkerung, und bei jeder Gelegenheit bricht dieſelbe mitten aus dem alltäglichen Treiben und Seyn hervor; Vereine beſtehen zu ihrer Pflege wie zur Verbreitung ihres Genuſſes, und das Streben nach Verfeinerung der natürlichen Mittel verbindet ſich in dieſer Sphäre mit dem eingeborenen Tontriebe des venetianiſchen Volks.

Herrſcht nun auf dem Gebiete der Muſik eine ſo allgemeine und glückliche Thätigkeit, daß von Verfall,

von Herabkommen kaum ſich ſprechen läßt, ſo hat in der Malerei der Anblick der Meiſterwerke, welche die Vorzeit dem jetzigen Geſchlechte hinterlaſſen, minder befruchtend gewirkt, als der angeſtammte, in den Herzen ſeit Jahrhunderten, wie ein einheimiſches Fieber, ſich forterbende Dämon der Muſik. Nichts iſt zugänglicher als der Nachlaß der klaſſiſchen Matadore von Venedigs Malerſchule, nichts zur Ausbildung des Nachwuchſes verſtändiger eingerichtet als die Anſtalten, welche in Venedig zu dieſem Zweck beſtehen, und wenn man nur auf die Einrichtungen zu Lehre und Uebung, nicht auf die Ergebniſſe ſieht, ſo ſteht Venedig ſogar über Paris, und was es zur Fachbildung junger Maler beſitzt, über dem, was die Franzoſen, ſey es an der Seine, ſey es an der Tiber, Aehnliches geſtiftet haben. Allein die Schöpferſeele, der geſtaltende Geiſt, das Mark, das Feuer und die Säfte des unſterblichen Erzeugens, dieſe ſind, ſcheint es, was die Malerei betrifft, aus der italieniſchen Race gewichen, und was man namentlich in Venedig von neuitalieniſchen Malereiverſuchen zu Geſicht bekommt, iſt großentheils wahrhaft betrübend, und nach wahrhaft Ausgezeichnetem habe ich mich umſonſt umgethan.

Wenn aber der alte Genius erſterben iſt, ſo lebt die Liebe zur Kunſt und der Sinn dafür noch fort. Ich habe insbeſondere bei dem untern Volk erfreuliche Anzeichen dieſer Thatſache wahrgenommen und mußte oft, an Sonntagen zumal, über die Menge von Groß und Klein, Alt und Jung erſtaunen, welche die fremden Künſtler umſteht und umdrängt, wenn ſie von irgend einem anziehenden Punkte in oder um Venedig, von einem Inſelchen, von einem Weiler am Seegeſtade eine Farbenſkizze aufnehmen; ich freute mich des wohlwollenden Eifers, womit ſie den Künſtler aufmuntern, in ſeinen Arbeiten die Namen der Orte nennen, die er aufnimmt und ſo durch die Verſicherung, daß Bild und Sache einander gleichen, das größte Lob ſpenden, das in dem Munde des gemeinen Mannes möglich iſt. Haben die Orte, von denen es ſich handelt, in der Geſchichte Venedigs durch ihren Namen oder ſonſt aus einem Grunde ihre beſondere Bedeutung, ſo geben ſie den umſtehenden Lagunenproletariern zu den eigenthümlichſten Bemerkungen Anlaß, und als jüngſt meine Begleiterin ein Dorf ſkizzirte, das den Namen St. Helena führt, brach gewaltige Freude unter den Zuſchauern ihrer Arbeit aus, und ich erkannte, daß Napoleon nicht bloß am Strande des Oceans, ſondern auch am Ufer der Adria noch Anbeter hat.

In Paris äußern die untern Klaſſen gleichfalls eine lebhafte, neugierige Sympathie für die Erzeugniſſe der ſchönen Künſte, namentlich für die Malerei, noch mehr aber für Steindruck und Zeichnungen aller Art. Auch alte Kupferſtiche, beſonders wenn ſie häusliche Auftritte und Verhältniſſe des bürgerlichen Zuſammenſeyns mit Humor vergegenwärtigen, ſagen ihnen zu und werden mit Aufmerkſamkeit von klugen Plebejeraugen unterſucht. Das iſt aber in Paris durchaus nicht wie in Venedig eine Ueberlieferung der Vorzeit; unter den alten Königen, deren Ruhm und Verdienſt, deren unausgeſezte, durch Jahrhunderte hindurch folgerichtige, durch mehrere Fürſtenalter und Dynaſtieſchattirungen nach demſelben Ziel gerichtete Thätigkeit für die Befeſtigung des Throns, die Einheit des Landes und die Verkittung der einzelnen Stämme ich ungeſchmälert laſſe, unter den alten Königen war wohl für die Erziehung und den Unterricht der höheren Stände vortrefflich geſorgt und beſſer, weit beſſer, als es ſeit neunundachtzig der Fall iſt; aber das untere Volk war, wie aus halbamtlichen Urkunden ſowohl als aus Briefen und Denkwürdigkeiten erhellt, in geiſtigen und ſittlichen wie in leiblichen Dingen auf's äußerſte verwahrlost und entblößt. Erſt durch die allerdings etwas verſpäteten Folgen von neunundachtzig, erſt ſeitdem die dreifarbige Fahne im Lande das Bürgerrecht und die Heiligung, die nur die Zeit gibt, erlangt hat, öffnet ſich durch den Fortſchritt körperlichen Wohlſeyns wie durch die oft verkehrte, aber mit gar viel gutem Samen vermiſchte Pflege des innern Menſchen die Natur des Pariſer Proletariats für die Erkenntniß und das Gefühl der Kunſt. Die Fertigkeit und Bravour der Franzoſen in den leichten, verſtändlichen, neckiſchen Erzeugniſſen, die in die Plaſtik einſchlagen, ward für die aufgeweckte, aber zum Nachdenken und Ergründen keineswegs aufgelegte Jugend des untern Bürgerſtandes und des nicht ganz zerlumpten Volks bald eine mächtige Lockſpeiſe. Die volksthümliche Darſtellung den Gerichten verfallener oder melodramatiſch erfundener Greuelthaten zog ebenfalls die jüngeren Männer, aber auch die Frauen jedes Alters, kurz alles lebhaft an, was aus dieſen Ständen in die Theater ſtrömt, und die gefärbten und ungefärbten Bilder, welche den großen Kaiſer, ſein Heer und ſeine Schlachten in's Gedächtniß und in die Einbildungskraft zurückrufen, gewannen bald in der geſammten Maſſe der genannten Einwohnerſchaft, ohne Unterſchied von Geſchlecht und Alter, ein unabſehbares Publikum. So ward nach und nach Geſchmack an den bildenden Künſten in den unerzogenen oder kaum erzogenen Weſen rege und wuchs aus Einflüſſen, welche zum großen Theil mit der wahren Kunſt nichts oder doch nicht viel zu ſchaffen hatten, allmählig hervor.

Anders verhielt es ſich mit der Muſik, die, wie Sie wiſſen, in die Arbeiterſtände ſeit einigen Jahren ganz ungemein eingegriffen hat und auf dem Wege iſt ein Gemeingut aller geregelten Arbeiter zu werden. Der Antrieb zu den Bemühungen, durch welche man es ſo weit gebracht, ging vom philanthropiſchen Geiſte der höheren Stände aus, und die Sache ward in der

ausgeſprochenen Abſicht unternommen, dem jungen Plebejer in ſeinen Ruheſtunden eine edle und unſchädliche Zerſtreuung zu verſchaffen. Ein ſo abſichtliches Unternehmen, für das die Natur ſo wenig gethan hatte, konnte natürlich lange Zeit nur ſehr mittelmäßige, ſaft- und ſchmackloſe Früchte tragen, aber nach und nach brachten es guter Wille und Ausdauer doch zu etwas ſehr Ehrenwerthem, und in dieſen Clubs werden ernſte Geſänge franzöſiſcher und noch mehr deutſcher Meiſter ſehr ſchulgerecht, mit oft kräftigen, hie und da angenehmen Stimmen und jener männlichen Empfindſamkeit vorgetragen, wie man ſie bei halbgebildeten Franzoſen ſo häufig trifft. Mit der Polyhymnia von Venedig, mit den Melodien der Gondeln und den Canzonen der Fiſcherbarken iſt das freilich nicht zu vergleichen. Das venetianiſche Volk ſingt wie die Vögel, die über ihm zwiſchen Meer und Himmel ſchweben, oder wie die See, die Venetia umgürtet und ihr Lied ſo wenig gelernt hat als Venetias ärmſte Söhne.

In Paris mag der Fremde, wenn er aus der Volkserziehung und Menſchenfreundlichkeit ſich ein Fach geſchaffen hat, ſo wie der theilnehmende Beobachter wohlthätiger Einrichtungen und der Muſikfreund, der wohl ſtrenge, aber nicht übermäßige Anſprüche macht, den Arbeiterconcerten mit Antheil beiwohnen; die venetianiſche Muſik iſt für alle gemacht, die eine Seele in ihrem Ohr und etwas Poeſie im Leibe haben. Sie iſt einer der weſentlich venetianiſchen Genüſſe, die den Fremden in der Lagunenſtadt erwarten, und ſezt, um gekoſtet zu werden, weder beſondere Kenntniſſe noch einen beſondern Zweck des Studiums und der Forſchung voraus. Das ſcheint mir überhaupt ein eigenthümlicher Vorzug von Venedig, daß die Schätze, die es den Ankömmlingen aus allen Himmelsgegenden bietet, einen durch und durch venetianiſchen Stempel tragen, der ſie von allem ähnlichen in der übrigen Welt unterſcheidet, und zugleich eine ſo allgemeine Faßlichkeit beſitzen, daß ſie von Seiten des Reiſenden, der ſich an ihnen erfreuen will, kein mühſames Entgegenkommen und keine Art von Vorübung erfordern. Die Dinge dagegen, die in Paris zum Vergnügen, zum geiſtigen Unterhalt oder zur leiblichen Befriedigung der Menſchen dienen und daher den Fremden auch am meiſten anziehen, ſind entweder ihrer Natur und Bereitung nach überall zu haben, nur in Paris zum Theil fertiger, feiner, ausgeſuchter und in größerer Vollſtändigkeit, oder ſie erfordern von Seiten des Genießenden eine Vorbereitung, die ſie nur Wenigen zugänglich macht. Die Pariſer Küche, die in ihrer höchſten Entwicklung allerdings kosmopolitiſche Aufmerkſamkeit und Theilnahme verdient, iſt doch nur das Ideal und die Vereinigung des Beſten, was den andern Küchen eigen iſt, und der wahre Lucullus von Wien, von Mailand oder London wird in Paris gewiſſe Speiſen unendlich vornehmer und ſchmackhafter als anderswo hergerichtet, aber ſchwerlich viel ihm völlig Neues finden. Die dramatiſchen Kleinigkeiten aller Art, ſo wie die in Paris ſo heimiſchen Singſpiele bürgern durch Nachdruck und Ueberſetzung ſich in ganz Europa ein, und Mlle. Rachel iſt, Dank der Einführung des Dampfs und der Abſchaffung des Gewiſſens, ein Univerſalphänomen geworden.

Nun gibt es freilich in Paris noch etwas, was ſich nicht bloß in demſelben Grad, ſondern auch in derſelben Weiſe wohl nirgendwo anders findet und von Einheimiſchen und Fremden, auch wenn ſie keine Ahnung davon haben und keine davon zu bekommen hoffen dürfen, um die Wette geprieſen wird, der Pariſer Geiſt. Dieſer offenbart ſich aber nur dem, der mit perſönlichen Anlagen dafür einen jahrelangen Beſuch des ſehr beſchränkten Theils der Pariſer Geſellſchaft, wo die genannte Pflanze fortkommt, zu verbinden im Stande iſt; für den großen Haufen der Touriſten iſt dieſes Gewächs ſo gut wie nicht vorhanden. — Die Denkmale der Kunſt in Paris ſind, wie die Bevölkerung dieſer Stadt, aus allen Ländern zuſammen geleſen. Die Kunſtwerke Venedigs ſind rein venetianiſch, ſie wurden gleichſam im Waſſer des großen Kanals getauft, und ſelbſt was aus dem mahometaniſchen Morgenland herbei gekommen, erhielt offenbar dieſe Taufe. Man ſieht in Paris manches, was an ſeine Geſchichte erinnert, aber, die paar bombaſtiſchen Zeugniſſe der Revolution und der Kaiſerzeit abgerechnet, muß man ſolche Spuren erſt aufſuchen, um ſie zu würdigen, und neben dem, was ein hiſtoriſches Siegel trägt, ſind tauſend und tauſend Sehenswürdigkeiten in Paris, die irgend ein Zufall, irgend eine Eitelkeit oder ſonſt etwas Bedeutungsloſes dahin gebracht hat. In Venedig dagegen iſt jedes *Monument* ein Andenken und, wie es der urſprüngliche Sinn des Worts ſagt, eine *Mahnung*, eine Mahnung an ein großes Ereigniß, einen großen Mann des Vaterlandes. An allem klebt ein Datum, alles iſt national.

Dieſer geſchichtliche Zuſammenhang aller merkwürdigen Erſcheinungen Venedigs, dieſe gemeinſchaftliche Grundlage einer inhaltsvollen Vergangenheit für alles, was in Venedig die Sinne überraſcht und die Phantaſie erregt, gibt dieſer einzigen Stadt eine ſo unvergleichliche Harmonie und macht ſie, die im Einzelnen unerſchöpflich iſt, auch als ein Ganzes zu einer großartigen Curioſität für die ganze Welt. Venedig, da es ſelbſt ſich nicht mehr angehört, iſt das Eigenthum der Fremden, die es beſuchen; die Fremden ſind ſeine Herrn und ſeine Ernährer geworden; für die Fremden beſteht es und lebt es; den Fremden drängt es ſich um Abhülfe für ſein Elend auf und ohne die Fremden wäre es wenig mehr als eine Ruine, die nach und nach veröden würde wie ein Kloſter, das man ausſterben läßt. Paris iſt auch eine Fremdenſtadt, aber die Fremden ſind keineswegs die Haupt-

ſache; die Fremden, auf die allerdings ein Theil der kleineren Kaufleute in gewiſſen Jahreszeiten rechnet, nähren Paris ſo wenig als ſie es regieren; Paris lebt vor allem für ſich, und wer in ſeinen Mauern einkehrt, der ſchickt ſich über kurz oder lang in ſeine Weiſe, in ſeine Sitte, und gar viele von denen, welche die Provinz oder das Ausland ſendet, werden am Ende, bis auf den Accent, vollkommene Pariſer. Venedig bewahrt das Alte, denn es iſt das Alte, was den Fremden anzieht; es weist vor allem auf die Ueberreſte ſeiner Vergangenheit, denn um dieſer Ueberreſte willen wird es ja beſucht. Paris dagegen reißt ſeine Vergangenheit nieder, wo ſie ihm ungemächlich wird. Sein eigener Comfort, ſeine eigene Bequemlichkeit, das ſind ſeine Gründe, und wenn es dabei an den Fremden denkt, ſo kommt der Vortheil allerdings in Betracht, aber vielleicht noch mehr als der Vortheil wirkt die Eitelkeit. Man thut ſich etwas zu gut darauf, daß bei der nächſten Weltausſtellung Paris ſchmucker, heller, wohnlicher erſcheinen wird als je, und daß, wer ſeit zehn Jahren nicht hergekommen, es gar nicht mehr wieder erkennen mag. Das iſt die Sprache der Pariſer Eitelkeit; der Stolz Venedigs, ſo wie ſein Vortheil iſt, trotz der völligen Umkehr der alten Ordnung, trotz aller Aenderungen, die ſonſt noch eingetreten, ſtets daſſelbe Venedig zu bleiben.

Liſt und Guidobald.

(Fortſetzung.)

12.

Die breite Straße des Marktes Lambach war gleichſam zum Feldlager geworden. Handel und Wandel hatten ſie mit ihren luſtigen Brettergezelten überbaut, und ſchon in der früheſten Morgenſtunde drängte ſich die ländliche Bevölkerung durch die engen Budengaſſen, betrachtend, wählend, feilſchend und vor allem geräuſchvoll in jedweder Einzelheit ihres Beginnens. Von hohem Gerüſte herab ſchmetterten mit ohrenzereißender Gewalt die grellen Töne einer verſtimmten Trompete, in deren Mundſtück aus vollen Backen ein buntſcheckiger Pickelhäring ſtieß, Wangen und Lippen mit Ziegelmehl geſchminkt, über den Augen ungeheure Brauen von Kienruß. Hinter dem Hanswurſt ſtand ſein Meiſter, der Zahnbrecher und Quackſalber, um, ſobald die Drommete ſchwieg, mit einer wo möglich noch ſchrilleren Stimme ſeine Kunſt und ſeiner Heilmittel Wunderkraft anzupreiſen. Nicht weniger laut ſuchten Bänkelſänger, Luſtſpringer und andere Gaukler ihre Verdienſte geltend zu machen. Die Krämer in den Buden zeigten ſich nicht ſchweigſamer wie ihre Kunden. In den luſtigen Lärm miſchten ſich zuweilen das Gezeter keifender Weiber, der Lärm einer Rauferei, der Hülferuf eines Beſtohlenen, das durchdringende Wehegeſchrei ertappter Marktdiebe, Riemenſtecher, Diebinnen und verlorener Vetteln, welche nach den Satzungen der ſtrengen Marktordnung am Schnappgalgen gewippt, oder geſtäupt, oder auch mit abgeſchnittenem Ohr von dannen gejagt wurden, je nachdem ſie in irgend einer Weiſe das freie Geleit des Dulttages verwirkt hatten.

In den Herbergen und Schenken ging es nicht minder lebhaft zu, als draußen auf der Gaſſe. Stuben, Kammern und Hofräume glichen Bienenkörben und Ameiſenhaufen, die ſich ohne Unterlaß füllten und leerten, ohne je leer zu werden. Vor allem galt das von dem ſtattlichen Wirthshaus zum Drachen, das am Kreuzweg ſtand, wo in die Gabel der großen Heerſtraße von Salzburg und von Braunau nach Linz die Gmundener Straße einmündete, ſo daß alles dort ſich begegnete, was aus Oeſterreich, Böhmen und Ungarn gegen Niederbayern, Oberbayern und zum Gebirge zog oder umgekehrt von daher kam und dorthin ging. Der Drache von Lambach war im Munde gartender Kriegsknechte, wandernder Handwerksgeſellen und reiſender Krämer ein eben ſo berühmtes Wahrzeichen als der Paſſauer Tölpel, das Münchener Kind, der Wiener Steck im Eiſen, das goldene Dach von Innsbruck und der Lällenkönig von Baſel. Und wo der Drache in der Nähe wie in der Ferne genannt wurde, da ward er auch geprieſen. Darum zog nicht leicht ein Wanderer vorüber, ohne im Schatten des gaſtlichen Daches zu raſten und ſich zu erquicken, und ſelbſt an den ſtillſten Tagen, wo alle andern Herbergen leer ſtanden, hatte im Drachen die Kellerthüre keine Ruhe, geſchweige denn alſo zur Zeit des Marktes. Vor dem Drachen war es auch, wo der Zahnbrecher, ein kluger Mann, ſeinen Stand aufgeſchlagen.

Die große Halle des Erdgeſchoſſes, Zechſtube und Küche zugleich, war dergeſtalt mit Gäſten angefüllt, daß die Wirthin und ihre Mägde am Herd in der Mitte des gewölbten Raumes kaum Platz fanden, ihre Bratſpieße zu drehen, ihre Pfannen und Tiegel zu handhaben. Der Hutmacher und der Krämer von Engelhartszell ſezten im Lärm ihr angelegentliches Geſpräch, wenn auch nur mit halber Stimme, ſo ungeſtört fort, als befänden ſie ſich ſelbander auf einer öden Haide. Die Anweſenden hatten genug mit ſich ſelber zu ſchaffen und fragten zur Stunde nichts nach anderer Leute Gelegenheiten. Die Neugier iſt ja die Tochter der Langeweile.

„Du übernimmſt alſo meine Hüte?“ ſagte Fabinger. „Ich halte das für abgemacht, Nazi. Dem Viechtauer nebelſt du einen blauen Dunſt vor. Der Finſterling, Götzendiener und Fürſtenknecht verdient es nicht beſſer. Durch den Schlag kommſt du wieder in die Reihe und biſt ein gemachter Mann. Gib mir den Beutel mit dem Geldlein, dann kannſt du friſchweg ſchwören, daß du rattenkahl ſeyſt.“ — „Einen muß ich freilich um ſein Geld bringen, ſonſt bin ich ſelber verleſen,“ brummte Bernhuber in ſeinen Bart, „und der Viechtauer wäre ſchier der fetteſte Biſſen. Aber dann bekomme ich nichts von den Waaren, die er im Stift liegen hat, und an denen viel zu verdienen wäre. Und in Zukunft —“ — „Narr,“ unterbrach ihn Fabinger, „juſt die Zukunft iſt für dich. Du brauchſt ja nur Friſt bis zum Allweiberſommer, um den Dränger auf immer los zu ſeyn. Du mußt nämlich wiſſen, daß nächſtens alle Katholiſchen aus dem Lande gejagt werden, und daß alle Schuldverſchreibungen, die ſie von rechtgläubigen Leuten in Händen haben, ihre Geltung verlieren ſollen. Du erklärſt öffentlich deinen Uebertritt zur neuen Lehre, und der Xaveri mag ſein Heil in der egyptiſchen Finſterniß des Bayerlandes ſuchen. Was

aber die Waarenballen im Stifte betrifft, ſo laß mich nur ſorgen. Ich habe ein Vöglein pfeifen hören."

Die Mittheilung ward unterbrochen, zu des Hörers peinlichſtem Verdruß. Der Bernhuber war zwar bereits feſt entſchloſſen, in den boshaften Plan des rachſüchtigen Hutmachers einzugehen, welcher darauf hinzielte, den Wohlſtand des Viechtauers zu untergraben, aber er hätte gar zu gern auch noch etwas näheres über die neue Ausſicht erfahren, welche nach Fadingers Angabe ſich öffnen ſollte. — Die Unterbrechung rührte von dem Manne her, welchen zu verderben Heimtücke und Habſucht ſich eben verſchworen. Bei Xavers Anblick ſchlug den Engelhartszeller das böſe Gewiſſen; er wechſelte die Farbe und traute ſich nicht, dem Handelsfreund geradaus in's Geſicht zu ſchauen, der ihm freundlich die Hand zum Gruße entgegenſtreckte und ein fröhliches „Grüß Gott!" rief. Statt des verſtummenden Bernhubers antwortete Fadinger. „Guten Morgen, Mitterhuber-Franzl." Und da eben eine Kellnerin die beſtellte Speiſe auffezte, fügte er hinzu: „Seyʼ dich zu uns und halte mit. Sey nicht blöde, Viechtauer. Wir bleiben doch gute Freunde, wenn du auch nicht willſt, wie ich gern wollte. Nur zugelangt. Ich bin nicht ſo ſchlimm, wie ich mich manchmal anſtelle. Der da kann dir's bezeugen. Er war juſt gegen mich noch aufrichtiger wie du; den Beſcheid, welchen du mir geſtern ſchuldig geblieben, er gibt ihn mit einem ehrlichen Nein. Deßwegen wird es dennoch zwiſchen uns nicht anders, nicht wahr, Nazi? Habe ich es nicht bewieſen? Ich habe dir auf Treu und Glauben mein ganzes Waarenlager übergeben, obſchon ich weiß, daß du auf dieſer Dult nicht einmal die alten Kerbhölzer einlöſen kannſt."

Xaver erſchrack ſo ſichtlich wie eine zimpferliche Jungfer, der eine Bremſe am Ohr vorüberſurrt. Bernhuber merkte es nicht, weil ihm ſelbſt beinahe übel wurde, als er das entſcheidende Wort vernahm; Fadinger aber ſtellte ſich nur, als nehme er die Wirkung der platzenden Granate nicht wahr, und fuhr ſcheinbar unbefangen fort: „Ueberhaupt kennt ihr Leute den Huterer von Wels nicht, aber ihr werdet ihn kennen lernen." — „Iſt es wahr?" ſtammelte Xaver, zu Bernhuber gewendet; „ſind deine Angelegenheiten wirklich ſo in Unordnung gerathen?" — „Die Ordnung," verſetzte der Gefragte kleinlaut, „iſt allerdings ein wenig geſtört —" — „Doch nur für den Augenblick," fiel Fadinger ein; „bis Martini iſt alles wieder in der Reihe. Und deine Gläubiger ſind ja zu allem Glück keine Hungerleider, die aus der Hand in den Mund leben, beſonders der Viechtauer." — „Ich bin ein geſchlagener Mann, wenn du mir nicht dreihundert Gulden ſchafft," ſagte Xaver leiſe und dringend zu ſeinem Schuldner; „für die übrigen hundert und zwanzig, ſo wie für alle meine andern Forderungen gebe ich dir Friſt bis zu Martini des nächſten Jahres, und etwa noch länger, wenn du nicht anders kannſt. Aber dreihundert Gulden muß ich haben. An dieſer Summe hängt mein ganzer Wohlſtand. Wenn ich ſie morgen nicht heimbringe, bin ich zu Grunde gerichtet, unrettbar und für immer."

Der Viechtauer ſprach ſo beweglich, daß dem Bernhuber die Augen feucht wurden. Aber Fadinger ließ die beſſere Regung in ſeinem Spießgeſellen nicht aufkommen, und gleichmäßig den Ausdruck ſeiner eigenen Schadenfreude beherrſchend, fiel er ein: „Was machſt du dem armen Häuter erſt das Herz noch ſchwer? Es kränkt ihn ſelber ſchon genug, daß er nicht kann, wie er will." — „Ich vertraue dir auch neue Waaren an," fuhr Xaver fort, ohne des Hutmachers Zwiſchenrede zu beachten; „nimm von dannen, was ich hier vorräthig habe. Ich gebe dir Friſt, Gott weiß wie lang, aber dreihundert Gulden muß ich haben. Es geht mir ſonſt an's innerſte Mark." — „Stelle dich doch nicht ſo erbärmlich," hob Fadinger wieder an, und nur mühſam ſeinen erheuchelten Ernſt behauptend, ſezte er mit geſenkter Stimme hinzu: „Der Preßburger gibt dir tauſend Gulden auf dein bloßes Wort."

Der Viechtauer war zu befangen, um das ſeltſame Zucken in den Mienen des Hutmachers zu bemerken, aus dem er ſonſt vielleicht errathen hätte, daß demſelben die mißlichen Abenteuer Weingärtners bekannt geworden. Ein geſchwätziger Diener des Stifts hatte nämlich ſchon in aller Frühe den Gaſtfreund Fadingers vom Einlaufen des Schreibens und vom erlauſchten Inhalt deſſelben unterrichtet, wie denn überhaupt Fadinger und ſeine Spießgeſellen ihre Kundſchafter in allen Ecken hatten. Als Handelsmann hatte der Stephan ſich angewöhnt, ſo viel als möglich von den Angelegenheiten anderer Leute zu erforſchen, und ſeine neueſten Anſchläge machten es doppelt nöthig für ihn, die alte Kunſt recht eifrig zu üben. „Der Preßburger iſt ein geſchlagener Mann," murmelte Xaver dumpf vor ſich hin; „zu Wien liegt er in Ketten und Banden, und wenn er ſein Leben auch aus der Böhmen Gewalt rettet, ſeine Habe geht dabei verloren. Mir aber zuckt die Herrſchaft das Lehen, wenn ich morgen nicht den Reſt meines Einſtandes erlege, und dann bin ich ein Bettler mit Weib und Kind. Willſt du mich an den Bettelſtab bringen, Nazi, alter Kamerad?"

In Bernhuber regte ſich abermals das Gewiſſen, da er den troſtloſen Jammer des Mannes ſah, den zu Grunde zu richten er im Begriff ſtand. Das Herz wollte ihm auf die Zunge treten. Er beſann ſich nur auf ein paſſende Einkleidung des Verſprechens, die rettende Summe herbeizuſchaffen. Fadinger trat ihm heftig auf den Fuß. Die Ermahnung hätte ſchwerlich geholfen, ſo eindringlich ſie auch gegeben wurde, wäre nicht von außen her eine Unterbrechung eingetreten, welche die Gedanken der drei in eine neue Richtung lenkte.

„Schau, ſchau!" rief der Hutmacher, durch das Fenſter deutend, „da kommt ja der Wulf Riſſen mit

einem Knecht. Die zwei müſſen verdammt ſcharf zugeritten ſeyn. Ihre Roſſe ſchäumen und trieſen." — Wulf Nilſen trat ein, nicht herausgeputzt, wie er als Lockvogel im Werbzelte zu ſtehen pflegte, aber immerhin ein auffallend ſchmucker Reitersmann. Er hatte von außen ſchon Fadingers bekanntes Geſicht entdeckt, eilte auf dieſen zu und fragte raſch: „Kennt Ihr den Junker von Ort?" — „So halb und halb von weitem," verſetzte der Gefragte; „aber der Viechtauer da muß ihn kennen. Der iſt ſein Nachbar." — Wulf maß Xaver mit einem ſcharfen Blick und ſagte dann verächtlich: „Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus. Der Junker Guidobald Hofmann iſt bei Nacht und Nebel davongegangen, als Bauernbube verkleidet. Er hätte heute früh mit dem Mannsfeld fortreiten ſollen. Der Graf hat Nacheile beſtellt. Führt mich zum Richter, zum Amtmann, oder wie ſolch ein Ding da hier genannt wird." — „Bernhuber," wandte ſich Fadinger zu ſeinem Freunde, „du kennſt ja alle Wege und Schliche wie ein alter Fuchs. Begleite den Herrn zum Amthauſe." Der Engelhartszeller gehorchte ohne Weigerung. Er war zufrieden, ſeinem Betrogenen einſtweilen aus dem Geſicht zu kommen.

„Auch das noch!" ſeufzte Xaver vor ſich hin, in tiefes Nachſinnen ſich verſenkend. Guidobalds Verſchwinden ging ihm nahe, doch war es nicht dieſer Umſtand an und für ſich, was ihm das Herz ſchwer machte. Die Flucht des Junkers wäre ihm allenfalls ſogar ganz recht geweſen, wenn er nicht auf den erſten Blick den eigentlichen Zuſammenhang durchſchaut hätte. Die Liebe zu Liſi verleidete dem jungen Knaben das Kriegshandwerk, und der Dirne beſorgter Pflegevater ahnte die folgenreichen Verwicklungen, welche der unbedachtſame Schritt Guidobalds für die betrübte Mutter wie für alle andern herbeiführen konnte, die zur ſtillen Gemeinde am Traunſee gehörten.

„Horch, Viechtauer," hob Fadinger nach einer geraumen Weile an, „ich habe hinlänglich verſtanden, wie es um dich ſteht. Auch weiß ich recht gut, daß deine Freunde im Stift dir nicht aus der Klemme helfen mögen." — „Freilich wohl," beſtätigte Xaver; „das Stift weiß ſich ſchier ſelber nimmer zu rathen und zu helfen. Es iſt ein Wunder, daß die hochwürdigen Herren noch zu eſſen haben." — „Der Gottesſegen wächst ja den Pfaffen in's Maul, ſo lange ihnen noch Grund und Boden gelaſſen wird," fuhr Fadinger fort. „Doch das gehört jezt nicht daher. Du ſollſt ſpüren, daß deine wahren Freunde nicht dort ſind, wo du ſie ſuchſt. Ich werde dir helfen, ich, der Huterer-Stephan von Wels. Geſtern haſt du mich zum Narren gehalten, heute ſammle ich glühende Kohlen auf dein Haupt. So handelt ein evangeliſcher Chriſt." — „Ich verſtehe die Worte, aber nicht den Sinn," verſetzte der Viechtauer. — „Thut nichts," ſagte Fadinger, ſich erhebend; „ich mache mich anheiſchig, dreihundert Gulden für dich herbeizuſchaffen, natürlich gegen Sicherheit und Pfand. Nach dem Eſſen wollen wir hier wieder zuſammenkommen. So um zwölf herum bin ich zur Stelle. Bei mir heißt's, ein Wort, ein Mann. Gott befohlen!"

Mit dieſem Wort ging er von dannen, ſchier in derſelben Weiſe, wie er Abends zuvor bei der Traunbrücke den bariſchen Abſchied genommen, nur ohne Spott und Drohung; aber obſchon der Hutmacher dießmal als guter Freund geſchieden, ſo wurde dem Holzwaarenverleger doch noch ſchwerer um's Herz als ſelbſt in dem Augenblick, wo er die Regung von Reue darüber empfunden, daß er ſich einen Feind erweckt hatte. Vielleicht war's eine Ahnung, die ihm warnend zuraunte, daß die freundſchaftlichen Betheuerungen des gefährlichen Mannes noch ſchlimmer ſeyen, als die verfänglichen Winke vom Tage zuvor.

13.

Die Zeit der Geſchäfte für die Verkäufer von Hausrath und Kleidungsſtücken war ſo ziemlich vorüber. Die größeren Verleger hatten ihre Rechnungen ausgeglichen und ihre neuen Verabredungen getroffen und die kleineren Krämer ihren Markt wohl oder übel gemacht; die Nachzügler, welche ſie noch erwarten durften, warfen kein entſcheidendes Gewicht mehr in die Schale der Dultfahrer mit Ellenwaaren, Eiſenzeug, geſchniztem oder gedrehtem Holz, ſo wie der Huterer, Schuſter, Handſchuſter, Kürſchner und Schneider. Dagegen erblühte um ſo üppiger der Weizen des luſtigen Volks, das für Augenweide und Unterhaltung ſorgte, während kein Abgang der Kundſchaft bei denjenigen zu ſpüren war, welche Mundvorräthe feil hielten, von der hochgeſchürzten Fiſcherdirne an, die im geflochtenen „Zöcher" die gebratenen Fiſche auf Holzſpreizen ausbot, bis zu den ſchnurrenden Bratſpießen der runden Wirthin im Drachen. Wo etwa der Hunger abnahm, wuchs in demſelben Verhältniß der Durſt, — jener gewiſſe Durſt, mit welchem der Brunnen nur zu ſchaffen hat, inſofern ſein klares Naß heimlings in des Wirthes Keller den verbotenen Weg gefunden.

Auf der Straße von Vöklabruck ritten zwei Reiſende in das Getümmel, mit Staub bedeckt, matt und verlechzend auf ermüdeten Pferden. Die Hitze des Tages hatte ihnen arg zugeſezt, ſo daß Roß und Mann der Erquickung dringend bedürftig erſchienen. Abgeſehen von der augenblicklichen Abſpannung, hatten ſie übrigens ein ganz freiſames Ausſehen. Die Pferde waren hohe, ſtarkgliedrige Hengſte von derbem Muskelbau, aber fein von Knochen und Hufen, und trotz ihrer Stärke von zierlichen Gliedmaßen. Die Reiter waren Kriegsleute, wie der erſte Blick ſchon lehrte, eiſerne Männer, denen der Pulverdampf in der Feldſchlacht bekannt und vertraut war, wie dem geiſtlichen Herrn am Altar der Duft aus dem geſchwungenen Weihrauchfaß. — Der eine namentlich glich darin dem edlen

Thier, das ihn trug, daß er mit der Stärke eines gewaltigen Gliederbaus die Anmuth adeliger Formen vereinte. Wie keck thronte der graue Filz, an der rechten Seite aufgestülpt und ein wenig nach links geneigt, über dem krausen Wald von lichtbraunen Locken, die sich auf die breiten Schultern niederringelten! Wie malerisch bauschten sich die geschlitzten Aermel des Wammses mit den kurzen Schößen, die Falten der weiten Hose, die sich über den Knien in Stiefeln von weichem Leder verloren! Aus dem feinen Antlitz von wetterbrauner Farbe blitzte ein Augenpaar, mehr grau als blau, groß und von stechend scharfem Ausdruck, trotzig wie der soldatisch zugestutzte Bart über den Lippen und am Kinn. Der Kriegsmann mochte ungefähr dreißig Lebensjahre zählen, eher mehr denn weniger. Sein Gefährte, der in seinem Benehmen beinahe mehr einen Diener als einen Kameraden kund gab, schien um ein gutes Stück älter, aber deßwegen lange noch nicht alt. Er trug, gleich dem jüngeren, ein Reisegewand von vornehmer Einfachheit, er saß nicht minder rüstig und straff auf seinem stattlichen Streithengst, und seine Miene zeigte trotz der Ermüdung eigentlich mehr den immer trinkfertigen Durst der Kriegsgurgel als das Lechzen des schmachtenden Wanderers.

Die beiden kamen viel zu langsam für ihre Ungeduld durch das Getümmel. „Meiner Treu," brummte der ältere Reiter, „die Trunkenbolde sind so voll, daß sie nicht mehr wissen, wie weh andern ehrlichen Leuten der Durst thut." — Der jüngere deutete lachend auf das Wirthsschild, das in verheißender Nähe einladend winkte. „Siehst du den Lindwurm dort, mein wackerer Erdmann?" sprach er dazu; „er ist ein weinspeiender Drache, und jeder Silberling für ihn das Schwert des heiligen Georg." — „Eure Gnaden ist doch immer zu Schwänken und Possen aufgelegt und Ihr solltet nicht Ernst getauft seyn, sondern Spaß," bemerkte Erdmann mehr vorwurfsvoll als ehrerbietig, wiewohl nicht ohne Demuth im Ausdruck. — „Nun, und du, Kriegsgesell?" rief der andere; „für einen Sächsischen von Adel kommst du mir heute schon den ganzen Tag gar zu kleinlaut vor, und jezt vollends weiß ich nicht, was dich anwandelt." — „Ich weiß es selber nicht, gnädiger Herr," erwiederte der Begleiter; „mir ist gar nicht zu Muthe, wie einem Reitersmann im Steigbügel eigentlich seyn sollte. Vermuthlich ist unsern Dienern mit dem Rüstwagen und den Packpferden etwas zugestoßen, und ich spüre das in den Gliedern. Wir aus dem Hause Sassenegg sind alle mit der unglückseligen Gabe weissagender Ahnung behaftet." — „Träumer, Düftler und Grübler sind die von Sassenegg immerdar gewesen," antwortete der Gebieter; „aber dir, mein lieber Erdmann, liegt dießmal nur das bayerische Bier noch bleischwer in den Knochen. Zu Linz werden wir unser Völklein wohlbehalten antreffen mit Roß und Zeug. Sobald wir im Schiff sitzen, wollen wir von früh bis Abends goldenen Ungarwein zechen. Gegen böse Ahnungen gibt's gar kein besseres Mittel."

Erdmann von Sassenegg nahm den Verweis stillschweigend hin, und da sie eben die Einfahrt des Drachenhauses erreichten, sprang er aus dem Sattel, um dienstbeflissen des Begleiters Roß am Trensenzügel zu ergreifen. Ein Hausknecht war flugs bei der Hand, die Pferde zu übernehmen. Erdmann folgte dem Burschen zum Stall, um nach ächter Reitersitte sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Thiere gehörig versorgt wurden. Bevor er sich entfernte, sagte er noch: „Eure Gnaden kann inzwischen das Essen wohl selber bestellen." — „Werde es nicht versäumen," antwortete Ernst, „bin so hungrig wie du." — Trotz seines eiligen Hungers und seines Durstes verzog jedoch der Herr noch ein wenig, um den Zahnbrecher zu betrachten, mit welchem ein Kriegsmann eben handelte und feilschte. — Der stattliche Reiter war offenbar nicht krank, so daß es den Fremdling Wunder nahm, ihn im Verkehr mit dem Quacksalber zu erblicken. Begehrte er etwa ein türkisches Geheimmittel, um seinen fuchsrothen Bart zu schwärzen, oder wollte er nur Pulver für Riemenzeug und Eisengeschmeide? Das Räthsel löste sich sofort. Der Soldat, seiner Aussprache nach ein Nordländer, feilschte um einen Passauer Zettel. — Derlei Zettel waren seit neun Jahren sehr gesucht. Als nämlich im Jahr 1610 Erzherzog Leopold zu Passau jene Söldner warb, die später unter dem Namen des Passauer Volks eine so traurige Berühmtheit erlangten, verkaufte der Freimann an die Kriegsknechte kleine Zettelchen, mit allerlei seltsamen Zeichen beschrieben. Wer einen solchen Zettel verschluckt hatte, der hielt sich für gefroren; das heißt, er glaubte steif und fest, daß weder Eisen noch Blei ihm etwas anzuhaben vermögen, und daß ihn höchstens eine geweihte Kugel von Silber oder von Glas verwunden könne.

Sobald der Ankömmling verstanden, um was es sich handelte, mischte er sich in die Unterhaltung. „Kamerad," sagte er auf Plattdeutsch zu dem Soldaten, „lasse dich nicht um deine Groote bringen wie ein Gelbschnabel und Bönhase, der noch nicht trocken hinter den Ohren geworden." — „Ich bin nicht geizig," antwortete in gleicher Weise der Kriegsmann, erfreut von den Klängen der heimischen Sprache; „leben und leben lassen, heißt's bei Wulf Nilsen. Der Zahnbrecher will auch etwas verdienen, und hilft sein Mittel nicht, so schadet es doch noch weniger." — „Das fragt sich," hob Ernst wieder an; „ein frommer Reitersmann muß seine Seele blank halten wie sein Gewehr, denn er kann noch viel schneller wie andere Christen ganz unversehens hinüber gerufen werden, wo er die Fürbitte der lieben Heiligen braucht." — „Götzendiener!" brummte Wulf, plötzlich verstimmt. Ohne sich stören zu lassen, fuhr der andere fort: „Die wahre Passauer Kunst heißt: „Hallunke, wehre dich! probatum est." Mit diesen Worten drehte

er ſich um und trat in's Haus. „Wart," knurrte Wulf ihm nach, „ich will dich behallunken, verdammter Papiſt!"

In der lärmvollen Gaſtſtube ſaßen Xaver Mitterhuber und Stephan Fadinger in einer Ecke beiſammen, dem Ausſehen nach im beſten Einvernehmen, das aber nur von Seiten des Viechtauers ganz ehrlich und aufrichtig gemeint war. Der Hutmacher hatte mit dem von Bernhuber erhaltenen Geld, das eigentlich von Gottes und Rechts wegen dem Winkelmaier ohnehin gehörte, dieſem im angeblichen Auftrag eines Dritten den Vorrath im Stift abgedrückt, und zwar nicht bloß um einen ſehr geringen Preis, ſondern auch mit einer verhältnißmäßig kleinen Anzahlung und unter Bedingungen, welche dem Käufer ganz ungewöhnliche Vortheile gewährten, ſelbſt wenn er ſie einhielt, was er übrigens gar nicht im Sinn hatte. Xaver aber ſchätzte ſich ſeinerſeits noch glücklich, wenigſtens die dreihundert Gulden zur Verfügung zu haben, welche er der Herrſchaft geben ſollte; und wenn er ſchon den Verluſt nicht überſah, welcher ihm aus dem unvortheilhaften Handel erwuchs, ſo hielt er es mit Recht immerhin für beſſer, einige Werthſchaften über Bord zu werfen, als mit Schiff und Geſchirr zu ſcheitern. Wenn ihn auch Weingärtners Mißgeſchick, des Engelhartszellers ſchlechte Wirthſchaft und Fadingers zweideutiger Freundſchaftsdienſt ſehr zurückſezten, ſo behielt er doch ſichern Boden unter den Füßen und brauchte nicht einmal den armen Löffelſchnitzern eine Stundung ihrer Forderungen zuzumuthen. Sobald der Winklmaier ſich den Anſprüchen der Herrſchaft gegenüber ſicher geſtellt, fand er allemal auch Leute, die ihm ein paar hundert Gulden bereitwillig vorſtreckten, wie ſchlecht die Zeiten auch ſeyn mochten. Darum fühlte er aufrichtige Dankbarkeit gegen den unerwarteten Helfer in der Noth, und ſein argloſes Herz bat dem Hutmacher im Stillen die Regungen ſchnöden Verdachts ab, deren es ſich im Anbeginn der Unterhandlung ſchuldig gemacht.

„Wo bleibt denn der Nazi?" fragte Xaver im Verlauf des Geſprächs; „ich hoffe nicht, daß der alte Spezi mir wegen des lumpigen Geldes aus dem Weg geht?" — „Wär' nicht übel," verſezte Fadinger; „er weiß ja, daß du über dem Waſſer drüben biſt und in Ruhe auf ihn warten kannſt. Deine Noth hat ihm ſchier das Herz abgedrückt und dein Jammer ihm weher gethan, als ſein eigenes Kreuz und Leid. Auch um ſeinetwillen bin ich froh, daß ich im Stande war dir zu helfen." — Damit ſprach der Hutterer eben keine Lüge; um Bernhubers Gewiſſen zu beſchwichtigen, hatte er zum Theil wenigſtens ſich in den Handel eingelaſſen.

Der Wirth kam herbei, gefolgt von den zwei fremden Herrn, die vor kurzer Friſt angelangt. „Hier am Tiſche gibt's noch Platz für Eure Gnaden," ſagte der Drachentoni; „mein Haus iſt heute freilich ein wahrer Pferch, aber Faß und Herd ſollen Euch tapfer entſchädigen." — „Und bald, nicht wahr?" ſezte Erdmann hinzu. — „Preſto, ſagt der Waliſche," ſprach der Wirth, indem er verſchwand. — „Mit Vergunſt," wandte ſich indeſſen Ernſt zu Xaver und Stephan; „wenn ihr nichts dagegen habt, wollen wir uns zu euch auf die harte Bank ſetzen und den naſſen Wein trinken." — „Ich bring's dem Herrn," verſetzte der Winklmaier, indem er, höflich in ſeiner Weiſe, dem Ankömmling ſeine Kanne darreichte. Der Reitersmann that Beſcheid, und zwar mit einem herzhaften Zug. — „Vergelt's Gott," ſprach er dann, ſich den Bart wiſchend; „und ich werde gleich in ſeinem Namen den Anfang dazu machen. Wir wollen einen tüchtigen Stiefel mitſammen zechen." — Zur Kellnerin gewendet, die eben einen Krug mit zwei Bechern brachte, fuhr er fort: „Geh, mein Schatz, und ſchleppe ein paar gewaltige Schleifkannen voll Wein herbei. Ich will an dieſem Tiſche meine eigene Wirthſchaft errichten, und die Gäſte ſollen mit mir zufrieden ſeyn. Wein her! und auch etwas zu beißen!" — „Der Herr weiß Lebensart," bemerkte Fadinger. — „Eine Ehre iſt der andern werth," entgegnete Ernſt; „ich vergelte, was ich empfangen." Dazwiſchen murmelte der Begleiter des Fremden in lateiniſcher Sprache, die wohlerzogenen Leuten damals eben ſo geläufig war, wie in ſpäteren Jahren die franzöſiſche werden ſollte: „Mein durchlauchtigſter Gebieter vergeſſe nicht, daß denjenigen gern die Ziegen freſſen, der ſich grün macht." In gleicher Zunge gab der andere Beſcheid: „Mein getreuer Stallmeiſter bedenke, daß die ſieben Weiſen Griechenlands uns vorſchreiben, mit den Wölfen zu heulen."

Die Ankunft der Fremden war nicht unbeachtet geblieben, und ihr Benehmen erregte jezt Aufſehen. Von allen Seiten drängten ſich die Landleute zu dem Tiſche, wo freier Wein ausgeſchenkt wurde, und da die Großmuth des Spenders ſich nicht bloß auf die ſizenden Nachbarn beſchränkte, ſo nahm der Zudrang mit jedem Augenblick zu, zum großen Behagen des luſtigen und leutſeligen Ernſt, zum ſtillen Verdruſſe des Saſſeneggers, der an ſelbigem Tage von einem ganz unheilbaren Trübſinn befallen ſchien, und deſſen düſtere Laune in demſelben Maße wuchs, in welchem die Umgebung ſich erheiterte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Sommerfeste des deutschheidnischen Alterthums.

Nach ihren Resten und Nachklängen in Sage und Sitte.

(Fortsetzung.)

Gehen wir weiter nach Westen und übersteigen wir die Pyrenäen, so stoßen wir in dem einst von gothischen Stämmen eroberten Spanien gleichfalls auf Spuren von Johannisfeuern. Bestimmt wird ihrer von dem Canonicus zu Pampeluna, Martin von Arles, der in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Buch über den Aberglauben schrieb, gedacht. Man zündete sie auf Kreuzwegen an, sammelte am frühen Morgen Kräuter, die entweder ihrer Natur nach oder wegen der heiligen Zeit besondere Heilkräfte hatten, und glaubte durch den Rauch, den sie angezündet aufsteigen ließen, einestheils die Dämonen und Hexen, welche in dieser Nacht ihren Umzug halten sollten, zu vertreiben, anderntheils aber Sturm und Gewitter zu bannen. Darf man damit eine Stelle aus dem Romance de Guarinos in Verbindung bringen, so waren die Feuer selbst unter Mauren und Juden in Gebrauch, und zwar streuten die ersteren Myrthen, die letzteren Schilf in die Flamme, während die Christen sich dazu der Binsen bedienten, deren Mark, wie wir so eben sahen, auch im Süden Frankreichs bei der Ceremonie verwendet wurde.

England kannte einst ebenfalls die Sitte der Johannisfeuer, weßhalb man glauben darf, daß sie auch im Norden Deutschlands, dem Lande der Sachsen und Angeln, gebräuchlich gewesen sind. Sie dauerten bis Mitternacht, ja bisweilen, bis der Hahn krähte, und die jungen Leute tanzten um sie, bekränzt mit Mutterwurz und Eisenkraut, und Veilchensträuße in den Händen.

In Dänemark heißen die Johannisfeuer „Hansaftens Blus," aber auch, wie die zu Pfingsten oder am Maitage üblichen, „Gadeild," d. h. Gassenfeuer, weil sie auf Gassen oder öffentlichen Plätzen angemacht werden. Man meidet an diesem Abend den Aufenthalt im Grase, weil man meint, daß an ihm alle Giftkräuter aus der Erde kommen, was wie eine von der Kirche ausgegangene Verdrehung des einst wahrscheinlich auch hier herrschenden, wie später gezeigt werden wird, noch jetzt in Deutschland gewöhnlichen Glaubens aussieht, daß die Erde während dieser hochheiligen Nacht heilsame und glückbringende Pflanzen gebäre, eine Ansicht, die dadurch unterstützt wird, daß man zwei Kräuter, Chamemälum und Bardanum, an diesem Tage in den Häusern aufzustellen pflegt.

In Norwegen haben die Johannisfeuer, die hier auf eingehegten Wegen angezündet werden und alles Uebel von den Geschöpfen fern halten sollen, den merkwürdigen Namen „Brising," der an das berühmte „Brisingamen," das Halsband der Freia erinnert, und wobei der Aberglaube anklingt, daß vergrabene Schätze ihr Vorhandenseyn durch eine über dem Orte flackernde Flamme anzuzeigen pflegen.

Die slavischen Völker übten und üben zum Theil noch jetzt diese Sitte der Vorzeit, und wie wir später sehen werden, noch mehr in der ursprünglichen Weise. In Litthauen und Ostpreußen flammen am Johannisabend auf allen Höhen, so weit das Auge reicht, fröhliche Feuer auf. Am folgenden Morgen aber treibt man das Vieh über die Brandstelle auf die Weide, und das hilft gegen Seuchen und Hexenzauber, so wie gegen Hagelschlag und Gewitter. Die Burschen, welche das Feuer angezündet haben, gehen von Haus zu Haus und sammeln sich als Lohn für ihre Mühe eine Spende an Milch ein. Auch steckt man an jenem Abend Kletten und Beifuß über das Thor oder die Hecke, wodurch das Vieh zu schreiten pflegt. Eben so führte man in Böhmen früher die Kühe über das verglimmende Johannisfeuer, um sie vor Hexerei zu sichern. In Rußland versammelten sich blumenbekränzt und mit heiligen Kräutern umgürtet Jünglinge und Jungfrauen am 24. Juni, zündeten ein Feuer an, hüpften darüber und leiteten schließlich die Heerde hindurch, wobei sie Lieder zum Preise des Erntegottes Kupalo sangen. Sie meinten dadurch ihre Thiere vor den Waldgeistern zu sichern. Zuweilen soll unter Tanz und Gesang auch ein weißer Hahn im Johannisfeuer verbrannt worden seyn. Unter den Serben endlich herrscht eine solche Ehrfurcht vor dem Tage der Sonnenwende, daß man glaubt, die Sonne stehe an ihm dreimal still, ganz wie sie in Frankreich an demselben Tage und in Schwaben am Oster- und Himmelfahrtsmorgen drei Freudensprünge macht. Am Abend vorher aber binden die Hirten Fackeln aus Birkenrinde und umschreiten mit ihnen, nachdem sie in

Brand geſezt ſind, zuerſt Schafhürden und Ochſenzäune, dann ſteigen ſie auf einen Berg und laſſen die Brände verbrennen.

Nach dieſer Ueberſicht, welche uns zeigt, daß der Feuercultus, der am Mittſommertage geübt wurde, über den größten Theil Europas von jenſeits der Pyrenäen bis weit über die Karpathen hinaus verbreitet war und in vielen Strichen noch gegenwärtig Gebrauch iſt, können wir die Frage aufwerfen, welcher Sinn darin liege und welches ſein Stamm und Urſprung ſey.

Aeltere kirchliche Schriftſteller haben die Johannisfeuer unbedenklich aus dem chriſtlichen Bewußtſeyn hervorgehen laſſen und dem Gebrauche die Deutung untergelegt, daß die Scheiterhaufen und Fackeln Johannes den Täufer darſtellen ſollten, der als ein Licht und eine brennende Leuchte dem wahren Lichte vorausgegangen, und daß das an einigen Orten gerollte Rad Symbol der Wahrheit ſey, nach welcher, gleich wie die Sonne einmal den höchſten Punkt der ihr zugemeſſenen Kreisbahn erreiche und nicht höher ſteigen könne, ſo auch der Ruhm des Johannes, den man für den Meſſias gehalten, habe niedergehen müſſen, wie er dieß denn ſelbſt mit den Worten bezeugt habe: „ich muß erniedrigt, jener aber muß erhöht werden.“

Dieſe Deutung iſt um vieles ungeſchickter und gezwungener als die oben angeführte des Johannisbades; denn erſtens vergleicht ſie eine Perſönlichkeit bloß eines bibliſchen Bildes halber mit einem brennenden Holzhaufen, und zweitens wurde das Feuerrad des Sonnenwendtags einestheils auch bei andern Gelegenheiten, anderntheils aber nicht immer von einem Berge herab, ſondern eben ſo häufig auf ebenen Wegen gerollt, zwei Bemerkungen, durch welche ſowohl die Beziehung auf Johannes, als auch die Idee der Erniedrigung hinwegfällt. Die Ceremonie aber durch eine einleuchtendere Deduktion für das Chriſtenthum zu erobern, iſt nicht wohl möglich, wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß ſie in der Geſtalt, in welcher ſie namentlich jezt in Frankreich und einigen ſüdweſtdeutſchen Strichen geübt wird, eine Menge chriſtlichen Stoffes in ſich aufgenommen hat.

Nein, die Johannisfeuer ſtammen entſchieden aus dem Heidenthum. Dafür ſprechen zunächſt andere kirchliche Schriftſteller, die ſich gegen die dabei gebräuchlichen Tänze und Lieder äußern und ſie ſogar als Teufelswerk bezeichnen. Dafür zeugen die Spuren von Opfern, denen wir bei ihnen begegneten; dafür läßt ſich das neunmalige Umkreiſen des brennenden Scheiterhaufens anführen, dafür ferner der Umſtand, daß ſie vor dem himmliſchen Feuer des Blitzes und vor Seuchen ſichern, während Johannes weder, wie Elias, in Beziehung zu jener überirdiſchen Flamme ſtand, noch in der Bibel als mit Heilkräften begabt, ſondern einfach als Prediger in der Wüſte auftritt. Noch wichtiger iſt, daß auch unter den Iſraeliten die heidniſche Sitte herrſchte, Söhne und Töchter durch ein Feuer gehen zu laſſen, welches dem Sonnengott zu Ehren brannte, und daß die Römer bei dem uralten Hirtenfeſte der Palilien beinahe ganz denſelben Ritus beobachten, der noch jezt in Frankreich, Deutſchland und den Slavenländern beim Johannisfeſte vollzogen zu werden pflegt. Zu Evidenz erhoben aber wird unſere Behauptung, daß die Ceremonie der Reſt eines am Tage der Sonnenwende gefeierten, mehr den Charakter eines Sühn- und Reinigungsfeſtes als den eines Freudentags tragenden heidniſchen Cultus ſey, durch den augenfälligen Zuſammenhang, in welchem ſie mit dem ſogenannten Nothfeuer ſteht, das unläugbar aus der vorchriſtlichen Zeit ſtammt.

Der Ausdruck Nothfeuer, abzuleiten entweder von der Noth, der dadurch abgeholfen werden ſoll, oder von der Nöthigung, durch die es entſteht, oder endlich von einem alten Worte hniotan, d. h. ſtoßen, reiben, ſchütteln, bezeichnet eine auf ungewöhnliche und feierliche Weiſe hervorgebrachte Flamme, die als Hauptzweck hat, das durch ſie getriebene Vieh entweder vor Seuchen zu bewahren oder von denſelben zu heilen. Es iſt bis in das jetzige Jahrhundert hinein in Norddeutſchland, England und Schweden, in früherer Zeit aber vermuthlich allenthalben üblich geweſen, wo deutſche Stämme ihre Sitten hinverpflanzt hatten.

Die gewöhnlichſte Art, daſſelbe zu erzeugen, war im Braunſchweigiſchen folgende. Wenn ein Viehſterben einriß, ſo beſchloſſen die Bauern ihre Heerden durch ein „Nothfür“ zu ſichern. An dem dazu feſtgeſezten Tage mußten alle Herdfeuer im Dorfe ausgelöſcht und aus jedem Hofe etwas Stroh, Waſſer und Buſchholz (an einigen Orten von lezterem neunerlei Arten) herbeigeſchafft werden. Darauf wurde an einer zu beiden Seiten von Wänden oder Zäunen eingeſchloſſenen Stelle ein eichener Pfahl in die Erde gerammt, ein Loch hindurch gebohrt, eine mit Wagentheer beſtrichene Winde hineingeſteckt und dieſe ſo lange umgedreht, bis ſie Feuer fing. Dieſes „wilde Feuer“ faßte man durch leicht zündende Materialien auf, nährte es durch Stroh, Lumpen oder Haidekraut, bis es zu voller Flamme aufſchlug, und jagte dann mit Peitſchen und Stecken das Vieh hindurch. Nachdem dieß mehrmals geſchehen, wurde der Holzhaufen zerſtört. Jeder Hausvater aber nahm einen von den Bränden mit, löſchte ihn zu Hauſe in der Spültonne und legte ihn alsdann in die Krippe, aus welcher die Thiere gefüttert wurden.

In der Gegend von Marburg bediente man ſich zur Erzeugung des Nothfeuers eines neuen Wagenrads, und an der aus deſſen Achſe hervorgelockten Flamme mußten die zuvor ausgelöſchten Herdfeuer wieder entzündet werden. In der Mark nahm man an einigen Orten gleichfalls ein Rad dazu, die Ceremonie aber

mußte vor Sonnenaufgang und unter feierlichem Schweigen vor ſich gehen. Im Hildesheimiſchen wurden zwei Pfähle von trockenem Holze zwei Fuß von einander in den Boden getrieben. Jeder Pfahl hatte in derſelben Höhe eine Vertiefung, in welche ein armsdicker Querſtock paßte. Die Vertiefungen wurden mit Leinwandfetzen ausgeſtopft und dann der runde, walzenförmige Querſtock hineingepreßt. Letztern umwand ein Seil, deſſen lange zu beiden Seiten bleibende Enden von zwei Männern (im Halberſtädtiſchen, wo die Sitte ebenfalls vorkam, zwei keuſchen Junggeſellen) gefaßt wurden. Dieſe zogen nun die Walze mit einer Bewegung wie beim Sägen ſo raſch als möglich hin und her, bis das Linnen in den Vertiefungen zu glimmen anfing. Der hiedurch entſtandene Zunder wurde in Wergflocken geſteckt und ſo lange im Kreiſe geſchwenkt, bis die helle Lohe herausſchlug, mit der man das in einem Hohlwege ſchichtenweiſe geordnete Reisholz in Brand ſteckte. Nachdem das Vieh durch die Flamme gejagt war, fielen die jungen Leute über Aſche und Kohle her, ſchwärzten und beſtreuten einander und die dabei am ſchlimmſten Mitgenommenen zogen als Sieger hinter dem heimkehrenden Vieh her und wuſchen ſich lange Zeit nicht ab.

Im Norden Englands herrſcht der Glaube, ein Engel fälle (wohl durch einen Blitz?) einen Baum und davon werde das »need fire« erlangt. Sehr lehrreich ſind ferner die ſchottiſchen Gebräuche. In Folge einer Seuche, welche im Jahr 1767 auf der Inſel Mull unter dem Rindvieh ausbrach, kamen die Bewohner des Eilands überein, eine Beſchwörung zu veranſtalten. Sie ſchafften zu dem Zweck ein Rad und neun Spindeln von Eichenholz auf den Gipfel eines Berges, löſchten in jedem Hauſe, das innerhalb des Geſichtskreiſes lag, das Herdfeuer aus und rollten dann das Rad von Oſten nach Weſten (ein deutlicher Hinweis auf den Lauf der Sonne) ſo lange über die Spindeln, bis die Reibung Feuer gab. Wurde dieß nicht vor Mittag bewirkt, ſo war die Ceremonie unwirkſam. Mehrere Tage gelangte man zu keinem Reſultat. Man ſchrieb dieſes Mißlingen der Hartnäckigkeit eines Hausbeſitzers zu, welcher ſein Feuer nicht hatte löſchen wollen, beſtach, da er ſelbſt zu dem von ihm für gottlos gehaltenen Unternehmen nicht die Hand bieten wollte, ſein Geſinde, und ſiehe da, jezt erlangte man was man wollte. Es wurde nun eine junge Kuh geopfert, wobei man den kranken Theil, während noch Leben darin war, in Stücke ſchnitt und verbrannte, hierauf aber die Herdfeuer an dem Scheiterhaufen wieder entzündete und ſchließlich von den Reſten des Thiers einen Schmaus hielt.

Eben ſo intereſſant iſt, was von der Geſtalt der Sitte auf dem ſchottiſchen Feſtlande gegenüber der Inſel Skie berichtet wird. Auch hier galt das Feuer als Schutz- und Heilmittel gegen Krankheit. Man nannte es »tinegin,« d. h. Zwangsfeuer, und hielt es für gut ſowohl gegen Peſtilenz unter den Menſchen als gegen Viehſeuchen. Bereitet aber wurde es folgendermaßen. Alle Feuer im Kirchſpiel wurden ausgelöſcht; dann wurden einundachtzig (neunmal die heilige Zahl Neun) verheirathete Männer ausgewählt, welche, je neun auf einmal, mit einander abwechſelnd, zwei große Holzplanken ſo lange an einander rieben, bis aus der dadurch entſtehenden Hitze helles Feuer wurde. Von dieſem wurde jeder Herd mit neuer Glut verſehen. Dann ſezte man raſch einen Keſſel mit Waſſer darüber und beſprengte die von der Peſtilenz Befallenen, ſo wie das von der Seuche ergriffene Vieh damit, indem man meinte, es ſey das ſicherſte Mittel gegen die Krankheit.

In Schweden, wo das Nothfeuer vrideld oder gnideld (Dreh- oder Reibefeuer) heißt, wurde es ebenfalls durch einen Frictionsproceß erzeugt. Zuweilen nahm man neunerlei Holz dazu. Der davon aufſteigende Rauch galt für geſund und glückbringend, weßhalb man das Vieh hindurch trieb, die Obſtbäume damit beräucherte, daß ſie reichlich tragen ſollten, und die Netze dadurch zu weihen und zu gutem Fange geſchickt zu machen pflegte.

Ueberblicken wir dieſe verſchiedenen Arten des Nothfeuers, ſo weiſen ſie ſämmtlich auf ein hohes Alterthum des Gebrauches hin. Das zum Hervorlocken der Flamme verwendete Rad, das bald in voller Geſtalt, bald bloß als Achſe in der Nabe erſcheint, iſt Bild der Sonne, die unſern Vorvätern als Urquell des Feuers nach ſeiner ſegensreichen Seite galt. Die Nothwendigkeit von neunerlei Holz, die neun Spindeln, die wohl die Speichen des Sonnenrads bedeuten, die neunmal neun Männer, welche bei der Ceremonie thätig ſind, finden ihre Erklärung nur in der Heilighaltung dieſer Zahl bei den heidniſchen Nordvölkern Europas. Daß das Feuer als Reinigungsmittel angeſehen wird, kann nicht Wunder nehmen, da es — man denke an Schmelzhütten und ihre Schlacken, an Deſtillirapparate, und in anderer Beziehung an Herakles auf dem Oeta, an den Weltbrand der Edda und an das katholiſche Purgatorium — allenthalben als läuterndes, verklärendes Element betrachtet wird. Mit dem Begriff der Reinigung aber und der Befreiung verbindet ſich naturgemäß die Vorſtellung des Schutzes und der Vorbeugung für den Fall, daß die vertriebene, abgewehrte böſe Macht wiederkehren ſollte, und ſo ſollte man glauben, das Nothfeuer werde nicht bloß bei unmittelbar drängender Gefahr, ſondern auch zu gewiſſen Tagen des Jahrs als Sicherung gegen das möglichе Uebel angezündet worden ſeyn. Welche Zeit aber wäre dann geeigneter geweſen, als die, wo die Sonne, von der das Feuer ſtammte, ihren höchſten Stand erreicht hatte und auf

dieſem Punkt ihren höchſten Triumph über die Macht der Finſterniß feierte?

Dieß iſt denn auch in der That geſchehen, und zwar zündeten in der älteren Zeit die Celten ihre Nothfeuer am erſten Mai, die Germanen die ihrigen am Tage der Sonnenwende an, und wo die Sitte zu den Slaven drang, knüpfte ſie ſich gleichermaßen an den Mittſommertag. Das Reſultat dieſer Betrachtung iſt alſo, daß die Johannisfeuer identiſch mit den Nothfeuern ſind. Dieß wird dadurch unterſtützt, daß leztere in den Strichen, wo erſtere ſich erhalten haben, nicht mehr vorkommen; ſodann dadurch, daß bei beiden Feuern das Rad der Sonne und die Neunzahl eine Rolle ſpielen und bei beiden Kohlen zum Zweck der Segnung von Haus und Hof mit heimgenommen werden; ferner ganz offenbar durch den ſlaviſchen Gebrauch, die Heerden durch das Johannisfeuer zu treiben; endlich aber auch durch das allenthalben übliche Hüpfen über das Johannisfeuer, mit dem ſich im Glauben des Volks übernatürliche Segnungen verbinden. Denn unzweifelhaft haben die Nothfeuer am Tage der Sonnenwende eine tiefere und umfaſſendere Bedeutung als die eines bloßen Schutzmittels vor Viehſeuchen gehabt. Wir ſahen ſie in Schweden den Obſtbäumen Gedeihen, den Netzen Glück verleihen. Wir bemerkten in der einen ſchottiſchen Sitte, daß an der Flamme gewärmtes Waſſer (eine Verbindung des Johannisbades mit dem Reinigungsfeuer der heiligen Zeit) die Menſchen vor Peſtilenz ſchüzte. Wir leſen, wie nachträglich einzuſchalten, daß man im Appenzeller Lande die Aſche der Brände auf die Aecker ſtreut, um ſie vor Ungeziefer zu bewahren. Wir finden dem völlig entſprechende Züge in dem Glauben, den das Volk von der den Johannisfeuern inwohnenden Kraft hegt. Wie könnte da noch Raum zum Zweifel ſeyn, daß auch jenes Springen der Menſchen über die lezteren ein Reſt des urſprünglichen Cultus ſey und bei demſelben den gleichen Zweck der Reinigung, ja möglicherweiſe ſelbſt den der Sühnung gehabt habe? Die Erzeugung der Flamme durch Holzreibung wird allerdings bei den Johannisfeuern nicht bemerkt. Sie mögen indeß erſt dann auf die gewöhnliche Weiſe entzündet worden ſeyn, als die Kirche ſie adoptirte und jene entſchieden heidniſche Ceremonie der Hervorlockung des „wilden" Feuers, für die ſich im Bereiche des Chriſtenthums keine Erklärung fand, von der Feier verbannte. Sehr deutlich weiſt auf ihr einſtiges Vorhandenſeyn das in Frankreich auf ebenen Wegen, in ſchwäbiſchen Gegenden von Bergen gerollte Rad hin; denn kaum wird man ſich täuſchen, wenn man die Vermuthung aufſtellt, wie beim Nothfeuer allmählig bei dieſem Rade die Bedeutung der Sonnenſcheibe vor der des bloßen Zündwerkzeugs zurückgetreten ſey, ſo ſey umgekehrt beim Johannisfeuer durch jene Einwirkung der Kirche die Vorſtellung des Zündwerkzeugs (die in dem Ehinger Zündelfeuer noch anklingt) vor der des lichten Sonnenballs gewichen, mit welchem das chriſtliche Bewußtſeyn den Gedanken an Johannes verband.

Nach dieſen verſchiedenen Schlüſſen und Beobachtungen werden wir uns den Ritus der vorchriſtlichen Sonnenwendfeuer etwa folgendermaßen vorzuſtellen haben. In der Zeit, wo das Tagesgeſtirn am höchſten ſtand, verſammelte ſich das Volk, nachdem in den Häuſern alle Feuer gelöſcht worden, an heiliger Stätte, einestheils um die ſtrahlende Gottheit an ihrem Ehrentage freudig zu begrüßen, anderntheils um ſich in dem mit ihrem Symbol geweckten, von ihr ſtammenden Elemente zu läutern und vor kommendem Unheil zu wahren. Die durch ein Rad erzeugte Flamme wurde durch einen Umzug im Kreiſe ebenfalls in ein Rad verwandelt, deſſen Achſe oder Nabe durch einen in der Mitte emporragenden, mit Blumen und heiligen Kräutern umwundenen Baum gebildet wurde. Zum Scheiterhaufen wurde neunerlei Holz genommen, wobei das der Eiche, die dem himmliſchen Feuergott Donar geweiht war, nicht fehlen durfte. Geſänge zu Ehren der Gottheit wurden angeſtimmt, nachdem der Prieſter den Holzſtoß angezündet hatte. Feierliche Reigen folgten, aufgeführt von Tänzern, die mit Heilkräutern bekränzt waren und Sträuße von denſelben in den Händen trugen. Man warf davon in die Flamme, um zu opfern und um ihre reinigende und ſegnende Kraft zu ſteigern. Man ging endlich oder ſprang durch die Glut, trieb das Vieh hindurch und beobachtete, wo der Gedeihen bringende Rauch hinzog. Am Schluß der Feierlichkeit bewarf man ſich mit der Aſche, hielt einen Schmaus, bei dem vorzüglich — man denke an das im Meißnerland geopferte Pferdehaupt — Roßfleiſch gegeſſen wurde, zündete mit Bränden vom Scheiterhaufen die ausgelöſchten Herdfeuer wieder an und ſtreute die Reſte des Brandes auf die Felder, hing ſie vor Thüren und Fenſtern als Amulette gegen allerlei Uebel auf oder legte ſie auf das Dach, um dem Gott des Feuers zu zeigen, daß man ſein Feſt nicht verſäumt habe, und ſich dadurch vor ſeinen Blizen zu ſichern.

Näheres läßt ſich über die Ceremonie nicht weh angeben. Vieles von den Nebendingen mag man in der einen Landſchaft ſo, in der andern anders gehalten haben. Ein Zug aber dürfte als weſentlich noch nachzutragen ſeyn, nämlich der Gebrauch, bei der Feierlichkeit zu Ehren der Götter einen Becher zu leeren, von welchem in dem ſogenannten Johannistrunke oder der Johannisminne noch Spuren erhalten ſind. Minne hängt hier mit dem engliſchen mind zuſammen und bedeutet Gedächtniß. So gedachten die alten Skandinavier bei ihren großen Jahresfeſten durch Leerung eines Trinkhorns ihres Odin, ihres Thor und der übrigen Aſen, wobei ſie Gelübde ablegten. Bei der Bekehrung wurde der Brauch nicht aufgegeben,

aber man trank nun Christi, der Mutter Gottes, des Erzengels Michael oder des heiligen Martins „Minne.“ Die Sueven übten die Sitte, als der Heidenapostel Columban zu ihnen kam, gleichfalls, und auch hier vermochte sie das Christenthum nicht zu bannen. Daß sie aber vorzugsweise beim Feste der Sonnenwende gebräuchlich gewesen, scheint der Umstand darzuthun, daß sie nun den Namen des Heiligen annahm, dem die Kirche den Mittsommertag geweiht, daß man also, wie einst Wuotans, jezt Sanct Johannis Minne oder Segen trank, ein Gebrauch, der sich im Norden wie im Süden das ganze Mittelalter hindurch, in Schwaben aber hin und wieder bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Als Beleg hiezu kann schon die Erinnerung an die oben angeführte Sage gelten, daß die Gräfin Anna auf dem Frauenberg bei Gerhausen, wo noch jezt Johannisfeuer lodern und Johannisräder rollen, alljährlich am Mittsommertag einen Eimer Wein vertheilt habe. Noch wichtiger aber ist, daß man noch heute in Heilbronn am Abend dieses Tages auf öffentlicher Straße den Johannissegen trinkt, und daß die alte schöne Sitte auch in Rottenburg am Neckar noch blüht, indem man Tische und Stühle vor das Haus stellt, zu denen sich Bekannte und Verwandte, der eine mit Brod, der andere mit Wein, der dritte mit einem andern Beitrag einfinden, schmausen und zechen und fröhliche Lieder singen bis tief in die Nacht. Ein charakteristischer Zug dabei ist, daß wenn manche Nachbarn auch das ganze Jahr über in Streit und Hader gelegen haben, sie sich bei diesem Mahle auszusöhnen und mit einander zu essen genöthigt finden.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Neubauten.

Ein Touriſt, der ſeit mehreren Jahren Genf nicht geſehen, darf ſich immerhin bei einem Beſuch unſerer Stadt auf einige Ueberraſchung gefaßt machen. So manche Städte er auch in lezter Zeit auf dem europäiſchen Continent bereist und ſo große bauliche Veränderungen er dort beobachtet haben mag, kaum dürfte er, das Verhältniß gewahrt, irgend eine Stadt gefunden haben, in welcher im kurzen Zeitraum von drei Jahren eine ſo gänzliche Umgeſtaltung des äußern Typus, gewiſſermaßen eine vollſtändige Verjüngung des baulichen Organismus der alten Stadt vorgegangen iſt wie in Genf. Jedermann wird ſich des keineswegs freundlichen Eindrucks erinnern, welchen er beim Anblick der alten, die Stadt noch vor vier Jahren in weitem Kreiſe umgebenden Feſtungswerke empfand, die mit ihren halbverſchütteten Gräben und eingeſunkenen Wällen zwar die Stadt gegen einen feindlichen Angriff niemals mehr ſchüzen konnten, wohl aber ihr Wachsthum und Gedeihen hinderten. Wie ein traditionelles Geſetz, aus welchem längſt Sinn und Bedeutung gewichen, den aufſtrebenden Geiſt in widernatürliche Feſſeln ſchlägt, ſo lag dieſer ſteinerne Ring der Wälle und Mauern um die Stadt, ihrer weiteren Entwicklung die willkürlichſte Schranke ſezend. Uebervölkerung, unnatürliche Höhe des Miethzinſes, Ungeſundheit der Wohnungen ꝛc. waren ſchon ſeit Jahrzehnten bei der außerordentlichen Zunahme der Einwohnerſchaft und dem Aufſchwung unſerer Induſtrie als die natürlichen Folgen jenes Mißſtandes hervorgetreten; und doch koſtete es bekanntlich der 1846 an's Staatsruder gelangten Partei unglaubliche Mühe, die Zerſtörung und Abtragung der alten Feſtungswerke durchzuſezen, und das dem Stockgenfer trotz allen politiſchen „Stürmen im Waſſerglaſe“ eigenthümliche Kleben auch an durchaus unhaltbaren Traditionen, ſo wie verlezt geglaubte Privatintereſſen führten noch vor kurzer Zeit einen heftigen Kampf gegen Neuerungen, welche doch durch die gegenwärtigen hieſigen Zuſtände, mehr noch aber durch die zukünftige Aufgabe Genfs als unerläßlich geboten erſchienen. Auch haben ſich die früher geltend gemachten Bedenken keineswegs bewahrheitet. Die Staatsſchulden ſind freilich unter dem Gouvernement Fazy bedeutend vermehrt und belaufen ſich gegenwärtig auf nahezu ſechs Millionen Franken, eine Summe, welche jedoch nur theilweiſe als Folge der Neugeſtaltung der Stadt zu betrachten iſt und überdieß bei den Genf zu Gebot ſtehenden außerordentlichen Mitteln ſchwerlich ernſtliche Beſorgniß erregen kann.

Durch die Abtragung der alten Wälle und die Ausfüllung der Gräben wird das bisherige Areal der Stadt faſt um das Doppelte vergrößert. Die Arbeiten gehen raſch ihrer Vollendung entgegen und bereits erheben ſich zwei faſt ausgebaute neue Stadtviertel an beiden Ufern des Sees. Der bei allen Terrainverſteigerungen bis jezt durchſchnittlich bezahlte Preis von 450 Fr. für die Quadratroiſe liefert den beſten Beweis, welches Zutrauen die Spekulation in die Zukunft Genfs ſezt, ein Zutrauen, das wohl nur durch die ungünſtigſten Zeitverhältniſſe erſchüttert werden könnte, und immer nur für einige Zeit; denn niemand wird darüber im Zweifel ſeyn, daß Genf neben ſeiner jetzigen induſtriellen Bedeutung nach Vollendung der wohl unter allen Umſtänden auszuführenden Schienenverbindungen mit Baſel, der öſtlichen Schweiz, Turin, Lyon und Paris eine der wichtigſten Stationen für den mitteleuropäiſchen Handel werden muß. Und auf die hohen Preiſe der bisher verkauften Grundſtücke hat ſolche möglicherweiſe noch beſtreitbare zukünftige Bedeutung Genfs nicht einmal Einfluß gehabt, da dieſelben größtentheils vom Punkte, wo die Bahnhöfe aller Wahrſcheinlichkeit nach erbaut werden müſſen, ſehr entfernt liegen. Im Winter 1853 bis 1854 waren in den bezeichneten Quartieren am rechten und linken Ufer des Sees für ſechs bis acht Millionen Fr. Häuſer im Bau begriffen, welche bei der hieſigen ſchnellen Baumethode (nur die Grundlegung bietet an den Kais beim anfänglichen Eindringen des Seewaſſers einige Schwierigkeit) jezt größtentheils vollendet ſind. Auf dem linken Ufer, im neuen Quartier de Rive, zeichnen ſich beſonders zwei neu erbaute Gaſthöfe aus. Der eine, das ſeit einem Jahr vollendete Hôtel d'Angleterre, hat ſich bereits dem reiſenden Publikum durch ſolide Einrichtung bekannt gemacht; der zweite, das noch im Bau begriffene, in koloſſalem Maßſtab angelegte „Hôtel des Chemins de Fer“ müßte den größten Gaſthöfen in der Stadt eine gefährliche Concurrenz machen, wenn nicht die in den lezten Jahren in außerordentlichen Verhältniſſen geſtiegene Fremdenfrequenz ſolche Beſorgniß beſeitigte und der Ruf der Hôtels des Bergues, de la Couronne, de la Balance, de l'Ecu de Genève ꝛc. nicht hinlänglich begründet wäre. Die beiden oben genannten Gaſthöfe und eine Reihe bedeutender Privathäuſer bilden mit ihrer Front eine ſchnurgerade Verlängerung des bisherigen Grand-Quai, ſo daß derſelbe jezt eine Länge von 900 Schritten hat. Alle dieſe Häuſer ſind fünf Stockwerke und darüber hoch und bieten dem mit dem Dampfſchiffe von Lauſanne anlangenden Reiſenden einen äußerſt impoſanten Anblick dar. Eine vom neuen Kai aus ſich in den See erſtreckende kleine Halbinſel hat die Stadt zu einer geſchmackvollen Parkanlage verwendet, deren Plan und Ausführung von einem deutſchen Kunſtgärtner, Jäcke aus Baden-Baden, herrühren. Eine der ſchönſten Zierden dieſes neuen Quartier de Rive verſpricht das Haus zu werden, welches ſich A. Calame, der berühmte Landſchafts-

maler, hier erbauen läßt. Indeſſen denke man dabei nicht an einen nur den Muſen geweihten Tempel; dafür iſt Calame als Schweizer zu praktiſch, und er läßt die untern Stockwerke ſeines Hauſes als Waarenmagazine einrichten.

Großartiger noch und jedenfalls für die Zukunft Genfs wichtiger erſcheinen die neuen Stadtanlagen auf dem rechten Seeufer. Wie auch immer die gerade jezt ſchwebende Frage über die Stelle der Bahnhöfe und beſonders desjenigen für den Genf-Lyoner Schienenweg, welche unſern Parteien einen willkommenen Anlaß zum heftigſten Streit bietet, entſchieden werden mag, jedenfalls iſt kein Zweifel, daß die eben genannte Linie auf dem rechten Ufer ausmünden muß, wie denn auch nur von dort die Verbindung mit der ſchweizeriſchen Weſtbahn, d. h. mit Bern, Baſel und der öſtlichen Schweiz bewerkſtelligt werden kann. — Zunächſt hat auch hier der Kai des Bergues vom bekannten Hôtel gleichen Namens an eine anſehnliche Verlängerung erfahren. Hier befindet ſich zunächſt das Grundſtück, welches vor einigen Jahren das „dankbare Vaterland," d. h. die radikale Kantonalrepräſentation, James Fazy geſchenkt und auf welchem dieſer ein ſehr geſchmackvolles Gebäude hat errichten laſſen. Daneben ſetzen einige andere, theils commerciellen und induſtriellen, theils privaten Zwecken gewidmete Gebäude den neuen Kai fort, um deſſen Benennung noch vor einem Jahr ein höchſt komiſcher Streit geführt wurde. Der Municipalrath wollte den Kai, weil man von hier aus die ſchönſte Ausſicht auf den Montblanc und die ſavoyiſchen Alpen genießt, „Quai du Montblanc" genannt wiſſen, die Radikalen aber brachten zur Ehre des damaligen Genfer Diktators den Namen „Quai Fazy" in Vorſchlag. Witzlinge verſuchten eine Ausgleichung durch den Namen „Quai Fazy-Montblanc," da Fazy der Montblanc unter den Genfer politiſchen Größen und der Montblanc der Fazy unter den Bergen ſey. Seitdem hat J. Fazy die Wandelbarkeit der Volksgunſt kennen gelernt, der Montblanc aber iſt ſtehen geblieben, und ſo hat man ohne weitern Widerſpruch den Namen „Quai du Montblanc" angenommen.

Zwiſchen dieſem Kai und der Porte Cornavin, auf dem Raume, welcher früher mit doppelten Wällen und Gräben bedeckt die ländliche Vorſtadt Paquis und die dortigen, von herrlichen Parks umgebenen Villen von der innern Stadt trennte, iſt jezt eine ganze Maſſe Häuſer theils im Bau begriffen, theils ſchon neue Straßen bildend vollendet. Beſonders zieht hier die neue engliſche Kirche, welche bereits im Auguſt 1853 durch den Biſchof von Wincheſter geweiht wurde, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Gebäude iſt in zierlichem gothiſchem Styl von hellgrauem und röthlichem Sandſtein aufgeführt. Schade, daß die nächſtliegenden Privathäuſer in ihrer ſiebenſtockigen, den Kirchthurm überragenden Höhe den Eindruck, den das zierliche Gebäude unter andern Verhältniſſen machen würde, allzuſehr ſchwächen und ſeine Dimenſionen zu lilliputiſch erſcheinen laſſen. — Unmittelbar neben der alten Porte Cornavin erheben ſich die Grundmauern der neuen katholiſchen Kirche, der künftigen „Notredame de Genève," auf einem vom Staat auf Fazys Betreiben den Katholiken geſchenkten Grundſtück. Dieſe Schenkung hat bekanntlich unter der ſtreng calviniſtiſchen Bevölkerung des „proteſtantiſchen Rom" viel böſes Blut gemacht, wozu die herausfordernde Sprache ultramontaner franzöſiſcher und ſavoyiſcher Blätter das ihrige beitrug. Bezeichnete doch ein hieſiger katholiſcher Miſſionsprediger die Kirche als „eine im feindlichen Lande zu errichtende Burg, als äußerſten Vorpoſten gegen die verderbliche Propaganda des Proteſtantismus." Jezt heißt es, es geſchehe nicht ganz ohne Abſicht, wenn man auf die Errichtung des Bahnhofs der Genf-Lyoner Bahn in der Nähe der Kirche beſonderes Gewicht lege.

Am weiteſten zurück ſind die Abtragungsarbeiten auf der weſtlichen Seite der Stadt, zwiſchen der Porte Cornavin und der Porte Neuve. Doch auch dieſe werden noch im Laufe dieſes Sommers bedeutend gefördert werden und auch hier bald ein neuer Stadttheil entſtehen, wenn der Plan, in dieſer Gegend eine neue, die ſiebente, Rhonebrücke in der Stadt zu erbauen, zur Ausführung kommt, wodurch der Verkehr vom Jura über Genf nach Savoyen eine neue Erleichterung erhielte. — Auch im Innern der Stadt ſind in den lezten Jahren manche Verbeſſerungen vorgenommen worden; ſo ſind viele alte Häuſer, welche die Straßen allzuſehr einengten, abgebrochen und im Quartier de Rive durch Durchbruch eine neue breite Straße geſchaffen worden, die in gerader Linie aus dem Innern der Stadt auf das linke Seeufer führt. Man ſieht, daß wir in Genf uns bemühen, den Namen der „ſchweizeriſchen Klein-Pariſer" zu verdienen.

Newyork, Juni.

I.

Von Weſten nach Oſten.

Lebt wohl, ihr Freunde im Weſten, bei denen ich eine beſſere Heimath fand als daheim in der alten Welt! Endlich ja muß es geſchieden ſeyn! Der mächtige Michiganſee rauſcht, der Dampfer ſchaukelt ſich auf den Wellen, rothe Funken ſprühen aus dem Schornſtein und wetteifern mit den Blitzen, welche dann und wann den Horizont erhellen. Das Zeichen zur Abfahrt wird gegeben und dahin brauſt der Dampfer durch die Nacht. Noch einen langen Blick nach dem Ufer, bis es dem Auge entſchwindet und nur der Leuchtthurm noch eine Weile die Richtung bezeichnet und dann alles in Nacht verſchwindet.

Die Fahrt längs des weſtlichen Michiganufers von Norden nach Süden bietet nichts erhebliches. Die Gegend iſt flach und nichtsſagend und machte am trüben, nebligen Morgen, der der Nacht folgte, einen doppelt trüben und nüchternen Eindruck, welcher noch dadurch erhöht wurde, daß trotz der vorgerückten Jahreszeit — es war der 20. April — und trotz des 44 Breitegrades die Landſchaft in dieſem rauhen Clima noch einen faſt winterlichen Charakter trägt. Bäume und Sträucher ſtrecken ihre Zweige gleich Beſenreiſern in die Luft, und kaum beginnt das Gras hie und da zu grünen. Ueberhaupt täuſcht ſich der Fremde, welcher in dieſer Gegend großartige Natureindrücke erwartet, was freilich den Landmann nicht ſtört, da er in der geſunden Proſa eines vortrefflichen Bodens reichlichen Erſatz findet. Eben ſo wenig wird man durch eigenthümlich fremdländiſche Eindrücke entſchädigt, denn die Indianer, von denen man zu Hauſe träumt und welche noch vor wenigen Jahren in der That das Land überſchwemmten, haben ſich längſt auf ihre Niederlaſſungen bei Green Bai zurückgezogen, und während meines zehnmonatlichen Aufenthalts in Wisconſin kam mir nur ein einziger Indianer zu Geſicht. Monitouwoe, Kenoſcha, Waukeſcha, Sheboygan, Waukegan — wie ſeltſam, wie fremd, wie verheißend klingen alle dieſe Namen! was erwartet man da nicht, und — findet deutſche Krähwinkel! Ueberhaupt, ich wiederhole es, wir Culturmenſchen mit unſern Anſprüchen an Natur, Kunſt, Literatur und Geſelligkeit kommen wenigſtens um ein Jahrhundert zu früh, wenn wir uns in den amerikaniſchen Weſten verirren, es müßte denn ſeyn, daß in Folge einer allgemeinen europäiſchen Umwälzung mehr geiſtige Elite hierher verſchlagen würde, welche durch enges Zuſammenhalten einen entſchiedenen Einfluß gewinnen und dem geiſtigen Princip größere Geltung erringen könnte. Die einzige Ausnahme von allen übrigen Orten im Staat macht Milwaukee, das freilich ſchon durch ſeine in wenigen Jahren mit unglaublicher Schnelligkeit gewachſene Einwohnerzahl zu größeren Anſprüchen berechtigt. Hier ſind deutſche Sitte und Bildung ſchon zur Geltung gelangt; Leſecirkel, Muſikvereine, aller ſolcher Wohlthaten iſt man hier bereits theilhaftig und die von Effellen herausgegebene Atlantis, eine Monatsſchrift, deren Inhalt größtentheils wiſſenſchaftlicher Art iſt, ſoll ſich, wie ich höre, eines günſtigen Erfolgs erfreuen. Auch eines Vorgangs in lezter Zeit muß ich bei dieſer Gelegenheit erwähnen, der ebenfalls als ein Zeichen des Einfluſſes des beſſeren europäiſchen Elements anzuſehen iſt. In Milwaukee lebte ſchon ſeit mehreren Jahren ein Neger, der, obgleich man wußte, daß er aus dem Süden entflohen war, dort ungehindert ſein Gewerb trieb, als auf einmal ein Sklavenbeſitzer aus dem Süden erſchien, den Neger als ſein Eigenthum erkannte und ſeine ſofortige Auslieferung verlangte. Da dem Geſetz der Vereinigten Staaten gemäß ein Farbiger, welcher auf den Verdacht, ein entlaufener Sklave zu ſeyn, von Gerichts wegen verhaftet wird, nicht des Rechtes eines öffentlichen Verhörs genießt, noch dem Urtheilsſpruch einer Jury unterworfen iſt, ſo blieb den Behörden bei dem beſten Willen keine Wahl. Der arme Teufel wurde eingeſteckt und hätte ſicher ausgeliefert werden müſſen, allein das Volk empörte ſich und übte eine umgekehrte Lynchjuſtiz. In höchſter Ordnung, ohne alle Exceſſe wurde das Gefängniß geſtürmt, der Gefangene befreit und dem Eigenthümer das Nachſehen gelaſſen, der freilich eine Klage auf Schadenerſatz anhängig machte, deren Erfolg ſich indeſſen leicht abſehen läßt.

Ehe ich Wisconſin verlaſſe, muß ich noch des Schickſals erwähnen, den das den Staat bedrohende Maine liquor law, das Geſetz zur Unterdrückung geiſtiger Getränke, hier gehabt. Trotz aller Gegenbeſtrebungen der Feinde ſolcher Beſchränkungen wurde daſſelbe vom Senat mit bedeutender Mehrheit angenommen, doch unter der Bedingung, daß es erſt noch einmal dem Volk zur Abſtimmung vorgelegt werden ſolle. Allein mit dieſem Sieg noch nicht zufrieden, verlangten die Kaltwaſſermänner des zweiten Hauſes mit einer Majorität von zwei Dritteln Stimmen die ſofortige Einführung des Geſetzes, ohne weitere Appellation an das Volk. Da aber der Senat bei ſeinem Beſchluß, und die Aſſembly, des Sieges gewiß, eben ſo feſt auf dem ihrigen beharrte, der Conſtitution gemäß aber kein Geſetz ohne die Uebereinſtimmung beider Häuſer eingeführt werden darf, wurde der Staat trotz der doppelten Majorität, gerade durch den Fanatismus der Waſſerpartei, vor einem freiheitsbeſchränkenden Geſetz bewahrt, welches neben dem Nachtheil, der durch die heimliche Uebertretung, durch die überall, wo das Maine

law in Kraft iſt, auf's Höchſte getriebene Verfälſchung der heimlich verkauften geiſtigen Getränke entſtanden wäre, auch noch den ſchädlichen Einfluß gehabt hätte, daß die Einwanderer, die hauptſächlichſte Garantie für die Zukunft des Weſtens, in Folge eines ſolchen jedem Deutſchen in den Tod verhaßten Verbots ſich nach andern Gegenden wenden würden.

Am ſüdlichen Ende des Michigan liegt Chicago, die Hauptſtadt des Staates Illinois. Dieſe Stadt, welche ſich in merkwürdig kurzer Zeit mit einer nur in Amerika möglichen Schnelligkeit entwickelt hat und bereits 80,000 Einwohner zählen ſoll, liefert ein Bild des erfreulichſten Wachsthums. Auf allen Seiten ſieht man ſtattliche Gebäude aus der Erde ſteigen, durch die meiſten Straßen hat man vortreffliche Plankenchauſſeen gelegt, überall herrſcht reges Leben und aus dem, was die Gegenwart bereits aufweiſt, läßt ſich mit Zuverſicht auf eine noch glänzendere Zukunft ſchließen. Sind erſt die nahen Sümpfe ausgetrocknet, ſo wird auch die Geſundheit hier einkehren, die bis jezt noch fehlt, denn jährlich wird die Stadt von Wechſelfiebern heimgeſucht, die, wenn auch nicht gerade tödtlich, doch langwierig und angreifend ſind und häufig wiederkehren. Uebrigens wehen hier ſchon mildere Lüfte, als oben in Wisconſin, der Raſen iſt im April bereits grün, Bäume und Sträucher zeigen große Knospen und die Farben der Landſchaft ſind lichter und wärmer. In Chicago verläßt man das Dampfboot und fährt auf der Eiſenbahn durch den fruchtbaren, aber ebenfalls flachen und von Fiebern heimgeſuchten Staat Michigan in ungefähr zwölf Stunden nach Detroit, der Hauptſtadt, von wo man auf einem jener prächtigen Dampfboote, die ich ſchon früher beſchrieben habe, auf dem Eriſee nach Buffalo gelangt.

Aus der Weſtſchweiz, Juni.

(Schluß)

Die ſchweizeriſche Kunſtausſtellung für 1854.

Folgen wir nun gleich A. von Meuron aus Neuchatel, dem wir dieſes wunderſame Murmelthierſtillleben verdanken, auf ein anderes Kunſtgebiet. Zwei Seitenſtücke, halb der Landſchaft, halb der Genremalerei angehörend, bilden für uns den natürlichen, ungezwungenen Uebergang. Auf dem einen Bild ruhen bei ſpätem Abendſchein etliche Sennen und Sennerinnen auf dem Kamm einer hohen Alp; ſämmtliche Geſtalten, von ſo edler Einfalt, als wären ſie von Leopold Robert gemalt, überſchleiert gleichmäßig der durchſichtige Schlagſchatten des Abendrothes, welches hinter ihnen in ſeinen herrlichſten Farben erglüht, während aus der nächtlichen Tiefe nur wenige duftumflorte Gipfel bis zu unſerer Höhe emporragen. Auf dem andern Bild liegen beim früheſten Morgenlicht zwei Gemsjäger zwiſchen Alpenroſengeſträuch am äußerſten Rand eines Abgrundes; der eine ſpäht mit dem Fernrohr in die Tiefe, der andere harrt geſpannt des Berichtes; die erſten Strahlen der eben über die Berge emportauchenden Sonne färben die kecken Geſichter der Jäger und einige ferne Gipfel mit lebhaftem Roth, während andere minder hohe Spitzen noch in ihr kühles, ſtahlblaues Nachtkleid gehüllt ſind und tief unten die Welt in ſtiller Dämmerung verſchwimmt. Aus beiden Bildern weht friſche Alpenluft, aber dort abendliche Ruhe, hier des Morgens reges Leben, dort ſüß melancholiſcher Friede, hier jede Muskel zur That geſpannt, dort der ernſte Einzug der milden Herrſcherin Nacht, hier der beginnende Siegeslauf des fröhlichen Tages.

Sie müſſen ſich nun mit mir durch die dichte Gruppe drängen, welche zu jeder Stunde Meurons viertes Bild umlagert. Gälte die Stimme jener Jury, welche entſcheidet, ohne um Schulen und Manieren, um breite oder ſchmale Pinſel, um Tinten, Töne oder Lichter ſich zu kümmern, ſondern wie der unbewußte Inſtinkt es ihr eingibt, ſo würde ohne Zweifel dieſes ohne Farbeneffekt und in ſehr beſcheidenen Dimenſionen ausgeführte Bildchen den erſten Preis davon tragen. Es heißt „der ſterbende Sohn.“ Wir ſehen eine Bauernſtube, nicht beſſer, nicht ſchlechter, als man ſie in den moosbewachſenen Strohhäuſern des Emmenthals, in den braunen, ſteinbeſchwerten Hütten von Lauterbrunnen oder Grindelwald findet. Auf grobgezimmerter Bettſtelle, von blauleinenen Vorhängen beſchattet, liegt ein junger Mann mit gebrochenem Auge, den Hauch des Todes über dem bleichen Geſicht. Zu ſeinen Häupten hängt Stutzer und Waidtaſche, zu Füßen auf dem Tiſch liegt neben den Arzneigläſern eine Bibel aufgeſchlagen, ſteht die Ampel mit eben verglimmendem Dochte. Durch das niedrige Fenſter dringt kalt und farblos der erſte dämmernde Morgenſchein. Aber auf dem alten Lehnſeſſel neben dem Bette ſitzt eine blaſſe Alte in bäuriſcher Tracht, die gerungenen Hände, die verweinten Augen zum Himmel gehoben und im runzelvollen Geſicht den Inbegriff tiefſten Mutterſchmerzes. — Laſſen Sie mich per parenthesin an dieſe Mater dolorosa einige allgemeine Betrachtungen knüpfen. Oben und unten am Rhein, in der Schweiz und in den Niederlanden befindet ſich der Künſtler am beſten unter dem Volke, er malt Genre; aber die dicke feuchte Luft der Marſchen iſt nicht die, welche man auf den Bergen athmet. Mit der friſchen Alpenluft ſaugt der Künſtler andere, idealere Empfindungen und Anſchauungen ein. So haben denn unſere Meiſter, einſt Leopold Robert, dann Girardet und jezt auch Meuron, dem Genrebild einen edleren Stempel aufzudrücken gewußt. Es iſt mehr geworden als die triviale Wirthsſtube mit den rauchenden, kartenſpielenden Bauern und Matroſen, jene Bilder Oſtade's, die zwar den feinen Kenner des Pinſels entzücken, aber nichts haben, das zum Herzen ſpricht. Jene wiſſen Ideen, den Beſchauer durchzuckende tiefe Gedanken in ihre Bilder aus dem Leben der Bauern, Sennen und Fiſcher zu legen. Luſt und Pein, Verzweiflung und Verklärung, was die alten großen Meiſter in ihre Bildniſſe von heiligen Frauen und Märtyrern, von Helden der heiligen und profanen Geſchichte zu bannen wußten, das findet ſich hier unter dem halbleinenen Kittel. Aber eben ſo fern als von der trivialen Kopie der Natur ſind dieſe Erzeugniſſe der demokratiſchen Kunſt von jenem franzöſiſchen Kokettiren mit dem affektirten Proletariat, das ſeine Miſère theatraliſch zur Schau trägt, aber eigentlich mehr vom Durſte leidet als vom Hunger. Roberts, Girardets, Meurons Bilder ſind, was in der Poeſie die wahre Dorfgeſchichte, — das Strohdach, die Bauernſtube, der klappernde Holzſchuh, und alles was damit zuſammenhängt, aber unter dem niedrigen Dache, auf der hölzernen Bank, hinter dem bäuriſchen Mieder das uralte, ewigjunge, freudvolle, leidvolle Menſchenherz.

Beinahe hätte ich ob dem dummen Ding, dem Menſchenherz, das ſo warm hinter Meurons Leinwand ſchlägt, vergeſſen, etwas von den Thierbildern zu melden. Laſſen Sie mich's nachholen. Wir hören ſonſt hier zu Land nicht gern von „Schweizer Kühen“ reden, und haben Sie vielleicht einen jungen ſchwäbiſchen Freund, der gern an unſerem neuen eidgenöſſiſchen Politechnikum oder an unſern Eiſenbahnbauten angeſtellt werden möchte, ſo ſagen Sie ihm, er möge ſich ja vor dieſem ſchnöden Worte hüten. In meinem Kunſtbericht läßt ſich, wenn auch der Ausdruck, doch der Gegenſtand nicht ganz umgehen. Und es iſt am Ende nicht zu läugnen, daß in einer graſenden Schweizer Kuh auf grüner Alp oder einer wiederkäuenden im gemüthlichen Stall, wo ein gelber Abendſonnenſtrahl, durchs ſpinnwebumflorte Fenſterchen fallend, ſie beleuchtet, eben ſo viel Poeſie ſteckt, als in dieſem und jenem Hiſtorien-

oder andern Bilde. Dieſe Poeſie hat uns dießmal nicht nur Humbert in Genf, ſondern auch Adam und Melchior in München meiſterhaft aufzuſchließen gewußt. Gehen wir von den Kühen zu minder verfänglichem Vieh über, ſo begegnen wir einem der bewundertſten und werthvollſten Gemälde der Ausſtellung: „von einem Geier verfolgte Schafe“ von Eberle in München. Es iſt eine Schafweide im hohen Gebirg; zwiſchen ſtarrenden Felſen kreiſt ein gewaltiger Lämmergeier; eine aufgeſchreckte Schafheerde ſtürzt in blinder Angſt dem vor ihr gäh ſich ſenkenden Abgrund zu. Iſt auch der Künſtler ein fremder Gaſt, ſo gehört doch ſein Bild, ſchon der prächtigen Alpenlandſchaft wegen, zu den charakteriſtiſchen unſerer ſchweizeriſchen Ausſtellung. Eben ſo gern gewähren wir ein Ehrenbürgerrecht Fr. Volz in München für ſeinen „Ziegenhirten“ und ſeinen Stier, den Sultan der Weide, welcher in gerechter Entrüſtung den Malerapparat eines mit Noth auf den nächſtbeſten Fels ſich flüchtenden Kunſtjüngers zerſtört, obwohl ſeine Kenner, nicht der Kunſt, ſondern des Rindviehs, behaupten wollen, Volzens Stier ſey etwas zu langgeſtreckt gerathen. — Mit einem vortrefflichen Bilde hat der Thiermaler Koller aus Zürich die Ausſtellung geſchmückt; es ſind zwei Hunde, welche die Schwelle ihres Herrn vor einer ſcheu daher ſchleichenden jungen Bettlerin bewachen.

Da uns Kollers „Bettelkind“ noch einmal an die Landmark des Genre zurückgeführt, ſo laſſen Sie mich Ihnen nun noch die Namen Rittmeier und Buff aus St. Gallen, Durade aus Genf, Moritz aus Neuchatel nennen. Niedmann, Kölbl, Kaltenmoſer, Rhomberg in München, von Emde in Kaſſel und Profeſſor Geier in Augsburg (lezterer, wegen ſeiner Virtuoſität in Behandlung der Seidenſtoffe, der Liebling unſerer Damen) ſind Ihnen längſt alte Bekannte.

In der Landſchaft haben wir unſere Genfer Schule, deren Ruhm und Eigenweſen uns niemand ſtreitig macht. Bilden nicht auch unſere Meiſter im Genre mit ihren nacheifernden Schülern eine beſondere Schule? Man könnte ſie die Neuchateller oder beſſer die Brienzer Schule nennen; denn wollen Sie die beſten von ihnen beiſammentreffen zur ſchönen Sommerszeit, ſo laſſen Sie ſich über den grünen See nach dem freundlichen Brienz hinüber rudern (Girardet ſelbſt iſt dort häuslich niedergelaſſen). Auch unſere jungen Künſtler in München ſtreifen den Schweizer ſelten ganz ab. Verirrt ſich aber einer nach Paris, ſo verfällt er bald mit Haut und Haar, mit Pinſel und Palette dem Franzoſenthum. Zu dieſer Bemerkung werde ich durch zwei Bilder Zuberbühlers in Paris veranlaßt, die größten, die theuerſten und die effektreichſten der ganzen Ausſtellung. Die „erſte Erziehung“ zeigt uns eine junge ſchöne Frau in halbdurchſichtigem Nachtgewande auf ihrem Bette liegend, welche einem von innerem Behagen ſtrotzenden nackten Kinde auf dem Sammtteppich ihres eigenen zarten Leibes die erſten Anfangsgründe des Gehens beizubringen ſucht. Welches meiſterhafte Farbenverſtändniß in dieſen ſchwerſeidenen, dunkelgrünen Bettvorhängen, dieſer Paliſſanderbettſtelle, dem weißen Leinen und dem zarten Fleiſch der Mutter und des Kindes! Aber welche Koketterie in dieſer vom battiſtenen geſtickten Hemde leicht umflorten Nacktheit, in dieſem auf den Zuſchauer berechneten Lächeln der glücklichen Mutter! Ernſterer Haltung, aber von gleich meiſterhafter Farbe und auch von nicht minder koketter Abſichtlichkeit iſt Zuberbühlers zweites Bild, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen darſtellend nach Salomons Prediger Cap. 12, Vers 7. Ein Mann, blaſſen Geſichts, ſchwarzen Bartes, kahlen Scheitels, in weißem Karthäuſergewande gräbt ein Grab. Eben hat er einen reich vergoldeten Helm aus dem Boden gewühlt, aus welchem ein namenloſer Todtenſchädel grinst; die Schaufel ruht und in ernſter Betrachtung haftet der Blick des Mönches auf ſeinem Fund; im Hintergrunde ſteht auf einem Hügel das zerbröckelnde Gemäuer eines alten Schloſſes; ſpäte Abenddämmerung hat bereits ihre düſtern Schatten ausgebreitet, nur noch die weiße Geſtalt des Mönchs, die Ruine auf dem Hügel ſind geſpenſtig erleuchtet vom lezten ſcheidenden Tagesſtrahl. Sie werden geſtehen, das Gemälde iſt von entſchiedenem Effekt; iſt es aber nicht auch durch und durch franzöſiſch, daß der kahle Mönch mit dem wohlgekämmten ſchwarzen Bart im blaſſen Geſicht, ſelbſt im Augenblick, da er das vanitas vanitatum ausſpricht, ſich etwelcher Eitelkeit nicht erwehren kann, ſondern unläugbar bei ſich ſelbſt überlegt, ob er denn auch in der angenommenen »pose« dem Beſchauer gehörig imponire?

Nun zur Hiſtorie; wir werden bald damit zu Ende ſeyn. Nummer Eins iſt eine Epiſode aus der Genfer Escalade vom Jahr 1612 von Jules Hébert in Genf. So kalt das Bild gemalt iſt, ſo kalt hat es das Publikum gelaſſen. Kommen dann zwei Schlachtenbilder von Gandon in Genf, ein vergangenes und ein zukünftiges, nämlich ein franzöſiſcher Küraſſierangriff bei Mont St. Jean unter Milhaut und Kellermann und die Vertheidigung einer Feldſchanze durch eidgenöſſiſche Truppen unter einem ſich gegenwärtig noch in der Thuner Militärſchule befindenden Helden der Zukunft. Dieß iſt alles. Eine „Schlacht bei Marignano“ von Landerer iſt, wie's ſcheint, in Baſel ſtecken geblieben. Vogel aus Zürich, der Maler des Tellenſchuſſes und Winkelrieds, war heuer nur durch zwei Genrebilder vertreten, von denen ich lieber ſchweigen will.

Nicht viel mehr läßt ſich von der Kirchenmalerei ſagen. Da hängt eine ſehr wohlgenährte Hagar mit einem mißrathenen Ismael von Büttler in Luzern, dem wir rathen möchten, lieber Landſchaft zu malen, was ihm beſſer gelingt. Ferner finden wir „Abrahams Opfer“ von P. Deſchwanden aus Stans, welchem vielleicht Engelsköpfe in Oskar von Redwitz Geſchmack, nimmermehr aber Patriarchen gerathen. Endlich iſt da ein Moſes vor dem phosphoreſcirenden Dornbuſch (brennen läßt ihn der Maler nicht) von Profeſſor Geier — und abermals weiter nichts. Hat denn die Schweiz ihre Geſchichte vergeſſen? hat ſie keine Kirchen, Propheten und Heilige hineinzuhängen? fragen Sie. — Bitte, es fehlt ihr weder an Kirchen noch an der Erinnerung an die Thaten ihrer alten Helden, wohl aber an fürſtlichen Mäcenen, welche Pinakotheken bauen und Ludwigs- und Allerheiligenkirchen ausſtatten. Und dann noch Eines. Der Maler malt, was er ſieht. Mitten unter großen Natur- und kleinen bürgerlichen Verhältniſſen, ſind Landſchaft und Genre ſeine Sache. Und fehlen uns auch die Kaulbach und Overbeck, ſo dürfen wir um ſo ſtolzer ſeyn auf unſere Genfer Schule, die uns

die Poeſie der bemooſten Bergwälder, des grünen Gletſcherwaſſers, des Granits und der Nagelfluh erſchloſſen, auf unſere Brienzer Schule, welche unter Zwilch und Halblein den warmen pulſirenden Herzſchlag entdeckt hat.

Zum Schluß zur Plaſtik. Sie iſt durch eine einzige nennenswerthe Nummer repräſentirt; es iſt das Thema des Tages, ein Modell des ſchon in früheren Berichten von mir erwähnten Winkelrieddenkmals. Dießmal iſt es der junge Bildhauer Robert Dorer aus Baden, welcher ſeinen Entwurf dem Urtheile des Publikums unterbreitet. Er hat ſeine Aufgabe mittelſt einer Gruppe zu löſen geſucht. Winkelried liegt hingeſtreckt am Boden, etliche der zerbrochenen öſterreichiſchen Spieße im Arme haltend; über ihn beugt ſich Halbſuter, der Mitkämpfer der Schlacht und Dichter des Sempacher Liedes, und drückt dem todten Helden den Kranz auf's Haupt. Die Aufgabe, einen ſteinernen oder ehernen Winkelried auf den Marktplatz zu Stans zu ſtellen, iſt keineswegs eine leichte. Winkelried iſt erſt im Tod zum Helden geworden. Stellte man ihn aufrecht auf ſein Poſtament, ſo wäre es, da die Tradition weder ſeine Geſtalt noch ſeine Züge der Nachwelt erhalten hat, irgend ein beliebiger Krieger, aber keineswegs der Held von Sempach. Der Augenblick der That iſt für den Bildhauer kaum darſtellbar. Meißelt man ihn als todt und hingeſtreckt, ſo wird eben kein Standbild daraus. Um ſo leichter dürfen wir es unſerem jungen Künſtler verzeihen, wenn auch er ſein Penſum nicht in allen Punkten glücklich gelöst hat. In ſeiner Gruppe iſt nicht der liegende Winkelried, ſondern der ſtehende Halbſuter die Hauptperſon. Ferner ſtellt Dorer dieſen Halbſuter, der ein Naturdichter und ſimpler luzerniſcher Baſchi-Bozuk war, welcher mit dem Morgenſtern drein ſchlug, als Minſtrel mit obligater Harfe dar. Ein ſolcher Anachronismus dürfte ja nimmermehr in Erz oder Stein auf dem Markt zu Stans aufgeſtellt werden. Da werden denn ſchließlich doch wohl diejenigen recht behalten, welche als Denkmal für Winkelried eine Kapelle vorſchlagen, welche Meinung ſie mit ziemlich triftigen Gründen zu unterſtützen wiſſen. Erſtens, ſagen ſie, liegt der Bau einer Kapelle zur Erinnerung an eine große That ſchon ſeit Uralters her in der Denkweiſe, den Sitten und Ueberlieferungen unſeres Volks, und wird alſo eine ſolche in beſſerem Einklang mit ihrem Standort ſeyn und ſich einer unendlich größeren Popularität erfreuen als die ſchönſte Statue, und wäre ſie von Thorwaldſen oder Canova. Zweitens wird damit die Aufgabe nicht in die Hand eines einzigen Künſtlers gelegt, ſondern Architekten, Maler und Bildhauer werden ſich in die ehrenvolle Arbeit theilen können, da kann R. Dorers Gedanke: der ſterbende Held von Halbſuter bekränzt, als Basrelief z. B. viel paſſender ſich anbringen ließe, denn als freiſtehende Gruppe. Irgend ein grünes ſchattiges Plätzchen, beſpült von den klaſſiſchen Wellen des Sees, wird ſich, die Kapelle darauf zu ſtellen, im Kanton Unterwalden dann auch noch finden laſſen.

Erlauben Sie mir, meinem Kunſtbericht ein paar Zeilen ſtatiſtiſcher Proſa anzuhängen. Von den ausgeſtellten dreihundert Nummern wurden in Baſel allein ſechsunddreißig Gemälde um den Preis von 11,857 Franken, und zwar zweiundzwanzig von Privaten, vierzehn zur Verloosung gekauft. Ergeben ſich in den übrigen ſieben Städten des Künſtlerbundes ähnliche Reſultate, ſo hat die ſchweizeriſche wandernde Kunſtausſtellung einen neuen Beleg dazu geliefert, daß das moderne Princip der Aſſociation nicht nur den materiellen Richtungen, ſondern nicht minder höheren geiſtigen und äſthetiſchen Intereſſen Vorſchub leiſtet und den Künſtler, ſelbſt in demokratiſchen Republiken, vor dem Verhungern zu ſchützen vermag.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 30. **23. Juli 1854.**

Fortes creantur fortibus et bonis.
Horat.

Geneanomiſche Briefe.

I.

Es iſt ſehr fraglich, ob es nicht zu gewagt ſey, die ohnehin genug geplagte Welt mit einer ganz neuen Wiſſenſchaft heimzuſuchen. Die Köpfe thun uns ja wehe von all den neuen Namen, welche uns umſchwiren, und die ein gewiſſenhafter Zeitungsleſer ſich raſch merken und behalten muß, um nicht hinter dem raſtlos fortdiktirenden Zeitgeiſt zurückzubleiben, wie ein unglücklicher Student, deſſen Feder einmal mit dem Vortrag des Profeſſors nicht gleichen Schritt gehalten hat, und der ihn nun nie mehr einholt, bis an's Ende der Vorleſung. Und nun gar mit einer Wiſſenſchaft, deren Namen mit ſeinen vielen Vokalen ſo unangenehm auszuſprechen iſt; deren Gegenſtand, das ſagen wir von vornherein, keinerlei praktiſchen Nutzen verſpricht; deren glänzendſte Reſultate auch nicht die mindeſte Erſparung an Brennmaterial für Dampf- und caloriſche Maſchinen herbeiführen werden; deren lezter Inhalt weder mit Aſphyrionsbomben, noch mit unterſeeiſchen Telegraphen in Guttaperchahüllen in der allergeringſten Verbindung ſteht; kurz, deren ganze Richtung durchaus nicht parallel läuft mit der „Strömung der Geiſter;" die nicht einmal eine neue Naturwiſſenſchaft iſt, und ſchon deßhalb von vornherein auf Wohlwollen und Gunſt des Tages zu vertrauen nicht Urſache hat.

Und doch — thun wir nicht ſelbſt ihr Unrecht — eine Naturwiſſenſchaft iſt unſere Geneanomie, eine halbe Naturwiſſenſchaft wenigſtens, denn ſie ſteht auf der Grenze der hiſtoriſchen und der Naturwiſſenſchaften; ſie bewegt ſich zwiſchen beiden und ſpielt hin und her zwiſchen ihnen wie ein Weberſchiffchen zwiſchen Faden und Einſchlag. Und wenn eine ſolche, zwei ſo heterogene Stoffe verbindende Thätigkeit auch nur ein ſehr lockeres, ungleich gearbeitetes und dünnes Gewebe hervorbringen kann, ſo wollen wir es dennoch nicht ſchüchtern im Verſteck halten, aber dabei hoffen, daß geſchicktere Hände kommen und ſpäter einmal aus dem neuen Zeuge etwas Beſſeres und Tüchtigeres machen werden. Auch können wir ja die beruhigende Verſicherung geben, daß unſere Wiſſenſchaft wie alles Menſchenwiſſen eine ſehr kleine iſt und ſich beſcheidentlich kurz faſſen wird.

Seit je iſt der Menſch und ſeine Natur Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung geweſen. Es iſt kaum denkbar, nach irgend einer Richtung hin etwas Neues über eine ſeiner körperlichen oder geiſtigen Beziehungen, Funktionen und Eigenſchaften zu ſagen; ſeine Phyſis und ſeine Pſyche ſind unterſucht, ſeine ſomatiſchen

und ſeine intellektuellen Kräfte ſind gemeſſen; vom Zellgewebe der Epidermis bis zur Thätigkeit der Capillarröhren liegt alles analyſirt vor unſern Augen; das Grubenlicht der Wiſſenſchaft iſt bis hinunter gedrungen in die geheimnißvollen Abgründe des Vitalismus, aus dem die räthſelhaften Kobolde emporſteigen, die in unſern Tiſchen klopfen. Die Weiſen aller Zeiten haben ſich zu dieſer Arbeit die Hände gereicht. Während Blumenbach unterſucht hat, welche Einflüſſe auf den Menſchen die Verſchiedenheit der Race geübt, und Ritter, wie Klima und Bodenbeſchaffenheit ihn modificirt, hat die Sand ihrer Analyſe unterwerfen, was die Ehe aus dem Manne, und Balzac, was ein Alter von dreißig oder von vierzig Jahren aus ſeiner ſchöneren Hälfte machen kann. Wir haben ihn außerdem in allen einzelnen Lebenslagen beſchrieben; wir haben ihn als „Fürſten" von Macchiavelli, als „Cortigiano" vom Grafen Baldaſſare Caſtiglione, und endlich als Landmann wie er ſeyn ſoll von „Simon Strüf" dargeſtellt. Gall hat ſeinen Schädel, Lavater ſein Geſicht, Charles Bell, in den „Bridgewater Books," ſeine Hand unterſucht; Pope hat ſeine ernſten Verſe und Larocheſoucauld, Swift und Montaigne haben ihre heitere Proſa über ihn geſchrieben.

Aber wie auch der Menſch und ſeine Natur nach allen hundert Seiten und Richtungen hin unterſucht, analyſirt und dargeſtellt iſt — nach Einer Seite hin iſt er unſeres Wiſſens wenig unterſucht worden: das iſt in ſeinem Zuſammenhang mit der Familie; von Einem Standpunkte aus iſt er nicht in's Auge gefaßt worden: nämlich vom Standpunkt ſeiner Beziehungen zu den vorausgegangenen Geſchlechtern, von denen er geboren iſt; und ſo gründlich man in ihm den Einflüſſen von Race, Klima, Boden, Nahrung und Lebensart nachgeſpürt hat — um Eines hat man ſich nicht gekümmert, um die Einflüſſe des Blutes, von dem er ſtammt.

Weßhalb iſt das bisher nicht geſchehen? Sollte die kühne Wiſſenſchaft, von der man ſchon vor einem halben Jahrhundert ſagen konnte: eripuit coelo fulmen. und jezt keck das dazugehörende sceptrumque tyrannis gelten laſſen darf, vor einer ſolchen Materie allein ſchüchtern zurückbeben? Sollte das „dreiſte Japetusgeſchlecht" der Gelehrten von heute hier ſtutzig werden über der Furcht, daß ſich auf dieſem Boden keine befruchtenden Quellen finden ließen, die nicht auch zugleich Waſſer lieferten auf die Mühle der Ariſtokratie?

Und doch liegt der Gedanke einer ſolchen Unterſuchung nahe, liegt eigentlich ziemlich unabweisbar vor uns. Als oberſtes Axiom unſeres Staatsweſens dient das Princip der Erblichkeit. Wagte man nicht neben ſeiner politiſchen Berechtigung auch ſeine natürliche zu unterſuchen? Und wollte man dieß als mißlich umgehen, ſo konnte man doch nicht im Allgemeinen blind dafür ſeyn, daß ſich eine weit größere Fülle von Transmiſſionen ab intestato in der Geſchichte und im Leben geltend machen, als bloß in der Praxis des Arztes, der längſt gelernt hat, im Staatshämorrhoidarius den ächten Sohn ſeines Vaters und im Podagriſten den wohlgerathenen Enkel ſeines Großpapa zu erblicken. Iſt doch ſo wahr, was längſt auch der ſcharfſinnigſte deutſche Beobachter des Lebens geſagt hat, nämlich, daß eine Familie ein organiſches Ganze bildet, in ſich verbunden und von demſelben Lebensſaft durchſtrömt, wie ein Baum mit ſeinem Geäſt; daß der Einzelne ſtets unendlich viel aus der gemeinſamen Quelle des Blutes mit ſich in's Leben nimmt, und daß die ſich folgenden Geſchlechter deßhalb eigentlich von der Natur darauf angewieſen ſind, das Bewußtſeyn dieſer Gemeinſamkeit ſich zu erhalten und ſich einander die Hand zu reichen zu einer folgerecht fortgeſezten Thätigkeit für das ſittliche und materielle Gedeihen des Ganzen.

Aber wohl nie iſt eine Abſicht der Natur weniger verſtanden und ſchlechter befolgt worden, als die hier angedeutete, und ſie wird es heutzutage weniger als je. Bei der ganzen Geſtaltung unſeres modernen Lebens kann dieß nicht anders ſeyn. Jenes deutſche Familienleben, wie es noch Immermann in ſeinen Memorabilien ſchildert, iſt aufgelöst; der Gedanke der Familie hat den größten Theil ſeiner Bedeutung verloren; alle Inſtitute, welche ihn ehemals lebendig erhielten, ſchon weil ſie das feſte Band gemeinſamer Vortheile daran knüpften, ſind verſchwunden; eigentlich iſt das Erbrecht ſchon eine Anomalie geworden, und das Sprüchwort vom „klugen Kinde" darf man dreiſt parodiren in ein: kluger Mann, der ſeinen Großvater kennt; denn den meiſten geht es nicht beſſer damit wie Johann Gottfried Herder, der nie über den Vater ſeines Vaters etwas ſicheres in Erfahrung bringen konnte. Dabei iſt denn an ein Anknüpfen und Weiterführen von Beſtrebungen und Gedanken, die ihren Mittelpunkt im geſchloſſenen Kreiſe der Familie haben, natürlich nicht die Rede. Man kann weit wandern, bis man, wie Goethe in Dornburg, ein „erwünſchtes Symbol findet, das deutlich anzeigt, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Beſitz gemeinſchaftlich feſthaltend, pflegend und genießend, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ein anſtändig bequemes Wohlbefinden emſig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge beſtätigten Daſeyns und genießenden Behagens einleiten und ſichern."

Da wird es denn, ſollte man ſagen, hohe Zeit, während uns das Ding ſelbſt entſchwindet, uns die Theorie des Dings zu retten; geht uns die Wirklichkeit verloren, ſo eilen wir an der Philoſophie derſelben unſer deutſches Gemüth zu tröſten. Faſſen wir zu dieſem Zweck den Menſchen in's Auge, wie er die Einflüſſe des Bluts verräth, den Menſchen in Beziehung auf das, was an körperlichen, moraliſchen und intellektuellen Eigenſchaften auf ihn als Stammgut gekommen iſt und einen Nachlaß bildet, gegen den er als haeres suus et necessarius, wie die Römer es ausdrückten, vom Prätor kein beneficium abstinendi erhalten kann. Wir

werden dabei ſehr oft an ein junges Küchlein erinnert werden, welches umherläuft mit einem Stück der Eierſchale auf dem Kopf, aus der es geboren wurde. Wir werden aber auch auf ſeltſame und ſchwer zu erklärende Phänomene ſtoßen, bei denen die Philoſophie uns ſtille ſtehen wird, um ſich vor der Thatſache zu beugen.

Seit dreihundert Jahren etwa exiſtirt eine Wiſſenſchaft, genannt Genealogie; in Deutſchland kann man ihren Gründer Franz Irenicus aus Ettlingen nennen, der 1518 in Hagenau einen Exegesis Germaniae betitelten Folianten herausgab, worin er die Abſtammung deutſcher Fürſtengeſchlechter aufſtellte. Seitdem erfreute ſich dieſe Wiſſenſchaft vor vielen andern zuvorkommender Pflege und Unterſtützung, wie das freilich nicht anders zu erwarten war; von Wiguleus Hund bis auf den lezten Jahrgang des Gothaer Almanachs hat ſie einen breiten Raum in der gelehrten Thätigkeit der deutſchen Hiſtoriker eingenommen und ſich dabei nicht allein auf Heraldik und Sphragiſtik als Hülfswiſſenſchaften geſtüzt, ſondern auch wohl die Poeſie dazu requirirt, wie denn Kurfürſt Ludwig VI. von der Pfalz die Geſchlechtsregiſter ſeiner Familie in Reime brachte und Paſtor Echſtrom zu Walkenried die Genealogie der Grafen von Hohenſtein in lateiniſchen und deutſchen Verſen beſang. Aber da die Genealogie ſich allein beſchäftigt mit der Unterſuchung der Abſtammung und Verzweigung der Familien, ihren Rang- und Adelsanſprüchen, ihren Probationen und Ahnentafeln, kurz, da ſie nichts in's Auge faßt, als die geſchichtliche und die juriſtiſche Seite der Sache, ſo fallen unſere Betrachtungen, die nicht an den Adel, ſondern an den Menſchen, nicht an ſeine Rechte, ſondern an ſeine Eigenſchaften, inſofern ſie Stammgut ſind, anknüpfen, nicht unter den Begriff der Wiſſenſchaft, in welcher die Spangenberg, Imhoff und Hattſtein ſchwelgten. Und ſo ſchöpfen wir uns denn auch einen eigenen Namen, und wie es neben der Aſtrologie, der Wiſſenſchaft einer abergläubiſchen Zeit, eine Aſtronomie gibt, ſo mag es neben der Genealogie, in welcher ja ebenfalls der Aberglauben von jeher durchaus nicht gefehlt hat, eine Geneanomie geben, wenn dieſelbe auch noch ſehr wenig von der Klarheit und Sicherheit des Blicks beſizt, womit unſere Aſtronomie ihre Aufgaben löst. Iſt doch alles nur noch Verſuch und erſter Anlauf; nur daß es ſich, wie bei der Aſtronomie, zuweilen auch um Geſtirne, die Sterne am Himmel der Geſellſchaft handelt, mag die kühne Analogie entſchuldigen.

II.

Es hat nie eine Einrichtung lange Zeit hindurch ſich behauptet, auch die anſcheinend widerſinnigſte nicht, ohne daß ihr entweder eine Erfahrung oder eine Idee zum Grund gelegen, mag immerhin dieſe Idee eine falſche ſeyn oder auf verkehrten, unwahren, unrichtig aufgefaßten Vorausſetzungen beruhen. So war auch mit den großen und oft ſo drückenden Berechtigungen, welche man ehemals dem Princip der Erblichkeit nach jeder Richtung hin einräumte, eine Idee verknüpft, welche ihnen als Rechtfertigung diente. Indem man die höchſten Beamtenfunctionen erblich machte, indem man Erbmarſchälle, Erbküchenmeiſter und Erboberſtabelmeiſter ſchuf, wie man früher die Grafenämter, die Richterwürden, die Burgmannſchaften und die Vogteien erblich gemacht hatte, ließ man ſich urſprünglich von der ſchweigenden Vorausſetzung leiten, daß die Beſchäftigung mit beſtimmten Gegenſtänden, die immer und mehrere Generationen hindurch auf daſſelbe ſich richtende geiſtige Thätigkeit die einander folgenden Geſchlechter geſchickter und tauglicher mache, ſolch einen beſtimmten Wirkungskreis auszufüllen. Man glaubte, daß die ganze intellektuelle Richtung, der ganze Sinn des Sohnes auf das, was der Vater getrieben, geſtellt ſey, und daß er es alſo beſſer machen werde, als ein Fremder es könnte; nicht allein weil er ſeinem Vater die Handgriffe abgelernt, weil er in der Routine aufgewachſen; nein, man ging weiter, man ſtellte ſich, ohne etwas von unſerer Phrenologie zu ahnen, vor, daß die Thätigkeit und fortwährende Beſchäftigung mit irgend etwas auf die körperlichen Organe wirke und alſo nach und nach beſondere Befähigung dazu ſich ſogar körperlich vererben könne.

So wurden denn nicht allein Erbkuchenmeiſter- und Erbſchenkenämter, wie in succum et sanguinem der Familien übergegangen, von Vater auf den Sohn übertragen, ſondern man liebte in allen Ständen den Sohn als Fortſetzer der Thätigkeit des Vaters zu ſehen. Wenn der Förſter ſtarb, ſo erhielt der Sohn die Aufſicht über den Wald; der Gärtner, der Fiſcher, der Vogt, ſie legten alle ſterbend ihr Handwerkszeug oder ihr Amtsſchild in die Hände des Sohnes; Jahrhunderte lang waren Richterämter an einem beſtimmten Ort oft im Beſitz einer und derſelben Familie; in Frankreich waren förmlich beinahe alle Rathsſtellen an den Präſidialhöfen, ſo wie die ſtädtiſchen Aemter in den bei weitem meiſten Ortſchaften zu erblichem Beſitz übertragen. Ein ſolcher Zuſtand wurde für die Nichtprivilegirten natürlich unerträglich, und er führte auch mitunter die übelſten Folgen für die Verwaltung der Aemter herbei. Wir ſelbſt erinnern uns noch ſolch eines Richters par droit de naissance; der Mann hatte nur ein einziges mal in ſeinem Leben ein Urtheil gemacht, und dieſes wurde in zweiter Inſtanz ſofort caſſirt; ſeitdem hatte er die conſtante Gewohnheit angenommen, ſpruchreife Akten ad tertium impartialem zu verſenden. Aber nichts deſtoweniger iſt die Erfahrung und Vorausſetzung, auf welcher die alte Praxis beruhte, keineswegs eine durchaus und ganz aus der Luft gegriffene.

Man ſollte meinen, am lebhafteſten müßten uns

dabei unſere Handelsleute und Börſenmänner beipflichten. Während nämlich unſere ganze Geſellſchaft von ſolcher Erblichkeit der Beſchäftigung durchaus und überall nichts mehr zeigt, während die einzelnen Stände ſich in bunteſter Weiſe durchkreuzen und von den verſchiedenſten Seiten her rekrutiren, während deſſen hat ein Bruchtheil unſerer Bevölkerung ſtreng und beinahe ausſchließlich feſtgehalten an erblicher Uebertragung des Lebensberufs. Dieß ſind die Juden. Der Aette hat gehandelt, der Vater handelt, der Sohn handelt und der Enkel wird handeln; und was iſt die Folge dieſer Transmiſſion der Beſchäftigung von einem Geſchlecht auf das andere? Sie beherrſchen Handel und Wandel, haben den nervus rerum in ihrer Hand und ſind die Fürſten der Börſe; alta sedet Jupiter arce!

Uebrigens hat ja ſchon längſt der Jagdliebhaber nach demſelben Princip ſeinen Vorſtehhund gewählt; er verſchwendet ſeine Dreſſur nicht an den Pudel, den Fleiſcherhund, ſondern er nimmt dazu den jungen „Spion," weil dieſem im Blut ſteckt, was von ihm verlangt wird. Und wie wir nun hier die Organe des Thiers von der fortgeſezten Thätigkeit ſeiner beſchränkten Intelligenz endlich beeinflußt ſehen, ſollte ſo nicht der Menſch, deſſen Organe ſo viel zarter beſaitet ſind, deſſen Intelligenz und geiſtige Thätigkeit ſo unendlich mächtiger arbeitet, nicht ebenfalls von dieſer Arbeit einen bleibenden Einfluß verſpüren? ſollte ſich, was das Reſultat dieſes Einfluſſes iſt, nicht vererben und durch weitere Vererbung ſogar noch ſteigern können, wenn die Bedingungen, die zuerſt einwirkten, immer dieſelben bleiben? Es verlohnte wenigſtens der Mühe, es zu unterſuchen.

Aeußere Aehnlichkeiten zwiſchen Individuen deſſelben Bluts fallen jedermann auf, oder vielmehr, ſie fallen niemanden auf, weil man ſich angewöhnt hat, ſie als etwas ſich von ſelbſt verſtehendes zu betrachten, an das ſich weitere Folgerungen nicht knüpfen. Selbſt an die ſo überaus häufige Erſcheinung hat man ſie nicht geknüpft, daß oft bei den allerhervorragendſten Geiſtern das Talent als etwas erſcheint, das ſie mit den nächſten Blutsverwandten gemein haben; daß Alexander von Humboldt ſeinen Genius mit ſeinem Bruder Wilhelm theilt, Auguſt Wilhelm von Schlegel den ſeinen mit ſeinem Bruder Friedrich; daß daſſelbe Verhältniß bei den Brüdern Jacobi, Grimm, Brentano, bei Wilhelm und Caroline Herſchel, bei den Stolberg, bei den Beer und Tieck, den Gagern, den Thierry, den Thibaut herrſcht; daß es bei den Veſtris, Taglioni, Milanollo, Müller, Bohrer, Romberg, Garcia vorkommt; daß es in anderer Weiſe, zwiſchen Aſcendenten und Deſcendenten gemeinſam, bei den Niebuhr, wo Carſten Niebuhr, der große Reiſende, die Reihe beginnt, bei den Forſter, den Arago, der Künſtlerfamilie Adam, auftritt; daß es ſich bei den Bülow, bei den Mirabeau, den Pitt, Walpole, Metternich u. ſ. w. wiederholt. Nur die „Weisheit auf der Gaſſe" hat ſich in Sprüchwörtern wie: »heroum filii noxae,« und: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," der Sache bemächtigt.

Beginnen wir nun die Unterſuchung ſolcher Erſcheinungen, ſo tritt uns unverkennbar die Thatſache entgegen, daß dieſelben keineswegs zufällige ſind, ſondern daß überhaupt eine erbliche Uebertragung und ſogar eine allmählige Mehrung der geiſtigen Gaben und Anlagen vorhanden iſt, ſo gut wie der materiellen Habe, und daß demnach die „Bande des Bluts" eine weitreichende, tiefe Bedeutung beſitzen, welche wir ihnen heutzutage ſehr wenig mehr beizulegen geneigt ſind.

Wir haben eine Fülle von Beiſpielen, wo die ausnehmende Tüchtigkeit und hervorragende Anlage für gewiſſe Berufsthätigkeiten, Wiſſenſchaften und Künſte ſich vererbt hat; und zwar nicht bloß von Vater auf Sohn, ſondern durch mehrere Generationen, und dabei iſt die Regel, daß das Talent von Generation zu Generation wächst und ſich immer reicher entfaltet; nur ſelten ſteht der berühmteſte Name an der Spitze der Reihe, meiſt ſchließt er dieſelbe.

Wir haben unter den Malern die Holbein in Süddeutſchland, die Tom Ring in Norddeutſchland. Dort haben wir Hans Holbein den älteren und ſeinen Bruder Siegmund, dann Hans den jüngeren, Ambroſius, Bruno, alle bedeutende Künſtler, wenn ſie auch nicht alle des jüngeren Hans Holbein Meiſterſchaft erreichten. Bei den Tom Ring ſind Vater, Sohn, Enkel beinahe von gleicher Auszeichnung. Noch häufiger finden wir das muſikaliſche Talent in erblicher Uebertragung; große Componiſten ſind ſehr oft die Söhne von Muſikern, oder wenigſtens von Dilettanten in der Muſik. — Was die Schauſpielkunſt angeht, ſo wurde ſie damals, als das deutſche Theater auf ſeiner Höhe ſtand, faſt immer vom Vater auf den Sohn und Enkel übertragen; und wenn ſie heute unbeſtritten einen ihrer glänzendſten und ausgezeichneiſten Vertreter in Emil Devrient findet, ſo erinnert dieſer Name an eine Reihe anderer, nahe verwandter Kunſtgrößen, welche vor ihm oder neben ihm ſtehen. Die bedeutendſte ſteht hier freilich am Anfang der Reihe, wie ſich denn das eigentliche Genie an keinerlei Vorausſetzungen bindet und eben ſo oft vollſtändig unvorbereitet in die Welt tritt, als vorbereitet im Blute der Väter.

Um der Architekten nicht zu geſchweigen, nennen wir die Fiſcher von Erlach, denen Wien ſeine ſchönſten Paläſte verdankt und von denen der jüngſte, Joſeph Emanuel Fiſcher von Erlach, es bis zum Freiherrn und kaiſerlichen Rath brachte; er iſt bekanntlich der erſte Einführer (oder Erfinder?) von Dampfmaſchinen in Deutſchland, durch die Errichtung der Feuermaſchine im Schwarzenbergſchen Garten in Wien.

Wie bei den bisher genannten die Kunſt, ſo finden wir bei andern hervorragende Anlage für beſtimmte Wiſſenſchaften erblich, z. B. bei den Juſſieus die Anlage

für Botanik, die durch drei Generationen und weit über ein Jahrhundert hinaus ſich behauptete. Zuerſt ſind es die Brüder Anton, Bernhard und Joſeph; Antons ruhmgekrönte Beſtrebungen finden in deſſen Neffen Anton Lorenz einen würdigen und noch verdienteren Fortſetzer, und in deſſen Fußſtapfen tritt dann endlich der Sohn des lezteren, Adrian de Juſſieu. Aber auch ſchon der Urgroßvater Adrians, Laurent de Juſſieu, der ſich 1680 in Lyon niedergelaſſen, hatte als Pharmaceut Kräuter geſammelt und botaniſirt, wenn er auch noch keinen Antheil am Ruhm erhielt, den ſeine Söhne, ſeine Enkel und ſein Urenkel bei dieſer Beſchäftigung finden ſollten.

Für die Chemie hat ſich verdienſtliche und ergebnißreiche Thätigkeit in der Familie der Gmelin ebenfalls durch vier Generationen vererbt und immer geſteigert. Wie der Stammvater der Juſſieu, ſo war auch der der Gmelin, Johann Georg, geboren 1674 und geſtorben 1728 zu Tübingen, durch ſeinen Beruf als Pharmaceut auf die Chemie hingewieſen. Seine drei Söhne waren nach ihm für dieſelbe Wiſſenſchaft thätig; zuerſt Johann Conrad Gmelin, geboren 1707 und als Arzt und Apotheker zu Tübingen geſtorben; deſſen Enkel iſt Chriſtian Gottlob Gmelin, geboren 1792, noch heute Profeſſor der Chemie in Tübingen. Der zweite Sohn Johann Georgs hieß ebenfalls Johann Georg; er wurde geboren 1709, lebte längere Zeit in Rußland und machte ſich zuerſt einen Namen durch ſeine Reiſen in Sibirien; er ſtarb in Tübingen 1755 als Profeſſor der Chemie und Botanik. Der dritte Sohn endlich, Philipp Friedrich Gmelin, geboren 1722, war nach des Vorhergehenden Tod ebenfalls Profeſſor der Chemie in Tübingen, wo er 1768 ſtarb; ſein Sohn war Johann Friedrich Gmelin, geboren 1748 und geſtorben 1804 zu Göttingen als Profeſſor der Chemie; deſſen Sohn, Leopold Gmelin, geboren 1788 zu Göttingen, iſt bekanntlich im vorigen Jahr zu Heidelberg geſtorben als Lehrer der Chemie und als einer der eminenteſten Träger deutſcher Wiſſenſchaft (vergl. Allg. Zeitung, Jahrg. 1853, Nr. 169). So ſehen wir hier wieder anderthalb Jahrhunderte hindurch die Wiſſenſchaft erblich übertragen und auf dieſem Wege ſich in dem Urenkel zur höchſten und ſchönſten Blüthenentfaltung aufſchwingend.

Sehr häufig ſind die Familien, welche ſich eine Reihe von Generationen hindurch mit hervorragendem Talent für die Rechtswiſſenſchaft begabt gezeigt haben. Wir nennen die Böhmer. Da iſt zuerſt der alte Valentin Böhmer, Rechtsconſulent in Hannover, wo ihm 1674 ſein berühmter Sohn, Juſtus Henning Böhmer, geboren wird, der Herausgeber des Corpus Juris canonici, geſtorben 1749 zu Halle als Ordinarius der Juriſtenfakultät, Geheimbderrath und Regierungskanzler des Herzogthums Magdeburg. Sein älteſter Sohn war Johann Samuel Friedrich, berühmter Criminaliſt, geſtorben als Direktor der Univerſität Frankfurt a. d. O. und Geheimerath 1772; ein anderer Sohn war Georg Ludwig, ausgezeichnet im römiſchen, im Lehn- und im canoniſchen Recht, geſtorben als Ordinarius der Juriſtenfakultät zu Göttingen 1797; ſeine principia Juris feudalis galten lange als das muſterhafteſte Lehrbuch des Lehnrechts. Georg Ludwig Böhmer hinterließ drei um die Jurisprudenz gleich verdiente und ausgezeichnete Söhne, Johann Friedrich Eberhard, Profeſſor der Rechte in Göttingen, Juſtus Ludwig Bechtold, Oberappellationsrath zu Celle, und Georg Wilhelm, als juriſtiſcher Schriftſteller in Göttingen geſtorben. Johann Friedrich Eberhard, wenn wir nicht ſehr irren, iſt jenes juriſtiſche Original, deſſen Apophtegmata ſo manches beigetragen haben zur Erheiterung geſelliger Kreiſe älterer Herrn von der Praxis, die an der berühmten Quelle der Georgia Auguſta geſchöpft und dort zu den Füßen des Meiſters geſeſſen hatten. Er iſt es, der einmal eine Excurſion auf das Gebiet der ſchönen Wiſſenſchaften gemacht und dabei einen »Tractatum Wielandi de Oberone« kennen gelernt hatte, der eine Dame zum Tanzen aufziehend, aber ſeiner Kunſtfertigkeit nicht übermäßig vertrauend es nur »cum clausula codicillaris« unternehmen wollte.

Wie wir ſo in Botanik, Chemie und Jurisprudenz gerade die glänzendſten Namen der Wiſſenſchaft als Träger ererbter Anlage geſehen haben, ſo finden wir auch in der Arzneikunde dieſe Erſcheinung wieder. Der ausgezeichnetſte Heilkünſtler ſeiner Zeit, der große Gelehrte von europäiſchem Ruf, von dem die Biographie médicale behauptete, er ſey unter allen Aerzten von Hippokrates bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts derjenige, deſſen Syſtem ſich am meiſten der Wahrheit nähere, Friedrich Hoffmann, ſtammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus einer Familie, welche an zwei Jahrhunderte lang der Welt tüchtige Aerzte und Apotheker geliefert hatte. Sein Urgroßvater Lorenz war Pharmaceut in Halle; von deſſen Söhnen ſezte Andreas die Thätigkeit des Vaters fort, während Lorenz ſich als Leibarzt des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen ſo auszeichnete, daß Kaiſer Ferdinand II. ihn in den Reichsadelſtand erhob. Des Andreas Sohn, Friedrich der ältere, war Leibarzt des Herzogs Auguſt von Sachſen, Adminiſtrators des Erzbisthums Magdeburg, und zeichnete ſich durch mehrere mediciniſche Schriften von Gewicht aus; der Sohn dieſes Friedrich des Aelteren war der berühmte Friedrich, der jüngere; die Mutter deſſelben, Anna Maria Knorr, ſtammte ebenfalls aus einer um die Arzneikunde längſt verdienten Familie.

Daß die Siebold eine ähnliche Erſcheinung bilden, iſt bekannt. Hier darf man die eminente Begabung und das hervorragende Verdienſt um die Heilkunde ebenfalls eine unverkennbare Sache ererbter Anlage nennen. Ein Wundarzt Siebold zu Rideck im Herzogthum Jülich iſt der Stammvater der Familie; deſſen Sohn iſt Karl Caspar von Siebold, geboren 1736 und geſtorben

1808 zu Würzburg als geheimer Rath, Oberwundarzt des Juliushoſpitals und Profeſſor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe, vor allem berühmt als Operateur; deſſen Söhne, Georg Chriſtoph, Profeſſor zu Würzburg und erſter Arzt des Juliushoſpitals, Johann Bartholomeus, ebenfalls Profeſſor und Oberwundarzt zu Würzburg, und Adam Elias, geheimer Medicinalrath und Profeſſor zu Berlin, ſtehen noch heute in höchſten Ehren bei allen Männern der Wiſſenſchaft, und in Eduard Caspar Jakob von Siebold, dem Sohn des letztgenannten, dem Urenkel des alten Wundarztes von Rideck, lebt nun endlich der ganzen Vorfahrenreihe Wiſſen in vollem Umfange wieder auf, um dann noch, in der fünften Generation, bis der Gegenwart angehört, würdig fortzublühen.

Es würde zu tief in genealogiſches Detail führen, wollten wir in den Familien von Staatsmännern und Regenten oder Feldherrn nach Analogien ſuchen. Wir erwähnen deßhalb im Vorbeigehen nur der Harlay, wo uns zuerſt Chriſtoph von Harlay, dann deſſen Sohn Achilles I., Graf von Beaument, der große erſte Präſident des Parlaments von Paris, entgegentreten, dann Chriſtoph von Beaument, der Erzbiſchof von Paris, dann Achilles III. von Harlay, der Urenkel Achilles I., und endlich Achilles IV., der Ururenkel deſſelben, mit welchem der glänzende Name erloſch. Der Toledo ſey noch gedacht, und, um eines deutſchen Geſchlechts zu erwähnen, der Selms mit ihrer zahlreichen Reihe tapferer und ſtreitbarer Männer.

Wir könnten ſolcher Beiſpiele noch eine ganze Fülle anführen; nicht allein Beiſpiele von einer lange und viele Generationen hindurch in einer Familie ſich gleich bleibenden, erfolgreichen Berufsthätigkeit, ſondern auch Beiſpiele von den größten und glänzendſten Ergebniſſen, von dem hervorleuchtendſten Aufſchwunge, welchen die Wiſſenſchaft dadurch erhalten hat, daß eine Familie, ihr beſtändig treu bleibend, gleichſam ihren Geiſt zu den Anforderungen der Wiſſenſchaft heranbildete, ſich, man möchte ſagen eigene Organe dafür ſchuf und dieſe von Vater auf Sohn und Enkel vererbte. Jener Geiſt der Treue und des Beharrens, welcher die vergangenen Zeiten charakteriſirte, erhält dabei eine eigenthümliche praktiſche Rechtfertigung, während uns auf der andern Seite als Symptom des hochgeſtiegenen allgemeinen Unbehagens unſerer Zeit die Erſcheinung entgegentritt, daß überall, in ſtetem Wechſel, der Sohn andere Lebensbahnen aufzuſuchen geht, als der Vater erwählt hatte. Jeder, ſcheint es, fühlt ſich unwohl in der eigenen Haut und wünſcht in einer andern zu ſtecken und ſtellt, von dieſem Gefühle geleitet, den Sohn in Verhältniſſe, die von ſeinen eigenen grundverſchieden ſind. Es kann keine ſchneidendere Kritik unſerer Zuſtände geben, als daß niemand mehr ſein eigen Schickſal ſeinem Kinde wünſcht, daß der Forſtmann ſeinen Sohn lieber hinter den Ladentiſch ſendet, der Juriſt ſeinen lieber mit dem geflügelten Rad an der Dienſtmütze auf den Eiſenſchienen über Land dampfen läßt, der Offizier den ſeinen lieber auf eine landwirthſchaftliche Akademie ſchickt u. ſ. w., als daß ſie ihre Kinder in der Väter Lebenslagen nachrücken ſehen möchten. Die bitterſten Folgerungen ließen ſich aus dieſer Erſcheinung ziehen, nicht allein Schlüſſe auf die Höhe der Befriedigung und des Wohlbehagens, deſſen jedermann ſich bei ſeinem Thun und Schaffen erfreut, ſondern auch auf den Wärmegrad von Hingebung und Begeiſterung, welche er dem erwählten Berufe widmet.

Wir ſind eben wieder da angelangt, wo die römiſche Welt beim Beginn der Kaiſerherrſchaft ſtand:

> Qui ſit, Maecenas, ut nemo, quam ſibi ſortem,
> Seu ratio dederit, ſeu ſors objecerit, illa
> Contentus vivat, laudet diversa sequentes?

Wir ſchließen dieſen Brief, indem wir noch zwei allgemeine Erſcheinungen hier anführen; das iſt erſtens die Thatſache, daß in jener Zeit, in welcher das Handwerk eine bewundernswürdige Höhe erreichte und ſich mit der Kunſt aufs würdigſte verband, ja auf daſſelbe Niveau mit ihr trat, als unſer Schreiner jene Schnitzarbeiten, unſere Goldſchmiede jene Kleinode, unſere Schilderer und Glasbrenner jenen farbenglühenden Schmuck der Cathedralen lieferten, welche noch immer die Begeiſterung der Kunſtfreunde wecken — daß in jener Zeit das Handwerk getreulich vom Vater auf den Sohn, von dieſem auf den Enkel überging. — Zweitens iſt es unwiderſprechlich, daß alle Völker mit ausgebildetem Kaſtengeiſt, Egypter, Inder, Chineſen, Japaneſen, einen unvergleichlich höheren Grad der Arbeitsfähigkeit und Geſchicklichkeit erreicht haben als ihre Nachbarvölker, denen die Kaſte fremd blieb, und daß heute bei Chineſen und Japaneſen eine Feinheit, Zierlichkeit und Künſtlichkeit der Arbeit bei ihrem ererbten Handwerk hervortritt, die immer auf's neue unſere Bewunderung weckt. Die Stagnation und Starrheit der Ideen und der Formen, welche dabei zu Tage tritt, thut dem keinen Eintrag; es handelt ſich nur um den feſtzuſtellenden Zug im Charakter, wenn man will, in der Naturgeſchichte des Menſchen.

Levin Schücking.

Liſt und Guidobald.

(Fortſetzung.)

14.

Wulf Nilſen kam mit Bernhuber, ſeinem neuen Bekannten, in die Zechſtube. Zweifelsohne war er mit ſeinem Einkauf zufrieden, denn er zeigte eine vergnügte Miene und ſagte juſt: „Dem Junker von Ort bin ich vergeblich nachgeritten. Auf dieſer Straße iſt er nicht geſehen worden, ſo viel ſcheint gewiß; aber die eitle Mühe reut mich nicht. Habe ich nicht die angenehmſte Unterhaltung hier auf der Dult gefunden?“ Der Knecht des Reiters trat an ihn mit der Frage, ob er nicht die Pferde vorführen ſolle? „Es wird ungefähr Zeit ſeyn, mein Knabe,“ verſetzte Wulf; „des Grafen Diener harrt in Ohlsdorf meiner Rückkehr und zur Veſperzeit kann das Geſchäft auch wieder gehen, ſobald die Burſchen toll und voll vom Jahrmarkt kommen. Ziehe die Thiere heraus. Ich will inzwiſchen mit dem Zeller noch einen Johannisſegen beten.“ — „Wie ſchade, daß der Herr ſchon geht,“ meinte Bernhuber; „Abends wird's erſt recht luſtig. Um drei Uhr kommen die Fiedler, Pauker und Stoßpfeifer, um landleriſch aufzuhauen. Es hat hier bildſaubere Dirndln.“ — „Zu Ohlsdorf ſind ſie auch nicht ungewaſchen,“ antwortete der Nordländer; „aber wo ſteckt denn Euer guter Freund, der Hutwalker?“ — „Der Hutmacher? Er kann nicht weit ſeyn. Hat er ſich doch mit dem Viechtauer zuſammen beſtellt, weiß der Herr, mit ſelbigem, den Er ſo gut leiden mag.“ — „Ich möchte ihn ſchon,“ grinste Wulf; „aber wo ich ihn möchte, das dürft Ihr errathen. Doch ſiehe da, dort ſitzen ja die beiden und neben ihnen der geſtiefelte Papiſt!“ — „Den hat der Xaveri richtig angezogen,“ bemerkte Bernhuber; „gleich und gleich geſellt ſich gern. Aber wiſſen möchte ich, warum die Männer und Buben ſich dort ſo zuſammendrängen und gar ſo luſtig thun?“

Der Beſcheid ließ ſich nicht erwarten. Ein Bauersmann war zu den beiden Sprechenden hingetreten, eine knollige Geſtalt mit weinrothem Geſicht. „Habe ich recht verſtanden?“ wandte ſich der Landmann zu Wulf; „iſt ſelbiger Herr dort wirklich ein Papiſt?“ — „Du kannſt dich darauf verlaſſen, Haſerpeter,“ entgegnete Bernhuber anſtatt des Reiters; „vorhin erſt hat er dem Herrn Dragoner da von ſeinen Heiligen vorgepredigt, der Götzendiener und Pfaffenknecht.“ — „Wie Schade!“ meinte der Bauer; „der Herr iſt ſonſt gar nicht übel, er überſchwemmt uns völlig mit altem Wein.“ — „Er wird doch kein Werber ſeyn?“ meinte Wulf, nachdenklich vor ſich hinſprechend. — „Mir ſchon recht,“ lachte Bernhuber, der falſche Freund, „wenn er meinen Spezi vom Trauniee abfängt.“ — „Den nähme ich am liebſten ſelber und denke ihn auch zu bekommen,“ ſprach Wulf, indem er ſich zu dem Tiſch durchdrängte, an welchem ſein vermeintlicher Nebenbuhler offene Tafel hielt. Dort ergriff er ohne Umſtände einen Becher und ſprach zu dem Spender des Weins: „Die ſchöne Pfalzgräfin lebe!“ — „Sie lebe hoch!“ verſetzte Ernſt anſtoßend, „und vergelte ihrem Herrn Gleiches mit Gleichem!“ — Der Werber zog ein grimmiges Geſicht. Gelaſſen fuhr der andere fort: „Die Rede verdrießt Euch, Kriegsgeſell? Kehren wir ſie alſo um. Er möge ſein Weib in gleicher Münze bezahlen! Freilich kommt es auf eins heraus.“ — „Ihr werdet gut thun, Kamerad,“ unterbrach ihn Wulf, „vom König in Böheim mit mehr Achtung zu reden.“ — „Ihr habt mich mißverſtanden,“ antwortete Ernſt; „ich ſpreche vom Pfalzgrafen, dem leichtfertigen Zögling der nichtsnutzigen Hofhaltung von Sedan. Was der junge Prinz als Edelknabe bei dem Herzog von Bouillon gelernt, das übt Kurpfalz auf deutſchem Boden aus. Von Kurpfalz habe ich geſprochen, vom Herrn der engliſchen Lieſel, nicht aber vom böhmiſchen König, meinem gnädigen Gebieter.“

Dem Werber ſchwoll der Kamm wie einem Hahn von Calcutta, wenn er ein rothes Tuch erblickt. — „Oho,“ ſchrie der Haſerpeter dazwiſchen mit rauher Stimme, „der fremde Landſtörzer ſchilt über den Böhmenkönig. Hoch Friedrich von der Pfalz, erwählter König in Böheim!“ — „Hoch König Friedrich!“ brüllten die andern nach. Dem Saſſenegger wurde ſchwül; nicht aus Beſorgniß für die eigene Haut, ſein Muth war feſt wie Stahl. Aber er fand es gar zu arg, daß ein hoher Herr von ſo „fürtrefflichem Herkommen,“ wie ſein Gebieter, bei einem ſo liederlichen Anlaß in Gefahr kommen ſollte. Darum murmelte er in den Lauten der fremden Sprache vor ſich hin: »Ernestus Ludovicus dux Lauenburgensis caveat rusticum vini plenissimum. Rixa sine honore non valet periculum.« (Ernſt Ludwig Herzog von Lauenburg hüte ſich vor dem

trunkenen Bauern. Ein Streit ohne Ehre iſt der Gefahr nicht werth). Herzog Ernſt lachte der Warnung nicht minder wie des Drohgeſchreis. Sein unverzagtes Sachſenherz fand Vergnügen an der Gefahr, wenn auch keine Ehre dabei zu holen war, denn ſein natürlicher Uebermuth hatte ſich lange noch nicht zum einfachen Muth abgeklärt.

„Gebt Ruhe!“ rief der Hutmacher in den Lärm; „ſey ſtad, Haſerpeter, alter Raufer!“ Fadingers derbe Vermittlung würde ſo wenig gefruchtet haben, als das warnende Reiterlatein des Stallmeiſters, wäre nicht von außen her die Ableitung gekommen. Neben Xaver tauchte nämlich wie aus dem Boden gewachſen die lange hagere Geſtalt Paltenauers mit dem grimmigen gelbſchwarzen Geſicht auf, packte den Viechtauer unſanft beim Kragen und ſchrie, den erſtaunten Mann rüttelnd und ſchüttelnd, mit gewaltiger Stimme: „Spitzbub, ſchlechter Kerl, Hallunke, finde ich dich? habe ich dich? In den Thurm mußt du, auf die Folter mußt du, an den lichten Galgen mußt du, Hauptſchnipfer, elendiger Tropf und Leutverführer!“ Noch ein ganzer Roſenkranz von Schelt-worten ſprudelte aus dem geifernden Mund des Pfle-gers von Ort hervor, der ſich wie toll und thöricht geberdete, ſo daß ſelbſt der ergrimmte Wulf und der bezechte Haſerpeter für den Augenblick ihres Zorns ver-gaßen. Die andern Zeugen des ſeltſamen Auftritts kamen vor Erſtaunen kaum zu ſich; ſie waren zwar zum größten Theil des Winklmaiers Widerſacher, doch keiner von allen hätte ſich eingebildet, die Rechtſchaffen-heit des papiſtiſchen Holzwaarenverlegers jemals ver-dächtigt zu ſehen. „Was gibt's denn?“ fragte zu wieder-holten malen Xaver, der vor lauter Verwunderung ſich zu wehren vergaß. Er erhielt keinen andern Beſcheid, als neue Schimpfreden. „Gotts Blitz,“ fuhr endlich Fadinger dazwiſchen, „jezte höre der Paltenauer einmal auf mit dem Schmähen. Sage Er, was es gibt, oder wir werfen Ihn hinaus.“ — „Werfen wir ihn gleich hinaus!“ ſtammelte des Haſerpeters ſchwere Zunge; „was hat der Pfleger von Ort hier zu ſchaffen? Wie kommt der Herrenknecht und Fuchsſchwanz dazu, uns, die Kinder der evangeliſchen Freiheit, in unſerer Unter-haltung zu ſtören?“ — „Schmeißt ihn hinaus!“ brüllten die Bauern. Der Haſerpeter war ein Mann von großem Anſehen bei den Dorfbewohnern weit und breit in der Runde. Zu Lambach, Wels und Schwanen-ſtadt nannten ihn die Bürger ſpottweiſe nur den Bauern-könig. Der Spitzname hatte ſeinen guten Grund, wie die blinde Bereitwilligkeit der Anweſenden im Augen-blick zeigte. Indeſſen ſtand der Hutmacher von Wels doch in noch größerem Anſehen als der Haſerpeter. Auch das ſollte ſofort klar werden. „Ei!“ rief Fadin-ger, „ſind meine gnädigen Herrn von Ort nicht die Beſchützer des Evangeliums? Iſt der geſtrenge Herr Paltenauer nicht der beſte Freund des wohlberedten Dominus Melander? Und an *den* wollt ihr Hand an-legen, ihr Klotzköpfe? Wenn ich ſagte, daß wir ihn hinauswerfen wollten, ſo war das nur mein Spaß. Laßt ihn zu Wort kommen.“ — „Rede, Pfleger, rede!“ rief es nun von allen Seiten, und niemand dachte mehr an Gewaltthätigkeiten.

„Unſer Junker Guidobald —“ hob Paltenauer an. — „Iſt durchgebrannt,“ unterbrach ihn Fadinger; „das haben wir durch den Herrn Dragener da erfahren. Wir wiſſen auch warum.“ — „Und ich kann hinzufügen,“ ſagte Wulf, „daß der Flüchtling auf *dieſer* Straße nicht erblickt worden iſt. Meine Nachrichten ſind zu-verläſſig.“ — „Ganz recht,“ entgegnete Paltenauer, „aber wir wiſſen auch, nach welcher Seite der Vogel entflattert iſt. Ueber den See iſt er gefahren. Das Schiff, worin er entwichen, iſt beim Röthelbach ge-funden worden. Von dort wird er auf den Spitzelſtein geſtiegen ſeyn, um ſich bei der Liſt zu verſtecken, bei der Tochter dieſes Götzendieners und Haupthallunken.“ — „Jezt geht mir die Geduld aus!“ rief Xaver, von der Bank emporſchnellend. „Was habe denn ich damit zu ſchaffen, wenn Euer Junker nicht mit dem Manns-felder reiten will? Was geht mich Eure Plätte an, und läge ſie bei Ebenſee ſtatt am Röthelbach, von wo kein vernünftiger Menſch zum Spitzelſtein hinaufgeht?“ — „Als ob ein Verliebter jemals vernünftig wäre,“ meinte der Pfleger. — „Ich habe dem Junker geſtern in der Früh verboten, der Liſt nachzugehen,“ fuhr Xaver fort. — „Wer's glaubt,“ ſpottete Paltenauer; „auch ſind Befehlen und Gehorchen zweierlei. Du haſt dem Junker von etwas ganz anderem abgerathen, nämlich mit dem Mannsfelder in den Krieg zu ziehen.“ — „Wie kann ich einem von etwas abrathen, wovon ich ſelber nichts weiß?“ fragte Xaver. — Ohne die Einwendung zu beachten, fuhr Paltenauer fort: „Dein Bue, der Loysl, iſt nirgends zu finden. Der hat dem Baldi fortgeholfen. Doch von dem allen reden wir an anderer Stelle. Vor der Hand haſt du mir ungeſäumt nach Ort zu folgen. Der gnädige Herr hat mich ausge-ſendet, dich zu holen.“ — „Schon recht,“ ſagte Xaver, „meine Geſchäfte ſind abgethan. Ich will einſpannen und bin gleich wieder da.“ — „Nicht von der Stelle!“ rief Paltenauer, ihn beim Arm haltend; „ich laſſe dich nicht aus den Augen. Laß dein Zeug holen.“ — „Es ſteht im Stift,“ hob Xaver wieder an, „und ich muß doch Urlaub nehmen von den hochwürdigen Herren.“ — „Was da hochwürdig!“ polterte der Pfleger, „wir wiſſen nichts von hochwürdigen Herrn, du verlogener Pfaffen-knecht und Verführer der Jugend!“ — „Höre der Herr auf, ſonſt läuſt's über!“ ſtammelte Xaver mit erſtickter Stimme, weitaufgeriſſenen Augen und drehender Fauſt. — „Rühre mich an!“ rief der Pfleger, mit vorge-ſtrecktem Geſicht und die Hände auf dem Rücken hart an ihn hin tretend. — Der Haſerpeter, welcher ohne-hin ſchon viel zu lange geſchwiegen, drängte ſich da-zwiſchen, und den Viechtauer bei der Bruſt packend,

ſchrie er ihn an: „Unterſtehe dich nur, dem geſtrengen Herrn etwas anzuhaben! Wir alle ſind ſeine guten Freunde und Geſellen. Wir zerhauen dich zu Krautſtücken.“

„Niederſchlagen! todtſtechen!“ ſchrieen die Umſtehenden, deren tolle Weinlaune zuſehends wuchs. Ringsum erhoben ſich die Fäuſte, und in einigen der erhobenen Fäuſte blinkte ſpitzes Eiſen. — „Heda, heda,“ mahnte der Lauenburger, „ihr werdet den fröhlichen Tag doch nicht durch Mord und Todtſchlag verderben?“ — „Still da!“ herrſchte ihm der Haſerpeter zu. — „Ei, Bäuerlein,“ lachte der Herzog, „willſt du mir gar das Maul verbieten?“ — „Freilich, deſſen unterfange ich mich, und wenn du ein Graf wärſt,“ trotzte der Bauer entgegen. „Du haſt hier nicht mitzureden. Du biſt auch ſo einer wie der Viechtauer, und dazu ein katholiſcher Werber. Du möchteſt den Guidobald für dich.“ — „Daraus wird aber nichts!“ ſchrie Wulf; „du ſollſt von unſern Reitern keinen haben. Du thäteſt überhaupt am geſcheiteſten, auf und davon zu traben. Hier verſchwendeſt du deine Albrechtsthaler umſonſt. Die Silberlinge aus Brabant machen in Oeſterreich keinen guten Chriſten zum Judas.“

Ernſt lachte hell auf. Es war auch gar zu luſtig, daß der andere ihn für einen Werber hielt, und vermuthlich kam ihm dazu der alte Reimſpruch in den Sinn: „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'.“ Das Lachen wurde ihm übler ausgelegt, als es gemeint war. Wulf knurrte, die Bauern murrten, während der Haſerpeter ſich vernehmen ließ: „Spotte nur zu, papiſtiſcher Seelenverkäufer! Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“ — „Das ſage ich ſelber,“ verſetzte Ernſt, unbekümmert um die erneute Warnung des Stallmeiſters, der ihn am Aermel zupfte; „und das Sprichwort wird ſich auch hier bewähren, bevor ihr euch deſſen verſeht, ihr guten Leute.“ Mit bezeichnend höhniſcher Geberde fügte er hinzu: „Das Land ob der Enns wird bald andere Gäſte bekommen.“

Das Wort von den „andern Gäſten,“ an und für ſich harmlos genug, war das winzige Tröpflein, wodurch das übervolle Gefäß zum Ueberlaufen kam. Mit dem Wuthgebrüll eines wilden Thieres ſprang der Haſerpeter auf den Spötter los und fuhr ihm mit beiden Händen nach Bruſt und Hals. Kaum fühlte der Sachſe den mörderiſchen Griff an der Kehle, als ſeine gewaltige Fauſt gleich der Wucht einer Keule auf das Haupt des Angreifers niederfuhr und dieſen betäubt zu Boden ſchmetterte. — Was im nächſten Augenblicke geſchehen, und wie es ſich zugetragen, wußten ſpäter die Augenzeugen ſelbſt nicht mit genauer Bezeichnung der einzelnen Umſtände anzugeben, inſofern ſie nicht etwa ihre guten Gründe hatten, es zu verſchweigen. Der Lauenburger und ſein Begleiter befanden ſich plötzlich in einem dichten wirren Menſchenknäuel. Mordgeſchrei betäubte das Ohr; das Rufen der Friedensſtifter diente zu nichts, als den tollen Lärm noch toller zu machen. Der Wirth ſchrie nach Bürgerhülfe, die Weiber kreiſchten und zeterten, vor dem Hauſe fand der Lärm ſeinen Widerhall, tobend drängte ſich die Menge zur Einfahrt und in die ohnehin überfüllte Halle, wo Tiſche, Bänke, Krüge, Becher und Schüſſeln unter dem wilden Sturme zuſammengeworfen wurden.

Als endlich nach geraumer Weile der Knäuel ſich einigermaßen entwirrte und in der Maſſe die gleichartigen Beſtandtheile zuſammenrannen, entwickelte ſich ein betrübtes Schauſpiel. Auf dem Eſtrich kniete Erdmann von Saſſenegg, zerzauſt, blutrünſtig und blutend; in den Armen hielt er ſeinen mit Blut überrieſelten Gebieter, der, vor wenigen Minuten noch ein ſtattlicher Kriegsmann voll Kraft und Feuer, jetzt nichts mehr als eine entſeelte Maſſe vorſtellte. Erloſchen war der Augen muthiger Glanz, entwichen aus den edeln Zügen das ſprudelnd friſche Leben, und in herzzerſchneidendem Jammer rief der treue Diener den Namen ſeines lieben Herrn. Erdmann wußte jetzt nur allzu wohl, was ſeine trüben Vorahnungen zu bedeuten gehabt, und mehr noch als den Tod des ritterlichen Fürſten beklagte er den ſchnöden Anlaß zum blutigen Ausgang. Unfern des Ermordeten lag der Haſerpeter, den ſeine guten Freunde mit Waſſer beſprengten und der allmählig ſeiner Sinne wieder Meiſter ward. Die andern Anweſenden bildeten einen Kreis um die Doppelgruppe. Die einen trugen Mitleid mit der Jugend des Erſchlagenen, mit dem lauten Jammer des treuen Begleiters; die andern erſchracken, als ſie vernahmen, welchen hohen Herrn ſie in trunkenem Muth erſchlagen, und natürlich war keiner darunter, der nicht bei ſeinem Eid betheuerte, er habe ſich nur zugedrängt, um Unheil abzuwehren, und es ſey unbegreiflich, wie der vornehme Herr und Offizier überhaupt ſo ſchlimm weggekommen, denn übel habe es kein einziger mit ihm gemeint. Sie ſeyen ihm ja alle zu Dank verpflichtet geweſen für den geſpendeten Wein. Auch Wulf Nilſen meinte in ſeinen Gedanken, er würde dem fremden Cavalier nichts haben geſchehen laſſen, wenn er gewußt, daß derſelbe kein Werber und Nebenbuhler geweſen. Doch hielt er ſich mit ſolchen Betrachtungen nicht lange auf, ſondern faßte den erſchrockenen und halb betäubten Xaver bei der Hand und erſah ſeine Gelegenheit, mit dieſem hinauszukommen.

Vor dem Hauſe hielt der Knecht des Werbers mit den Pferden. Zu dieſem ſprach Wulf: „Geh' in's Kloſter, mein Junge, und hole das Gefährt dieſes Mannes. Sage, du ſeyeſt vom Xaver Mitterhuber geſchickt.“ — Zum Winklmaier gewendet fuhr der Dragoner fort: „Wir wollen indeſſen ein Stückchen voran-

reiten, guter Freund. Du kommſt dadurch dem Pfleger von Ort aus den Augen, auch gehſt du der verdrießlichen Ausſicht aus dem Wege, zu Lambach feſtgehalten zu werden, wär's auch nur als Zeuge." Xaver fand den Vorſchlag einleuchtend, weil er eben in ſeiner gewaltigen Aufregung ſchier alle Beſinnung eingebüßt hatte. Ohne Umſtände beſtieg er das Pferd des Knechtes. Niemand wagte die beiden aufzuhalten. Langſam, aber ungehindert arbeiteten ſie ſich durch das Gedränge, dann ging es im raſchen Trabe weiter. Sie waren ſchon eine gute Strecke geritten, bevor Xaver nur an ſein Geld dachte, das er im Wagen gelaſſen. Aber die Sitztruhe, worin er es aufgehoben, war ja verſperrt, und der Knecht des Dragoners wußte nichts von dem Schatz. „Er wird Roß, Wagen und Geld wohlbehalten nach Ohlsdorf bringen," ſprach der Winklmaier zu ſich ſelbſt und ſchlug ſich die Grillen aus dem Sinn. Eine Sorge ganz anderer Art würde ihn angewandelt haben, wenn er vernommen, wie Wulf Nilſen in ſeinen Gedanken gar verwunderliche Reden führte von dem ſtattlichen Fang, den er in Lambach gemacht zu haben ſich ſchmeichelte.

Die Sommerfeste des deutschheidnischen Alterthums.

Nach ihren Resten und Nachklängen in Sage und Sitte.

(Schluß.)

Aus dem Bisherigen dürfte zur Genüge einleuchten, daß der Tag der Sonnenwende eines der höchsten Feste des germanischen Alterthums war. Die hohe Heiligkeit desselben tritt aber noch klarer durch verschiedene kleinere Züge des Aberglaubens hervor, der sich an dasselbe knüpft.

Hieher gehören zunächst die Sagen, welche Felder und Saaten betreffen. In Thüringen, so wie im Voigtlande herrscht noch ziemlich allgemein der Glaube an den Binsen-, Bilgen- oder Bilwenschneider. Im Voigtlande gibt es sogar Leute, die selbst solche dämonisch begabte Naturen zu seyn meinen. Diese gehen am Johannistage vor Sonnenaufgang auf die Felder ihrer Nachbarn, schneiden mit kleinen, an die großen Zehen gebundenen Sicheln, quer durch den Acker wandelnd, die Halme ab und glauben nun die Hälfte des Ertrags von dem Lande, wo sie auf diese Weise gemäht haben, in ihre Scheune zu bekommen. Sie sollen kleine dreieckige Hüte aufhaben. Grüßt sie jemand während ihres Werks, so müssen sie während des Jahrs noch sterben, und hängt der Eigenthümer des Ackers Stoppeln der geschnittenen Halme in den Rauch, so muß der Uebelthäter nach und nach verdorren. In Thüringen kann man den „Bilmesschnitter" auf doppelte Art verderben. Man setze sich zu Johannis, wenn die Sonne am höchsten steht, mit einem Spiegel vor der Brust auf einen Hollunderstrauch und schaue sich nach allen Seiten um, so kann man den Saatverderber entdecken, jedoch mit großer Gefahr; denn wenn der Spähende von jenem eher gesehen wird, als er selbst ihn erblickt, so muß er sterben und sein Feind bleibt leben, er müßte sich denn durch Zufall in dem Spiegel, den jener vorgebunden hat, erschauen, in welchem Falle er noch im selben Jahre stirbt. Oder man trage Aehren, die der Bösewicht geschnitten hat, in ein neu aufgeworfenes Grab, worauf dasselbe erfolgt. Doch muß dieß stillschweigend geschehen, auch darf man diese Aehren nicht mit der bloßen Hand anfassen, damit kein Schweiß daran kommt; denn sonst sinkt man unfehlbar selbst in das Grab.

Weist nun dieser Zauber an sich schon darauf hin, daß dem Feste ungewöhnliche Kräfte innewohnten, so wird dieß noch deutlicher dadurch, daß in andern Gegenden der Bilsenschneider nicht als Mensch, sondern als elbisches Gespenst auftritt, worauf schon das Zwerghütchen deutet, daß er noch anderswo als Bock oder als Eber (die an Donar und Freho mahnen) vorgestellt wird, und daß Frau Huldas Frauengefolge ebenfalls mit Sicheln bewaffnet ist, Anzeichen, nach denen man in dem Bilsenschnitter die Verdrehung des Glaubens an einen während der Mittsommernacht stattfindenden Umzug von Ackergöttern erblicken kann, der vielleicht nichts weniger als Schaden, sondern vielmehr eine Segnung der Saaten zum Zwecke hatte.

Hieher dürfte ferner eine skandinavische Sage zu beziehen seyn, nach welcher ein Bauer einen Acker hatte, auf dem ihm alle Jahre in der Johannisnacht die Halme niedergetreten wurden. Er ließ zwei Jahre hinter einander seine beiden ältesten Söhne wachen. Sie hörten um Mitternacht ein Brausen in der Luft und sanken davon in tiefen Schlaf. Als aber das nächste mal der dritte Sohn die Woche hatte, sah er drei Jungfrauen geflogen kommen, die ihre Flügel ablegten und um den Acker auf und abtanzten. Er sprang auf, holte die Flügel und gab sie nicht eher heraus, bis die eine ihm das Versprechen gab, seine Gemahlin zu werden, worauf er den übrigen die gepfändeten Fittiche zurückstellte. — Dieß mag mit der saalfeldischen Sitte verglichen werden, zufolge welcher die Bauermädchen in der Johannisnacht um den Flachs tanzen, sich entkleiden und in dem Felde herumwälzen, eine Nachahmung des göttlichen Reigens (alle religiösen Ceremonien bei den heidnischen Festen waren Nachahmungen des Thuns der himmlischen Mächte), welche der Saat Gedeihen verschaffte.

An alle heiligen Zeiten sodann knüpfte sich im Heidenthum die Macht, in der Zukunft zu lesen. Schon im Vorigen begegneten wir bei Betrachtung der französischen Johannisfeuer dahin bezüglichem Aberglauben, und namentlich waren es die jungen Leute, welche sich in verschiedener Weise Gewißheit über den wichtigsten Akt ihres Lebens, ihre Verheirathung zu verschaffen suchten. Hier möge das folgende Beispiel aus Deutschland hinzutreten. In der Pflege Reichenfels im Voigt-

lande pflücken die ledigen Mädchen zu Johannis in der Mittagsſtunde zwiſchen eilf und zwölf neunerlei Blumen, wobei Weide, Storchſchnabel und Feldraute nicht fehlen dürfen. Daraus wird ein Kranz gewunden, wozu der Faden von der Binderin in derſelben Stunde geſponnen ſeyn muß. Iſt der Kranz fertig, ſo wird er ſogleich von der Verfertigerin rückwärts auf einen Baum geworfen. So oft er geworfen wird, ohne hängen zu bleiben, ſo viele Jahre dauert es, bis ſie einen Mann bekommt. Alles dieſes muß jedoch ſchweigend verrichtet werden.

Die neunerlei Kräuter führen uns auf den Kräuteraberglauben, welcher für die Wichtigkeit des Tages der Sonnenwende vor allem bedeutſam iſt. Schon bei Unterſuchung der Johannisfeuer ſtießen wir auf ihn, und zwar ſahen wir, daß in Deutſchland dabei vorzüglich Beifuß, Eiſenkraut und Ritterſporn, in Frankreich Königskerze, Wollkraut, Nußblätter, Schwertlilien und Binſen, ſo wie Wundkraut, in England Mutterwurz und Eiſenkraut, unter den Slaven endlich Beifuß und Kletten eine Rolle ſpielten. Die folgenden Beiſpiele werden nun zeigen, daß die Mittſommernacht überhaupt einen wunderbaren Einfluß auf die Welt der Pflanzen übte. Schüttelt man am Johannistage die Rebſtöcke, ſo bekommt der Wein ein „Bodengefährt," d. h. einen eigenthümlichen Geruch und Beigeſchmack. Streicht man an demſelben ſich vor Sonnenaufgang ſtillſchweigend den Leib mit Eichenholz, ſo heilt dieß alle offenen Schäden. Regnets zu Johannis, ſo mißrathen die Nüſſe. Dreht man an dieſem Tage die Zwiebeln im Beete um, ſo werden ſie ungewöhnlich groß. Johannisblut oder Wegtritt, in der Mittagsſtunde deſſelben geſammelt, iſt für allerlei Dinge gut. Die Wurzel des Fünffingerkrauts Johannis am Morgen vor Sonnenaufgang ausgegraben hilft zu mancherlei und erwirbt dem, der ſie bei ſich trägt, die Zuneigung anderer. Gleichfalls ein Johanniskraut iſt die wilde Raute oder Hartheu. Wie die zahme Raute alles Gift vertreiben ſoll, ſo die wilde alle Geſpenſter, und die alten Weiber ſagen deßhalb:

„Doſt, * Hartheu und weiße Heid
Thut dem Teufel gar viel Leid."

Eine Art der Scabioſe heißt deutſch Teufelsabbiß, ruſſiſch Tſchertow paletz (Teufelsbaumen), polniſch Czartowe zebro (Teufelskrippe). Die Wurzel iſt unten ſtumpf, wie abgeſchnitten. Die einen ſagen, daß mit dieſem Kraute der Böſe ſo viel Unfug verübt, daß die Mutter Gottes ſich erbarmt und ihm die Macht benommen habe. Ergrimmt darüber biß er die Wurzel unten ab, und ſo wächst ſie noch heutzutage. Nach andern aber zerbiß ſie der böſe Feind deßhalb, weil er den Menſchen ihre Heilkraft nicht gönnte. Dieſe Kraft bleibt ihr jedoch bis zur Mitternacht vor Johannis. Gräbt man ſie da, ſo ſind die Wurzeln noch unabgebiſſen und verjagen den Teufel. Indeß bewirken ſie auch, unter den Tiſch geworfen, daß die Gäſte ſich zanken und ſchlagen.

Eines der kräftigſten und berühmteſten Johanniskräuter ſodann iſt der Beifuß (artemisia). Wer dieſe köſtliche Pflanze im Hauſe hat, dem kann der Satan nicht zu nahe kommen, wer ihre Wurzel über das Thor hängt, der ſchützt ſein Haus vor allem Uebeln und Ungeheuern. Wer ſie bei ſich trägt, der ermüdet nicht auf der Reiſe. Wer in Schottland mugwort, wie das Kraut engliſch heißt, gebraucht, bleibt vor dem Zehrfieber bewahrt. Als ein Mädchen in Gallway beinahe der Schwindſucht erlag und alle an ihrer Rettung verzweifelten, hob vor ihrem Fenſter die Meerfrau das Haupt aus dem Waſſer und ſang:

»Wad, ye let the bonnie may die i' your hand
And the mugwort flowering in the land!«

Johannistag aber iſt die Zeit, wo die Pflanze am kräftigſten iſt; an demſelben wird ſie in Frankreich und Deutſchland feierlich gegraben, in Kränze gewunden, umgehangen und von jedem mit dem Leiden, das er an ſich hat, in die Flamme geworfen. Daher der Name Johannisgürtel, Sonnenwendgürtel oder Gürtelkraut, womit der Beifuß hin und wieder bezeichnet wird.

Von ganz beſonderer Wichtigkeit aber iſt der Tag der Sonnenwende für die Gewinnung der drei größten Zauberkräuter des Aberglaubens, nämlich der weißen Wegwart, der Springwurzel und des Farnſamens.

Unter der Wegwart wird die häufig an Gräben und Zäunen und ſonſt an unbebauten Stellen anzutreffende wilde Cichorie verſtanden, und man glaubt, ſie berge einen verzauberten Menſchen in ſich. Die blaublühenden Exemplare ſollen böſe, die ſehr ſeltenen weißblühenden gute Leute geweſen ſeyn. Andere aber ſagen, die weiße Blume deute das männliche Geſchlecht der Wurzel an. Paracelſus weiß, daß ihre Kraft im Sonnenſchein am höchſten iſt und daß ihre Wurzel ſich in ſieben Jahren in einen Vogel verwandelt. Sey dem nun wie ihm wolle, die weiße Wegwart iſt eine Pflanze von hohen Gaben und Gnaden. Sie iſt zunächſt ein Amulet gegen jedweden Einfluß von Hexen. Sie treibt ſodann Dornen und Splitter, abgebrochene Nadeln, und was ſonſt in der Haut ſtecken mag, heraus, ſobald man von ihr ein Stückchen genießt. Sie öffnet Thüren und Schlöſſer, wenn man ſie dagegen hält. Sie macht endlich, wenn man ein Schnittchen von der Wurzel in der rechten Weſtentaſche bei ſich führt, unſichtbar und feſt gegen Hieb, Stich und Schuß.

* Wilder Thymian.

Es gehört aber Muth und Sachkenntniß dazu, ſich ihrer zu bemächtigen. Stößt man von ungefähr auf eine ſolche weißblühende Wegwart, ſo muß man ſie unverzüglich anbinden, ſonſt „geht ſie durch“ und iſt am andern Morgen verſchwunden. Alsdann läßt man ſie bis zu Johannis (in Schwaben bis Jakobi, alſo etwa vier Wochen länger) ſtehen, wo ſie mit einem Goldſtück abgeſchnitten wird.

In Pfullingen in Schwaben verſteht ſich eine alte Frau auf das Abſchneiden dieſes vegetabiliſchen Kleinods und beſorgt die Ceremonie, ſo oft man einer Pflanze anſichtig wird. Wer ſo glücklich iſt, ſteckt einen Stock daneben und bindet den Stengel daran feſt, worauf er der Frau ſeinen Fund anzeigt. An dem genannten Tag ſticht ſodann jemand Vormittags zwiſchen eilf und zwölf Uhr mit einem Meſſer die Wurzel locker und die Alte löst ſie mit einem Goldſtück vollends vom Boden ab. Spricht man ein Wort dabei, ſo geht nicht nur die Kraft der Zauberpflanze verloren, ſondern die Grabenden ſetzen ſich auch der größten Gefahr aus. So ſah einſt ein Mann, als er gerade dabei war, eine weiße Wegwart zu ſchneiden, einen Mühlſtein über ſeinem Kopf ſich drehen, ſo daß er zuſammenſchrack und entſetzt davon lief. Hätte er den leiſeſten Laut von ſich gegeben, ſo würde der Stein herabgeſtürzt ſeyn und ihn zermalmt haben. — In Frankreich, wo die heilige Cichorie ebenfalls in der Zeit der Sonnenwende gewonnen wird, verfährt man ähnlich, nur muß die Ausgrabung vor Sonnenaufgang bewirkt und vorher um die Pflanze mit dem „Schwert des Judas Makkabäus“ ein Kreis gezogen werden. Sie wird dann bei Entzauberungen gebraucht.

Ein nicht geringeres Kleinod als die weiße Wegwart iſt die Springwurzel, welche nach der einen (ſüddeutſchen) Verſion des von ihr geltenden Aberglaubens eine wirkliche Wurzel, nach der andern eine Pflanze zu ſeyn ſcheint, die mit der berühmten blauen Blume der Romantiker Aehnlichkeit hat.

In Schwaben heißt es, niemand wiſſe, wo die Springwurzel — ſo genannt, weil ſie, an Schloß oder Riegel gebracht, dieſelben ſofort aufſprengt — anzutreffen ſey, indeß könne man ſie nach folgender Vorſchrift in ſeinen Beſitz bekommen: Findet man in einem hohlen Baum das Neſt eines Wiedehopfs, ſo muß man den Eingang mit einem Keile verſpünden oder mit einem Brett vernageln. Dann holt der Vogel die Springwurzel und hält ſie vor das Brett, worauf es ſogleich abſpringt. Alsdann fliegt der Wiedehopf (nach andern Ausſagen iſt's der Grünſpecht) zum nächſten Waſſer oder Feuer, um die magiſche Wurzel hineinfallen zu laſſen und dadurch zu vernichten. Deßhalb muß man in der Nähe des Neſtes eine mit Waſſer gefüllte Gölte hinſtellen oder unter dem Baum ein Feuer anzünden und die Springwurzel auffangen, wenn der Vogel ſie hineinwirft. Statt des Feuers genügt aber auch ein rothes Tuch oder Kleid, da der einfältige Vogel daſſelbe für eine Flamme anſieht.

Im Harze lautet die Sage dagegen folgendermaßen: Die Springwurzel, die, weil ſie nur in der Johannisnacht, und zwar zwiſchen eilf und zwölf Uhr gefunden wurde, auch Johanniswurzel hieß, wurde nur auf einſamen Bergwieſen, wo viele edle Metalle ſich bergen, und nur von ſolchen erblickt, die von der Vorſehung ausdrücklich dazu beſtimmt waren. Die Berggeiſter wollten durch ſie den Menſchen die Lagerſtätten ihrer Schätze andeuten. Die Blume der wunderſamen Wurzel war gelb wie Gold und leuchtete in der Nacht wie eine Kerze. Sie ſtand niemals ſtill, ſondern hüpfte, vor der Hand, die ſie brechen wollte, fliehend, beſtändig hin und her. Wer aber das Glück hatte, ſie zu pflücken, dem öffnete ſie alle Thüren und dem wies ſie alle Schätze der Erde, machte ihn reich und verlieh ihm Glück in allen Dingen. Für den, welchem dieſelbe nicht beſchieden war, hatte der Verſuch, ſich ihrer zu bemächtigen, große Gefahr. So ging vor Jahren in Klausthal ein Mann Namens Stopp nach ihr aus. Als er in der Johannisnacht dahin kam, wo vor der Stadt die Scheibenſchanze ſteht und eine Wieſe iſt, ſo ſah er Farrenkraut, unter welchem die Zauberblume gern blüht. Zur Vorſicht hatte er ſich ein großes Schloß an's Bein gebunden und damit ſchritt er bedächtig durch das Kraut. „Da kam plötzlich ein großer Kerl unter die Wurzeln, der ſchlug ihm ein Bein unter, daß er hinſtürzte, und ſchleifte ihn ſo lange über den Farrn mit dem Schloſſe hin und her, bis es zwölf ſchlug. Da warf er ihn eine Ecke Wegs hin auf den Erdboden, und er lag ohne Beſinnung eine Stunde lang, und wie er aufwachte, lief er nach Hauſe, aber das Schloß mit dem langen Strick vergaß er abzulöſen. Wie das nun beim Laufen klapperte, meinte er, der große Kerl ſey ihm auf den Ferſen. Da lief er immer raſcher und das Schloß zerſchlug ihm die Beine, und ſo ſtürzte er damit in die Stube. Die Leute, welche noch aufgeweſen ſind und auf ihn gewartet haben, wußten nicht, was ſie dazu denken ſollten und was ihm fehle. Sie fragten hin und her, er konnte aber nicht ſprechen. Sie zogen ihn nun aus, und ſiehe, da war alles an ihm ganz ſchwarz, wo ihn der große Kerl, welcher der Teufel geweſen iſt, gepackt hatte. Am andern Morgen brachte er etliche Worte heraus und erzählte, was ihm begegnet war. Gegen Mittag aber war er ſchon todt.“

Das berühmteſte und mächtigſte endlich von allen magiſchen Kräutern iſt der Farn (filix), jenes ſeltſame, in Bau und Habitus von allen andern Pflanzen abweichende Kryptogamengewächs, welches, ohne deutliche Geſchlechtsorgane zu beſitzen, ſehr vollkommen organiſirte Früchte bildet. Er hat für den Aberglauben je nach

der Landſchaft verſchiedene Bedeutung und wird ſowohl gemieden als geſucht.

Im Thüringer Walde, ſo wie in Franken heißt das Farnkraut „Otterkräutich," weil dem, der es bei ſich hat, die Ottern nachlaufen, oder „Irrkraut," weil es denjenigen, der unverſehens darüber ſchreitet, Weg und Steg vergeſſen und in die Irre gehen läßt, ſelbſt wenn er an den bekannteſten Stellen des Waldes iſt. Beim Dorfe Henſtedt, nicht weit von Themar, erhebt ſich der Feldſtein, ein Baſaltfelſen, von dem man erzählt, daß hinter ihm in einer kleinen Telle dieſe Wunderpflanze einſt gewachſen ſey und manchen genarrt habe. Gar vielen iſt es begegnet, daß ſie ſich, nachdem ſie auf das Irrkraut getreten, nicht wieder zurecht finden konnten; und obwohl ſie das Dorf Lengfeld im Thal liegen ſahen und ganz genau wußten, wo ſie ſich befanden und wo der Weg hinaus gehe, mußten ſie ſich ſtundenlang, irre und wirre im Kopf, auf den Felſen herumdrehen, ehe ſie den Ausweg zu finden im Stande waren. Vermuthlich kannten ſie das Mittel der Entzauberung nicht; denn ſetzt man ſich hin und wechſelt die Schuhe oder bindet, wenn es eine Frauensperſon iſt, die Schürze ab und hierauf verkehrt wieder um, ſo weiß man alsbald den rechten Weg.

Nach einer andern Auffaſſung iſt das Kraut oder vielmehr ſein Same eines der kräftigſten Zaubermittel. Wo es wächst, gibt es keine Geſpenſter und keinen Teufel, dem Hauſe und dem Felde, wo es aufgehangen iſt, ſchadet weder Blitz noch Hagel. Blühendes Farnkraut über die Thür geſteckt bewirkt, daß alles gut geht, ſo weit die Peitſche beim Fuhrwerk reicht, d. h. etwa auf ſechs Schritte hin. Die »fougère,« wie die Pflanze franzöſiſch heißt, bringt dem, der ſie am Vorabend vor dem Johannistag pflückt und dann in der Taſche bei ſich trägt, Glück im Spiel. Im Mittelalter ſcheint ſie nach einem Liede Conrads von Würzburg die Kraft gehabt zu haben, ihrem Beſitzer die Gunſt ſchöner Frauen zu verſchaffen. In Polen wird ſie in der Mitternachtsſtunde des eben erwähnten Tages geſucht, ſoll indeß in blühendem Zuſtand ſchwer zu erlangen ſeyn, weil ſich während des Brechens Sturm und Donner erhebt. Wer ſich ihrer jedoch bemächtigt, wird reich und kann weiſſagen. Noch wichtiger aber iſt der Same des Krauts, der nur in der Mittſommernacht von zwölf bis eins reift. Nach der Anſicht der einen fällt er dann ſogleich ab und iſt verſchwunden, nach andern kann man bis vor Tagesanbruch warten. Dann aber muß man Tücher oder breite Blätter (Paracelſus nahm die der Königskerze dazu, die beim franzöſiſchen Johannisfeuer eine Rolle ſpielen) unter das Farnkraut legen und ein Feuer dabei anzünden, ſo bekommt man die koſtbaren Körner.

Manchen indeß wird es dabei leichter gemacht, indem ihnen der Farnſame, der außer ſeinen andern vortrefflichen Eigenſchaften auch die beſitzt, daß er unſichtbar macht, ganz von ungefähr und ohne ihr Zuthun zu Theil wird. Einem Mann in Weſtphalen, der in der Sonnenwendnacht gerade ſein verlorenes Fohlen ſuchte und über eine Wieſe kam, auf welcher Farnſamen reifte, fiel etwas davon in die Schuhe. Morgens kehrte er nach Hauſe zurück, trat in die Stube und ſetzte ſich. Es däuchte ihn ſeltſam, daß Frau und Hausleute gar nicht auf ihn achteten. Da ſprach er: „Das Fohlen habe ich nicht gefunden." Alle in der Stube Anweſenden erſchracken ſichtlich; ſie hörten des Mannes Stimme und ſahen ihn doch nicht. Als ihn nun die Frau beim Namen rief, ſtellte er ſich mitten in die Stube und ſagte: „Was rufſt du? ich ſtehe ja nahe vor dir." Da wurde der Schreck noch größer, und dem Manne fiel ein, daß ihn etwas in den Schuhen drückte, als wäre Sand darin. Kaum hatte er ſie abgezogen und ausgeſchüttelt, ſo ſtand er ſichtbar da vor aller Augen.

Im allgemeinen aber iſt es mit großen Schwierigkeiten und allerlei Umſtänden verbunden, wenn man ſich den wunderbaren Samen verſchaffen will. In Schwaben wie in Sachſen gehört derſelbe dem Teufel, und dieſer fordert ſchwere Proben der Ergebenheit. Man muß dann vier Wochen vor Johannis (andere ſagen vor Weihnachten, wo nur die andere Sonnenwende genannt wird) kein Gebet verrichten, keine Seite in der Bibel leſen, keine Kirche beſuchen, ſondern ſich den ganzen Tag mit dem Gedanken beſchäftigen, daß der böſe Feind einem doch zu Gelde verhelfen möge. Sodann muß man ſich in der Mittſommernacht (oder Chriſtnacht) zwiſchen eilf und zwölf Uhr auf einen Kreuzweg ſtellen. Hier ſchreiten eine Menge Geſpenſter und Truggeſtalten an einem vorüber, theils Bekannte und Verwandte, die bereits geſtorben ſind, und die ſich nach dem Befinden des Wartenden erkundigen, theils noch lebende gute Freunde, die ihn zum Reden zu bringen ſuchen, theils tanzende Kobolde und Spukgeiſter, die ihn durch allerlei Grimaſſen und Neckereien zum Lachen verleiten wollen. Wer alsdann ein einziges Wort ſpricht und nicht den tiefſten Ernſt bewahrt, der wird auf der Stelle vom Teufel zerriſſen. Ueberſteht man aber dieſe Prüfung mit feſtem Willen, ſo kommt zulezt hinter dem ganzen hölliſchen Geſindel ein Mann im grünen Jägerkleide, und das iſt der Teufel. Der reicht einem eine Papierdüte voll Farnſamen, den man gut verwahren und lebenslang aufheben muß. Denn durch denſelben bekommt der Inhaber (in Schwaben) die Kraft, in ſeinem Gewerbe täglich ſo viel zu arbeiten, als ſonſt zwanzig bis dreißig Mann. Allein ſelten nur finden ſich Leute, die den Muth haben, die Proben auszuhalten. Die meiſten, die es damit verſuchten, entſezten ſich ſo ſehr über den Spuk, daß ſie, ohne den Zauberſamen erlangt zu haben, davon liefen.

So hatten ſich vor einigen Jahren zwei Burſche aus Liebingen auf das Unternehmen vorbereitet. Sie gingen auf die Straße, die ſich zwiſchen Bühl und Liebingen kreuzt. Als ſie hier eine Weile geharrt hatten, kamen eine Menge teufliſcher Geſpenſter und zulezt ein Jägersmann mit einem großen Hunde. Der Jäger blieb dicht vor ihnen ſtehen, ſah ſie ſtarr an und redete nicht ein Wort. Der Hund aber, der feurige Augen hatte, lief um ſie herum, wedelte mit dem Schweife und ſchlüpfte endlich dem einen Burſchen zwiſchen den Füßen durch, worauf ihnen ſo höllenangſt zu Muthe wurde, daß ſie Hals über Kopf davonſprangen und nach Hauſe rannten.

Dagegen ſoll ein Holzhauer in Rottenburg am Neckar, der mehr Herz hatte, den Farnſamen glücklich bekommen haben, und dieſer Mann konnte ſeitdem täglich fünfhundert Büſchel Holz im Walde machen, wozu er obendrein die Bäume immer ſelbſt fällte. Eben ſo erzählen die Rottenburger als eine wahre Geſchichte, daß vor hundert Jahren in der Stadt ein Webergeſell gelebt habe, der die ganze Woche über träge und nur des Sauſens und Spielens im Wirthshaus befliſſen geweſen ſey. Bloß am Samſtag habe er gearbeitet, dann aber immer ſo viel zu Stande gebracht, als ein anderer geſchickter Geſell der Zunft in ſieben Tagen. „Das kam daher, weil er den Farnſamen auf ſeine Profeſſion geholt hatte, und das iſt am Ende auch herausgekommen. Denn eines Tags in der Octavzeit, als dieſer Geſell ein Stück Leinwand von hundert Ellen an einem einzigen Tage verfertigt hatte, wollte ſeine Meiſterin daſſelbe noch am nämlichen Abend abliefern. Sie that es in einen Korb und trug es fort. Ihr Weg aber führte ſie gerade an der Ehinger Kirche vorbei, und als ſie eben daran vorbeiſchritt, geſchah's, daß ſie zum heiligen Segen läuten hörte. Sie ſtellte darauf ihren Korb hin, kniete nieder und empfing nun den Segen. Aber ſiehe da, als die Frau ſich erhob und mit ihrer Leinwand weiter wollte, war das ganze Stück wieder zu Garn verwandelt und die geſammte Weberei zu Schanden geworden."

Daß unter den heidniſchen Germanen eine Fülle mythiſcher Vorſtellungen von dem Urſprung und den mannigfachen Tugenden der Kräuter im Schwange war, bedarf kaum eines Beweiſes. Der Zwergenkönig Goldemar drückte den Unterſchied zwiſchen Chriſten, Juden und Heiden ſogar in der Art aus, daß er die erſten auf Worte, die zweiten auf köſtliche Steine, die lezten auf Kräuter ihre Zuverſicht ſezen ließ. Sie waren, ſofern ihnen edle Eigenſchaften innewohnten, von Göttern an einſamer Stätte geſchaffen, unter ihrem Fußtritte entſproſſen, von ihren heiligen Vögeln herzugetragen. Sie wurden ihnen, wie mehrfach gezeigt, an ihrem Tag geopfert, ſie waren nach ihnen benannt. In Skandinavien hieß „der Gräſer weißeſtes" Balders Braue, der Name Donnerrebe, den der Gundermann in einigen Gegenden führt, erinnert an Donar, der Zeidelbaſt wird von Grimm mit Ziu, dem alten Kriegsgott, in Verbindung gebracht, der Eiſenhut iſt den Norwegern Thors Helm, die Bezeichnung Himmels- oder Frauenſchlüſſel für die Primel dürfte weit eher als an „unſere liebe Frau" an Freia mahnen, die gleich der ihr verwandten Oſtara in allen Sagen mit einem Schlüſſelbund erſcheint.

Daß aber auch die im obigen erwähnten Johanniskräuter mit den religiöſen Vorſtellungen des deutſchen Alterthums verflochten waren, läßt ſich zuvörderſt daraus abnehmen, daß einige von ihnen in Skandinavien als Theile oder Glieder von Gottheiten aufgefaßt wurden, von allen aber ähnliche Tugenden gerühmt werden. Das Fünffingerkraut z. B., welches Glück bringt, iſt der Handſchuh Niördrs, von dem das Sprüchwort „reich wie Niördr" ging, und mehrere Farnarten heißen in isländiſcher Sprache Fregjuhar, d. i. der Freia Haar. Aber auch andere Umſtände weiſen auf vorchriſtliche Heilighaltung mehrerer dieſer Pflanzen hin. Die Springwurzel wird von dem heiligen Specht geholt; der Beifuß dient als Gürtel beim Reigen um das Sonnenwendfeuer. Die meiſten müſſen Nachts gebrochen werden, wo die Götter einſt vorzüglich verehrt wurden und ſpäter noch wenigſtens geſpenſtiſche Macht hatten. Von beſonderer Bedeutung aber iſt, daß die Ueberlieferung von den meiſten ſchwankt, indem ſie bald als Amulette gegen die hölliſche Welt, bald als Geſchenke derſelben aufgefaßt werden, eine Ungewißheit, bei welcher die erſtere Anſicht, nach der dieſe Heil- und Wunderkräuter der Mittſommernacht Geſchenke gütiger Götter ſind, die ältere iſt, während die zweite die Umwandlung dieſes Glaubens durch das Chriſtenthum darſtellt, deſſen Prieſter bemüht ſeyn mußten, die Einſammlung der heiligen Pflanzen, Wurzeln und Blumen, wo ſie ſich nicht mit der neuen Lehre in Einklang ſetzen ließ, als gottloſes Werk, ſie ſelbſt als Gaben des Satans, als ſinnverwirrend, Schlangen herbeilockend, von Dämonen bewacht, und überhaupt als ſchädlichen Zauber darzuſtellen.

Möglich iſt, daß dieſe Verkehrung theilweiſe ſchon in den lezten Zeiten des Heidenthums ſtattgefunden hat, wo böſer Zauber hin und wieder die Verehrung der Götter beeinträchtigte und verdrängte. Ja zum Theil mag auch römiſche Superſtition ſich in das Heimiſche gemiſcht haben. Das Abſchneiden der weißen Wegwart mit Gold wenigſtens wird bereits von Plinius angedeutet, wenn er auch den Gebrauch von einer andern Pflanze, der Oſterluzei, meldet.

So haben wir denn unſerer obigen Darſtellung der einſtigen Feier des Sonnenwendtages einen neuen weſentlichen Zug hinzugefügt, und wir ſehen den Tag

nun, ſo weit ſich ſein Bild aus den uns vorliegenden Reſten wiedergewinnen ließ, in derſelben Geſtalt, in der er den Vätern heilig war. An den Flüſſen und Quellen wurden ſymboliſche Waſchungen vorgenommen. Mächtige Feuer loderten auf den Ebenen, umtanzt von jauchzendem Volke, eine Stätte der Reinigung und Weihung zugleich von Menſchen und Thieren. Flammende Räder, das Zeichen der Sonne, des ſegnenden Geſtirns, deſſen Ehrentag war, rollten von den Bergen. In kreiſenden Trinkhörnern wurden Meth und Bier zum Gedächtniß der himmliſchen Mächte getrunken. Ackergötter zogen Gedeihen ſpendend durch die Leinſaat und das Getreidefeld. Und wie das Waſſer und das Feuer, ſo war auch die Erde an dem hochheiligen Feſte wunderbarer Kräfte voll. Heilkräuter entſproſſen ihrem Schooße. Zauberwurzeln wurden gegraben, bewahrend vor Unheil, Thüren zu Schätzen öffnend, übermenſchliche Stärke und die vielerſehnte Gabe der Unſichtbarkeit verleihend. Im Dunkel des Waldes, in der geheimnißvollen Schwellenſtunde der Mitternacht endlich blühte, bewacht von ſtrengen Hütern, nur dem Auserwählten, dem Liebling der Götter beſchieden, die kerzenhelle Blume, vor welcher die Erde ihre Schatzkammern aufthat. Fürwahr, es war eine erhabene, hochfreudige, tief in Sinn und Gemüth hineinſtrahlende Zeit, dieſes Mittſommerfeſt der germaniſchen Vorzeit!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Borſig.

Der Tod eines Mannes, der in der Fülle von Kraft, Geſundheit und rüſtiger Thätigkeit ſtirbt, hat immer für die, die ihn gekannt, etwas erſchreckendes, um ſo mehr, wenn der Mann der Mittelpunkt und die Seele eines weiten Getriebes von Thätigkeit war, wenn hunderte, tauſende von ihm abhängen, und ein ganzer Gewerbszweig des Landes ihn als ſeinen Repräſentanten betrachtete; und wie viel größer die Beſtürzung, wenn er auch als Menſch trefflich, von allen geachtet, geliebt war! Alles dieß trifft auf Borſig's Tod zu. Ein Mann, kaum einige Jahre über fünfzig, anſcheinend von einer ſo kräftigen Geſundheit, als ſein Geiſt unermüdet ſtrebſam, ſtets zu neuer Thätigkeit angeregt war, mochte er für Berlin und ganz Preußen als derjenige gelten, welcher einen großen Theil unſerer Induſtrie von England emancipirt hatte. Bei einem kleinen Anfange, denn man weiß weder, daß er mit Mitteln ausgerüſtet geweſen, als er ein eigenes Geſchäft anfing, noch daß von andern Seiten bedeutende Summen ihm zugefloſſen wären, erhob er ſich im Zeitraum von noch nicht zwei Jahrzehnten zu einer Bedeutſamkeit, einem Mittelreichthum und einer Einwirkung auf unſere induſtriellen Zuſtände, wie es, auch in verwandten Verhältniſſen, noch keiner Privatperſon in unſerem Vaterlande gelungen iſt. Sein Wirken und ſein Glück fällt mit dem Siege der Eiſenbahnen zuſammen. Er gründete ſeine Maſchinenbauanſtalt und ſpäter ſein Eiſenwerk in dem Zeitpunkt, wo über die Zweckmäßigkeit und die Aufnahme der Eiſenbahnen im Lande noch lebhaft geſtritten ward. Noch war von oben her die heftigſte Oppoſition dagegen, und möglich war damals, daß die Sache ſcheiterte, wenn auch nur eben an dem Widerſtande des Staates; Borſigs großartige Anlage wäre damit zu Grunde gegangen. Er hatte das Vertrauen zur Sache und zauderte keinen Augenblick ſein Alles daran zu ſetzen. Noch entſinnen wir uns des Augenblicks, wo er ſeine erſte Lokomotive gebaut; aber die Eiſenbahnen zauderten ſie anzunehmen. So etwas konnte ja nur in England gut gebaut werden, man durfte ſie nur von dorther beziehen! Jezt bezieht man keine mehr daher, und lezthin feierte der treffliche Mann durch ein ſeinen Fabrikarbeitern gegebenes koloſſales Feſt die Vollendung ſeiner fünfhundertſten Lokomotive. Ob es ſeine lezte geweſen?

Ein Mann, der mehrere tauſende von Männern als Arbeiter in ſeinem Geſchäft hat, iſt ſelbſtredend für ſeine Stadt, ja er kann für das ganze Land von einem Einfluß ſeyn, der ſich von ſelbſt macht, und gegen den alle Principien von allgemeiner Gleichheit nicht aufkommen. Borſig hat ſich dieſer Stellung nie überhoben, ja er hat nicht einmal den ſehr verzeihlichen und erlaubten Gebrauch davon gemacht. Während des Revolutionsjahres war ſeine Stellung eine ſchwierige. Unter den Maſchinenbauern war die thatkräftigſte Demokratie vertreten; in den ſchlimmſten Zeiten bildeten ſie ein gefürchtetes Heer, deſſen ſich die damaligen wirklichen Demagogen bedienten. Es gehörte alle Klugheit, Popularität, und der anerkannt wohlwollende und rechtliche Charakter Borſigs dazu, um Ordnung zu erhalten, ſie von den gefährlichſten Unternehmungen abzuhalten, und ſeine Rechte als Herr und Meiſter zu wahren. Wenige Zeit darauf mußte er auch ſeinen ganzen wohlbegründeten Einfluß darauf verwenden, um die Verdächtigten wieder gegen die Anfechtungen von der entgegengeſezten Seite zu ſchüzen. Sein conſervativer Charakter, der mit edler Freiſinnigkeit gepaart war, war ſo allgemein bekannt, daß man ihn mehrmals zum Abgeordneten für die Kammer vorſchlug, und es iſt beachtenswerth, daß ſich in den Wahlverſammlungen niemals eine opponirende Stimme gegen ihn erhob. Er wollte aber nur ein thätiger Arbeiter für das Gemeinwohl und kein Redner dafür ſeyn. Er lehnte deßhalb jedesmal entſchieden und beſcheiden den Ruf ab.

Daß ein Mann von ſo ausgebreiteter und glücklicher Thätigkeit reich werden mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Er arbeitete ja auf einem Felde, deſſen Früchte nicht allein einen Markt finden, ſondern der Markt iſt in beſtändiger Erwartung derſelben. Aber er bewährte ſich auch darin, wie er die Früchte anlegte. Vergrößerung des Geſchäftes war natürlich das erſte. Als dieſes aber auf der Höhe war, wo er es noch überſehen konnte, als alle die wohlthätigen Anſtalten begründet waren, die große Fabrikarbeiter unter und für ihre „Leute“ (wir nehmen in Ermangelung eines andern Wortes dafür dieſes aus einer ganz andern Vergangenheit) zu ſtiften jezt für Pflicht halten, opferte er auch ſeinem Schönheitsſinn. Er legte in Verbindung mit ſeinem Eiſenwerk in Moabit das prachtvolle Gewächshaus an, welches als blühender Palmengarten im Winter die Bewunderung der Einheimiſchen und Fremden erregte. Er ließ zuerſt hier die Victoria Regia in einem eigenen Waſſerhauſe ſich entfalten, und ſeine Bälle in demſelben ſind eine viel beſprochene Begebenheit in Berlin. Bei alledem blieb er, trotz der Orden und Titel, denen er nicht entgehen konnte, der Bürger Borſig, im beſten Sinn des Worts. Man rechnete es für ein Glück und einen Genuß, zu dieſen Zauberfeſten geladen zu werden, und aus den hohen und höhern Schichten des Lebens nahm man ſeine Einladungen gern entgegen; Borſig wählte aber zuerſt unter alten Freunden und Bekannten, und citirte lieber die ganze Kunſtverwandtſchaft der Stadt, als die beſternten und betitelten Notabilitäten. Er ſah es auch nicht gern, daß man von dieſen ſeinen Feſten als von öffentlichen

Ereigniſſen in den Blättern ſprach, weßhalb wir auch hier mit der Erwähnung ſchließen.

Der Dahingegangene war ein Schüler des Gewerbeinſtituts. Wenn Gegner der Anſtalt derſelben den Vorwurf machen, daß die genialſten und thätigſten Induſtriellen nicht immer aus dieſer trefflichen Schule hervorgegangen ſind, ſondern aus ſich ſelbſt gelernt haben, ſo iſt hier ein leuchtendes Beiſpiel vom Gegentheil. Borſig hat dieſe Schule nie verleugnet, er arbeitete auf den Erwerb hin, aber in dem großen Style, den die großen Stifter des Inſtituts, Beuth und Schinkel, ihm eingeimpft, er vergaß die Kunſt und das Schöne nicht über dem Nützlichen. Er vergaß es nicht, während er arbeitete, er widmete ſich aber demſelben wieder mit beſonderer Vorliebe, als er frei und ganz unabhängig geworden. Wer und in welcher Art ſein großes Unternehmen fortführen wird, iſt noch im Ungewiſſen. Es gehört doch auch dazu ein Geiſt, wenn gleich das Räderwerk in beſter Ordnung iſt. Das zeigt ſich bei einem andern großen induſtriellen Unternehmen, deſſen Borſig vorangegangener Chef zufälligerweiſe ſein Nachbar und Freund war. Es iſt in dieſen Blättern ſeiner Zeit wohl des Todes des Beſitzers der großen Privatporcellanfabrik, Schumann, gedacht worden. Auch er, ein klarer, betriebſamer Kopf und ein Mann von allgemeiner Bildung, hatte aus ſich heraus eine Anſtalt geſchaffen, wie man ſie bis dahin in Preußen, als von den Kräften eines Privatmanns ausgehend, für unmöglich gehalten. Das Schumannſche Porcellan ward weit und breit und in Berlin in einer großen Anzahl Läden, die nur und allein davon lebten, verkauft; es hatte einen geltenden Namen durch das Land, und der Fabrikherr war ſehr reich geworden und verwendete, ähnlich wie ſein Freund und Nachbar Borſig in Moabit, ſein Geld zu geſchmackvollen Anlagen und in ehrenwerther Thätigkeit. Er ſtarb auch ſo plötzlich wie dieſer und das wohlgeordnete Geſchäft geht allerdings auch jetzt noch fort; verſchiedene Proceſſe, Zeitungsannoncen, Anklagen und Vertheidigungen derer, welche es fortgeführt und beaufſichtigt, beweiſen aber, wie ein durchdringender Geiſt auch hier mitten in dem vollkommenſten materiellen Betrieb Noth thut. Borſig hatte die Geſchäftsvorſtandſchaft übernommen; wer wird nun die beiden Geſchäfte zugleich zu übernehmen im Stande ſeyn?

Borſig, Schumann und mehrere andere ſind Repräſentanten einer Macht, die man in unſerem Lande noch nicht anerkennt, gegen die neuerdings eine andere Macht, die des Grundbeſitzes, mit äußerſter Anſtrengung ſich wieder emporhebt. Dieſer Kampf zwiſchen Junkerthum und Induſtrie, ländlichem Grundbeſitz und Gewerbthätigkeit, eigentlich zwiſchen Land und Stadt, wird, ſeiner ſelbſt noch nicht recht bewußt, noch eine geraume Weile fortdauern; wohin er aber ausſchlagen muß, iſt keinem Zweifel unterworfen. Möchte aber unſere Induſtrie, wenn ſie zum ausgeſprochenen Sieg gelangt, dann immer ſo gutgeſinnte Führer aufzuweiſen haben, die fern von kraſſem Uebermuth auf ihre Geldmacht und ihren Einfluß durch die Materie, dem Geiſt, der lebendig macht, ſein Recht gönnen, dem Geiſt, welcher die Fabrikthätigkeit für nothwendig verbunden mit der Intelligenz und der Kunſt erachtet und es fühlt, daß das Schöne auch das Ziel eines wahrhaft thätigen Lebens ſeyn muß. Es iſt jetzt die rechte Zeit, daran zu denken, in dem Augenblick, wo man einerſeits die Zünfte wieder mit aller Anſtrengung in's Leben ruft, andererſeits die Nation durch die großen Beiträge zu Beuths Denkmal anerkennt, wie ſie kein Zunftweſen, ſondern auch in der Gewerbthätigkeit will, daß der durch veraltete Formen gefeſſelte Sinn durch Förderung einer wahren Bildung zu freiem, künſtleriſchem Schaffen angeregt werde.

Conſtantinopel, Juni.

Die Stadt

Ein erfriſchender Mairegen hatte Pflanzen und Bäume mit neuer Farbenpracht geſchmückt und die lezten verſpäteten Keime und Knoſpen erſchloſſen. Es herrſchte eine erquickende Kühle, wie ſie hier Ende Mai ſelten iſt; ich entſchloß mich daher den Tag zu benuzen, um eine größere Tour in der intereſſanten Umgebung des alten Stambul zu machen. Nicht jeder Fremde dürfte ſo glücklich ſeyn, bei ſeinen Ausflügen in der ungeheuren Stadt und ihrer Umgebung einen ſo trefflichen Führer zu haben, wie ich ihn in der Perſon eines Dr. H. K...r aus Hannover fand, eines vielgereisten Mannes, der lange Jahre im Orient gelebt hat und mit Sitten, Gebräuchen und der Sprache ſeiner Bewohner auf's beſte bekannt iſt.

Wir gingen aus dem alten noch aus der genueſiſchen Zeit ſtammenden Thore von Galata, dem einzigen Platz, wo die Türken, ſeit ſie Conſtantinopel erobert, die in Stein gehauenen chriſtlichen Kreuze ſtehen gelaſſen, wahrſcheinlich weil ſie zu hoch angebracht ſind und ihre Faulheit noch größer iſt als ihr Fanatismus, und ſchlugen den Weg nach dem goldenen Horn (Hafen) ein, um mittelſt eines Kaiks nach Stambul hinüberzufahren. Dieſe kleinen, meiſt aus ſehr zierlich geſchniztem Holz beſtehenden, übrigens unverhältnißmäßig ſchmalen Boote erſetzen recht eigentlich die Fiakeranſtalten anderer großen Städte und gewähren bei der meilenweiten Ausdehnung der verſchiedenen Stadttheile Conſtantinopels und bei dem glücklichen Verhältniß zwiſchen Waſſer und Land dem Geſchäftsmann und dem Touriſten die größten Annehmlichkeiten. Leicht vergißt man die paar Piaſter, welche die meiſt freundlichen Kaikſchi * in Anſpruch nehmen, über dem Reiz, den dieſe Waſſerfahrten inmitten eines der intereſſanteſten Panoramas gewähren, und im Bewußtſeyn, für einige Zeit der gelinden Tortur zu entgehen, welcher das türkiſche Pflaſter den an breite Trottoirs gewöhnten Fuß des Europäers unterwirft. Wir landeten am Früchtebazar, deſſen Nähe uns mit aromatiſchem Duft erquickte, der aber nur darum die Geruchsorgane zu lezen ſchien, um ſie nachher für die Qual in den Straßen Stambuls um ſo empfindlicher zu machen; denn hier, wie überall im Orient, herrſcht in Bezug auf Straßenreinlichkeit und Polizei noch nicht jene kleinliche Pedanterie wie im Occident. Solche Dinge ſind der Sorge des ſtolzen Muſelmans unwürdig und im übrigen weiß er, daß die Legion herumlungernder Straßenhunde — dieſes ächte Wahrzeichen „der Blume unter den Städten“ — die Verrichtung der Straßenfeger, Abdecker, Kammerjäger, Lumpenſammler u. ſ. w. ziemlich zu ſeiner Zufriedenheit verſieht. Da es unſere Abſicht war, das Schloß der ſieben Thürme zu beſuchen und dann einen Ueberblick der alten intereſſanten Befeſtigungswerke längs der Landſeite Stambuls zu gewinnen, welche die Halbinſel zwiſchen dem Marmorameer und dem goldenen Horn quer durchſchneiden, ſo nahmen wir unſeren Weg in ſüdweſtlicher Richtung, das endloſe Labyrinth der Straßen von Stambul durchſchneidend, nach dem Stadttheil von Pſamatia, welcher unmittelbar an das Marmorameer und das Schloß der ſieben Thürme ſtößt. Im Vorbeigehen beſahen wir die Moſchee Solimans, nach ihm die „Suleimanje“ benannt. Dieſelbe liegt auf einer künſtlich gebildeten Plattform von bedeutendem Flächenraum und wetteifert an Großartigkeit ihrer architektoniſchen Verhältniſſe mit der Hauptmoſchee, der Aja Sophia, die ſie indeß durch die Schönheit der Lage und die Ausſicht auf das ſchiffreiche goldene Horn bei weitem übertrifft. Hoch über dem Häuſermeer Stambuls wölbt ſich die gewaltige Kuppel ihres Rieſendoms mit ihren ſchlank emporragenden weißen Minarets, die gleich überall ſichtbaren Wegweiſern den Fremden im netzartigen Gewirre der Straßen und Gäßchen orientiren. Ein Vorhof und ungeheure Galerien, von prachtvollen Marmorſäulen getragen, die zum Theil den untergegangenen byzantiniſchen Bauwerken entnommen ſind, geben dem Ganzen im Verein mit Grabkapellen den Umfang eines Stadttheils, deſſen Schönheit die vorgelegene Plattform mit ihren ſchattigen Platanen und einer reizenden Fernſicht ungemein erhöht. Dicht neben der Moſchee befinden ſich die Mauſoleen Solimans des Großen und ſeiner Roxelane, neben deren rieſigen Sarkophagen mehrere kleinere ſeiner Prinzen zu ſehen ſind. Dieſelben, mit dem erhöhten Kopfende nach der heiligen Kaaba gerichtet, ſind von ungeheurer Größe und mit koſtbaren, ſehr kunſtvoll durchwirkten Stoffen behangen. Wie es bei den Moslem gebräuchlich iſt, die hohen, ſchmalen Grabſteine der Verſtorbenen männlichen Geſchlechts mit einem aus Stein ausgehauenen Turban zu ſchmücken, ſo befindet ſich auch auf dem Sarkophage Solimans, wie überhaupt auf allen Sultansgräbern, die ich in Stambul geſehen, ein reichgeſchmückter Turban von weißem Stoff in der urſprünglichen orientaliſchen Form. Unwillkürlich drängte ſich mir in der Nähe der irdiſchen Ueberreſte dieſes wildkriegeriſchen, unbändigen Soliman der Vergleich auf zwiſchen Weſen und Bedeutung des türkiſchen Reiches und Volkes der Gegenwart und der Vergangenheit. Vor Solimans gewaltigen Schaaren und Flotten zitterten die Reiche und Völker dreier Erdtheile, von der Reſidenz der deutſchen Kaiſer bis zu den Geſtaden des Euphrat und Nil und den Säulen des Herkules. Unbeſtritten war [illegible] in ein großes Heerlager umgewandeltes

* Die türkiſche Endſylbe „ſchi,“ wie z. B. in Kaikſchi, Tſchibukſchi, Hamamſchi ꝛc. bedeutet ſo viel als Gewerbe, Beſchäftigung oder Hantierung.

Reich das mächtigſte in Europa, und der große Kaiſer der Chriſtenheit, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging, konnte ſich, inmitten der Händel und Zerfahrenheiten des Abendlandes, kaum des Gewaltigen erwehren, deſſen Flotten das Mittelmeer beherrſchten und ſeine Küſten brandſchatzten, vor deſſen kriegeriſchen Schaaren Wien zitterte, deſſen Arm mit eiſerner Wucht auf Ungarn und Siebenbürgen laſtete und die ſtolze Republik Venedig ihrer Schätze nicht froh werden ließ; der geſchworen hatte, nicht zu ruhen und zu raſten, bis er die lezte chriſtliche Vormauer im Mittelmeer, Rhodos, ihren heldenmüthigen Vertheidigern entriſſen haben würde, dem halb Europa zinspflichtig war und zu dem die Geſandten der Mächte mit Zittern und knechtiſcher Demuth traten. Und jezt — ſie iſt längſt entfallen, die alte Schreckenslarve osmaniſcher Macht, längſt iſt untergegangen die alte barbariſche Herrlichkeit des Reichs, ohne daß neue Kräfte an deren Stelle getreten. Ja, ſeit ſeine Sultane nicht mehr aus dem Kriegszelte eine zerſchmetternde Allmacht ausgehen laſſen, ſondern im Harem zur Ohnmacht entſchlafen, ſeit die Flotten zerfallen ſind und die wilde Kraft der Janitſcharen und Spahi's einem Reformenweſen hat weichen müſſen, das dem innerſten Weſen dieſes aſiatiſchen Volkes und ſeinen religiöſen Anſchauungen widerſtrebt, ſeit endlich die früheren ungefügen Kriegshaufen des Abendlandes zahlreichen, durch alle Künſte des Krieges überlegenen Heerſchaaren gewichen ſind, ſeitdem hat das Panier des Kalifen ſeine Schrecken verloren und das Reich der Pforte, deſſen einzelne Glieder ſchon unterbunden oder abgeſtorben ſind, beſteht nicht mehr durch ſich ſelbſt, ſondern nur darum, weil es der ſich gegenſeitig mißtrauenden Politik der chriſtlichen Staaten Europas nothwendig erſcheint zur Erhaltung des Gleichgewichts. Selbſt Sollman, wenn er heute wieder aufſtände und mit dem alten wilden Muthe das Banner des Propheten inmitten der Gläubigen entrollte, würde kein neues Leben mehr dem hinſiechenden, morſchen Staatskörper einhauchen können, mit dem ſein allzu ſorgſamer Krankenwärter, Lord Redcliffe, Galvaniſirungsverſuche angeſtellt, denen nur eine um ſo ſchnellere Zerrüttung des geſchwächten Organismus folgen muß.

Nachdem ich mit meinem Begleiter das Aeußere der Suleimanje betrachtet, deren Kuppel und Minarets jezt ſchon durch Anbringung von zahlreichen Lampen zur Feier des nahen Ramaſan eingerichtet wurden, wandten wir uns, der dahin führenden Hauptſtraße folgend, nach dem Pſamatia-Kapuſu (Pſamatia-Thor), welches unweit der ſieben Thürme unmittelbar an die Geſtade des Marmorameers führt. Im Allgemeinen ſind die Straßen und Plätze Stambuls breiter, heller und reinlicher als die engen Gaſſen von Pera und Galata, in denen beim lebhafteren Verkehr und der größeren Volksmenge ein fortwährender Menſchenſtrom fluthet, in den die zahlreichen Seitengaſſen gleich eben ſo vielen Bächen einmünden. Je weiter man ſich überhaupt von den Beſeſtans oder Bazars, den eigentlichen Centralpunkten des Verkehrs und Lebens in Stambul, entfernt, deſto ſtiller werden die Straßen, und es liegt auf ihnen eine Ruhe, die merkwürdig abſticht vom Gedränge und dem ungeheuern Spektakel in den fränkiſchen Quartieren und ungemein wohlthätig auf die Nerven des Fremden wirkt. Das mittlere Stambul, in der Gegend des alten Serais und des Seraskirats (Kriegsminiſteriums) iſt das Quartier der türkiſchen Großen und Wohlhabenden, weßhalb man denn auch hier eine Menge großer, oft ſchöner Häuſer ſieht, die dieſem Stadttheil ein recht erträgliches Anſehen geben. Selbſt die Hunde ſchienen mir hier ein manierlicheres Weſen angenommen zu haben. Das Seraskirat mit ſeinem weithin ſichtbaren Signalthurm, auch Feuerthurm genannt, weil von ihm bei den Bränden die Feuerſignale gegeben werden, bildet einen eigenen, ziemlich ausgedehnten Stadttheil, der rings von einer hohen Mauer umſchloſſen iſt und außer der türkiſchen Kriegskanzlei die Wohnungen zahlreicher Beamten, eine Kaſerne, mehrere Verwaltungsgebäude und Wachen enthält. Im Innern war es heute ziemlich ſtille, der Seraskier mit ſeinem Stabe war nach Varna abgereist, um dem großen Kriegsrath beizuwohnen. Wer hätte ſich noch vor wenigen Jahren träumen laſſen, daß hinter Varnas Wällen ein Kriegsrath tagen würde, an dem neben Omer und Riza Paſcha, den höchſten Würdenträgern der Pforte, ein Neffe des auf Helena verſtorbenen Kaiſers und Lord Raglan, der ehemalige Adjutant des eiſernen Herzogs und Siegers von Waterloo, Theil nähmen.

Unfern des Seraskirats befindet ſich der Bazar der türkiſchen Schreibwaarenhändler, der wohl einen Beſuch lohnt. Die Beſitzer dieſer überaus freundlichen und geſchmackvoll verzierten Laden werden mit Recht zu den gebildetſten unter den Bewohnern Stambuls gezählt, ſprechen meiſt auch die perſiſche und arabiſche Sprache und beſchäftigen ſich in ihrer freien Zeit mit calligraphiſchen Arbeiten, die meiſt in der Abſchrift religiöſer Bücher beſtehen. Bei den Türken iſt es gebräuchlich, auf der ausgebreiteten und erhobenen linken Hand zu ſchreiben, ein wahres Kunſtſtück, wenn man bedenkt, daß der Türke gleich dem Juden von der Rechten nach der Linken ſchreibt. Indeſſen machen die eigentlichen türkiſchen Calligraphen inſofern eine Ausnahme, als ſie die mit farbigen und Goldzierrathen umrahmten Pergamente auf eine hölzerne Schreibplatte legen, welche auf ihrem Schooße ruht. — Die erſte Druckerei für türkiſche Bücher und eine Papiermühle zu Kiagadchane wurden im Jahr 1727 unter der Regierung Achmets III. von einem Renegaten angelegt. Es wurde ſogar ein Fetwa vom Muſti gegeben, welcher das Unternehmen für ungemein nützlich erklärte, und in ſeinem Hattiſcherif pries der Sultan ſich glücklich, daß ſeine Regierung durch einen ſo großen Segen des Himmels ausgezeichnet worden. Auch die Ulemas gaben ihre Zuſtimmung, verboten aber ausdrücklich, den Koran und Schriften über Mohammeds Glaubenslehre unter die Preſſe zu bringen. Der dafür angeführte Grund bezeichnet den Geiſt des Volks. „Es würde ruchlos ſeyn," ſagten ſie, „Gottes Wort zu quetſchen und zuſammen zu preſſen;" die wahre Urſache aber war dieſelbe, welche auch in Deutſchland ſeiner Zeit Guttenbergs Erfindung als Teufelswerk verſchreien ließ; die Ulemas fürchteten die anſehnlichen Einkünfte zu verlieren, welche ihnen das Abſchreiben jener Bücher gewährte. — Daß übrigens die türkiſchen Schriftſezer mit gekreuzten Beinen vor den halbkreisförmig um ſie herumſtehenden Schriftkäſten ſizen

und ſo das utile mit dem dulce zu verbinden wiſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Die Türken bedienen ſich zum Schreiben weder des Kiels noch der Stahlfeder, ſondern des »kamysch kalem« oder der Rohrfeder, die aus ſehr feinen perſiſchen Röhrchen beſteht, welche hier einen ſehr geſuchten Handelsartikel bilden. Ihre Tinte iſt eine dicke gallertartige Maſſe von tief ſchwarzer, glänzender Farbe, und es gehört zum guten Ton, ſich eines recht ſchillernden Streuſandes auf Briefen zu bedienen. Jeder Türke, der ſchreiben kann, trägt zum Zeichen deſſen das »diwit« (ein meſſingnes Schreibzeug) recht ſichtbar im Gürtel; es berechtigt ihn, den Titel Effendi (Herr) in Anſpruch zu nehmen.

Wir betraten, nachdem wir den Schreibmaterialien-Bazar geſehen, den Stadttheil Pſamatia, in welchem nur Armenier und Griechen wohnen. Derſelbe war noch immer zum größten Theil eine jener ungeheuren Brandſtätten, wie man ſie in Conſtantinopel auf Tritt und Schritt ſieht. Der Stadttheil brannte vor mehreren Jahren zum größten Theil ab und iſt erſt jezt wieder im Werden begriffen. Dieſe Feuersbrünſte ſind hier in Folge der unglaublichen Leichtfertigkeit, mit welcher die Türken mit dem Feuer umgehen, in Folge der feuergefährlichen Bauart und der elenden Löſchanſtalten ſo häufig und oft ſo bedeutend, daß der genaueſte Situationsplan von Conſtantinopel ſchon nach wenigen Jahren nicht mehr zuverläſſig iſt. In Pera und Galata, wo meiſtens Franken wohnen und die maſſiven Gebäude immer mehr um ſich greifen, kommen ſchon wegen der größeren Vorſicht der Bewohner Feuersbrünſte ſeltener vor. Beſonders zahlreich aber ſind dieſelben zur Winterszeit, da der Türke den mangelnden Ofen durch den Mangal, ein großes, vaſenartiges Kohlenbecken erſezt, auf welchem ein Feuer mit ausgeglühten Holzkohlen unterhalten wird. — Etwas Gutes wenigſtens haben dieſe häufigen Brände. Jeder Brandbeſchädigte iſt gehalten, beim Wiederaufbau ſeines Hauſes mehrere Fuß breit von der Straße zurückzubauen. Auf dieſe Weiſe erweitern ſich die Straßen allmählig. — Wer übrigens meint, wenn bei hieſigen Bränden von drei- oder vierhundert abgebrannten Häuſern die Rede iſt, den europäiſchen Maßſtab anlegen zu dürfen, irrt ſehr. Die meiſten türkiſchen Häuſer, mit Ausnahme einzelner Stadttheile von Stambul, ſind leicht gebaute hölzerne Baraken, deren Balken oft kaum vier Zoll dick ſind. Dieſe werden innen und außen mit dünnen Brettern bekleidet, darüber ein leichter Aufwurf von Kalk oder Lehm und ein dürftiger Anſtrich, und das Haus iſt in der Hauptſache fertig. Entſprechend iſt auch die innere Einrichtung. Stühle, Tiſche, Sophas, Betten ꝛc. erſezt der Teppich und die Matratze, Kleider und Wäſche birgt eine Kiſte; der übrige Hausrath iſt kaum nennenswerth, weßhalb denn auch der Türke, wenn der Feuerruf erſchallt, nicht eher an's Retten denkt, als bis die Flamme aus den Gitterfenſtern des Nachbars ſchlägt. In dieſem Falle ſcheint es ihm, daß Allah ernſtlich auch ſeinem Hauſe etwas zugedacht, und er entſchließt ſich nunmehr, daſſelbe zu räumen. — Am ſchlimmſten ſind bei ſolchen Fällen die Armen daran. Da hier die Sprizenleute und Waſſerträger (Sakka's) eine eigene Zunft bilden und ihre Dienſte an der Brandſtätte förmlich den Meiſtbietenden verkaufen, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, daß der Arme zu kurz kommen muß. Ohne große Geldverſprechungen rühren dieſe Leute keine Hand, und das gewöhnliche Verfahren der Wohlhabenderen iſt, dieſen Mannſchaften zum voraus, als Preis der Rettung ihres Eigenthums, eine gewiſſe Summe zuzuſichern, welche oft 10,000 Piaſter (1000 fl.) und mehr betragen ſoll.

Vom Pſamatia-Thor, welches ich nun mit meinem Begleiter durchſchritt, führt ein Weg durch die in ihren Dimenſionen rieſenhafte Umfaſſungsmauer hinunter nach den Geſtaden des Marmorameers. Der zwiſchen Mauer und Meer befindliche Uferrand iſt ſo ſchmal, daß bei heftigem Südoſtwind die Wellen ſich mit donnernder Brandung am Fundament der Mauern und Thürme brechen. — Da die dem Marmorameer zugekehrte Seite von Stambul einen concaven Bogen bildet, deſſen nordöſtliche Verlängerung nach der Seraiſpize weit vorſpringt, ſo ſtreift der Blick längs der beinahe eine deutſche Meile langen alten Mauer hin, der hunderte von Thürmen in mannigfach abwechſelnden Bauformen und die ſehr wohl erhaltenen Zinnen ein recht ſtattliches Ausſehen geben. Dieſelbe iſt hier durchſchnittlich zwiſchen vierzig und fünfzig Fuß hoch und oben fünf bis ſechs Fuß breit, würde indeß, da ſie aus der älteſten byzantiniſchen Zeit ſtammt und keiner Anforderung der heutigen Befeſtigungsweiſe entſpricht, nicht im Stande ſeyn auch nur drei volle Lagen eines Linienſchiffs auszuhalten. — Einen herrlichen Anblick gewährt hier auch die nahe gegenüber liegende Gruppe der Prinzeninſeln (Kyjyk-Adalar), aus mehreren ſehr fruchtbaren und bewohnten größeren und kleineren Inſeln beſtehend, die zum Theil mit felſigen Wänden als ſteile Berge aus den grünen Fluthen aufſteigen und deren ganze Bildung auf die hier ſtattfindende bedeutende Meerestiefe hindeutet. Gegenüber erhebt ſich amphitheatraliſch und auf vorſpringender Landſpize das türkiſche Perſepolis, Skutari (Uesküdar), gleich einer durch die Strömung des Bosporus von Stambul losgeriſſenen Vorſtadt. — Weithin ſichtbar durch ihre hohe Lage, ihre grandioſen Formen und den hellen Anſtrich zeigt ſich im Süden von Skutari eine jener Rieſenkaſernen, deren man rings um Conſtantinopel ſo viele ſieht und deren Bau mit den Heeresreformen Sultan Mahmuds II. Hand in Hand ging. Auf dem ſüdlichen Eckthurm der Kaſerne, Selimieh genannt, flatterte Altenglands rothes Banner ſo zuverſichtlich über dem türkiſchen Halbmond, wie die Flagge des Siegers über der aufgebrachten Priſe. Es iſt nicht zu leugnen, die Engländer haben beſondern Geſchmack an ſo gelegenen, eine reizende Fernſicht gewährenden Punkten, und noch ſonderbarer iſt der Zufall, daß ſie bei der Auswahl derſelben immer ſogenannte Schlüſſelpunkte zu treffen wiſſen. In dieſem Sinn reihen ſich an Helgoland, Gibraltar, Malta, Corfu gegenwärtig Gallipoli und Skutari an, und bei den edlen Paſſionen John Bulls könnte er von da im Laufe der Zeit eben ſo leicht das Fortgehen vergeſſen, wie er es bei Malta u. ſ. w. gethan. — Südlich von Skutari, nach Haider Paſcha zu, wallten tauſende von weißen engliſchen Zelten, in welchen die „fröhlichen Burſchen von Altengland“ ſich bis auf Weiteres der friſchen, geſunden Luft freuen und ſich akklimatiſiren. — Meinem Standpunkt gegenüber bildet der

Busen von Jömid (Jskimid) einen tiefen Einschnitt in's aſiatiſche Vorderland, und ſich allmählig mehr und mehr verengend und als ſchmaler Waſſerſtreif zwiſchen den dunkeln Bergen im Duft der Ferne ſich verlierend, gleicht der ſchöne Golf einem Rieſenſtrom, deſſen breite Mündung man vor ſich zu ſehen glaubt, eine Täuſchung, welche zahlreiche ein- und auslaufende kleinere Schiffe noch erhöhen. — Rings um den Bosporus und den Golf von Jömid erheben ſich die hohen Ausläufer und Vorberge des anatoliſchen Hochlandes, wie das Bulgurlu Gebirge mit dem weithin ſichtbaren Aiem-Dagh (Weltberg), der gleich einem vorgeſchobenen Poſten zwei Meere überblickt und tief in Rumelien hinein ſchaut. Im Süden des Golfs aber erhebt ſich mit maleriſchen Contouren der Katerlü-Dagh, ſteil und felſig mit dem Bos-Burun zum Marmorameer abſtürzend. Während am Fuße dieſer Gebirge der Sommer in ſeinem ganzen ſüdlichen Schmucke prangt, ſind die höchſten Gipfel und Hänge noch mit gewaltigen Schneemaſſen bedeckt, deren greller Schein im Strahl der Mittagsſonne weithin über Land und Meer leuchtet.

Mein Begleiter machte mich auf ein Eiland der Prinzeninſeln aufmerkſam, das beſtimmt war, bei den Reformplanen Mahmuds II. eine ſonderbare Rolle zu ſpielen. Zu ſeiner Zeit hatte das Hundeunweſen in Conſtantinopel den Gipfelpunkt erreicht. Viele tauſende dieſer herrenloſen Thiere gefährdeten namentlich in den heißen Monaten die Sicherheit in den Straßen, und da Mahmud einmal im Aufräumen begriffen war, ſo brauchte er, um das Uebel an der Wurzel zu faſſen, eines Tages eine Radikalkur und ließ was nur von Hunden ergriffen werden konnte, auffangen und zu Schiff nach jenem kahlen Eiland bringen, wo es dieſen an die türkiſche Vorliebe und Mildthätigkeit gewöhnten Thieren natürlich wie den beiden Löwen in der Fabel ging: ſie fraßen einander auf. Die Ausrottung der Janitſcharen hatten ſich die Moslem gefallen laſſen, auch der Feß wurde auf den grollenden Kopf geſetzt, aber ſich von den theuern zottigen Straßengefährten und Thürſtehern zu trennen, deren Geheul ihnen die langen Nächte verkürzte und jede Feuersgefahr oft ſicherer als ſchlafende Wächter anzeigte, und die dem Franken durch Knurren und Zähnezeigen ſchon auf fünfzig Schritte bewieſen, daß er ſelbſt nur ein geduldeter „Giaur" inmitten der Gläubigen ſey, das war zu viel verlangt. Allgemeine Gährung bemächtigte ſich der Gemüther und es drohte ein gefährlicher Ausbruch. Sultan Mahmud aber — ſo erzählt man ſich hier — der den Moslem ſo viel zugemuthet, der unter Strömen von Blut die uralte Kaſte des Janitſcharenthums ausgerottet, derſelbe Mahmud fügte ſich der öffentlichen Meinung, und die Verbannten, ſo viel deren der Hunger und der Schmerz der Trennung übrig gelaſſen, wurden wieder nach Conſtantinopel gebracht. Seitdem haben ſich dieſe Beſtien nicht nur vollkommen wieder eingeniſtet, ſondern ſind zahlreicher als vielleicht je zuvor, und in Wahrheit, um ſie hier gänzlich entbehren zu können, wäre es zuvor nothwendig, den Türken die erſten Begriffe von Straßenreinlichkeit und Geſundheitsrückſichten beizubringen.

(Schluß folgt.)

Newyork, Juni.

II.

Von Westen nach Osten.

Auch Buffalo, hart am Eriesee überaus günstig gelegen und die Vermittelung zwischen dem Osten und Westen bildend, geht mit Riesenschritten vorwärts und zählt bereits 100,000 Einwohner. Drei Eisenbahnen verbinden Buffalo nur mit Newyork und im Hafen liegen die prachtvollen Dampfschiffe, welche täglich theils direkt nach Detroit, theils nach den andern Plätzen am Eriesee, so wie weiter über den Huron- und Michigansee bis Chicago laufen. Tiefer in das innere Leben und Treiben der Stadt einzudringen blieb mir keine Zeit, und ich lernte nur das Theater kennen, welches, obgleich schauerlich schlecht, den besten Theatern in Newyork doch nur wenig nachsteht. Dagegen hatte ich in dem freundlichen Fabrikstädtchen Lancaster, das durch die Eisenbahn nur eine halbe Stunde von Buffalo entfernt ist, bei einem zweitägigen Aufenthalt wieder hinlängliche Gelegenheit meinen lieben deutschen Pöbel sich der republikanischen Freiheit nach seiner Art erfreuen zu sehen. Auch hier besteht die Bevölkerung größtentheils aus Deutschen, und lebhaft wurde ich an die kleine Stadt im Westen erinnert, welche ich eben verlassen hatte. Dieselbe Kleinlichkeit, dieselbe Uneinigkeit und Spaltung wie dort, welche sich hier besonders in der Neigung zu religiösem Zwist äußert und von den Geistlichen aller Confessionen genährt wird. Besonders wurde über den katholischen Priester geklagt, welcher nicht bloß mit wüthendem Haß gegen alle Ketzer zu Felde zog, sondern auch gegen seine eigene Heerde neben dem kirchlichen Zwang ein wahres Erpressungssystem übte. Armen Leuten hatte er die Trauung oder Taufe versagt, weil sie nicht im Stande waren die Gebühren zu zahlen, und diejenigen, welche ihm den Zins für die Kirchenstühle schuldig geblieben waren, die hier nicht wie bei uns für einen bestimmten Preis vermiethet, sondern alljährlich öffentlich an den Meistbietenden losgeschlagen werden, hatte er eigenhändig zur Kirche hinausgeworfen. Allgemein wurde geschimpft und raisonnirt, dabei aber hat dieses Volk, so geneigt die Schranken der Sitte und Ordnung niederzureißen, weil es noch nicht zum wahren republikanischen Bewußtseyn gelangt ist und Losgelassenheit mit Freiheit verwechselt, noch nicht den Muth, auf seine Rechte gestützt, sich gegen das Joch eines habsüchtigen Priesters aufzulehnen. Ein Vorfall, den ich selbst dort erlebte, ließ diese unwürdige Abhängigkeit in grellem Licht hervortreten. Ein Katholik, der sich niemals viel zur Kirche gehalten hatte, war plötzlich gestorben; der Pfarrer verweigerte zuerst das Begräbniß auf dem katholischen Kirchhof und die vorhergehende Einsegnung in der Kirche, besann sich aber eines Bessern, als die protestantischen Prediger sich zur Bestattung erboten. Da bei der Gleichgültigkeit, welche hier in Betreff des menschlichen Lebens herrscht, auch keine Gesetze und Vorsichtsmaßregeln gegen das zu frühe Begraben der Todten schützen, war das Begräbniß bereits auf den folgenden Tag angesetzt, und allgemein war man der Meinung, daß es, wie schon öfter bei solchen Gelegenheiten, Händel, ja vielleicht Raufereien geben werde. Einem neugierigen Reisenden sind selbst solche Intermezzos willkommen, und ich ließ es mir nicht nehmen, mit einigen Bekannten das Begräbniß anzusehen. Die katholische Kirche, die ansehnlichste im Ort, liegt auf einem Hügel, welcher einen Ueberblick über das Städtchen und die freundliche Umgegend gewährt. Das Innere ist einladend und aufgeputzt genug, obgleich — bezeichnend für den Schönheitssinn von Geistlichkeit und Gemeinde — während an den Altardecken kostbare, über zwei Hände breite Kanten prangten, an den Wänden die gräßlichsten, mit schreiend bunten Farben angekleckten Lithographien hingen. — Auf dem Kirchhof trafen wir einen der deutschen protestantischen Prediger, den wahrscheinlich auch die Neugier hergetrieben hatte, in Unterhaltung mit dem noch am Grab beschäftigten Todtengräber, einem ergötzlichen humoristischen kleinen Kerl mit unverkennbar bayerischem, englisch verbrämtem Dialekt und dem vergnügtesten Schelmengesicht, das man sich denken kann, dabei in treffenden Erwiederungen und Pointen nicht viel weniger gewandt als sein weltberühmter Collège im Hamlet. Inzwischen war das Grab fertig geworden. „Ich hab' jezt auch time mich zu fixe," sagte der Todtengräber, aber lang schon war er gegangen und „gefixt," das heißt angezogen zurückgekehrt, und noch immer erschien kein Leichenzug. Der Priester war schon mehrmals vor seine Wohnung getreten und hatte den Hügel hinab gesehen; als sich aber noch immer nichts blicken ließ, schickte er den Todtengräber, um nach dem Grund der Zögerung zu fragen, und dieser brachte die Nachricht, die Frau und die Freunde des Verstorbenen seyen der Meinung, derselbe sey nicht wirklich todt, und man habe deßhalb nochmals nach dem Arzt geschickt, der aber nur den Bescheid gegeben habe, wer steif und kalt sey, müsse auch todt seyn; man habe indessen das Begräbniß doch bis morgen aufschieben wollen, nun habe aber der Herr Pfarrer sagen lassen, „er habe das Warten satt und wolle die Sache jezt abgethan haben, möchten die Leute sagen was sie wollten." — Das war zu viel! Die Neugier, das Verlangen nach neuen Eindrücken und Beobachtungen, und was mich sonst beschäftigen mochte, schwand auf einmal vor der grausigsten in nächster Nähe drohenden Möglichkeit, und ich fragte ringsum, ob sich denn gegen solch verbrecherische Gewissenlosigkeit nicht einschreiten ließe? „Daß ist nicht mein Business," sagte der Todtengräber und ging davon. „Ich bin ein Ketzer und muß mich von solchen Händeln fern halten," meinte der protestantische

Prediger. Inzwiſchen langte der Leichenwagen an, gefolgt von einem Zug deutſcher Bauern. Der Sarg wurde in die Kirche gebracht und der Prieſter ſang ſein de profundis. Darauf ging es auf den Kirchhof hinaus, der Sarg wurde hinabgelaſſen, der Prieſter beſprengte ihn, warf die erſte Schaufel Erde darauf und entfernte ſich mit den beiden Chorknaben. Das Gefolge ſtand um's Grab und der Todtengräber fing an zu ſchaufeln, als ich den Augenblick wahrnahm, mit einigen der Umſtehenden ein Geſpräch anzuknüpfen, ſie nach den näheren Umſtänden zu fragen und ſie auf die Gefahr und Gewiſſenloſigkeit dieſes ſchnellen Begrabens aufmerkſam zu machen, in der Hoffnung, da es bei ſolchen Gelegenheiten doch oft nur eines Anſtoßes bedarf, bei einigen Vernünftigen Eingang zu finden und zu veranlaſſen, daß der Sarg, da es noch Zeit war, noch einmal geöffnet würde. Die Frau und die Freunde des Verſtorbenen weinten und ſchluchzten und glotzten mich an, aber niemand rührte ſich, ja einige, ein gemein ausſehendes altes Weib an der Spitze, fingen laut an zu ſchimpfen und über unbefugte Einmiſchung der Ketzer zu raiſonniren. Die Erwiederung, daß es ſich ja um keine Glaubens-, ſondern um eine Lebensfrage handle, erſparte ich mir, da ich einſah, daß ſich hier doch nichts ausrichten ließ. Uebrigens erhielt ich noch vor meiner Abreiſe von einem verſtändigen Mann die beruhigende Verſicherung, daß der Begrabene unzweifelhaft wirklich todt geweſen.

Hinter Lancaſter erhält die Gegend einen andern, reicheren Charakter; an die Stelle der einförmigen Flächen treten die Hügelreihen der Alleghanies, welche auf ihrem Lauf von Süden nach Nordoſten den größten Theil des Staats Newyork bedecken. Fünfzig bis ſechzig Meilen von Buffalo liegt das Dorf Portage, wo die Eiſenbahn über eine hölzerne Brücke führt, welche in einer Höhe von 234 Fuß und wenigſtens doppelter Länge von einem Felſen zum andern über den Geneſee läuft, der gerade an dieſer Stelle einen ſchönen Fall bildet. Nördlich und ſüdlich von der Brücke ſenken ſich die Ufer und bieten Anlehnungspunkte für gewöhnliche Brücken, welche an verſchiedenen Stellen über den Fluß führen; aber es ſcheint, als habe man bei Anlegung der Eiſenbahn, allen Schwierigkeiten zum Trotz, gerade dieſe Stelle gewählt, um ein kühnes, großartiges Werk zu ſchaffen, das in der That wohl ſchwerlich ſeines gleichen hat. Dicht an der Brücke befindet ſich die Bahnſtation, von wo uns ein ſteiler, an manchen Stellen faſt halsbrechender Fahrweg nach Portage hinunter führt. Einem amerikaniſchen Kutſcher kann man ſich indeſſen mit Sicherheit überlaſſen und noch obendrein ſeine Freude daran haben, wie leicht und ſicher er ohne Hemmſchuh im Trab am Rande des Abgrundes auf ſchlechten Wegen dahin fährt und glücklich unten anlangt. — Von Portage führt ein ſchmaler Weg am Ufer des rauſchenden Geneſee zwiſchen den mit dunkeln Tannen bedeckten Felſen unter der Brücke durch, welche von unten geſehen erſt in ihrer Höhe erſcheint und mit den unzähligen Balken, welche ſich über den Pfeilern erheben, ein — abgeſehen von der Kühnheit der Ausführung — wahrhaft zierliches und graziöſes Anſehen hat. Von unten führen Treppen hinauf zu ſchmalen Verbindungsgalerien, welche der ganzen Länge nach unter der Brücke hinlaufen und auf denen man von Stockwerk zu Stockwerk bis nahe unter die Eiſenbahn gelangt. Perſonen, die zu Schwindel geneigt ſind, iſt das indeſſen nicht zu rathen. — Der Geneſeefall, obgleich er eben nicht ſehr hoch iſt, entzückte mich dennoch, beſonders eine Stelle, wo der Vorſprung eines Felſen einen hindert, bis auf den Grund zu ſehen, und der Phantaſie freier Spielraum gelaſſen iſt, ſich eine unermeßliche Tiefe vorzuſtellen. Gerade am Fall überfiel mich ein heftiges Gewitter, gegen das ich unter der Brücke Schutz ſuchte, wo ich den Anblick in Ruhe genießen konnte. Der ſchwarze Himmel, die zuckenden Blitze, der in den Felſen wiederhallende Donner und endlich der warm herabrauſchende Frühlingsregen — es war herrlich, und da ich die, die ich im Weſten zurückgelaſſen, nicht zur Seite haben konnte, war ich zufrieden allein zu ſeyn. — Mit dem Abendzug verließ ich Portage und nach einer vierzehnſtündigen Fahrt umgab mich am andern Morgen bereits wieder das Getümmel Newyorks. Zwölfhundert Meilen und ein Lebensabſchnitt lagen hinter mir.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 31. 30. Juli 1854.

Look here upon this picture, and on this,
The counterfeit presentment of two brothers.
Shakespeare.

Sene, quod tibi nunc vir videatur esse hic, nebulo magnus est.
Terent:

Venetianiſche Gondeln und Pariſer Miethkutſchen.

Allen, die je von den Wundern der gefallenen Lagunenſtadt etwas vernommen haben, ſchweben ohne Zweifel die Gondeln als eines der reizendſten und glücklichſten Elemente vor, aus denen die eigenthümliche, mannigfaltige Poeſie dieſer einſt ſo mächtigen, ſo lange mächtigen Herrſcherin beſteht. Mächtig war ſie nicht nur durch ihre ernſte Größe, ſie war es auch durch ihre heitern Spiele, nicht bloß durch Krieg und Unterhandlung, auch durch die Liebe und jede Luſt, nicht allein durch ihre Flotten von Galeeren, auch durch die Flotillen ihrer Gondeln. Die Galeeren hat ſie verloren, die Gondeln fahren nach wie vor, und heute wie vor Jahrhunderten ſind ſie noch Trägerinnen geſelligen Zeitvertreibs, Gehäuſe bald ſeliger, bald ſchäkernder Muſik und Aſyle verſchwiegenen Glücks. In den Sitten von Venedig findet ſich keine Erbſchaft der Vergangenheit, die treuer und reiner ſich erhalten hätte und ein ſprechenderes Zeugniß für die Wahrheit der Geſchichten wäre, die uns die ſchwatzhafte, rückſichtsloſe Chronik des venetianiſchen Privatlebens aus den verſchloſſenſten Gemächern des einſt an Abenteuern ſo reichen Patriciats der adriatiſchen Republik verrathen hat. Noch heute ſcheinen ſie vielfach dieſelben Dienſte zu thun, die ſie einſt gethan, und wenn ſie nicht mehr in demſelben Maße ſind, was ſie geweſen, ſo konnten eben auch ſie dem Loos, das ganz Venedig traf, nicht ganz entgehen. Und dieſer ſo dichteriſchen, der ganzen Welt ſo dichteriſch vorſchwebenden Geſtalt wage ich einen der gemeinſten, proſaiſchſten Vertreter des Pariſer Straßengetümmels, dem melodiſchen Namen des Gondolier den poeſieloſen Lohnkutſcher, der uns in ungefälligem Wagen mit Roſſen ohne Schnelligkeit und Grazie vom Platze des Palais royal an die Pforte des Odeon, aus der Nähe des Pflanzengartens zur großen Oper führt, an die Seite zu ſtellen und zur Parallele zu geben? Ich wage es die zierliche Gondel mit dem plumpen und ſchmutzigen Kaſten zu vergleichen, den man in Paris, wenn es nöthig iſt, zur Fortſchaffung ſeiner Perſon und ſeiner Geräthe in die Miethe nimmt; den oft ſtattlichen und fein gebauten Ruderer der Lagunen und des großen Canals mit dem ausdrucksvollen Geſicht wage ich durch die Nachbarſchaft des häufig halb betrunkenen Automedon der Pariſer Fiaker und Cabriolette zu beleidigen?

Der edlen Jugend zumal, welche die Erſcheinungen des Lebens, die beſonders, welche in der Ferne liegen, meiſt nicht durch eigenes Anſchauen, ſondern bloß durch verklärende Beſchreibung kennt, muß eine Aufgabe wie

die, welche ich mir geſtellt, als ein Frevel oder als eine Thorheit erſcheinen. Der Erfahrenere aber weiß, daß an aller Poeſie, die hienieden zum Vorſchein kommt, auch an der, die an den Gondolieren beobachtet, geſchildert und beſungen wurde, einige proſaiſche Schlacken haften mögen, auf die es, um eitlen Täuſchungen, ſomit auch peinlichen Enttäuſchungen vorzubeugen, aufmerkſam zu machen nicht unnütz ſeyn dürfte. Vielleicht auch dürften uns die proſaiſchen Ecken und Flecken, die am dichteriſchen Weſen der Gondoliere zu entdecken ſind, durch die Annäherung deſſelben an das Pariſer Fiakerthum ſchneller auffallen, ſo wie einleuchtender in die Augen treten. Auf der andern Seite dünkt es mir möglich, daß ſich durch dieſe vergleichende Zergliederung der beiden Menſchenklaſſen nicht bloß hie und da ein proſaiſcher Makel in der Glorie des Gondeliers, ſondern auch poetiſche Momente im reiz- und ſchwungloſen Daſeyn des Pariſer Fiakerkutſchers uns enthüllen werden. Dieſe leztere Ausſicht dürfte mir von manchen Wächtern einer ungefährlichen Literatur ſchlimmer gedeutet werden als die etwaige Trübung des venetianiſchen Gondolier- und Gondelruhms, und man dürfte es für tadelswerther halten, im vermaledeiten Lutetia etwas verſteckte Romantik, als in Venedig etwas verborgene Proſa aufzufinden. Halten wir uns, um hierüber eine klare Anſicht und einen verſtändlichen Ausdruck zu gewinnen, unmittelbar an die Wirklichkeit und greifen zum Behuf unſerer Betrachtung einen Zug auf, der wohl den meiſten Individuen der beiden Klaſſen gemein iſt und außerdem noch deßhalb Anſpruch hat, daß man die Prüfung mit ihm beginne, weil in beiden Städten der Fremde gleich in der erſten Woche ſeiner Ankunft Gelegenheit findet die Natur und die örtlichen Eigenheiten dieſes Zugs kennen zu lernen.

Als ich Anfangs Mai in Venedig ankam, wurde mir in dem Bahnhof von einem dorthin beorderten Polizeibeamten, gegen Abgabe meines Paſſes, ein für zwei Tage gültiger Zettel eingehändigt und mir ſchriftlich wie mündlich bedeutet, daß ich mich in ſpäteſtens achtundvierzig Stunden mit meinem Zettel auf dem Polizeiamte einzuſtellen habe. Ich habe von jeher jeden Verſuch, ſich den Verfügungen der Polizei zu entziehen, für unklug gehalten, und mir im Erfüllen der von dieſer Stelle kommenden Vorſchriften gar nie eine Verzögerung erlaubt. Um ſo mehr mußte ich in Venedig, in den zugleich milden und ſtrengen Banden einer kaiſerlich königlichen Landesregierung, an dieſer Maxime feſthalten. Sogleich alſo am Morgen nach meiner Ankunft miethete ich, um nicht durch langes, vielleicht vergebliches Suchen Zeit zu verlieren, eine Gondel und ließ mich zu den verſchiedenen Punkten führen, wo ich zu thun hatte. Die Gondel war zwar keines der feinſten und gefälligſten Fahrzeuge dieſer Gattung, keine Staatsgondel, aber nichts deſto weniger für zwei Perſonen gemüthlich eingerichtet und hatte dazu ein recht nettes, einladendes Ausſehen. Der Gondolier war ein ſchlanker, aber rüſtiger junger Mann, kein Adonis aus einem Roman, der in Venedig ſpielte, etwa aus Georges Sands lezter Aldini herausgeſchnitten, allein er widerſprach auch nicht geradezu dem Typus eines poetiſchen Gondoliers und würde unter den Miethkutſchern von Paris zu dem Rufe fabelhafter Schönheit gelangt ſeyn. Er benahm ſich zuthulich, aber nicht zudringlich, wie nur zu viele ſeiner Standesgenoſſen.

Die Gondel ſezte ſich in Bewegung, und wie das Ruder einmal im Schlage, das Schiffchen im Gange war, fanden wir uns von den leiſen Wallungen der Wellen behaglich eingewiegt, ſahen uns durch die Fenſterchen der Gondel in beſtändiger Verwunderung über das uns entweder gänzlich neue oder in ziemliche Vergeſſenheit gerathene Schauſpiel rechts und links Paläſte und Häuſer an und ließen die Gondel ruhig weiter fahren, wohin ſie wollte. Sey es nun, daß Antonio, ſo hieß der Gondolier, den wir auf die Stunde genommen hatten, um eine Anzahl verſchiedener Punkte zu berühren, den Antheil, den wir allen Begegniſſen unſerer Fahrt widmeten, bemerkte und in dieſem Abkommen unſeres Geiſtes vom Hauptzweck unſerer Lagunenreiſe eine Gelegenheit zur Ausbeute erkannte, ſey es, daß er nur einem Gebrauch der Gondoliere den Neuangekommenen gegenüber zu ſeinem Vortheile ſich fügte, er führte uns, ſtatt uns unmittelbar an die keineswegs ſehr entlegene Polizei zu ſchaffen, wo wir zuerſt hin wollten, in die Kreuz und Quer, vorwärts und rückwärts, in den verworrenſten, engſten, ſchmuzigſten und folglich unheimlichſten Irrgängen der labyrinthiſchen Stadt herum, und als wir ihn fragten, ob denn die Polizei am Ende der hieſigen Welt oder gar über dem Meer liege, antwortete er mit ſchmeichelnder Stimme und geſenkten Blicks, wir würden auf der Stelle dort ſeyn, und nachdem er ſein subito vier oder fünf mal wiederholt hatte, langten wir in dem lange vergeblich, aber offenbar nicht ohne Abſicht vergeblich umſchlängelten Polizeigebäude an. Antonio verlängerte hiedurch unſere Waſſerwanderung um ein Bedeutendes und verdiente ſo etwa einen Zwanziger mehr, als er bei größerer Bedenklichkeit bekommen hätte.

Und doch iſt dieſer Antonio nichts weniger als einer von den Hauptſchelmen ſeiner Zunft, und als wir ihn, da ſein Weſen uns gefiel und wir noch keine ſkeptiſchen Betrachtungen über den Weg, den er nach der Polizei eingeſchlagen, gemacht hatten, zu einer neuen Fahrt in unſern Dienſt nahmen, ließ meine Frau ein kleines, aber ziemlich koſtbares, und dazu ſehr leicht verwerthbares Geräth beim Ausſteigen in der Gondel liegen. Wir hatten Antonio ſeine Nummer nicht abverlangt, hatten alſo kein Mittel des Einſchreitens gegen ihn, wenn er uns das Vergeſſene nicht wieder zurückerſtattete. Wir ſtritten uns über den Grad von Ehrlichkeit, der einem Venetianer und namentlich einem

Gondolier beizumeſſen ſey, in gutem Ernſt und mit ſchlechtem Witz, wir wogen die Gründe der Selbſtſucht, welche der Gondolier haben konnte, uns das ihm nicht gehörige Gut zurückzubringen, und erſchöpften das Für und Wider mit allen Hülfsquellen der Ueberredung. Am andern Morgen zur Frühſtückszeit verließen wir unſere Locanda, das Haus wo wir wohnten, wandten uns der Trattoria, dem Hauſe wo wir aßen, mit gutem Appetit zu, und bei der erſten Ecke, um die wir zu biegen hatten, tauchte Antonio plötzlich vor uns auf, zog unter leichtem Umwurf das Kleinod faſt verſchämt hervor und hielt es beſcheiden lächelnd uns entgegen.

Die Scene ſtand ihm allerliebſt; es war Sonntag und er hatte ſich feierlich angelegt; was er mit ſeinem Ruder an Metall und Flitter ſich hatte erwerben können, hing an ihm und er hätte ſich nicht mit Unrecht gerühmt, wenn er ſich für einen hübſchen Burſchen ausgegeben. Sein nicht rundes und fettes, aber ſtark mit Blut getränktes, nervöſes Geſicht flog ein Ausdruck lebhafter Freude an, die er jedoch zu verhalten ſuchte, als wir ihm mit einer gebührenden Belohnung auch das Verſprechen gaben, daß wir ihn während unſeres Aufenthalts in Venedig, den wir vorläufig auf drei bis vier Monate feſtſetzten, zu allen unſern Fahrten zu berufen gedächten. Er drückte mir die Hand und ſchien ganz glücklich über den geſchloſſenen Bund, der uns übrigens eben ſo ſehr als ihm zu ſtatten kam. Wer hier nur halbwegs wie ein Fremder ausſieht, wird nicht nur von Bettlern jedes Alters und Geſchlechts, von Stiefelputzern und Muſikanten, Verkäufern und Verkäuferinnen von Nichtswürdigkeiten jeder Art, kurz von Spekulanten und Spekulantinnen auf ſeine Börſe in allen erdenklichen Formen angefallen, ſondern auch von Leuten, die ein ehrliches Amt ausüben, unter andern von Gondolieren mit der Frage, ob er keinen Dienſt brauche, dringend angegangen. Wenn man aber von einem Gondolier, den man nicht kennt, zu einer Spazierfahrt gedrängt wird, ſo darf man ihm nur die Worte hinwerfen: „Ich habe meinen Gondolier,“ und auf der Stelle iſt man den Dränger los. Ich hielt das im Anfang für eine edle Sitte, für eine glückliche Ueberlieferung der klaſſiſchen Zeiten der Republik, und ſprach in dieſem Sinne mit Antonio von der Sache; dieſer aber lachte laut über meine gemüthliche Auslegung des Phänomens und erklärte mir, wie ein Gondolier, der ſeinem Genoſſen einen Kunden wegſchiffe, einer ernſten Beſtrafung (castigo) ſich ausſetze.

So fand ich alſo Befürchtungen, die ich hegte, durch die gute Natur des jungen Mannes, den ein günſtiges Schickſal in meinen Dienſt gebracht hatte, widerlegt, auf der andern Seite aber auch gute Gewohnheiten, die ich auf Rechnung überkommener Grundſätze geſetzt hatte, durch polizeiliche Ordnung und Furcht vor ſcharfer Ahndung erklärt. Ich konnte außerdem im Streiche, den Antonio bei ſeinem erſten Auftreten uns geſpielt, die Ueberſetzung eines gewiſſen Pariſer Fiakerbrauchs in's Venetianiſche erblicken, und es iſt mir von dieſem letzteren aus dem Vorrath meiner perſönlichen Erfahrungen ein ziemlich pikantes Beiſpiel gegenwärtig. Es hat mit dem Falle Antonios jene Aehnlichkeit, die aus der Gemeinſchaft der allgemein menſchlichen Triebe, aus dem überall verbreiteten Hang nach verbotenem Gewinn und ſeinem Trug entſpringt, während die Verſchiedenheit der Umſtände in den Einzelheiten der Ausführung namhafte Abweichungen herbeiführt. Ich hatte vor ein paar Jahren auf verſchiedenen Miniſterien in Paris, bei meiner Geſandtſchaft, bei einem Notar und andern Behörden oder Geſchäftsmännern mehrere für einen Zweck, den ich verfolgte, weſentliche Punkte abzumachen, und um dieß alles im Raume eines Tages fertig zu bekommen, eines jener Cabriolets, die man Mylords heißt und die einen Bock für den Kutſcher nebſt zwei Sitzen im Innern haben, zu dieſem Ende auf die Stunde genommen. Wenn man ſein Transportmittel für ein beſonderes Reiſeziel miethet, fährt der Kutſcher ſo ſchnell, als es die Kraft ſeines Pferdes erlaubt, denn es iſt ſein Vortheil, daß er ſo bald als möglich auf ſeinen Poſten zurück kommt; hat man aber an verſchiedenen Orten zu thun und muß alſo Mann, Wagen und Gaul auf unbeſtimmte Zeit, für ſo und ſo viel die Stunde, ſich beilegen, ſo fährt der Kutſcher entweder auf Umwegen oder ſehr langſam, oder noch häufiger thut er beides zugleich. Der aber, von dem ich hier rede, befolgte eine andere, ſehr eigenthümliche Methode, die durch und durch aus dem Pariſer Straßenleben gegriffen iſt. Er richtete ſich nach dem Beſtimmungsort, den ich ihm zuerſt angegeben hatte, auf der kürzeſten Linie, die er wählen konnte. Dieſe Linie ging aber durch die von Staatswagen, Lohnkutſchen und Güterkarren am meiſten belebten Straßen, unter andern durch die endloſe und ihrer größeren Hälfte nach wenigſtens damals noch ſehr enge Straße Richelieu, die noch dazu den Uebelſtand hat, daß ſie von einer andern, äußerſt befahrenen und immer vollgepfropften Straße durchkreuzt wird. Da hätte denn mein Automedon jeden Augenblick ausweichen, ſtillhalten, warten müſſen, er hätte natürlich auch jede Gelegenheit dazu begierig ergriffen, und hätte er mich an der Baſtille vorbeigeführt, ſo würden wir nicht viel mehr Zeit verloren haben. Wie er alſo am Ende des Carreuſſelplatzes, am Eingange der Straße Richelieu angekommen war und in das lange Thermopylä hinein wollte, erhob ich energiſche Einſprache gegen dieſes gefährliche Vorhaben; er beharrte auf ſeinem Vorſatz, ſagte mir, durch die Straße Richelieu gehe es ſchnurgerade nach dem Ort, wo ich ihn hinbeordert, und als ich meinerſeits mich ſteifte, wurde er unwirſch und rief aus, man ſehe wohl, daß ich ein Fremder ſey und Paris nicht kenne. Da nannte ich ihm die Straßen, durch die er fahren ſolle, und gab ihm an, warum ich

nicht dulden könne, daß er ſich in die Straße Richelieu einſperre. Ich habe Eile, ſezte ich bei, große Eile, und zugleich verſprach ich ihm, wenn er mir gehorche, etwas Erkleckliches in die Hand. Dieſes Argument griff ein, er ſagte, es ſey ſchon gut, riß ſein Pferd von der Schwelle der Straße Richelieu zurück, lenkte der Richtung zu, die ich ihm angedeutet hatte, und folgte genau der Linie, die ich ihm gezogen. Man ſieht, der poetiſche, oder doch für poetiſch geltende Venetianer und der unmaleriſch gekleidete, proſaiſch ſich geberdende Lohnkutſcher in den Kothſtraßen von Paris ſind im Grunde derſelbe Menſch, nur die Hülle iſt anders, nur das Werkzeug iſt verſchieden und der Schauplatz nicht derſelbe.

Ich hatte bei der eben ſkizzirten Fahrt in Paris nicht ein einfaches Cabriolet oder Coupé, wo man unter dem Dache des Fuhrwerks neben dem Kutſcher ſizt, ſondern einen Mylord genommen; denn da ich über die Angelegenheit, die mich ſo von einem Ende der Stadt zum andern trieb, viel zu grübeln hatte, ſo zog ich vor allein zu ſeyn und wollte kein Weſen neben mir haben, von deſſen ſtandesgemäßer Schwazhaftigkeit ich, ſchon durch mehr als Eine Probe belehrt, mit Recht mich fürchtete. Wie der Pariſer Lohnkutſcher, ſo iſt auch der Gondolier überaus geſprächig, doch gibt er nicht leicht wie jener den Ton an, läßt meiſt ſeinen Reiſenden das Geſpräch beginnen, und nur wo er dem Fremden im Vorbeifahren eine Merkwürdigkeit zu nennen oder kurz zu ſchildern hat, nimmt er zuerſt das Wort. Er kennt gewöhnlich die Namen und die jezigen Inhaber der grauen, abſterbenden Paläſte, er ſtellt meiſt ohne den geringſten Ausdruck einer beſondern Empfindung, meiſt alſo ohne es zu ahnen, indem er in Einem Athemzug den Namen des Palaſtes und den des gegenwärtigen Beſizers nennt, der häufig die Regierung iſt, den bittern Unterſchied zwiſchen Heute und Ehemals recht eindringlich heraus. Wenn man ihn über ſeine Herkunft und ſeine Einkünfte, über den Gang ſeines Betriebs, über ſein Hausweſen, über Weib und Kind, über alles was dem Menſchen am wichtigſten iſt, um Auskunft bittet, ſo wird er willig ſolche ertheilen und über die Noth wie über die Freuden ſeines Standes gerne weitläuftig ſich verbreiten. Aus den Bekenntniſſen, die mir gemacht wurden, ſchien hervorzugehen, daß die Poeſie, mit der die Meinung der feinen Welt die Perſon und das Handwerk des Gondeliers umgibt, häufig herbe und beängſtigende Noth mit dem Mantel ſonnigen Dufts verhüllt. Es wird namentlich über die neueſte Zeit geklagt; „die Fremden,“ ſagte mir einer, ein großer, nicht beleibter, aber ſtämmiger, brauner und galant darein ſchauender Burſche, ganz wie aus dem Liebesbuch der alten Gondlerzeit herausgeſchnitten, „die Fremden wollen nicht mehr kommen, und die uns noch beſuchen, das ſind nicht die reichen Käuze wie früher; die nehmen keine Gondel in ihr Gaſthaus und halten nicht jeden Tag eine Umſchau zu Waſſer in Venedig oder in der Umgegend, ſey es auf den Inſeln, ſey es auf dem weiten Meer. Auf der andern Seite hat die Theurung, die auch in Paris und London hauſen ſoll, ja ſelbſt bei den Wienern“ — ſezte er faſt ſchadenfroh hinzu — „eingekehrt iſt, uns arme Gondler gleichfalls hart mitgenommen, und da ſo die Einnahmen kleiner, die Ausgaben größer geworden ſind, ſo müßte ich lügen, wenn ich Ihnen ſagte, daß es gut geht.“ — „Sonſt konnte man ſeinen Schoppen Wein Morgens und Abends trinken,“ fuhr er ganz leiſe fort, „jezt müſſen wir froh ſeyn, wenn wir etwas zu eſſen für uns und die unſern haben. — E pure un buon conforto il buon vino,“ ſchloß er heiter und dennoch rührend.

Ob die Nachwehen des lezten Aufſtandes und der Blokade an der Entbehrung, die er mir lebhaft gemalt hatte, Schuld ſeyen, darüber ließ er ſich mit keinem einzigen Wort aus. Ueberhaupt vermied er jede Aeußerung, die als ein Urtheil über die öffentlichen Zuſtände des Augenblicks hätte gedeutet werden können, und enthielt ſich auch der entfernteſten Anſpielung auf dieſe Dinge. Die Pariſer Straßenvetturini dagegen ſind ganz gewaltig auf die Politik erpicht, nehmen ſtets für den einen oder den andern der Tagesmänner entſchiedene Partei und trieben, als Louis Napoleon einmal in die Schranken getreten war, für den Neffen des Kaiſers die eifrigſte Propaganda. Sie haben die gangbarſten Formeln der Sekte, der ſie angehören, beſtändig im Mund. Sie peroriren, ſo lang gerade Proudhon, Louis Blanc, Ledru Rollin ihre Abgötter waren, von der Idee, dem Capital, dem Eigenthum mit einer Sicherheit, als ob ſie im Verſtändniſſe dieſer Myſterien die übrige Menſchheit überträfen. Als dann Bonaparte an die Reihe gekommen, zeigten die Fiakerkutſcher, die ich über deſſen Anſprüche und Ausſichten zu hören Gelegenheit hatte, ſich als doppelte Virtuoſen; ſie ſtrichen mit Schwulſt und Wortverſchwendung den Ruhm des Oheims und die Vorzüge des Neffen, wie die Sympathien des Volks für den Namen Napoleon heraus, und entwickelten mit der gebrochenen Zungenfertigkeit eines geſchwäzigen Proletariers, wie nur ein Napoleon die böſen Buben zu Paaren treiben, die Geſchäfte wieder in Gang bringen und den darbenden Arbeitern von Neuem ein ſicheres Brod verſchaffen könne. Auf der andern Seite ergoſſen ſie ſich in einem wilden Schwalle energiſcher Verunglimpfung gegen alle vermeintlichen und wirklichen Gegner oder Nebenbuhler Bonapartes, miſchten den Schmähreden energiſche Drohungen bei, kurz boten alles auf, was nur zum Preis und zur Vertheidigung ihres Helden dienen kann. Sie thun dieß alles in einer Sprache, die dem Weſen nach das in den Grammatiken gelehrte Franzöſiſch iſt, doch keineswegs frei von Unarten des Pariſer Sprachgebrauchs und Accents, und bald mit dieſen, bald mit jenen Provincialismen.

Während der Gondolier ſelten etwas anderes als ein ächter, eingefleiſchter, faſt auf den Lagunen geborener Venetianer iſt, liefern die ſechsundachtzig Departements, die Nachbarſtaaten Frankreichs, ſelbſt das treuloſe Albion und das biedere Deutſchland die Candidaten zum Perſonale der Pariſer Lohnkutſcher. Dieſe gehören daher zu jenen aus allen Weltgegenden zuſammengeſchneiten Pariſern, die mehr und mehr die Hauptſtadt Frankreichs überſchwemmen und an den beiden Enden derſelben die einheimiſchen Elemente zu überwiegen anfangen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß derlei Abkömmlinge von überall her, die wohl amtliche Regeln, aber faſt keine bindenden Sitten haben, weder in Ton und Ausdruck noch in ihrer Haltung und ihrem ganzen Ausſehen und Auftreten jene Rundung, jenes Ebenmaß und jene plebejiſche Würde beſitzen, welche den Gondolieren, trotz der Entartung ihrer Zunft wie der ganzen venetianiſchen Geſellſchaft, noch zum Theil geblieben ſind. Die Gondoliere werden in Denkart und Lebensweiſe von Haus- und Standesüberlieferungen geleitet, manche von ihnen haben die Hantierung mit Gondel und Ruder von ihrem Großvater oder Urgroßvater, kurz durch mehrere Geſchlechter hindurch ererbt, nicht wenige kommen mit gebildeten und leutſeligen Fremden faſt in tägliche Berührung, durch den Anblick einer hauptſächlich als geſchichtliche und künſtleriſche Merkwürdigkeit beſuchten Heimath wird ihr Stolz genährt, und aus dieſem Stolz entwickelt ſich ein gewiſſer Anſtand. Die empfänglicheren unter ihnen mögen endlich ſelbſt dadurch, daß ſo viele ihrer Fahrten nicht eigennütziger Eile, ſondern edlem Vergnügen gewidmet ſind, wie durch die häufigen Ausflüge auf die hohe See, oft in heller Sommernacht und bei weithin klingender Muſik, erzogen, geläutert und gehoben werden. So vereint ſich im Benehmen vieler dieſer venetianiſchen Lohnſchiffer ungezwungenes Selbſtgefühl mit Gemeſſenheit und Rückſicht auf diejenigen, in deren Dienſt ſie ſich augenblicklich begeben haben. Das unterthänige, aufdringliche, knechtiſch heiſchende und haſchende Weſen, das die untern Klaſſen von Venedig dem Fremden, in den erſten Tagen wenigſtens, ſo unausſtehlich macht, findet ſich nur bei ſehr wenigen Gondolieren und nur dann, wenn gerade die Noth keine andere Wahl läßt.

Der ariſtokratiſche, faſt ritterliche Anſchein, den ſo manche von ihnen von Natur haben oder ſich zu geben verſtehen, ſchließt aber die mancherlei Tücken und Schlauheiten nicht aus, mit denen der regelmäßige Handwerkgewinn geſchickt und bequem vermehrt wird. Die Fremden ſind, wie billig, die gewöhnlichen Opfer dieſer Künſte, und ich habe im Eingang dieſer Skizze ein Beiſpiel dieſer Fertigkeit erzählt; allein ich kann mich nicht enthalten, hier noch eine andere Spielart venetianiſcher Verſchmitztheit anzuführen, wie ſie gewöhnlich an harmloſen Gäſten aus der Ferne geübt wird. Für einen, der aus Frankreich kommt und an eine wahrhaft vollkommene Ordnung des Münzweſens, an unbedingte Einheit des Syſtems in dieſem Punkt, an deutliches Gepräge und an von Jahr zu Jahr erhöhte Tragbarkeit der Münzen gewöhnt iſt, muß der Münzenwirrwarr, der in Venedig aus der Aufeinanderfolge verſchiedener Regierungen, aus dem Zuſammenſtrömen ſo vieler Fremden, aus dem Fortbeſtehen der alten, verwitterten Stücke neben neuem beſſeren Gelde und manchen andern Urſachen entſtanden iſt, nicht bloß ein Grund keineswegs erfreulicher Ueberraſchung, ſondern auch eine Quelle von mancherlei Verlegenheit und mehr oder minder bedeutenden Verluſten ſeyn. Wie leicht auch den Gondolieren hiebei manches Scherflein abfällt, läßt ſich aus einem einzigen Falle abnehmen, den ich hier andeuten will.

Zum Behufe der Ueberfahrt von einem Ufer des großen Canals zum andern, der bekanntlich durch ganz Venedig ſich in meiſt unmerklichem Bogen hinzieht und den Dogenpalaſt und die Piazetta, eine Menge der vorzüglichſten Kirchen und öffentlichen Hauptgebäude zur Einfaſſung hat, beſtehen an mehreren Stellen der langen Linie ſogenannte Traghetti oder Gondelſtationen, wo man zu jeder Zeit Mann und Schiff findet, um über das Waſſer zu kommen. Der Preis iſt für eine Perſon oder zwei Perſonen, die zuſammen gehen, ſechs öſterreichiſche Centeſimi. Nun gibt es aber hier ganz kleine, runde, ungemein dünne, verwitterte, aus Silber und Kupfer legirte Platten, deren Aufſchriften häufig ſo verwiſcht ſind, daß man ſie kaum leſen kann, die etwa ausſehen, wie ausgediente, deutſche Groſchen und fünfzehn öſterreichiſche Centeſimi gelten, im Mittelpunkte aber die Ziffer drei gleichſam auf der Stirne tragen. Da ſie ſo außerordentlich unſcheinbar und mager ſind, ſo iſt der Fremde leicht verſucht, die Zahl drei, die ihnen aufgeprägt iſt, mit drei Centeſimi zu überſetzen. Ich beging dieſen Irrthum, wie ſo viele andere; da ich bei meinen Traghettifahrten ſechs Centeſimi zu entrichten hatte, ſo gab ich in der erſten Woche jedesmal zwei ſolcher Fünfzehncenteſimiſtücke in dem Wahne hin, daß ich die Taxe nicht überſchritten. Man dankte mir ſehr höflich für die gütige Bezahlung, gab mir auf die Frage, ob es genug ſey, zur Antwort, es ſey ganz richtig, und ließ kein Wort vom Mißverſtändniſſe fallen, das mich unfreiwillig ſo freigebig machte. Erſt nachdem ich von anderer Seite über die Sache aufgeklärt worden, ſezte ich meinem blinden Edelmuth Schranken, und ob ich gleich noch hie und da abſichtlich der Taxe ein paar Centimen zulegte, ſo ſpielte ich doch nicht mehr den Verſchwender, ohne es zu wiſſen.

Unter den Gondolieren, die ſich mit Hülfe meiner Argloſigkeit ihren Verdienſt ſo ruhig und ohne Bedenken verdreifachten, bemerkte ich auch einen ziemlich idealiſchen Geſellen, der ſowohl durch ſeine Geſtalt und durch die Bildung ſeines männlichen und nicht geiſtloſen Geſichts, als auch durch die Elemente

und den Wurf ſeiner übrigens groben Kleidung an die hingeſchwundenen Zeiten erinnerte. Zwar trug der nicht mehr junge Ruderesmann das weite, lange Beinkleid, wie es heutzutag in ganz Europa die bequeme Mode vorſchreibt, aber die Mütze, eine Art Baret von dunkelrothem Zeug, war ſchief über das dichte, ſchwarzgraue, ſchlecht gekämmte Haar gezogen und ſtand zu dem ſonnenverbrannten, ſchon ziemlich gefurchten, bleichen und eben ſo ſtelzen als klugen Geſicht recht maleriſch. Statt der Jacke umſchloß die Bruſt eine eng anliegende bräunliche, verbrauchte und geflickte Weſte von Zwilch, über die auf dem feſten Nacken und dem breiten Rücken hinab ein ſchwebender Mantel von gleicher Farbe und demſelben Stoff fiel und bis zu den Hüften ſich erſtreckte. Er ſprach barſch und mit heiſerer Stimme, ſchnitt die Worte kurz ab und betonte ſie mit der Entſchiedenheit eines Veteranen im Leben, der nicht Recht zu haben ſich bemüht, ſondern Recht zu haben überzeugt iſt. Bartolomeo war, als ich ihn drei bis vier Tage nach meiner Ankunft zum erſtenmal ſah, des Gondelruderns herzlich ſatt und hat ſich kurz nachher, wie ich höre, als gemeiner Matroſe auf einem engliſchen Dreimaſter eingeſchifft. Sonſt bin ich keinem Gondelier begegnet, deſſen Tracht mir als örtlich, als alterthümlich oder romantiſch aufgefallen wäre. Die Jacke und das gewöhnliche Beinkleid nebſt einem Hut oder einer Kappe, wie ſie jeder Philiſter trägt, mehr oder weniger reinlich und gefällig, meiſt in ziemlich zigeunerhaftem Zuſtand, kehren in verſchiedenen Farben wie in verſchiedenem Längen- und Breitenmaß bei jedem wieder. Es iſt im Anzuge aller etwas Gemeinſchaftliches zu bemerken, aber eine Uniform darf man ſich nicht vorſtellen. Die Fuhrleute der Privatgondeln haben eben ſo wenig eine Bekleidung, welche den Dichter an die Vergangenheit mahnen und zu poetiſcher Beſchreibung verleiten, dem Künſtler als ein Vorbild fein und weich gegoſſener, wie in der Farbenzuſammenſtellung glücklicher Umhüllung des menſchlichen Körpers dienen könnte. Nichts Venetianiſches haben ſie an ſich von Kopf bis zu Fuß, ſie ſind ein Mißklang auf der Gondel, ſie ſcheinen mit dem Ruder in der Hand, an den Enden der ſchwarzen Barke, die eine Cajüte in ihrer Mitte trägt, nicht heimiſch, nicht am rechten Platz, und eher auf den Bock oder den Lakaienſteg eines großſtädtiſchen Wagens zu gehören. Die verlaſſenen, zerfreſſenen, zerlöcherten Paläſte, von denen die ſchönſten um den zwanzigſten Theil der urſprünglichen Koſtenſumme nicht abgehen, ſind traurige, aber immer noch würdige Zeugen einer größeren Zeit; dieſe rudernden Lakaien ſehen eher aus wie ein geiſt- und ſeelenloſer Hohn hoffnungsloſer, aber beruhigter Sklaverei auf erloſchene Macht und Unabhängigkeit.

Da ſind mir die Lohnkutſcher von Paris mit ihren groben großen Mänteln, in die ſie bei Schnee und Regen ſchlecht und gerecht ſich einwickeln, wahrhaftig lieber; ſie haben keine Ueberlieferungen zu wahren, ſie haben keinen Ruf der Anmuth zu rechtfertigen, man erwartet keinen Zauber von ihnen, und das Herkommen der Ehre, das erſt kürzlich einen derſelben zu einer Menge verwickelter Schritte trieb, um ſich eines Fundes von zwanzigtauſend Franken zu Gunſten des rechtmäßigen Beſitzers zu entledigen, iſt ihre einzige Poeſie. Die ungefälligen Kaſten, die gemeiniglich nicht einnehmenderen Roſſe, die ſie in den beſtändig von Menſchen und Wagen wimmelnden Straßen zu lenken haben, entbehren bei ihren Nachtfahrten der holden Entſchädigung einer berauſchenden Muſik, wie ſie in heitern und lauen Sommernächten zuweilen noch heute auf dem großen Canal, unweit der Piazetta, zwei Ruderſchläge von der Seufzerbrücke, Angeſichts von St. Marcus, zu Füßen des Dogenpalaſtes, aus einer beleuchteten Gondel hervordringt oder von den bald abwechſelnden, bald vereinten Tonkräften einer Gondelflotille hervorgezaubert wird. Die Sterne, zitternd in leiſem Duft, die ſtille Begleiterin der Erde auf ihrer Wanderung um die Sonne, die zerſtreuten, zerriſſenen, wo der Mond ſie trifft, wie ein Flor durchſchimmerten Wolken, der blaue Grund und die ſanft erhellte, ſanft bewegte Fluth, der leiſe Hauch des Abends, der nahe Maſtenwald, die geiſterhaften Kuppeln, die ſchattenhaften Säulen, alles wirkt mit beim bezaubernden Concert, die Kunſt und die Natur wetteifern im Erzeugen des Genuſſes, die menſchliche Stimme ſtreitet um den Vorrang mit den Saiten der Violine und den Schlangenwindungen des Waldhorns, die Vorzeit und die Mitwelt und die Träume der Zukunft, das Ausland und die Heimath, ſie ſind alle dabei, die Augen lauſchen wie die Ohren, und wenn auch ein Ariſtarch der Muſik bei dieſem nächtlichen Feſtival die Geigen zu ſchnarrend, die Hörner und Clarinetten nicht rein genug, die Kehlen endlich etwas kreiſchend finden mag, ſo wird doch dem genügſamen Laien eine köſtliche Unterhaltung geboten, und niemand wird richten wollen, wo er bezaubert iſt.

Es müſſen derlei Feſte und Vergnügungen hoch hinauf reichen in den Annalen Venedigs. Shakeſpeare, im Kaufmann von Venedig, läßt uns ein neckiſch niedliches Echo davon vernehmen und gibt uns ſo ein Zeugniß vom Beſtehen ſolcher Spiele. Freilich mag in den melodiſchen Schilderungen, die er von ihnen entwirft, mehr Muſik gelegen ſeyn als in ihnen ſelbſt. Das Lob, das Shakeſpeare bei jedem Anlaß den Reizen der Tonkunſt ſpendet, iſt wohl mehr der lyriſche Ausdruck ſeines eigenen Gefühls für die Freuden, die ſie damals der ſcharfſinnigen, der gläubigen Sehnſucht verſprechen mochte, als für die Triumphe, die ſie ſchon verdiente, und die Verſe des brittiſchen Dichters, den ſeine Landsleute den ſüßen nennen, dürften eher für eine Weiſſagung gelten, die einen Mozart, Weber, Cimaroſa und Roſſini verkündete, als für eine

Verherrlichung des Lauten- und Cithergeklimpers, in dem mit wenigen Ausnahmen das Virtuoſenthum ſeines Jahrhunderts beſtand.

Wie dem auch ſey, dieſes mit den Erfindungen unſerer Epoche befruchtete Erbgut früherer, in manchem reicherer, in dieſem Punkte ärmerer Tage vor den bedeutendſten Monumenten, die aus dieſen Tagen ſtammen, erneut und genoſſen, dieſe Huldigung, welche die Muſe von Venedig der Geſchichte von Venedig darbringt, iſt nicht bloß eine Wonne für die Sinne, ſie iſt auch eine Erhebung der Seelen. Nicht ſehr oft im Jahre hat dieſe Feier ſtatt; was öfter vorkommen mag, das iſt eine vereinzelte, leichte Gondel, die bei ſchon geſunkener Nacht, weit hinweg vom Getümmel des Marcusplatzes, abwärts von den Schiffen aller Völker, wo ſchalkhafte Matroſen hinter den Maſten oder auf den Raaen lauern mögen, hinaus gegen den Lido, gegen das Meer, gegen die Inſeln zu eilt, aber ehe ſie für Aug' und Ohr in der Ferne Duft verſchwindet, uns den bezeichnenden Abſchied hinterläßt:

Là podaremo soli, soleti
Parlarse, o cara, dei nostri afeti (affetti)
Là pedaremo fra cielo e mar ....
Andamo in gondola a respirar!

Auch das iſt ein altes Feſt in Venedig, und Cythere, welche die Inſeln liebt, und Aphrodite, die aus dem Meer Geborene, verleihen ihm ihren beſondern Schutz. Auch die Fiaker, die Citadines, die Luteciennes u. ſ. w. von Paris leiſten in dieſer Sphäre Dienſte, wie die Gondeln; aber Cythere ſelbſt erröthet, Aphrodite wendet die hohe Stirne ab; darum wird Schweigen wohl das Beſte ſeyn.

Geneanomiſche Briefe.

III.

Eine weit eigenthümlichere Erſcheinung als die bisher beſprochenen iſt die, daß die höchſte Stufe der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes beinahe ohne Ausnahme nur mit Hülfe ererbter Anlage erreicht wird. Die Gabe der Dichtung nämlich iſt immer etwas, das ab intestato hinterlaſſen wird, und zwar ſtammt ſie regelmäßig aus den bonis paraphernis oder „Spillgütern“ der Mutter, die aber umgekehrt mit der „Gerade“ des deutſchen Rechts auf den Sohn und nicht auf die Tochter übergehen.

Schon von dem großen apoſtoliſchen Seher, dem Johannes, finden wir geſchrieben, daß er der Sohn einer erleuchteten Frau, der Salome, war, welche mit reiner und begeiſterter Hingabe den Inhalt der Chriſtuslehre erfaßte und Jeſus auf ſeinen Wanderungen begleitete. Vergl. Matth. 27, 56, wo ſie die Mutter der Kinder Zebedäi genannt wird. Und ſeit dem Seher auf Patmos die großen Dichterviſionen der Apocalypſe niederſtiegen, hat ſchwerlich ein bedeutender Dichter die Welt mit ſeinem Namen erfüllt, ohne daß ſich hervorragende Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens bei ſeiner Mutter nachweiſen ließen.

Man mag zum Beweiſe deſſen in ferne oder nahe, in die graueſten Zeiten oder in die neueſten greifen. Unſeres Dichterfürſten Johann Wolfgang von Goethe brauchen wir nicht zu erwähnen, denn der Gedanke an die „Frau Rath“ tritt ohnehin hier jedermann nahe. Auch Shakeſpeares erwähnen wir nicht; — wir wiſſen ja leider nichts von ſeiner Mutter, als daß Maria Arden aus einer ſehr geachteten Familie ſtammte; die Ardens waren eines der angeſehenſten Geſchlechter in der Grafſchaft Warwick; „man weiß, daß ſie ſich neben den Dudley's fühlten, zu der Zeit, als Leiceſter Dudley auf der Spitze ſeiner Macht ſtand.“ Aber wir nehmen ein Buch zur Hand wie des bekannten Dr. Samuel Johnſon Lives of the english Poets. Den langen Reigen beginnt hier Cowley, und gleich die erſte Seite erzählt uns von der Mutter des Dichters; ſie war es, die ihm nach des Vaters frühem Tode eine literariſche Erziehung gab; im Fenſter ihres Wohngemachs lag Spenſers Fairy Queen, und an dieſer Lieblingslektüre der Mutter entzündete ſich der poetiſche Genius des Sohns. Von Waller leſen wir ſodann, daß ſeine Mutter einen Namen trug, welcher uns Geiſt oder Charakter bei ihr von vornherein annehmen läßt; ſie war eine Schweſter des berühmten Oppoſitionsmanns John Hampden. Daß die Mutter des Richard Savage, Lady Anna Macclesfield, ein geiſtreiches Weib geweſen, iſt wohl nie in Abrede geſtellt worden, wie ſie dieß denn hinlänglich durch die geniale Art, ſich von einem läſtigen Eheherrn zu befreien, dargethan. Von der Mutter „der kleinen Nachtigall,“ wie er in ſeiner Jugend genannt wurde, von Alexander Pope, wiſſen wir nicht mehr, als daß ſie die Schweſter eines Turner geweſen, der ſich in Spanien zum Rang eines Generals aufſchwang. Was aber dem Dichter Cowper ſeine Mutter war, geht aus den Verſen hervor, die er an das Bildniß derſelben richtete. Bekannt iſt, welche geiſtig begabte Dame Walter Scott in ſeiner Mutter verehrte; Miſtreß Scott war ſelbſt Dichterin und der große Romanſchriftſteller verdankte die erſte Entwicklung ſeines poetiſchen Gemüths den Anregungen, welche für ihn aus dem Kreiſe geiſtreicher Männer hervorgingen, den die ausgezeichnete Frau um ſich verſammelte. Was Lord Byron angeht, ſo wiſſen wir zwar wenig Rühmliches über den Charakter der unglücklichen Miß Gordon, die das wenig neidenswerthe Loos zog, mit der Hand des Capitäns Byron, des »mad Jack Byron« beglückt zu werden; aber wir wiſſen, daß der Vater des Dichters drei Jahre nach der Geburt ſeines Sohnes vor ſeinen Gläubigern aus England floh und Heimath, Weib und Kind nicht wieder ſah, daß die Erziehung des jungen George Gordon, der ja auch nicht einmal des Vaters Namen führte, alſo ganz der Mutter anheimfiel. Dieſe Erziehung ſoll nun freilich nicht übermäßig verſtändig und beſonnen geweſen ſeyn; aber das Bild der Mutter Lord Byrons tritt uns aus den Aufzeichnungen über ſie immer doch als das einer leidenſchaftlichen, heftigen, capriciöſen und geiſtreichen Frau entgegen. Von Chattertons Mutter wiſſen wir, daß, in welche niederen Verhältniſſe auch das Leben ſie geſtellt, ſie doch ihrem Sohne den erſten Unterricht geben konnte.

Daſſelbe war, um zu einer ganz andern Zeit und Literatur überzugehen, bei Dante der Fall. Auch ſein Vater, Alighiero degli Alighieri, war früh geſtorben; die Mutter, Donna Bella, deren Familienname nicht auf uns gekommen iſt, ſoll auf die edelſte Weiſe für die Erziehung des Knaben geſorgt haben; daß ſie eine geiſtig begabte Frau war, läßt Boccaccio in ſeiner Vita di Dante ſchließen; er erzählt einen merkwürdigen phantaſtiſchen Traum von ihr. — Unter beſonderer Obhut der Mutter ſcheint auch Petrarca herangewachſen zu ſeyn. Seine Familie ſtammte urſprünglich aus Anciſa in der Nähe von Florenz; als er geboren wurde, wohnten

ſeine Eltern in Arezzo; ſein Vater Petracco war Notar in Florenz und gehörte zur Partei der „Weißen;“ als ſolcher ward er zugleich mit Dante und vielen andern Bürgern verbannt; er zog ſich nun nach Arezzo zurück, wo ihm ſeine Frau, Eletta de Canigiani, ſeinen Sohn Francesco gebar. Einige Zeit nachher erhielt Donna Eletta allein, nicht aber Petracco, die Erlaubniß zur Rückkehr in's Vaterland — vielleicht weil ſie einem angeſehenen, um den Staat verdienten Geſchlecht angehörte. Dieſe Erlaubniß wurde von ihr inſofern benuzt, als ſie ein ihrem Manne gehörendes Gut in Ancisa bezog. Dort ſorgte ſie für die Erziehung des jungen Francesco, während ihr Mann Petracco ſich an verſchiedenen Orten aufhielt; erſt nach einer Reihe von Jahren ließ er ſeine Familie nach Piſa zu ſich kommen. Im Jahr 1313, als Francesco Petrarca im zehnten Jahr ſtand, beſchloß ſein Vater, ſich mit ſeiner Familie nach Avignon zu begeben; in dieſer Stadt jedoch, in welcher wegen der Anweſenheit des Papſtes die Wohnungen täglich mehr im Preiſe ſtiegen, ſah er ſich gezwungen, ſeine Frau und ſeine Kinder nach Carpentras zu bringen und ſie dort einzumiethen. Während vier Jahren fiel hier wieder die Aufgabe der Erziehung allein der Mutter anheim. Wie hoch Francesco Petrarca dieſe Mutter verehrte, ſehen wir aus ſeinem Gedicht: brevo panegyricum defunctae matris.

Von Arioſto finden wir bemerkt, daß ſeine Mutter Daria, aus dem edlen Hauſe der Malaguzzi, ſich mit vieler Sorgfalt „der Bildung ihres Lieblings angenommen.“ — Bei Torquato Taſſo ſcheint freilich umgekehrt die Dichterader des Vaters Bernardo Eigenthum und von ihm vererbt zu ſeyn. Ob es ebenſo bei Vittorio Alfieri oder anders geweſen, wiſſen wir nicht, jedenfalls hat er es am meiſten zu beklagen gehabt, daß bei ſeiner Erziehung der Einfluß eines edlen Frauengemüths ſich nicht geltend machen konnte. Dagegen finden wir daſſelbe Verhältniß, welches wir ſo eben bei ſo vielen andern Dichtern eintreten ſahen, bei Goldoni wieder. Der große Luſtſpieldichter der Italiener erzählt in ſeinen Denkwürdigkeiten (Memorie del Signor Goldoni; Firenze 1787) in ſeiner naiven Weiſe manchen Zug von ſeiner Mutter: Mia madre era una vaga brunetta, un poco zoppa, ma molto sagace. Das Verhältniß der Eltern Goldonis zu einander ſcheint kein ſehr inniges geweſen zu ſeyn. Während der Vater ſich nach Rom begibt, um dort ſich eine Lebensſtellung zu ſuchen, und nicht mehr von daher heimkehrt, bleibt Madama Goldoni in Venedig mit ihren beiden Söhnen zurück, von denen ausſchließlich der älteſte und ſeine Erziehung alle ihre Sorgen in Anſpruch nimmt. Unter dieſer Pflege iſt die Entwicklung des Knaben ſo raſch, daß er in einem Alter von vier Jahren lieſt, ſchreibt und den Katechismus auswendig weiß. Später, als er einer Bildungsanſtalt in Perugia anvertraut wird, zieht die mütterliche Zärtlichkeit Madama Goldoni ihrem Sohne nach und läßt ſie dem für ſie gefährlichen Klima der Hauptſtadt von Umbrien Trotz bieten.

Greifen wir in die Biographien der franzöſiſchen Dichter hinein, ſo war hier vor allen Voltaire der Sohn einer geiſtig höchſt begabten Frau. Madame Arouet war wegen ihrer Bildung und ihres Eſprit von einer Geſellſchaft aufgeſucht, welche weit höheren Lebenskreiſen als dem ihres Mannes angehörte; ſie empfing dieſelbe auf ihrem kleinen Landgut zu Chatenay bei Sceaux, ganz in der Nähe des Orts, wo ſich ſpäter Chateaubriand ankaufte, der Vallé-aux-Loups. Hier erſchien denn auch unter andern Männern von Auszeichnung durch ihren Namen, ihre Stellung oder ihren Ruf ein italieniſcher Fürſt, Canalunga, welcher der begünſtigte Liebhaber der Herzogin von Richelieu war, was ihn jedoch keineswegs abhielt, zugleich der anmuthigen Frau des Notars Arouet eifrig den Hof zu machen. Böſe Zungen (z. B. die der Herzogin von Nevers, ehemaligen Schauſpielerin Quinault; vergl. den zweiten Band ihrer Memoiren) behaupteten nun, der angebliche Sproß des guten Notars, der ſeinem Namen einen ſo großen Glanz geben ſollte, ſey eigentlich durch weit engere Bande des Bluts mit dem Principe Canalunga verbunden geweſen; zu gleicher Zeit aber ſey auch der Sohn der obengenannten Herzogin, der Herzog von Richelieu, jener berühmteſte oder berüchtigtſte aller Roués der Regentſchaft, der Ausbund von Liebenswürdigkeit und Verruchtheit, von dem zu erzählen die franzöſiſchen Memoiren und insbeſondere Alexander Dumas nicht müde werden, ein Sohn des Italieners Canalunga geweſen. Die beiden Spitzen vorrevolutionärer Gottloſigkeit, der Schriftſteller und der Roué, die verkörperte Frechheit der Theorie und die verkörperte Frechheit der Praxis, der Apollyon in der Literatur und der Verderber der Geſellſchaft wären demnach Brüder. Gewiß iſt, daß Madame Arouet, als ihr Sohn wegen einer Satire nach Tulles im Limouſin verbannt war, vom Herzog von Richelieu verlangte, er ſolle ſich für jenen verwenden.

Was Rouſſeau auf den erſten Seiten ſeiner Confessions von ſeiner Mutter ſagt, läßt uns in ihr eine Frau von tiefem und reichem Gemüth erblicken. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Genfer Pfarrherrn. Ihrem ſpäteren Manne hatte ſie eine leidenſchaftliche Treue und Anhänglichkeit bewahrt, als ſeine Bewerbungen um ſie von ihren Eltern zurückgewieſen worden waren und er ſich, um ihrer zu vergeſſen, auf die Wanderſchaft begeben hatte. Eine glückliche Wendung der Dinge entfernte ſpäter die Hemmniſſe, welche der Verbindung von Iſaac Rouſſeau und Suſanne Bernard entgegenſtanden. Doch verließ Iſaac Rouſſeau ſpäter ſeine junge Gattin, um nach Conſtantinopel zu gehen, wo er Uhrmacher des Sultans wurde. »Durant son absence,« erzählt Jean Jacques, la beauté de ma mère, son esprit, ses talens lui attirèrent des hommages. M. de la Closure, résident de France, fut des

plus empressés à lui en offrir. Il fallait que sa passion fut vive, puisqu' au bout de trente ans je l'ai vu s'attendrir en me parlant d'elle.« Und dann: »Je n'ai pas su, comment mon père supporta la perte de son épouse; mais je sais qu'il ne s'en consola jamais. — Quand il me disait: Jean Jacques, parlons de ta mère, je lui disais: Eh bien, mon père, nous allons donc pleurer; et ce mot lui tirait déjà des larmes.«

Wie es ſcheint von weniger ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit und Gemüthstiefe, wie uns Jean Jacques ſeine Mutter ſchildert, aber eine Frau von großem Verſtande, ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und ein Charakter von entſchiedener Eigenthümlichkeit war Apollina Johanna Suſanna von Bedée, die Mutter Chateaubriands. „Meine Mutter," erzählt der berühmte Dichter und Staatsmann der Reſtauration in ſeinen Memoiren von ihr, „war mit vielem Geiſte und einer außerordentlichen Phantaſie begabt; ſie war durch die Lektüre von Fenelon, Racine und Frau von Sevigné gebildet und mit den Anekdoten vom Hofe Ludwigs XIV. genährt worden; ſie wußte den ganzen Roman Cyrus auswendig. Apollina von Bedée hatte große Züge, ſchwarzes Haar, eine kleine Figur und ein unſchönes Geſicht; die Eleganz ihres Benehmens und die Lebhaftigkeit ihres Weſens ſtanden mit der Schroffheit und Kälte meines Vaters in einem auffallenden Contraſt." Und an einer andern Stelle: „Meine Mutter, eine Frau voll Geiſt und Tugend, war von ihren geſellſchaftlichen Sorgen und von den Pflichten der Religion in Anſpruch genommen. Sie liebte die Politik, das Geräuſch und die Welt, denn man trieb Politik in St. Malo, wie die Mönche von Saba im Thale Kidron; ſie nahm ein eifriges Intereſſe an der Sache des La Chalotais u. ſ. w." Was Chateaubriand noch von dieſer Frau ſagt, ſchildert ſie uns nicht eben im vortheilhafteſten Lichte; es muß keine anmuthige Erſcheinung geweſen ſeyn, dieſe das Geräuſch liebende, ewig das Geſinde zankende, geizige Frau: „mein Vater war der Schrecken der Dienſtleute, meine Mutter war ihre Geißel;" aber bei allem dem bleibt das Gepräge der außergewöhnlichen geiſtigen Begabung und einer für ihre Umgebung hohen Bildung unverwiſcht und ungeſchmälert beſtehen.

Daſſelbe Verhältniß tritt ſehr auffallend hervor bei Marmontel und ſeiner Mutter. Marmontel war der Sohn eines Bauern aus Bort an der Dordogne, an der Grenze von Limouſin und Auvergne, und in den allerdürftigſten Verhältniſſen aufgewachſen. Ein ganzer Schwarm von Kindern bevölkerte das kleine Haus; dazu kamen nicht weniger denn zwei Großmütter und drei Großtanten nebſt einer Tante des kleinen Jean-François; das alles hatte Aſyl im väterlichen Hauſe des Schriftſtellers gefunden. In dieſes „Haushalts drängendem Irrſal" bewegte ſich nun die Mutter Marmontels wie ein Engel des Lichts. „Mein Vater," heißt es in den Mémoires d'un Père, „vergötterte förmlich ſeine Frau. Er hatte in der That Urſache dazu; die würdigſte der Frauen, die anziehendſte, die liebenswürdigſte in ihrem Stande, das war meine zärtliche Mutter. Ich habe nie mir erklären können, wie, mit der einfachen in unſerem kleinen Kloſter in Bort erhaltenen Erziehung, ſie es vermocht hatte für ihren Geiſt eine ſo reiche Bildung und ſolche Hoheit der Seele zu gewinnen, und beſonders in ihrer Sprache und ihrer Ausdrucksweiſe dieß zarte, feine und ſichere Gefühl für die Schicklichkeit, das in ihr der reine Inſtinkt angeborenen Geſchmacks zu ſeyn ſchien. Mein guter Biſchof von Limoges, der tugendhafte Coetlosquet, hat mir ſeitdem in Paris oft mit dem zärtlichſten Intereſſe von den Briefen geſprochen, welche meine Mutter an ihn gerichtet hatte, um mich ihm zu empfehlen. Mein Vater hatte für ſie eben ſo viel Ehrfurcht als Liebe. Er warf ihr nur Eines vor, ihre zu große Schwäche für mich." Einen ſprechenderen Beleg für unſere Behauptung kann es nicht geben, als ihn endlich Lamartine bildet. Dieſer Dichter ſoll nämlich ganz und gar das lebendige Abbild ſeiner ausgezeichneten Mutter ſeyn.

Laſſen wir raſch noch einige deutſche Dichternamen an uns vorüber gehen. Wir führen an, wie uns gerade die Namen einfallen. Da iſt Goethe, den wir oben erwähnt, dann Schiller. Jedermann weiß, daß ſeine Mutter eine Frau von außergewöhnlicher Innigkeit des Gemüths war, ein poetiſches Schwabenkind, daß das Naturell der Mutter, mit der er auch äußerlich eine auffallende Aehnlichkeit hatte, auf den Dichter in ſeinem ganzen Umfange übergegangen war. Herders Mutter, Anna Eliſabeth Pelz, eines ehrſamen Hufſchmieds Tochter, war nichts deſto weniger durch Geiſtes- und Gemüthsgaben ausgezeichnet, und wie Herders Biograph in der Ausgabe in Einem Bande ſagt, „von einem weniger gemeinen Betragen, als man es gewöhnlich in den untern Ständen findet." Herder trug ſeine Mutter wie eine Heilige im Herzen. Mehrmals erzählte er den Seinigen, mit wie ſanfter Gemüthsart und Liebe ſie ihre Kinder behandelt, wie unermüdet fleißig ſie mit ihren Töchtern geweſen ſey. Ihr ſanftes Betragen ſcheint des Vaters Ernſt gemildert, ihre empfindungsvolle zarte Natur ſich dem Sohne ganz mitgetheilt zu haben. — Von der Mutter von Novalis erzählt Tieck, daß ſie ein Muſter edler Frömmigkeit und chriſtlicher Milde geweſen, womit ſie in der ſchönſten Ergebenheit das Schickſal getragen, in wenigen Jahren einen Kreis von blühenden, gebildeten und hoffnungsreichen Kindern ausſterben zu ſehen. Novalis zeichnete ſich durch die außerordentliche Liebe aus, mit welcher er ſich ganz ſeiner Mutter hingab. Dieſe hatte auch den größten Antheil an ſeiner Erziehung, da der Vater durch ſeine amtliche Stellung und weitläuftigen

Geſchäfte davon abgezogen war, auch viele Zeit auf Reiſen zubrachte.

Vom allergrößten Einfluß auf die literariſche und Charakterentwicklung ihres Sohnes war die Mutter des Zacharias Werner. „Schon in ihrem Schooße ſcheint er die Anlage zu allem Ungeſtüm, aller Kraft, all den Gegenſätzen, aller ungelösten Verwirrung empfangen zu haben. Sie war höchſt begabt an Kraft des Geiſtes und Gemüths; aber ſie konnte ebenfalls die große Begabung nicht im Gleichgewicht erhalten und verfiel in Gemüthskrankheit; ſie ſtarb am 24. Februar 1804.“ (Vergl. Laube, Geſch. d. Lit. III. 194.) — Von Platen ſagt ſein Biograph: „Die Mutter vorzüglich übte die wohlthätigſten und nachhaltigſten Einflüſſe auf das leichtbewegliche, weiche Gemüth des Knaben, und durch ihre Bemühungen waren, als er im Jahr 1806 der Cadettenſchule zu München übergeben wurde, die Grundzüge ſeines Weſens bereits zum Charakter fixirt.“ — Bürgers Mutter, Gertrud Eliſabeth Bauer, die Tochter eines angeſehenen Einwohners zu Oſchersleben, war nach dem Urtheil des Sohnes eine Frau von außerordentlichen Geiſtesgaben, während ſein Vater die Proſa und das Phlegma in Perſon darſtellte.

Hölderlin wurde, nachdem er den Vater als zweijähriges Kind verloren, „von der in Gott vertrauenden frommen Mutter allein erzogen, und es wurde von ihr der Grund des ſittlichen Adels in ſeiner Seele gelegt, auf den ſeine Poeſie gebaut iſt.“ — Die Mutter Brentanos war eine Tochter der Schriftſtellerin Sophie La Roche; ſie war es bekanntlich, welche Goethe den lezten Anſtoß zur Conception ſeines Werther gab. — Höchſt merkwürdig iſt, was Juſtinus Kerner in ſeinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ über die Familie ſeiner Mutter erzählt. Durch mehrere Generationen von Frauen zeigen ſich hier bald hohe geiſtige Begabung, bald Irrſinn, bald Somnambulismus, und am Ende der Stammtafel ſtehen die zwei Namen J. Kerner und Wilhelm Hauff.

Zum Schluſſe ſey noch H. Heines erwähnt. Seine Memoiren werden uns ſicherlich von ſeiner Mutter als von einer ausgezeichneten Frau berichten; wir kennen ja ſein Sonnet an ſie:

„Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet?

Wer an unſerer Behauptung noch einen Zweifel hegt, wird mit leichter Mühe in den leicht zugänglichen Biographien der Dichter ſich ſelber Ueberzeugung ſuchen können. Bei vielen wird er freilich die Mutter gar nicht erwähnt finden; ſie wird dann eben ein ſtilles Frauenleben geführt und die Schätze eines reichen Innern ſchlummernd in ſich getragen haben, während ihre wache Thätigkeit ganz von den Pflichten der Häuslichkeit in Anſpruch genommen wurde. Wo aber der Mutter und ihres Charakters Erwähnung geſchieht, da wird man beinahe ohne Ausnahme finden, daß ſie entweder eine Frau von großer Lebhaftigkeit und glänzendem Reichthum des Geiſtes oder von großer Tiefe des Gemüths war; daß zugleich zwiſchen ihr und dem Dichter, dem ſie das Leben gab, ſich ein beſonders inniges Verhältniß herſtellte, daß eine innere Wahlverwandtſchaft der Seelen frühe beiden fühlbar war, und daß der Cultus der Mutter recht eigentlich ſeit je eine Eigenſchaft der Poeten geweſen. Sehr oft ſehen wir die Dichter auch ihre Erziehung vorzugsweiſe von ihren Müttern erhalten.

Was ſich aus dieſer Erſcheinung auf das Weſen der Poeſie und den Charakter des Dichters, auf die in ſeiner Natur liegende Miſchung von männlichem und weiblichem Element ſchließen läßt, muß hier unerörtert bleiben.

Höchſt ſeltſam und kaum erklärlich iſt nun, daß aus Ehen von Frauen, wie die bezeichneten ſind, von Frauen von auffallendem Geiſt oder poetiſchem Reichthum des Gemüths mit Männern gleicher Anlage, mit Charakteren, welche ebenfalls eine poetiſche Richtung haben, keine Dichter geboren werden. Die Söhne Achim von Arnims und der Bettina ſind keine Dichter geworden; der Sohn der ſchwärmeriſchen Verfaſſerin von „Valerie“ und ihres trefflichen gelehrten Gemahls, des ruſſiſchen Botſchafters Baron Krüdener, iſt durch weiter nichts bekannt geworden als durch ein Duell; und wir ſind überzeugt, die Welt wäre heute um keinen großen Poeten reicher, hätte auch — wozu er freilich auch gar keine Luſt gehabt zu haben ſcheint — Schiller die Frau von Staël zum Altar geführt. Ein Dichter, welcher dem Gemeinweſen Mitglieder von großer geiſtiger Begabung zu hinterlaſſen wünſcht, muß ihnen eine praktiſch tüchtige, verſtändige, nur ja keine geiſtreiche, poetiſche Frau zur Mutter geben.

In den Vätern großer Dichter ſind meiſt Männer zu erkennen, welche wohl in ihrer Art begabte, im Ganzen aber proſaiſch thätige, ſehr oft praktiſch tüchtige, gewöhnlich aber der Poeſie abgewandte Naturen darſtellen. Eine gute Doſis nüchternen Verſtandes und eine eben ſo große an Fleiß und Thätigkeit mag eben nicht fehlen dürfen, und dieſe legt, ſo ſcheint es, dem jungen Genius der Vater in die Wiege, neben dem glänzenden Erbtheil, das von der Mutter ſtammt.

Die Beobachtung, daß die Dichter die poetiſche Ader von der Mutter erben, ſteht mit der allgemeineren in Verbindung, daß überhaupt die Söhne vorwiegend nach der Seite der Mutter hin ausſchlagen, und da die Töchter vorwiegend nach dem Vater oder doch

den „Schwertmagen" ſich hinneigen, ſo ſollte man nun auch analog ſchließen, daß Dichterinnen ihr Talent vom Vater erben müßten. Dieß iſt jedoch nicht ſo allgemein der Fall, daß man es als Regel aufſtellen könnte. Die Poeſie iſt kein »fief qui tombe en quenouille.« Sie tritt bei den Frauen mit mehr Spontaneität auf als bei den Männern. Man könnte daraus ſchließen, daß ſie dem Frauengemüthe im Allgemeinen überhaupt näher liege; und ſicher iſt jedenfalls, daß poetiſche Stimmung und dichteriſches Gemüth in gleichmäßiger Vertheilung den Frauen mehr verliehen iſt als den Männern, wenn ſich die außergewöhnlich großen Begabungen auch mehr bei den Männern finden.

Vielleicht ließe ſich übrigens für dieſe ganze hier beſprochene Erſcheinung, daß die Dichter ihr Talent von den Müttern erben, auch eine Art pſychiſch phyſiologiſcher Erklärung beibringen, welche manchem ausreichend erſcheinen könnte. Es iſt bekannt, daß der Mutter ſich ſehnlich auf irgend etwas richtende Gedanken vom weſentlichſten Einfluß auf äußere Bildung, Charakterrichtung und Gemüthsart der Kinder ſeyn können; daß ſtarke Eindrücke, welche ſie erhält, intenſive Beſchäftigung des Gemüths mit beſtimmten Dingen in eigenthümlicher Weiſe an dem Weſen, dem ſie das Leben ſchenkt, erſichtlich werden und zu Tage treten. Wir kennen eine Ehe von zwei ausgeſucht häßlichen Leuten; aber die Frau trägt einen tiefen und ſchwärmeriſchen Cultus des Schönen in der Seele und iſt die Mutter eines Knaben von blendender Schönheit. Man hat an den Höfen der ſittenſtrengſten Monarchen die Beobachtung gemacht, daß die Söhne der Hofbeamten und der Diener vielfach die Züge des Fürſten tragen, weil das Antlitz des Gebieters ſich ſeiner Umgebung tief einprägt. Solcher Erſcheinungen gibt es viele. Wir erkennen nun in den Eltern bedeutender Dichter meiſt Leute, welche nicht gerade für einander geſchaffen ſind. Die Väter erſcheinen nur zu häufig, wenn man die Phraſen und Eulogia der Lebensbeſchreiber abſchält, in keinem beſonders liebenswürdigen Lichte; und da mag es denn oft genug der Fall geweſen ſeyn, daß die Mutter mit dem weichen poetiſchen Gemüthe und dem unbefriedigten Herzen an den erwarteten Sohn mit all der Intenſität weiblicher Sehnſucht gedacht und in ihm ſich einen Erſatz gewünſcht hat für alles das, was ſie am Mann vermißte. Und ſo hätte denn das Bild, welches die mütterliche Phantaſie ſich ſehnend von ihrem Kinde entworfen, beſtimmend auf die Bildung des Kindes eingewirkt. Das Kind wäre ein Dichter geworden, weil das Dichtergemüth der Mutter es ſchon vor der Geburt gewiegt und geſchaukelt in ſeinen von poetiſchen Anſchauungen durchblühten und von Hoffnungen durchrankten Zukunftsträumen. Und auch hier käme denn jenes bekannte parceque und quoique zur Anwendung. Nicht obgleich der Vater ein proſaiſcher Menſch war, ſondern gerade weil er ein Philiſter war, hat die Mutter einen Dichter geboren.

Aber dieſe ganze Hypotheſe ſcheint uns deßhalb ſchon nicht ausreichend, weil ja überhaupt nach einer alten Beobachtung alle ausgezeichneten Menſchen — ihr Ruhm mag nun errungen ſeyn, auf welchem Gebiete er wolle — beinahe immer von geiſtig ausgezeichneten Frauen geboren ſind. Man kann blindlings in die alte wie in die neue Geſchichte hinein greifen und wird ſtets dieſelbe Erſcheinung wieder finden; man mag denken an Cyrus, den Sohn der Mandane, und Alexander, den Sohn der Olympias, oder an Richard Löwenherz, den Sohn der Königin Eleonore von Poitou und Guyenne; an Peter den Großen, den Sohn der Natalia Narſchkin, oder an Moriz von Sachſen, den Sohn der Aurora Königsmark; an Alexander Farneſe, deſſen Mutter die geiſtesſtarke Margarethe von Parma war, oder an Rubens, deſſen unvergleichliche Mutter uns noch unlängſt bei dem Streite über den Geburtsort des Sohnes geſchildert wurde; an Joſeph II., den Sohn der großen Maria Thereſia, oder an Kaiſer Maximilian I., den Sohn der ſchönen und klugen Eleonore von Portugal; an Eugen von Savoyen, den Sohn der Olympia Mancini, oder an den heiligen Auguſtinus, den Sohn der edlen Monica. Ludwig der Heilige, Franz I., Heinrich IV., der Sohn der männlich energiſchen Jeanne d'Albret, Ludwig XIV., ſie alle hatten den Geiſt von der Mutter, und daß Napoleon Bonaparte den ſeinen von ſeinem Vater Charles Bonaparte geerbt habe, wird ſchwerlich irgend jemand behaupten; wohl aber wird man, wenn wir nach dem Oheim des Neffen erwähnen, der, wenn man unparteiiſch ſeyn will, ſich doch auch allmählig in unſere Kategorie einſchiebt, ſich der vortrefflichen Königin Hortenſe erinnern. Wir nennen noch Wilhelm III. von Oranien, den Sohn Henriettens von England, den Philoſophen d'Alembert, den Sohn der Madame Tencin, der Encyclopädiſtenfreundin und Stifterin des erſten »bureau d'esprit« in Paris, den Regenten von Orleans, den Sohn der originellen Eliſabeth Charlotte von der Pfalz, Karl Auguſt von Weimar, den Sohn der Herzogin Anna Amalia.

Unſere Altvordern waren gute Beobachter. Der Zuſammenhang, welcher zwiſchen der Tüchtigkeit des Sohnes und dem Naturell der Mutter herrſcht, war ihnen nicht entgangen, und davon geleitet führten ſie die Forderung der Ebenbürtigkeit bei ihren Ehen ein, dieſes aus Standesvorurtheil und ganz richtiger Beobachtung gemiſchte Inſtitut, das aber in's Abſurde führte, als die Kaſten ſich in immer engere Kreiſe zuſammenzogen, und das viel beigetragen hat zum fabelhaft häufigen Erlöſchen angeſehener Familien. (In England ſind z. B. allein während der Regierung Georgs III. 74 Lordsfamilien erloſchen.) Daneben hat ſich denn bald auch die Erſcheinung geltend gemacht, daß große und kräftige Charaktere oder begabte und hervorragende

Familien gerade Baſtarde waren oder ihren Urſprung aus nicht ebenbürtigen Ehen herleiteten. Schon Wilhelm der Eroberer war ein Baſtard, viele hervorragende Dynaſtien ſtammen aus der Ehe eines Fürſten mit einer Bürgerstochter; nie hat Portugal glücklichere Zeiten geſehen und eine höhere Blüthe erreicht, als während es von dem Baſtard Johann I., dem Unächten, regiert wurde und während deſſen Sohn, Heinrich der Seefahrer, ſeine Flagge herrſchend machte auf allen Meeren der Welt.

Wir ſagten oben, daß ſich nicht nachweiſen laſſe, daß die Dichterinnen ihr Talent von der Seite des Vaters bekommen. Nichts deſto weniger darf man behaupten, daß, analog mit der zulezt hervorgehobenen Erſcheinung, wonach bedeutende Männer ſtets von ausgezeichneten Frauen geboren werden, bedeutende Frauen meiſt ihren Geiſt vom Vater geerbt haben. Wir nennen die Frau von Staël, die Tochter Neckers, Friederike Brun, die Tochter des Biſchofs Münter, Thereſe Huber, die Tochter des großen Philologen Heine, Frau von Vogt, die Tochter Juſtus Möſers, Dorothea Rodde, die Tochter Schlözers; oder weiter in frühere Zeiträume der Geſchichte hinaufgreifend, die Sabina, die Tochter Erwins von Steinbach, Eliſabeth von England, die Tochter Heinrichs VIII., Chriſtine von Schweden, die Tochter Guſtav Adolfs, die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, welche trotz der bei ihrem Tode hinterlaſſenen 3000 Kleider eine Frau von größter Energie war, die Tochter Peters des Großen. Maria Stuart war das leibhafte Ebenbild ihres Vaters, König Jakob V. von Schottland, die Malibran die würdige Tochter des ausgezeichneten Muſikers Manuel Garcia; die Dacier war die Tochter des Schriftſtellers Tanaquil Faber (Tannegui Le Fevre), Lady Eſther, die Königin von Tadmor, die Tochter des Sonderlings Stanhope.

Oft ſogar läßt ſich die Beobachtung, wie Geiſt und Intelligenz vom Vater auf die Tochter, von der Mutter auf den Sohn übergehen, in ununterbrochener Fortſetzung mehrere Generationen hindurch verfolgen. Kaiſer Karls V. Geiſt erbt die Tochter Margarethe von Parma; von ihr erbt ihn der Sohn, Alexander Farneſe, und von dieſem wieder die Tochter, Margarethe, die Gemahlin Vincenz Gonzagas, Herzogs von Mantua. — Aehnlich ſehen wir den Geiſt Wilhelms I. von Oranien, des Gründers der niederländiſchen Freiheit, auf deſſen Tochter Eliſabeth von Naſſau, und von dieſer auf deren Sohn, den großen Feldherrn Türenne übergehen.

Eine eigenthümliche Anomalie bildet eine Familie, in der ſich das Talent ausſchließlich von der Mutter auf die Tochter vererbt hat. Von ihrer Mutter, einer liebenswürdigen und ziemlich emancipirten Kammerzofe, ſcheint nämlich die weiland berühmte Dichterin Karſchin ihr Talent geerbt zu haben, von dieſer deren Tochter, Caroline Louiſe, vermählte von Klenke, von dieſer wieder deren Tochter Helmine, vermählte Chézy; bei dieſer hört jedoch die Anomalie auf, um wieder der Regel zu folgen, denn der leztgenannten Sohn iſt der bekannte Schriftſteller W. v. Chézy.

Ein Beiſpiel der Regel bietet auch die Familie Schillers dar. Hier iſt es die Mutter des großen Dichters, deren Ebenbild der Sohn wird. Friedrich v. Schillers großes und edles Herz geht dann auf die älteſte Tochter Caroline über, die von allen, welche ſie kannten, geprieſene Frau; dieſe aber vererbt Geiſt und Gemüth, wie ein moraliſches Fideicommiß der Blutsgenoſſenſchaft, auf ihren einzigen Sohn, Felix Junot, der in körperlicher wie in geiſtiger Hinſicht dem berühmten Großvater auffallend glich, aber vor der Zeit hinweggerafft wurde (vergl. Morgenblatt, Jahrgang 1851, Nr. 13).

Die Wege vom Untergang zum Aufgang der Sonne.

Tauſende verlaſſen heute das deutſche Vaterland, um im fernen Amerika eine neue Heimath zu ſuchen, und tauſende rüſten ſich, den Vorangehenden zu folgen. Dieſe alle leitet, bewußt oder unbewußt, der Gedanke, Deutſchland habe ſeinen Lebensfaden bereits abgeſponnen, ſeine jetzigen Bewegungen ſeyen nur Zuckungen eines mit dem Untergang ringenden Daſeyns, die Freiheit, der Wohlſtand, die Kultur ziehen unaufhaltſam dem Lauf der Sonne folgend von den Ländern des Aufgangs zu denen des Niedergangs. So wie dieſe Güter einſt aus dem nun verödeten Aſien nach Europa gezogen, ſo ſchwinden ſie jezt aus unſerer Heimath, um mit raſchem Flug in der neuen Welt ſich niederzulaſſen.

Es liegt etwas Wahres in dieſem Gedanken. Große, hochkultivirte Völker lebten einſt in Aſien, deren von Schutt bedeckte Kunſtwerke wir jezt mit Erſtaunen aufdecken. Sie lebten, ſie blühten in Gegenden, wo jezt nur arme Hirten und wilde Räuber hauſen, wo man kaum noch die Namen ihrer Reiche, ihrer Städte kennt. Es geht, wie nicht zu verkennen iſt, über Europa ſeit geraumer Zeit ein Hauch der Verweſung, des geiſtigen und ökonomiſchen Verfalls. Das junge Amerika hat bereits in vielen weſentlichen Dingen Europa ſchnell eingeholt, ſogar übertroffen, hat ſchnell und leicht erreicht, was man hier ſo lange, ſo vergebens zu erringen bemüht war.

Für dieſe Anſicht ſpricht aber nur der erſte Augenſchein; bei genauerer Prüfung der Geſchichte finden wir noch etwas ganz anderes. Es geht auch eine Strömung der Kultur, des Wohlſtandes in gerade entgegengeſezter Richtung, die vom Morgenland ausgehende durchkreuzend, ein mächtiger Zug vom Abendland zu den Ländern des Aufgangs, welcher dieſe Länder immer von neuem belebt, erfriſcht, vor dem Tod der Erſtarrung bewahrt. So wie in der äußern Natur Oſtwinde wechſeln mit Weſtwinden, ſo iſt es auch in der innern, geiſtigen. Nur wer die Geſchichte der Völker nicht genauer betrachtet, nur wer nach oberflächlichem Schein urtheilt, kann dieſer tröſtlichen Ueberzeugung ſich verſchließen.

Als die Germanen von den Ufern des ſchwarzen Meeres aus ihre jetzige Heimath betraten und bald in der Berührung mit den kultivirten Römern die ſchlechten Sitten derſelben, beſonders ihre aus dem Orient entlehnten Formen der Gewaltherrſchaft ſich anzueignen begannen, als insbeſondere die Nachkommen Chlodowigs mit allen Laſtern der Verderbniß, mit Handlungen der Grauſamkeit und Falſchheit die Geſchichte befleckten, da kamen Sendboten aus dem äußerſten Abendland der damaligen Welt, aus Irland, welche die Segnungen des Chriſtenthums dem deutſchen Volk brachten und daſſelbe bewahrten, daß es ſich nicht in früher Fäulniß verzehrte.

Als dann im eilften und zwölften Jahrhundert durch das Lehnweſen die Freiheit der Völker zu erſtarren begann, da kam von neuem eine wunderbare Bewegung vom Abendland, beſonders von Frankreich her über Deutſchland, welche die Völker in zahlloſen Heereszügen mit unwiderſtehlicher Gewalt dem verlaſſenen Paläſtina zutrieb und auf dieſem Wege viele neue Saaten der Wiedergeburt in den Völkern pflanzte und viele harte Bande der Knechtſchaft löste. Eine ähnliche Strömung ging dann Jahrhunderte lang nach dem Nordoſten Deutſchlands, nach Preußen.

Als vom vierzehnten bis ſechzehnten Jahrhundert Deutſchland in die Bande unumſchränkter Fürſtenmacht zu ſinken begann, da brach ſich die Freiheit Bahn an ſeinen äußerſten, gegen Abend gelegenen Endpunkten, zuerſt in der Schweiz, hierauf in den Niederlanden, viele Keime der Freiheit und des Wohlſtandes auch über die öſtlichen Striche verbreitend. — Als nach den hundertjährigen Kämpfen, welche die Reformation hervorgerufen, am Ende des dreißigjährigen Kriegs, die ermüdeten Völker abermals in den Banden des Deſpotismus Ruhe zu ſuchen begannen, da brach gerade in dem Jahr, welches den traurigen weſtphäliſchen Frieden brachte, im weſtlichen Grenzland Europas, in England, die Revolution aus, welche den oſtwärts liegenden Völkern neue Gedanken und Kräfte zuführte und den Vorgang zu vielen ſpäteren Bewegungen bildete. Als ein Jahrhundert ſpäter Europas Völker, beſonders die Frankreichs und Deutſchlands, abermals in ſtarren Staatsformen eingeſchlummert waren, da begann im äußerſten Weſtland der Welt, in Nordamerika, ein Kampf für die Unabhängigkeit des Landes, welcher, das Vorſpiel aller neueren Bewegungen, eine gewaltigere Strömung als alle früheren von Weſt nach Oſt einleitete.

Wenige Jahre nach dem Frieden, welcher die Freiheit der nordamerikaniſchen Staaten ausſprach, brach in Frankreich die gewaltige Revolution von 1789 aus, die bald alle Throne Europas erſchütterte oder doch zu Reformen nöthigte, und alle Völker aus der Erſtarrung aufrüttelte. Die bewaffneten Züge des revolutionären Frankreichs nach Deutſchland, hierauf nach Italien, dann in das entfernte Egypten, endlich

ſogar nach den entfernteſten öſtlichen Grenzländern Europas, nach Rußland, wurden zwar von Fürſten und Völkern zurückgewieſen; aber wer kann die zahlloſen Kräfte der Bewegung, des Lebens verkennen, welche dieſe Kämpfe dennoch in den öſtlichen Ländern zurückgelaſſen?

Als nach der Wiederherſtellung der alten Herrſchersitze in Folge des in Paris geſchloſſenen Friedens die alte Regierungsweiſe wieder zur vollen Geltung gekommen ſchien, da entſtand unerwartet wieder in einem äußerſten Grenzland des weſtlichen Europas, in Spanien, und zwar an ſeinem weſtlichſten Punkt, in Cadix, im Jahr 1820, von neuem eine Bewegung, welche ſich ſchnell über ganz Spanien und Italien und ſchon im folgenden Jahr über Griechenland verbreitete, und wenn gleich ſonſt überall bald wieder unterdrückt, in dieſem ſo lange der Barbarei überlaſſenen Land Wurzeln ſchlug, und nach ſechsjährigen blutigen Kämpfen in Folge der Schlacht von Navarin das neue Griechenland in die Staatenfamilie Europas einführte, zwar noch in ſchwacher Geſtalt und eng begrenzter Ausdehnung, aber doch bedeutungsvoll, als die erſte der von Weſten ausgehenden Bewegungen in Europa, die am Ende unter dem lauten Beifall der Völker und durch die Herrſcher Europas ſelbſt zur Anerkennung kam, und nicht mehr unterdrückt, ſondern ſogar durch Subſidien der größten Staaten Europas unterſtützt wurde.

Wenige Jahre nach dieſer Anerkennung kam es in Frankreich zum Ausbruch von 1830, deſſen Erſchütterungskreis ſich auch weit nach Oſten erſtreckte, und der zunächſt zur Folge hatte, daß ſchon vier Jahre nach der Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands im alten Europa vier Staaten daſtanden, welche ihre Verfaſſung und ihre Herrſcher den neuen Strömungen verdankten und dennoch die Anerkennung der legitimen Fürſten erhalten hatten, nämlich Griechenland, Frankreich, Belgien und Braunſchweig. Hierauf ſchien die Bewegung für Europa ſtille zu ſtehen, während ſie über Egypten und Oſtindien ſich erſtreckte, und ſogar das öſtlichſte Grenzland der Welt, China, erſchütterte.

Nun brach aber ſich im Jahr 1848 unerwartet zuerſt wieder in Frankreich eine Bewegung Bahn, die ſich ſchnell über Deutſchland und Italien ausbreitete. Nach wenigen Jahren ſchien indeſſen auch dieſer Sturm wieder beſchworen, der ganze geiſtige Aufruhr erſtickt zu ſeyn, da beginnt vor unſern Augen eine neue Bewegung nach dem Morgenland, eine gewaltigere, großartigere, als alle vorhergehenden, die nicht bloß geiſtiger Natur, ſondern durch mächtige Kriegsheere unterſtützt iſt, an der nicht bloß einzelne revolutionäre Mächte Theil nehmen, vielmehr revolutionäre und legitime in ſeltener Gemeinſchaft, ein Zug großer Heere und Flotten der mächtigſten Staaten Europas, die mit tauſenden von Feuerſchlünden ſich anſchicken, die alten lang verſchloſſenen Thore nach dem Orient für die Völker Europas aufzuſchließen, insbeſondere die Mündung des großen Stroms, durch welchen einſt in der Urzeit die Germanen aus Aſien nach Europa in ihre jetzige Heimath gelangt waren. Es iſt dieſer große Zug nach Oſten, ohne Gleichen ſeit Jahrhunderten, nur mit den Kreuzzügen zu vergleichen und auch deßwegen höchſt merkwürdig, weil er, ſcheinbar zunächſt gegen Rußland gerichtet, ſeiner eigentlichen Bedeutung nach als ein Wettkampf aller europäiſchen Mächte bei der Oeffnung der Wege zum Orient und der Ausbreitung der dort winkenden Vortheile erſcheint, als ein Kampf, der nur zum Ende kommen kann, wenn die europäiſchen Mächte über die ſchwere Arbeit zum großen Ziel und über die Vortheile dieſes neuen Argonautenzugs nach dem goldenen Vließe ſich verſtändigt haben, wenn allen Völkern Europas die Wege nach ihrer alten Heimath geöffnet worden ſind.

Wir ſehen alſo, ſeit der Befreiung der Vereinigten Staaten Amerikas geht eine Strömung vom Abendland zum Morgenland, bald unſichtbar, geiſtig, bald von Waffengewalt unterſtützt, oft zurückgedrängt, immer wieder mit verſtärkter Gewalt und größerem Erfolg anſetzend, Anfangs nur einzelne revolutionäre Mächte aufrührend, jetzt aber bereits alle revolutionäre und legitime Mächte mit ihrem Willen und gegen denſelben mit ſich fortreißend. An dieſer außerordentlichen Bewegung wird Deutſchland naturgemäß großen Antheil nehmen müſſen, und es kann durch ſeine Lage den Ausſchlag geben. Der Angelpunkt des Streits iſt zunächſt die Oeffnung ſeines größten Stromes, die freie Bewegung einer lange unterbundenen Pulsader ſeines Lebens.

Daß aber dieſe Bewegungen vom Abendland zu den Ländern des Orients wunderbar beleben und erfriſchen, das zeigen ihre bisherigen Wirkungen, die, wenn ſie auch oft erſchütterten und zerſtörten, doch immer vor Erſtarrung bewahrten und zu neuem Leben vorbereiteten; und die Art der Bewegung ſelbſt, die unerſchöpflich, unbeſiegbar, ſcheinbar oft zurückgedrängt, gehemmt, immer wieder mächtiger hervorbricht, weiſt uns darauf hin, daß wir es hier mit einem tief liegenden geſchichtlichen Moment zu thun haben. — Es ſcheint ein noch wenig erkanntes Geſetz der Menſchengeſchichte zu ſeyn, daß der Hauch der Verweſung vom Morgenland, der Hauch der Wiedergeburt gerade dem Lauf der Sonne entgegen von den Abendländern ausgeht.

Als die Urſtaaten in der Wiege des Menſchengeſchlechts im hintern Aſien zu altern und in Unfreiheit zu verſinken begannen, da löſten ſich, wie es ſcheint, die noch kräftigeren freiern Theile, die jüngeren Söhne, ab, um in die noch leeren Abendländer zu ziehen, während die zurückgebliebenen nach dieſer Scheidung immer tiefer ſanken und der Moder der Verweſung in kunſtreich ausgebildeten Formen die Gewaltherrſchaft in ſich erzeugte. Die ausgewanderten freien Stämme, von

Nachfolgern nach den Abendländern gedrängt, zogen immer weiter westwärts und stifteten, erstarkt in der neuen Heimath, neue Staaten, in Palästina, in Griechenland, in Italien, in den germanischen Ländern, zuletzt in Amerika. Erst später sendeten dann die Herrscher der in Unfreiheit versunkenen Völker ihre Heere, oder doch ihre Boten, mit Gedanken und Formen der Knechtschaft den ausgeschiedenen und freigewordenen Völkern nach. Die Könige des Orients wurden für die römischen und griechischen Kaiser Vorbilder in der Kunst, die Völker zu beherrschen, und die Gesetze dieser Herrscher wurden wieder Vorbild und Richtschnur für die Könige der übrigen Länder Europas. — Dadurch entstand ein Kampf, der nun schon seit Jahrtausenden unentschieden fortdauert, der eben eine Rückwirkung auf die Länder des Orients ausüben muß und den Ausgang haben wird, den immer am Ende der Kampf des Neuen mit dem Alten, die Gegenwart mit der Vergangenheit hatte. — Diese Rückwirkung auf die Länder des Orients muß aber um so gewaltiger seyn, je mehr seit der errungenen Selbstständigkeit der meisten Staaten Amerikas nur noch einzelnen Auswanderern, nicht mehr, wie früher, Heereszügen der Europäer der Weg zum Abendland, zu den Staaten Amerikas geöffnet ist, und nur noch im verödeten Asien Länder zu erobern und zu cultiviren sind, nicht mehr im selbstständig gewordenen Amerika. — Die Völker Europas mögen daher nicht verzweifeln, am wenigsten die Söhne Deutschlands. Es gibt in der Völkergeschichte nicht bloß eine Bewegung zum Untergang, zum Tod, sondern auch eine der Erweckung vom langen Schlummer, der Auferstehung vom Tode. Es geht nicht bloß ein Zug nach den Ländern des Abendlandes, sondern auch ein mächtiger nach der alten Heimath der Völker, nach dem Orient. — Dieser Weg nach dem Orient geht aber mitten durch Deutschland, und die Zeit, wo die Wege dorthin geöffnet werden und die Völker dort vom Tod der Erstarrung aufwachen, kann nun nicht mehr ferne seyn, nachdem so große Heere nach den Ländern gesendet worden sind, deren Wiederherstellung ein alter Glaube mit der Wiederkehr besserer Zeiten für die Völker der Christenheit in Verbindung gebracht hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Der Mörder Timm. — Handel. — Auswanderung. — Theater. — Bauten. — Selbſtmorde.

Wenige Tage nach Abſendung meines lezten Briefes ſollte das Dunkel ſich lüften, das über der blutigen That im Breitengange lag, und man darf wohl behaupten, die ganze Bevölkerung mit Sorgen erfüllte. Der Anſtifter jener Frevelthat ward entdeckt, überführt und des Verbrechens geſtändig. Da die meiſten Leſer ohne Zweifel aus politiſchen Zeitungen Details über die gelungene Entdeckung und die Perſönlichkeit des Mörders geleſen haben, führe ich hier nur an, daß derſelbe aus Hamburg gebürtig, ein Drechslergeſelle und noch keine zwanzig Jahre alt iſt. Unmittelbar nach erfolgtem Geſtändniß zeigte er ſich vollkommen ruhig, faſt kaltblütig. Dieſe Ruhe, die bisweilen faſt den Charakter der Frechheit annahm, hat Wilhelm Timm — ſo heißt der unſelige Verbrecher — einſtimmigen Ausſagen nach in allen Verhören, im Kerker, ja ſelbſt am Orte der Blutthat, wohin er geführt ward, um ſeine Ausſagen und Angaben genau zu wiederholen, beibehalten. Er ſcheint von Natur verſtockt oder ſeltſam verwahrloſt zu ſeyn. Reue über die verübte That hat man bisher nicht an ihm bemerkt, es werden im Gegentheil Auslaſſungen von ihm mitgetheilt, die, ſind ſie wahr, ihn zu einem Ungeheuer ſtempeln würden. Seit man ihn geſchloſſen hat, was in der erſten Zeit nicht geſchah, ſoll er etwas gedrückter ſeyn. Die Voruntersuchung iſt bereits beendigt, und da der Fall nach den abgelegten Geſtändniſſen vollkommen klar vorliegt, ſo dürfte wohl auch die Verhandlung vor den Schranken des Gerichtes nicht gar lange auf ſich warten laſſen. Das Publikum iſt ſehr auf dieſe Verhandlungen, noch mehr aber auf das Urtheil geſpannt. Die Todesſtrafe iſt zwar in Hamburg nicht abgeſchafft, allein ſeit dreißig oder mehr Jahren an todeswürdigen Verbrechern nicht vollzogen worden. Die allgemeine Entrüſtung des Volks verlangt ein Exempel und erwartet, daß man ein ſolches ſtatuiren werde, da die bodenloſe Verruchtheit des Verbrechers mit bloßer Einſperrung, ſelbſt wenn dieſe eine lebenslängliche ſeyn ſollte, nicht hinlänglich beſtraft erſcheint. Ob die Richter dieſe Anſicht theilen werden, dürften erſt die öffentlichen Gerichtsverhandlungen herausſtellen, bei denen die Verhältniſſe des Mörders ſo wie ſein Lebensgang, bevor er das ſcheußliche Verbrechen verübte, wohl auch zur Sprache kommen und mehr Licht als bisher in die dunkle Vergangenheit deſſelben bringen werden.

Die kriegeriſchen Zeitläufe äußern, obwohl die deutſchen Bundesſtaaten bis jezt noch nicht in die Ereigniſſe verwickelt ſind, doch auf Handel und Wandel ihren rückwirkenden und hemmenden Einfluß. Der Hamburger Handelsſtand fühlt dieß vielleicht mehr, als der mancher andern bedeutenden Stadt. Die Zahlungseinſtellungen auswärtiger Firmen haben Einzelne hier ſchwer empfunden, und wenn dieſe auch nicht andere Falliſſements nach ſich zogen, ſo hemmen derartige Vorkommniſſe doch den Gang der Unternehmungen. Am hinderlichſten für den großen Verkehr ſcheint die unklare Politik zu ſeyn, die bis jezt Seitens der deutſchen Großmächte feſtgehalten worden iſt. Dieß Hin- und Herſchwanken, dieß Sichkreuzen der widerſprechendſten Nachrichten muß auch den Muthigſten ängſtlich machen. Erſt, wenn ſich Deutſchland in ſeiner Geſammtheit oder doch die beiden deutſchen Großmächte zu einem beſtimmten Handeln in der türkiſch-ruſſiſchen Angelegenheit, die bereits eine europäiſch-orientaliſche geworden iſt, werden entſchloſſen und dazu verpflichtet haben, wird auch die Handelswelt wieder freier Athem holen können.

Die ſchöne Jahreszeit, die namentlich ſeit acht Tagen in das herrlichſte Sommerwetter übergegangen iſt, bringt uns außer zahlreichen Fremden und dem nie verſiegenden Strome lebensmatter und hoffnungsfroher Auswanderer auch Zugvögel anderer Art, nämlich Gäſte großer und mittelgroßer Bühnen, die ihren Urlaub benuzen, um ſich hier ſehen und hören zu laſſen, und dabei gewöhnlich auch die herrlichen Umgebungen beſuchen und möglichſt genießen. Um zuerſt von den Auswanderern zu ſprechen, ſo veranlaſſen dieſelben zu den mannigfaltigſten Betrachtungen. Hat man Gelegenheit, der Einſchiffung dieſer der neuen Welt Zuziehenden beizuwohnen, ſo möchte einem oft bang werden. Junge, kräftige Leute — und deren ſieht man gerade heuer ſehr viele — ſind heiter und machen daher den Eindruck, daß es ihnen gelingen werde, ſich in Amerika oder Auſtralien eine geſicherte, vielleicht auch beſſere Zukunft zu gründen, als ihrer im alten Vaterlande gewartet hätte. Allein wie oft ſieht man ältliche Leute, deren Kraft vollkommen gebrochen iſt, ſich mühſam, mit dem lezten Reſt ihrer dürftigen Habe beladen, zum Boote ſchleppen, das ſie an Bord des Transportſchiffes bringen ſoll! Wie viele ſind ſo dürftig bekleidet, daß man kaum einſieht, wie es ihnen noch möglich wurde, das Ueberfahrtsgeld zu erſchwingen! Und endlich, welche Menge kleiner Kinder und Säuglinge werden gerade von dieſen Unbemittelten mit an Bord genommen! Vor einigen Tagen verließen zwei große Auswandererſchiffe unſern Hafen, die zuſammen gewiß zehn bis zwölf Säuglinge unter den Paſſagieren zählten, von denen über zwei Drittheile auf das Zwiſchendeck kamen. Eine Seereiſe im Zwiſchendeck gehört jedenfalls ſchon für Erwachſene zu den unerquicklichſten Dingen, wie viel quäleriſcher erſt muß ein ſolcher Aufenthalt für Säuglinge und kleine Kinder überhaupt ſeyn, zumal, wenn hoher Seegang oder Sturm

ein unvermeidliches Erkranken aller Paſſagiere veranlaßt!

Im Mai und Juni zählten wir unter den künſtleriſchen Gäſten, die uns durch ihre Leiſtungen heitere Abende verſchaffen wollten, faſt nur Sänger und Sängerinnen. Dieß machte, wie ich ſchon angedeutet zu haben glaube, das Stadttheater im vollſten Sinn des Worts zum Opernhauſe. Bedauerlich iſt es nur, daß uns dieſe Gäſte keine einzige neue Oper gebracht haben. Die Zahl der vorgeführten und bis zum Ueberdruß oft wiederholten Opern iſt bei uns eine ſehr geringe, ſo daß ſelbſt der größte Muſikfreund ſich zulezt nicht mehr entſchließen kann, ſolchen Vorſtellungen große Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Hugenotten, Robert der Teufel, Lucretia Borgia, die Jüdin, das ſind die immer und immer wiederkehrenden Opern, die in den lezten zwei Monaten das Theater beherrſchten. Die weiße Dame, Fra Diavolo, die Stumme von Portici und Martha kamen ab und zu nebſt dem Prophet und Tannhäuſer wohl auch einmal vor. In dieſes, wenn auch melodiöſe, doch gar zu anhaltende Einerlei iſt erſt ſeit vierzehn Tagen eine kleine Abwechslung gekommen durch das Gaſtſpiel Marr's vom Hoftheater in Weimar. Marr's Auftreten brachte uns zwar auch größtentheils alte Stücke, aber doch ſolche, die wir hier lange nicht mehr geſehen, weil es eben an einem Darſteller für gewiſſe Rollen bei uns fehlte. So ſahen wir den wackern Künſtler unter andern als Oberſt Berg in „die Journaliſten“ von Guſtav Freytag. Dieſes lezgenannte Stück war für uns neu und ward, recht gut beſezt, mehrmals ſowohl im Stadt- wie im Thaliatheater gegeben. Intereſſant wird jedermann das Freytag'ſche Luſtſpiel finden, auch in einzelnen Partien höchſt ergözlich, in Bezug auf deſſen literariſchen Werth aber kann ich perſönlich die Meinung derer nicht ganz theilen, die es zu den feinſten deutſchen Luſtſpielen zählen wollen, welche wir beſizen. Einzelne Stellen im Dialog ausgenommen, der übrigens bei weitem nicht ſo geiſtreich, friſch und zart iſt, wie in der „Valentine,“ vermiſſe ich gerade alle Feinheit in der Conception. Das Stück iſt in der Anlage zu unwahrſcheinlich, um es gelungen zu nennen. So ausgezeichnet auch einzelne Scenen darin ſind und ſo amuſant beſonders die Perſönlichkeit des Journaliſten Bolz gezeichnet iſt, der freilich auch nicht den Journaliſten wie er ſeyn ſoll und wie es deren im wirklichen Leben gottlob noch viele gibt, repräſentiren kann. Auf Marr, der uns ſchon in den nächſten Tagen verlaſſen will, folgt zunächſt Laroche vom Hofburgtheater in Wien, und nach dieſem ſoll die Ankunft Hendrichs, der gegenwärtig bei den Muſtervorſtellungen in München ſich betheiligt, bereits ſicher zugeſagt ſeyn. Auch Dawiſon wird, wie man behauptet, erwartet. So haben wir denn einige Ausſichten, im Schauſpiel etwas Gutes, vielleicht auch neben ganz Altem etwas Neues zu ſehen.

An der St. Nikolaikirche wird jezt wieder mit mehr Rüſtigkeit fortgebaut, obwohl das Baugerüſt äußerlich wenig bemerkbar iſt. Die Bewilligung der vom Senat in Vorſchlag gebrachten 100,000 Mark Courant für das laufende Jahr Seitens der Bürgerſchaft verhindert wenigſtens ſchon die befürchtete Siſtirung des Baumerks. Großartig verſpricht die neue Leſehalle an der Bleicherbrücke zu werden, ein Bau, der erſt nach langen und heftigen Debatten beſchloſſen ward und nun doch zur Ausführung kommt. Dem Plane nach, welcher vor kurzem an alle Mitglieder der Leſehalle vertheilt wurde, muß das Gebäude im Innern prächtig werden und von außen einen impoſanten Anblick gewähren. Möchte das Unternehmen ſich nur rentiren!

Schließlich darf ich zu erwähnen nicht vergeſſen, daß die lezten Wochen wieder eben ſo reich an Unglücksfällen als an Selbſtmorden geweſen ſind. Es iſt dieß eine Erſcheinung, die mit den ganz eigenthümlichen Zeitverhältniſſen zuſammenhängen mag. Am auffallendſten waren die Selbſtmordverſuche dreier Frauen, von denen eine ſchon wiederholt zu dieſem ſchrecklichen Mittel ihre Zuflucht genommen hatte, ohne je ihren Zweck zu erreichen. Auch die beiden andern wurden gerettet, die eine aus den Wellen der Außeralſter, in die ſie ſich mit ihrem jungen Kind geſtürzt hatte, die andere im Bade, wohin ſie ſich begeben, um Gift zu nehmen. Unglückliche häusliche Verhältniſſe ſind von beiden als die Veranlaſſung zu dieſen verzweifelten Entſchlüſſen angegeben worden. Es läßt ſich annehmen, daß im Ganzen ſeit Anfang dieſes Monats auf jeden Tag ein Todesfall gekommen iſt, theils durch Zufall, theils durch freien Entſchluß Lebensüberdrüſſiger.

London, Juli.

Der Crystallpalast von Sydenham und seine Höfe.

In unserem ersten, allgemein übersichtlichen Artikel über den Crystallpalast in Sydenham haben wir, wenn wir uns recht erinnern, bereits auf die Baustyle der eine leitende Rolle in der Kunstgeschichte spielenden Nationen und die verschiedenen Perioden der Kunstgeschichte darstellende Höfe oder „Courts" hingewiesen. Wir kommen dießmal auf dieses Thema zurück. Der Crystallpalast enthält aber folgende historische Höfe: Einmal das Pompejanische Haus (links vom Eingang vor den übrigen Höfen). Dann folgen auf derselben Seite folgende Höfe in geschichtlicher Reihenfolge: 1) Der egyptische Hof (über den ich bereits das Allgemeinere geschrieben); 2) der griechische Hof; 3) der römische Hof; 4) der Alhambrahof; 5) der Ninivehhof. Auf der rechten Seite: 6) der byzantinische Hof; 7) die drei mittelalterlichen Höfe (den früh englischen, deutschen, französisch und italienisch mittelalterlichen Baustyl darstellend); 8) der Renaissancehof mit dem kleinen Elisabethischen Hof; 9) der italienische Hof.

Der merkwürdigste unter diesen Höfen ist unstreitig der Ninivehhof, errichtet unter der Aufsicht und nach den Zeichnungen Fergussons, eines Architekten, welcher sich schon seit Jahren vorzugsweise dem Studium der assyrischen Architektur gewidmet hat. Layard hat das faßliche und mit interessantem Detail versehene Handbuch des Hofs geschrieben. — Die Ausgrabungen, welche Botta, der französische Konsul im Orient, und nach ihm Layard an den Ufern des Tigris haben vornehmen lassen, lieferten in architektonischer Beziehung keine so genügenden Resultate, um den Ninivehhof vollständig nach den antiken Mustern herzustellen. Nur der untere Theil des Hofs, bis zu einer Höhe von siebzehn Fuß über dem Grunde, ist nach den Ruinen in Khorsabâd, Nimroud und Kouyunjik gebaut worden. Die Sitte, die Städte aus an der Sonne getrockneten Ziegeln zu bauen, hat nur Reste der Königspaläste der Assyrer übrig gelassen, und von ihrem kolossalen Niniveh (welches eine Art von London gewesen seyn muß * nur ungeheure Schutthaufen, welche die jetzigen arabischen Bewohner der Gegend mit Getreide besäet haben. — Fergusson hat zur Ergänzung der unvollständigen Modelle, welche die Ninivitischen Ruinen lieferten, zu den Ruinen von Persepolis und Susa gegriffen. Layard sagt: „Die unter den Ruinen jener berühmten Städte noch erhaltenen Trümmer machen es unzweifelhaft, daß die Perser, welche, nach dem Untergang der assyrischen und babylonischen Reiche, die Oberherrschaft über den Orient an sich rissen, von den Assyrern Religion, Kunst und Civilisation überkamen und dieselben in allen Einzelnheiten getreu copirten. Der Stier mit dem Menschenkopf aus den Königspalästen von Niniveh findet sich unter den Ruinen von Persepolis wieder. Steinplatten mit Prozessionen und einzelnen geflügelten Gestalten in Basreliefs zieren die Hallen und die Façaden; mythische und religiöse Symbole, denen, welche man unter den Monumenten von Nimroud gefunden, auf's Haar ähnlich, finden sich auf den Wänden gezeichnet, und der keilförmigen Schrift bediente man sich, um den Ruhm und die Titel des Königs zu berichten."

Die vier großen Säulen in der Centralhalle des Ninivehhofes sind sorgfältige Nachbildungen der Säulen von Persepolis und Susa, da man in den Ruinen von Niniveh nur Kapitäle und Füße gefunden und die Säulen auf den Gemälden der Wände nicht vollständig genug waren, um nach denselben mit Sicherheit Restaurationen vornehmen zu können. Theilweise zeigen sie ein doppeltes Ochsenpaar an demselben Leibe als Kapitäl, theilweise haben sie einen lyraartigen Aufsatz mit doppeltem Eckknauf als obersten, das Gebälk tragenden Theil. In einem Lande, wo man keine Holzbalken von genügender Stärke hatte, um Säle von solcher Ausdehnung, wie die der assyrischen Paläste zu überspannen, war es nöthig, die Säulen auch zur Stützung des Daches zu verwenden. In einem Klima, wie das Assyriens, war es außerdem angemessen, das Innere der Häuser und Paläste so viel wie möglich den frischen Winden, welche von den fernen Gebirgen oder vom nahen Tigris herüberwehen, zugänglich zu machen und außerdem dafür zu sorgen, daß im Sommer die heißen, perpendikulär niederfallenden Sonnenstrahlen, im Winter der heftige Regen abgehalten würde. Diesen Bedürfnissen entsprechend, und nach der Analogie der Modelle auf den erhaltenen Basreliefs und der Art des Häuserbaues, wie er noch gegenwärtig in manchen Theilen des Orients üblich ist, hat Fergusson dem untern Theile des Hofes einen offenen Ueberbau hinzugefügt. Die Decken bestehen, nach der noch jetzt in Mesopotamien und in Indien sich findenden Form, aus kleinen Abtheilungen, durch die Kreuzungen des erhaben hervorstehenden Gebälks gebildet. Diese Zimmerdecken, obwohl theilweise nur nach Analogie und Vermuthung restaurirt, dienen doch besonders zur Veranschaulichung der dekorativen Malerei der Assyrer, und alle die angebrachten Muster und Ornamente sind nach erhaltenen Ueberresten gefertigt. Es ist wahrscheinlich, daß die assyrischen Zimmerdecken mit kostbarem Holze, Elfenbein und Vergoldungen geschmückt waren. Die Bibel

* Im Buch des Jonah heißt es, Niniveh habe drei Tagereisen im Umfang gehabt, und mehr als 120,000 Personen enthalten, „welche ihre rechte Hand nicht von der linken hätten unterscheiden können." Layard in seinem Handbuch (S. 9) bemerkt zu dieser Angabe von der ungeheuren Größe dieser alten Hauptstadt, welche sogar die von London übertreffen würde, sie erkläre sich daraus, daß innerhalb ihres Bereichs Felder und Gärten und kleinere, besonders mit Mauern eingeschlossene Quartiere enthalten gewesen seyen. Uebrigens lassen auch der Umfang der Ruinen auf die Richtigkeit der von dem Propheten angegebenen Größe schließen.

(vergl. Zephania 11, 14 und Jeremia 22, 14) weiß von „Dächern aus Zedernholz“ mit gemalter Decke. Die Decke des größern Hauses des Salomonischen Tempels bestand aus Fichtenholz, ausgelegt mit feinem Golde, und darauf waren „gesetzt Palmbäume und Ketten“ (2 Chron. 3, 15). Im restaurirten Ninivehhofe haben wir anstatt der Palmen den eigenthümlich gestalteten, heiligen Baum der Assyrer.

Besondere Wichtigkeit erhalten diese Restaurationen assyrischer Architekturen dadurch, daß sich aus diesen Bauten auch die der Hebräer erklären. Manche Berichte und Schilderungen der Bibel sind uns erst durch die Ausgrabungen des alten Ninive verständlich geworden. Wir wissen, daß Salomo „das ganze Haus mit erhabenem Schnitzwerk, Cherubim, Palmbäumen und offenen Blumen, innen und außen überdeckte.“ Nach der Ansicht der biblischen Commentatoren waren diese Cherubim mystische Figuren, welche ein Menschenhaupt mit einem Ochsen- oder Löwenkörper und den Schwingen eines Adlers verbanden, also bestehend aus denselben Elementen, wie die kolossalen Sphynxe, welche wir zu beiden Seiten des Einganges zum Ninivehhofe sehen. „Das Haus des Libanonwaldes,“ sagt Layard, „scheint mit einer der großen Hallen von Ninive ganz identisch gewesen zu seyn: das gleiche Dach von Cedernholz, gestützt von Cedernsäulen, auf dem untern Geschosse stehend, die gleichen mit zersägten Steinen (Josephus 8, 2) ausgelegten Wände, wie in den assyrischen Palästen; dieselben mannigfaltigen Farben und Gemälde, mit denen, nach dem Berichte des jüdischen Geschichtschreibers, die obern Theile der Wände im Salomonischen Königshause geschmückt waren, dieselben Ornamente, den heiligen Baum darstellend, wie in den Hallen von Ninive.

Die Gebäude, welche man jetzt in Ninive ausgegraben, scheinen die Eigenschaften von Palast und Tempel vereinigt und zugleich zur Feier religiöser Ceremonien gedient zu haben, indem der König zugleich Oberpriester war. Es lag gewöhnlich diesen Palästen, nach Layards Ansicht, derselbe, durch die Sitten des Landes und durch die Tradition geheiligter Plan zu Grunde. Sie bestanden fast immer aus oblongen Zimmern, parallel mit einander laufend und entweder nach der Terrasse führend oder gruppirt um große runde Hallen oder Höfe, welche dem Sonnenlicht offen standen. Fergusson (in einem Artikel über die Bauart der Paläste von Ninive und Persepolis) hat die Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß diese großen Gebäude, nach orientalischer Sitte, in zwei abgesonderte Abtheilungen, die eine, die Zimmer für die Männer und die religiösen Ceremonien, die andere die Weibergemächer enthaltend, getheilt gewesen seyen.

Treten wir nun, nach diesen Vorbemerkungen in den Ninivehhof selbst ein, so müssen wir gestehen, daß diese Nachbildung ganz so ist, wie wir uns diese mit grellen Farben und grotesken Ornamenten überladenen Prunkpaläste der assyrischen Eroberer, nach den Darstellungen der Propheten immer geträumt haben. Diese barbarisch mit Kapitälen überladenen und mit grellen, primären Farben gemalten Säulen konnten wohl das Gefühl des griechischen Weibes beleidigen, was Alexander den Großen veranlaßte, den Palast von Persepolis in trunkenem Siegerrausche in Brand zu stecken.

Der Ninivehhof liegt im Nord-Westwinkel des Palastes. Er ist 126 Fuß lang und 63 Fuß tief. Das innere Arrangement ist willkürlich, und entspricht keinem der assyrischen Paläste. Der Hof besteht aus zwei besondern Zimmern. Die Haupthalle ist mit Copieen der im britischen Museum befindlichen assyrischen Skulpturen aus dem Nord-Westpalast von Nimroud geschmückt. Diese Halle gibt einen Begriff von der Beschaffenheit der großen Säle der assyrischen Paläste, die Proportionen der Größe der Hallen sind beibehalten, die zwei kleineren Hallen sollen mit Originalskulpturen, welche die Gesellschaft angekauft hat und die noch auf der Reise sind, und mit Copien einiger neu eingebrachten Basreliefs geschmückt werden. Abgesehen vom willkürlichen Arrangement, ist so ziemlich alles übrige — äußere Form, Basreliefs und Fresken der innern Gemächer und monumentale Verzierungen der Façaden — historisch treu. Zunächst ziehen die zwei geflügelten Stiere mit Menschenköpfen, welche den Haupteingang zu der größeren Halle bilden, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie glotzen uns mit ihren dunkelroth gefärbten orientalischen Köpfen mit krausem, schwarzem Wollhaar und den bekannten, wohlgepflegten assyrischen Bärten (welche dem Haupte zugleich, wie eine Kravatte, eine gewisse starre Haltung verleihen), gar wunderlich und räthselhaft an. Aber sie tragen ihren Sinn, ihre Seele im Leibe, gleich allen monumentalen Resten dieser altorientalischen Architekturen. Sie stellten die Vereinigung von Weisheit, Kraft und (politzeilicher) Allgegenwart im Könige dar, die erstgenannte Eigenschaft vermöge des Menschenkopfes, die beiden letzteren durch den Bullenleib und die Vogelschwingen. Neben ihnen befinden sich zwei eben so grell gemalte, aber trotz ihrer übermenschlichen Größe gar komisch drein schauende Menschenfiguren, mit jüdischer Physiognomie, je einen jungen, erbärmlich schreienden Löwen in der einen und eine rothe Peitsche in der andern Hand haltend. Man vermuthet, daß sie den assyrischen Herkules darstellten. Eigenthümlich ist im Vergleich zu der kolossalen Größe dieser Götzenungeheuer die Enge des Einganges; allein dieselbe bildet einen der hervorstechenden Züge assyrischer Architektur. Auf der Decke über dem Eingang ist der heilige Baum und die beschwingte Erdkugel gemalt, welche wir ja auch als Symbol des höchsten Gottes über den Eingängen des egyptischen Hofes finden.

Eine ganze assyrische Kulturgeschichte ließe sich von den Basreliefs der innern Wände ablesen, welche mit ihren grellen Farben und ausgeprägten orientalischen Physiognomien der Menschen, namentlich der Weibergestalten, sogleich das Auge des Beschauers fesseln. Da sehen wir gleich zur Linken vom Eingange den assyrischen König, die Rechte auf einen langen Stab gestützt, zwischen zwei beschwingten Figuren stehend; der König trägt jene eigenthümliche Tiara, welche seinem Bilde auf den assyrischen Monumenten niemals fehlen darf. Sie ist kegelförmig, der untere Theil, turbanartig, aus bunten Bändern gefertigt, mit einem kleineren kegelförmigen Aufsatze darüber. Die Arme sind mit reichen Armbändern überladen. Der Rock zeigt die prächtigsten Goldstickereien. Alles, was die Propheten und die griechischen Geschichtschreiber uns über Luxus und Ueppigkeit der Assyrier und besonders

ihrer Herrscher und Großen berichtet haben, zeigen uns diese Darstellungen der mit weiberartigem Schmuck bekleideten Könige. Die geflügelten Figuren kehren häufig wieder. Sie mögen Priester oder vielleicht Halbgottheiten darstellen, jedenfalls sind sie von religiösem Charakter. Sie tragen runde Mützen mit vorstehenden Hörnern und einen Tannapfel und ein viereckiges Gefäß in den Händen, Embleme der heiligen Elemente, Feuer und Wasser, wie man vermuthet. Eine andere Gruppe zeigt uns zwei Männer, welche dem Könige Tribut bringen. Der Eigenthümlichkeit ihrer Kleidung nach scheinen sie unterworfene Feinde darzustellen; dann folgen wieder zwei beschwingte Figuren, eine derselben mit einem Menschenleibe und einem Adlerkopfe und vermuthlich den Gott Nisroch darstellend, vor dessen Altare Sennachrib von seinen Söhnen erschlagen wurde. Ein Seitenausgang, in den Transept führend, zeigt uns eine eigenthümliche Wandbekleidung von Halbsäulen," welche den Pfeifen einer Orgel auf's Haar ähneln. Die Assyrier sollen sich dieser Säulen als Verzierung der Wände bedient haben, welche sie nicht mit Basreliefs und Malereien bekleiden wollten. Sie sind einer erst ganz frisch in den Trümmern von Khorsabâd aufgefundenen Wandbekleidung nachgebildet.

Ich kann hier keine ausführliche Schilderung aller dieser so überaus interessanten und merkwürdigen Bildwerke geben. Da sehen wir noch die assyrischen Könige, auf Thronen sitzend, wie der Eunuch ihnen mit dem Pfauenwedel Kühlung fächelt, während ein anderer Diener über der Schulter das Handtuch hält, mit welchem Seine Majestät sich, wenn sie aus der goldenen Schale getrunken, die Hände zu trocknen pflegt. Diese Gestalten sind für uns bereits alte Bekannte aus dem Princeß-Theater, und wenn wir diese steif feierlichen Gestalten und Aufzüge betrachten und dabei an Charles Kean und seinen „Sardanapal" denken, so können wir uns nicht wohl eines Lächelns der Ironie erwehren. Da sehen wir diese alten barbarischen Unholde Städte belagern, sehen assyrische Lanzenreiter, unsern modernen Lanciers auffallend ähnlich, gegen den Feind ansprengen, oder die assyrischen Krieger auf ihren, aus der Bibel bekannten Streitwagen stehend. Mit Recht haben schon geistreiche Besucher des britischen Museums auf die feine Arbeit und die historische Genauigkeit auf diesen alten Skulpturen aufmerksam gemacht. Namentlich ist ein Bild hier, zwei assyrische Krieger in ihrem Streitwagen den Löwen jagend, das einen ganz drastischen Eindruck macht. Ein Basrelief zeigt uns sogar, wie sie in Assyrien beim Brodbacken verfuhren, wie sie die Pferde striegelten u. s. w. Die grellen, üppigen Gesichter der Weiber mahnen ebenfalls an die Zornreden der Propheten, um so mehr, da der Gesichtstypus erkennen läßt, daß diese um Gnade flehenden Weibergestalten vielleicht Jüdinnen oder doch den Jüdinnen verwandt waren.

Nehmen Sie einstweilen mit dieser Schilderung des assyrischen Hofes vorlieb. Er führt der Phantasie und dem Auge ein wichtiges Stück Menschengeschichte getreu und in lebhaften Farben vor, und deßhalb haben wir etwas ausführlicher dabei verweilt.

Der byzantinische, der Alhambra-, der italienische Hof machen für sich den glänzendsten Eindruck; aber für den kunstgeschichtlichen Ueberblick ist das Totalbild der Kunst- und Kulturstufen die Hauptsache. Mühsam studirt man in seinem Zimmer oder im Hörsaale den Uebergang des römischen in den byzantinischen Baustyl und die Abzweigungen des letztern (in den normannischen, lombardischen Styl ꝛc.); mühsam und mit großem Kostenaufwand liest man sich auf Reisen hie und da seine kunsthistorischen Erfahrungen zusammen; hier hat man sie beisammen, so eigentlich in- und nebeneinander. Die Bilder verschieben sich rasch, wie in der laterna magica, und in zwei bis drei Stunden hat man seinen Cursus oberflächlich vollendet. Nur sieht alles zu neu, zu fashionabel aus; aber eine lebhafte Phantasie wird ja der moderne Firniß nicht so leicht aus dem lieblichen Traume, der einen in diesen kleinen, schimmernden Zaubersälen überkommt, aufwecken. Es ist auffallend, daß gerade der byzantinische Hof einer der glänzendsten, schönsten und besuchtesten ist. Vielleicht ist der Baustyl, „auf welchen die Sonne zweier Welten scheint," für unser kosmopolitisches Zeitalter nicht so gar unangemessen. In diesen ernsten Rundbogen des Klosters, das man der Kirche Santa Maria auf dem Kapitol in Köln nachgebildet, haben wir noch einen Anklang an das Klassische, während die starren Heiligenbilder und die ruhenden Ritter und Edelfrauen auf den Sarkophagen, in den weiten Talaren, der mit Archaismen kokettirenden Zeitrichtung, welche englische Maler sogar die Fehler der Prä-Raphaeliten nachahmen läßt, trefflich entsprechen. Zugleich aber behagen die kunstvollen Stucco- und bunten Mosaikarbeiten, welche als Ornamente diesem Baustyle eigen sind, dem verwöhntesten Gaumen des Zeitalters, dessen Gott, wie Professor Owen in seiner schwungvollen Einleitung zum „Alhambrahof" es geradezu ausgesprochen hat, der Mammon ist. Die Kolorirung der meisten Höfe ist vortrefflich. Wie leicht, wie reizend und edel nehmen sich die lichten Farben und die edlen Säulenordnungen der hellenischen Agora neben den ernsten Rundbogen und dem tiefbraunen Grundton der Wände des römischen Hofes aus! Und wie farbenlicht und heiter hat sich dieser klassische Styl der Welteroberer im Hofe des Italiens des sechzehnten Jahrhunderts, des Italiens der Raphael, der Michel Angelo, der Leonardo da Vinci, der Medici wiedergeboren! Aus diesem ernsten Römerthum hat sich von neuem das griechische Ideal in all seiner lächelnden Heiterkeit entpuppt. Die Construktion dieser Höfe hat das artistisch Bedeutende, daß sie aus den schönsten und bedeutendsten Werken des jedesmaligen Bau- und Kunststyls zusammengetragen ist. So liegt die Construktion des allerliebsten italienischen Hofs, in welchem wir uns drei volle Stunden studirend herumgetrieben, die Arkade des Quadrangels des Farnesischen Palastes in Rom zu Grunde, jenes Musterpalastes, den Paul III. als Kardinal Farnese nach den Zeichnungen von Antonio Langallo († 1546) zu bauen begann und Alessandra Farnese unter Michel Angelos Leitung vollendete. Man kann sich keine vollendetere Anschmiegung des antiken Baustyls an die moderne Sitte denken, als hier gegeben ist. — In Absicht auf die Färbung dagegen ist man, obwohl in angemessener Weise, vom italienischen Muster abgewichen. Statt des Travertins, aus dem der Farnesische Palast erbaut ist, hat man farbigen Marmor gewählt, weil diese Bauart

gerade ein eigenthümlicher Zug des neuern italieniſchen Bauſtyls ſeit Bramante iſt. Bronzeſtatuen und ſchöne Candelaber ſchmücken die Niſchen der Façade. Zu beiden Seiten des Hofs laufen Arkaden, welche durch die Copien von Raphaels herrlicher Dekorirung der Loggien im Vatikan anziehen. Da können die Londoner Deſſinzeichner Studien machen! Die maſſige Fontaine inmitten des Hofs, die Fontana della Tartarughe genannt, iſt von der Piazza Mattei in Rom genommen. Das reizende Veſtibule des Hofs iſt nach dem Modell der Caſa Taverna in Mailand erbaut, ſammt den Freskomalereien von Bernardino Luini, des Lieblingsſchülers des Leonardo da Vinci. Nichts gleicht an Wärme und Lieblichkeit der Farben dem Eindruck, welchen dieſes Veſtibulum, in der Perſpektive betrachtet, gewährt. Für einen modernen Geſchmack iſt der antike Bauſtyl hier faſt übertroffen. — Und dieſer Reichthum an Skulpturwerken, welcher das Innere ſchmückt! Da haben wir zunächſt links vom Eingang Raphaels „Jonas und der Wallfiſch," dann Michel Angelos herrlichen „Penſiero," dann die Pietà deſſelben Künſtlers. Nicht weit davon eine Pietà von Bernini.

Ich habe hier nur bedeutende Einzelheiten aufgeführt, um einen Begriff vom Reichthum dieſer Höfe zu geben. Eine Zierde des italieniſchen Hofs iſt noch der „Perſeus" von Leonardo da Vinci, nicht weit vom Eingange neben einem Perſeus von Canova aufgeſtellt. Da gibt es Vergleichungen anzuſtellen, wenn man nur Muße und Zeit genug hätte.

Constantinopel, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Stadt.

Wir gingen, um zum Schlosse der sieben Thürme zu gelangen, wieder durch den stillen Stadttheil von Psamatia, dessen griechische und armenische Bewohner meist fleißige Arbeiter der nah gelegenen kaiserlichen Fabriken sind. Mehrere Thürme von riesigen Dimensionen, zwischen denen ein poternenartiger Thorweg hindurch führte, vor welchen ein türkischer Doppelposten stand, und epheuumrankte Mauern von cyklopischer Bauart verkündigten das alte Schloß des Apokaukos, bei den Türken »Jedikule« oder die sieben Thürme genannt. Das Ganze bildet in Form eines Fünfecks eine Art Citadelle und lehnt sich mit seinem südlichen Theil an die alte Stadtmauer an, deren Stützpunkt nach dem Meere zu es gleichsam ist. Die innern Gebäude des Schlosses sind bis auf einige Baraken der Aufseher zerfallen und über dem Schutt und Staub vergangener Jahrhunderte breitet die alles versöhnende Natur einen Teppich von Gras und Schlingpflanzen. Bekannt ist, daß in frühern Zeiten bei obschwebenden diplomatischen Mißhelligkeiten, oder während eines Kriegs einer europäischen Macht mit der Pforte deren Gesandte in das Schloß der sieben Thürme gebracht wurden, und Pouqueville in seiner Geschichte des osmanischen Reichs gibt in dieser Beziehung einige interessante Details. — Von der unfreiwilligen Wohnung der alten Gesandten sieht man keine Spur mehr, indessen glaubt der gemeine Türke heute noch, daß der Padischah das unbestrittene Recht habe, nach wie vor den Gesandten einer mit ihm zerfallenen Macht nach Jedikule zu bringen. Ihm ist der Padischah sogar noch immer der Herr über alle Kronen Europas, deren Träger seine Vasallen sind, und in seinen Augen thun gegenwärtig England und Frankreich nur ihre Vasallenpflicht, indem sie ihre Flotten und Heere zur Bekämpfung des widerspenstigen Moskow dem Padischah zur Verfügung stellen. Es klingt das für den Europäer unglaublich, ist aber so und erklärt sich aus dem barbarischen Hochmuth dieses asiatischen Volks, dem alles Neuere unbekannt, dem aber die Erinnerung an seine historische Vergangenheit geblieben ist.

Dicht am Schlosse der sieben Thürme führt das gleichnamige Thor zur Stadt hinaus. Ich wählte einen ziemlich erträglichen Weg nach einem, zwischen dem Dorf Balykly und dem Marmorameer gelegenen Hügel, der sich westwärts nach dem Thale von Veli-Effendi, in welchem die türkische Artillerie ihre scharfen Schießübungen hält, abböscht und von welchem man eine der reizendsten Aussichten auf das Marmorameer und die asiatische Küste hat, namentlich aber den größten Theil der alten Mauern und Thürme übersieht, die Stambul auf der nach Westen gekehrten Landseite vom Meere bis zum goldenen Horn gleich einem steinernen Gürtel umgeben. — Wir kamen an einem armenischen Hospital und Kirchhof vorbei. Der letztere unterscheidet sich von der türkischen Gräberstätte durch horizontal liegende Steine, und wie dichte Cypressenhaine die letztern schon aus weiter Ferne erkennen lassen, so pflanzt der Armenier zwischen den Gräbern seiner Verstorbenen die freundlichere, laubreiche Platane. Zum erstenmal, seit ich unter dem Schatten des Halbmonds in Demuth wandle, riefen hier die äußern Eindrücke einen Anflug von heimischen Gefühlen wach: über saftgrüne Fruchtfelder, durch die der Weg nach der Höhe aufstieg, erhoben sich die schlanken rauchenden Schornsteine der kaiserlichen Eisengießerei und der Fabriken beim Dorf Jedikule und von Zeitinburnu. Im erstgenannten Dorf sind große Gerbereien und Leimsiedereien, welche die mächtige Stadt und die Flotte zunächst mit ihrem Fabrikat versehen. Wenn übrigens dem Fremden der Anblick wohlbestellter Fruchtfelder und zahlreicher Obstbäume auf dieser Seite der Stadt auffällt, so ist das vollkommen gerechtfertigt. Rings um Constantinopel, und zwar unmittelbar jenseits seiner Mauern und letzten Häuser, liegen so ungeheure Räume brach und gänzlich unbenutzt, daß durch deren Urbarmachung Hunderttausende Nahrung und Erwerb finden könnten. Der Boden ist meist gut, man sieht aber weder Baum noch Strauch noch irgend ein Zeichen menschlicher Cultur. Schafheerden, meist geführt von bulgarischen Hirten, weiden auf den kahlen Hügeln, die nur der fleißigen Hände harren, um jede Mühe hundertfältig zu belohnen. Der Fremde, welcher die über dem Thal von Dimitri im Norden des goldenen Horns gelegenen Höhen von Okmeidan (Pfeilplatz) besteigt, überzeugt sich leicht von der Wahrheit des Gesagten: stundenlange Landstrecken, deren reizende Lage und reiche Fernsicht dem Menschen ein irdisches Paradies gewähren würden, liegen öde und wüst, weil der Türke sich lieber mit der erbärmlichsten Nahrung benügt, ehe er zum Pflug und zum Spaten greift; was er thut, muß er möglichst mit untergeschlagenen Beinen sitzend verrichten können, und so kommt es, daß die spärlichen Culturanlagen, die man außerhalb der Stadt sieht, meist den fleißigeren Händen armenischer und griechischer Bewohner ihre Entstehung und Unterhaltung verdanken. Ein Beweis der Culturfähigkeit des Bodens sind aber die ungeheuren Haine von mächtigen Cypressen, welche die Türken auf ihren Friedhöfen pflanzen und die so üppig wuchern. Man kann daher mit Recht sagen, daß sie besser für die Todten als für die Lebenden sorgen; letztere, wenn sie Schatten und Kühlung suchen, finden sie nur bei den Todten.

Vom erwähnten Hügel, im Osten des Thales von Veli-Effendi, bietet sich die höchst interessante Landseite von Stambul mit ihrem Gürtel von zwei- und dreifachen, altersgrauen Mauern und hunderten von Thürmen vor

uns aus. Was die Stürme der Araber, Lateiner und Türken und der Zahn der Zeit im Laufe faſt eines Jahrtauſends am rieſigen Mauerwerk verwüſtet, hat die gütige Natur mit dem grünen Schleier des üppig ſich emporrankenden Epheus bedeckt und in den durch den Schutt eingeebneten Gräben, in denen einſt Tauſenden von den hohen Zinnen herab die Glieder zerſchmettert wurden, breiten Obſt- und Oelbäume ihre beſchatteten Zweige über kleinen Gärtchen und Fruchtfeldern aus, die Armeniern und Griechen gehören.

Das eigentliche Stambul liegt auf dem dreieckigen Vorgebirge, das ſich zwiſchen dem Marmorameer und dem goldenen Horn bis zur Südſpitze des Bosporus erſtreckt und hier mit dem Serai endet, an deſſen feſtigen Grundmauern die „Teufelsſtrömung“ ſich bricht. Ein Blick auf eine etwas genaue Karte genügt, um das unendlich glückliche Verhältniß zu erkennen, in welchem hier Land und Meer zu einander ſtehen, und der Stadt eine merkantile und militäriſche Bedeutung geben, welche die Griechen und Genueſen ſchon in der älteſten Zeit zu würdigen wußten, und welche ihr, der Verlockenden, ſo viele äußere Gefahren und Stürme bereitete. Ueberblickt man die Stadt, wie ſie, ſelbſt ein Häuſermeer auf wogigen Hügeln, hinabſteigt zu den Fluthen, die hier im Geſichtskreiſe zwei Welttheile berühren, ſo fallen einem Hammers Worte ein: „Sie iſt die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, die geborene Beherrſcherin Aſiens und Europas, an beider Grenzen auf ſieben Bergen thronend. Von drei Seiten fluthumgürtet, ſchaut ſie von den ſieben Gipfeln ihres Thrones gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derſelben, den fiſchreichen Helleſpontos, gegen Oſten auf den ſchlangenumwundenen Bosporus und den als ſtürmiſch übelberüchtigten Pontos hin.“ Der ganze Umfang von Stambul wird auf ungefähr zehn engliſche Meilen geſchätzt, wovon auf die vom Hafen beſpülte Seite drei, auf die gegen das Marmorameer gekehrte Seite vier, auf die Landſeite drei Meilen kommen. Da die Stadt vor dem Gebrauch des Geſchützes und der mit Feuerſchlünden bewaffneten Flotten nach dem Lande zu ihre verwundbarſte Seite hatte, ſo war man vorzugsweiſe darauf bedacht, dieſe im Laufe der Zeit mit doppelten und dreifachen Mauern zu umgürten, während beide Waſſerſeiten nur von einer einfachen Mauer umzogen ſind. Als erſter Erbauer dieſer Befeſtigungen gilt Conſtantin, indeſſen rühren die im Laufe der Zeit erweiterten Mauern von verſchiedenen Kaiſern her; dafür ſprechen verſchiedene, noch heute ſichtbare griechiſche Inſchriften, deren Inhalt der verſchiedene Bauſtyl der Mauern und Thürme entſpricht. Da Stambul auf ſieben Hügeln liegt, iſt die Grundfläche der Mauer eben ſo ungleich als die Oberfläche des Bodens und deßhalb iſt ſie von ſehr ungleicher Höhe, und beſteht, je nachdem das Terrain eine leichtere Annäherung geſtattete, aus einem zweifachen und dreifachen Ring.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 32. 6. Auguſt 1854.

Tantum religio potuit suadere malorum!
Lucret:

Erzählungen vom Geſtade des Traunſees.

III. Der Lehrer und ſein Schüler.

1.

In tiefer Felſenſpalte, unfern der Höhle am Abhange des Röthelſteins, flackerte ein luſtiges Feuer. Oberhalb der Spalte kauerte ein junger Burſche, der von Zeit zu Zeit hinabſtieg, um die Glut zu nähren und zu ſchüren und ſich dann raſch wieder zurückzuziehen. Um ſich zu wärmen, bedurfte er fürwahr des Feuers nicht. Der ſpäte Nachmittag war immer noch heiß genug, obſchon die Sonne ſeit geraumer Weile ſich hinter das Höllengebirg geſenkt hatte. Uebrigens zeigten ein Hafen und eine Pfanne, die ſeitwärts vom Feuer in Bereitſchaft ſtanden, deutlich genug, daß der Bue die Glut unterhielt, um ſpäter die Abendkoſt zu bereiten. Der Platz mit der Ausſicht, den er ſich über der Felſenſpalte zum Lager erkoren, ſo wie ſein aufmerkſames Hinauslugen nach allen Seiten, ließen errathen, daß er jemand erwarte, vermuthlich denjenigen, der ihm etwas für Topf und Pfanne bringen ſollte. Der Erwartete kam, ein friſcher Bue, bewehrt mit dem Jagdzeug, beladen mit Jagdbeute. Selbige Beute beſtand in einem feiſten Gamsbock, welchen der glückliche Weidmann mühſelig genug auf ſeinen breiten Schultern einherſchleppte.

„Biſt du endlich da, Baldi?“ rief der Harrende, dem Ankommenden entgegen eilend und die Bürde abnehmend; „ich habe ſchier Blut geſchwizt, ſo lange biſt du ausgeblieben.“ — „Wie dumm,“ antwortete der Junker; „glaubſt du denn, mein Loysl, daß die Gemſen am Hochkogl angebunden ſtehen?“ — Loysl ließ ſich's geſagt ſeyn. Er begriff vollkommen, daß der Flüchtling ſelbſt in der Nähe ſeiner Verfolger ſich mit Leib und Seele der Jagdluſt hingegeben, ohne irgend einem andern Gedanken Raum zu gönnen. — „Warſt du auf dem Spitzelſtein?“ hob Guidobald wieder an; „haſt du mit der Liſi geſprochen?“ — „Droben war ich freilich,“ verſetzte Loysl, „aber die Schweſter habe ich nicht geſehen. Die Kloſter-Reſi iſt zu mir gekommen.“ — „Bleib' vom Trieb weg, Bue!“ ſagt ſie zu mir, „von Ort ſind ihrer zwei dort, die paſſen auf wie die Haftelmacher und haben auch nach dir gefragt.“ Sie will mir darauf erzählen, daß der Junker in der lezten Nacht aus dem Schloſſe verſchwunden. Ich habe es aber ſchon in aller Früh gewußt; woher? das geht die Reſi nichts an. Natürlich habe ich keine Luſt geſpürt, mich vor den Leuten von Ort ſehen zu laſſen, und bin ſchön ſtadwieder umgekehrt. Um mir die Zeit zu vertreiben, habe ich unterdeſſen ein Feuer angezündet und wir werden geſchwind eine Kohlenglut haben, um das Geräuſch zu ſieden.“

Guidobald machte ſich ohne Verzug daran, die Gemſe aufzubrechen und auszuweiden, während ſein Geſpann ihm erzählte, was er von der Reſi noch erfahren. Nach allen Seiten waren Späher und Verfolger entſendet, und der Großvater hatte einen Preis von zwei niederländiſchen Thalern für denjenigen ausgeſezt, welcher den Flüchtling in die väterliche Gewalt zurückliefern würde. „Sie werden mich nicht fangen," lachte der Junker; „die Höhle verräth keiner von den Getreuen für alle Reichthümer von Brabant, und den Ungetreuen iſt der ſtille Schlupfwinkel nicht bekannt."— „Willſt du denn in der Höhle bleiben?" fragte Loysl erſtaunt. — „Ein paar Tage, nicht länger," hieß der Beſcheid; „ich habe den Ochſenbuben zum Pater Pentenrieder geſchickt. Der hochwürdige Herr ſoll mir einen guten Rath ertheilen und meiner Frau Mutter Nachricht geben, wo ich mich befinde." — „Das wird ſich die gnä' Frau ſchon ſelber einbilden," meinte Loysl; „aber wiſſen iſt freilich beſſer als denken."

Unter munterem Geplauder beſtellten die beiden ihre Küche. Jäger, Wildſchützen und Holzknechte des Gebirgs verſtehen ſich gewöhnlich auf die Zubereitung ihrer Koſt, deren beſte Würze der geſunde Hunger zu ſeyn pflegt. Baldi war guten Muths; die glückliche Jagd hatte ihm über die tödtlich langen Stunden des Tags hinübergeholfen, und ſchon nahte die Nacht, in welcher er ſein Dirndl wieder ſehen ſollte. Alle übrigen Sorgen waren wie weggeblaſen, und wenn ihn noch ein Bedenken plagte, ſo war es die Frage, wie er es anſtelle, den Geſpann für die Nacht zu entfernen? Manchmal ſchwirrte ihm auch der Gedanke an die zwei Knechte von Ort durch den Sinn, welche nach Reſi's Angabe den Trieb bewachten, doch war dann immer ſchnell genug eine tröſtliche Betrachtung bei der Hand. „Die Schwaigerinnen haben mich alle gern," ſprach der Knabe zu ſich ſelber, „und ſind ſchlau genug, die Buben von Ort nicht ſtehen zu laſſen, wo ſie mich treffen könnten. Und die beiden werden ſchier nicht von Holz ſeyn, bilde ich mir ein." Der Junker hatte, wie dieſer Gedankengang bewies, in den lezten vierundzwanzig Stunden wunderbar an Reife der Einſicht zugenommen.

Als die zwei eben anfingen, ihr Mahl zu verzehren, kam noch ein dritter Gaſt. Sie erblickten ihn von weitem, bevor er ſie ſehen konnte, doch dachten ſie nicht daran, ſich zu verſtecken. Der Ankömmling war ein Mann in ehrſam bürgerlichem Gewand, kein Jüngling mehr, doch immerhin noch viel jünger, als die bleichen Züge ſeines langgezogenen Antlizes zu bezeugen ſchienen. Das Geſicht mit dem ernſten Ausdruck verrieth von weitem einen Vierziger, aber Geſtalt, Gang und Weſen bekundeten einen Dreißiger, und in der Nähe betrachtet, gaben auch die Geſichtszüge dem Zeugniß der Geſtalt ſchließlich Recht. Guidobald und Loysl eilten dem Nahenden eine Strecke weit entgegen, küßten ihm ehrerbietig die Hand und der Junker ſagte dazu: „Der hochwürdige Herr kommt juſt recht. Die Nocken ſind fertig und dazu gibt es Leber, Herz und Beiſchl eines friſcherlegten Gamsbocks." Der geiſtliche Herr folgte der Einladung. Während des Eſſens fragte er nach den Einzelnheiten der Flucht und nach den vorhergegangenen Umſtänden. Guidobald gab treuen Beſcheid über den Beſuch der beiden Fremdlinge, über Tſchernembls verfängliche und gefährliche Reden, über Mannsfelds verwegenes Betragen und gotteslästerliches „Tabaktrinken." Minder ausführlich wurde die Auskunft, als der Erzähler von ſeinem Erſcheinen auf der Alm ſprach. Nach ſeiner Angabe war er bloß darum zum Spitzelſtein gegangen, um den Rinderhirten als Beten anzuwerben und um ſich für den nächſten Tag etwas zu eſſen zu verſchaffen. Der Hörer ſchien dieſe Darſtellung für baare Münze zu nehmen, obſchon er klug genug war, den eigentlichen Zuſammenhang zu durchſchauen, und obſchon ihn zu allem Ueberfluß noch Seraphin hinlänglich unterrichtet hatte. Er begnügte ſich mit der Bemerkung, daß er nicht verſtehe, warum der Flüchtling ihn nicht geradezu im Kammergut aufgeſucht habe, wo das Finden nicht ſchwer geweſen wäre.

Guidobald erröthete und wußte auf dieſe Frage keine Antwort; doch als Pentenrieders würdiger Schüler überwand er ſchnell genug die Verlegenheit, indem er den verfänglichen Gegenſtand fallen ließ. „Der hochwürdige Herr," hob er an, „wird meine Bitte wohl berückſichtigt und meiner Frau Mutter eine Poſt geſchickt haben?" — Pentenrieder nickte bejahend. „Ich habe zu Ebenſee ein Brieflein geſchrieben," ſagte er, „und den Mitterecker-Jodl damit abgefertigt. Der Bue iſt geſcheit und anſtellig; er wird ſchon Mittel finden, der gnädigen Frau den Zettel in die Hände zu ſpielen, trotz aller wachſamen Höllenhunde."

„Der Jodl iſt eine Plaudertaſche," meinte Guidobald bedenklich. — „Was er nicht weiß, plauſcht er nimmer aus," tröſtete Pentenrieder. „Doch jezt laßt uns ein wichtiges Wort reden, lieber Junker. Ich bin überaus zufrieden mit Euch, daß Ihr ſo mannhaft einen Entſchluß gefaßt habt. Auch zweifle ich nicht, daß Ihr geſonnen ſeyd, an den braven Anfang den würdigen Verlauf zu knüpfen. Und da Ihr mir die Ehre gegönnt habt, mich um meinen Rath erſuchen zu laſſen, ſo will ich ſo frei ſeyn, Euch meine Anſicht nicht vorzuenthalten."

Guidobald ſenkte trübſelig das Haupt. Er bildete ſich ſchon zum voraus ein, daß der Pater ihm ſchwerlich rathen würde, den Sommer über in der Röthelſteinhöhle zu bleiben, und er wußte noch nicht recht, wie er es anſtellen ſollte, um wenigſtens einige Zeit für ſeine verliebten Anſchläge zu gewinnen. Seine Liebe war ihm jezt das einzig Wichtige auf der Welt, zugleich aber das Anſehen des Lehrers und Beichtvaters

bei ihm viel zu groß, als daß er den Gedanken an offenen Widerstand nur zu faſſen gewagt hätte.

Die bange Ahnung ſprach wahr. Der Pater verlangte nicht allein, daß ihm Guidobald unverweilt nach Ebenſee folge, um noch am Abend mit ihm gen Wildenſtein zu fahren, ſondern er fügte auch hinzu: „Dort werden wir überlegen, wohin Ihr Euch zu wenden habt, ob nach der Steiermark oder nach Bayern, um entweder unmittelbar in ſeiner Majeſtät Dienſte zu treten, oder unter dem frommen Herzog Max für Altar und Thron zu fechten. Einſtweilen noch ſcheint mir, daß Ihr am beſten thun würdet, gen München zu ziehen. Ich weiß Euch wirkſame Empfehlungen an den hochwürdigſten Erzbiſchof von Salzburg zu verſchaffen, welcher auf meine Bürgſchaft hin nicht zögern wird, Euch mit Briefen an den Herzog zu verſehen und Euch eine Summe Geldes zu leihen, damit Ihr wie ein Cavalier aufziehen könnt."

Ein Schwindel ergriff Guidobalds Sinne. Sein Herz ſeufzte: „Vom Dirndl ſoll ich ſcheiden?" Sein Mund ſprach: „Kann ich den Degen gegen Vater und Großvater zücken? Es iſt ſchon hart genug, daß ich um Gottes willen Ungehorſam gegen ſie üben muß, aber Frevel und Schande würden zu arg, wenn ich die bewehrte Fauſt gegen ihre ehrwürdigen Häupter erhöbe." — „Darum eben ſagte ich ja," fuhr Pentenrieder gelaſſen fort, „daß Ihr dem Bayer zuziehen ſollt. Auf ausdrückliches Begehren wird der Herzog Euch ſo ſtellen, daß Ihr nur gegen die Böhmen und gegen die Mannsfeldiſchen in's Feuer kommt. Dafür laßt mich ſorgen." — Der Pater fügte noch mancherlei hinzu, um ſeinem Rathe Nachdruck zu verleihen. Natürlich verſäumte er auch nicht, hervorzuheben, daß der Junker durch den Kriegszug ſich ſein Erbtheil verdienen werde, das zu verwirken der alte Herr auf dem Wege ſey. Im übrigen war der gute Rath ein ſtrenger Befehl, dem ſich der junge Herr nicht zu entziehen verſtand, ſo gerne er es gethan hätte. Die wohlberedte und gründliche Auseinanderſetzung ſchloß mit der Aufforderung zum Aufbruch. „Unſer Weg iſt weit," ſagte Pentenrieder, „und es wird ſpät." — „Hochwürdiger Herr," begann der Junker mit geſenkten Wimpern, „ich bin gar müd'; die Jagd war gar ſo hitzig, und ſeit ich eine Weile ſitze, iſt mir die Mattigkeit in die Glieder geſchlagen. Alle Gelenke ſind mir ſteif."

Die Ausrede war ſo ungeſchickt als möglich und machte den Pater nicht irre; dennoch ſtellte er ſich an, als ſchenke er ihr das vollſte Zutrauen. Er wollte den verliebten Knaben nicht zu offenem Widerſtande reizen, ſondern vielmehr trachten, denſelben in Güte und Liebe von der Stelle zu bringen. Darum ſprach er in ſeinem Sinne: „Auf einen Schelm anderthalbe!" während ſein Mund ſich vernehmen ließ: „Armes Kind, Ihr dauert mich. Es iſt freilich ſchade um die Zeit, aber nur ein Thor rennt mit dem Schädel gegen die Wand. Festina lente, ſagt der weiſe Spruch; eile mit Weile. Ihr müßt Eure Müdigkeit ausſchlafen. Morgen in aller Frühe erwarte ich Euch. Ich ſchicke Euch eine Plätte zum Röthelbach." Die Bereitwilligkeit Pentenrieders erfüllte Guidobald mit Freude und noch mehr überraſchte ſie ihn, doch ohne ſeinen Argwohn rege zu machen. „Wozu die Plätte?" fiel er dem Pater in's Wort; „ich nehme den Weg über den Neſtlerkogl." — „Auch gut," ſagte Pentenrieder, ohne eine Miene zu verziehen; „wir wollen jetzt in der Kapelle den Roſenkranz beten, und dann mögt Ihr Euch zur Ruhe legen."

Sie gingen zur Höhle, fuhren nach einander in gewohnter Weiſe über das Waſſer in dem kleinen Schiffchen, das ſich durch Xavers und Loysls Sorgfalt noch in ſo gutem Stande befand, wie zehn Jahre zuvor, und verfügten ſich zu dem geheimnißvollen Kirchlein. Die Andacht währte nicht lange. Pentenrieder hieß die Jünglinge ſich auf die Mooſtreu niederlegen, welche Loysl ſchon am Vormittag aufgeſchüttet. „Ich nehme kein Geleit an," ſagte der Pater; „ihr ſeyd müde und müßt ruhen. Schlaft tüchtig aus, doch verſchlaft euch nicht. Gott befohlen." Die beiden gehorchten und der Jeſuit ging. Als er über das Waſſer gefahren, nahm er das Schiffchen heraus, barg es am gewohnten Platz in der Felſenritze und ſprach lächelnd zu ſich ſelbſt: „Ein Verſehen, in der Zerſtreuung begangen. Die alte Gewohnheit iſt ein Hemd von Eiſen."

2.

Am nächſten Morgen war es, bei guter Zeit noch, doch nicht allzufrüh mehr. Im Schloßhofe zu Ort ſtampften und ſcharrten muthige Roſſe, von bewaffneten Knechten mühſam gehalten und beſchwichtigt. Das Hausgeſinde lungerte gaffend umher, neugierig und wohl auch des Vorwandes froh, dem Tagwerke ein Viertelſtündchen zu entziehen. Am Wochentage iſt das Nichtsthun doppelt ſüß. Es galt, den Abſchied der fremden Herren zu ſehen, welche ihrem Aufenthalt einen Tag zugeſetzt hatten, um etwaige Nachrichten über den Flüchtling abzuwarten. Indeſſen war keine andere Kunde eingelaufen, als daß Guidobald eben ſo wenig auf der Spitzelſteinalm als auf den Heerſtraßen gegen das Land hinaus erblickt worden ſey. Die Schloßleute hatten ihre ſtille Luſt an der Nachforſchungen Vergeblichkeit; ſie nahmen im Herzen Partei für Valdi, und das übrige that die Schadenfreude, welche mächtiger wirkte als ſelbſt Melanders Wort, das den Junker geradezu des Abfalles vom Evangelium zieh.

Die Herrſchaften beendeten das Frühmal ungewöhnlich raſch. Die Wirthe ließen es zwar nicht an höflicher Nöthigung fehlen, und ihre Gaſtfreundlichkeit kam auch von Herzen, doch aus keinem fröhlichen. Der alte Erasmus wußte ſich vor Grimm kaum zu faſſen, ſein Sohn ſchaute trutzig finſter drein, Judith ſchien

mehr todt als lebendig. Guidobalds Verſchwinden ſtieß ihr das Herz ab, und zur Pein ihrer Angſt geſellte ſich die Qual der Vorwürfe, die ſie unabläſſig vernehmen mußte. Weder Erasmus noch Martin machten ein Hehl daraus, daß ſie Judith für die Anſtifterin der Flucht hielten, und während ſie alles hingegeben hätte, um Auskunft über des Sohnes Schickſal zu erhalten, wurde ſie mit groben und höhniſchen Fragen um ſolche Auskunft bedrängt.

„Ein letztes Glas," ſagte Tſchernembl, ſich erhebend; „möge das Wiederſehen fröhlicher ſeyn als der Abſchied." — „Möchtet Ihr nicht wenigſtens bis zum Nachmittag warten?" fragte Martin; „bis dorthin kann der Bote zurück ſeyn, den ich nach Auſſee entſendet." — „Was hilft uns zu wiſſen, wo der Vogel weilt, wenn wir ihn doch nicht haben?" meinte Mannsfeld, den Degen in das Wehrgehäng neſtelnd. — „Auch müſſen wir eilen," fügte Tſchernembl hinzu; „das Landvolk iſt durch den Vorfall von Lambach vollſtändig in die erwünſchte Gährung gekommen. Das Eiſen glüht, ſo darf denn der Hammer nicht raſten." — „Schade um den Lauenburger!" murmelte Mannsfeld; „war ein wackerer Degen. Ich beneide das Bauernpack um die Ehre, ihn gefällt zu haben." — „Sein Fall unter den gegebenen Umſtänden iſt für uns von unbezahlbarem Werth," ſprach Tſchernembl in gleichſam belehrendem Ton; „das blinde Glück hat damit einen Meiſterſtreich gemacht, welcher ſelbſt die feinſte Berechnung überbietet. Und für Euch, mein tapferer Freund, bleiben Gegner genug übrig, bei denen der Ehre noch mehr zu gewinnen ſteht." Zu der Hausfrau ſich kehrend, machte er eine förmlich ſteife Verbeugung. „Gott tröſte Euch, edle Frau," ſagte er kalt und ſtreng, „und vor allem erleuchte er Euch." — Spöttiſch fügte Mannsfeld hinzu, indem er auf Philipp und Moriz deutete: „Da wachſen mir zwei Dragoner heran zum Erſatz für den Flüchtling, und der eine dürfte bald zeitig ſeyn, denke ich. Die gnädige Frau wird ihn beſſer hüten, als den Junker Guidobald, will ich hoffen. Nichts für ungut und Gott befohlen." Ohne einen Beſcheid abzuwarten, wandte er ſich zu Eva: „Möge bald ein ſtattlicher Soldat bei der edeln Jungfer das Heil finden, welches mir leider nicht beſchieden iſt."

Die Gäſte ſchieden, geleitet von den Herren und den beiden Junkern. Im Steigbügel leerten ſie noch einen Becher auf des gaſtlichen Hauſes Wohlergehen. „Auf Wiederſehen, meine lieben, des heiligen römiſchen Reiches Freiherren zu Ort!" rief Tſchernembl, und mit der ſtolzen Verheißung auf den Lippen wandte er die Zügel. In jener muntern, aber gemäßigten Gangart, womit der erfahrene Reiter einen längern Weg antritt, ritten Tſchernembl und Mannsfeld mit ihrem Gefolge gegen Gmunden hin. In kurzer Weile war „die Kufenzeile" erreicht, die Vorſtadt, welche ſich langgedehnt zum Thore hinzieht; bald darauf kamen ſie auch zum Thore, vor welchem ſie einen Augenblick anhielten, weil ein unerwartetes Schauſpiel ihre Blicke anzog. Auf dem Fahrwege, der außen an der Stadtmauer in ziemlich ſtarker Steigung die ſchräge Fläche hinanläuft, auf welcher das Städtlein ruht, kam in tollem Laufe mit verhängten Zügeln ein Reiter herab geſprengt, der, als er von weitem der Bewaffneten anſichtig ward, ihnen zuſchrie: „Wer mich aufhält, iſt des Todes!" Worauf er die Klinge des blanken Pallaſchs zwiſchen die Zähne nahm und in der Rechten das Fauſtrohr erhob, aber ohne noch den Lauf zu ſenken. „Vorbei, Mann, vorbei!" ſchrie Mannsfeld dem ſtürmiſchen Reiter entgegen, der gleich darauf hart an ihm vorbeibrauſte. „Was mich nicht brennt, blaſe ich nicht," fügte der Graf lachend hinzu; „wir haben ohnehin der Händel genug." — „Wer mag der Mann ſeyn?" fragte Tſchernembl, dem Flüchtenden nachblickend, der in unverminderter Haſt durch die Kufenzeil hinſprengte. — „Vermuthlich ein Todtſchläger," beſchied Mannsfeld; „ſeine Tracht iſt eines Bauern Gewand, doch Pferd, Sattelzeug und Wehr verrathen den Soldaten."

„Halt auf!" ſchrie es oben vom Wege her. Um die Ecke ſprengte ein zweiter Reiter und raſte ſo rückſichtslos bergabwärts wie ſein Vorgänger; hinter ihm her kam einer und dann abermals einer. Mannsfeld kannte die Leute und rief den vorderſten an: „Heda, Wulf Nilſen, was gibt's?" Seinen Feldhauptmann erkennend, zog Wulf den Zügel an, während zugleich eine Gruppe Volks ſich um die Reiter ſchaarte. „Ein Kerl iſt mir entritten," ſagte der Werber; „er muß an dem gnädigen Herrn vorbeigekommen ſeyn. Da der Herr Graf ihn nicht feſtgenommen hat, ſo halte Er mich wenigſtens nicht auf in der Verfolgung des Ausreißers."

Die Umſtehenden, des Auftritts unberufene Zeugen, lachten hell auf, während einer aus dem Haufen rief: „Der Mann war ja der Winklmaier, wie kann der ein Ausreißer ſeyn?" Das eine Wort machte dem Grafen und ſeinem Gefährten die Sachlage vollſtändig klar. Sie hatten am Abend zuvor Paltenauers Bericht über ſeinen Ritt nach Lambach mitangehört und dabei erfahren, wie der Pfleger auf dem Rückwege zu Ohlsdorf vernommen, daß Mitterhuber ſich dem Werber überantwortet habe, vermuthlich aus Verzweiflung — wie der liebreiche Berichterſtatter aus eigener Machtvollkommenheit hinzugefügt — weil durch Weingärtners Unfall und durch Bernhubers Mißgeſchick ſeine Angelegenheiten in unheilbare Verwirrung gerathen waren. Mannsfeld begehrte vorläufig nichts weiter zu vernehmen. „Gib Raum, Geſindel!" ſchrie er den Gaffern zu, die Sattelpeitſche ſchwingend. Eingeſchüchtert wichen die Leute zur Seite. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ſezte der Graf beide Sporen ein, die andern folgten ihm und fort ging die wilde Jagd, in raſender Haſt den Weg zurückmeſſend, auf welchem die Reiſenden eben

noch ſo bedachtſam einher gekommen waren. Indeſſen hatte der Verzug, ſo kurz er geweſen, den Vorſprung des Flüchtlings doch ſehr bedeutend vergrößert.

3.

Nach dem Scheiden ihrer Gäſte waren Erasmus und Martin vor das Hofthor hinausgetreten, wo ſich Paltenauer zu ihnen geſellt, mit welchem ſie im Geſpräch eine Strecke aufwärts luſtwandelten. Unter den mancherlei trübſeligen Gegenſtänden, welche ſie zu bereden hatten, befand ſich zufällig auch ein erfreulicher. Es ſchien unzweifelhaft, daß Xaver die fälligen dreihundert Gulden nicht werde erlangen können. Seine Schuldner waren ihm ausgeblieben, vom Geſchäft mit dem Huterer wußte Paltenauer nichts, und wenn er davon gewußt, es würde ihn nicht beirrt haben, da ſich der Maier in des Werbers Klauen befand.

Erasmus rieb ſich vergnügt die Hände. „Noch heute Abend treibt Ihr mir das Geſchmeiß vom Hofe," befahl er dem Pfleger. — „Herr Vater," bemerkte Martin, „der Franz hat mir das Leben gerettet." — „Davon will ich nimmer hören," fuhr der alte Herr ihn mürriſch an; „die Geſchichte iſt ſeit lange ſchon wett gemacht, und mehr als das, wir bekommen noch heraus. Mit einem Wort: das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft aus."

Von weitem ließ ſich eilfertiger Hufſchlag vernehmen. Auf der Gmundener Straße ſprengte ein Reiter daher, derſelbe Flüchtling, welchen Mannsfeld und Tſchernembl beim Anfang der Vorſtadt Kufenzeil' nicht aufgehalten. Xaver hatte die Viertelſtunde Weges von Gmunden nach Ort ſo zu ſagen „in weniger als gar keiner Zeit" zurückgemeſſen. Der wackere Renner, auf welchem er dem Werber von Ohlsdorf entritten, hatte unter den treibenden Ferſen für die lezte Strecke Weges den Reſt ſeiner erſchöpften Kräfte aufgeboten. Mit Schaum und Schweiß bedeckt flog nun das edle Thier keuchend an den erſtaunten Schloßbewohnern vorüber, um hundert Schritte weiter zuſammenzubrechen. Der geſtürzte Reiter ſchnellte eben ſo raſch vom Boden auf, als er denſelben berührt hatte, und eilte dem Ufer zu, wo er ein Einbäuml mit eingehängtem Ruder wahrgenommen. Er ſtieß ab, bevor die Zeugen nur ein Wort für ihre Verwunderung gefunden; und jezt blieb das Wort vollends ungeſagt, weil eine neue Ueberraſchung auftauchte. Abermals ließ ſich eiliger Hufſchlag vernehmen, doch nicht von einem einzelnen Pferde wie kurz zuvor; es war, als ob das wilde Heer im Sturme einherbrauſte, und dem Auge zeigte ſich alsbald der Schwarm, welcher ſich dem Ohre angekündigt. Voran ſprengte Mannsfeld, Hutfeder und Schärpe im Luftzug flatternd. Ihm folgte, beinahe mehr neben als hinter ihm, ein hochgewachſener Reitersmann, von ſtattlich kriegeriſchem Ausſehen. In geringer Entfernung ſchloſſen ſich vereinzelt noch mehrere Reiter an, unter denen Tſchernembl zu erkennen war.

„Auf's Waſſer geſchaut!" rief Martin dem Grafen zu, als dieſer in ſeine Nähe kam. Mannsfeld begriff den Sinn des Zurufes um ſo geſchwinder, als er das geſtürzte Pferd entdeckte, und dann das Schiffchen ſah, welches ſich bereits eine gute Strecke vom Geſtade entfernt hatte. „Schafft uns ein Fahrzeug," wandte ſich Mannsfeld zu Martin. — „Das wäre eitle Mühe," verſezte dieſer; „bis Plätte und Leute beiſammen, wäre der Franz ſchier über dem See. Ihr holt ihn nimmer ein, und hättet ihr ſechs Ruder."

Inzwiſchen waren auch die andern herbeigekommen. „Schießt ihn todt!" wandte ſich Mannsfeld zu Wulf Nilſen und deſſen Begleiter; die drei Reiter warfen ſich von den Pferden, nachdem ſie ihr Schießgewehr zur Hand genommen, und eilten dem Geſtade zu. — „Er iſt ſchon zu weit weg," bemerkte der alte Erasmus. — „Das wollen wir ſehen!" lachte Mannsfeld, indem er den Carabiner aushängte, und vom Sattel aus den Mann im Schiffchen auf's Korn nahm. Der Schuß krachte; auf der ſpiegelglatten Fläche wurde geſehen, wie die Kugel ein — zwei — drei — viermal aufſchlug, ungefähr wie ein flacher Kieſelſtein, welchen ſpielende Kinder über das Waſſer tanzen laſſen. Daſſelbe Schauſpiel wiederholte ſich, als drunten am Ufer der Dragoner mit ſeinen Knechten feuerte, während der Fliehende durch eine ſehr verſtändliche Geberde die Verfolger höhnte, doch ohne dabei die Haſt ſeiner Fahrt zu mildern. — „Es geht Euch wie dem unerfahrenen Entenſchützen," ſagte Martin; „der meint auch, der Antvogel ſitze ihm auf der Naſe, wenn er tauſend Schritte weit weg iſt. Auf dem Waſſer täuſcht die Entfernung noch mehr als im Gebirge." — „Ein ſchlechtes Geſchäft," wandte ſich Mannsfeld zu dem zurückkehrenden Wulf, dem er ein Dutzend Schritte entgegengeritten war; „der Kerl iſt verloren und der Fuchs dort zu Schanden geritten." — Achſelzuckend warf Wulf einen flüchtigen Seitenblick auf das geſtürzte Roß, trat dann an ſeines Feldhauptmanns rechte Seite, und mit ſchlauem Augenzwinkern flüſterte er in plattdeutſcher Mundart, alſo doppelt unverſtändlich für die Oeſterreicher: „Mag der Gaul immerhin des Schinders, der Reiter des Teufels ſeyn, mein Schaden iſt wettgemacht. Ich habe des Burſchen Roß und Wagen, und im Wagen ſteckt ein Beutel voll Geld. Ich behalte Geld und Zeug für meinen Schaden." — „Mit Fug und Recht," ſagte Mannsfeld und lachte wie ein Kobold.

4.

Die Kräfte Judiths waren erſchöpft. Mit der lezten Anſtrengung hatte ſie ſich zu ihrer Schlafkammer geſchleppt und niedergelegt. Wer ſie angeſchaut, hätte ſie für todt halten dürfen, ſobald ſie die Wimpern ſenkte;

alles Leben, das noch in ihr übrig, hatte ſich in die Augen gezogen, deren fiebriſch unheimliches Flackern an das erlöſchende Lämpchen mahnte, das im Sterben noch einmal aufleuchtet. Nur Eva weilte bei der unglücklichen Mutter. Die Dienerinnen waren zum Landſchloß hinüber gegangen, um den Abſchied der Gäſte zu ſehen, und beeilten ſich nicht, zu den Geſchäften des täglichen Lebens zurückzukehren. Das Geſinde hatte gar vielerlei zu ſprechen und zu flüſtern, und als endlich ein paar Stimmen zur Arbeit mahnten, kam die neue Störung der hergebrachten Ordnung, die Flucht und Verfolgung des Ausreißers, worauf es ſo viel zu ſehen, zu hören und zu fragen gab, daß die Begebenheiten vieler Jahre ſich in Augenblicke zuſammenzudrängen ſchienen.

Judith vernahm die Schüſſe. Ihre Augen leuchteten in erhöhtem Glanze; mit matter Stimme fragte ſie nach der Urſache. Eva trat zum Fenſter. Sie überſah zu ihrer Rechten die Landzunge, die Bucht dahinter und das Geſtade. In einer Entfernung von etwa ſiebenhundert Schritten gewahrte ſie ein Getümmel von Menſchen und Pferden, ohne zu begreifen, was das Hin- und Herlaufen zu bedeuten habe. „Ich ſehe den Groß-Herrn-Vater," ſagte ſie, „den Herrn Vater, den Pfleger und allerlei fremdes Volk. Der Mann zu Pferd ſieht dem frechen Mannsfelder gleich; aber wie ſollte der wieder hieher kommen?" — „Seltſam," ſagte Judith; „nach meinem armen Baldi können ſie doch nicht geſchoſſen haben." — „Wo denkt die Frau Mutter hin? Der Baldi wird in der Höhle ſitzen und gemächlich abwarten, bis die Fremden über alle Berge ſind." „Er wird ſchier ſelber über alle Berge ſeyn," flüſterte die betrübte Mutter unvernehmbar vor ſich hin. „Ich habe eine ſchlimme Saat geſäet. Meine Lehren haben den Buben in Elend und Verbannung gejagt; ich trage die Schuld ſeiner Flucht. In der Fremde wird er ein wüſter Wildfang werden, und durch mein Bemühen, ſeine Seele zu retten, habe ich ihn bloß um das zeitliche Heil betrogen."

„Die Leute kommen zum Schloß," ſagte Eva nach einer Weile; „ſoll ich fragen, was es gegeben?" — „Nicht doch, mein Kind. Eine ſchlimme Botſchaft enthalten ſie mir ſicherlich nicht lange vor, und eine gute ſteht nimmer zu erwarten. Laſſe mich nicht allein. Aber ſchau fleißig hinaus; mir iſt, als müßteſt du draußen etwas ſehen und inne werden, das mich nahe betrifft."

Die Tochter fügte ſich ohne Einwendung, wie heftig auch die Wißbegierde ſie peinigte. Sie ſpähte fleißig hinaus, und in der That ſollte in Erfüllung gehen, was Judith geahnt. Eva ſtieß plötzlich einen Ausruf der Ueberraſchung aus. — „Was gibt es, Kind?" fragte Judith. — „Ich ſehe den Mitterecker Buben auf dem Waſſer; er hat meiner wahrgenommen und zeigt mir ein Briefchen." — „Dann kommt er von Baldi!" rief die Mutter mit einer Lebhaftigkeit, die bei der todesmatten Frau in Erſtaunen ſetzte; „deute ihm zur Waſſerpforte hin und nimm ihm dort den Zettel ab. Sey aber vorſichtig, damit dich niemand wahrnehme."

Eva bog ſich zum Fenſter hinaus, um dem Jodl das Zeichen zu geben. Sie mußte es mehrmals wiederholen, bevor er ihre Meinung begriff. Endlich nickte er mit zufriedenem Lächeln, und das Fräulein ging, um den erhaltenen Auftrag in's Werk zu ſetzen. „Bedachtſam aber nicht langſam!" rief Judith der Scheidenden nach und nahm ſich dann zuſammen, um ihre Ungeduld zu zügeln, die recht ungebärdig in dem verzagenden Herzen ſich regte.

Ein harte Probe war es, auf welche die Ergebung der Dulderin dießmal geſtellt wurde. Eva blieb aus wie einer von den Boten, welche gut nach dem Tod zu ſenden wären, wenn Freund Hein überhaupt auf das Abholen wartete. Die Kranke betete in bitterlicher Angſt mehr Vaterunſer, Aves und Credos, als ein doppelter Roſenkranz in ſich faßt. Endlich vernahm ſie Schritte auf dem Flur und im nächſten Zimmer. „Gott ſey Dank!" ſeufzte ſie, um im Augenblick darauf hinzuzufügen: „Gott ſchütze mich!" Es war offenbar nicht des Mägdleins leichter und eilfertiger Tritt, der auf dem Sande des Eſtrichs kniſterte, ſondern der ſchwere und bedächtige Schritt eines Mannes. Die Thüre öffnete ſich und der plumpe Magiſter trat herein, das breite Antlitz zu grinſender Freundlichkeit verzerrt, die ſich wie Hohn ausnahm, wenn es nicht Hohn war, der ſich mit eitler Mühe beſtrebte, die Larve der Leutſeligkeit vorzubinden.

„Ich habe der gnädigen Frau eine gute Neuzeitung zu bringen," ſagte der Eintretende; „der Aufenthalt des Flüchtlings iſt entdeckt." Der Anblick und die Worte des Widerſachers rieſen in Judiths Bruſt den trotzigen Heldenmuth ihrer bibliſchen Namensſchweſter wach, ſammt der liſtigen Verſtellung, durch welche die Heldin von Bethulia ſich ein unſterbliches Denkmal geſtiftet. Die Freifrau von Ort wußte nur allzuwohl, daß die angebliche Freudenbotſchaft in Melanders Mund eine ſchlimme Kunde in ſich faſſen müſſe; dennoch gewann ſie es über ſich, auszurufen: „Der Dominus ſey bedankt für das tröſtliche Wort." — „Zugleich haben wir," fuhr der Prädicant lauernd fort, „der edlen Frau ein Unrecht abzubitten." — „Mehr als eins," erwiederte Judith mit ſtechender Schärfe. — „Wir haben," ſprach er ungeſtört fort, „auf der unrechten Seite nachgeſucht. Die edle Frau hat von der Flucht ſelber nichts gewußt und mithin nichts vom Ziel der Flucht. Der Junker hat ſich nach München begeben, um Handgeld vom papiſtiſchen Herzog zu nehmen."

Aus dem bangen Mutterherzen wich der lezte Reſt von Faſſung und Muth. Von Verzweiflung ergriffen, murmelte ſie vor ſich hin, kaum vernehmbar aber doch verſtändlich: „Er iſt nicht in der Höhle? Er hat den Röthelſtein verlaſſen?" — „Alſo am Röthelſtein iſt jene

Höhle?“ fragte Melander mit ſcheinbarer Gelaſſenheit. Judith erſchrack; ſie ahnte, daß ſie in eine Falle gegangen. „Woher wißt Ihr, daß mein Sohn nach München gegangen ſeyn ſoll?“ fragte ſie. Der Dominus blieb den Beſcheid ſchuldig. Er fand nicht für nothwendig zu ſagen, daß unberufene Augen den Mitteracker Buben und Eva beobachtet, wie ſie Zeichen wechſelten, und daß mit dem Boten der Brief aufgefangen worden, worin es hieß: „Seyd ohne Sorge, edle Frau. Euer Sohn liegt in der Höhle wohlgeborgen. Ich werde ihn mit Empfehlungen gut verſehen gen München zum frommen Herzog Max ſenden.“

Draußen wurde ein Gewirr von Stimmen laut. Schelten und Jammern klangen durcheinander. Durch die raſch aufgeſtoßene Thür drangen Erasmus und Martin in das Gemach. Der leztere hatte Evas langes Haar um die linke Fauſt geſchlungen und ſchleifte mehr als er ſie zog die ſchluchzende Tochter mit ſich. „Weib!“ ſchrie Martin die Frau an, ohne die mindeſte Rückſicht auf ihren troſtloſen Zuſtand; „Weib, von dir begehre ich deinen Erſtgeborenen, meinen Sohn! Gib Rechenſchaft von ihm, den du mit Seele und Leib in die Hände der Baalsdiener überantwortet haſt!“ Judith ſah den polternden Mann groß an mit der Ruhe, welche über eine arme Seele kommt, wenn ſie die Schauer des nahen Scheidens empfindet. In dem kalten Blick beſtand ihre ganze Antwort. „Bekenne!“ ſchrie Martin, „und heiße die verſtockte Dirne bekennen, oder ich erwürge ſie hier in deiner Gegenwart!“

Judith richtete ſich zum Stehen auf, ſah wie in einem Schimmer der Verklärung auf ihre Tochter und ſprach mit erlöſchender Stimme: „Stirb muthig für deinen Glauben, mein Kind! Aber der Tod kennt nicht Lug und Trug, darum ſcheide mit dem Bekenntniß der Wahrheit auf den Lippen. Wir treffen uns bald wieder, die Palme in der Hand, aufgenommen in die Schaar der Blutzeugen am Throne Gottes. Auf Wiederſehen denn!“ Sie ſank zurück. Ein paar ſchwere Athemzüge entrangen ſich ihrer Bruſt. Die Augen brachen. Ein Lächeln trat auf die Lippen, und dieſes Lächeln war des Lebens allerlezte Regung. Die Seele hatte ihre ſterbliche Hülle verlaſſen.

Der Anblick des Todes beſchwor, wenn auch nur für Augenblicke, die hochgehenden Wogen der wilden Leidenſchaft. Die Anweſenden falteten die Hände und ſprachen ein ſtilles Gebet. Erasmus war der erſte, welcher das Bewußtſeyn der Stunde wieder fand. Zum Magiſter gewendet, hob er an: „Domine, es ſind unerhörte Dinge, welche hier zu Tage kommen. Ein grauenvoller Abgrund öffnet ſich vor unſern entſezten Blicken. Doch ſoll er uns nicht ſchrecken. Als ächte Ritter wider Tod und Hölle wollen wir dem Feind ſo nahe treten, daß wir das Weiße in ſeinem Auge ſehen. Geht und verhört den Gefangenen. Laßt ihn peitſchen bis er bekennt, wer ihm den Zettel gegeben. Hilft die Peitſche nicht, ſo laßt ihn recken und ſtrecken wie eine Trude. Wir wollen indeſſen die Beichte dieſer Dirne vernehmen.“

(Schluß folgt.)

Geneanomiſche Briefe.

IV.

Man ſollte nun glauben, der fortwährende Einfluß, der von den Frauen in einer Familie auf die ſich folgenden Generationen der Söhne geübt wird, müſſe den Charakter einer Blutsgenoſſenſchaft fortwährend verändern, ſo daß beſtimmte Züge und Eigenſchaften auf die Dauer nicht erkennbar blieben. Und doch iſt dieß nicht der Fall. Familien behalten oft auf Jahrhunderte hinaus etwas, das man eine beſtimmte Phyſiognomie nennen könnte, gewiſſe, den allgemeinen Charakter beſtimmende Grundzüge, die immer wieder auftauchen, trotz aller Elemente, welche die Frauen hineingebracht haben, während andere freilich haltlos den Charakter wechſeln. Es iſt dabei als ob das Blut der einen Genoſſenſchaft mächtiger und ſtärker gefärbt wäre als das der andern, mit welcher ſie in Verbindung tritt; als ob das eine wie ein ſtarker Strom immer wieder die Oberhand gewänne über die in ihn einmündenden Seitenzuflüſſe, gleich dem grünen Rhein, der die gelben Waſſer des Neckars und der Moſel eine Zeitlang neben ſich in ſeinem Bette duldet, dann aber ſie in ſich aufzehrt und wieder der alte grüne Rhein iſt.

Die ſo oft vorkommenden Heirathen mit Verwandten mögen freilich dazu beitragen, die alten Charakterzüge einem Geſchlechte zu erhalten; aber ſie reichen zur Erklärung der Erſcheinung nicht aus. Wir müſſen im Gegentheil, um ſie zu erklären, weiter gehen, wir müſſen annehmen: nicht allein zwiſchen ſich nahe ſtehenden Generationen herrſcht ein Erbſchaftsverhältniß, worin Anlagen und Gemüthsrichtungen von den Aſcendenten auf die Deſcendenten übergehen; worin die Enkel vielfach die Abbilder der Großeltern ſind; worin künſtleriſche Talente, wie Muſik und Malerei, gewöhnlich vom Vater auf den Sohn, poetiſche Anlagen von der Mutter auf den Sohn, Charaktereigenthümlichkeiten aber in der Regel vom Vater auf die Tochter, von der Mutter auf den Sohn übertragen werden; nicht das allein, ſondern auch zwiſchen den einander fernſten Generationen bleiben Beziehungen beſtehen, welche man nicht verfolgen kann, ohne zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ein ganzes Geſchlecht etwas organiſch zuſammenhängendes, die primitiven Eigenſchaften in ſich bewahrendes, im gemeinſamen Verbande der Homogeneität feſtgehaltenes iſt.

Daß eine Familie etwas von einem Baume mit Aeſten und Zweigen an ſich hat, zeigt ſich auch darin, daß ſie ganz ſo wie ein Baum das Verpflanzen in einen ihr durchaus fremden Boden nicht wohl verträgt, wenn nicht zugleich ganze Bevölkerungen von Stammverwandten mit ihr verpflanzt werden, und ſich dadurch rund um ſie her etwas wie vaterländiſcher Humus, vaterländiſche Luft erhält. Und doch überwiegt das Blut der aborigines auch dann am Ende immer wieder über das der Eingewanderten und verdrängt dieſe im Laufe der Zeiten. In England ſind die alten normänniſchen Familien ſammt und ſonders ausgeſtorben; in Irland ſind die eingewanderten proteſtantiſchen Geſchlechter mehr und mehr untergegangen. In Ungarn werden die deutſchen Familien eines einzelnen Orts nach und nach verdrängt, wenn magyariſche hineinziehen; die Magyaren aber weichen eben ſo den Slowaken; die Slowaken endlich, behauptet man, können ſich nicht halten, wo die Walachen ſich ausbreiten, denn dieſe ſollen ja die eigentlichen Ureinwohner, oder mindeſtens die älteſten Anſiedler, die Dazier der Alten ſeyn.

Die franzöſiſchen Familien, welche vor der religiöſen Intoleranz fliehend ihre Heimath verließen und ſich in Berlin, Hanau und an vielen andern Orten anſiedelten, ſind immer mehr an Zahl zuſammen geſchmolzen. Einſt ein bedeutender Bruchtheil der Bevölkerungen jener Städte, ſchwinden ihre Namen mehr und mehr dahin, und eben ſo erlahmt in den einzelnen fremden Stämmen, welche übrig geblieben, die friſche Triebkraft von ehemals. Sie ſpielten einſt eine hervorragende Rolle durch Intelligenz, Betriebſamkeit, Unternehmungsgeiſt; das wird man jetzt nur noch in ſehr wenigen Fällen behaupten können. Wo ſind die Familien der alten ſpaniſchen Conquiſtadores? Wo die älteſten holländiſchen Anſiedler Nordamerikas, von denen uns Dietrich Knicker-Bockers humoriſtiſche Geſchichte Leben und Thaten ſchildert? Und wie ſelten ſind die Verſuche geglückt, Dynaſtien in fernen Ländern zu ſtiften! Die Zeit der Völkerwanderungen und der Kreuzzüge iſt reich an Belegen dazu.

Dem analog iſt die Erſcheinung, daß die Familien entthronter und vertriebener Könige ſehr raſch ausſterben. Die Stuarts ſind fort, die Waſas ſind im Begriffe auszuſterben und eben ſo die ältere Linie der Bourbons.

Merkwürdiger noch iſt ein anderes ſehr häufiges Phänomen; das nämlich, daß, wenn ein Zweig einer Familie ausſtirbt, auch bald andere Zweige deſſelben Geſchlechts ihm folgen, als ob ein Siechthum in den Stamm gekommen, das Aſt nach Aſt ergreift. Man denke an das Haus Naſſau, die vielen pfälziſchen Linien

des Hauses Wittelsbach, brandenburgischen Nebenlinien zu Schwedt, Anspach Baireuth, die vielen erloschenen Linien der Fugger, die Limburg, an die hervorragendsten französischen Familien, die Montmorency, Crequy, Bouillon, die Nebenlinien der Häuser Bourbon, — Montpensier, Condés, Conty, — die Dalberg, mit den zahllosen Friedrich-, Dietrich-, Wolfgangs-, Johanns-, Damians-Linien und all ihrem Geäst, das beinahe unübersehbar und doch sammt und sonders erloschen ist.

Betrachten wir nun näher, welches die Züge sind, die, immer wieder kehrend, einer Familie ihre eigenthümliche Physiognomie verleihen oder dazu beitragen können; was, Gegenstand erblicher Transmission werdend, sich mit Blättern oder Früchten oder krankhaften Auswüchsen vergleichen läßt, die am Gesammtorganismus unseres Baumes immer wieder ausschlagen. Wir finden zuerst sowohl körperliche, als ganz physische, so wie aus beiden Elementen gemischte Besonderheiten. Da ist z. B. seltsamer Weise unter den deutschen Fürstenfamilien eine, in der die Augenkrankheit erblich. Schon im zwölften Jahrhundert wurde der Ahnherr, der alte Welf von Schwaben und Bayern († 1169 zu Memmingen), gegen das Ende seines Lebens blind. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war es der Stammvater der jezt regierenden jüngeren Linie, Herzog Wilhelm von Celle; im Anfang dieses Jahrhunderts war es König Georg III. von England; einem Sohne desselben erging es nicht viel besser, wenn auch bei ihm die Sehkraft nur eines Auges geschwächt wurde; auf dem Enkel aber lastet das alte Erbübel in seinem ganzen traurigen Umfang. — Es ist eine andere Familie unter den europäischen Regentenhäusern, in der seit einer Reihe von Jahrhunderten immer wieder Schwermuth, Melancholie und Geistesstörung aufgetaucht ist. Schon König Ferdinand der Katholische von Arragon verfällt gegen das Ende seines Lebens in Melancholie und stirbt darin 1516. Seine Tochter, Johanna von Arragon (Jeanne, la folle), die Erbin Spaniens, wurde wahnsinnig und starb 1555 in diesem Zustande zu Tordesillas. Ihr Sohn, Karl V., war zu Zeiten Anwandlungen von Gemüthskrankheit unterworfen; so beim Tode seiner Gemahlin Isabella von Portugal; er saß mehrere Tage lang stumm neben ihrer Leiche und auf diejenigen, welche es wagten, ihn in seinem Hinbrüten zu stören, fuhr er wie wüthend mit dem Dolche los. Daß er stets und auf allen seinen Reisen seinen Sarg mit sich führte, ist bekannt. Ob man Philipps II. düsteres Gemüth und Menschenhaß auf die Erbanlage als Grundursache zurückführen will, überlassen wir dem Leser. Sicher ist, daß sein Sohn, Don Carlos, ein wüster, unfähiger, leidenschaftlicher Mensch von höchst zweifelhaften Geisteskräften war, daß dann Philipp III., Philipp. IV., Karl II. immer tiefer in einen Zustand von Apathie, Indolenz und geistiger Verkommenheit sinken, der von den Grenzen des Wahnsinns nicht sehr weit entfernt ist. Mit Karl II. ist der Mannsstamm des spanischen Königshauses erloschen, aber keineswegs die Erbkrankheit; denn gleich Philipp V., der Nachfolger Karls II. und Enkel der Schwester desselben, der Urenkel Philipps IV., verfällt wieder in die vollständigste Geistesstörung; er war in seiner Jugend ein Idiot, den Charakter seiner späteren, für Schwindsucht ausgegebenen Krankheit verrieth der Franzose Burlet, der erste Leibarzt, der ohne Rückhalt zu Madrid erzählte, des Königs Leiden beruhe einzig auf einer »aliénation mentale,« die längst zu vollständiger Verrücktheit sich ausgebildet hätte, wenn des hohen Patienten geistige Fähigkeiten hierzu die nöthige Schwungkraft besäßen. — Sein Sohn, Ferdinand VI. und seine portugiesische Gemahlin, Barbara, waren oft beide in demselben melancholischen Zustande wie vor ihnen Philipp V.; wie diesen nichts als die Stimme des Italieners Farinelli hatte aus seinem düsteren Brüten aufwecken können, gerade so war es auch bei dem Sohne der Fall. Auch hier diente Musik und Gesang wie die Davidsharfe bei König Saul. Dieser Zustand ging endlich in vollständige Verrücktheit über und die acht lezten Monate vor seinem im August 1759 erfolgenden Tode, verlebte der König Ferdinand VI. in vollem Wahnsinn. — Auf Ferdinand VI. folgte Karl III., bis dahin König von Neapel. Bevor er, um den Thron Spaniens zu besteigen, von Neapel abreiste, war er gezwungen, seinen ältesten Sohn für blödsinnig zu erklären; er ernannte den zweiten, den späteren Karl IV., zum Prinzen von Asturien, und welche Geistesgaben dieser als Herrscher Spaniens später an den Tag gelegt, ein willenloses Werkzeug in der Hand Godoys und der Königin, ist bekannt genug. So sehen wir also das Erbe Ferdinands des Katholischen und seiner Tochter Johanna dem spanischen Königshause Jahrhunderte hindurch treu bleiben; was aber in hohem Grade denkwürdig, das ist, daß ganz zu gleicher Zeit auch in der deutschen Nachkommenschaft der Johanna von Arragonien mit derselben Hartnäckigkeit Schwermuth und Wahnsinn sich heimisch zeigen und immer auf's neue auftauchen; so bei Kaiser Rudolph II., bei Mathias; die Schwester Kaiser Maximilians II., Maria von Oesterreich, war völlig wahnsinnig; sie war mit Wilhelm dem Reichen von Jülich-Cleve-Berg vermählt, und ihr Sohn war jener Johann Wilhelm von Cleve und Berg, der ebenfalls irrsinnig war, und dem man die unglückliche Jakobea von Baden antraute. (Vergl. Damerow, Zeitschrift für Psychiatrie. Jahrg. 1850.)

Eine ganz körperliche Besonderheit höchst eigenthümlicher Art, welche sich in gewissen, Gottlob nicht zahlreichen Familien vererbt, aber auffallender Weise nicht in direkter Linie, sondern gleich dem Rösselsprung im Schachspiel von Oheim auf den Neffen überspringend, ist die sogenannte Blutereigenschaft. Es ist dieß eine Neigung zu constitutionellen Blutungen, die sich

nur bei den männlichen Mitgliedern der damit behafteten Familien findet, und nur auf dieſe forterbt. Die weiblichen Mitglieder beſitzen ſie nicht, theilen ſie aber ihren, mit Männern aus andern geſunden Familien erzeugten Söhnen mit. Bei dieſen Menſchen veranlaßt die unbedeutendſte Verletzung, z. B. ein bloßer Nadelſtich, die heftigſte, durch die kräftigſten chirurgiſchen Mittel nur höchſt mühſam zu ſtillende Verblutung. Jedoch ſcheint dieſe zuweilen Bedürfniß; wenigſtens leiden die Bluter, wenn ſie lange nicht jenen Blutverluſt erlitten haben, an allerlei Beſchwerden, die ſich nach demſelben vermindern oder verlieren; zu dieſer Zeit angewandte Compreſſion erregt ihnen großes Unbehagen. In Amerika gebrauchen die Bluterfamilien als ſpecifiſch das Glauberſalz. (Vergl. Naſſe in Horns Archiv für die mediciniſche Erfahrung, Mai- und Juniheft 1820.) Wie hoch hinauf, durch wie viel Generationen ein ſolches Erbtheil reicht, darüber ſind unſeres Wiſſens keine Beobachtungen angeſtellt.

Ziemlich häufig tritt als erbliche Eigenſchaft auch die Neigung zum Selbſtmorde auf. Schon Gall in ſeiner Anatomie et Physiologie du système nerveux erzählt: „Ein Herr G. in Paris, ein reicher Eigenthümer, hinterließ ſeinen ſieben Söhnen ein Vermögen von zwei Millionen. Die Söhne bleiben in Paris oder in der Umgebung der Hauptſtadt und leben ſorgenfrei von ihrem väterlichen Erbtheil; einige von ihnen vermehren es; keiner von ihnen hat über Unglücksfälle zu klagen; alle genießen einer guten Geſundheit, einer geachteten Exiſtenz; und — alle ſieben Brüder enden durch Selbſtmord im Alter zwiſchen dreißig und vierzig Jahren.“ Derſelbe Gelehrte kannte eine Familie, in welcher zuerſt die Großmutter durch Selbſtmord geendet hat, dann die Mutter und deren Schweſter; dann hat die Tochter einen Verſuch gemacht, ſich durch's Fenſter zu ſtürzen und der Sohn hat ſich erhängt. — Esquirol gibt im »Dictionnaire des sciences médicales« Tome 53, p. 244, folgende Thatſache an: „Ein reicher Kaufmann, von ſehr leidenſchaftlichem Charakter iſt Vater von ſechs Kindern. So wie dieſe ihre Erziehung vollendet haben, übergibt er ihnen eine bedeutende Summe Geldes und ſtellt ſie auf ihre eigenen Füße. Der jüngſte, im Alter von ſechsundzwanzig bis ſiebenundzwanzig Jahren wird ſchwermüthig und ſtürzt ſich oben vom Dache ſeines Hauſes herunter; ein zweiter Bruder, welcher ſich des Unglücklichen in ſeinem krankhaften Zuſtande angenommen hatte, macht ſich Vorwürfe wegen des Todes deſſelben, legt mehrmals Hand an ſich ſelbſt und tödtet ſich endlich, ein Jahr nachher, durch freiwillige Enthaltung von allen Nahrungsmitteln. Im darauf folgenden Jahre wird ein dritter Bruder wahnſinnig, geneſt jedoch wieder; ein vierter aber tödtet ſich ſelbſt, und nun begeht auch jener dritte, jüngſt Geneſene, den Selbſtmord; eine Schweſter wird wahnſinnig und macht hundert Verſuche, ſich das Leben zu nehmen; der ſechste Bruder ſteht an der Spitze eines großen Geſchäfts und kämpft mit Erfolg gegen denſelben unwiderſtehlichen Drang an, weil er Kinder und eine Frau hat, die ängſtlich über ſeine Tage wacht.“

Noch unlängſt ward in öffentlichen Blättern der erſchütternden Vorfälle erwähnt, welche eine niederſächſiſche Familie in Trauer verſetzt haben. Vor Jahren ſchon entleibte ſich der Majoratsherr Graf B., ohne Kinder zu hinterlaſſen, die reichen Güter gehen mithin auf den nachgeborenen Bruder über; dieſer hat drei Kinder; der älteſte Sohn erſchoß ſich vor mehreren Jahren in Hannover, die Tochter ſtürzt ſich in's Waſſer und der jüngſte Sohn endlich, ein junger Mann von den ſchönſten Anlagen, erſchießt ſich vor nicht langer Zeit auf dem großen Majoratgute, deſſen einziger Erbe er iſt.

Solche Art der Geiſtesſtörung zeigt ſich jedoch vielfach in noch auffallenderem Grad erblich, als in den angeführten Fällen, indem ſie in einer weit größeren Reihe von ſich folgenden Generationen einer und derſelben Familie auftritt. Wir kennen Fälle, wo die Manie, Hand an ſich ſelbſt zu legen, lange Zeit hindurch ſich bei den Abkömmlingen einer Familie immer in einem gewiſſen Lebensalter zeigt; andere, wo dieß eben ſo der Fall, nur daß es ſtets eine Tochter iſt, welche, etwa um das dreißigſte Lebensjahr, vom unſeligen Drange, das Leben abzuwerfen, befallen wird; Fälle, wo man ſorglich vermieden hat, die ſpäteren Geſchlechter mit dem Schickſal ihrer voraufgegangenen Vorfahren bekannt zu machen, um nicht den unſeligen Gedanken in ihnen zu wecken, und wo dennoch in einer beſtimmten Lebensperiode der Sohn, der Enkel nach der Waffe griff, die, ohne daß er es ahnte, ſchon der Vater und der Großvater wider ſich gerichtet hatten.

Wir führen noch einen Fall an, weil er zu denen gehört, welche in neuerer Zeit am meiſten Aufſehen gemacht haben. Es war im vorigen Jahr, daß zu Berlin ein junger Mann, in den allergünſtigſten Verhältniſſen jeder Art lebend, in artiſtiſchen und literariſchen Kreiſen als geiſtreicher Genoſſe geſehen, ſeinem Leben dadurch ein Ende machte, daß er in das Waſſer ſprang. Dabei kam denn die merkwürdige Thatſache zur Sprache, daß bereits der Großvater des jungen Dr. Amort, wie der Unglückliche hieß, ein ſehr bemittelter Kaufmann in einer großen preußiſchen Handelsſtadt, ſich an demſelben Tag erhängt hatte, an welchem er einige Stunden früher die Nachricht erhalten, daß er einen Theil des großen Looſes gewonnen. — Wie dieſer Großvater durch Selbſtmord, hatte darauf der Vater und ebenfalls ſchon der Bruder Amorts geendet. Bei letzterem war ſonſt von geiſtiger Störung oder ungewöhnlichen pſychiſchen Zuſtänden nichts zu bemerken geweſen, mit Ausnahme jenes Wechſels der Stimmung, wie ſie nervöſen Menſchen

eigen. In den Morgen- und Vormittagsſtunden hatte man düſtere Stimmung bei ihm bemerkt, während er am Nachmittag und Abend im Kreiſe der Freunde von Lebensluſt überſprudelte. Deſto mehr war es ſeiner Hauswirthin aufgefallen, daß er ihr ſchon Monate lang vor der That in begeiſterten Ausdrücken von nichts anderem ſprach als von der ſchönen lockenden blauen Waſſerfläche und daß die Fluth das reizende Grab ſey, das er ſich erſehen. Seit Monaten auch, ſtellte ſich ſpäter heraus, war er in die Berliner Morgue gekommen (den Todtenſaal der Charité) und dort hatte er ausſchließlich die im Waſſer gefundenen Leichen aufgeſucht, war dicht an ſie herangetreten, hatte ihnen mit freundlichem Lächeln die erſtarrte Hand gedrückt und ſeine Blicke von den ſtarren Zügen anſcheinend gar nicht wieder trennen und losreißen können. — In einem nachgelaſſenen Brief mit der Adreſſe: „Mein letzter Wille," war die Verſicherung ausgeſprochen, daß ſein Selbſtmord die Frucht eines ſeit Jahren reiflich überlegten Planes ſey, den er mit größtem Vergnügen ausführe (Allgemeine Zeit. Nr. 107, 1853).

In dieſen ſämmtlichen Fällen tritt die ererbte Anlage, die angeborene Familieneigenſchaft, die Macht des Bluts mit einer erſchütternden Stärke auf; ſie iſt ſtärker als alles, ſie iſt ſo unwiderſtehlich, daß ſie den mächtigſten aller Lebenstriebe überwältigt; umſonſt winkt dem unglücklichen jungen Menſchen, von dem zuletzt die Rede war, das Leben mit allen Genüſſen; umſonſt hat es ihn ſeit je auf weichen Armen getragen; umſonſt hat ihm die Natur Geiſt, Ueberlegung gegeben: der ererbte Hang iſt mächtiger als ſie, und wie er mit dämoniſcher Gewalt den Großvater gefaßt hielt, daß dieſen von dem ſelbſtmörderiſchen Entſchluß auch nicht einmal auf einige Wochen oder einige Tage ein außergewöhnlich erregendes Ereigniß zurückhalten konnte, ſo treibt er den Enkel aus den heitern Kreiſen froher Genoſſen an „die ſchöne, lockende blaue Waſſerfläche," die er ein „reizendes" Grab nennt, bis ſich endlich dieſes reizende Grab mit rauſchenden Wellenſchlägen über ihm ſchließt. Da heißt es denn in der That:

Weh dir, daß du ein Enkel biſt!

Die Kriſis in der modernen Kunſt.

I.

Es treten aus dem Geſammtbilde der modernen Kunſt für den weniger unterrichteten Laien manche auffallende Erſcheinungen hervor, die wohl werth ſind, daß man ſie mit einigen erläuternden, wo möglich aufklärenden Bemerkungen begleite. Hauptſächlich meinen wir die Erſcheinung, daß die einzelnen Künſte, nach ihren neueſten Werken zu urtheilen, ihre natürlichen Grenzen durchbrechen und in einander überfließen, oder daß ſie wenigſtens ſolche Durchbrechungen ihrer naturgemäßen Schranken weit häufiger anwenden, als es früher der Fall zu ſeyn pflegte.

Was in dieſer Hinſicht ſonſt nur als Ausnahme geduldet wurde, iſt gegenwärtig zum Geſetz geworden, ſcheint jezt leitendes Princip der geſammten Kunſtthätigkeit zu ſeyn. Während ſonſt jede einzelne Kunſt ſich auf ihr angeſtammtes Weſen beſchränkte, nur Stoffe behandelte, welche dieſem ihrem Weſen entſprachen, nur mit ihren eigenen, berechtigten Mitteln arbeitete, gehen ſie jezt beinahe ſämmtlich über ihr urſprüngliches Weſen hinaus, ſtellen ſich Aufgaben, die eigentlich nicht in ihren Kreis gehören, tauſchen gegenſeitig Züge und Eigenſchaften aus, und ſtellen ſo in ihrem Gebiete eine ähnliche Unterſchiedsloſigkeit, eine ähnliche Gütergemeinſchaft dar, wie ſie auf ſocialem Boden noch immer zu den ſchwierigſten Problemen der Gegenwart gehört. Die Kriſis z. B. ſtrebt in ihren lyriſchen Formen nach der Innerlichkeit des geiſtigen Wortausdrucks, wie er weſentlich nur der Dichtkunſt eigen iſt; in ihren größern Gattungen dagegen, wie in der Oper, ringt ſie nach maleriſchen und plaſtiſchen Formen. Bildhauerei und Malerei ihrerſeits begnügen ſich nicht mehr mit der beſcheidenen Einzeldarſtellung, worin ſie früher ihre Aufgabe erkannten, ſondern ſchreiten zu umfaſſender Geſammtdarſtellung, zur Charakteriſtik ganzer Geiſtesepochen, zur anſchaulichen Wiedergabe tiefſinniger Gedanken, philoſophiſcher Ideen fort.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir über ſolche Neuerungen hier und da ein bedenkliches Kopfſchütteln oder Stimmen der Verwunderung, Zurufe der Warnung laut werden hören; und noch natürlicher werden wir es finden, wenn wir den Laien, den bloßen Kunſtliebhaber, an dem Weſen der einzelnen Künſte irre werden und an ihrer Zukunft verzweifeln ſehen. Denn in der That iſt es jezt mitunter ſchwer zu ſagen, wie weit die einzelne Kunſt gehen dürfe, welches ihre naturgemäße Aufgabe ſey, und was nicht mehr innerhalb ihres Bereichs liege. Nach den Werken unſerer neueſten Kunſt wenigſtens kann man in der That ernſthaft darüber ſtreiten, ob es noch eine beſondere Kunſt gebe, ob die heutige Plaſtik noch daſſelbe ſey, was die alte einſt war, ob die jezige Malerei überhaupt noch den Namen Malerei verdiene u. ſ. w. Die eine Kunſt entlehnt von der andern, was weſentlich nur dieſer gehört, und tritt ihr dagegen ihre ſpecifiſchen Eigenthümlichkeiten ab. Ja ſämmtliche bildende Künſte bekunden einen Zug nach der geiſtigen Vertiefung und Verallgemeinerung der redenden, und die redenden ihrerſeits ſuchen ſich zu den großen plaſtiſchen Formen der bildenden Künſte auszudehnen und in denſelben zu befeſtigen, allerdings Erſcheinungen, die ſelbſt den Kunſtforſcher nachdenklich ſtimmen mögen. Zugleich aber legen ſie ihm auch die Pflicht auf, durch unbefangene Auseinanderſetzung Licht in dieſe ſcheinbare Verwirrung zu bringen und alle zweifelnden Gemüther, ſo weit ſich ſolche unter den Freunden der Kunſt finden ſollten, in wohlthuender Weiſe zu beruhigen.

Am wenigſten unter den einzelnen Künſten hat ſich die Baukunſt der Ueberſchreitung ihrer naturgemäßen Grenzen ſchuldig gemacht, wie dieß weſentlich im Charakter dieſer Kunſt begründet liegt. Die Baukunſt dient mehr, als jede andere, einem bloßen Bedürfniß, einem praktiſchen Zwecke, nämlich entweder Wohnſtätte des Menſchen, oder Aufnahmeſtätte für Werke der andern Künſte zu ſeyn. Hiemit aber ſind ihr zugleich beſtimmte Grenzen und Formen, und ihren Werken beſtimmte Theile und Verhältniſſe vorgeſchrieben. Ein Wohnhaus z. B. wird immer Wohnzimmer enthalten und jedes derſelben wird eine gewiſſe Geſtalt haben müſſen, wie der künſtleriſche Schönheitsſinn einerſeits, und der ſubjektive Geſchmack des Bauunternehmers anderntheils ſie erheiſcht. Eine Kirche ferner können wir uns, der Hauptanlage nach, nicht anders denken, als mit dem Schiffe unten, den Emporen oben, dem Chor auf der einen, die Orgel mit dem Sängerchor auf der andern Schmalſeite. Ein Theater wird immer und überall in die beiden Haupttheile zerfallen müſſen: Bühne und

Zuſchauerraum, und jeder von dieſen beiden wird nach den beſtimmten Geſetzen der Akuſtik angelegt werden und eine beſtimmte Form, Größe u. ſ. w. bekommen. In dieſe feſten Geſetze und Grenzen iſt die Baukunſt ein für alle mal gebannt und nirgends kann ſie darüber hinaus. Allerdings kann ſie in ihren einzelnen Gebäuden der Plaſtik, der Malerei den ornamentativen Zutritt geſtatten, und nicht ſelten verdankt ſie der verſchönernden Hülfe dieſer beiden Schweſtern die außerordentlichſten Wirkungen. Eben ſo theilt ſie mit der Muſik die Geſetze der Harmonie und des Rhythmus und mit ſämmtlichen Künſten die freie Klarheit, die feſtgegründete Sicherheit eines durchgehenden Planes, wie dieſer in dem dichteriſchen Kunſtwerk ſeinen geiſtigſten, entſprechendſten Ausdruck gewinnt. Abgeſehen aber hiervon, bleibt ſie auf ihre enggezogenen Grenzen angewieſen, bleibt überall auf ſich ſelbſt geſtellt, ſich ſelbſt treu und verpflichtet. Die Architektur iſt immer nur Architektur, jedes Bauwerk iſt eben nur ein Bauwerk: über dieſe ſtarre Nothwendigkeit kann dieſe Kunſt nicht hinaus. An das rohe Material und an die ſchlichteſten, elementarſten Verhältniſſe gebunden, hat ſie in ſich ſelbſt ihren feſten Beſtand, ihr Genüge und ihr Maß.

Dafür nun aber, daß ſich die moderne Architektur vor Uebergriffen in die andern Künſte bewahrt hat, iſt ſie zwei andern Uebelſtänden verfallen. Einmal nämlich hat ſie, in offenbarer Verkennung des gegenwärtigen Zeitbedürfniſſes, zu antiken, überwundenen Bauformen zurückgegriffen und dieſelben gewaltſam in die Jetztzeit heraufbeſchworen, dieſe Ausſtellung trifft vorzüglich die heutige Kirchenbaukunſt. Andererſeits hat ſie, wie beſonders im modernen Privatbau, alle Style, welche im Laufe ihrer geſchichtlichen Entwicklung irgend einmal hervorgetreten und wieder verſchwunden ſind, von neuem hervorgeſucht und in der abenteuerlichſten Vermiſchung neben einander geſtellt. Antikes und Modernes, Heimiſches und Fremdes, Zuſammengehöriges und Widerſprechendes wirft ſie in einem und demſelben Gebäude bunt durcheinander und zeigt dadurch die eingeriſſene Entartung nur um ſo auffallender, als ſie ausſchließlich in ihrem eigenen Innern, an jedem ihrer Werke zum Vorſchein kommt, ohne die Mitſchuld irgend einer andern Kunſt.

Hinſichtlich des Kirchenbaus iſt es ganz in der Ordnung, wenn man alte Formen wieder auffriſcht, da die zerſtörende Religionsſkepſis unſerer Tage nicht im Stande iſt, einen neuen Kirchenbauſtyl aus ſich zu erzeugen. Man verkennt aber den jetzigen Zeitgeiſt, wenn man ihm mit mißverſtandener Chriſtlichkeit ſolche Kirchenbauten aufdrängt, wie die neue Jakobikirche in Berlin. Müſſen wir uns einmal zur Vergangenheit zurückwenden, wenn ſich's um ein würdiges Modell für neuzubauende Kirchen handelt, ſo greife man wenigſtens zum gothiſchen Bauſtyl, wie ihn Strack in Berlin an der neuen Petrikirche daſelbſt in all ſeiner Reinheit durchgeführt hat. Iſt auch der heutige Liberalismus in religiöſen Dingen ein ganz anderer, als jener, der zuerſt dieſe Spitzbogen, dieſe weiten Gewölbe, dieſe himmelſuchenden Thürme in die Luft führte, dennoch haben beide Anſchauungsweiſen etwas Verwandtes mit einander; und noch immer kann ſich das heutige Bewußtſeyn, auch auf kirchlichem Gebiete, in einem gothiſchen Kirchenbaue am beſten zurecht finden, noch immer wird es in dieſen freiaufſtrebenden Säulen, in dieſen weiten, lichtvollen Hallen den treueſten Ausdruck ſeines eigenen Freiheitsgefühls erkennen. Was ſoll dagegen uns mit unſerer proteſtantiſchen wiſſenſchaftlichen Klarheit, mit der kosmopolitiſchen Weite unſerer geſammten Anſchauung, was ſoll uns eine Kirche im byzantiniſchen Styl, wie die erwähnte Jakobikirche in Berlin? Was will der glattgeſchwungene Halbkreisbogen uns ſagen? Welche Seite des modernen Kulturlebens oder der religiöſen Betrachtung vermag er zu verſinnlichen? Und wie will man die ſchmalen, ſpärlich angebrachten Fenſter rechtfertigen, die nur ein dürftiges Licht in die innere Dämmerung des Schiffs fallen laſſen? Was endlich will man zu Gunſten des hohen Chors anführen, das man ohne alle Fenſterdurchbrechung gelaſſen und in ein unheimliches Dunkel gehüllt hat, als ſeyen die hier vollzogenen geheimnißvollen Akte zu gut, um von der profanen Gemeinde geſehen zu werden, oder als ſey die Menge der Gläubigen zu ſchlecht, um die Myſterien vor ihren weltlichen Augen ſich entfalten zu ſehen? Dazu noch das Niedrige, das Gedrückte des ganzen Baus, ohne den beſcheidenſten Aufſchwung von Freiheit, ohne eine Andeutung himmliſcher Sehnſucht; endlich der auf der einen Langſeite der Kirche ſtehende Thurm, außer allem Zuſammenhange mit dem Gebäude ſelbſt, und dabei ſchornſteinähnlich und glatt ſich in die Lüfte hinaufſtreckend, ohne freie Gliederung und Abzweigung der Theile, wie die ganze Kirchenanlage, das iſt denn doch (wir geſtehen es offen) das Fremdartigſte, was man dem jetzigen Gefühl zumuthen kann. Von ganz andern Mächten erfüllt, als der weltſcheuen, bußfertigen Stimmung des weiland byzantiniſchen Chriſtenthums, prallt das Geſammtbewußtſeyn der Jetztzeit mit aller Härte von ſolch unwahren Kunſtſchöpfungen zurück und kann die tiefe Verkennung nur bedauern, welche dergleichen zu ſchaffen im Stande war.

Ein Bild der vollkommenſten Stylvermiſchung ſtellt ſich uns andererſeits in der weltlichen und Privatbaukunſt der neueſten Zeit dar. Stülers neues Muſeum in Berlin kann der Repräſentant der erſten, jedes elegante Privathaus als Beweis für die andern dienen. Das neue Berliner Muſeum wird immer als ein Kunſtwerk erſten Ranges gelten müſſen, ſobald man die techniſche Seite ausſchließlich in's Auge faßt. Die

Treue der Abgüſſe nach den Originalen der antiken Plaſtik, die Farbenpracht und Sauberkeit in den unzähligen kleinen Gemälden an den Wänden, die Feinheit der Ausführung ſelbſt noch in der mehr handwerksmäßigen Ausſtattung der Treppen, Thüren, Fußböden u. ſ. w. möchte kaum irgendwo ſeines gleichen finden. Hier ſind weder Mittel und Koſten, noch iſt künſtleriſche Meiſterſchaft und Arbeitsmühe geſpart, um etwas ganz Vollendetes, etwas Einziges in ſeiner Art hinzuſtellen. Und wer, wie geſagt, ſich ausſchließlich damit begnügt, und wenn die techniſche Detailausführung das Meiſte gilt (wie denn das beſuchende Publikum meiſtens über dieſen bloßen Handwerkerſtandpunkt nicht hinaus geht), der wird dieſem noch im Werden begriffenen Neubau nicht genug des Lobes ſpenden können.

Anders ſtellt ſich die Sache jedoch für die äſthetiſche Beurtheilung. Für ſie fällt dieſes große, vielgeprieſene Ganze in die Vielheit lauter widerſprechender Einzelnheiten auseinander; ſie kennt kein Princip, von dem aus ſie dieſe Mannigfaltigkeit ſämmtlicher Kunſtepochen und Kunſtſtyle, wie ſie in dem Gebäude ihre Vertretung finden, zuſammenzufaſſen wüßte; und diejenige Kunſtwiſſenſchaft müßte erſt noch erdacht und geſchrieben werden, welche dieſe Zuſammenhäufung des Heterogenſten zu einem Ganzen zu rechtfertigen vermöchte. Hier das egyptiſche Muſeum mit ſeinen drei- bis viertauſendjährigen Mumien, dort das Kupferſtichkabinet mit den friſcheſten Erzeugniſſen der Neuzeit; hier ein römiſcher Saal, dort ein griechiſcher; hier bildliche Darſtellungen der altdeutſchen Mythologie, dort kümmerliche Bruchſtücke antiker Statuen; und zwiſchen dem Allem ſich wie der beherrſchende Grundſtamm mitten hinaufſchwingend die rieſenhafte Kaulbach'ſche Gedankenmalerei an den weiten Hallen des innern Treppenhauſes — fürwahr, eine Miſchung von allem Möglichen, was die Kunſt nur irgend einmal geleiſtet hat, wie man ſie an keiner Stelle, in keinem Gebäude der gebildeten Welt zum zweiten mal wieder finden wird. Es iſt unvermeidlich, daß ſich dieſe Miſchung des Unterſchiedenſten auch auf den Beſucher überträgt und in ſeinem Innern die gleiche Miſchung von Bildern und Eindrücken hervorbringt, die bei dem Verſuche, alles Geſehene zuſammenzufaſſen oder zu ordnen, ſich als bunte Verwirrung, als chaotiſches Durcheinander fühlbar macht. Wäre es möglich, ſo ſollte man immer nur einen Theil, jedesmal nur einen Saal des merkwürdigen Gebäudes beſuchen. Da ſehen wir immer ein Ganzes um uns, der Geiſt einer beſtimmten Zeit, die Schöpfungen eines beſtimmten Volks reden zu uns; darauf ſollte man ſich beſchränken, mit dieſem Eindruck ſollte man weggehen und ſich im Hinausgehen die Augen zuhalten, um ihn nicht durch neue Anſchauungen zu ſtören. Das Ganze zu durchwandern, wie die fremden Beſucher thun, iſt nicht rathſam, weil man all das Einzelne nicht zu verbinden weiß und auch die ſtärkſte Phantaſie ſich nicht zu einem Totaleindruck hindurchzuarbeiten vermag. Das neue Muſeum iſt nun einmal kein Ganzes im äſthetiſchen Sinn, es iſt kein einheitlich ſchönes Kunſtwerk, wie man dieß von dem älteren Schinkel'ſchen rühmen muß, das ſchon durch ſeine freie, ſchöne Säulenfront dem Beſchauer die wohlthuendſte Befriedigung gibt. Das neue Muſeum iſt ein kunſthiſtoriſches Repertorium, ein lebendiges Pantheon aller möglichen Kunſtſtyle und Nationalitäten, die einmal künſtleriſch bedeutend geweſen ſind; es iſt eine Menagerie im edelſten Sinn, eine bunte Mixtur von lauter Einzelſchönheiten in der liebenswürdigſten Verwirrung.

Nicht geringer, aber unſcheinbarer und unſchädlicher wiederholt ſich dieſe Stylvermiſchung in der modernen Privatbaukunſt. Und doch muß man ſelbſt ſolche Verirrung noch willkommen heißen dem niedrigen, plumpen Spießbürgerſinn gegenüber, der gar kein Bedürfniß der Verſchönerung ſeiner Wohnräume fühlt, ſondern nur die materiellen Anforderungen der Bequemlichkeit und Wirthſchaftlichkeit an ſein Haus ſtellt und ſich in ſeinen vier ſoliden Mauern nur ſicher fühlen will. — Das entſchiedenſte Verdienſt um die Verſchönerung der Privathäuſer hat unläugbar Baumeiſter Hitzig in Berlin, der überhaupt eine Reform des Privatbaus vorgenommen hat, wie keiner zuvor. Schade nur, daß die glücklichen Verſuche dieſes Meiſters für jezt noch ausſchließlich an Berlin geknüpft ſind und man ſie auswärts noch zu wenig kennt, um ſie zum Vorbild für eigene Bauunternehmungen machen zu können. Hitzig führt Häuſer auf, die ſich ſchon durch ihre lebendige Vorderſeite höchſt vortheilhaft vor den leblos glatten Fronten der älteren Berliner Wohnhäuſer aus der Schinkel'ſchen Periode hervorthun. Beſonders ſpielt der mittelalterliche Erker und Balkon bei ihm eine große Rolle. Einen ſolchen läßt er gleich unten im erſten Sock, entweder in der Mitte der Hausfaçade oder an beiden Seiten derſelben heraustreten. Pfeiler und Säulen, oder Karyatiden begrenzen ihn nach vorn, wo er auf die Straße hervorſpringt; im übrigen iſt dieſer trauliche Raum frei und offen und geſtattet die ungehinderte Ueberſchau über die Umgebung des Hauſes nach drei Richtungen. Auf dieſem untern Balkon ruht, im nächſt höheren Stockwerk, ein zweiter, ein wenig hineingerückt im Vergleiche mit dem untern und von zierlicheren Karyatiden, von ſchlankern Säulen umgrenzt. Daſſelbe wiederholt ſich dann oben im dritten Stock noch einmal, aber in noch ſtärkerer Verjüngung, mit noch leichtern Gliedern; oder es fehlen hier die Säulen auch ganz, und der Balkon ſtellt ſich als ein ganz offener, mit der weiteſten Ausſicht nach unten und in die Ferne dar. Grüne Topfgewächſe und Schlingpflanzen, die man auf dieſe Balkons hinausſtellt

und ſich um die gefälligen Säulenſtäbe ſchlingen läßt, unten natürlich ſtärkere und größere als oben, machen dieſe freien Räume, zumal in der angenehmen Jahreszeit, zu den freundlichſten, traulichſten Plätzen in der ganzen Wohnung. Gleich ſchön und anſprechend iſt nun aber auch das Innere dieſer Wohnhäuſer. Die Treppe führt thurmähnlich durch die Mitte des Hauſes hinauf und empfängt ihr Licht von oben durch ein in der Höhe angebrachtes Fenſter. Auf den Fluren der einzelnen Stockwerke ſtehen in Niſchen oder auf Konſolen Statuetten, ſonſtige plaſtiſche Gruppen, Prachtgewächſe u. dgl. Die Wohnungen ſelbſt ſind rings zu den Seiten der Treppen vertheilt, die einzelnen Räume frei, hell und geſchmackvoll eingerichtet, mäßig in den Zierrathen, aber um ſo edler und einfacher; zugleich ſind ſie alle ſo unter einander verbunden, ſo zu einem abgeſchloſſenen Ganzen beiſammen liegend, daß zu der freien Schönheit auch noch der Vorzug der bequemen Wohnlichkeit hinzu kommt.

Will man nun auch nicht gerade künſtleriſche Anſprüche an eine Bauanlage machen, wie es in dieſer Hitzig'ſchen Reform des Hausbaus geſchieht, ſo ſollte man doch wenigſtens nicht geradezu Unſchönes bauen und nicht, wie auch dieß vielfach geſchieht, das Ungleichartigſte planlos durcheinander würfeln. Aber gerade dieſer praktiſche Kunſtzweig des Hausbaus iſt es, in dem am meiſten gepfuſcht wird, weil hier die grillenhafte Willkür der Bauunternehmer und ihre ungebildete Geſchmackloſigkeit den ungehemmteſten Spielraum findet. Schon das ſchlichteſte Bauernhaus, das einfachſte bürgerliche Privathaus ließe ſich durch die wohlfeilſten Mittel aller Art in der anmuthigſten Weiſe verſchönern. Statt ſolch einfachen Schmuckes gefällt man ſich aber in einer verſchrobenen Anordnung des ganzen Innern. Hier baut man einen alterthümlichen Prunkſaal mit hohen gothiſchen Spitzbogenfenſtern, daneben ein kleineres Zimmer in türkiſchem oder chineſiſchem Geſchmack. Draußen im Garten mit engliſchen Anlagen begegnen uns neben der glücklichſten Nachahmung der freien Natur altfranzöſiſche Waſſeranlagen mit Verkünſten, Tuffſteingrotten und grobgearbeiteten Nymphenſtatuen im Rococoſtyl; der geſchmackvollen Laube gegenüber, die an der Eingangsſäule des Gartens ſteht, erhebt ſich am entgegengeſetzten Ende ein orientaliſcher Pavillon mit bunten Schnörkeln und ſchreiend grellen Malereien im Innern. Kann man ſich eine beleidigendere Geſchmacks- und Stylverwirrung denken, als in ſolch einem modernen Bauwerk? Nimmt man hiezu noch die vielfach abgeſchmackten Dekorationen in den innern Wohnräumen ſelbſt, wo man das eine Zimmer in dieſer Farbe, mit dieſem Muſter, das andere mit jenem bekleidet, wo man hier an den Wänden Oelgemälde und Kupferſtiche, dort Landſchaften und Silhouetten vermiſcht durcheinander hängt, ja wo man die Verzierungen in Farbe oder glänzendem Metall häufig ſo überladet, daß der verſchönernde Schmuck zum widerlichen Abſcheu wird, ſo wird man geſtehen müſſen, daß die moderne Architektur in eine bedenkliche Verirrung hinein gerathen iſt, die zu eben ſolchen Unſchönheiten führt, wie ſie ſich bei den übrigen Künſten aus der unſtatthaften Vermiſchung der einen mit der andern ergeben.

Betrachten wir z. B. die Muſik. Unverkennbar haben wir in neueſter Zeit, nachdem Franz Schubert das Wort für die Muſik in Anſpruch genommen und es durch ſeine lyriſchen Geſänge in ſeiner ganzen Tiefe und Beſeelung erſchloſſen hatte, Schumann und Franz die größten Triumphe auf dem Gebiete der muſikaliſchen Lyrik errungen. Sind doch manche ihrer Lieder ſo tief empfunden, ſo ſchlicht volksthümlich gehalten, daß ſie uns mit dem ganzen unausſprechlichen Zauber, mit der ganzen urſprünglichen Naivetät des Volksliedes anmuthen. Und auch ſämmtliche übrige, wenn ſie ſich gleich nicht durch ſolch liebenswürdige Einfachheit auszeichnen, athmen doch ein ſo tiefes Seelenleben, eine ſolche Wärme der Empfindung, eine ſolche Ueberſchwänglichkeit des leidenſchaftlichen Pathos, daß die Genannten nach dieſer Seite einzig und unerreicht daſtehen, daß ſelbſt unſere klaſſiſchen Meiſter, wenigſtens in der Gattung des lyriſchen Geſanges, nichts Ebenbürtiges hervorgebracht haben.

Was aber dieſen Künſtlern zu ihren muſikaliſchen Siegen weſentlich mitgeholfen hat, das iſt, abgeſehen von dem tiefen Ausdruck des Gemüthslebens, hauptſächlich der feine Duft der Zeitſtimmung, den ſie, ſich ſelbſt vielleicht unbewußt, ihren ſubjektiven Seelenergüſſen einzuhauchen verſtanden haben. Zunächſt allerdings ſind dieſe Geſänge rein ſubjektiver Natur, ſelbſterlebte Schickſale, ſelbſtempfundene Stimmungen, Monologe und Selbſtbekenntniſſe der Componiſten, obwohl von allgemein wahrer, rein menſchlicher Haltung, ſo daß ſie auch jeder andere, unter dem nämlichen Geſchick, mit der gleichen Empfindung, nachzufühlen und zu würdigen im Stande iſt. Zugleich aber iſt, mit der geheimſten Wahlverwandtſchaft und Wechſelbeziehung, dieſer bloß ſubjektive Schmerz auch der Ausdruck des allgemeinen Zeitſchmerzes, der allgemeinen Zerfahrenheit, des nationalen Unglücks und Unbehagens. Dieſer Umſtand iſt es weſentlich, der dieſen Schöpfungen ihre weite Verbreitung erworben hat und der kein unwichtiger Vorzug iſt neben ihren haftigen, rein muſikaliſchen Verdienſten.

Aber gerade die Unendlichkeit der Empfindung, welche die genannten Compoſitionen ſo hoch über das Verwandte erhebt, hat auch zu der Ueberſchwänglichkeit des Ausdrucks, zu der Zerfahrenheit der Form geführt, wodurch dieſe Schöpfungen auf der andern Seite an Kunſtwerth wieder verlieren. Das ſubjektive Gefühl iſt hier zu ſtarr, das reiche Gemüthsleben zu reich,

zu überſtrömend, die Empfindung macht ſich zu ausſchließlich geltend, als daß nicht die regelnde Thätigkeit des künſtleriſchen Verſtandes, die bei allen Kunſtleiſtungen mithelfen muß, zurückgetreten ſeyn und die Form vernachläſſigt haben ſollte. Der Inhalt iſt vollendet; auch die lezten Tiefen des dichteriſchen Textes ſind erſchloſſen und überwältigend wiedergegeben; aber die Form zerbröckelt und verflüchtigt ſich unter dieſer Uebermacht des Gemüthsergusſes und kommt nirgends oder ſelten zu einer geſchloſſenen, gedrungenen Feſtigkeit. Wohl ſind auch hier noch Melodie und Harmonie, wie in aller Muſik, die begründenden Faktoren: die Melodie wird von der Singſtimme geführt, die Harmonie von dem begleitenden Pianoforte zur vervollſtändigenden Seelenmalerei übernommen. Aber die Melodie iſt nicht mehr die gleichmäßig fortfließende Tonlinie, an der die Singſtimme ihren Gemüthsinhalt ſtetig dahinführen könnte; und auch die Harmonie in der Pianofortebegleitung iſt weit davon entfernt, ein ruhig dahinſtrömendes Tonmeer zu ſeyn, das in ſeinem feſtbegrenzten Bette auch das ungeſtümſte Pathos zuſammenzuhalten vermöchte. Vielmehr iſt die Melodie nur ein rhapſodiſches Stoßen, ein entzücktes Verſchweben der Singſtimme in die jenſeitige Unendlichkeit der Gefühlswelt, und die Harmonie nur ein ebenſo gebrochener, zerriſſener Anſchlag, ein eben ſolches Verzichtleiſten auf jede plaſtiſche Seelenmalerei. Beides aber entſteht, weil die Muſik für ihre lyriſche Gemüthstiefe hier nach einem Ausdruck ſucht, der weſentlich nur dem geiſtigen Medium des dichteriſchen Wortes, des unendlichen Begriffes zu Gebote ſteht, ja nach einem Ausdruck, der, genau genommen, über jede feſte Form, ſomit über jede Kunſtdarſtellung überhaupt hinausliegt und daher nur in jener verhimmelnden Seligkeit des Empfindungslebens ſelbſt ſein Genüge und ſeine entſprechende Selbſtdarſtellung gewinnt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Newyork, Juni.

Ein Antiſklaverei-Meeting und die ſchiffbrüchigen Auswanderer.

Der Mai iſt der Monat, in welchem alle öffentlichen Vereine und Geſellſchaften ihre jährlichen Zuſammenkünfte in Newyork halten. Die Mitglieder der Antiſklaverei-, Bibel-, Mäßigkeits-, Miſſions-, Gefängniß-verbeſſerungs-, und was es noch an ſolchen Geſellſchaften geben mag, ſtrömen von allen Seiten herbei, und kein Tag vergeht, an welchem nicht wenigſtens ſechs bis ſieben ſolcher anniversary meetings für den Morgen, Mittag und Abend angekündigt ſind, welche meiſtens in den Kirchen abgehalten werden. In den Schulen werden um dieſe Zeit Ferien gegeben und die Blätter wetteifern mit ſpaltenlangen Berichten. Unter allen iſt aber wohl die Antiſklavereigeſellſchaft diejenige, welche das größte und allgemeinſte Intereſſe in Anſpruch nimmt, ein Intereſſe, welches erſt in der jüngſten Zeit einen friſchen Anſtoß durch die berüchtigte Bill des Senator Douglas erhalten hat, welcher im Congreß den Antrag ſtellte, in dem demnächſt in den Staatenbund aufzunehmenden Territorium Nebraska die Sklaverei zu geſtatten, obgleich daſſelbe nördlich vom 36 Grad nördl. Breite, der geſetzmäßigen Grenze für die Sklaverei, liegt. Ein Aufſchrei der Empörung erſchallte durch das Land, und während auf der einen Seite Adreſſen gegen die Nebraskabill beim Congreß einlaufen, ſetzen die Verfechter der Sklaverei ebenfalls alle Segel bei, um dieſelbe durchzubringen, und ganz kürzlich wurde der Aufruhr und die Erbitterung der Freiheitsfreunde noch durch den Brief des Irländers Mitchel vermehrt, in welchem derſelbe, während er für ſeine unterdrückten Landsleute die Sympathie der Amerikaner in Anſpruch nimmt, ſich ebenfalls offen für die Sklaverei ausſpricht, ſo daß die Sklavenfrage unter den innern Angelegenheiten in dieſem Augenblick alle Parteien am meiſten beſchäftigt. In früheren Zeiten ging es in den Antiſklavereizuſammenkünften oft ſtürmiſch her, weil die Gegner ſich einfanden, um Händel anzufangen, welche oft ſo weit gingen, daß man ſich gegenſeitig mit Stöcken anfiel, Stühle flogen und ängſtliche Leute ſich fürchteten die Verſammlungen zu beſuchen; doch ſeitdem die Emancipationsfrage in den letzten Jahren bedeutend an Boden gewonnen hat, ja im Norden gewiſſermaßen faſhionabel geworden iſt, ſind ſolche Auftritte nicht mehr zu befürchten, und zum erſtenmal hatte man der Geſellſchaft jetzt zu ihrer zwanzigſten jährlichen Zuſammenkunft eine Kirche, Chapin's church auf Broadway, für ihre Sitzungen eingeräumt, nachdem die Geiſtlichkeit, deren Mitglieder ſich überhaupt bis jetzt im Ganzen zu ihrer Schande als Anhänger der Sklaverei hervorgethan haben, allen Emancipationsverſammlungen bis dahin hartnäckig die Thüren der Kirchen verſchloſſen hatte.

Chapin's Church auf Broadway, zwiſchen dem faſhionablen Norden und dem nur dem Geſchäftstreiben geweihten Süden der Stadt in der Mitte gelegen, iſt ſo zierlich, elegant und behaglich eingerichtet, wie man es nur an einem Ort wünſchen kann, wo das Kirchgehen Sache der Mode iſt und die Kirchen Verſammlungsörter der eleganten Welt ſind. Fußboden, Treppen und Galerien ſind mit reichen Teppichen belegt, rothe Sammtbänke laden zum behaglichen Ausruhen und nach Belieben zum ſanften Schlaf ein, und mit Wohlgefallen verweilt das Auge auf den zierlichen gothiſchen Pfeilern und Bogen, welche die Decke tragen, und den geſchmackvollen Kleeblättern, welche die Brüſtungen der Galerien ſchmücken. Die Kanzel befindet ſich, wie in allen engliſchen Kirchen, welche ich bis jetzt geſehen habe, dem Eingang gegenüber unter dem Altar, und davor, etwas niedriger, eine geräumige Plattform, auf welcher der Präſident, die Redner u. ſ. w. Platz nehmen. Die Kirche war von einem gewählten und eleganten Publikum von oben bis unten gefüllt und bot, von der Galerie geſehen, einen überaus hübſchen Anblick. Die Einleitung bildeten jene kirchlichen Vorbereitungen, welche die Amerikaner bei ſolchen Anläſſen zur Langeweile der Ausländer nun einmal für unumgänglich nöthig erachten, und ohne die es ſchlechterdings nicht abläuft. Da lieſt ein gewöhnlich eigens für dieſen Zweck gewonnener und bezahlter Redner einzelne für den Anlaß ausgewählte Bibelſtellen, dann folgt ein langes Gebet, dann noch eine Hymne, denn Geſang gehört, trotzdem daß er gerade eine der ſchwächſten Seiten der Amerikaner iſt, bei ſolchen Gelegenheiten ebenfalls zu ihren ſpeciellen Liebhabereien, und bei der heutigen Veranlaſſung kamen auf fünf Redner nicht weniger als vier verſchiedene Geſänge als Intermezzos. Nachdem dieſe Introduction überſtanden war, trat der Präſident Garriſon, einer der bekannten Verfechter der Negerfreiheit, vor und ſprach einige einleitende Worte, in denen er den unerſchütterlichen Entſchluß der Geſellſchaft ausſprach, niemals und unter keiner Bedingung irgendwelche Uebereinkunft mit dem Dämon der Sklaverei einzugehen, möge daraus entſtehen was da wolle. „Denn," ſagte er, „wir wiſſen es, ihr wißt es, die Sklavenhalter wiſſen es, der Sklave weiß es, und jeder hier im Lande und in Himmel und Hölle weiß es, daß wir im Recht ſind, wenn wir jedem menſchlichen Weſen auf dieſer Erde die Menſchenrechte vindiciren." Darauf führte er den Reverend Furneß vor, welcher einfach, fließend, gewandt und ohne ſalbungsvollen Predigerton, doch auch ohne überraſchende Wendungen über den Gegenſtand ſprach. Die Nebraskabill wurde in dieſem wie in allen folgenden Verträgen mit höchſter

Empörung erwähnt und mit bittern, wohlmotivirten Invectiven überſchüttet. Nach abermaligem Geſang erſchien jezt Mr. Robert Purvis, ein großer ſchlanker, ziemlich dunkler Mulatte, welchen der Präſident mit folgenden Worten einführte: „Ich habe das Vergnügen, der Verſammlung einen Angehörigen jener in unſerem Lande ausgeſtoßenen Kaſte vorzuſtellen, von welcher ein großer Theil noch als bewegliches Eigenthum betrachtet wird, einen, der als „Farbiger“ gilt. Obgleich hier im Norden geſchüzt, würde Mr. Purvis, falls er nach Louiſiana käme, als ein freier Farbiger dort verhaftet und auf ein Jahr bei harter Arbeit in's Gefängniß geſperrt werden, um darauf — etwa in Freiheit geſezt zu werden? Nein, um unter der Maſſe von Sklaven unterzutauchen und niemals wieder als ein Menſch unter Menſchen zu erſcheinen! Ich ſtelle Ihnen hiemit Robert Purvis aus Byberry vor.“

Hier im Lande des Racenvorurtheils, wo man die Farbigen faſt nur mit den niedrigſten Hantierungen beſchäftigt findet, wird ein ſolcher auf der Rednerbühne und durch Bildung eine geſellſchaftliche Stellung einnehmend, ſchon von vorne herein bei dem Europäer ein günſtiges Vorurtheil finden und Intereſſe erregen, ſelbſt wenn ſein Vortrag, wie hier der Fall war, nicht eben beſonders hervorſtechend ſeyn ſollte. Ueberhaupt konnten die bis dahin gehaltenen Reden wohl durch ihre Tendenz und den gewandten Vortrag anziehen, zeichneten ſich aber keineswegs durch beſonders geiſtreiche Wendungen aus, bis Wendell Phillips aus Boſton, nächſt dem berühmten Theodor Parker — der ebenfalls angekündigt war, ſich aber leider entſchuldigen ließ, — einer der bekannteſten Kämpfer für die Sache der Negeremancipation, auf die Plattform trat. Wendell Phillipps iſt ein geborener Redner, dem Gewandtheit, Schärfe, Ironie und Dialektik in reichem Maße zu Gebote ſtehen. Hingebung und Begeiſterung für die Sache ſprechen ſich in ſeinem Weſen aus und verſchönern die ſonſt wenig auffallende, aber von intellektuellem Feuer gehobene Perſönlichkeit. Sein Vortrag dauerte lang, ſehr lang, doch ohne zu ermüden, da er ſich nicht in's Breite verlor, ſondern von der Fülle der Thatſachen und Gedanken fortgeriſſen wurde. Mit tiefer Bitterkeit ſprach er ſich über die Haltung der Regierung, über die Halbheit und Gleichgültigkeit des Nordens in Betreff der Sklavenfrage aus. „Die heutige Tribune,“ ſagte er, „meint, wenn die Nebraskaſchändlichkeit durchgehen ſollte, würde der Norden fortfahren Widerſtand zu leiſten, wie er angefangen hat. O, das iſt eine ſchlimme Prophezeiung! Er wird fortfahren, wie er angefangen! Am 21. März begann er, indem er mit einer Majorität von zwanzig Stimmen den Antrag verwarf, und heute ſtimmt er mit einer Majorität von zwanzig Stimmen dafür! Der Norden hat damit angefangen, daß er ſich beſtechen und überrumpeln ließ; wird er ſo fortfahren? (Eine Stimme rief hier: ja!) Noch iſt nicht einmal der Anfang zu einem wirkſamen Widerſtand gemacht! Wenn wir wenigſtens *einen* Angriff der Sklavereiverfechter ſiegreich zurückgeſchlagen haben, wenn wir *eine* Verſchwörung gegen Recht und Gerechtigkeit begraben können, dann wollen wir einen grünen Raſen darüber legen und auf den weißeſten Marmor die unſterbliche Inſchrift graben: Der Norden hat angefangen zu widerſtehen! Aber in dieſem Augenblick, wo von Waſhington die Kunde kommt, daß die Regierung alles aufgeboten hat, um dem Antrag den Sieg zu ſichern, ſagt mir nicht, daß der Norden fortfahren wird zu widerſtehen, wie er angefangen hat! Was iſt dieſer Norden? Er iſt das leitende Princip des Landes, er herrſcht nicht nur durch ſeine Ueberzahl, er herrſcht durch eine große Geldmajorität; er erzieht das Land, er verſorgt es mit Schullehrern, er ſchreibt Bücher für alle Staaten. Der Norden beherrſcht thatſächlich die Union; der Süden liefert nur die Sklavenaufſeher; im Norden ſitzen die wahren Sklavenhändler im buchſtäblichſten Sinn! Wir können dem Süden weder die Einverleibung von Texas noch irgend etwas ſonſt zur Laſt legen. Der Süden hätte Texas niemals einverleiben können, wenn er nicht zuvor den Norden gewonnen hätte. Der Süden regiert durch den Norden, und die Verantwortlichkeit für die Sklaverei liegt nördlich von Dixons Linie. Die geiſtige Kraft, der Unternehmungsgeiſt, die Bildung und der Reichthum des Landes liegen im Norden, deßhalb ſind wir verantwortlich für jeden Akt der Regierung.“ Im Verfolg äußerte er ſich, auf Mitchel kommend, über Maſſachuſetts, das wegen ſeiner Unterſtüzung der Emancipation gerühmt werde, und doch mehrere ſeiner Repräſentanten, die ſich für die Sklaverei erklärten, mit Auszeichnungen überhäuft habe, und am Schluß berührte er die im Norden allgemeine Befürchtung, daß im Fall eines entſchiedeneren Auftretens der Süden ſich losreißen und die Union ſich auflöſen würde. „Was hat die Union für uns gethan?“ rief er aus; „ſie hat in Lowell keine Baumwolle fabricirt, weder Weizen in Illinois gepflanzt noch den Weſten angebaut, noch den Ocean mit den Erzeugniſſen des Newyorker Handels gepflügt. Nein, Newyork iſt nicht nur deßhalb reich, weil in Südcarolina Neger gepeitſcht werden! Newyork kann allein fertig werden. Ich behaupte, daß der Yankee Reichthum erwerben wird, ohne daß der Südländer ſeinen Sklaven geißelt, daß die Söhne der Männer, welche bei Bunkers-Hill fochten, im Stande ſind, die Ruhe in den Straßen von Boſton aufrecht zu halten, wenn ſich die Frauen auf den Plantagen in Louiſiana auch nicht unter den Hieben der Peitſche winden. Eine Union, welche Adams, Hancock und Jay errichten halfen, bedurfte niemals des Blutes der Sklaven als bindenden Kittes!“

Nach dieſer Rede, dem Glanzpunkt des heutigen Meetings, wäre es eigentlich hinlänglich genug geweſen; aber wie im engliſchen Theater nach dem ernſten Drama die Poſſe nicht fehlen darf, erſchien eine ſolche unerwartet, ſtatt der angekündigten Miß Lucy Stone, der bekannten Verfechterin für Menſchenrechte, Frauenrechte und der Himmel weiß was noch für Rechte, die ſich aber nicht eingefunden hatte, in der Perſon einer Mrs. Abby Kelly Foſter, einer der in Amerika ſo zahlreichen Damen, welche unabänderlich und überall bei Gelegenheiten zur Hand ſind, wo ſie beſſer thäten es nicht den Männern gleich thun zu wollen, und ich bewunderte wahrlich die Galanterie und Geduld des Publikums, mit welcher es nach Wendell Phillips, und nachdem die Aufmerkſamkeit durch die bereits mehr als dreiſtündige Dauer der Verſammlung abgeſpannt ſeyn mußte, noch die abgetretenen Gemeinplätze

und Gefühlsergüsse dieser Emancipirten aufnahm, welche zum Ueberfluß noch mit dem schrecklich monotonen hohlen Pathos und den einstudirten, obgleich keineswegs graziösen Handbewegungen vorgetragen wurden, wie man es von den Schauspielern schlechter Winkelbühnen nicht ärger erwarten kann.

Uebrigens steht Mitchel mit seiner Vertheidigung der Sklaverei keineswegs als eine besondere Ausnahme da, und er rief nur vermöge seiner speciellen Stellung und bei der Oeffentlichkeit, welche er seiner Erklärung gab, so große Aufregung hervor, weil der Contrast doch etwas gar zu schneidend war, und es ist eine Thatsache, die wir zu unserer Schande nicht abläugnen können, daß namentlich viele Deutsche — in Betreff anderer Nationen hatte ich nicht so viel Gelegenheit Erfahrungen zu sammeln — die Kriecherei und Schmeichelei gegen Amerika so weit treiben, um die Sklaverei für unentbehrlich, ja nicht einmal für ein Uebel zu erklären, oder gar, wie ich einen angeblich sehr gebildeten Mann thun hörte, sich nicht scheuen die alberne Behauptung auszusprechen, es sey noch nicht entschieden, ob die Schwarzen, nicht einer besondern Species von Affen angehörten. Durch solche Zugeständnisse glaubt man sich bei den Amerikanern in Gunst zu setzen, und erntet Verachtung; denn erstlich wissen sie alle, „im Himmel und in der Hölle," ganz genau, was es mit der Sklaverei auf sich hat, wenn sie es auch aus Egoismus nicht zugeben wollen; sie wissen, daß kein aufgeklärter Europäer mit ehrlicher Ueberzeugung die Sklaverei in Schutz nehmen kann, und durchschauen folglich den ganzen Kunstgriff, ganz von der großen Zahl derjenigen Amerikaner zu schweigen, welche, selbst offene Gegner der Sklaverei, in solchen Concessionen mit Recht in den meisten Fällen nur elende Stellenjägerei voraussetzen. Ueberhaupt aber goutiren die Amerikaner im geselligen Verkehr gar nicht das den Deutschen so oft vorgeworfene Verläugnen der eigenen Nationalität, denn neugierig und unwissend, wie sie im Betreff des Auslands größtentheils sind, ist ihnen gerade im Gegentheil ein neues, fremdes, von ihrer hergebrachten Art abweichendes Element der Abwechselung halber stets willkommen, insofern es sich nur in einigermaßen gefälliger Form darstellt.

Dieser Sorte von Deutschamerikanern, welche mit Bewußtseyn ihre bessere Einsicht verläugnen, stehen schroff jene Amerikafresser gegenüber, welche zu faul und ungeschickt, um sich in die Art eines fremden Landes zu fügen, ja oft zu bequem, um nur die Sprache zu lernen, wüthend schimpfen und raisonniren, weil alles anders ist als bei ihnen daheim, und welche mich immer an die Bauern erinnern, welche auch nichts annehmen, nichts glauben und begreifen, nichts einleuchtend finden, was der Großvater nicht ebenfalls schon gethan und gutgeheißen hat. Zwischen diesen beiden Extremen stehen noch jene allzu schmiegsamen, leicht erregten Naturen, welche unbewußt, aus Mangel an Selbstständigkeit und innerem Halt und Gehalt bis auf die Sprache im Amerikanismus untertauchen oder „veryankeen," wie der technische Ausdruck lautet. Trotzdem bin ich der Meinung, daß man den Deutschen die Leichtigkeit, mit der sie sich fremden Nationen anschmiegen, nicht als ein so großes Unrecht anrechnen sollte, wie man im allgemeinen thut, da sie nur der Auswuchs eines ihrer größten Vorzüge ist, nämlich der weltumfassenden Vielseitigkeit, der Fähigkeit sich in das Wesen anderer Nationen hineinzuleben, wie sie keinem Volk in so hohem Maße eigen ist. Was kümmert sich — die Elite der Bildung ausgenommen — der Engländer, Franzose und Italiener um Kunst, Literatur, Geschichte und gesellige Zustände fremder Länder, während bei uns jeder halbwegs Gebildete wenigstens eine allgemeine übersichtliche Kenntniß davon hat. Und dabei will man doch außer sich gerathen, wenn das, was sich bei der Elite als Kosmopolitismus und großartige Vielseitigkeit gestaltet, bei der halb oder gar nicht gebildeten Masse als Nachahmerei und Verläugnung der eigenen Nationalität auftritt.

Eine der düstern Seiten eines andern Menschenhandels bot sich mir einige Tage nach dem anti-slavery meeting dar. Vor einem großen, offenbar öffentlichen Gebäude hinter City-hall in Chamber-street drängten sich hunderte von Menschen, in denen man auf den ersten Blick irische Einwanderer erkannte. Die meisten waren auffallend zerlumpt, manche barfuß und kaum nothdürftig bedeckt, viele augenscheinlich von Hunger und Entbehrung entkräftet, während andere kleine Bündel mit sich trugen und noch andere farbige durchnäßte Lappen, ihre Sonntagkleider, auf der Einfriedigung des Gebäudes zum Trocknen aufgehängt hatten. Denselben Anblick bot das Innere des Hauses, in dem neben einer wahren Stickluft jener eigenthümliche Geruch des Zwischendecks herrschte, den niemand vergißt, der ihn jemals einen Augenblick eingeathmet hat, und den man gewissermaßen einen Repräsentanten des Auswandererelends nennen könnte. Der Anblick war trostlos und wurde es noch mehr durch die Niedergeschlagenheit, welche sich im Aussehen und Wesen der Leute aussprach. Auf Befragen erfuhr ich, hier sey das Auswandererbureau, und diese Menschen seyen die Zwischendeckspassagiere des amerikanischen Schiffs Winchester, das mit 445 Auswanderern von Liverpool nach Newyork bestimmt, auf hoher See leck geworden und noch glücklich genug den Dampfer Washington getroffen habe, der Mannschaft und Passagiere aufgenommen und am verflossenen Abend hier mit ihnen angelangt sey. Das Wrak hatten sie noch vor ihren Augen, zwanzig Minuten, nachdem sie es verlassen, sinken sehen. Um der ersten dringendsten Noth abzuhelfen, sollten sie jetzt vorläufig im Armenhaus untergebracht werden. Dieß ist nun schon das dritte Auswandererschiff, welches seit weniger als einem Monat verloren gegangen, indem zuerst ein Schiff auf der Fahrt von Hamburg nach Liverpool schon in der Nordsee seinen Untergang fand, und jetzt kaum das Entsetzen über den Schiffbruch des Powhattan verwunden ist, der fast im Angesicht des Landes, nahe der Küste von New-Jersey scheiterte und es der Fluth überließ, diejenigen als Leichen ans Land zu werfen welche gehofft hatten hier ein neues, besseres Leben anzufangen. Freilich kann der höchsten Wuth des Meeres kein Schiff widerstehen, aber eben so wenig kann geläugnet werden, daß die Schiffe, welche von den Liverpooler Auswanderungsspekulanten ausgerüstet werden, immer vorzugsweise von solchen Unglücksfällen betroffen

werden, wie ebenfalls die Sterblichkeit auf ihnen immer am größten und die Klagen über ſchlechte Behandlung am lauteſten ſind. Die Sache iſt übrigens einfach genug. Anſtatt wie die Bremer und Hamburger Rheder für gute Schiffe zu ſorgen und dieſelben durch zuverläſſige, unter ihrer Controle ſtehende Kapitäne führen zu laſſen — obgleich es auch hier an Schattenſeiten nicht fehlt — ſchließen die Liverpooler Unternehmer mit dem Kapitän des erſten beſten amerikaniſchen oder engliſchen, oft kaum mehr ſeefähigen Schiffs zu dem möglichſt niedrigen Preis einen Contrakt über ſo und ſo viele Stück Menſchenfleiſch ab. In dem finſtern und ohnehin faſt luftleeren Zwiſchendeck werden ſo viel Menſchen zuſammengepreßt, als der Raum möglicherweiſe faſſen kann, und um die verderblichen Einflüſſe zu vollenden, wird auch noch an den Lebensmitteln proſtirt; denn wenn auch jedes Schiff vor der Abfahrt polizeilich unterſucht wird, ob es hinlänglich verſorgt ſey, ſo hindert das die Kapitäne nicht, unterwegs damit zu geizen, damit ihnen für die nächſte Fahrt etwas übrig bleibe. Daher das Schiffsfieber, eine Krankheit, welche gleich dem Typhus durch verdorbene Luft entſteht und von deren Exiſtenz man, während hier jeder ſie kennt, in Europa kaum weiß, da die Auswanderungsagenten alles aufbieten, damit darüber geſchwiegen werde, daher die vorzüglich dem Genuß ſchlechter Speiſen zuzuſchreibende Schiffscholera, welche in der lezten Zeit ſolche Verheerungen anrichtete, daß zum Beiſpiel auf einem dieſer von Liverpool kommenden Schiffe, laut offiziellem Bericht, von fünfhundert Perſonen neunzig während der Ueberfahrt ſtarben. Hier, wo jede Woche ankommende Schiffe neue Belege für dieſe Thatſachen liefern und niemand ſich über die Urſachen derſelben täuſcht, wird laut darüber geſchrien und die Blätter wetteifern in Invectiven gegen dieſen Menſchenhandel, und trotzdem ſind es vor allen gerade Amerikaner, welche denſelben in Gemeinſchaft mit den Engländern mit der größten Unmenſchlichkeit betreiben.

Conſtantinopel, Juni.

(Schluß.)

Die Stadt.

Conſtantinopel, beſonders aber das eigentliche Stambul, iſt Angeſichts der Gefahren, die ihm ſo oft gedroht, Gegenſtand häufiger militäriſcher Betrachtungen geweſen, welche die Befeſtigung und Vertheidigungsfähigkeit der Stadt zum Gegenſtand hatten. Die Sache iſt allerdings von ungemeiner Wichtigkeit, da vom Geſchicke der Hauptſtadt am Ende das Geſchick des Reiches der Pforte dieſſeits des Bosporus abhängen wird. Ich hatte Gelegenheit die Anſichten des Freiherrn Moltke an Ort und Stelle zu prüfen. Moltke ſagt: „Die dritte, der Landſeite zugewendete Front iſt von den ſieben Thürmen bis zum alten Palaſt der Blacherneu gegen 8000 Schritt lang und durch eine dreißig bis vierzig Fuß hohe Mauer geſchloſſen. Die obere Stärke der Mauer beträgt vier bis fünf Fuß, ſo daß man ſich frei auf derſelben bewegen kann, und da an den meiſten Stellen auch die Zinnen noch wohl erhalten ſind, ſo iſt die Mauer faſt ohne weitere Vorbereitung mit Schützen zu beſetzen. Alle ſechzig bis achtzig Schritt treten Thürme mit mehreren gewölbten Stockwerken hervor, welche jedoch aus der Zeit Kaiſer Julians ſtammend, zur Geſchützvertheidigung nicht eingerichtet ſind. Für dieſe würden Erdanſchüttungen hinter der Mauer und nöthigenfalls eine theilweiſe Abtragung derſelben leicht zu bewirken ſeyn, da es an Raum und Material dazu nicht fehlt. Fünfzehn bis zwanzig Schritt vor der Hauptmauer zieht ſich eine niedrigere mit kleinen Thürmen hin, und außerhalb dieſer ein zehn bis fünfzehn Fuß tiefer, trockener Graben mit revetirter Escarpe und Contreſcarpe. Jene gewaltige Mauer zieht ſich auch auf der Hafen- und Meerſeite andere 17,000 Schritt weit fort, und zeigt überhaupt dreihundert große Thürme. Mächtige Mauerſtücke und ganze Hälften von Thürmen liegen unzerbrochen an der Erde niedergeſtürzt, aber eine eigentliche Breſche findet ſich an der Landſeite nirgends. Bei den ſtehen gebliebenen Theilen ſind Mörtel und Steine durch vierzehn Jahrhunderte zu einer einzigen, felsartigen Maſſe zuſammengetrocknet, welche von rieſigem Epheu umklammert gehalten wird. Obwohl die hohen Zinnen ſchon auf die Entfernung von einer Meile ſichtbar ſind, ſo verſchwindet die Mauer doch, ſobald man ſich ihr auf Kanonenſchußweite nähert, vollkommen hinter einem dichten Wald von Cypreſſen, welcher die ausgedehnten Gottesäcker der Moslemin bedeckt. Es würde daher auch keineswegs leicht ſeyn, Breſche in dieſelbe zu legen, am wenigſten mit Feldgeſchütz. Auch die feindlichen Wurfgeſchoſſe würden hier von geringer Wirkung ſeyn, da ein Raum von mehr als tauſend Schritt hinter der Mauer faſt nur mit Gärten ausgefüllt iſt. Die eigentliche, zum bei weitem größten Theil von Muſelmännern bewohnte Stadt fängt erſt eine Viertelmeile weiter mit der gewaltigen Moſchee Mehmet des Eroberers an. Das auf der äußerſten Landſpitze liegende kaiſerliche Serai iſt von ſtarken Mauern und Thürmen rings umſchloſſen und bildet eine feſte Citadelle gegen die Stadt, eben ſo das alte Cyclobion (die ſieben Thürme) am Südende der Landmauer, ein ſtarkes Reduit mit achtzig Fuß hohen, ſtarken Thürmen. Fünf Thore (ein ſechstes iſt vermauert) führen von der Landſeite in die Stadt und ſind durch doppelte Thürme geſchützt. Das mittlere, welches die Türken Topkapu (richtiger „Top-Kapuſu"), das Geſchützthor, die Griechen das des heiligen Romanus nennen, iſt daſſelbe, welches Mehmet Gaſt mit ſeiner großen Kanone beſtürmte und vor welchem Conſtantin Paläologus fiel. Die vortheilhafteſte Annäherung an die Landmauer von Conſtantinopel gewährt das Terrain zwiſchen dem Bach von Topdſchilar und dem Hafen. Der ſtark nach dem leztern geneigte Hügel und die offene Vorſtadt Ejub leiſten hier einem verdeckten Herangehen Vorſchub. Allein am Urſprung jener Höhe, eine Viertelmeile vorwärts der Landmauer, erhebt ſich ein gewaltiges Bauwerk, fünfhundert Schritt lang, dreihundert tief und mit hohen flankirenden Thürmen verſehen. Es iſt dieß die für fünf bis ſechstauſend Mann eingerichtete Kaſerne von Ramiſtſchifli. Vorwärts derſelben befinden ſich einige ziemlich ungeſchickt ſtracirte Verſchanzungslinien, welche auf die erſte Nachricht vom Uebergange der Ruſſen über den Balkan aufgeworfen wurden (1828). Dreitauſend Schritt weiter links auf der großen Straße nach Adrianopel ragt ein noch größeres bethürmtes Gebäude empor. Es erhebt ſich auf der berühmten Ebene Daud-Paſcha, wo ſeit drei Jahrhunderten die Janitſcharen ſich verſammelten, bevor ſie in's Feld zogen. Von dort brachen die Heere auf, welche Ungarn eroberten, Wien bedrohten, und bis Steiermark eindrangen. Nachdem die Janitſcharen vernichtet, hatte Sultan Mahmud hier eine Kaſerne für 8000 ſeiner neu geſchaffenen Niſam-dſcheditt erbaut. Sie umſchließt eine Moſchee, ein Bad, einen kaiſerlichen Kiosk und mißt achthundert Schritt in der Front. Dieſe Rieſenkaſernen (ohne Vergleich die größten Gebäude in ganz Conſtantinopel, die Moſcheen und Paläſte nicht ausgenommen) bilden im Verein mit dem zwiſchenliegenden, ebenfalls maſſiven und ſehr großen Haſtahane oder Hoſpital gewiſſermaßen detachirte Forts, in welchen ein Corps von 14,000 Mann untergebracht werden kann, und geben treffliche Flügelanlehnungen für ein größeres Heer, welches, geſchützt durch ſie, zwiſchen ihnen und der Landmauer einen ſichern Lagerplatz findet. Durch zweckmäßig anzulegende Feldverſchanzung würde der Angriff auf ein Heer ſehr erſchwert werden, welches die Hülfsmittel der großen Stadt unmittelbar im Rücken hat. Auch an dem für ein türkiſches Corps ſo nöthigen Waſſer fehlt es auf dieſen Höhen nicht, da die großen Leitungen, welche Conſtantinopel verſorgen, in unterirdiſchen Gewölben

gerade unter beiden Kaſernen hindurchgehen, und ſo das unentbehrliche Element im Ueberfluß herbeiführen."

So richtig im Allgemeinen die militäriſche Beſchreibung iſt, welche v. Moltke von der Landſeite gibt, ſo dürfte doch deren Vertheidigungsfähigkeit in mehrfacher Beziehung von ihm überſchäzt ſeyn. So iſt die Hauptmauer — die Vormauern ſind nur noch Trümmerhaufen und Bruchſtücke — an vielen Stellen ungemein ſchadhaft und von oben bis unten geſpalten, die Thürme aber, welche meiſt einen, auch zwei klaffende Riſſe haben, und deren Gewölbe entweder eingeſtürzt ſind oder den Einſturz drohen, ſind in noch üblerer Verfaſſung; der vorliegende Graben aber, wie er heute iſt, kann nirgends mehr als ein Annäherungshinderniß betrachtet werden. Vor allem aber iſt die Configuration des Vorterrains zu beachten. Zwiſchen der Landmauer von Stambul und dem Flüßchen, welches parallel mit derſelben das grüne Thal von Veli-Effendi bewäſſert, zieht ſich nämlich vom Marmorameer bis zum Thale, durch welches im Norden von Ramiſtſchiflik die Waſſerleitung von Belgrad gezogen iſt, ein Hügelzug, deſſen öſtliche Abdachungen oft bis auf Flintenſchußweite, meiſt aber innerhalb des Kernſchuſſes ſelbſt des leichten Geſchüzes bis zur Umfangsmauer herantreten, und die Landſeite von Stambul nicht nur vollkommen beherrſchen, ſondern auch häufig dem Geſchüz trefflich gedeckte Stellungen bieten. Dieß iſt vorzugsweiſe vor dem Thor von Jedikule und zu beiden Seiten des Topkapuſu der Fall, und da das Vorterrain viele lichte Stellen hat, indem die Cypreſſenhaine, ſo groß ſie auch ſind, doch nur ſtreckenweiſe die Landmauer maskiren, ſo dürfte ſich der Abſicht eines Gegners, hier Breſche zu ſchießen, keineswegs eine Schwierigkeit von irgend einem Belang entgegenſtellen. Beim Zuſtande der alten Mauern und Thürme würde ſelbſt eine zwölfpfündige Batterie genügen, um in wenigen Stunden dem nachzuhelfen, was der Zahn der Zeit ſichtbar vorbereitet hat, und unter ihrem Feuer würden ganze Strecken derſelben einſtürzen. Die innere Seite der Mauer iſt keineswegs überall frei; häufig treten die Häuſer nicht nur nahe an die Mauer heran, ſondern lehnen ſich oft an dieſelbe: ſo daß ſich die Bewohner zwiſchen ihren Dächern und der obern Seite der Mauer oft Terraſſen angelegt haben. Wurfgeſchoſſe würden daher hier in den dichtgedrängten hölzernen Häuſern und Baraken die größte Verheerung anrichten. Was endlich die Länge der äußeren Vertheidigungslinie betrifft, welche die Türken von der Höhe der Kaſerne von Ramiſtſchiflik über Daud-Paſcha bis zum Marmorameer einzunehmen hätten, ſo beträgt dieſelbe beinahe eine und eine halbe deutſche Meile, und wäre nur durch eine bedeutende Truppenmacht mit zahlreicher Artillerie, ſo wie durch eine Reihe von ſelbſtſtändigen, ſehr ſolid angelegten Werken * mit Erfolg zu vertheidigen. Vom Hügel von Ramiſtſchiflik werden in ſtufenweiſer Fortſezung alle andern nach Süden zu gelegenen beherrſcht, weßhalb der Angreifende von da aus die ganze türkiſche Außenſtellung nach und nach mit Geſchüz nehmen kann. Die genannten koloſſalen Kaſernen aber, ſo reſpektable Stüzpunkte ſie in einer Gefechtslinie abgeben würden, haben keine permanente Bedeutung. Sie ſind keineswegs bombenfeſt. Die innern Theile und die Dächer beſtehen aus Holzwerk. Bei ihrem rieſigen Umfang bieten ſie ein ſehr ſicheres Ziel und die erſte Granate oder Brandrakete, die einſchlüge, verwandelte dieſelben in einen ausgebrannten Steinhaufen. Sehr intereſſant iſt, was v. Moltke über den lezten Krieg, über die Vertheidigung der andern Stadttheile von Conſtantinopel und der zu ihm führenden Waſſerſtraßen des Bosporus und der Dardanellen ſagt. Aber die im Norden des goldenen Horns gelegenen Stadttheile dürften bei der bedeutenden Ausdehnung des Raums zwiſchen den ſogenannten „ſüßen Waſſern" und dem Bosporus ohne eine reſpektable Armee und feſte Werke um ſo ſchwerer zu vertheidigen ſeyn, da hier das ganze Terrain von Norden her bis zum goldenen Horn ſich abdacht und dem Angreifenden eine ungemein günſtige Artilleriewirkung geſtattet. Die ſchwache Seite von Conſtantinopel iſt dermalen die Landfront von Stambul, und da, wer lezteres beſizt, auch Pera und Galata beherrſcht, ſo dürften die Ruſſen, käme es einſt unter den Mauern von Conſtantinopel zu einer lezten Entſcheidung, jene Front um ſo mehr zum Angriffe wählen, als die meiſt chriſtlichen Bewohner dieſer Stadttheile, deren reichgefüllten Waarenlagern jedes Bombardement ſehr unerwünſcht ſeyn müßte, keinen Schuß thun werden. Es iſt Thatſache, daß Mohammed II. im Begriff war, die Belagerung aufzugeben. Dennoch wollte er einen lezten Verſuch machen, ſein lockendes Ziel auf eine andere Weiſe zu erreichen. Den Sturm von der Landſeite her ſollte gleichzeitig ein Unternehmen von der Hafenſeite her unterſtüzen. Der Hauptſchuz der Stadt beſtand hier in dem breiten Hafen, den zahlreiche Schiffe vertheidigten, welche durch eine von Galata — welches die Genueſen behaupteten — nach der Spize des heutigen Serai gezogene Kette unangreifbar wurden. Was Mohammed von der See her unmöglich war, in den Hafen einzudringen, beſchloß er, von der Landſeite auszuführen, zu welchem Zwecke er eine Anzahl Schiffe aus dem Bosporus über die Halbinſel Pera nach dem Hafen und zwar in einer Nacht ſoll haben bringen laſſen. Es iſt viel darüber geſtritten worden, wo der Uebergang dieſer Schiffe ſtattgefunden und ob die Sache überhaupt auf Wahrheit beruhe. Die Geſchichte erwähnt mehrere Unternehmungen der Art und wenn man bedenkt, daß von Dolma-Baktſche am Bosporus ein Thal beginnt, das von dem nach dem goldenen Horn auslaufenden Thal von St. Dimitri nur durch einen ſchmalen Höhenzug getrennt iſt, und daß die ganze Strecke vom Beginn des einen bis zum Ende des andern Thals ungefähr nur eine Stunde beträgt, ſo hat das ganze Unternehmen, mit kleineren Schiffen durch Menſchenhände und Zugthiere ausgeführt, durchaus nichts Unwahrſcheinliches. Gewiß iſt, daß Mohammed, der die Fahne des Propheten auf dem noch heute ſichtbaren und augenſcheinlich künſtlichen, durch ſeine zahlreichen Schaaren nach aſiatiſchem Brauche aufgeworfenen Hügel Malteze aufgepflanzt hatte, den Angriff ſelbſt leitete und endlich unweit des, dem genannten Hügel gegenüber gelegenen Thors Top-Kapuſu durch eine Sturmlücke eindrang, nachdem eine

* Jene Werke dürften dem Terrain nach am geeignetſten in detachirten Forts und den ſogenannten Maximiliansthürmen beſtehen, die für zahlreiches Geſchüz — die beſte türkiſche Waffengattung — eingerichtet ſeyn müßten.

kleinere Schaar Türken, welche etwas mehr nördlich durch einen Mauerſpalt eingedrungen, Schreck und Verwirrung im Rücken der zuſammengeſchmolzenen Vertheidiger verbreitet hatte. Conſtantin Paläologus, eines beſſeren Schickſals würdig, fiel wie ein Held auf der Breſche.

Heute ſieht man nichts mehr von einer Sturmlücke in der Mauer, doch deuten zahlreiche Stellen zunächſt des Top-Kapuſu durch ihr neueres Ausſehen an, daß hier die Mauern ausgebeſſert worden, wie denn auch die davor liegenden Trümmerhaufen beweiſen, daß die Türken hier am ärgſten gewirthſchaftet. Drei über Top-Kapuſu eingemauerte große Geſchützkugeln erinnern an den hier ſtattgefundenen Sturm und die Einnahme der Stadt. — Erwägt man, daß nach der Angabe der meiſten Geſchichtſchreiber die wirkliche Zahl der ſtreitbaren Vertheidiger nicht über achttauſend betrug, woran die unglückſeligen innern Zerwürfniſſe der Bewohner Schuld ſeyn mochten, und daß die Hülfe der Genueſen eine ſehr zweifelhafte genannt werden muß, ſo iſt es immer zu verwundern und zeugt von der damaligen Feſtigkeit der Werke, daß ſo wenige Streiter fähig waren, den ungeheuren Umfang ihrer Mauern ſo lange zu vertheidigen. — Darin haben Conſtantinopel und Rom, die beiden unverſöhnlichen Nebenbuhlerinnen, viel Aehnlichkeit in ihren Geſchicken, daß von Zeit zu Zeit die zerſtörende Hand wilder Horden in die üppige Blüthenfülle ihres ſo reich entwickelten Culturweſens eingriff. Beide beweiſen zur Genüge, daß der Götterfunke der Kunſt und Wiſſenſchaft ein Volk durchdringen und erwärmen kann, ſo daß es daſteht wie eine Leuchte in der dunkeln Nacht der Völker rings umher; ſie haben aber auch durch ihren Fall bewieſen, daß alle jene Güter nur dann den rechten Werth haben, wenn neben ihnen die heilige Flamme der Vaterlandsliebe und einer zu jedem Opfer fähigen Nationalehre nicht erliſcht.

Nach Rom und Athen hatte einſt keine Stadt ſo viel herrliche Werke der Baukunſt, Bildhauerei und Malerei aufzuweiſen als Conſtantinopel, und es klingt mährchenhaft, wenn man die älteren Geſchichtſchreiber von der früheren Pracht und Herrlichkeit dieſes Sizes der ſich an Schöpfungen der Kunſt überbietenden byzantiniſchen Kaiſer erzählen hört. Heute iſt von alle dem keine Spur mehr vorhanden, ja man wird ſelbſt die Stellen vergebens ſuchen, auf denen einſt die gefeiertſten Werke der Kunſt ſtanden. Die an Stumpfſinn grenzende rohe Gleichgültigkeit und eine auf den lächerlichſten Stolz ſich gründende Verachtung gegen alles, was das Gepräge europäiſcher Kunſt und Geſittung an der Stirn trug, hat die reiche Fülle früherer Schönheit und Größe abſichtlich verkümmern laſſen oder mit den bunten Lappen türkiſcher Bettelhaftigkeit überhangen, unter der ſelbſt die Natur ſeufzt.

Unſern Weg längs der Landſeite von Stambul fortſetzend, gelangte ich mit meinem Begleiter an das Sylivri-Kapuſu, unweit deſſen man einige beturbante Grabſteine erblickt. Es ſind dieß die Denkmale des berüchtigten Ali Paſchas von Janina und ſeiner Söhne, deren abgeſchlagene Köpfe hier begraben ſind. — Etwas weiter weſtlich erhebt ſich die Kaſerne Daud-Paſcha, mit ihren vier Eckthürmen von der hochgelegenen Ebene weithin über Land und Meer zweier Erdtheile blickend, aber verlaſſen ſtehend in einer öden Natur, wie ein Kloſter in der Einſamkeit. Es iſt dieß eine jener Rieſenkaſernen, in denen Sultan Mahmud II. die Keime des von ihm geſchaffenen Nizamdſchedits ſicherer und ſchneller zu entwickeln und an Ordnung und Disciplin zu gewöhnen gedachte. Die Mehrzahl dieſer rings um Conſtantinopel auf luftigen Höhen gelegenen Kaſernen ſtand leer, weil die türkiſchen Truppen bis auf die nothwendigſte Beſazung der Hauptſtadt im Felde ſtehen. Im Augenblick war man beſchäftigt, die ungeheuren Räume zu lüften und zu reinigen, da man täglich die erſte Abtheilung franzöſiſcher Truppen erwartete, die von Gallipoli her eintreffen ſollte und bereits angeſagt war.

Der Rückweg nach der Stadtmauer führte uns über einen der größeren türkiſchen Friedhöfe, zwiſchen deſſen zahlloſen weißen Grabſteinen türkiſche Frauen mit ihrem jungen Nachwuchſe ſich im Schatten der Cypreſſen ergingen und durch ihre buntfarbigen orientaliſchen Gewänder eine ganz hübſche Staffage bildeten. Die älteren und häßlichen zogen alsbald beim Anblick der »Giaurs« ihre viſirartige weiße Kopfverhüllung noch feſter zu, während die jüngeren und ſchöneren Frauen mit ihren dunkeln Augen uns recht neugierig beſchauten. Während wir über das »tout comme chez nous« unſere pſychologiſchen Betrachtungen austauſchten, ſollte uns ein kleiner Zwiſchenfall recht lebhaft daran erinnern, daß das bischen Firniß europäiſcher Sitte und Cultur nicht über die Stadtmauern Conſtantinopels hinaus reicht. Hinter uns hatte ſich eine Art Tirailleurlinie von jungen, hoffnungsvollen Osmanlis gebildet, die uns in allen Tonarten den Begriff »giaur« explicirten, und nachdem ſie gleich den homeriſchen Helden ſich in die rechte Stimmung hineingeſchimpft, einen Regen von aufgeleſenen Steinen um unſere Köpfe ſchwirren ließen. Da es nicht bei einem vorübergehenden Ausbruch ihres Unmuths blieb, ſondern die kleinen buntjackigen Bengel, gleich geübten Tirailleurs, von Grabſtein zu Grabſtein ſpringend, unter Schimpfen und Werfen uns folgten, wie es ſchien, zur nicht geringen Freude der zuſchauenden Mütter, ſo griffen wir einen der keckſten Vorkämpfer heraus, um ihm durch eine ungemeſſene Tracht Prügel größere Empfänglichkeit für die Lehren der Reform beizubringen. Das wirkte wie ein Zauber, die zärtlich beſorgten Mütter ſtürzten wie die Sabinerinnen herbei, um ihre Ranken an ſich zu reißen und das Wort des Friedens zu reden. — Obgleich die türkiſchen Geiſtlichen und Lehrer von den Kanzeln und in den Schulen den Willen des Sultans verkünden, daß kein Franke von einem Türken durch Schimpfen ꝛc. beleidigt werden ſoll, ſo genügt es, in europäiſcher Tracht und ohne Feß in einem entlegenen Stadttheil oder vor die Thore zu kommen, um in dieſer Weiſe den vielverſprechenden Keim kennen zu lernen, welchen das befohlene Streben nach europäiſcher Geſittung in die hoffnungsvolle junge Generation der Moslemin gelegt hat.

Längs der Stadtmauer fortſchreitend, die von Top-Kapuſu, wo die Hügel ihren höchſten Punkt erreicht haben, ſich nun allmählig hinabſenkt nach den Geſtaden des goldenen Horns, gelangten wir zum ſogenannten Schloß Beliſars, welches unweit Egri-Kapuſu einen Stützpunkt der bedeutend hohen und ziemlich wohlerhaltenen Mauer bildet. Die Türken nennen dieſes, wahrſcheinlich gleichzeitig mit der Mauer erbaute Schloß »Tekfur.« Ungeheure Maſſen

von Epheu bedecken die altersgrauen Steinmaſſen und hoch oben aus dem Steingefüge eines rieſigen Thurms rankt ſich ein mächtiger Baum empor, deſſen Stamm, gleich einem ſchwellenden Keil, einen klaffenden Spalt erzeugt hat. — Die ſteil vom Schloſſe zum Hafen ſich herabziehende Stadtmauer trennt den Stadttheil Ejub von Stambul. Derſelbe iſt nach Ejub, dem Fahnenträger des Propheten benannt, welcher hier im Kampfe gefallen ſeyn ſoll. Seinem Gedächtniß zu Ehren baute Mahomed nach der Eroberung von Conſtantinopel eine Moſchee in jenem Stadttheil, in welcher noch heute die eigentliche Krönungsceremonie der Sultane, die Umgürtung mit dem Schwerte Osmans, ſtattfindet.

Der Heimweg durch die Stadt führte uns durch das Quartier der Juden, Balad genannt. Dieſer enge Stadttheil iſt zwiſchen der Stadtmauer und dem Hafen eingezwängt, und da ſich ſeine Bewohner ſeit ihrer erſten Niederlaſſung hier bedeutend vermehrt haben, ſo hat ſich ein Theil derſelben jenſeits des goldenen Horns in Haſſa-Koi niedergelaſſen. Dennoch iſt Balad ſo übervölkert, daß oft ſechs und mehr Familien in einem Häuschen wohnen, deſſen Aeußeres kaum Raum für eine zu gewähren ſcheint. Die natürlichen Folgen ſind Krankheiten, die, wie namentlich die Scrophuln, von Generation zu Generation forterben. Die jüdiſchen Frauen tragen ſchwarze Kleider und einen aus weißen Tüchern beſtehenden, reifartig um das Haupt ausgeſpannten Kopfputz, der ihnen etwas ungemein Fremdartiges verleiht. Es haben ſich dieſe Bewohner des Balad nicht etwa nach und nach und aus allen Himmelsgegenden hier angeſiedelt, ſondern es iſt ein Theil der Juden, die unter der Regierung Ferdinands und Iſabellas, nachdem ſie alle Schrecken der Inquiſition erfahren, aus Spanien verbannt wurden. Nachdem ſie lange heimathlos umhergeirrt, fanden ſie endlich in mehreren Gegenden des türkiſchen Reichs Aufnahme. Der größere Theil der Ausgewanderten ließ ſich in Conſtantinopel nieder und die Türken nennen ſie »Muſafir« (Gäſte), weil ſie Zuflucht bei ihnen geſucht, indeſſen wiſſen dieſelben eben nicht viel Erbauliches von der türkiſchen Gaſtfreundſchaft zu erzählen, und in früherer Zeit war ihr Loos hier, ungeachtet in den äußern Gebräuchen ſo manche Verknüpfungspunkte und Aehnlichkeiten zwiſchen beiden Völkern ſtattfinden, noch weniger beneidenswerth als zu Kaiſer Carl des Dritten Zeit in den Ländern des Abendlandes.

Sie leben hier, wie faſt überall, vom Handel, ſind die Mäkler und die »Sarass« (Wechsler), denen die Türken oft einen Theil ihres Vermögens anvertrauen. Früher war das Geſchäft eines Saraß ein ſehr kitzliges Ding. Fiel nämlich der Kopf eines türkiſchen Großen durch die Ungnade des Padiſchah, ſo war damit immer eine Vermögenseinziehung verknüpft. Natürlich wurde dann auch bei Auseinanderſetzung der Maſſe der Saraß zur Mitleidenſchaft gezogen und nicht ſelten durch die Qualen der Tortur zu einem Geſtändniß genöthigt, wo oft nichts zu geſtehen war. Daß der Tod eines türkiſchen Großen unter ſolchen Umſtänden in Balad am aufrichtigſten betrauert wurde, bedarf keiner Verſicherung. — Die Sprache der hieſigen Juden iſt bis zum heutigen Tag noch immer die ſpaniſche, indeß durch Beimiſchung fremder Worte zu einer ſogenannten lingua franca geworden. Als Geſchäftsleute ſprechen die meiſten auch die türkiſche und griechiſche ſo wie die gebräuchlichſten abendländiſchen Sprachen, und ein Führer, den ich mir einſt auf dem großen Bazar nahm, ſondirte mich vorher in fünf verſchiedenen Sprachen, bis er heraus hatte, welchem Lande ich angehöre. — Jenſeits des goldenen Horns über Haſſa-Koi bedeckt der jüdiſche Kirchhof die ganze Breite eines anſehnlichen Hügels. Es iſt ein ungeheures Steinfeld, ohne Baum und Strauch, dem ſeine horizontal liegenden weißen Steine aus der Ferne den troſtloſen Anblick eines jener Striche in der Steinwüſte des Karſt um Obſchina herum verleiht.

Dicht neben dem Balad befindet ſich das Fanal oder Phanari, der Sitz der vornehmen Griechenfamilien, namentlich der edlen Familien Muruſi, Maurocordato, Callimachi, Ypſilanti, Karadſa, Suzo, Maurojeni und Handjerli, aus welchen einſt die Hospodaren der Wallachei durch die Pforte gewählt wurden. Außer dieſen zeichneten ſich auch die Familien Argyropoli, Mano und andere durch Förderung der Wiſſenſchaften und Künſte aus. Aus ihnen gingen meiſt die Dragomans der Pforte hervor, wie ſich denn die Türken bis in die neueſte Zeit nothgedrungen der Griechen als Dolmetſcher bedienten, da ſonſt niemand ſich dazu eignete. Indeſſen haben ſie, um jener Nothwendigkeit zu entgehen, junge Leute aus ihrer Mitte zu dieſem Zweck unterrichten laſſen. — Die meiſten jener edlen Phanariotenfamilien hat ein unglückliches Schickſal erreicht, indem ſie nach und nach zum Tode oder zur Verbannung verurtheilt und ihres Vermögens beraubt wurden. — Trotz der blutigen und barbariſchen Unterdrückung, welche die zahlreiche Gemeinde des Fanals zu erdulden hatte, trotz der Noth und des Elends, in welche viele verſunken ſind, gibt ſich dennoch das griechiſche Gemüth ſo lebendig und ſo leicht der Hoffnung hin, daß ſie immer noch den Glauben an Glück und Freiheit bewahren.

Ich eilte mit meinem Begleiter, um noch der großen Schiffbrücke von Galata zu gelangen, denn der Abend ſank herab und von der Batterie von Top-Hane kündigte ein Kanonenſchuß, deſſen Schall ſich vielfach am aſiatiſchen Ufer brach, den Beginn des Ramajan, des türkiſchen Faſtenmonats, an. Rings um die Domkuppeln der Moſcheen und die ſteinernen Umgänge der Minarets flammte allmählig ein Lichtmeer von tauſend kleinen Lampen auf und verlieh den zierlichen Thürmchen das Anſehen von ſchlanken Rieſencandelabern, deren Flammen weithin über die dunkeln Fluthen des goldenen Horns ſtrahlten. — Die Natur hat das Füllhorn der Schönheit und alles deſſen, was den Wohlſtand und das Glück der Menſchen begründen kann, über Conſtantinopel ausgeſchüttet; ihm fehlt nichts, um das belebende Herz eines mächtigen, geehrten, geiſtig und materiell reichen Volkes und Staates zu ſeyn, als eben — die Menſchen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 33. 13. Auguſt 1854.

Friedhof der entſchlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbſt des Herzens Klage,
Ach, und ſeine Seligkeit.

Lenau.

Der verhängnißvolle Tanz. *

Zu Tübingen führt ein Freudentag
Die Jünger des Stifts zuſammen,
Hoch lodern empor beim Feſtgelag
Des Weines und Witzes Flammen:

„Wir ſind die Zeit, und der Zukunft Geiſt
Wir dürfen voraus ihn naſchen,
Und eines Jahrhunderts Fülle kreiſt
In dieſen duftigen Flaſchen.

„Die Welt iſt worden ein altes Haus,
Kann ſo nicht länger dauern;
Wir brechen das morſche Gebälke aus,
Sind ſelber die Pfeiler und Mauern.

„Und laſſen euch Andern den alten Gott,
Mit euren verhofften Pfründen;
Und laſſet ihr uns den freien Spott,
Sammt unſerer Freiheit Sünden.“ —

Ein blonder Scheitel, ein Auge blau,
Das lange ſinnend geſeſſen,
Als ſchweift' es auf ferner, ſchön'rer Au,
Hat raſch den Saal durchmeſſen:

„Dein ſey der Kranz, mit Wein bethaut
Aus heiliger Opferſchale,
Du alternd Götterbild, ergraut,
Vergeſſen, verdrängt im Saale!

„Ja, gottgeliebt Hellenenland,
Mein Hoffen und mein Vertrauen,
Wo ich im Geiſte die Heimath fand,
Dich will ich wieder bauen!

„So hielt das Meer und des Himmels Klar
Nie eine Welt umfangen,
So freudig iſt kein Volk, ſo wahr
Im Sonnenlichte gegangen.

„Von dir laß deinen beglückten Sohn
Empfangen den Prieſterſegen,
In dir den treuen Hyperion
Der reinen Menſchheit pflegen.

* Es lebt eine Tradition, nach welcher Hegel und Hölderlin während ihrer Studienzeit auf dem Tübinger Wörth einen bachantiſchen Tanz mit einander aufgeführt haben.

„Und, heilige Diotima, mir
Ein göttliches Kind erſchienen,
Laß mich auf griechiſcher Flur mit dir
Den ſchönen Göttern dienen.

„Mit dir, mit dir ein einzigmal
Will, ſelber ein Gott, ich leben,
Und gerne dann dem finſtern Thal
Der Schatten mich ergeben!“

Und heller leuchtet des Auges Glanz,
Des grazienumfloſſ'nen,
Als um des Gottes Haupt den Kranz
Er ſchlingt, den weinbegoſſ'nen. —

„Ein And'rer drauf: „Nicht Götter kennt
Der neue Denkerorden;
Was ſoll das alte Regiment,
Wenn neu das Reich geworden?

„Für jung und alte Cleriſei
Iſt kommen die Zeit, zu ſterben,
Und deine Göttertyrannei
Ich ſchlage ſie daß in Scherben.

„Der Menſch iſt Gott, und die Welt ſein Sohn,
Die mit der Idee er zeuget,
Er ſetzet ſich ſelber auf den Thron,
Vor dem ſich die Schöpfung beuget.

„Laß fahren den Traum der verklungnen Welt,
Dein Sehnen, das götterkranke,
Denn alle Gewalt und Wahrheit hält
Erobert der Menſchengedanke.

„Von ihren Altären ſeh' ich ſchon
Die bleichenden Wunder ſteigen;
Komm, lockiger Hyperion,
Wir tanzen dazu den Reigen,

„Wir ſchlingen vorüber unſern Tanz
An der Zukunft bräutlichem Bette,
Und pflücken in's eigne Haar den Kranz
Von „des Geiſtes Schädelſtätte!“

Sie faſſen ſich an wie Windesbraus,
Und nach die andern ſauſen,
Den Saal entlang und zum Thor hinaus,
Wo die Ulmen am Neckar brauſen.

Sie ſtürmen dahin am Wogenrand
Wie trunkene Mänaden —
Da wirft des Schickſals dunkle Hand
Um den Armen ſeinen Faden,

Um die Seele, die ſich vermaß, im Spiel
Mit dem Dämon Erkenntniß zu ſcherzen,
Dem nie ein liebender Bund gefiel
Mit der träumenden Welt im Herzen.

Es ſchauert das Herz ihm, übermannt,
Inmitten des Taumels zuſammen,
Dem Mägdlein gleich, das den Fall erkannt
Erſt in der Umarmung Flammen.

Schon hat den bebenden Geiſt erfaßt
Des Zwieſpalts tödtliches Grauen,
Der in die heutige Welt den Gaſt
Kein Paradies läßt bauen. —

Jahrzehnte ſind hinabgeeilt
Mit des rollenden Neckars Fluten,
Kein Friedensengel hat ihm geheilt
Der brennenden Seele Gluten.

Todt Diotima, ſein Lenz verheert
Vom Ungeſtüme der Thränen,
Und an des Lebens Flamme zehrt
Das heimathloſe Sehnen.

Und Gott und Götter kommen nicht,
Daß einer ſich erbarme —
Da ſchlingt des müden Geiſtes Licht
Der Wahnſinn in die Arme.

Zu Tübingen ſchaut ein trüber Thurm
Herab auf des Neckars Wogen,
Dort iſt, von manchem wilden Sturm
Zerfleiſcht, er eingezogen.

Es taucht, wie Geiſter, vor ihm empor
Ein Mai, ſo lang verklungen,
Es wehet ein Tönen um ſein Ohr
Von Liedern, längſt geſungen.

Er träumet vom fernen Griechenland,
Von Diotimas Liebe,
Und gnädig verhüllt ihm Geiſterhand
Der eigenen Welt Getriebe.

Das Mitleid aber am Ufer hin
Still klagend kommt gegangen:
„Der arme Meiſter Hölderlin,
Hier ſitzet er, irr, gefangen;

„Erſtorben der herrlichen Leyer Klang,
Verſunken in kindiſch Träumen,
Den einſt der große Denker ſchwang
Im Tanze bei dieſen Bäumen.“ —

Die Welt indeß, zur Vollendung reif,
Rauſcht unter vollem Segel,
Drob ſteht ein Komet mit ſeinem Schweif:
Der prangende Name Hegel.

J. G. Fiſcher.

Der Lehrer und sein Schüler.

(Schluß.)

5.

Das Hofrichterhaus von Traunkirchen ſteht auf dem Grath des bergigen Vorſprungs hinter dem Kloſter. Gen Norden ſchauen ſeine Fenſter weit über die Dächer der Stiftsgebäude hinaus nach Gmunden hin. Gegen Morgen ragen hinter dem Waſſer, das dort kaum über eine Viertelſtunde breit iſt, die ſteilen Felſengeſtade. Südwärts öffnet ſich die Ausſicht über das Dorf hin nach dem oberen See mit ſeinen wilden Umgebungen. An der Abendſeite erhebt ſich in nächſter Nähe eine Bergwieſe mit den Kapellen, welche die Anhöhe zum Calvarienberge weihen, und worüber der friſche grüne Buchenwald ſeinen Anfang nimmt. Dieſe Ausſicht des hoch und frei ſtehenden Hauſes iſt in ihrem wechſelvollen Reiz eine der herrlichſten, welche in der weiten Welt zu treffen. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat zwei Sommer ſeiner beſten Jugendzeit dort verdämmert, und die Erinnerung an die dichteriſchen Träumereien im Hofrichterhaus iſt ihm bis zum heutigen Tage noch viel werther, als das Andenken an alles, was er im Ernſt erſtrebt und gethan und gelitten.

Der Hofrichter iſt (oder war) bei einer geiſtlichen Herrſchaft, was bei weltlichen — je nach der Sitte des Landſtrichs — als Pfleger, Verwalter, Gerichtshalter, Landrichter oder dergleichen bezeichnet wird; in Oeſterreich hatte er mit der Verwaltung zugleich auch die bürgerliche und peinliche Rechtspflege zu beſorgen, ſo weit dieſe der Grundherrſchaft zuſtand. Und dieſe Befugniſſe waren im ſiebzehnten Jahrhundert noch ſehr weit ausgedehnt; erſt ſpäter wurden ſie durch die wachſende Macht des Landesherren allmählig beſchränkt, bis endlich unſere Zeit die Rechtspflege überhaupt zu Handen der Krone genommen hat. So war denn der biedere Herr Hagenauer ein mächtiger Mann in den Marken der Herrſchaft Traunkirchen, und zwar um ſo mehr, als er, der Hofrichter eines Frauenſtiftes, faſt ganz allein mit den Unterthanen alle Geſchäfte abwickelte, indem die Nonnen theils durch die klöſterlichen Vorſchriften noch ſtrenger wie Mönche ſich von weltlichen Geſchäften ausgeſchloſſen fanden, und theils durch ihren leichten Sinn abgehalten wurden, ſich um ernſte Dinge zu bekümmern. Die gottgeweihten Jungfern zu Traunkirchen waren zwar in dieſem Stücke bei weitem nicht ſo ſchlimm, als ſie von den Prädikanten der Nachbarſchaft geſchildert wurden; aber leider gaben ſie auch nicht das rechte Beiſpiel ernſter Strenge, wie es in jenen Tagen der Verwirrung und des Abfalls doppelt und dreifach nöthig geweſen wäre, und die hochwürdigen Patres der Geſellſchaft Jeſu hatten wohl Recht, wenn ſie achſelzuckend unter einander das ſchwäbiſche Sprüchlein anwandten: Man ſagt zu keiner Kuh Bläß, ſie habe denn ein weißes Flecklein.

Zum Hofrichter hatte Xaver ſeine Zuflucht genommen, nachdem er durch den ſcharfen Ritt auf dem Dragonerpferd und durch die eilige Fahrt über den See ſich dem Bereich der Mannsfeldiſchen entzogen. Jezt ſaß er wohlbehalten, und wenn auch mit beunruhigtem Herzen, wenigſtens in leiblicher Ruhe in der großen Stube, wo Hagenauer dem bedrängten Mann treulich Geſellſchaft leiſtete, um ihn mit tröſtlichem Zuſpruch zu erquicken, wie er ihn durch Speiſe und Trank gelabt hatte. Der Hofrichter hatte den Winklmaier viel zu lieb, um ſeine Gaſtfreundſchaft auf die gewöhnliche Bewirthung und ein paar mehr oder minder wohlfeile Redensarten zu beſchränken.

Es war Jauſenzeit; die beiden Männer ſaßen am Fenſter, vor ſich eine Schüſſel mit gebackenen Fiſchen und einen Krug voll edeln Weines aus den ſonnigen Geländen der untern Steiermark. „Zugegriffen!“ ſprach Hagenauer; „Ihr eßt ja nicht mehr als ein Dirndl vor der Beichte.“ — „Das Herz iſt mir ſo ſchwer,“ verſezte Xaver; „ich warte ſchon ſo lange, und immer noch iſt keine Poſt von meinen Leuten da.“ — „Meint Ihr denn, die Boten können fliegen?“ lachte Hagenauer. — „Der geſtrenge Herr hätte mich ſelber ſollen gehen laſſen,“ fuhr Xaver fort; „ich wäre längſt im Winkl geweſen.“ — „Freilich, und leicht auch zu Ort. Was bildet Ihr Euch denn ein? Wenn Ihr Euch betreten laßt, ſo nehmen ſie Euch ohne weiteres bei den Ohren und legen Euch in den Schatten. So geſcheit ſind wir noch, denke ich. Auch habe ich den Boten nicht bloß in den Winkl geſchickt; ich habe ihm aufgetragen, zuerſt zur Maierin zu gehen, um ihr zu ſagen, daß Ihr gut aufgehoben ſeyd, dann aber nach dem Schloß von Ort zu laufen und ſich auf Kundſchaft zu legen. Derlei wird ſchier Zeit und Weile brauchen.“ — „Aber mein Loysl,“ meinte Xaver, „der könnte wohl gekommen ſeyn.“ — „O du mein Xaveri,“ rief Hagenauer, „der Bue hat ſich ja verſchlupft, und recht hat er, er wartet das Wetter ab, und ſo ſollt Ihr's auch machen. Sobald die Mannsfeldiſchen abgezogen ſind, habt Ihr nichts mehr zu fürchten, und zu verſäumen habt Ihr jezt auch nichts.“

Die beiden waren im beſten Geſpräch begriffen, als Annemierl, Xavers Frau, raſch in die Stube trat

und dem Maier an den Hals flog, jubelnd zwar, aber mit dem Ausdruck einer Freude, welche nur zu deutlich bewies, daß weniger von Luſt als von Troſt dabei die Rede war. „Wenn ich dich nur wieder habe," rief und ſchluchzte das Weib, „was liegt am übrigen! Mag alles zu Grunde gehen, du lebſt und biſt geſund." — — „Denke wohl," ſagte Xaver; „ſetz' dich her, Weiberl, und thu Beſcheid. Wie geht's daheim?" — Mit entſchiedener Geberde das dargebotene Glas abweiſend entgegnete Annemierl: „Daheim? Was nennſt du daheim?" — „Nun, meiner Treu, von was ſoll ich denn reden als vom Winklhof?" — Die Frau ſchüttelte trübſelig das Haupt. „Wir haben keine Heimath mehr, Xaveri," ſprach ſie langſam. — „Das wird doch nicht ſeyn!" ſchrie er erbleichend. — „Es iſt, Xaveri, es iſt dennoch wohl," fuhr ſie fort, und nachdem ſie ſich niedergeſezt, begann ſie zu erzählen.

Ihre Geſchichte war kurz und traurig. Des Pflegers Schreiber war mit dem Amtsdiener und einigen Knechten gekommen und hatte ihr einen Brief des herrſchaftlichen Pfleggerichts vorgeleſen, worin geſchrieben ſtand, daß wegen nicht erfolgter Zahlung der bedungenen Summe eine gnädigſte Herrſchaft ſich bemüßigt finde, dem rebelliſchen Maier das Lehen zu zücken, vorbehaltlich ſpäterer Abrechnung über die Beträge, welche von den geleiſteten Abſchlagszahlungen zurückzuerſtatten ſeyn würden, wie beim Abſchluß des Handels bedungen worden. Vorher ſey indeſſen eine Klage zu erledigen, welche der Graf von Mannsfeld gegen den Xaver Mitterhuber über mehrere Punkte erhoben habe, da der Genannte dem bemeldeten Herrn Grafen einen Dragoner zur Feldflucht verführt, dann auch ſelber ſeinem Werber davongegangen ſey und noch mehrere Miſſethaten verübt habe, wie die noch auszufertigende Klageſchrift des Breiteren begründen werde. Einſtweilen nehme das Pfleggericht zur Sicherſtellung des Klägers ſowohl als wegen der etwaigen Entſchädigung gnädigſter Herrſchaft die Fahrniſſe des bisherigen Winklmaiers in Beſchlag. Auf ſolche Weiſe war Annemierl mit ihren Kindern vom Hofe gewieſen worden, und hatte nichts mitnehmen dürfen, als einige Stücke Gewand und Leibwäſche.

„Und das hat der Paltenauer über ſein Herz gebracht?" rief Xaver, die Hände faltend. — „Der geſtrenge Herr war gar nicht da," erklärte das Weib. — „Was iſt mit den Dirndln?" fragte Xaver, der immer noch nicht an ſich ſelber zu denken ſchien. Annemierl zuckte die Achſeln. „Aus ſonderlichen Gnaden," ſagte ſie, „ſollen ſie bis zum Abtrieb noch zu Alm bleiben dürfen." — „Das leid' ich nicht!" rief Xaver; „ich bin ein Bettelmann, ich habe kein Brod für die Kinder, aber ſie ſollen dem hartherzigen Ketzer doch nicht dienen, und müßten ſie gleich verhungern!" — „Recht ſo, Xaveri!" hob nun Hagenauer an; „mit dem Verhungern hat es übrigens keine Noth, auch ſeyd Ihr lange noch kein Bettler." — „Geſtrenger Herr," entgegnete der geſchlagene Mann, zum Erſtaunen ruhig und gefaßt, „denke Er ein Biſſel nach. Er wird ſich doch nicht einbilden, daß ich von der Herrſchaft einen rothen Heller herausbekomme?" — „Das bilde ich mir in der That nicht ein," ſagte Hagenauer; „ich müßte den Paltenauer-Rederl ſchlecht kennen, wenn ich mir ſolche Gedanken machen wollte. Er wird es ſchon ſo zu richten wiſſen, daß Ihr wenigſtens noch einen Reichsthaler darauf zu zahlen habt. Derlei Künſte verſteht er, als wäre er ein Advokat von Linz. Aber Ihr ſeyd ein Biedermann, dem alle Welt ihr Geld und ihre Waare anvertrauen wird. Auch habt Ihr ja bei mir noch Gelder ſtehen." — „Das Geld gehört der Liſi," fiel ihm Xaver raſch in die Rede; „und gäbe ſie mir's gleich, ich nähme es nicht. Ich rede in vollem Ernſt, geſtrenger Herr, verlieren wir alſo weiter keine Worte darüber."

Der Hofrichter hatte vielleicht keine rechte Luſt, ſich ſo wohlfeilen Kaufs gefangen zu geben, doch mußte er etwaige Einwendungen für eine ſpätere Stunde verſchieben, weil Xaver hinausging, um diejenigen ſeiner Kinder zu begrüßen, die mit ihrer Mutter nach Traunkirchen gekommen waren. Später ſtellten ſich anderweitige Unterbrechungen ein. Der Bote kam zurück, welcher nach Ort entſendet worden. Von beſtimmten Angaben brachte er nichts mit, als daß der herrſchaftliche Pfleger, wie er vernommen haben wollte, in aller Eile über den See nach dem Kammergut gefahren ſey, begleitet von zwei Knechten, denſelben, welche Tags vorher nach der Spitzelſteinalm entſendet worden, um Guidobald dort aufzuheben, wenn ſie ihn fänden; ſie hatten ihn aber nicht gefunden. Im übrigen, berichtete er, herrſche im Schloß ein geheimnißvolles Treiben, aus dem kein Chriſtenmenſch recht klug werde; die gnädige Frau ſey ſterbenskrank, und einige munkelten ſogar, ſie ſey bereits verſchieden, obſchon das Zügenglöcklein nicht geläutet worden. Er habe, ſchloß der Bote, die längſte Zeit herumgelungert und gefragt, ſey aber endlich zum Abzug genöthigt geweſen, um nicht feſtgenommen zu werden, womit ihm gedroht worden, weil man ihn als einen Traunkirchner erkannt und ihm auf den Kopf zugeſagt habe, er verlege ſich auf's Kundſchaften, was ihm übel bekommen könne, wenn die Herrſchaft oder der ſchwarze „Domine" etwas davon ſpüre.

„Sind die fremden Gäſte noch zu Ort?" fragte der Hofrichter. — „Ich habe ein paar fremde Geſichter geſehen," beſchied der Bue, „aber genaue Auskunft hat mir niemand gegeben. Die Leute wiſſen von nichts zu reden als vom entlaufenen Junker und von der wilden Jagd auf den Mitterhuber-Xaveri."

Der Bote hatte bei weitem noch nicht alle Fragen beantwortet, womit der Hofrichter und Xaver, der inzwiſchen herbeigekommen, ihn beſtürmten, als plötzlich die Kloſterdirne von der Spitzelſteinalm erſchien, heiß

vor athemloſer Eile und dennoch bleich wie der Tod. „Zu Hülfe, geſtrenger Herr!“ rief ſie eintretend, „ſie haben den Mitterecker-Jodl niedergeworfen.“ — „Wer? wo?“ — „Zu Alm. Sie ſchleppen das arme Dirndl fort, der Paltenauer und die Knechte.“ — Der Hofrichter drückte die Dirne auf die Bank nieder. „Reſi,“ hob er an, „du biſt ja völlig kopfſcheu. Der Jodl wird doch keine Schwaigerin geworden ſeyn?“ Die Reſi fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. „Verwirrt bin ich ſchon,“ hob ſie langſam an, „aber es wird auch ſchier kein Wunder ſeyn.“ — „Nimm dir Zeit,“ ſagte Hagenauer, „und erzähle gemächlich eins nach dem andern. Je eiliger ein Ding iſt, um ſo langſamer mußt du ſprechen; damit geht's am ſchnellſten.“ — Die Dirne folgte dem guten Rath. Aus ihrem Bericht ging allmählig hervor, das Paltenauer mit zwei Knechten zur Alm gekommen war und Reſi von lezteren vernommen, was für ſie im Augenblick faſt das wichtigſte ſchien, daß der Mitterecker-Bue zu Ort in's Gefängniß gelegt worden. Dem Hörer kam viel erheblicher vor, was nun folgte, daß der Pfleger zum Trieb gekommen, um die Liſi zu holen. Seraphin war nach der Langbath geeilt, um dem Pater Pentenrieder Kunde zu bringen, und die Reſi hatte einen Vorſprung gewonnen, um die Botſchaft nach Traunkirchen zu tragen.

6.

Der Vorſprung, welchen die Schwaigerin gewonnen, war übrigens nicht gar zu groß. Sie hatte vielleicht noch nicht den Sonnenſtein erreicht, als Paltenauer mit ſeiner Gefangenen zu Kindbach die Plätte beſtieg. Dieſelbe Stelle war es, an welcher Sonntags in der Früh Leysl die Schweſter erwartet hatte. Seitdem hatte die Thurmuhr noch keine ſechzigmal zum Stundenſchlag ausgehoben, und dennoch ſchienen lange Jahre dazwiſchen zu liegen. Wie fröhlich war am Sonntag die ſchöne Almerin gegen die Korbachmühle und Traunkirchen hingerudert! wie trübſelig ſaß ſie am Erchtag im Fahrzeug! Damals von ahnungsvollen Schauern angenehm überrieſelt, hatte ſie im mitleidigen Gefühl das Gedächtniß des Schwimmers der Liebe gefeiert, welchen die claſſiſch gelehrten Aufzeichnungen der landſchaftlichen Geſchichtſchreiber gewöhnlich den Leander von Traunſee nennen; heute dachte Liſi beim Anblick der Korbachmühle nur darüber nach, wie Schade es ſey, daß ſie nicht mit ihrer Mutter in den See verſunken. Und wenn ihr das Herz ſchwer geworden, ſo war es nicht allein vom eigenen Liebesweh; noch viel größer war ihre Sorge um des Geliebten Loos. Ein Unglück mußte ihm widerfahren ſeyn, ſonſt hätte er ja beim Stelldichein nicht ausbleiben können. Sie wäre viel ruhiger geweſen, wenn ſie gewußt hätte, daß Guidobald nicht ſowohl gefangen als eingeſperrt war, eingeſperrt durch das angebliche Verſehen ſeines würdigen Mentors, der in tugendhafter Vorſicht das Fahrzeug weggenommen hatte.

Paltenauers Anblick war nicht geeignet, die Stimmung der betrübten Jungfrau zu erheitern. Auf der Alm hatte er ein finſteres Geſicht gezeigt und drohende Reden geführt. Im Schiff kam's noch ſchlimmer: ſeine trutzige Miene verkehrte ſich in widerliche Freundlichkeit. „Du haſt jezt keine Stütze mehr als mich, mein Schatz,“ ſagte er ſüßlich; „ich kann dich retten, und werde es auch thun, wenn du vernünftig biſt.“ Liſi würdigte ihn keiner Antwort. Er ließ ſich dadurch nicht irre machen. „Ein gefangenes Zeiſerl,“ bemerkte er unter andern, „flattert toll und wild im Käfig und will ſich das Hirn einrennen. Am Ende frißt es doch aus der Hand.“ — Vor Traunkirchen kam den Fahrenden eine Plätte entgegen, bei deren Anblick Liſis Züge ein Lächeln überflog. Paltenauer deutete das Lächeln zu ſeinen Gunſten, weil er in ſeinem Eifer, den Liebenswürdigen zu ſpielen, nicht einmal die Plätte ſah, viel weniger alſo bemerkte, daß ſie den Hofrichter und den Winklmaier trug und von drei Ruderern geführt wurde, in denen Liſi Knechte des Nonnenſtifts erkannte.

„Halt da!“ rief Hagenauer. Paltenauers Begleiter zogen die Ruder ein. Sie kannten den Mann und wußten, daß ſie ſich in dem Umkreiſe befanden, wo ſein Wort als Befehl galt. Auch blieb von ihnen nicht unbemerkt, daß am Ufer der Fahrzeuge noch mehr in Bereitſchaft ſtanden und das Geſtade von Zuſchauern wimmelte. Eine ähnliche Bemerkung mochte ſich ſofort auch dem Pfleger aufdrängen, der ſehr wohl fühlte, daß er bei dem Vorgange nicht eben in ſeinem Recht war. Darum rief er barſch: „Was will der Herr? Halte Er uns nicht auf, wir haben's genöthig.“ — „Soll nicht lange dauern,“ antwortete Hagenauer gelaſſen, indem ſeine Plätte ſich an das andere Fahrzeug anlegte; „ich habe von dem geſtrengen Herrn nur eine kleine Auskunft zu begehren. Wie kommt der Herr dazu, den Spitzelſtein als Gebiet der Herrſchaft von Ort anzuſprechen?“ — „Iſt mir im Traum nicht beigefallen,“ verſetzte Paltenauer; „ich kann dem Herrn alſo nicht eine Frage beantworten, zu der ich keinen Anlaß gegeben. Aber ich kann Ihm mit einer Gegenfrage aufwarten: wie kommt Er dazu, in freundnachbarlicher Geſinnung den Schelm da zu hegen, der uns entlaufen iſt?“ — „Hüte der Herr ſeine Zunge!“ ſchrie Faver ihn an, die Fauſt drohend erhoben.

Hagenauer beſchwichtigte den Zürnenden, bevor er ſich zu Liſi wandte: „Sprich, Dirndl, biſt du dem geſtrengen Herrn freiwillig gefolgt?“ Statt aller Antwort hob die Almerin ihre zuſammengebundenen Hände empor. — Mit raſchem Griff faßte Faver nach ihr und hob ſie zu ſich herüber, während Hagenauer den Pfleger beim Arm pakte und ihm zurief: „Wenn der Herr eine Klage gegen den Winklmaier hat, ſo wird Er wiſſen, daß es Recht und Gerechtigkeit im Lande gibt. Sollte

Er's zufällig nicht wiſſen, ſo wird Er's erfahren, denn ich werde im Namen der gnädigſten Stiftsherrſchaft Klage gegen Ihn erheben wegen Vergewaltigung auf unſerem Gebiet. Der Streich ſoll Ihm keine Roſen tragen, wenn wir auch nur Katholiſche ſind, die Ihr und Euresgleichen rechtlos zu machen begehrt, als wären wir Heiden, Türken und Juden."

Auf Hagenauers Wink ſtieß ſeine Plätte ab. „Gewalt!" rief Paltenauer, „ich klage über Vergewaltigung, ich ſchreie nach des Kaiſers Recht beim Kammergericht!" — In ſeinem Rücken antwortete eine klangvolle Stimme: »Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?« Der Mann mit dem lateiniſchen Sprüchlein war Pentenrieder, der, von Seraphin gerudert, herbeigekommen. — „Fort!" rief der Pfleger ſeinen Begleitern zu, „mit der Satansbrut will ich nichts zu ſchaffen haben. Mit dem Jeſuiten könnte ſich höchſtens unſer wohlehrwürdiger Dominus Melander meſſen." Zu Hagenauer gewendet, fügte er hinzu, indem ſein Fahrzeug ſich entfernte: „Der Herr wird von mir hören."

So ruderte er von dannen, giftige Blicke auf ſeine Widerſacher ſchießend, die für den Augenblick wenigſtens ſiegreich aus dem Kampfe hervorgingen, und wo möglich noch giftigere auf Liſi, die er eben noch als ſichere Beute betrachtet hatte. »Apage Satanas!« murmelte Pentenrieder und ſchlug ein Kreuz hinter dem Enteilenden. Dann wandte er ſich zu den andern: „Laßt uns keine Zeit verlieren, ſondern raſch handeln, bevor es Abend wird." — „Wo iſt mein Bue?" fragte Xaver. „In der Höhle," beſchied der Pater. „Ich wollte ihn und den Baldi dort abholen, ich bin aber den ganzen Tag wider Willen aufgehalten worden, zuletzt noch durch den Ramſauer Buben. Aber wie kommt Ihr daher, Winklmaier? Die Leute erzählen, Ihr wäret zu Ohlsdorf von den Werbern weggefangen worden."

Der Hofrichter ertheilte die nöthige Aufklärung. Mit ſtillem Lächeln hörte Pentenrieder zu. „Das Unglück ſieht ärger aus, als es iſt," ſagte er, „und wir werden ſeiner Zeit alles wieder gehörig einrenken. Seyd ohne Sorge, Mitterhuber. Den Loysl nehme ich derweil zu mir, das Dirndl bringen wir in's Kloſter. Ich denke ſie wird am beſten thun, den Schleier zu nehmen, um der Verwirrung mit dem Baldi ein Ende zu machen. So lange der Junker thörichte Liebesgedanken im Kopfe trägt, kommt er zu keinem geſcheiten Entſchluß." Er ſah bei dieſen Worten Liſi ſcharf an. Sie ſenkte die Blicke; ihre bange Sorge um Guidobald hatte ſich in Zürnen verkehrt. Er ſaß in der Höhle und war nicht zu ihr gekommen; das ſchien ihr ein Verbrechen. „Ich werde der Liſi meine Gründe hernach deutlich auseinanderſetzen," fuhr Pentenrieder fort; „Ihr, Xaveri, mögt indeſſen die Buben holen. Fahrt mit ihnen nach Ebenſee. Dort treffen wir uns und reden weiter. Ich werde mich hier nicht länger aufhalten, als nöthig iſt." Der Pater ſtieg zum Hofrichter in die Plätte, während Xaver ſich zu Seraphin geſellte, mit dem er unverweilt gegen den Röthelſtein hinruderte.

7.

Den beiden Jünglingen war der Tag in der Röthelſteinhöhle entſetzlich lang geworden, und einem von ihnen zuvor auch die Nacht. Bald nach Pentenriedens Scheiden hatte Guidobald, als ſein Geſpann eingeſchlafen, ſich hinausgeſchlichen, um die unliebſame Entdeckung zu machen, daß der Nachen verſchwunden ſey. Sein anfängliches Erſtaunen war in verzweifelten Grimm, dann in dumpfen Argwohn und endlich in die klare Ueberzeugung übergegangen, daß der hochwürdige Herr ihm den Streich mit Vorbedacht geſpielt. Der Junker wäre fürwahr nicht ſeines Lehrers würdiger Schüler geweſen, wenn ihm das Nachdenken nicht den Zuſammenhang deutlich gemacht hätte. Und zum Nachdenken hatte er der unerwünſchten Muße mehr als zuviel, nachdem er ſich vergeblich den Kopf zerbrochen, um einen Ausweg aus der „verdammten Rattenfalle" zu entdecken. Er hätte kein Mittel gehabt, als das Waſſer zu durchſchwimmen; die eiſige Kälte der Fluth würde ihn davon nicht abgehalten haben, wenn er nur die edle Kunſt des Schwimmens verſtanden oder wenigſtens ein Scheit Holz zu ſeiner Verfügung gehabt hätte. Endlich war ihm nichts übrig geblieben, als grollend und ſchmollend zur Streu zurück zu tappen und ſo gut oder übel zu ſchlafen, als es eben gehen wollte, und es wollte ſchier gar nicht gehen mit dem Schlafen. Am Morgen fraß ſich der Groll noch tiefer in's Herz, weil die Blödigkeit der Jugend den Knaben nöthigte, ſeinen Liebeskummer vor dem Genoſſen geheim zu halten, ſo wie die Gewohnheit ihm wehrte, auch nur ein unehrerbietiges Wort über den Beichtvater zu wagen.

Loysl fand ebenfalls die Gefangenſchaft nicht ſonderlich nach ſeinem Geſchmack, doch fügte er ſich mit geduldiger Ergebung in das Unvermeidliche. „Zu eſſen haben wir ja," ſagte er, „und das Waſſer, welches uns den Ausgang ſperrt, gönnt uns wenigſtens einen friſchen Labetrunk." — „Wenn nur dem Hochwürdigen nichts zugeſtoßen iſt!" brummte Guidobald in einem Tone, aus welchem ſelbſt Loysls unbefangenes Ohr den Spott noch deutlich genug heraus vernahm; doch fand ſich ſeine Aufmerkſamkeit ſofort abgezogen. Vom Eingange her ward Geräuſch vernommen, dann dämmerte Lichtſchimmer auf, und endlich erſchienen Xaver und der Ochſenhirt. „Ha, Vater, grüß' Gott!" rief Loysl. — Guidobald fügte hinzu, von einer halb und halb reumüthigen Regung in Bezug auf Pentenrieder angewandelt: „Dem Pater Ignazi wird doch nichts geſchehen ſeyn?" Während Seraphin das Schiffchen hervorholte und flott machte, antwortete Xaver, der geiſtliche Herr befinde ſich wohlauf und habe ihn geſendet,

die Buben nach Ebenſee abzuholen. „Und weßhalb hat er uns denn eingeſperrt?“ rief Guidobald, indem er in ſeinen Gedanken ein Schmähwort hinzufügte. — „Davon hat er gar nichts geſagt,“ erwiederte der Winklmaier. — „Mir ſchon,“ rief Seraphin; „der hochwürdige Herr hat's in Gedanken gethan. Es ſey ihm erſt heute in der Früh wieder beigefallen, ſagt er, nachdem er gar zu lange auf den Junker gewartet.“ — „Mir iſt das ganz unbegreiflich,“ meinte Xaver, „denn der Vater Ignazi hat ſonſt immer ſeine fünf Sinne recht ſauber bei'nander, und weiß alleweil was er ſagt oder thut. Leicht hat er eine beſondere Abſicht dabei gehabt. Er wird an Stroh und Feuer gedacht haben.“

Der Mann hatte guten Grund ſo zu reden, da ihm ſein Begleiter unterwegs mitgetheilt, was am Montag in der Morgendämmerung auf der Alm ſich begeben. In Guidobalds Seele fiel das Wort wie ätzendes Gift. „Ich bin groß genug,“ rief der Junker während des Ueberfahrens, „ich brauche keinen Hofmeiſter mehr. Es iſt ganz aus der Weiſ' vom geiſtlichen Herrn, daß er mich wie einen Schulbuben am Gängelbande führen will. Der Zuchtruthe des Schulmeiſters werde ich hoffentlich entwachſen ſeyn.“ — „Gar mancher iſt der Ruthe entwachſen, dem ſie am allerbeſten thäte,“ antwortete Xaver herb und ſcharf. Er war nicht in der Stimmung, mit jener klugen Vorſicht zu verfahren, welche in dem gegebenen Falle ſo dringend vonnöthen geweſen wäre. — „Ha, ja wohl,“ ſpottete Guidobald; „der Pfaff leitet Waſſer auf Eure Mühle. Oder glaubt Ihr, daß ich vergeſſen, was Ihr mir vorgeſtern erſt geſagt?“ — „Freilich habt Ihrs vergeſſen,“ erwiederte Xaver rauh; „ich habe Euch vernünftig und redlich zugeredet, und Ihr ſeyd noch in derſelben Nacht gen Alm geſtiegen. Das war nicht vernünftig und nicht redlich, und doch hättet Ihr das Kunſtſtück wiederholt, wäre der hochwürdige Herr nicht klüger geweſen wie Ihr. Später werdet Ihr es ihm Dank wiſſen, wenn es Euch heute auch verdrießt.“

Mit Erſtaunen hörte Leyſl der Unterhaltung zu, die ſich wie ein Gezänk ausnahm. Der unſchuldige Bube brachte kaum halb und halb eine Vermuthung darüber zuſammen, weßhalb ſein Vater und ſein Freund ſich nicht in herzlicher Begrüßung die Hände ſchüttelten. Der Winklmaier fügte noch mancherlei hinzu, was allerdings wahr und vernünftig war, aber nicht ſonderlich verbindlich klang. Endlich unterbrach ihn Guidobald: „Was ſtreiten wir um des Kaiſers Bart? Geſchehen iſt geſchehen. Jetzt aber bin ich über dem Waſſer und gehe meiner Wege.“ — „Mir ohne Leid,“ verſetzte Xaver gelaſſen; „wenn Ihr nicht mit uns fahren wollt, ſo mögt' Ihr über den Neſtlerkogl nach Ebenſee kommen.“ — Den Grund dieſer ruhigen Gelaſſenheit auf der Stelle errathend, fragte Guidobald ſtammelnd: „Wäre die Liſl nimmer auf der Alm?“ — „Schaut ſelber nach, ob Ihr ſie findet,“ antwortete Xaver. — „Das werde ich thun,“ rief der Junker. — Seraphin trug Mitleid mit ihm. „Sey der Junker doch geſcheit,“ raunte der Ochſenhirt ihm zu; „der Vater Ignazi hat das Dirndl in's Stift gebracht und macht eine Nonne aus ihr, weil ſie doch nicht gleich ein Engel werden kann, obſchon ſie's werth wäre.“

Dieſer Aufſchluß verſetzte Guidobald in grenzenloſe Wuth. Seine Augen rollten, ſeine Wangen flammten, ſeine Fäuſte drohten krampfhaft geballt himmelwärts, und mit lauter Stimme ſtieß er Läſterworte aus, ſo gräulich, daß ſeine Hörer einmal über das andermal ſich ſegneten und bekreuzten. Vom Eingang der Höhle her ließ ſich plötzlich eine Stimme vernehmen, deren voller Klang das Geſchrei Guidobalds und das Zureden der drei andern mächtig übertönte: „Iſt das der Roſenkranz oder die Predigt im Tempel der babyloniſchen Metze?“ Erſchrocken verſtummte der tobende Knabe. Sein Ohr erkannte die nur zu wohl bekannte Stimme des Prädicanten, ſein Auge erblickte neben Melander die Geſtalt ſeines Vaters.

Nachdem Eva in ihrer Unerfahrenheit nicht ſowohl aus Todesfurcht als in der Freudigkeit des Martyrtodes, den ſie in allem Ernſte für bevorſtehend hielt, zu bekennen angefangen, war es nicht allzuſchwer geweſen, ihr alles zu entlocken, was ſie irgend wußte. So hatte ſie denn auch das Geheimniß der Kapelle im Gebirge preisgegeben, und zwar um ſo gutwilliger, als ſie ſich einbildete, daß Guidobald bereits über alle Berge ſey, und da ihr Vater — auf die Andeutung in dem aufgefangenen Zettel geſtützt — von der Höhle wie von einem ganz bekannten Gegenſtande ſprach. Erasmus hatte darauf die Enkelin in die Obhut der Frau Melanders gegeben, und nachdem er ſeine Gäſte erſucht, ſeiner Rückkehr zu harren, ſich mit ſeinem Sohn und dem Prädicanten auf den Weg gemacht, jeglicher in einer eigenen Plätte mit mehreren Ruderern. Zu letzterer Maßregel gab es der Urſachen zwei; ſie wollten für den Nothfall handfeſte Begleitung haben und dabei ausgeſtreckt ſich in's Schiff legen, um von Traunkirchen aus nicht geſehen zu werden, weßhalb ſie auch ſchon von der Eiſenau an am öſtlichen Ufer hin zu fahren befohlen hatten. Am Röthelbach waren ſie kurz nach Xaver und Seraphin angelangt, die ihnen, ohne es zu ahnen, als Wegweiſer gedient und die Auffindung des Eingangs zur Höhle bedeutend erleichtert hatten. Martin war mit Melander zur Höhe geſtiegen, von einigen der Knechte gefolgt, Erasmus aber unten beim Ausfluß des Röthelbachs geblieben.

Vater und Sohn ſtanden ſich eine Weile ſprachlos gegenüber. Endlich hob Martin an: „Mein Kind, ich komme, dich zum Leichenbegängniß deiner Frau Mutter einzuladen. Wirſt du auch dieſer Pflicht dich entziehen?“ Der ſanfte Ton, in welchem der ſonſt ſo rauhe Mann dieſe Worte ſprach, war von überwältigender Wirkung auf Guidobalds Herz. „Verzeihung, Herr

Vater!“ ſagte er näher tretend. Martin war von dieſer Antwort nicht weniger überraſcht, als ſein erſchütterter Sohn von der Anrede. „Alſo,“ fuhr Guidobald fort, „die Frau Mutter —“ — Er konnte vor Bewegung nicht weiter reden. Sein Vater ſchloß ihn in die Arme. Der Magiſter nahm das Wort: „Sie iſt hinübergegangen, doch nicht ohne Reue und Buße. So viel an ihr lag, hat die edle Frau gut gemacht, was ſie gefrevelt; ſie hat den Irrthum abgeſchworen, von welchem verblendet ſie ihre Kinder auf den Weg des Verderbens geleitet. Sie läßt Euch bitten umzukehren, da es noch Zeit ſey. Ihr vorletztes Wort war ein Fluch gegen den ſchnöden Verführer, gegen Ignatius Pentenrieder.“ — „Ich fluche ihm ebenfalls!“ ſchrie Guidobald; „fluch ihm und der ganzen Brut von Lügnern und Heuchlern!“

Martin konnte ſich, trotz ſeiner freudigen Rührung über den wiedergewonnenen Sohn, dennoch eines Gefühls tiefer Beſchämung nicht erwehren, weil derjenige, welcher am unverſchämteſten geheuchelt und gelogen, hier kein anderer war, als ſein verehrter Dominus. Doch erwies ſich der edle Freiherr bei aller ſeiner tugendhaften Entrüſtung weltklug genug, die Frucht der kecken Lüge einzuheimſen. Sein Gewiſſen war ruhig; er ſelber hatte ja keine Unwahrheit geſagt, und nicht von weitem fiel dem evangeliſchen Chriſten bei, daß er in dieſer Angelegenheit genau denſelben Pfad einhielt, den er und ſeinesgleichen noch bis zum heutigen Tag mit dem Ausdruck „jeſuitiſch“ bezeichnen. Der Feind ſpielt immer falſches Spiel, aber nur der Feind.

8.

Nachdem Martin ſich mit ſeinem Sohn verſöhnt, ließ der alte Herr ſich nicht unerbittlich finden. Die drei ſaßen beiſammen in einer Plätte und fuhren gerade auf Traunkirchen zu, zur Verwunderung Xavers, der ihnen von weitem folgte, zum Erſtaunen der Dorfbewohner, welche den greiſen Erasmus, geführt von Sohn und Enkel, das katholiſche Geſtad betreten ſahen. Die größte Ueberraſchung aber bereitete die Erſcheinung der drei Edelleute von Ort dem Pater Pentenrieder, welcher in der großen Stube des Hofrichterhauſes alle ſeine Beredtſamkeit ſpielen ließ, um Liſi zum Eintritt in den geiſtlichen Stand zu bewegen. Die Dirne war zwar höchlich erbittert gegen Guidobald, doch nicht ohne den geheimen Wunſch, daß es ihm gelinge, ſich zu rechtfertigen. Eine Trennung für das ganze Leben lag ihren Gedanken ganz fern; ſie hielt ſich ſchon für übermäßig opfermuthig, wenn ſie ſich der Nothwendigkeit fügte, den Liebſten in den Krieg ziehen zu laſſen und geduldig das Ende abzuwarten. Der Pater ſeinerſeits wollte ſo wenig nachgeben, wie ſeine Hörerin, theils weil er es für ein verdienſtliches Werk hielt, eine Jungfrau dem himmliſchen Bräutigam zu erhalten, theils weil er berechnete, daß Guidobald nicht beſſer zu einem recht eifrigen Glaubenskämpfer zu machen ſeyn würde, als durch einen ſtarken Beiſatz von Liebesverzweiflung. Seiner Sendung ſich bewußt, kümmerte der ſtrenge Mann ſich nicht im mindeſten um Harm und Gram der zwei jungen Herzen.

Der Jeſuit war im beſten Zureden begriffen und ſchien nahe daran, durch die Ermüdung des ſchlichten Mägdleins zu erzwingen, was die Ueberzeugung nicht zu bewerkſtelligen vermochte, als plötzlich die Thür aufſprang und die drei Herren von Hofmann haſtig eintraten. Pentenrieder ging ihnen entgegen, einen Ausruf fragenden Erſtaunens auf den Lippen. Guidobald ſchob ihn ungeſtüm zur Seite. „Platz da, ſchnöder Pfaff!“ rief der junge Mann und trat zu Liſi hin, deren beide Hände er ergriff. „Ich habe dich, ich halte dich! Lug und Trug dürfen uns nicht mehr trennen, und am allerwenigſten der Kuttenträger mit ſeinen hölliſchen Ränken!“ — „Aber, Baldi,“ erwiederte die Dirne, „ich bitte dich um aller Heiligen willen —“ — „Er iſt raſend geworden!“ ſprach Pentenrieder, „er hat von der Tollwurzel gegeſſen!“ — „Die du mir eingegeben!“ fiel ihm Guidobald in die Rede. „Ich bin zur Erkenntniß gekommen, welch ein verruchtes Spiel du mit meiner Frau Mutter getrieben, welcher Gott ihre Frevel vergeben möge. Du haſt das arme Weib auf dem Gewiſſen; durch deine gleißneriſchen Reden verlockt, hat ſie die heiligſten Pflichten mißkannt, ihren Herrn ſchlimmer betrogen, als durch leichtfertiges Getändel mit fremden Männern, und ihre Kinder zu Lüge und Verſtellung großgezogen. Aber ich ſage der Lüge und der Falſchheit ab, wie dir, dem Lügenvater!“

Starr vor Verwunderung vernahm Pentenrieder den leidenſchaftlichen Erguß. Nicht minder erſtaunt hörte eintretend Xaver die wilde Rede, obſchon ſie ihn nach allem, was er in der Höhle geſehen und erlebt, in geringerem Grade überraſchte als den unvorbereiteten Pater. Inzwiſchen war Erasmus zu Liſi hingetreten, hatte ſich einer ihrer Hände bemächtigt und hob an: „Will mir die edle Jungfer ein Wort vergönnen?“ — „Auch noch Spott?“ antwortete ſie. — „Ich ſpotte nicht, mein Kind,“ fuhr der Greis fort. „Wir wiſſen genugſam, daß Sie eines edlen Hauſes Tochter iſt. Ihren Namen und Ihr Wappen kennen wir freilich nicht, aber Ihre adelige Herkunft iſt uns darum doch nicht zweifelhaft.“ — „Was will der gnä' Herr damit ſagen?“ fragte Liſi, von einem Hoffnungsſtrahl verklärt.

Ihre Hoffnung war keine trügeriſche; wenigſtens ſchien es ſo im Anbeginn der Auskunft, welche Erasmus ertheilte. Er und ſein Sohn, ſagte er, hätten die leidenſchaftliche Liebe Guidobalds erkannt. Er ſey zwar reich an Jahren und für die jugendlichen Freuden längſt todt, aber ſein treues Gedächtniß habe die Erfahrungen vergangener Zeiten in ihm friſch und lebendig erhalten; er wolle daher nicht trennen, was Gott ſelber

zuſammengefügt. Er ertheile ſeine Einwilligung zur Verlobung des jungen Paars. „Und ich gebe meinen Segen," fügte Martin hinzu. „Die edle Jungfer folgt uns nach Ort. Heute feiern wir die Verlobung, in Jahr und Tag die Hochzeit." — „Schlag' ein, Liſi!" rief Guidobald.

Mit ſeligem Lächeln ſchickte die Dirne ſich an, in des Liebſten ausgebreitete Arme zu ſtürzen. Ein Donnerwort ließ ſie zurückſchrecken. „Gedenke des Sterbeſtündleins!" rief Xaver. — „Und deiner armen Seele," fügte Pentenrieder hinzu. „Das bischen Erdenglück wäre doch zu theuer erkauft mit ewiger Höllenpein. Denn wiſſe, der Preis, den ſie begehren, iſt dein Abfall von der Kirche." — „Baldi," wandte ſich Liſi zum Junker, „nicht wahr, er lügt?" — „Wie immer," verſezte Guidobald. — „Ich wußte es ja," jubelte das Mädchen mit triumphirender Miene; „wir bleiben katholiſche Chriſten." — „Beſſer, mein Kind, viel beſſer," antwortete an des Enkels Statt der Großvater, „ihr werdet wahre Chriſten. Während dein Hochzeiter für Freiheit und Glauben den Degen führt, wird der Magiſter Philippus, ein auserkohrenes Rüſtzeug des Herrn, dich aus der Finſterniß zum Licht leiten." Erbleichend trat Liſi zurück. „Sagte ich es nicht?" rief der Pater; „ſie wollen deine arme Seele!" Das enttäuſchte und aus allen ſeinen Himmeln geſtürzte Mädchen wandte ſich zu Guidobald: „Biſt du abgefallen? Sage nein, ich bitte dich! Ich bin bereit, Armuth und Verbannung mit dir zu theilen, aber unſere unſterblichen Seelen laß uns retten!" — „Thörin!" antwortete der Junker mit einem giftigen Seitenblick auf Pentenrieder und ſagte nichts weiter. Da ſagte Liſi kaum vernehmbar, aber feſt: „Wenn es ſo iſt, bleibt mir nichts übrig, als im Kloſter für die Rettung deiner armen Seele zu beten. Ich werde fleißig bei der Muttergottes anhalten, daß wir uns im Himmel wieder finden. Fahr wohl!"

„Ich halte dich nicht auf," erwiederte Guidobald; „nicht etwa, weil ich in die Trennung unſeres Bundes willigte, ſondern weil du einſtweilen im Kloſter gut genug aufgehoben biſt. Die Langeweile wird dich gründlicher bekehren, als das Zureden des Magiſters. Geh' in's Kloſter, mein Schatz! Wir erkämpfen indeſſen für dieſes geknechtete Land die Freiheit, und dann holt ſich der Reichsfreiherr Hofmann von Ort aus dem Kloſter eine neue Katharina von Bora." Die ruchloſe Rede fuhr wie Gift und Dolch durch Liſis Herz, und das Antlitz in den Händen bergend floh ſie von dannen.

Zum völligen Abſchluß der Begebenheit ſind noch einige Züge in kurzen Umriſſen nachzutragen. Es wird nicht allein ausdrücklich zu beſtätigen ſeyn, daß Liſi wirklich in's Kloſter gegangen und Guidobald mit Mannsfeld in den Krieg gezogen iſt, ſondern es muß auch noch geſagt werden, was — wenigſtens unmittelbar nach den erzählten Vorgängen — mit den betheiligten Perſonen geſchehen. In Niederöſterreich wurden durch den Kaiſer die widerſpenſtigen Landherrn zum Gehorſam zurückgeführt. Tſchernembl, der Koſſuth jener Tage, floh zu Friedrich von der Pfalz nach Böhmen, mit welchem er darauf in's Elend verſprengt ward. Die Stände im Lande ob der Enns trieb der tapfere Bayerherzog zu Paaren, bevor er den Kurpfälzer von Land und Leuten jagte. Die Hofmänner von Ort gehörten zu jenen oberöſterreichiſchen Grundherren, welchen es hierin wie dem Vetter des glaubenseifrigen Herzogs Max erging, ſie ſahen ſich genöthigt, die Heimath mit dem Rücken anzuſehen. Der greiſe Erasmus, ſein Sohn Martin und deſſen Kinder entwichen nach Sachſen, und ſo mußte Guidobald die Liſi wenigſtens einſtweilen unangefochten im Kloſter laſſen, aus welchem ſie zu holen er ſich vermeſſen hatte. Das Land und die Klöſter darin waren gut gehütet durch den Statthalter des Bayern, den Grafen von Herberſtorf, welcher im Schloſſe zu Ort wohnend das Land verwaltete, das der Kaiſer dem Herzog für die Kriegskoſten verpfändet hatte. Bei dieſer Wendung der Dinge kam niemand weniger zu kurz, als Xaver Mitterhuber. Er erhielt ſeinen Maierhof unter den günſtigſten Bedingungen zurück, und hatte an Herberſtorf, welcher die Herrſchaft Ort zum Eigenthum erwarb, einen überaus gnädigen Herrn. Derſelbe Adam von Herberſtorf erhielt im Winter nach der Schlacht am weißen Berge ein langes Sendſchreiben vom Grafen Pappenheim, worin dieſer ihm die Pflegetochter des Löffelſchnitzers empfahl. „Ich habe zwar," ſchrieb der Kriegsheld, nachdem er die verſchiedenen Hergänge erzählt und ſeine anſcheinende Fahrläſſigkeit mit den Zeitläufen entſchuldigt, „den Namen und die Herkunft des Mägdleins trotz allen angewendeten Fleißes nicht auszukundſchaften vermocht, aber ich will für ſeine Zukunft ſorgen, und bitte daher den Herrn, mir mit ſeinem guten Rath behülflich zu ſeyn." — Herberſtorf ſchrieb eine lange Antwort, deren kurzer Sinn lautete: „Deine Fürſorge kommt zu ſpät, guter Freund, die Waiſe hat ſich ganz und gar dem himmliſchen Vater zugewendet, und ſomit das beſte Theil erwählt."

Wilhelm Chézy.

Geneanomiſche Briefe.

VI.

„Die N.N. ſind immer ſeltſame Menſchen geweſen," hat jedermann mitunter bemerken hören, wenn eines Sonderlings Thun und Treiben erwähnt ward; und wenn er es ſonſt nicht gehört hätte, ſo würde er es noch unlängſt in den Zeitungen gefunden haben, die ſich mit den tapfern Thaten des engliſchen Admirals in der Oſtſee beſchäftigt haben. Fighting Charley, haben wir geleſen, iſt nicht allein ein queerfish, ſondern alles, was zu ſeinem Blute gehört, hat etwas davon. Die Napiers haben alle „einen Strich," wie man in Deutſchland ſagt. Das reicht hinauf bis mindeſtens zu einem vorſündfluthlichen Ahnherrn Lennor, den ein ſchottiſcher König den na peer, den Ohnegleichen nannte, und ſeitdem — ſo wird verſichert — ſind Originalität, Charakterfeſtigkeit, Unerſchrockenheit, Kraft, Tapferkeit, Scharfſinn und Sonderbarkeit dieſen Napiers treu geblieben von Geſchlecht zu Geſchlecht, durch ſo viele Jahrhunderte bis heute.

Eine ähnliche Familie ſind die Herveys (jezt Grafen von Briſtol), von denen einſt Lady Marie Wortley Montagu ſagte, ſie bildeten ein eigenes drittes Menſchengeſchlecht zwiſchen den Männern und den Frauen. Ihnen zur Seite ſtehen die Herberts, Grafen von Pembroke auf Wiltonhouſe in Wiltſhire, von denen Vehſe im zweiten Theil der dritten Abtheilung ſeines Werks einige Züge anführt, während Philarete Chasles in ſeinem Buch: Le dix-huitième siècle en Angleterre, unter andern ein Teſtament eines Pembroke mittheilt, welches die ganze Excentricität, durch die ſeine Nachkommen ſich berühmt und berüchtigt machten, in nuce enthält. Darin kommen Vermächtniſſe wie folgende vor: „Item: dem Lord Say — nichts; dieß Legat, deſſen bin ich ſicher, wird er den Armen überweiſen. — „Item: dem Generallieutenant Cromwell eines von meinen Worten; denn bei meinen Lebzeiten habe ich ihm nie eines gegönnt. — „Item: dem Tomas May — fünf Schillinge; wer ſeine Geſchichte des britiſchen Parlaments geleſen hat, weiß, daß ich ihm fünf Schillinge zu viel vermache."

Dieſer kauſtiſche Teſtator, deſſen Namen Ph. Chasles nicht angibt, und der Wilhelm, der ſechste Graf von Pembroke geweſen zu ſeyn ſcheint, hatte einen Nachfolger, welcher zweimal in den Tower geſchickt wurde, das erſtemal als Gotteslängner und wegen Mißbrauchs des heil. Abendmahls, das zweitemal wegen eines begangenen Mords. — Der originellſte aller Herberts aber war Lord Thomas, der achte Graf von Pembroke, der 1733, dreiundachtzigjährig ſtarb. Er war der lezte Großadmiral von England und ein Mann von den hervorragendſten Geiſtesgaben; er hatte 1685 dem unglücklichen Monmouth die vernichtende Niederlage beigebracht, dann zum Friedensſchluß von Ryswick als engliſcher Bevollmächtigter mitgewirkt und die große Pembrokeſche Sammlung von Kunſtſachen in Wiltonhouſe angelegt. Darauf beziehen ſich Popes Verſe:

> He buys for Topham drawings and designs,
> For Pembroke statues, dirty gods and coins.

Die Hauptſonderbarkeit des »long Tom,« wie der Spitzname lautete, den ſeine Excentricitäten ihm eingebracht hatten, beſtand darin, daß er ſich beim beſten Gehör taub ſtellte und auf dieſes diplomatiſche Gebrechen hin alles ignorirte, was ihm irgend unangenehm war. Es war nicht möglich ihm beizubringen, daß es Mitternacht und endlich Zeit zum Soupiren ſey, wenn ſeine junge lebensluſtige Gemahlin noch nicht aus ihren Routs heimgekommen war. „Es kann noch nicht zehn Uhr ſeyn, da die Lady noch nicht zurück iſt." — Bei einer ſolchen ſpäten Heimkunft war eines Tags Mylady von ihrem Kutſcher umgeworfen worden; ſie verlangte zornig, daß der Trunkenbold aus dem Dienſt gejagt werde. Lord Thomas ließ den unglücklichen John vor ſeinem Antlitz erſcheinen. „John," begann er, „ich höre, du armer Schelm haſt das Fieber; du ſollſt dich augenblicklich zu Bett legen und man ſoll alles anwenden, dich zu curiren; dir ſoll ſofort ſtark zur Ader gelaſſen werden, dann ſoll man dir Zugpflaſter auflegen und Eis auf den Kopf; acht Tage lang wird man dich nur Grützenwaſſer trinken laſſen, und ich zweifle nicht, daß dieſe Behandlung Wunder an dir thun wird."

Der zehnte Graf Pembroke zeigte ſich zuerſt durch ſeinen Roman mit einer Miß Hunter als würdiger Sproß ſeiner Väter, dann durch ſein Abenteuer in Venedig, wo er eine Braut in der Hochzeitnacht entführte.*

* Die Familie Pembroke liefert auch einen hervorragenden Beleg zu der Behauptung, daß ausgezeichnete Frauen bedeutende Söhne haben. Die Gemahlin Heinrichs, des zweiten Grafen von Pembroke, war Maria Sidney, die begabte und edle Frau, der ihr Bruder Philipp ſeine Arcadia dichtete und die ſelbſt mehrere Dichtungen und Ueberſetzungen hinterlaſſen hat; ihr Sohn Wilhelm war ein geiſtreicher Förderer von Wiſſenſchaft

Es iſt übrigens nicht nöthig, die Jahrbücher engliſcher Excentricitäten durchzugehen, um häufige Beiſpiele ſich vererbender Originalität zu finden. Sie iſt in Deutſchland kaum ſeltener und weniger zu Hauſe. Wir könnten hier die Galerie von ſeltſamen Charakteren an uns vorüber gehen laſſen, welche das an geiſtreichen Männern ſo reiche Haus der weſtphäliſchen Fürſtenberge geliefert hat; doch ſind ſie ſammt und ſonders mit hinreichender Ausführlichkeit in der Encyklopädie von Erſch und Gruber (Sektion I., Band 51) aufgeführt. Lieber erwähnen wir deßhalb bei Gelegenheit dieſes Namens einer andern Eigenſchaft, die ſich mit merkwürdiger Conſequenz mehr als zwei Jahrhunderte hindurch erblich in dieſem Hauſe gezeigt hat. Dieß iſt, neben hervorragender Intelligenz und allgemeinem ergebnißreichen Eifer für die Wiſſenſchaften, die Vorliebe für die Schule, welche ſich, beſonders bei den geiſtlichen Fürſten, die aus der Familie hervorgegangen ſind, gerade ſo gleich blieb wie bei den Grafen Schönborn die Vorliebe für Repräſentation und die Bauluſt.

Theodor von Fürſtenberg, Fürſtbiſchof von Paderborn (erwählt 5. Juni 1585), war der Wiederherſteller der bürgerlichen Ordnung in ſeinem durch die Folgen der Reformation zerrütteten Lande; er war aber vor allem raſtlos thätig für Stiftungen und Einrichtungen, die ſich auf die Erziehung und den Unterricht bezogen. Zum Behuf des geordneten Primärunterrichts betrieb er in umfaſſendem Maße die Heranbildung von Elementarlehrern; daneben entſtanden unter ſeiner Regierung zahlreiche Gymnaſien, Collegien, Noviciate, und dieſe geſammte Thätigkeit krönte endlich die Errichtung einer „Theodoricianiſchen Univerſität“ in ſeiner Hauptſtadt im Jahr 1614; ein Privatleben voll Aufopferung und Sparſamkeit mußte beitragen, einen Theil der Mittel zu dem allen zu gewinnen. — Ferdinand von Fürſtenberg, ebenfalls Fürſtbiſchof von Paderborn (erwählt 20. April 1661), zeigte den ganzen Hang und Trieb für Lehre und Schulweſen, den ſein Großoheim an den Tag gelegt hatte; er ſelbſt machte bei Schulfeierlichkeiten, bei denen er ſelten fehlte, den Examinator, die Schullehrer waren während ſeiner Regierung der bevorzugte Stand im Lande, überall erhoben ſich neue Schulhäuſer, der Fürſt ließ ſich die Schulpläne vorlegen, hielt die Pfarrer zu fleißigem Katechiſiren an und das Volk zum regelmäßigen Beſuch dieſer Lehrſtunden, und um das Beiſpiel zu geben, erſchien er pünktlich und regelmäßig ſelbſt dabei, ſo oft er Reiſen über Land machte und Viſitationen abhielt. Die Folge ſeines Eifers für Unterricht und Wiſſenſchaft war, daß ihm aus allen Gegenden Europas unzählige Werke von den Autoren gewidmet wurden, und daß eine Unzahl Schriftſteller unter ſeiner Regierung im Fürſtenthum Paderborn auftauchte. Dieſe Regierung wird jedoch auch wegen ſeiner anderweitigen adminiſtrativen Thätigkeit als die goldene Zeit des Landes betrachtet. Ferdinand von Fürſtenberg iſt der Verfaſſer der berühmten Monumenta Paderbornensia, deren Werth für die Geſchichte Weſtphalens und Niederſachſens bei den Hiſtorikern in ſo unbedingter Achtung ſteht.

Franz Egon von Fürſtenberg, Fürſtbiſchof von Hildesheim, und ſodann ebenfalls von Paderborn, war kaum zur Regierung dieſer Gebiete gelangt (ſeit 1786), als er ſofort dieſelbe Richtung der Thätigkeit einſchlug, durch welche ſeine Vorfahren ſich verdient gemacht hatten. Es war der öffentliche Unterricht, dem ſich vor allen Dingen die fürſtliche Aufmerkſamkeit zuwandte; die Normalſchule, die Theodoricianiſche Univerſität, die Prüfungen der Schullehrer, die Gymnaſialexamina feſſelten das wärmſte Intereſſe des Landesherrn; er ſorgte für Gehaltszulagen der Lehrer, für Bereicherung der Bibliotheken, er kam in die Hörſäle und folgte dem Unterricht u. ſ. w. — Am berühmteſten, in weiteſten Kreiſen durch dieſelbe Thätigkeit für Schule, Lehre und Wiſſenſchaft verehrt und bekannter als die drei vorher genannten iſt endlich deren Nachkomme Franz von Fürſtenberg geworden, der Freund des Philoſophen Hamann und der Fürſtin Gallitzin, deſſen Verdienſte um das von ihm als Miniſter verwaltete Land Goethe mehrfach erwähnt. Franz von Fürſtenberg war der Stifter der Maximilian-Friedrich-Univerſität zu Münſter, Stifter einer Normalſchule, einer Militärerziehungsanſtalt, auf welcher unter andern Kleber ſeine Ausbildung erhielt, Reformator des Volksunterrichts, Verfaſſer von Schulordnungen und Schriften über Erziehung und Unterricht, welche ihrer Zeit in ganz Deutſchland als muſtergültig betrachtet wurden. Der Miniſter Fürſtenberg hat ſich in dem von ihm verwalteten Lande, einem der ausgedehnteſten Hochſtifter des Reichs, freilich auch nach andern Richtungen hin als einen der genialſten Regenten gezeigt, doch war die Schule und die Wiſſenſchaft der Punkt, zu dem ſeine Gedanken immer zurückkehrten, die ſeine ſüßeſte Erholung, den Ausgangspunkt all ſeines Dichtens und Trachtens bildeten.

Wir haben vorhin der Schönborn erwähnt. Dieſe Familie hat eine ganze Reihe von Kurfürſten und Fürſtbiſchöfen für die deutſchen Hochſtifter geliefert, und in ihnen allen kehrt immer derſelbe traditionelle Charakter wieder: Prachtliebe, ſtaatsmänniſcher Sinn, großartige Behandlung der Geſchäfte, Jagd- und vor allem Bauluſt. Man kann behaupten, daß ein nicht unbedeutender Bruchtheil aller Schloßbauten, welche beſonders im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland ausgeführt ſind, den Schönborns ihre Entſtehung verdanken. Johann Philipp von Schönborn, Biſchof von

---

und Bildung, ein Dichter von Belang, ein Staatsmann vom weitreichendſten Einfluß. Ben Jonſon ſagt deßhalb in der Grabſchrift, die er für Maria Sidney entwarf: Underneath this marble herse — Lies the subject of all verse — Sidney's sister, Pembroke's mother!

Würzburg und Kurfürſt von Mainz (ſeit 19. Nov. 1647), der ſich berufen wähnte, die Vereinigung der hadernden Religionsparteien in Deutſchland zu bewerkſtelligen, und zu dieſem Ende den großen Leibnitz als Kanzleirath zu ſich nach Mainz berief, entwickelte bereits in vollem Maße dieſen ſich gleich bleibenden Hang ſeines Geſchlechts. Er erbaute die regulären Feſtungswerke von Mainz, legte eine ſtehende Brücke über den Rhein, baute zu Würzburg ein neues Waiſenhaus und die Kirche der Reuerer, vollendete dort den Bau der ſchönen Stiftskirche zu St. Johann im Haug und die des Kloſters St. Afra, befeſtigte die Burg Marienberg und baute das Franziskanerkloſter zu Miltenberg; außerdem legte er in Mainz drei neue Straßen an und ſorgte für den Wiederaufbau eines Theils der während der ſchwediſchen Beſetzung niedergeriſſenen Gebäude. — Lothar Franz von Schönborn, Fürſtbiſchof von Bamberg und Kurfürſt von Mainz (ſeit dem 30. März 1695), welcher die angeborene Vorliebe des Hauſes für Repräſentation in großartigen Kirchen- und Hoffeierlichkeiten bethätigte, der dabei das Steckenpferd hatte, ſeine Thaten durch Medaillen zu verewigen, übte ſeine Bauluſt zunächſt an den Anlagen und Gebäuden der Favorita bei Mainz, dann an den Mainzer und den Erfurter Befeſtigungswerken, und legte am 1. Oktober 1711 zu Pommersfelden den Grundſtein zu dem neuen Schloſſe Weißenſtein, ein mächtiges und impoſantes Bauwerk, das den Kunſtſinn und die Prachtliebe des Fürſten bis auf dieſen Tag bezeugt. Er baute das Schloß zu Gaibach, auf dem linken Mainufer bei Volkach gelegen; am 15. November 1721 legte er den Grundſtein zum Rochusſpital in Mainz, baute daneben das Schloß in Bamberg, dann Klöſter zu Gößweinſtadt und Höchſtatt, dazu Straßen und Schanzen und Brunnen in Mainz, und endlich Fabriken in Erfurt und in Lohr. — Von Johann Philipp Franz von Schönborn, Fürſtbiſchof von Würzburg (ſeit 18. Sept. 1719), heißt es: „In ſeiner auf kurze Jahre beſchränkten Herrſchaft hat er gleichwohl in allen ſeinen Handlungen die der Familie angeborene Prachtliebe und minder nicht ihre Befähigung zu großartigem Geſchäftsbetrieb, zu adminiſtrativer Thätigkeit entwickelt.“ Er war es, der im Jahr 1720 den Bau des großen und herrlichen Reſidenzſchloſſes zu Würzburg begann und die Schönborn'ſche Kapelle am neuen Münſter zu Würzburg ausführte.

Friedrich Karl von Schönborn, Fürſtbiſchof zu Würzburg und Bamberg, baute auf ſeiner Herrſchaft Mühlberg oder Göllersdorf in den Jahren 1715—1719 das prächtige Schloß Schönborn, unweit der von Wien nach Prag führenden Poſtſtraße, mit 136 Gemächern, der Kapelle, den großen Gartenanlagen; dann als Reichsvicekanzler leitete er den Bau der großen und ſchönen Reichskanzlei zu Wien, nach dem Plan eines der Fiſcher von Erlach. Am 3. Juni 1730 legte Friedrich Karl den Grundſtein zu der großen Wallfahrtskirche in Gößweinſtadt. In Bamberg erhoben ſich unter ſeiner Regierung eine ganze Reihe öffentlicher Gebäude; 1737 ließ er dort das große Jagdzeughaus erbauen und vollendete im Jahr 1740 den Prachtbau in Würzburg, wohin er jezt ſeine glänzende Hofhaltung verlegte. Während ſeiner Regierung hat Friedrich Karl von Schönborn außerdem mehr als hundert Kirchen und Kapellen theils eingeweiht, theils ſelbſt erbaut.

Damian Hugo von Schönborn, Fürſtbiſchof von Speier und Cardinal der römiſchen Kirche, legte am 27. Mai 1722 den Grundſtein zu dem ſchönen Schloſſe in Bruchſal; dazu baute er eine hübſche kleine Stadt, Damianſtadt, mit einer Kirche, welche die Gruft für ſich und ſeine Nachfolger enthalten ſollte. Wie erzählt wird, trat hiebei ein eigenthümlicher prophetiſcher Blick in die Zukunft aus des Fürſten Bauanordnungen hervor. Damian Hugo ließ nämlich jene Gruft ſo klein machen, daß ſie nur für drei Särge Raum bot. Als man ihn darauf aufmerkſam machte, antwortete er: „Mehr wird nicht vonnöthen ſeyn.“ Wirklich wurde, als die Gruft die dritte Leiche aufgenommen hatte — einer der drei Nachfolger des Fürſten, Graf Limburg-Stirum war nämlich außer Landes geſtorben — das Bisthum Speier aufgehoben. — Das Schloß zu Bruchſal war jedoch nicht die einzige Schöpfung unſeres Schönborn; noch mindeſtens ein halbes Dutzend Schloßbauten kommen hinzu, in welchen ſich die erbliche Leidenſchaft, verbunden mit dem erblichen Geſchmack für architektoniſche Schönheit ausprägt: die Schlöſſer zu Hanhofen, Dudenhofen, Deidesheim, Kirweiler, Kißlau und Waghäuſel wurden ſämmtlich von ihm erbaut. Außerdem betrieb Damian Hugo mit unabläſſigem Eifer den Reſtaurationsbau des in Trümmern liegenden Münſters zu Speier. Noch in ſeinem Teſtamente fanden ſich 50,000 Gulden zur Förderung dieſes Baues ausgeſezt.

Franz Georg von Schönborn war Kurfürſt von Trier (ſeit 2. Mai 1729), ſpäter auch Fürſtbiſchof von Worms und Prälat von Ellwangen, ſo daß ſich um eine und dieſelbe Zeit ein ſo hübſches Stück von Deutſchland, wie der Kurſtaat Trier und die Hochſtifter Bamberg, Würzburg, Speier, Worms, Ellwangen bildeten, in den Händen einer einzigen deutſchen Adelsfamilie befand, unzähliger anderer Dom- und Stiftspfründen, die ſich in denſelben Händen vereinigten, nicht zu gedenken. Es herrſchte in der guten alten Zeit eine leidige, an's Naive ſtreifende Excluſivität, womit einige einflußreiche Familien ſich alles deſſen bemächtigten, deſſen ſie habhaft werden konnten, ſtatt auch den weniger glücklichen, nicht ganz ſo reinblütigen und ärmeren Familien zu erlauben, ſich aus dem geiſtlichen Zuckerrohr, das ja ſo üppig aufſchoß, ein beſcheidenes Freudenpfeiflein zu ſchneiden. Franz Georg von Schönborn nun war ein würdiger Sproß ſeines Hauſes, obwohl kriegeriſche Drangſale und Verheerungen, welche das Erzſtift Trier

unter ſeiner Regierung zu erdulden hatte, ihm die Hände banden. Er ſchuf das ſtattliche, ſchloßartige Bauwerk, welches ſich längs des Rheins am Fuß des Ehrenbreitſtein erhebt, und der Dicaſterialbau genannt wurde, ſodann das Hotel in Trier, worin das Conſiſtorium ſeine Sitzungen hielt, endlich das Luſtſchloß Schönbornsluſt, während der Emigration längere Zeit Reſidenz der flüchtigen franzöſiſchen Prinzen; überdieß gewährte er reiche Beiſteuern für den Münſterbau in Speier.

Eine Familie, in der, neben kriegeriſcher Tapferkeit in den älteren Zeiten, in den neueren ſich der Trieb zur Schriftſtellerei in verſchiedenen Fächern — Geſchichte, Theologie, Naturwiſſenſchaft, Philoſophie, Touriſtik, Medicin — immer von neuem gezeigt hat, iſt die der aus England ſtammenden Stedmann, Nachkommen der Barton, von denen ſich mehrere einen hohen Ruhm als Seemänner erworben haben. Ritter Andreas Barton war Admiral von Schottland, zu einer Zeit, als die Marine dieſes Landes aus zwei Orlogſchiffen beſtand, während die Krone England über ein einziges „königliches Schiff," the great Henry, gebot. Von den ſchriftſtelleriſchen Werken der Stedmann iſt am bekannteſten geworden die überaus unterhaltende Beſchreibung eines fünfjährigen Aufenthalts in Surinam (von 1772 bis 1777), von Johann Gabriel Stedmann, ein Buch, das in alle europäiſchen Sprachen überſezt worden iſt. Aber ſchon 1673 hatte Roland Stedmann de unione mystica credentium cum Christo geſchrieben; Thomas Stedmann gab am Ende des vorigen Jahrhunderts »Letters« über theologiſche Gegenſtände heraus; John Stedmann ſchrieb um die Mitte deſſelben Jahrhunderts »Memoirs« in den Philosophical Transactions, dann Physiological Essays, Thoughts on Nature u. ſ. w. — Georg Stedmann veröffentlichte eine Operative Surgery und eine Reihe mediciniſcher Abhandlungen. Karl Stedmann ſchrieb um 1794 ſeine History of the American war, die als das entſchieden beſte Werk über den amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg gerühmt wird. Andrew Stedmann war Verfaſſer von Wanderings and Adventures in the interior of Southern Africa. London 1835.

Eine höchſt anziehende Erſcheinung iſt die Begeiſterung für den Seedienſt und die große dabei entwickelte Tüchtigkeit in dieſem Berufe, welche ſich in dem großen Caſtiliſchen Hauſe der Bazan erblich zeigt. Don Alvaro II. von Bazan befehligte als Generalkapitän die Galeeren von Spanien unter Kaiſer Karl V.; unter ſeinen Kriegsthaten iſt die Eroberung von Tunis und Goletta, welche der Kaiſer hauptſächlich ihm verdankte, wohl die berühmteſte; eine andere iſt der große Seeſieg bei Muros, den Don Alvaro als „General en el Oceano" mit vierundzwanzig ſpaniſchen Galeeren über die dreißig Segel ſtarke franzöſiſche Flotte davon trug (29. Juli 1544). Eines ſolchen Vaters ebenbürtiger oder ihm noch überlegener Sohn war Don Alvaro III. von Bazan, Markgraf von Santa Cruz, der in der großen Seeſchlacht bei Lepanto das Reſervegeſchwader Don Juan d'Auſtria's befehligte und im entſcheidenden Momente, als Don Juan bereits der ſtürmiſchen Tapferkeit Ali's und der Türken zu unterliegen ſchien, den Ausſchlag gab. Im Jahr 1573 eroberte er die Stadt Tunis, unterwarf 1580 in Gemeinſchaft mit dem Herzog von Alba, den er mit einer Flotte von ſiebzig Galeeren unterſtüzte, das Königreich Portugal der ſpaniſchen Krone, wobei er die portugieſiſche Flotte im Tajo vernichtete, und lieferte im Jahr 1582 die Schlacht auf der Rhede von Villafranca. Es war die franzöſiſche Flotte, der Don Alvaro hier nach hartem fünfſtündigem Kampf eine ſolche Niederlage beibrachte, daß ſie 3300 Todte hatte, worunter der berühmte Philipp Strozzi war, und daß nur achtzehn Schiffe ſich nach Frankreich retteten. Im darauf folgenden Jahre vollendete Alvaro III. die Eroberung Portugals durch die Unterwerfung der azoriſchen Inſeln. Von Philipp II. zum Oberbefehlshaber der großen Armada wider England, der „unüberwindlichen Flotte" ernannt, ſtarb Alvaro, in den erſten Tagen des Mai 1588, als eben die Armada in See gehen ſollte. Philipp II. war überzeugt, daß der Verlauf der großen Expedition ein ganz anderer geweſen ſeyn würde, wenn der große Admiral von Santa Cruz, der größte Seeheld Spaniens, ſie geführt hätte.

In die Fußſtapfen des Vaters und des Großvaters trat der älteſte Sohn Alvaros III., Don Alvaro IV. von Bazan, Marques von el Viſo. Er nahm auf verſchiedenen Expeditionen wider Türken und Mauern Durazzo, Mahometa, Lampedusa, wurde 1621 Generallieutenant der ſpaniſchen Flotte unter dem Oberbefehl Philiberts von Savoyen, der ſie als Generalkapitän kommandirte, und befehligte ſodann ſeit 1625 ſelbſt als Generalkapitän die Galeeren von Spanien. Als ſolcher vertrieb er die Franzoſen in jenem Jahr aus allen feſten Punkten an der genueſiſchen Küſte, beſchüzte 1631 Nordflandern wider die Angriffe des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien und nahm den Franzoſen im Jahr 1635 die Inſeln St. Marguerite und St. Honorat im Golf von Lyon weg. Er ſtarb, ohne Kinder zu hinterlaſſen, 1646, aber im Enkel ſeiner Schweſter, in Franz Diaz Benavides y Bazan, dem fünften Marques von Santa Cruz, Generalkapitän der ſpaniſchen Galeeren, und ſodann in deſſen Sohn, Alvar de Bazan y Benavides, hat das Haus Bazan der Krone Spanien den vierten und den fünften Admiral und überlegenen Seemann geſtellt.

Wie überhaupt die Unendlichkeit des Meeres etwas unwiderſtehlich anziehendes und verlockendes hat, und den Seemann in keinem andern Lebenselement mehr duldet als auf ſeinen blauen Wogen, ſo ſcheint auch die Seetüchtigkeit den einzelnen Blutsgenoſſenſchaften,

welche einmal darin ſich Auszeichnung erworben, mit beſonderer Treue eigen zu bleiben. Man braucht nur die Doria zu nennen, um mit Einem Schlag der Reihe hochmächtiger Generalkapitäne der ſpaniſchen Galeeren, an denen wir eben vorüberwandelten, eine noch längere und nicht weniger ehrfurchtgebietende Reihe italieniſcher Seemänner gegenüber zu ſtellen. Sie beginnt mit Oberto Doria, dem Admiral Genuas, der 1284 die Flotte der Piſaner bei Meloria vernichtete; ihm folgt Lamba Doria, genueſiſcher Admiral, der 1298 bei Corcyra der venetianiſchen Flotte unter Andreas Dandolo die große Niederlage beibrachte und ihr nicht weniger als 85 Galeeren nahm. Der dritte iſt Paganino Doria, genueſiſcher Admiral, der 1352 die von Nicola Piſani befehligten Venetianer unter den Mauern von Conſtantinopel ſchlug. Der vierte iſt Lucian Doria, Admiral von Genua, und der fünfte Ambroſio Doria, beide zuſammen die Sieger über Victor Piſani in der Schlacht von Pola, 1379. Der ſechste iſt Pietro Doria, Admiral von Genua, der in demſelben Jahr 1379 Chiozza eroberte und dem es nur an unſern Pairhansgeſchoſſen und 68pfündigen Drehbaſſen fehlte, um den Markusplatz, den er bedrohte, zuſammt der ganzen Meerherrſcherin Venedig in Schutt und Aſche zu legen; leider, oder vielmehr zu gutem Glück, waren die Galeeren Genuas im vierzehnten Jahrhundert nicht ſo gerüſtet wie die formidabeln Nachkommen des Great Henry, des patriarchaliſchen „Vorfahrers" der brittiſchen Flotte, es heutzutage ſind. Victor Piſani ſchloß den genueſiſchen Admiral zu Chiozza ein und nahm deſſen ganze Flotte gefangen. — Der ſiebte iſt Andreas Doria, ſeit 1513 Befehlshaber der genueſiſchen Galeeren, ſeit 1524 Admiral der franzöſiſchen Seemacht, ſeit 1529 Admiral Kaiſer Karls V., der Sieger bei Capo d'Orſo, der Eroberer von Genua, das er mit nur dreizehn Galeeren und einer Handvoll Truppen, fünfhundert Mann, von den Franzoſen ſäuberte, der Eroberer von Koron, und Patras, kurz, der große Doria, „der Vater des Vaterlandes und Wiederherſteller der Freiheit," der Mann, der mit einem Beſitz von zweiundzwanzig eigenen Galeeren der mächtigſte Privatmann genannt worden iſt, der je gelebt hat. Der achte iſt Gianettino Doria, der ſich ebenfalls im Seedienſt auszeichnete, der neunte deſſen Sohn Johann Andreas, der die im ſpaniſchen Dienſt ſtehende Flotte Genuas unter König Philipp II. befehligte, mit ihr den berühmten Corſarenhäuptling Dragut überwand und gefangen nahm, 1560 Tripolis belagerte, 1564 eine Seeſchlacht bei Corſika gewann.

Bekanntlich findet eine Flotte ja auch nur da eine tüchtige Bemannung, wo der Seedienſt einer Bevölkerung im Blut ſteckt. Es handelt ſich dabei um eine angeerbte Seemannsnatur, nicht bloß um frühe Bekanntſchaft mit dem Meer; es gibt lange Küſtenſtriche, die dennoch keine guten Matroſen hervorbringen, wie ſehr auch die Bevölkerung von Jugend auf hingewieſen iſt auf die Vertrautheit mit dem Meer. So fehlt es Frankreich zum Beiſpiel an weitgedehnten Meeresküſten wahrlich nicht. Aber dieſer Umſtand ſowohl wie das, was eben von den Häuſern Bazan und Doria geſagt wurde, gehört nicht eigentlich hieher, es ſpielt hinüber in das Gebiet deſſen, was in unſerem zweiten Brief erwähnt iſt, wo wir eine hohe Stufe der Entwicklung irgend einer beſtimmten Anlage ſich mit der conſtanten Uebertragung des beſondern Berufs von einer Generation auf die andere verbinden ſahen. Wir erwähnen deßhalb hier auch nicht der zahlreichen Fälle, wo ununterbrochene Ausübung des Kriegshandwerks einer Familie ihr beſonderes Gepräge gegeben hat, wo kriegeriſche Tüchtigkeit dem Stamm immer treu und als unveränderliches Eigen deſſelben erſcheint.

Aber auf die nicht minder ſeltene Erſcheinung wollen wir hindeuten, daß allgemeine geiſtige Begabung und Genialität allen oder doch den meiſten Zweigen eines Stammes ſich eigen erweiſt, wie denn ja im Bewußtſeyn ſolcher „Erbweisheit" einſt der geniale Heinrich von Bülow von ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm, dem ſpäteren Grafen von Dennewitz, ſagte: „In unſerer Familie iſt er der dümmſte, aber noch immer der erſte Offizier in der preußiſchen Armee," und Mirabeau von ſeinem Bruder, dem Vicomte, behauptete: »Dans toute autre famille ce serait un homme d'esprit, dans la nôtre c'est un sot.« — Es iſt ja auch ganz unbeſtritten, wie viel Kunſt und Wiſſenſchaft, Völker und Gemeinweſen der Intelligenz und dem angeborenen Talent einzelner Blutsgenoſſenſchaften verdanken. Was hat der edle Ehrgeiz von Familien, wie die Medici, die Dandolo, die Fugger geleiſtet! bis zu welcher Höhe hat aus beſcheidenen Anfängen ſo manche große Regentenfamilie, beſonders in Deutſchland ſich gehoben, deſſen hervorragende Dynaſtien meiſt auch die Schöpfer ihrer Staaten und ihrer Macht ſind!

Aber wir wollen hier nicht exemplifiziren, wir wollen uns ebenfalls der Ausführung enthalten, wie noch ſo manche Eigenſchaft, z. B. Stolz und Hochmuth, Feigheit, Trägheit, Neid, Jähzorn, Geiz, den Stamm einer Blutsgenoſſenſchaft anfreſſen und unausrottbar an ihm kleben bleiben kann. Wir wollen überhaupt uns nicht weiter in Einzelnes einlaſſen, ſondern mit Betrachtungen ſchließen, die ſich freilich noch weit ausſpinnen und auf das Gebiet der Phyſiologie und Pſychologie hinüberführen ließen, für die wir aber am Ende doch immer in Verlegenheit wären, eine Schlußmoral zu finden. Denn einerſeits iſt das moderne Leben ſo ſehr einem äußeren ſowohl als inneren Nomadenthum verfallen, daß es überaus überflüſſig wäre, dem lebenden Geſchlechte ſeine Wurzeln im Boden vergangener Geſchlechter nachzuweiſen, da ja dieſe Wurzeln zerriſſen ſind, und eine Umwandlung der Bewegung von heute in die pflanzenhaft ſedentäre Exiſtenz

der Menſchen der Vorzeit nie mehr eintreten kann. So iſt denn auch nicht denkbar, daß eine Theorie etwas fruchten könnte, welche ſich in offenbarem Gegenſatz zu den aktuellen Thatſachen befände.

Das Bewußtſeyn der Blutgenoſſenſchaft zu erhalten, die Traditionen derſelben zu bewahren, durch folgerechtes Thun ſich an dieſelben anzuſchließen, das nachwachſende Geſchlecht denſelben zu gewinnen und ſeine Thätigkeit in die gleiche Bahn zu lenken — wer kann, wer mag das heute, wer wird es irgend praktiſch finden? Es ſezte das ja auch die Annahme einer Beſchränktheit und Einſeitigkeit unſerer intellektuellen Fähigkeiten voraus, die wir uns in keiner Weiſe heute mehr gefallen laſſen. Mögen die guten Alten in ihrer Beſcheidenheit ſich de père en fils darauf beſchränkt haben, an einem und demſelben Strang zu ziehen, für uns ſind

— Die Zeiten,
Die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten
Und jede Ferne nah;
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir ſchmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich verſetzen
Uns Geiſtesflug und Dampf.

Und dabei iſt denn nicht zu überſehen, daß überhaupt eine allmählige Wandlung den Charakter der Kulturvölker umſchmilzt, und daß die Individuen in allem Ernſte vielſeitiger, für jede neue Form ſchmiegſamer, freilich auch von einer beunruhigenden Elaſticität werden, die ſich in Dinge fügen lernt, welche man dem alten ſtarren Holz der früheren Geſchlechter mit ihren ererbten Anſichten und Rechtsprincipien im Mark nicht hätte bieten dürfen. Auf der andern Seite kommt nun aber noch hinzu, daß neben der erblichen Uebertragung die Natur in ihrem unendlichen Reichthum und ihrer freien Schöpferthätigkeit jede Art von Gaben und Anlagen auch als freies und unvorbereitetes Geſchenk vertheilt, und daß das Genie ſo oft mit dem Charakter einer nach freier Willkür von obenher ertheilten Miſſion auftritt.

Und ſo ſchließen wir denn ohne Moral, vollſtändig zufrieden, wenn Betrachtungen der vorliegenden Art durch ihren allgemeinen Eindruck dazu beitragen können, den Begriff der Familie vor ſeiner immer größeren Verflüchtigung, vor dem lezten völligen Uebergang in's Gebiet der Abſtraktionen, der ihm droht, zu bewahren. So viel iſt gewiß, der Individualität wird ſelten ihr Recht ungeſchmälert eingeräumt werden können, wenn ſie losgelöst vom Zuſammenhange mit allen ihren Wurzeln betrachtet wird. Und was das Princip der Erblichkeit angeht, ſo mag es allerdings beinahe etwas ſeyn, auf das in weiten Kreiſen des Apoſtels Wort Anwendung fände: »Judaeis quidem scandalum, Graecis autem stultitia. (I Cor. 1, 27.)« Das aber kann uns nicht abhalten, anzuerkennen, daß dieſem Princip eine ſcharfe und vielfach zutreffende Naturbeobachtung, eine umfaſſende Welterfahrung zu Grunde lag.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Marienbad, Juli.

Urſprung des Bades. — Saiſon.

Ein kleines enges Thal, ſo tief verſteckt, ſo dicht von Waldungen überſchattet, daß ein flüchtiger Blick es nicht leicht errathen würde, birgt in ſeinem Schooße die ſo weit berühmte Quelle, der Kreuzbrunnen genannt. Authentiſche Nachrichten ſollen beweiſen, ſo ſagt man, daß Kaiſer Ferdinand I. die Abſicht gehabt, aus dem Waſſer Kochſalz bereiten zu laſſen, bei näherer Prüfung habe es ſich jedoch ergeben, daß man eigentlich Glauberſalz und nicht Kochſalz gewinnen würde, und demnach dieſem Plane entſagt. Das Datum dieſer Verhandlung fällt in das Jahr 1528. — Zunächſt findet ſich in einer alten Chronik Böhmens erwähnt, daß mehrere bedeutende Perſonen im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts in dieſer Quelle gebadet und wiederhergeſtellt worden. Das Sal Teplense wurde bald darauf ein weit verbreiteter Handelsartikel. Im Jahr 1779 ſtattete Dr. Hehr, Ordinarius des nahen Prämonſtratenſerſtifts Tepl, zum erſtenmal einen Beſuch hier ab. Er ſchildert das kleine Thal wie eine Furcht und Grauen erregende Wildniß. Die hohe Lage läßt keine Vegetation zu, niemand hatte hier einen Anbau verſucht, die einzige Hütte, die in der tiefen Schlucht ſtand, drohte den Einſturz, auf einem Herde eingemauert befanden ſich zwei große Keſſel, in denen man das Glauberſalz ſott. Kein menſchlicher Fuß verirrte ſich hieher. Der Werth dieſer Quelle konnte einem Manne wie Dr. Hehr nicht entgehen. Er baute 1807 ein kleines Wohnhaus in der Nähe des Kreuzbrunnens, und nahm hier Perſonen bei ſich auf, die den Brunnen zu trinken wünſchten. Jezt ſteigerte ſich die Wichtigkeit des Ortes von Jahr zu Jahr. Das Kloſter Tepl, dem das Thal als Grundbeſitz gehörte, verwandte bedeutende Summen auf deſſen Verſchönerung, es wurde gebaut, gepflanzt, geordnet, und bald konnte man kein reizenderes Oertchen ſehen. Der Stiftsabt Chryſoſtomus Pfrogner war beſonders thätig bei dieſen Verſchönerungen, wie billig ſollte daher die neuerſtandene Pflanzung ſeinen Namen tragen; doch lehnte dieß der fromme Mann entſchieden ab und ſchlug als würdige Patronin dieſer Quelle die Mutter Gottes vor, deren beſonderem Schuze das Bad dadurch empfohlen ſeyn ſollte. So hieß es denn Marienbad.

Muß man nun Dr. Hehr als den Begründer dieſes Ortes betrachten, ſo kann man nicht umhin Dr. Heidler als ſeinen würdigen Nachfolger hinzuſtellen. Lezterer wurde 1818 zum Brunnenarzte ernannt und hat ſeitdem ununterbrochen dieſem Amte vorgeſtanden. Damals belief ſich die Zahl der Häuſer auf ſechzehn, heute zählt es deren 235. Auch iſt Dr. Heidler ſchon lange nicht mehr der einzige Aeſculap, der hier mit pythiſchen Sprüchen die leidende Menſchheit beruhigt. Man zählt deren vielleicht ſchon ein Dutzend. Indeſſen, wie viel auch die Wiſſenſchaft im Lauf der Jahre gewonnen hat, wie ſehr ſie die jungen Aerzte fördern mag, ſo iſt der Erfahrung immer ein großer Vorzug einzuräumen. Das Mittel, das dem Leidenden hier geboten wird, iſt immer daſſelbe und muß, mit geringen Modifikationen in Doſis und Art der Anwendung, zu allen Zwecken dienen. Dem ſogenannten Brunnenarzt wird daſſelbe bald zu einer wunderthätigen Panacee, er ſieht in der Welt kein anderes Heilmittel mehr, als das Waſſer, das vor ihm dem Boden entquillt, er predigt die Wirkſamkeit deſſelben mit dem Fanatismus eines Glaubenseiferers und fordert unbedingten Glauben. Und wie kann er auch anders? Er gibt, was er zu bieten hat, und er hat ſonſt nichts zu geben. Seine Kranken kennt er nicht. Während er mit dieſem redet, hat er vergeſſen, was jener geſagt hat, oder denkt ſchon wieder an den, welcher dort eben mit dem Glaſe auf ihn zukommt. Es iſt ein ſeltſames Schauſpiel um dieſe an der Quelle verſammelten Aerzte, die ihre große Audienz dort geben, wobei das oft wenig erbaute Publikum zuſchaut und zuhört. Wirklich heilen wollen können dieſe Leute nicht, es ſteht nicht in ihrer Macht, ſie ſind nur die Agenten jener Aerzte, die ihre Patienten hergeſandt, ſie ſind nur die momentane executive Macht, die eine kleine Brandſchazung ausführt, welche ihr ſehr zu gut kommt.

Marienbad hat das Eigenthümliche, daß es faſt nur von ſcheinbar Geſunden beſucht wird. Das Hauptübel, das hier geheilt wird, iſt die Hypochondrie, und man iſt erſtaunt, wie häufig ſich dieſe Krankheit in jedem Lebensalter findet, trotz allem was das Leben geboten hat und bietet. Es ſind weit mehr Männer hier als Frauen, junge Männer, die noch eine ganze Zukunft vor ſich haben, andere, die kopfmüde ſind vom Arbeiten und Studiren, andere, die Europamüde geworden, und wieder andere, die ſchon einen Schritt weiter gegangen ſind und den Knäuel ihres Geſchäftslebens nicht länger abwickeln mochten. Der Müſſiggang, die ſchöne reine Bergluft, das Schlendern im Wald unter den hohen Tannen, die ein leiſer Wind in den Gipfeln bewegt, wodurch ein eigenthümliches Rauſchen entſteht, das dem Meeresbrauſen gleicht, das alles wirkt günſtig auf die Stimmung, und auch die trübſte Miene wird endlich licht, der umwölkteſte Blick ſchaut endlich lebensfroh in den Tag hinein, der auch für ihn mit einer Morgenröthe heraufgezogen kam. — Die Herren ſind bei weitem die früheſten am Brunnen. Man ſpricht davon, daß einzelne ſich ſogar mit einer Laterne hinführen laſſen; aber was ſpricht man nicht alles! Drei Stunden wenigſtens vergehen mit Trinken und darauf folgender Promenade, bis endlich eine halbe Portion Kaffee, wobei

die Milch den größeren Theil ausmacht, die köſtlichſte Erquickung bietet, ſo wohlthuend und labend, wie nur jene, die im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod gewinnen, ein Frühmahl finden.

Außer dem Kreuzbrunnen hat man noch den Ferdinandsbrunnen, der von vielen zur Verſtärkung der Wirkung gewählt wird, für manche aber zu aufregend iſt. Die Moorbäder werden vielfach gebraucht, eben ſo die Stahlbäder, die die Ambroſiusquelle liefert, ein höchſt wohlthuendes Bad. — Der Kreuzbrunnen wird nicht allein früh getrunken, ſondern auch Abends um ſechs Uhr, weßhalb die Geſellſchaft ſich ein zweites mal verſammeln muß. Im Juni, ja auch in der erſten Hälfte des Juli war das ein ſehr ſchönes Schauſpiel. Das Muſikchor ſpielte, der Regen ſtrömte und die damals verſammelte Damenwelt, aus der viele nur gekommen waren, um ihre neue Sommergarderobe vor einer geeigneten Zuſchauerſchaar ſpazieren zu führen, ſaß da in Anzügen, die den fühlenden Menſchen ſchaudern machten, ſo ſehr ſein Auge auch dabei genoß. Dieſe bunten Schmetterlinge ſind jezt alle entflohen, ſie haben ausgetändelt, haben die Saat ihrer Blicke geſäet, die entweder aufgegangen, oder Spreu unter dem Weizen geblieben ſind. Die Hüte wurden in die Schachteln, die Kleider in die vielen großen Koffer geſteckt, und die zum Wohl der Putzmacher und Schneider geborenen Menſchenkinder fuhren die Straße hin, die jeden an ſein Ziel bringt, das für alle das gleiche iſt.

Das Wechſelſpiel des Lebens zeigt ſich nirgends mannigfaltiger als gerade an einem Badeort. Von Süd und Oſt und Weſt und Nord fliegt hier alles zuſammen, jeder baut ſein Neſt, wie er kann, geht ſeinem Zwecke nach, wie er kann, und kennt keine andere Rückſicht, als das größte eigene Wohlbefinden. — Der Melancholiſche wird anfangs noch trauriger geſtimmt, der Miſanthrop möchte die Augen vollends ganz ſchließen, um nur dieſe vielen Menſchen nicht zu ſehen, die er hier täglich ſehen muß, ſo unwillig ſein Blick auch auf ihnen ruhen mag. Einige reden jeden Fremden an, wiſſen alle Namen, unterhalten ſich den ganzen Tag, bald mit dieſem, bald mit jenem; andere ziehen ſich täglich mehr in ſich ſelbſt zurück und wandeln einſam unter ſo vielen. Die ſogenannte gute Geſellſchaft, die einen Menſchen nur dann für ein Geſchöpf der eigenen Gattung hält, wenn er in gehöriger Weiſe vorgeſtellt iſt, behält auch hier dieſen Grundſatz bei und zeigt dieſe ſchöne Blüthe der Civiliſation ſo conſequent am Brunnen der Geneſung wie in der Mitte der vergnügungsluſtigen Hauptſtadt. Eine kleine Geſellſchaft von Männern repräſentirt die Kreuzzeitung, trinkt ihren Kaffee gemeinſam in der Marienbader Mühle, lieſt den Kladderadatſch vor und macht entſprechende Bemerkungen über Politik, Rußland, den Kaffee und Bethanien, wo junge Damen aus guten Häuſern vortreffliche Partien machen. Andere wieder verſammeln ſich am Ferdinandsbrunnen; es ſind die Conſervativen, Juden und Chriſten unter einander; ſie wollen ihr Leben behaglich genießen und bitten den Himmel und die Könige und Völker, ſie darin nicht zu ſtören. — Vom Norden her iſt Mecklenburg hier am reichſten vertreten; das materielle Leben dort fördert den phyſiſchen Menſchen erſtaunlich, darum gerade brauchen die Herrn Gutsbeſitzer aus dem Lande der Obotriten alljährlich eine kleine Faſtenzeit, um ſich zu neuen Genüſſen fähig zu machen. Dieſe rauchen hier ihre Cigarren und ſtören ihre Kur durch keine geiſtige Aufregung irgend einer Art. — Es ſind auch aus andern Gegenden wunderbar wohlgenährte Leute hier und man erzählte von einem derſelben, der ein Bedeutendes vor ſich gebracht, er bete jeden Abend: „Ach, lieber Gott, laß mich nicht in der Nacht erwachen, damit ich die Pein des nagenden Hungers nicht verſpüre!“ — Und unter dieſen Vielen ſchleicht einſam Soiron, der Vicepräſident der weiland Nationalverſammlung, und ſpricht mit Niemand, und Oberländer, der ſächſiſche Miniſter von 1848, ein lieber, braver Mann, der die einſamſten Pfade im Walde wählt; und dort geht auch Hebbel, der lichtblonde Norddeutſche, der Oeſterreich zu ſeiner Heimath gewählt hat, und neben ihm Uechtritz, ein Repräſentant des preußiſchen Beamtenthums, zugleich Vertheidiger der Kirche und Vertreter der Intelligenz durch eigene bedeutende Leiſtungen, ein liebenswürdiger, feiner Mann. Auch Putlitz wandelte hier umher, eine geſunde, friſche Natur, die noch allen Eindrücken offen ſchien, die das Leben ihm zuführen kann. — Frau Meyer aus Wien, die Verfaſſerin des Romans „zwei Schweſtern,“ der kürzlich bei Veit in Berlin erſchien, war noch zu wenig in der belletriſtiſchen Welt bekannt, um als Genoſſin dieſer Herren ihren Platz einzunehmen.

Venedig, Juli.

Die Fremden. — Venetianiſche Luft.

»Fa caldo! fa caldo!« mit dieſem allgemeinen Wehruf über die raſch eingetretene ungewöhnliche Hize nach langem Unbeſtand des Wetters, häufigen Waſſergüſſen und nicht ſeltenen Regentagen überſchritt das träge Venedig den Paß der Sonnenwende und trat von dem Juni in den gewöhnlich brennenden Juli, vom Zeichen des Krebſes in das des Löwen, von dem lezten Mond des Frühlings in den erſten Sommermonat über. Die unvorgeſehene Ankunft der außerordentlichen Hize ward dem Einfluſſe des Sirocco zugeſchrieben, der in den erſten Stunden ſeines Waltens auf die Werkzeuge des Athmens bei vielen Leuten einen ſchweren, namentlich von den Fremden empfundenen Druck ausübte. Für dieſe lezteren, die jezt bei beginnender Badezeit in bedeutenden Zügen herbeiſtrömen, iſt, wenn ſie einem andern Lande als Italien angehören und mit dem Italieniſchen noch nicht gehörig vertraut ſind, dieſer ſchnelle Umſchwung der Witterung ein günſtiges Thema, um aus den Anfangsgründen ihrer Grammatik, aus den Reiſegeſprächen, die im Inventar ihres Nachtſacks einen Artikel bilden, und den wenigen mit Erinnerungen aus dem Lateiniſchen und Franzöſiſchen vermehrten Bruchſtücken ihres Wörterbuchs, die ſich in ihrem Gedächtniſſe erhalten haben, die Elemente eines eben ſo dürftigen als mühſamen Geſprächs mit den Eingeborenen nicht zur Unterhaltung, ſondern zur Sprechübung ſich zuſammenzuleſen. Ueber nichts hilft man ſich in einem Idiom, das man erſt zu gebrauchen anfängt und ſehr unvollſtändig kennt, leichter weg, als über das Wetter. Es iſt ein Thema, das, meiſt aus allgemeinen und gewöhnlichen Begriffen gebildet, mit ſehr gebräuchlichen Bezeichnungen, die bei dem erſten Blick in eine Sprache dem Lernenden ſich darbieten, beſtritten wird, höchſt ſelten nur zu einem Geſpinnſte feiner Beziehungen Anlaß gibt, und folglich weder einen großen Vorrath von Wörtern, noch genaue Bekanntſchaft mit der Gliederung des Satzbaus, weder Aufmerkſamkeit auf den Gedankengang, noch ſcharfe Rückſicht auf die zarten Unterſchiede der Ausdrücke vorausſezt. Fort und fort aber läßt ſich auch von Regen und Sonnenſchein nicht reden; ſchon um in der Sprache weiter zu kommen, müſſen andere Stoffe angegriffen werden; die täglichen Bedürfniſſe bringen nothgedrungen eine größere Mannigfaltigkeit in den Verkehr jedermanns mit jedermann, die Café's, Schenken und Speiſehäuſer, die Waſſerfahrten und die Badegymnaſtik erweitern natürlich von Tag zu Tag den ſprachlichen Horizont des Fremden; vielleicht nirgends bewegt ſich der Umgang, den die Fremden untereinander ſowohl als mit den Einwohnern pflegen, durch eine ſolche Menge verſchiedener Anſchauungen und Erlebniſſe als in Venedig, und die Auskunftsmittel, die den Gedankenaustauſch zwiſchen Perſonen, die ſich gegenſeitig mit dem Werkzeug artikulirter Laute nicht oder nur ſehr ſchwer, nur ſehr unvollſtändig behelfen können, möglich machen, ſind hier zu Lande oft äußerſt ſinnreich und eigenthümlich. Man gehe in das große Bildermuſeum, das unter der amtlichen Benennung „die Akademie der ſchönen Künſte“ bekannt iſt, und beſuche vor allem den Saal, wo nebſt Tizians Himmelfahrt Mariä die vortrefflichſten Meiſterwerke der venetianiſchen Malerſchule verſammelt ſind. Man wird da, nachdem man die glorreichen Erbſtücke des ſechzehnten Jahrhunderts gemuſtert, und ſo weit es in ſo ſchneller Ueberſicht ſich thun läßt, genoſſen hat, im ganzen, weiten Saal zerſtreut eine Anzahl von Staffeleien und vor jeder derſelben einen Arbeiter oder eine Arbeiterin wahrnehmen, welche eine von den herrlichen Zierden dieſes Saals zur Anfertigung einer Copie vorgenommen haben. Dieſe Maler, obwohl meiſt mit fleißigen Augen und rührigen, rüſtigen Händen ausgeſtattet, gönnen ſich Momente der Ruhe und benuzen ſie, um von den Studien ihrer Nachbarn oder Nachbarinnen, mögen es Bekannte ſeyn oder nicht, Einſicht zu nehmen, und dieſes wird häufig eine Einleitung zu einer leichten Plauderei, erſt über die vorliegende, entſtehende Nachbildung eines Tizian, Tintoretto oder Giorgione, dann über die Schöpfung ſelbſt, die nachgebildet wird, über den künſtleriſchen Charakter ihres Urhebers, über die Schule, der er zugehörte, über die entgegengeſezten oder die verwandten Schulen, endlich über alle Schulen und ſo fort, am Ende über alles Erdenkliche. Es geſchieht natürlich auf dieſe Weiſe ſehr oft, daß die ſo in Berührung kommenden Perſonen aus verſchiedenen Ländern ſtammen, verſchiedenen Zungen angehören und ſich nur mit Mühe verſtändigen können. Hier iſt eine Franzöſin oder Engländerin, die zwar in einer Grammatik einige Broſamen Italieniſch aufgeleſen und ſeit ihrem Aufenthalt in Venedig ein halb Dutzend Artikel aus dem Lexikon der Küche und des Kellers ihrem Vorrathe beigefügt hat, aber trozdem in einem nur etwas verwickelten Geſpräche von ihrem ſpärlichen Wiſſen nur ſehr unzureichend unterſtüzt wird. Sie verſteht lange nicht alles, was man ihr ſagt, und kann lange nicht alles ausdrücken, was ſie ſagen will; die geiſtige Spannung, die ſie nöthig hat, um nur einigermaßen zu errathen, was ſie hört, nimmt faſt die ganze Summe ihrer inneren Kraft in Anſpruch und läßt ihr kaum etwas zur Ueberlegung, Ordnung und Faſſung ihrer Antwort übrig. Sie zaudert, ſie unterbricht ſich, ſezt von neuem an, überſtürzt ſich, geräth in Verlegenheit, möchte weinen, möchte lachen, lacht ſich am Ende ſelber aus, der Dialog kann nicht weiter und der Vorhang fällt. Er fällt, aber er geht ſogleich wieder auf, und die Scene ſezt ſich mit andern Mitteln fort. Es war ein italieniſcher Maler, der nicht viel anderes als Italieniſch konnte, mit dem ſich die Fremde in das unglückſelige Geſpräch eingelaſſen; er vermuthet, was ſie meint,

der Gedanke iſt zufällig der Art, daß er ſich bildlich äußern läßt, der Italiener denkt eine kleine Zeichnung dafür aus, wirft ſie auf ein abgeriſſenes Papierblättchen, legt ſie galant der fremden Dame vor, ein lautes Zeichen freudigen Beifalls beweist ihm, daß er ſich nicht geirrt, und das Geſpräch iſt plötzlich wieder in ſeinem hinkenden Gange.

Die Bühnen, deren Venedig, große und kleine, volksthümliche und vornehme, für den Stand ſeiner jetzigen Bevölkerung faſt zu viele hat, ſind in dieſem Moment nicht ſehr geeignet, unter den Zerſtreuungen des hieſigen Lebens eine Hauptrolle zu ſpielen. Hie und da wohl mag man, wenn unter andern die Norma, von allen Opern Bellinis vielleicht diejenige, in der die vorherrſchende Weichheit dieſes Tondichters am meiſten mit Energie verſetzt iſt, gegeben wird, den Saal des lyriſchen Dramas beſuchen und ſich mit dem unverwüſtlichen Zauber einer melodiſchen Muſik für die geringe Zugkraft einer, gelind beurtheilt, leidlichen Aufführung ſchadlos halten; der Venetianer mag im ſogenannten hiſtoriſchen Theater ſeine ächt venetianiſche Leidenſchaft für feſtliche Chöre und für Schaugepräng befriedigen; aber das alles iſt in dieſer Jahreszeit eher eine Frohne als eine Erholung. Selbſt wenn die Fenice, die große Oper von Venedig, die nur während des Faſchings und der dem Faſching nahe liegenden Wochen ihre Hallen öffnet, jetzt offen wäre und ſämmtliche Matadore des italieniſchen Geſangs in ihren Räumen vereinigte, die entſchiedenſten Melomanen würden nicht ohne Widerſtreben auf den ſchönen Abendhimmel mit den ſchimmernden Waſſern, die ihn wiederſpiegeln, und die vom Abſchied der Sonne verklärte Segel der Fiſcherbarken verzichten, um zwiſchen vier Wänden, bei künſtlichem Licht, erſtickend, iſt das Haus voll, betrübt durch die Leere, iſt es verlaſſen, ſich einen zweifelhaften Ohrenſchmaus zu holen. Ich ſage einen zweifelhaften Ohrenſchmaus, denn da Verdi einmal in der Mode iſt, ſo würden ſeine gelehrten Anſprüche eben ſo gut in der Fenice ſich breit machen, wie ſie jetzt in der gegenwärtig offenen Oper dritten oder vierten Rangs vorwalten. Verdi aber, der etwas anderes ſeyn will als ein Italiener, der ſich den der Muſik ſeines Vaterlands gemachten Vorwurf, ſie ſey zwar den Sinnen wohlgefällig und einſchmeichelnd, allein ohne Charakter, ohne Ernſt und Tiefe, unglückſeligerweiſe zu Herzen genommen, hat in die dramatiſche Tonkunſt ſeiner Nation Neuerungen eingeführt, die wohl eine wiſſenſchaftliche Bedeutung haben und für die Aeſthetik von Gewicht ſeyn mögen, aber abgeſehen von einzelnen Nummern, wo die beſſere Natur durchbricht, weder das Gemüth anſprechen noch das Ohr gewinnen und einem unbefangenen Zuhörer ſo ziemlich das Gegentheil von Kurzweil bereiten. Das Patriciat, das die Italiener ſo gern allem zuletzt Aufgetauchten ſchon darum angedeihen laſſen, damit man nicht ſage, es ſey Stillſtand bei ihnen eingetreten, kam Verdi wie vielen andern zu gut, und auch an ihm erprobte ſich die Leichtigkeit, womit die Italiener zu Ehren eines jeden Götzen des Augenblicks, ſchwarz auf weiß ſowohl, als mit Händen und Kehlen, in Paroxysmus zu gerathen im Stande ſind. — Wenn man jedoch das Gedränge auf dem Markusplatz, auf der Piazzetta, auf der Riva di Schiavoni, in den öffentlichen Gärten und Bierſchenken beobachtet, ſo kann man ſehr verſucht ſeyn, den Schluß zu ziehen, daß für Verdi in Venedig ſehr wenig Publikum übrig bleibe, daß das bunte, wilde Geſumme im Freien den gelehrten Akkorden zwiſchen vier Mauern vorgezogen werde und der deutſche Genius mehr durch Aneignung des bayeriſchen Biers als durch Nachahmung der ſächſiſchen oder preußiſchen Muſik den Italienern eingehe.

Luſt und Leben der venetianiſchen Abende blühen übrigens jetzt naturgemäß unter freiem Himmel, vor allem längs der Bogengänge des Markusplatzes, bei Kaffee oder Sorbet und dem Spiel von drei, vier, zuweilen ſechs, acht herumziehenden Muſikbanden, deren gleichzeitige Bewerbung um die Geneigtheit unſerer Ohren und unſerer Börſe mancherlei Uebelſtände mit ſich bringen mag, doch, eins in's andere gerechnet, eher vergnügt als beläſtigt. Das Auf- und Abgehen von oft Tauſenden, das Plaudern von allerlei Nichtigkeiten, der Streit in manchen Gruppen, der mit Eifer, aber auch mit Anſtand geführt wird, die Miſchung von Civil und Militär, von ſtattlichen Venetianerinnen mit dem üppigen Haar, mit den ſtrotzenden Leibern und den regelmäßigen, ſelten geiſtreichen Geſichtern, und von freundlichen, ſeiner als die Venetianerinnen gebauten, geſchmackvoller als ſie gekleideten Oeſterreicherinnen, die ſommerliche Dämmerung, die Wolken im duftigen Azur, die faſt alle achtundvierzig Stunden ohne Ernſt mit einem nächtlichen Sturm drohen, dann, wenn es ſeine Zeit iſt, der blaſſe Einſiedler des Morgen- und Abendhimmels, der ſchwermüthige Mond, der wie eine Ruine des Aethers auf die Ruine der Erde, auf das gefallene und doch noch ſo vergnügte Venedig mit Sympathie herab ſchaut, dann die Kirche des heiligen Markus mit ihren ungleichen Beſtandtheilen, mit ihren niedlichen Säulen und ihren höckerähnlichen Kuppeln, mit ihrem Durcheinander von Orient und Occident, von Byzanz und Rom, von Ungeſchmack und Geſchmack, der St. Markusthurm, mehr eine geſchichtliche Curioſität als ein Werk der Schönheit, in der Ferne die Piazzetta mit dem Dogenpalaſt, für die Phantaſie endlich der große Canal und das weite Meer, ſo wie das Bewußtſeyn, daß wir in Venedig ſind: das alles zuſammen bildet eine Romantik, die den Markusplatz und ſeine Abende zu etwas Einzigem in den fünf Welttheilen, zum glücklichſten Vereinigungsplatz aller gebildeten Müſſiggänger macht.

Dreimal die Woche aber wird die Zugkraft dieſes bunten Ganzen durch einen beſondern Magnet verſtärkt: die Muſik des kärnthiſchen Regiments Prohaska, des einzigen Regiments, das mit all ſeinen Abtheilungen wie mit ſeinem Stab hier liegt, führt da eine Reihe von beliebten Nummern aus dem Gebiete der Oper wie des Tanzes auf, und zwingt ſelbſt nicht ganz verſtockten Italienern durch die glückliche Auswahl ſowohl als durch den befriedigenden Vortrag der Tonſtücke ein günſtiges Urtheil ab. — Die öſterreichiſche Militärmuſik verdient überhaupt alle Achtung, und ſo gut auch die Bande von Prohaska ſpielt, ſo ſehr ſie durch den muſikaliſchen Charakter der Bergbewohner, aus deren Mitte das Regiment ſich bildet, zu trefflichen Tonleiſtungen befähigt iſt, ſo ſehr ſie von den Fremden aller Zungen, die hier in Venedig zuſammen kommen, als eines der angenehmſten Beſitzthümer dieſer Stadt geprieſen, und ſo lebhaft ſie insbeſondere von den

Franzoſen, die ſie mit dem, was ſie auf dieſem Felde zu Haus beſitzen, ärgerlich vergleichen, beneidet wird, ſo nimmt ſie doch im öſterreichiſchen Heere ſchwerlich den erſten Rang ein. So iſt ihm z. B. die Bande des mähriſchen Regiments Kaiſer entſchieden vorzuziehen. Oeſterreich findet, wie für ſeine Reiterei, ſo auch für ſeine Militärmuſik einen unvergleichlichen Reichthum natürlicher Werkzeuge, und wie die Ungarn faſt alle zu Pferd groß werden, ſo wachſen in Böhmen, in Mähren und den Gebirgslandſchaften der Alpen Tauſende als Muſikanten auf. Gegen eine ſo eingeborene Ueberlegenheit iſt mit allen Anſtrengungen und Opfern künſtlicher Nachhülfe nicht aufzukommen. Ich glaube es gern, daß Frankreich, England und andere Länder, die in ihren Sitten keine Stoffe hiefür finden, in der Militärmuſik wie in ſo vielem andern bedeutende Fortſchritte gemacht haben, aber gleichen Schritt mit Oeſterreich zu halten, iſt ihnen nicht vergönnt, und nur im übrigen Deutſchland dürften die öſterreichiſchen Regimentsbanden mehr oder minder ebenbürtigen Nebenbuhlerinnen begegnen. Kein Wunder alſo, daß auch hieſige Privatvereine, welche Kurzweil und Luſtbarkeit zum Zweck haben, die Muſik von Prohaska in Anſpruch nehmen.

Die Venetianer ſind auf die Oeſterreicher ſehr ſchlecht zu ſprechen, aber die Zwingherren hindern wenigſtens das gute Venedig nicht, ſich nach ſeinem Belieben und nach ſeiner Weiſe zu unterhalten. Das ſtaatliche Vaterland konnte zu Grunde gehen, die Nationalität der Feſte blieb aufrecht ſtehen; ſie müſſen ertragen, was ſie haſſen, von dem aber, was ſie ehemals liebten und noch immer lieben, iſt ihnen ein gutes Theil geblieben. Zu ihren Hauptliebhabereien hat es ſtets gehört und gehört es noch immer, die beſondern Tage des Herrn wie ſeiner Heiligen zu weltlichen Beluſtigungen zu nützen und mit frommen Vorwänden den geräuſchvollen Wirrwarr ſinnlicher Tollheit zu beſchönigen. So Etwas hatte am Ende der verfloſſenen und Anfangs der laufenden Woche ſtatt; es war eine Art Kirchweih der Venetianer. An dem Theile der Venedig um- und durchfließenden Gewäſſer, den man den Canal der Giudecca nennt, und den man eigentlich die Bucht der Giudecca nennen könnte und der vielleicht von allen Wogenrevieren Venedigs das anſehnlichſte und annehmlichſte iſt, liegt eine, als Denkmal der Baukunſt nichts weniger als lobenswerthe Kirche, die vor einigen Jahrhunderten, zum Dank für die Befreiung von der Peſt, unter der Leitung des dießmal nicht ſehr glücklichen Palladio errichtet, ihrer Beſtimmung wegen die Kirche des Erlöſers genannt und durch eine Jahresfeier dem venetianiſchen Volke zum Beſuch empfohlen wurde. Dieſe Feier, Anfangs weſentlich kirchlicher Natur, artete nach und nach in eine epikuräiſche Luſtbarkeit aus und verlor im Strudel des Vergnügens alle Weihe, alles Gepräge des Danks und der Andacht. Ein gemeinſchaftliches Zweckeſſen und Zwecktrinken, deſſen Zweck dem Bewußtſeyn der Eſſenden und Trinkenden ganz abhanden gekommen, in beleuchteten Gondeln, bei leidlicher und bei ſchlechter Muſik, Spazierengehen in einem mittelmäßig erhellten Garten, die Häuſer eines Stücks Ufer im Flammenſtaate prunkend — das ſind die Elemente der religiöſen Feier, welche als ein Werk frommer Erkenntlichkeit gegen den Retter aus aller Noth nach einer überſtandenen Seuche geſtiftet wurde, heutzutage aber nichts mehr iſt als ein Sturm auf die Geſundheit der Theilnehmer, ein Ruin der Börſen und ein glänzender Beweis von der unverwüſtlichen Heiterkeit des geſunkenen Venedigs.

Die Kenntniß der Oberfläche in allen Dingen iſt ſicher eine der vorzüglichſten Liebhabereien und Eitelkeiten des gegenwärtigen Europa und europäiſirten Amerika. Einen überſichtlichen Anblick von den Erſcheinungen ſich zu verſchaffen und von Allem im Himmel und auf Erden eine beiläufige Wiſſenſchaft zu erlangen, das iſt das höchſte, geiſtige Bedürfniß, zu dem der Stolz und die Neugierde unſerer Zeitgenoſſen ſich verſteigen. Nach Befriedigung dieſes Triebs wird in hundert- und tauſendfacher Weiſe, auf gerader Straße und auf allerlei Umwegen geſtrebt; es iſt nicht zu ſagen, was alles zu dieſem Ende erſonnen wurde, von den Pfennigmagazinen bis zu den vornehmſten Illuſtrationen, von den Bilderbüchern unbemittelter Kinder bis zu den Prachtwerken, die den Fürſten und Fürſtinnen der Finanz und des hohen Gewerbfleißes vorzugsweiſe in die Hände kommen, hat die Literatur alle denkbaren Mittel der Darſtellung für dieſen Zweck ausgebeutet. Es beſteht aber noch ein anderer Brauch der Mitwelt, den die Vorwelt wohl ſchon gekannt, jedoch in minderer Ausdehnung geübt hat, der Brauch, was in der Literatur zu Anſehen und in die Mode kommt, der Bühne anzupaſſen und in lebendiger Darſtellung den verſammelten Maſſen vorzuführen. Die Bühne ſoll ſich nicht mehr darauf beſchränken, ein Abbild der menſchlichen Leidenſchaft zu geben oder eine Arena menſchlicher Thorheiten zu ſeyn; ſie ſoll eine Schule werden, wo der Zuſchauer ohne Anſtrengung und in ergötzlichem Durcheinander von den wiſſenswürdigſten Phänomenen der verſchiedenen Welttheile und Zeitalter unterrichtet wird. Folgerecht durchgeführt muß das Theater auf dieſem Wege zuletzt eine Encyclopädie für das Auge, eine Art beweglichen Pfennigmagazins werden.

So etwas habe ich in der That dieſer Tage in Venedig geſehen. Es war, dem Zettel nach, ein Marionettenſpiel und ging in einer Bude vor ſich auf der Riva dei Schiavoni, hart am Rand des Kais, ſo daß die Maſten der anliegenden Schiffe faſt in das vollgepfropfte Haus hinein ragten. Franzöſiſche Gaukler leiteten das Unternehmen, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß man viel franzöſiſche Herrlichkeit und namentlich von den afrikaniſchen Heldenthaten des Tourlourou, des Zuaven und des Spahi bei jeder Vorſtellung eine Probe im Marionettenſtyl zu ſehen bekommt. An dem Abend, wo ich mir auch den Spaß machte, den Spuk mit anzuſchauen, wurde irgend eine arabiſche Barake in glorreichem Sturm von den tapfern Söhnen der großen Nation genommen und die poſſirlichſten Hin- und Hermärſche vollführt, die im Publikum die abſonderlichſte Miſchung von Jubel und höhniſcher Luſtigkeit erregten. Endlich fiel ein Stein der Kalifenveſte nach dem andern, die Leute im Turban ſchoßen in wilder Flucht davon, die Heldenthat war gethan und der pomphafte Schlachtbericht konnte nach Paris abgehen. Wie die mahometaniſche Burg, die ein Opfer gallofränkiſcher Tapferkeit fiel, geheißen, habe ich nicht ermitteln können; der Ausrufer, welcher jede neue Scene mit einem Commentar, halb in venetianiſcher Mundart, halb in

fabelhaftem Franzöſiſch begleitete, ſprach die fremden Namen ſo eigenthümlich aus, daß man errathen mußte, aber nicht verſtehen konnte. Wo es ſich um Raubneſter in der Sahara oder am Rande des Atlas handelte, deren Namen im voraus zu wiſſen niemand gehalten ſeyn konnte, war nur ein Klumpen ungegliederter Laute zu vernehmen; als aber die hauptſächlichſten Prachtſtücke von Paris, unter andern die Boulevards, an uns vorüberzogen, ſo ließen die bekannten Namen, ſo verſtümmelt ſie auch ausgeſprochen wurden, ſich doch aus der Verunſtaltung heraus entziffern, und die Wirkung war für die anweſenden Franzoſen oder Stammgäſte von Paris wohl eine im hohen Grad komiſche. Die einzelnen Punkte der Boulevards, von der Baſtille an bis zur Magdalenenkirche, wurden alle ziemlich genau vergegenwärtigt, das ſogenannte goldene Haus namentlich ſtellte ſich ſehr lebendig und greifbar dar; ſonſt ſchien manches, obgleich die wahren Linien ſich erkennen ließen, ziemlich traumhaft, wie in romantiſchen Duft gehüllt, wie aus unendlicher Ferne, etwa vom Markusthurm aus, angeſehen. Der Eindruck war mächtig und magiſch; das unwiderruflich greiſe Venedig freute ſich wie ein Kind an dem immer und immer ſich erneuenden Paris; es lag offenbar Sympathie in den Beweiſen des Antheils, die bei den überraſchendſten Momenten laut wurden; aber eine doppelte Wirkung ließ ſich ſpüren, als die alte, altersgraue Cathedrale im ernſten Spitzen- und Säulenkleid, für die Trauung des neuen Cäſars geſchmückt, auftauchte und die ganze kaiſerliche Hochzeit, die beiden Stegreifmajeſtäten in der Mitte, vor den aufgeſperrten Blicken der Verſammlung ſich entfaltete. Das Dunſtgewebe, in dem, wie geſagt, die Formen von Paris durch die Triebkräfte dieſer Maſchinerie ſich darſtellten, ſtand der gothiſchen Liebfrauenkirche ganz vortrefflich. Für die Venetianer war aber das nicht die Hauptſache; was ſie am meiſten ergriff und feſſelte, was auf einen einzigen Punkt alle ihre Blicke ſammelte, das waren Louis Napoleon und Eugenie. Ein allgemeines, faſt ehrfurchtsvolles Hah ertönte leiſe im Saal, als das kaiſerliche Paar auf die Bühne trat, es ſchien ein Gegenſtand der Verehrung, und war doch nur ein Marionettenpaar.

Zur Unterhaltung der Zuſchauer wurde während des Zwiſchenakts eine elektriſche Drahtſtange herumgegeben, durch deren Berührung gar manche der Anweſenden mit einer ziemlich unſanften Erſchütterung heimgeſucht wurden. Das verſetzte nun die nächſte Nachbarſchaft des Erſchütterten in ſchalkhafte Heiterkeit; aber kaum kam der Draht an den Lachenden vorbei, ſo wollten auch mehrere von dieſen durch eigene Erfahrung die Kraft deſſelben erproben, und dieſelbe Schadenfreude, die ſie eine Minute zuvor über die Erſchütterung ihres Nachbarn an den Tag gelegt hatten, lärmte jezt auf ihre eigenen Koſten. Nachdem dieſes „Divertimento“ zu Ende war, begann eine Reihe von merkwürdigen Orten und Bauten vor uns aufzublitzen und nach einem Moment der Dauer wieder zu verſchwinden. Wir ſahen da aſſyriſche Ruinen und indiſche Städte, wir ſahen Balbec und den Veſuv im Augenblick des Ausbruchs, wir ſahen die Eiſenbahn von Liverpool bei der Einfahrt in den Tunnel und noch gar vieles dieſer Art. Die ſchnelle, unglaublich ſchnelle Verwandlung der Anſichten, die uns nacheinander vorgeführt wurden, ward durch Mitwirkung des Dampfes und durch eine Einrichtung erklärt, die mir im Munde meines halb venetianiſch, halb franzöſiſch welſchenden Gewährsmanns nicht klar genug wurde, als daß ich es unternehmen möchte, ſie ihm nachzuſchildern. Deutlicher war mir das Vergnügen der herbeigeſtrömten Menge, unter der mehrere zur Conſcription berufene, aber frei gelooste Jungen der Umgegend von Venedig ſich befanden. Sie waren während der Aufführung und beim Herausgehen ganz ſelig. Ich ſah Morgens kaum mündige und hochbetagte Frauen, ſah Frauen von jedem Alter in ſichtbarer Angſt über das noch nicht entſchiedene Schickſal ihrer theuren Angehörigen, ſah betrübte Bauernſöhne und ihre Mütter, Töchter oder Geliebten in verhaltenem Jammer, ſah aber auch unter denen, die glücklich losgekommen, einen Jubel, wie ich mir niemals eingebildet. Nirgends wird man, von einzelnen Naturen abgeſehen, gern Soldat; in den unterſten Klaſſen ſelbſt des kriegeriſchen Frankreichs iſt dem ärmſten Winzerkind die Hütte lieber als die Kaſerne, und die Ausſicht auf den Marſchallsſtab lockt den gemeinen Mann nicht; aber bei keinem Volk habe ich eine ſo trunkene Freude darüber geſehen, daß ſie nicht fechten müſſen, als bei den Italienern.

London, Juli.

(ſ. Nr. 31.)

Der Cryſtallpalaſt von Sydenham und ſeine Höfe.

Wir fahren fort, die kunſtgeſchichtlichen Epochen von den Räumen in Sydenham abzuleſen. Palaſt und Umgebungen entfalten immer neue Reize, je länger man zu ihnen wallfahrtet. Auch die Umgebung, der landſchaftliche Rahmen, welcher den „Palaſt der Wunder“ einſchließt, iſt ganz geeignet, auch den, welcher die Laubwölbungen unſeres deutſchen Hochwaldes in den Fluren und auf den Hochebenen Albions vermißt, mit engliſcher Landſchaft auszuſöhnen. Der Cryſtallpalaſt krönt eine Höhe, den Kamm der Hochebene von Kent, ſo daß die Dörfer, die Eichwäldchen, die Groves, die reizend grünen Wieſenplane ſich zu ſeinen Füßen lagern. Gegen London hin fällt die Höhe wannenförmig ab, nach der Seeküſte hin iſt dann, nach dem allmähligen Abfallen, wieder ein Steigen bemerklich. Das Land iſt wie ein Garten angebaut; aber die kühlen (leider durch fences eingehegten) Privateichenwälder, die grünen Raſenplätze, die mit Waldbäumen eingehegten Triften erhalten denn doch ſo viel vom Anſchein ungekünſtelter Natur, als nothwendig iſt, um dieſem ſorgfältig kultivirten Garten von England die Monotonie zu benehmen, welche von der Cultivirung des Landes im engſten und peinlichſten Sinn, bei uns in Deutſchland wenigſtens, unzertrennlich iſt. Das Dorf Sydenham — ein reizend gelegenes, ſtadtgleiches Dorf voll ſchmucker Cottages und Gentryhäuſer — liegt unten im Thale. Auf allen Seiten aber neſtelt ſich bereits die Induſtrie an den Palaſt. Gegen Norwood hin haben wir das ſchmucke Royal Crystal-Palace-Hotel, deſſen Buffetzimmer auch erhemeren Beſuchern, die nur flüchtig ein Gläschen Eis nehmen oder ein Stück Kuchen eſſen wollen, offen ſtehen. Die Tapeten zeigen ſchon Anklänge an die Wandverzierungen des Alhambrahofs, während in Weſtbroke's Caffee- und Publichouſe die Zimmer bereits ſehr deutlich an die Wände des römiſchen Hofes mahnen. Merkwürdig iſt, wie ſehr in den Umgebungen von Sydenham der Eliſabethiſche Styl, welcher dem einfachſten Privathauſe das Anſehen einer Kapelle oder eines Hoſpitals verleiht, um ſich greift. Krönt aber ein ſolches, durch ſeinen rothen Stein, mit ſchwarzen oder weißen Arabesken, weithin kenntliches Haus, über welches am Ende noch ein ſtattlicher Eichbaum ſeinen Schatten wirft, eine ſteile Anhöhe, ſo nimmt es ſich mit ſeinen ſpitzen, herriſchen Thürmen und Erkerfenſtern ſehr ſchön aus. Zu fürchten iſt nur, daß am Ende ganz London nach Sydenham herauskommen und aus einem reizenden Stück Landſchaft ein weiteres faſhionables Quartier des Stadtungeheuers, das ſich ſchon jezt in verſchiedene Grafſchaften hinein erſtreckt, werden wird.

Die „Times“ äußerte neulich ſelbſt, das äſthetiſche Vergnügen des Schauens und das inſtruktive Intereſſe der Ausſtellung in Sydenham ſeyen ſeither von der rein phyſiſchen Rekreation des Eſſens und Trinkens überwogen worden. Ja, wie wir heute (am 31. Juli) in „Daily News“ leſen, geht die Anziehungskraft der Erfriſchungstiſche (refreshment-tables) ſo weit, daß die Geſellſchaft beſchloſſen hat, einen derſelben aus dem Tranſept hinweg auf die Galerie bringen zu laſſen, um die dortigen Ausſteller von Waaren zu entſchädigen, welche ſich beſchwert haben, daß ſich alles Intereſſe auf das Schiff und Querſchiff des Gebäudes beſchränke. Dem allgemeinen engliſchen Grundſatze nach, daß je billiger die Waare, deſto größer der Gewinn, iſt von den beiden, für faſhionable Beſucher beſtimmten, theureren Tagen, Freitag und Samſtag (eine halbe Krone und fünf Schillinge), der Freitag bereits auf einen Schillingstag reducirt worden, und „Daily News“ trägt auf Verlegung des Fünfſchillingtages auf einen andern Wochentag (etwa Dienſtag oder Donnerſtag) an. Durch ganz England geht gegenwärtig eine Bewegung, die den Zweck hat, den Samſtag Nachmittag dem Arbeiter frei zu geben. Wollte nun die Geſellſchaft aus dem faſhionablen Fünfſchillingstage einen Sechspencetag machen, ſo würde ſich gerade an dieſem Tage eine ſehr bedeutende Dividende ergeben. Man hat in den Zeitungen geleſen, daß das Parlament das von Georg II. erlaſſene Geſetz, welches am Sonntage keinem Beſitzer öffentlicher Beluſtigungsorte geſtattet, Geld einzunehmen, abändern will, ſo daß in nicht gar langer Zeit die Eröffnung des Palaſtes auch am Sonntage zu erwarten ſteht. Schon jezt iſt der Ort an Sonntagen zahlreich von ſtadtmüden Londonern beſucht. Damit wäre für England kein unerfreuliches Reſultat gewonnen. Schon jezt läßt ſich im Cryſtallpalaſte und auf den Fahrten dorthin der humaniſirende Einfluß des Unternehmens bemerken. Der unfreundliche Geiſt, mit obligaten finſtern Blicken, gegen „R. Macaire“ und andere derartige Gentlemen, der den Fremden in England ſo häufig abſtößt, hat einem zuvorkommenden Benehmen Platz gemacht, und der Stockengländer fühlt, daß mit der Strenge der Sabbathsfeier ein Hauptbollwerk des alten, brutalen Englands fallen müſſe. Freilich hat Hume die Diskuſſion ſeiner Bill zur Oeffnung des britiſchen Muſeums auf die nächſte Seſſion verſchoben.

Bis jezt ſcheint es der Geſellſchaft noch an Geld gefehlt zu haben, um ein raſcheres Vorſchreiten der Waſſerwerke zu ermöglichen. In dieſem Jahre wird wohl der Beſucher kein Spiel des Waſſers mehr ſehen, ſpielen aber

einmal alle dieſe Waſſerkünſte und verſchmelzen mit ihnen die Sonnenſtrahlen und die Töne von Schallehns trefflicher Muſikbande, ſo muß das prächtig werden. Wahrſcheinlich wird man auch — den Andeutungen der „Times“ zufolge — Veränderungen in Bezug auf den Eingang treffen. Wie die Leſer ſich aus unſerem erſten Berichte erinnern werden, haben wir einen Tadel darüber ausgeſprochen, daß der Haupteingang nicht in der Mitte des Gebäudes liege, ſondern in einem Seitenflügel. „Times“ hat nun dieſe Inconvenienz — namentlich auch den Umſtand, daß der Beſucher zwiſchen ſo vielen Erfriſchungstiſchen mit tafelnden Cockneys hindurch wandern müſſe — herausgefühlt und ſich bemüßigt gefunden, Herrn Barton von der Urheberſchaft dieſer ſtörenden Einrichtung freizuſprechen. Ueberhaupt wird wohl auch im Innern des Gebäudes noch manche Veränderung eintreten; ſo wird man alle unbedeutenderen Waaren in einen kleinen Bazar zuſammenbringen, und die hervorſtechenderen Schöpfungen der Induſtrie mit Rückſicht auf einen ſchönen Totaleindruck zu ordnen und mit dem allgemeinen coup d'oeil in Harmonie zu bringen ſuchen. Sollten wir der Geſellſchaft (da ſie denn doch immer gewiſſenhaft die Rathſchläge der fremden Journale befolgt) noch einen Rath ertheilen, ſo wäre es der, in die Höfe des Palaſtes mehr Leben zu bringen. Es liegt eine gewiſſe Wahrheit in den Paradoxen von R. Wagners „Kunſtwerk der Zukunft“ — die Wahrheit, daß der vollendete äſthetiſche Genuß nur in einer gewiſſen Vereinigung aller Künſte erzielt werde. Architektur und Plaſtik fordern die ſeeliſchere Kunſt der Malerei, und die drei genannten Künſte zuſammengenommen wieder die redenden, Muſik, Poeſie und den Rhythmus der menſchlichen Bewegung, den Tanz. Ob im Parke ein Platz für gymnaſtiſche Uebungen anzulegen wäre (eine Idee, die ſchon laut geworden iſt), laſſen wir dahingeſtellt. Wir dächten, daß wer ſich vor dem Getümmel und dem alles verſchlingenden »business« der Hauptſtadt auf ein paar Stunden nach dem reizenden Sydenham zurückziehen will, nicht durch künſtliche Turnſprünge, welche denn doch immer und überall mit einer guten Doſis geckenhaften Tendenzbärenthums gepaart erſcheinen, geſtört zu werden wünſcht. Aber für höhere muſikaliſche Genüſſe, für lebende Bilder, für Kammermuſik, für den Vortrag neuer Poeſien — etwa im Verein mit Muſik, — für die Ausführung edler Tänze durch berühmte Tänzerinnen wären vielleicht einzelne dieſer Höfe ganz geeignet. Mit dem bloßen Hauſe und ſeiner Ausſchmückung iſt es nicht gethan; es fehlt dieſen Räumen gleichſam noch die Seele, das bewegende Princip, und es ſollte ſich an einen ſolchen Kunſtpalaſt eine ganz neue und bedeutungsvolle Aera und ein höherer, im Sonnenlicht der Oeffentlichkeit den Fittig hebender Schwung der Kunſt knüpfen. Woran krankt denn unſere moderne Poeſie? Doch beſonders daran, daß ſie ſich mehr an den *Leſer*, an das Auge, als an das Ohr, das naturgemäße Organ der Poeſie, wendet, daß ihr der olympiſche Hörerkreis der antiken Sänger gänzlich abhanden gekommen iſt. — Für dergleichen Produktionen aus dem Gebiete der redenden Künſte würde ſich beſonders das *pompejaniſche* Haus trefflich eignen. Es iſt in ſeiner edlen Einfachheit, mit der anheimelnden Kühle, die uns aus dieſen, auf ein heißes Klima berechneten Farbencompoſitionen ſeiner Wände und Säulen anweht, eine der anziehendſten Abtheilungen des Palaſtes.

Wer hat nicht die „lezten Tage von Pompeji“ von Ed. Bulwer Lytton geleſen? Wir halten den Roman für keines von Bulwers beſten Werken. Er gemahnt an die Moſaikarbeiten, welche das untergehende Römerthum ſo ſehr liebte, und macht mehr den Eindruck einer mühſam kompilirten Anzahl von elegant geſchriebenen Monographien über römiſche Gaſtmahle, römiſche Hauseinrichtungen, die Einführung orientaliſcher Kulte ꝛc. als den eines organiſch aus Fleiſch, Blut und Geiſt hervorgewachſenen Kunſtwerks. Auf den Charakter eines Romans dieſer Qualität kann Kingsley's kürzlich in der Allg. Zeitung geſprochene „Hypatia“ eher Anſprüche machen. Genug, jeder Leſer kennt die plaſtiſche Beſchreibung des pompejaniſchen Hauſes in dem genannten Bulwer'ſchen Roman. Die dort beſchriebene Einrichtung iſt im Allgemeinen in dem des Glaspalaſtes beibehalten. „Faſt in jedem Hauſe Pompejis,“ heißt es in der Beſchreibung, „iſt einige Detailverſchiedenheit von den übrigen, aber der Grundplan iſt bei allen derſelbe.“ — So ſehen wir auch hier die Haupteintheilung des römiſchen Hauſes beibehalten. Das Schachtelſyſtem des modernen, auf Heimlichkeit und Verſtellung im geſellſchaftlichen Leben, nicht auf geſunde Oeffentlichkeit berechneten Wohnhauſes kannten die Alten nicht. Auf der Schwelle des Hauſes begegnet uns, wie am Eingange des Hauſes des tragiſchen Poeten und des Hauſes des Trimalchio, welches Petronius (Satyricon, c. 20) beſchreibt, der beim erſten Anblick der naturwahr dargeſtellten Beſtie erſchrocken zurückfuhr, der zottige Hund an der Kette, freilich nicht mit ſolcher Kunſt in Behandlung des Moſaiks dargeſtellt, daß man davor erſchrecken könnte wie der römiſche Poet. Das »cave canem« fehlt auch nicht. Wir gehen dann, ſobald wir über die Schwelle getreten ſind, durch das Prothyrum oder Oſtium, d. h. die kleine Paſſage zwiſchen dem Straßenthor (janua) und der eigentlichen Hausthür (dem ostium), mit den antiken Portierslogen (cellae ostiariae) zu beiden Seiten. Die Wände des Prothyrums ſind roth, mit einem beſchwingten Kupido in der Mitte, nach der Analogie des Hauſes der Dioskuren. Der Fuß der Wände (das dado) iſt ſchwarz. Die Pompejaner ſcheinen grelle Farbenkontraſte geliebt zu haben. — Ehe wir in das geräumige Atrium eintreten, ſey uns ein bewundernder Blick auf das imponirende, wirklich außerordentlich feſſelnde Totalbild geſtattet, welches dieſe Räume, ſo luftig, ſo ſchön, ſo edel, mit ihren Säulen und Wandgemälden uns bieten. Die Halle iſt größer, als ſie in den Häuſern von Pompeji, welche wir kennen, zu ſeyn pflegte; außerdem iſt, um die Wandgemälde mehr hervortreten zu laſſen, dem Licht ein weiterer Spielraum gegönnt. In der Mitte der Halle ſehen wir den Waſſerbehälter, impluvium, mit der Oeffnung im Dach, dem compluvium. Das Atrium dieſes pompejaniſchen Hauſes iſt eines der einfachſten Art, ohne Säulen im Mittelpunkt — atrium Tuscanicum genannt. Das impluvium im Mittelpunkt iſt von Marmor, und die treffliche kleine Marmorſtatue eines Fauns, der zu gleicher Zeit als Quelle dient, iſt von der im Hauſe

Leopolds von Toskana in Pompeji copirt. Die Nachahmung der antiken Moſaikarbeiten auf dem Flur iſt vortrefflich. — Die vorwaltende Farbe des Atriums iſt weiß. Um die Thüren und die Fenſter der Cubicula iſt die Wand blau mit rothem Fuße (dado). Die Pilaſter ſind weiß mit gelbem Untertheil und auch die Kapitäle ſind gemalt. — Wir laſſen fauces und cubicula (Neben- und Schlafgemächer) bei Seite liegen und treten in das Tablinum ein. Es iſt dem des Hauſes des Apollo in Pompeji nachgebildet. Es ſtrahlt im Lichte der reizendſten Farben und enthält Fresken, in deren Lobe das Handbuch ſich erſchöpft. Im Mittelpunkt der Decke ſehen wir eine nackte Venus auf einem Seeungeheuer, ein fliegender Kupido die Zügel führend und ein anderer ihr einen Spiegel an langem Griff vorhaltend. Die Freske iſt nach der reizenden Schilderung des Apulejus (Met. 4) gemalt. Auf der Wand zur Linken befindet ſich die in Pompeji ſo häufig vorkommende Freske: Perſeus, der Andromeda das Meduſenhaupt zeigend. Die Compoſition dieſes Bildes iſt höchſt elegant; es iſt von lichtem Roth umgeben. Außerdem befinden ſich hier auf den Wänden fliegende weibliche Figuren von jener unſagbaren Grazie, wie ſie nur das farbenfriſche, unverkünſtelte, lachend heitere Alterthum ſolchen Ornamenten einzuhauchen verſtand. — An den Seiten des Tablinum befinden ſich cubicula und fauces. — Sodann folgt die reizende Säulenhalle oder der Periſtyl, auch Porticus bei den Römern, bei den Griechen stoa genannt. Daneben der Thalamus oder das Schlafgemach des Hausherrn; weiße Wände mit rothem Unterſatz. Die Wandgemälde, Liebesgötter und Geſtalten der Pſyche darſtellend, ſind vom Hauſe der Dioskuren copirt. Auf der entgegengeſetzten Seite befindet ſich ein Badezimmer; dann mehrere Speiſezimmer — triclinia — und die culina. — Das Ganze des pompejaniſchen Hauſes ſtellt dar, was die Römer eine insula oder ein einzeln ſtehendes Haus nannten. Ueber der janua befindet ſich ein Gitter wie im „Hauſe des Panja“ in Pompeji. Die Fenſter ſind größer und nicht ſo hoch über der Erde, als ſie gewöhnlich in Pompeji waren (ſechs Fuß über dem Straßenpflaſter). Von außen beſehen nimmt ſich freilich dieſes pompejaniſche Haus wie ein Verſchlag aus — ein Fehler, der freilich manchem dieſer Höfe anklebt. Allein dieß war wohl nicht anders zu machen, da es eben unter einem andern Dach und unter einer Mannigfaltigkeit anderer Gegenſtände ſich befindet. — Wir leſen in unſerem Handbuche, daß es urſprünglich zu einem refreshment-room beſtimmt geweſen ſey.

Ich wollte Sie heute noch in den glänzenden Alhambrapalaſt führen; allein es würde dieß einen neuen Beſuch in Sydenham erfordern, wozu ich bis jetzt weder Zeit noch Geld hatte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 34. **20. Auguſt 1854.**

Darin erwieſen ſich die Alten großartig, daß ſie die Nacktheit und das Dunkel ihrer Vorzeit gewiſſenhaft ehrten; unſer Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die ſeiner nahen Heimath. — Aus ferner Vergangenheit frommt es alles und jedes zu erforſchen, und wir ſollten eingedenk ſeyn, daß neben jenem Rohen, Wilden oder Gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutſchen Recht die erfreuende Reinheit, Milde und Tugend der Vorfahren leuchtet und noch unbegriffene Züge ihrer Sinnesart unſer ganzes Nachdenken anregen müſſen.

Jacob Grimm.

Blicke in die deutſche Vorzeit.

I.

Die Urzeit der Völker pflegt in mythiſches Dunkel gehüllt zu ſeyn. So umſpielen auch des deutſchen Volkes Anfänge religiöſe Sagen. — Der erſte Schriftſteller, welcher den Zuſtänden unſeres Vaterlandes eine eigene Darſtellung, die um das Jahr 100 n. Chr. geſchriebene Germania widmete, Cornelius Tacitus, ohne Zweifel der größte und namentlich unbefangenſte Geſchichtſchreiber der römiſchen Kaiſerzeit, hält die Germanen für Autochthonen und ein durchaus reines und ungemiſchtes Volk. Denn wer, meint er, wer hätte wohl aus dem ſchönen Aſien, Afrika oder Italien über ein ſchauerliches und unbekanntes Meer nach dem rauhen Germanien ſchiffen mögen, einem Lande, unerfreulich dem Bebauer wie dem Beſchauer? Eine heimiſche, in uralten Liedern beſungene Sage, welche Tacitus uns bewahrt hat, führt den Urſprung der Germanen zu den Göttern herauf, zu jenem „erdgeborenen" Gotte Tuisko, unter welchem wir uns wahrſcheinlich den Kriegsgott Zio (gothiſch Tius, ſächſiſch Tiv, nordiſch Tyr) zu denken haben, und zu ſeinem Sohne Mannus (Mann), welcher ſprachlich wie ſachlich an den Manu (Menu) der Inder, den Meſchia und die Meſchiana der Zendvölker, den Menes der Egypter, den Manis der Phrygier, den Minos der Kretenſer gemahnt. Denn überall iſt die Bedeutung dieſer Perſönlichkeit: Menſch, Urmenſch, Adam, oder vielmehr der Menſch (im Sanscrit manu-scha, altdeutſch mann-isk) iſt der von Mann, das iſt dem Denkenden (mens) Abſtammende.

Obwohl daher aus dieſer Mannusſage erhellt, daß auch bei den Deutſchen früh ſchon die Erinnerung an ihre Verknüpfung mit der geſammten Menſchheit ſich verwiſcht hatte, ſo führt ſie doch unabweisbar auf Aſien als ihre Quelle zurück. Und in der That zweifelt heutzutag niemand mehr, daß Deutſchland nicht minder wie der ſcandinaviſche Norden von dorther, inſonderheit von den perſiſchen Hochlanden (Afghaniſtan) bevölkert worden iſt, jener Mythus alſo mitgebracht und dem neuen Vaterlande angepaßt wurde, um die Zuſammengehörigkeit ſämmtlicher Stämme im Volksglauben wach zu erhalten. Zu laut und deutlich ſprechen eine Reihe von Umſtänden, welche zuſammen auf daſſelbe Ziel leiten, für eine Einwanderung aus Aſien und gegen jedes, wie auch gedachte Autochthonenthum.

Wann und wie die deutſchen Stämme nach und nach einwanderten, iſt freilich ſchwer zu ſagen. Doch war es, zum Theil wenigſtens, ſchon zur Zeit des macedoniſchen Alexander geſchehen. Damals nämlich unternahm ein kühner Privatmann aus der phokäiſchen

Colonie Maſſilia (Marſeille), Pytheas, eine Seereiſe der europäiſchen Küſte entlang nach der Nordſee, erreichte Thule (die »ultima Thule«), worunter wir uns auf die Autorität des in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts lebenden Bremer Dom-Scholaſters Mag. Adam hin (IV, 35), und trotz Jacob Grimms Einwendungen (Geſchichte der deutſchen Sprache, S. 750), Island zu denken haben, ſchiffte um das Skagenshorn und kam ſo in die Oſtſee. An ihrer Küſte fand er die Bernſteininſel Abalus und drei Völkerſchaften: die Guttonen, offenbar Gothen, die Teutonen und die Oſtyäer, d. i. Eſthen. So ungünſtig die griechiſchen Schriftſteller von der Glaubwürdigkeit der uns leider verloren gegangenen Reiſebeſchreibung des Pytheas urtheilen, ſo iſt doch an dieſem Bericht deßhalb nicht zu zweifeln, weil er zu allen ſpäteren Nachrichten wohl paßt.

Einer Sage zufolge, welche ältere Chroniſten und der ſogenannte Sachſenſpiegel (III, 44) erzählen, und welche inſofern einige Beachtung verdient, als in ihr eine dunkle Erinnerung an die aſiatiſche Abkunft nachzuckt, wären die Sachſen gerade um die Zeit des Pytheas eingewandert. Sie ſollen nämlich Perſer geweſen ſeyn, welche in Alexanders des Großen Heer dienten. Mit ihrer Hülfe bezwang Alexander ganz Aſien. Als er aber ſtarb, da konnten ſie ſich nicht mehr halten in ihrem Vaterlande wegen der Treuloſigkeit, mit welcher ſie gegen daſſelbe gekämpft hatten. Dem Haß ihrer Landsleute zu entgehen, ſchifften ſie von dannen auf dreihundert Kielen. Achtzehn davon kamen nach Preußen, zwölf beſetzten Rügen und das Norderelbeland (Holſtein, Stormarn, Ditmarſchen), vierundzwanzig landeten bei Hadeln (Hadeloha, d. i. Kampfesinſel), wo man auf die ſchon früher eingewanderten Thüringer ſtieß, welche beſiegt und vertrieben wurden, doch ſo, daß die Thüringiſchen Bauern ungeſchlagen auf ihren Colonaten ſitzen blieben und nur ihre Herren wechſelten; daher man ſie Laſſen oder Latten nannte, denn Freiheit und Grundbeſitz wurde ihnen gelaſſen. So die Sage, welche in ähnlicher Weiſe für die Franken wiederkehrt, die die mittelalterlichen Chroniſten für zerſprengte Trojaner halten.

Die in das Land zwiſchen Donau, Rhein und Ocean (die Nord- und Oſtſee) eingewanderten germaniſchen Stämme fanden daſſelbe zum Theil ſchon bevölkert von den Kelten (Galliern), welche indeſſen über den Rhein gedrängt wurden und ſchließlich ein nationales Leben nur in der Bretagne und einzelnen Theilen der britiſchen Inſeln bewahrten. Den Germanen rückten ſlaviſche Völkerſchaften nach. Gegenſeitige Furcht, ſagt Tacitus, trennte beide Nationen. Doch kamen mit abwechſelndem Glück Kriege zwiſchen ihnen vor, ſo daß die Oſtgrenze Germaniens ſtets zweifelhaft war, anfangs vielleicht Weichſel und Karpathen, ſpäter die Elbe und Saale.

Es würde ein großer Fehler ſeyn, wollten wir uns Germanien allzu rauh, die Germanen allzu roh denken. Das Land war, als es den Kelten abgenommen wurde, allerdings noch nicht ſehr gelichtet und urbar gemacht; allein die Römer übertreiben offenbar, wenn ſie von Einöden und ſchmutzigen Sümpfen, von einem ſteten Winter und fortwährend dunkelm Himmel ſprechen. Da ihre geſammte Kenntniß nur durch Kriegsfahrten gewonnen wurde, deren Mühſeligkeiten alles überboten, was bis dahin dem römiſchen Soldaten zugemuthet worden war, ſo mußte ihnen nothwendig auch alles in einem grellen Licht erſcheinen. Das haben wir in Abzug zu bringen, um uns der Wahrheit zu nähern. Es waren nicht bloß verlorene Schlachten und die unheimliche Rückerinnerung an „Barbaren," welche als Rieſen an Muth und Geſtalt geſchildert werden, nicht bloß das Neue und Ungewohnte der Kriegführung gegen ſie, nicht bloß die gewöhnlichen Feld- und Lagerſtrapazen, welche auf das Urtheil influirten, ſondern namentlich die großartigen Bauten, wozu die römiſchen Krieger in dem allerdings mit dem geſegneten Italien nicht zu vergleichenden Deutſchland angeſpannt wurden, Bauten, welche in ihrem gänzlichen Verfall noch ſo cyklopiſch erſcheinen, daß bis dieſen Augenblick der Aberglauben der Bauern vermeint, nicht Menſchen, nur der Teufel könne ſie zu Stande gebracht haben. Ein tiefer Graben mit dahinterliegendem Erdwalle, auf einem ſteinernen Fundament ruhend, zog ſich zum Schutze des eroberten Germanien, zunächſt der Provinz Germania superior, von dem Einfluſſe der Altmühl in die Donau über Kloſter Lorch und die ſogenannten Hainſäulen bis Miltenberg an den Main, von dieſem nach jenem Kinzigdefilé bei dem wahrſcheinlich ſchon römiſchen Gelnhauſen, welches die Römer ſicher beſſer beachtet haben werden, als 1813 der bayeriſche General Wrede; dann längs den Grenzen der Wetterau nach dem nördlichen Abhange des großen Feldbergs und den Quellen der Daiſe (Duosna) im Naſſauiſchen, von wo er bei Coblenz den Rhein erreichte. Dieſes ungeheure Werk, welches, wenn auch nicht die chineſiſche Mauer, ſo doch das Danewirk weit hinter ſich läßt, war mit einer Hecke von Palliſaden (valla, stipites) verſehen, weßhalb es noch in Urkunden des ſpätern Mittelalters der Pohl-, d. i. der Pfahlgraben genannt wird. Caſtelle und Warten, deren Ruinen noch jetzt an mehr als einem Punkte ſichtbar ſind, deckten auf Höhen und an zuſammenfließenden Bächen dieſe lange Vertheidigungslinie, hinter der ſich große Waffenplätze befanden, in welchen die römiſchen Legionen ſich häuslich niederließen, ſo daß ſich nicht bloß Anzeichen von Werkſtätten, ſondern auch, wie neuerdings wieder in dem wetterauiſchen Friedberg, * von Tempeln gefunden haben. Die einzelnen Waffenplätze und Hauptpunkte des Grenzwalls waren durch ein Netz gepflaſterter

* Siehe Augsb. Allg. Zeitung 1853, Beil. zu Nr. 33.

Straßen mit einander verbunden, welche meiſtens noch erkennbar ſind, ja zum Theil als Vicinalwege benuzt werden.

Was aber das Volk der Germanen betrifft, ſo könnte ſchon ein einziges Wort von Tacitus genügen, die früher wohl ausgeſprochene Anſicht zu widerlegen, es ſeyen dieſelben Wilde geweſen, wie die Indianer in Amerikas Steppen. Mit deutlichem Bezuge auf das entartete Rom, mit dem Schmerze des ächten Patrioten klagt Tacitus, voll Hochachtung vor der in jugendlicher Kraft ſich entfaltenden deutſchen Nation: „ihre Redlichkeit und Treue in allen Verhältniſſen und Angelegenheiten, ihre Geradheit und Offenheit ſey ſo wunderbar groß, daß die gute Sitte hier mehr vermöge als anderswo gute Geſetze.“ Wohl mochte ein ſo tiefer Kenner der Menſchen und menſchlichen Geſchicke wie Tacitus ahnungsvoll fürchten, daß ſeinem durch egoiſtiſche Willkürherrſchaft geknechteten, durch üppige Lebensweiſe entnervten Vaterlande gerade von dorther die höchſte Gefahr und Schmach drohe. Feſſelte doch ſchon nichts mehr an das beſtehende Gemeinweſen, an ſein Wohl und Wehe, als höchſtens äußerer Zwang! Mußte doch der Eigennuz und die Gewiſſenloſigkeit in den höhern Kreiſen allmählig alle anſtecken!

Zwar hatten auch die Deutſchen Untugenden, welche ihnen nicht verwerflich erſchienen. Sie liebten, wie noch heute, geiſtige Getränke und Hazardſpiele, waren nicht bloß unmäßig im Trinken, ſondern auch zu oft blutigem Streit geneigt bei ihren Gelagen, kannten gegen Verletzungen nur Rache, die ſelbſt zur heiligen Pflicht wurde. Jagd und Krieg waren die hauptſächlichſte Beſchäftigung des Mannes, ſein vorzüglichſtes Vergnügen, und wenn weder das eine noch das andere ihn reizte, pflegte er in träge Ruhe zu verſinken, nur für Speiſe und Schlaf lebend. Ganze Tage konnte er dann unthätig neben dem Herde ſitzen, die Sorge für Haus, Hof und Acker den Seinen überlaſſend. Allein ſolche Weiſe überragte doch ein edler, feſter und reiner Sinn. Wenn es in mehr als einer Hinſicht ein Maßſtab für den Kulturſtand iſt, bis zu welchem Grade das Weib geehrt wird, ſo ſtand der Germane auch inſofern hoch. Er glaubte ſogar an eine beſondere Sehergabe deſſelben, und zog es nicht ſelten zu vertraulichen Berathungen über öffentliche Angelegenheiten, wogegen aber auch alle Gefahren des Mannes, ſelbſt die Geſchicke der Schlachten, vom Weibe getheilt wurden. — Gegenſeitige Unterſtüzung war jedoch auch in weiteren Kreiſen als der Familie Pflicht- und Ehrenſache. „Denn ſelbſt der Gaſtlichkeit“ — ſo äußern ſich Julius Cäſar und Tacitus übereinſtimmend — „wartet kein Volk mit maßloſerer Hingebung. Irgend einem Sterblichen, wofern er nur nicht in feindlicher Abſicht kommt, das Haus verbieten, gilt als gottlos: nach beſtem Vermögen wird er geſchüzt und geſpeiſt. Mangelt es an Vorrath, ſo begleitet der, welcher eben den Wirth machte, den Gaſtfreund zu einem Genoſſen, und uneingeladen tritt man in das nächſte Haus, welches mit gleicher Humanität den Fremdling aufnimmt; denn innerhalb der Grenzen des Gaſtrechts macht niemand einen Unterſchied zwiſchen Bekannten und Unbekannten.“

Welch freundliches Bild! Aber in demſelben Grade, in welchem alle Privatbande feſt waren, erſchienen die ſtaatlichen lax. Wenn gleich ſämmtliche germaniſche Völkerſchaften in geiſtiger wie in körperlicher Hinſicht vollkommen jene ideale Gemeinde bildeten, welche ſich durch einheitlichen Nationalcharakter, namentlich durch Einheit der Sprache, Einheit der Sitte des geſelligen Lebens, Einheit der Religion und des Cultus kund gibt, wenn gleich alle das Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ſich trugen, ſo umſchloß ſie doch kein politiſches Geſammtband. Nur für vorübergehende Zwecke verbanden ſich einzelne Stämme zu Bündniſſen. Allein eben ſo häufig ſtehen ſich dieſelben Stämme wieder eiferſüchtig und feindlich gegenüber. Die Zerſplitterung Deutſchlands iſt leider ſo alt wie ſeine Geſchichte, und die äußere Einheit, welche es im achten Jahrhundert erlangte, verdankte es lediglich fränkiſcher Eroberung. Indeſſen erſtarkten doch verſchiedentlich Bündniſſe der erwähnten Art zu ſtaatlichen Verbindungen. Die Alemannen und Sueven, die Franken und Sachſen waren ein Gemiſch kleinerer Stämme. Abgeſehen hievon aber lebte urſprünglich jeder Stamm abgeſchloſſen für ſich.

An der Spize des öffentlichen Weſens des einzelnen Stamms, der Civitas, wie Tacitus ſich ausdrückt, ſtand eine Volksverſammlung, in welcher die gemeinſamen Angelegenheiten berathen und beſchloſſen wurden. Die römiſchen Schriftſteller nennen ſie Concilium, während der heimiſche Ausdruck für jede größere wie kleinere Volksſammlung das noch jezt im höheren europäiſchen Norden gebräuchliche Thing, Ding, tunginium war, ein Wort, welches nicht wie der Dinstag von dem Namen des Kriegsgottes Zio, ſondern von „dingen“ (thingare), d. i. ſich vereinigen abzuleiten iſt, und mit Geding (Vertrag), bedingen, ausbedingen u. ſ. w. zuſammenhängt. Doch kamen auch andere Ausdrücke vor, ſo namentlich Mâl, gedehnt Mahal, latiniſirt mallum oder mallus, was von dem Verbum mahalen, gimahalen ſtammt, d. i. ſprechen, jemanden anreden, zu jemand ſprechen, daher auch klagend gegen jemand auftreten. Deßhalb finden wir Mahal nicht bloß wie Thing durch conventus oder placitum (Zuſammenkunft, Beſchluß) in einheimiſchen Quellen überſezt, ſondern auch durch fabula, sermo, loquela, was an den Gebrauch des franzöſiſchen Parlament und unſer Sprache, Gerede gemahnt, denn noch in Urkunden des ſpäteren Mittelalters wird Sprache gleichbedeutend mit placitum gebraucht. Es erklären ſich daher Worte wie Mahlberg oder Malſtatt als Ort der Verſammlung, Ortsnamen wie Dietmal oder niederdeutſch

Theotmal (Volksverſammlung), woraus Detmold, Ditmol, Dietmelle u. ſ. w. entſtand. Da Mahal namentlich auch auf die Gerichtsverſammlung ging, ſo ſteht es hin und wieder in der Bedeutung von Klagen oder Citation, mahalen, (mallara, admallare) für in jus vocare; Gemale (gamahales, conſabulati) ſind die im Gerichtsmale vermöge eines Kaufs Verſprochenen, Vermählten; Malſchatz iſt der als Mitgift (dos) dienende Kaufpreis, welchen der Bräutigam für den Beſitz ſeiner Ehefrau, ſeiner Malakone, gab.

In dem allgemeinen Landesthing der Stammgemeinde, dem placitum generale (generalis populi conventus) erſchien jeder mündige, vollfreie Mann. Daß ein beſtimmter Grundbeſitz nöthig war zur Theilnahme an der Ausübung der öffentlichen Gewalt, läßt ſich zwar nicht ſtreng nachweiſen; doch darf vielleicht aus ſpäteren Einrichtungen geſchloſſen werden, daß man wenigſtens drei Hufen freies Eigenthum haben mußte. Mündig wurde der freie Germane durch die ſogenannte Schwertleite, eine feierliche Wehrhaftmachung. Vorher, ſagt Tacitus bezeichnend, war der Jüngling ein Glied des väterlichen Hauſes, nun aber Glied des Staats. Dieſe Wehrhaftmachung war, wie auch urſprünglich bei den Römern die Ablegung des Fahneneides, des sacramentum, ſeitens des mündig gewordenen Staatsbürgers an kein beſtimmtes Alter gebunden. Vielmehr verſtattete die Sitte niemand Waffen zu tragen, bevor nicht das Land dieß gebilligt hatte. Dann ſchmückte in dem Landesthing einer der hervorragenden Männer — principum aliquis — oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Schwert.

Bei Völkerſchaften jedoch, welche nicht, wie z. B. zu Tacitus Zeiten die Chatten, Einen Stamm bildeten, ſondern vermöge Bündniſſes mehrerer Stämme in ſtaatlicher Verbindung ſtanden, wie die Lygier in Schleſien, die Sueven u. ſ. w., konnte nicht wohl jeder zu dem gemeinſamen Volksmale kommen. So wird von den Sachſen berichtet, daß aus allen ihren Gauen, beziehungsweiſe Ständen alljährlich einmal zu einem großen Volksmale Deputirte mitten im Sachſenlande bei dem Orte Marklo (d. i. Markwald) an der Weſer — nach Pertz unweit Hoya — zuſammengetreten ſeyen. Der Berichterſtatter nennt uns auch die Anzahl dieſer gewählten Repräſentanten, nämlich zwölf für jeden Stand, ſomit ſechsunddreißig für jeden Gau. Doch iſt darauf nicht zu viel Gewicht zu legen, da, wie neuerdings Georg Waitz in Göttingen nachgewieſen hat, die Zahl zwölf als heilige Zahl mit freieſter Willkür für beliebige Mehrheiten genannt zu werden pflegte, die man nicht näher ausſprechen konnte oder wollte.

Wenn gleich eine unbefangene Betrachtung dieſer älteſten Verfaſſung die freieſte Selbſtregierung auf den breiteſten demokratiſchen Grundlagen offenbart, ſo würde es doch in jeder Hinſicht ungeeignet ſeyn, wollten wir uns unter den Landesthingen geordnete Körperſchaften denken, welche auf eine geregelte Weiſe ihre Beſchlüſſe faſſen und mit beſtimmten Attributen bekleidet ſind, wie das auf einer höheren Stufe der Kultur bei republikaniſchen Nationalverſammlungen gefunden wird. Zwar belehrt uns Tacitus, daß man, wenn nicht plötzliche Ereigniſſe eine zufällige Verſammlung, ein gebotenes Thing, wie man ſpäter ſagte, bewirkten, an beſtimmten Tagen, er meint einmal in jedem Monat, ungeboten zu einem ſogenannten ächten, d. i. geſetzlichen Thinge zuſammenzukommen pflegte. Aber, fügt Tacitus hinzu, das iſt noch ein Mangel der ungebundenen germaniſchen Freiheit, daß man nicht befehlsweiſe kommt; daher denn wohl mehrere Tage hingehen, ehe die Verſammlung genugſam zahlreich erſcheint.

Jeder erſchien mit ſeiner höchſten äußern Zierde, den Waffen, ſo daß das Volksmal das Anſehen eines gelagerten Heeres hatte. Allein es waltete darüber der, bei Eröffnung der Verſammlung nach vollbrachtem Opfer durch die Prieſter von den Göttern erflehte Thingfrieden. Wehe dem, welcher ihn brach, indem er von ſeinen Waffen gegen einen Genoſſen Gebrauch machte! Von einer formellen Leitung, einem Vorſitze, einer Disciplinar- oder Polizeigewalt in der Verſammlung, von allem dem, was jezt Sache unſerer conſtitutionellen Geſchäftsordnungen iſt, kann dagegen keine Rede ſeyn. Zwar die Prieſter eröffneten die Sitzungen, indem ſie Stillſchweigen geboten; zwar konnten ſie, wie im alten Rom, jede Berathung, ja jede Verſammlung hindern, indem ſie die Zeichen der Götter als mißgünſtig deuteten; zwar ging ihr Einfluß ſo weit, daß ſie eine Art Zwangsbefugniß ausübten; allein es war das kein vom Staate geſetztes Recht, keine weltliche Strafgewalt, wurde vielmehr auf Geheiß der etwa beleidigten Götter geltend gemacht.

Eben ſo wenig hatte das allgemeine Volksmal eine beſtimmt begrenzte Competenz. Die in der Verſammlung durch ihre Thaten, ihre Einſicht, ihre Rednergabe, ihr Alter, ihre Abſtammung aus edler und verdienter Familie, ihre etwaigen Aemter und Grundbeſitzungen oder ſonſt Hervorragenden — die aetate, nobilitate, facundia vel bellorum decore principes — machten, wie es ihnen gut dünkte, Vorſchläge und ſuchten die Menge zu überreden. Ueber kleinere Angelegenheiten, welche die Menge nicht angingen, beriethen ſich jene wohl auch allein, wie denn in allen Fällen die Discuſſion natürlich nur von den bedeutenderen und angeſeheneren Männern geführt zu werden pflegte, während die Menge ſchweigend zuhörte. Gefiel dann nach beendigter Discuſſion die vorgetragene Meinung, ſo gab man durch lauten Zuruf und Waffengeklirr ſeine Beiſtimmung zu erkennen; unwilliges Geſchrei war das Zeichen, daß der Vorſchlag verworfen ſey.

Die Verſammlungen wurden öffentlich unter freiem Himmel, vor allem auf weithin ſichtbaren Bergen gehalten. Man erkennt dieſe Malberge vielfach noch

heute an ihren bezeichnend ſogenannten Ringwällen oder, wie das Volk ſich ausdrückt, Hünenringen, worunter wir uns kreisförmige horizontale, aus Erde und Steinen beſtehende Umwallungen der betreffenden Bergſpitzen mit dahinterliegendem Graben vorzuſtellen haben. Bis in die neueſte Zeit wurden ſie für uralte Befeſtigungen gehalten, und nur darüber ſtritt man, ob an römiſche, keltiſche oder germaniſche Feſten zu denken ſey. Allein es iſt jüngſt nachgewieſen worden,* daß innerhalb dieſer ringförmigen Befriedigungen jene heiligen Haine zu ſuchen ſind, in denen die Götter verehrt, die Opfer gebracht, die Heereszeichen und Trophäen bewahrt, vor allem aber die Volksverſammlungen, und zwar nicht bloß die allgemeinen Landmale, ſondern auch die öffentlichen Gerichtsthinge gehalten wurden. Sie waren in doppelter Hinſicht befriedete Orte, nicht bloß inſofern ſie umwallt waren, ſondern auch weil in und über ihnen der Gottesfrieden waltete, weßhalb ſie auch als Aſyle angeſehen wurden. Von ihrer ringförmigen Geſtalt nannte man die Verſammlung ſelbſt Ring oder auch Warf, Werf, eine Bezeichnung, welche wörtlich Kreis, Cirkel bedeutet und mit unſerem Wort Wirbel zuſammenhängt.

Als ſolche Malberge mit noch jezt erkennbaren Hünenringen ſind auszuzeichnen: der Melibokus oder, wie er urkundlich heißt, der Malchenberg an der Bergſtraße, ſodann der Donnersberg in Rheinbayern, die Heidenmauer auf dem St. Odilienberg im Elſaß, der Altkönig im Naſſauiſchen, der Schöffenberg (jezt Schiffenberg), der Weddeberg und der Dingsberg bei Gießen, der Irminsberg und die Teutoburg oder Grotenburg ** im Lippiſchen, der Radlſtein in Böhmen, vielleicht auch der Wuotansberg (jezt Gudensberg) bei Maden, dem alten Mattium im Heſſiſchen. Doch wird nicht jeder einer Gottheit geheiligt geweſene Hain, nicht jeder Wodansberg, Donarsberg oder Oſtaraberg für einen Malberg zu halten ſeyn.

Kehren wir zu der alten Landesverſammlung zurück, ſo finden wir, daß, wie kein abſoluter Zwang zum Erſcheinen in derſelben beſtand, ſo auch nicht hinſichtlich der Ausführung und Erfüllung des gemeinſchaftlich Beſchloſſenen. Es waren aber auch deßfallſige Strafen kaum nöthig, wo „die gute Sitte mehr vermochte, als anderswo gute Geſetze.“ Verachtung der Genoſſen traf den Renitenden, und dieſe wog mehr als Strafe. Wer die Treue brach, dem wurde die Treue gebrochen. Aeußerer Zwang würde der germaniſchen Freiheit und Selbſtregierung gehäſſig erſchienen ſeyn. Auch ſagt es Cäſar ausdrücklich, daß der allgemeinen Volksverſammlung keine executive Gewalt zur Seite ſtand, keine ſämmtlichen Gliedern des Stammes gemeinſchaftliche Obrigkeit für Vollziehungsſachen — nullus communis magistratus — exiſtirte. Doch finden wir allerdings früh ſchon eine Hinneigung zum Königthum. Tacitus kennt bereits bei einigen nordöſtlich wohnenden Völkerſchaften Häuptlinge (reges, reguli), in welchen wir jene Magiſtratur zu erkennen haben, die Cäſar vermißt.

Keineswegs wurde durch ſie der Selbſtregierung des Volks an und für ſich Abbruch gethan. Denn die an der Spitze des Ganzen bleibende Nationalverſammlung wählte ſich den Häuptling auf Lebenszeit aus dem hervorragendſten Geſchlecht — ex nobilitate. Als Arminius eigenmächtig nach der Herrſchaft greifen wollte, fand er, trotz aller ſeiner Verdienſte, den Tod von den Händen ſeiner Genoſſen. Aber daſſelbe Volk berief kurz darauf ſeinen Neffen Italicus zum König, aus keinem andern Grund, als weil er der einzige Sproſſe der angeſehenſten Familie war — amissis per interna bella nobilibus unus reliquus regiae stirpis. So wurde denn auch bei jeder Neuwahl, wenn irgend möglich, an dem agnatiſchen Stamme, dem Blute des lezten Königs, feſtgehalten; denn mit dem Blute geht nach germaniſcher Auffaſſung auch die Geſinnung und väterliche Kraft auf die Kinder über. Nur wenn oder ſo weit das königliche Blut in ihren Adern erloſchen ſchien, ging man von ihnen ab. Jacob Grimm hat daher ſehr richtig das germaniſche Königthum als ein Gemiſch von Erb- und Wahlmonarchie bezeichnet. Es erhielt ſich in dieſer Weiſe in Deutſchland, bis das Reich ſich ſeit der Thronbeſteigung Friedrich Barbaroſſas (1152) in einen reinen Wahlſtaat verwandelte.

Die Häuptlingswürde, weil ein Amt, war nicht theilbar; der älteſte Sohn hatte einen prärogativen Titel dazu. Allein in der fränkiſchen Monarchie kam Theilbarkeit auf. Damit allein ſchon war der Amtscharakter verwiſcht. — Ueber die Rechte und Vorzüge des Königs herrſchte ſchwerlich ein klares Bewußtſeyn, denn bei einem Mißbrauch der anvertrauten Gewalt, oder wenn die Götter den König zu verlaſſen ſchienen, entledigte man ſich ſeiner ohne Proceß. Ja von den Herulern berichtet Prokop, daß ſie ihren König erſchlagen hätten, als ihnen einſt die Luſt angekommen wäre, einmal ohne König — ἀβασίλευτοι — zu ſeyn.

Wenn gleich jeder Staatsherrſchaft, als höchſter und unabhängiger Autorität, in rechtlicher Hinſicht eine niemanden verantwortliche oder rechenſchaftliche legislative Omnipotenz, eine irdiſche Allmacht weſentlich iſt und inſoweit zukommt, als ſie nicht etwa verfaſſungsmäßig in mehr oder weniger beſtimmte Schranken eingegrenzt wurde, ſo werden doch zu allen Zeiten thatſächlich einzelne Ziele und Zwecke herausgefühlt werden können, deren Verfolgung oder Löſung ſich vorwiegend der Staat zur Aufgabe ſezt, worauf er eben

---

* Augsb. Allg. Zeitung 1853, Beil. zu Nr. 120 ff.

** Teutoburg heißt wörtlich Volksberg, von Diot, Theot, das Volk. Da aber Theot auch bloß verſtärkend gebraucht wurde, ſo kann Grotenburg (große Burg) eine Ueberſezung von Teutoburg ſeyn.

deßhalb ſeine geſammte Wirkſamkeit concentrirt. Je unentwickelter die allgemeinen Zuſtände ſind, je gebieteriſcher ſie die Erzielung Eines Zwecks fordern und damit andere, an ſich wünſchenswerthe Ziele dem Volksbewußtſeyn entrücken, je kräftiger und ungebundener die Freiheit der Einzelnen der Freiheit des Staats gegenüber tritt, in deſto höherem Grad muß ſich jene thatſächliche Beſchränkung einſtellen. Der Sorge und dem Schwerte des Mannes, der Verbrüderung der Familie, dem Einigungsgeiſte derjenigen Privaten, welche ein gleiches Intereſſe zuſammen führt, fällt auf ſolch niederer Stufe anheim, was bei ſpäterem Bedürfniß als Sache des öffentlichen Gemeinwohls der Staat in ſeine Hände nimmt. Der Kreis ſeiner Thätigkeit geſtaltet ſich allmählig immer größer, er droht endlich die freie Entfaltung der Kräfte des Einzelnen auf eine nicht mehr zuſagende Weiſe zu beengen; die urſprüngliche Gleichheit von Staatsfreiheit und Volksfreiheit fällt auseinander; der Kampf zwiſchen den beiden Polen des Staats, Herrſchaft und Unterthanſchaft, Unabhängigkeit und Abhängigkeit, ſchon an ſich naturgemäß, wird unvermeidlich, ja zu einem Angelpunkte des innern politiſchen Lebens.

In dieſen Bahnen bewegte ſich auch in den germaniſchen Landen die Entwicklung der ſtaatlichen Verhältniſſe und des öffentlichen Rechts. Wohl mag bereits in der älteſten Zeit dieſe oder jene gemeinnützige Anſtalt beſtanden haben; wohl mögen namentlich die nöthigſten Communicationsmittel für den noch in ſeiner Kindheit liegenden Verkehr von Staatswegen angeſtrebt und beſchafft worden ſeyn; wohl wurden mit dem Einfluſſe römiſcher Kultur früh ſchon einzelne römiſche Inſtitutionen auf den germaniſchen Boden verpflanzt; allein taſtbar hervor trat, ſo weit wir ſehen, die Thätigkeit des öffentlichen Weſens damals nur in zwiefacher Beziehung, nämlich als Defenſiv- und Offenſivſchutz gegen den äußern Feind und als möglichſte Sicherung des innern Friedens der Landesgenoſſen unter einander. Dem erſteren Zwecke diente das Heer, dem andern die Rechtspflege.

Für beide Beziehungen aber war jedes deutſche Land, wenn nicht ſofort bei ſeiner Beſitznahme durch die germaniſchen Stämme, ſo doch, nachdem dieſelben zur Ruhe gelangt waren, planmäßig in Bezirke getheilt worden, welche die berichtenden römiſchen Schriftſteller pagi nennen, ein Wort, aus welchem im Munde des Franzoſen bekanntlich pays wurde. Ein ächt deutſcher, wenn auch vielleicht dem griechiſchen γῆ, γαῖα verwandter Ausdruck dafür war Gau, niederdeutſch Go. Doch iſt nicht zu überſehen, daß derſelbe weit mehr, beſonders in den fränkiſchen Gegenden, auf das geſammte Gebiet der civitas, das Gebiet des einzelnen Stammes bezogen wird. So bildet wenigſtens in ſpäteren Zeiten der Heſſigau mit ſeiner Metropole Mattium die geſammte terra Chattorum, welche falſcher Patriotismus gegen das Zeugniß der Geſchichte über Gebühr erweitert; ſo der Gau Boractra das Land der Bructerer; ſo der Lahngau, die Wetterau, das Grabfeld die Lande dreier, wenn auch kleinerer, doch bis zur fränkiſchen Zeit ſelbſtſtändiger Völkerſchaften, welche wir als ſolche noch im Jahr 739 in einem uns erhaltenen Briefe des Apoſtels Bonifacius aufgeführt finden. Eine noch verſchiedenere Bedeutung erhielt in Urkunden und bei Chroniſten der lateiniſche Ausdruck pagus, indem er nicht minder von Ortſchaften, ja, wie z. B. im eilften Jahrhundert bei Regensburg, von Stadtquartieren gebraucht wird, als auch von den Gebieten der in große Völkerſchaften, in Reiche zuſammengefloſſenen Stämme, den Gebieten der ſpäteren Herzogthümer. Denn ſogar die zierliche und präciſe Sprache der Cancellarien redet von einem pagus Alemannie, pagus Saxonie, pagus Thuringie.

In noch unbeſtimmterer Weiſe gebrauchte man das auch in dem ſkandinaviſchen Norden vorkommende Wort Mark, welches wörtlich Grenze, Grenzzeichen bedeutet, und dann auf alles irgendwie Eingegrenzte, namentlich jedes eingegrenzte Gebiet bezogen wurde, ſo daß man gleicherweiſe von Marca Regni Francorum ſprach, wie von Marcha urbis, villae oder vici, d. i. Weichbild, Terminei, Befang. In Franken, Alemannien, Thüringen u. ſ. f. aber wurden vorzugsweiſe die erwähnten Abtheilungen der urſprünglichen civitates, der Stammlande, Marken genannt. Stände uns ſonſt nichts zum Beweiſe nahe, allein ſchon ein Blick in unſere älteſten Urkunden müßte genügen, davon zu überzeugen, und es iſt deßhalb nur bedauerlich, daß in neueſter Zeit ein Schriftſteller, Landau in Caſſel, eine durchaus einfache Sache auf eine unverantwortliche, zu phantaſiereiche Weiſe verwirrt hat.

Es beſtand nämlich die Bedeutung der Marken, welche wir hier meinen, die Bedeutung der alten urſprünglichen Abtheilungen der Stammlande darin, daß in jeder derſelben, in jeder Mark urſprünglich hundert oder genauer hundertundzwanzig freie, unter einander verwandte Familien angeſiedelt wurden, daher eine ſolche politiſche Gemeinde in territorialer wie in perſoneller Hinſicht den Namen „Hundertſchaft“ führte, Huntari oder Huntra, wie man althochdeutſch ſprach, Hundredo, wie wir in angelſächſiſchen, centa oder centena, wie wir in lateiniſch geſchriebenen Quellen finden.

Man hat zwar, namentlich Georg Waitz, auszuführen geſucht, daß den hundert freien Hausvätern urſprünglich auch hundert Hufen urbaren Landes, für jede Familie eine Hufe, entſprechen hätten. Allein einer ſolchen gleichen Vertheilung des Ackerlandes widerſprechen die Quellen zu beſtimmt, indem ſie ausdrücklich berichten, daß die Ackervertheilung vielmehr ungleich, »secundum dignationem,« nach dem Anſehen und Range, den Thaten und der öffentlichen Stellung der Einwandernden erfolgt ſey. So bekamen namentlich die

Beamten, inſonderheit der Häuptling, der König, einen weit größeren Antheil. In den eroberten römiſchen Provinzen des fränkiſchen Reichs trat hinſichtlich des Staatseigenthums ausſchließlich der König an die Stelle des römiſchen Fiskus. Auch würden ſowohl die ſpäteren großen Gütercomplexe einzelner Privaten, welche wir urkundlich bereits in der merowingiſchen Zeit finden, als die Thatſache unerklärlich ſeyn, daß in ſehr früher Zeit freie Landesgenoſſen, beziehungsweiſe Exercitalen ohne allen Grundbeſitz vorhanden waren. Denn das deutſche Recht zeigt zwar in vielen Beziehungen eine Tendenz, perſönliche Rechte und Verpflichtungen allmählig in reale zu verwandeln, allein nicht umgekehrt.

Dagegen pflegte in jeder Hundertſchaft ein markirter Diſtrikt zu ſeyn, welcher unvertheilt blieb, und den einzelnen Centgenoſſen als Sammteigenthum, ſo wie zur gemeinſamen Benutzung für den eigenen Bedarf zuſtand. Es war dieß „Land, wohin nicht Pflug noch Senſe geht," alſo „Wald, Waſſer, Weide und Heide;" inſonderheit bildeten Waldungen mit ihren Triften den Kern deſſelben. Es wird dieſer gemeinſame Grund und Boden ſeit dem zwölften Jahrhundert bezeichnend Allmeinde oder Allmende, communio, communitas, auch Waldemeyne oder Waldemene (sylva communis), Gemeinmark, Meenmark, Holzmark oder ſchlechthin Mark in einem engern Sinne des Wortes genannt. Denn die Holzmark iſt ja ein Theil der Mark, inſofern dieſer vieldeutige Name mit Hundertſchaft, der Ausdruck Märker, commarchani, mit Centgenoſſen identiſch gebraucht wird.

Die Hundertſchaft beſtand anfänglich wohl nur aus Einer Ortſchaft und war in flachen Ebenen und bei dichterer Bevölkerung kleiner als in Gebirgsgegenden. Allein die im Laufe der Zeiten eintretende Zunahme der Seelenzahl bewirkte einen weiteren Anbau und Gründung neuer Orte, ſo daß ſchon Tacitus, der die Hundertſchaften ſehr wohl kennt, von ihnen ſagen konnte: „was urſprünglich eine Zahlabtheilung war, das iſt nun ein techniſcher und ehrenvoller Name geworden."

Uebrigens kam die Eintheilung in Hundertſchaften ganz ähnlicher Weiſe bei den Nordmannen vor, denen bis heute das Wort Harde, herad, d. i. wörtlich Hundertſchaft, geblieben iſt, und nicht unwahrſcheinlich ward ſie aus dem Orient mitgebracht, wo wir ſie, wenn auch einigermaßen abweichend, ebenfalls auf überraſchende Weiſe wieder finden. So iſt in einer jüngſt herausgegebenen Schrift über die altorientaliſchen Religionsſtaaten von Ed. Wippermann nachgewieſen worden, daß die paläſtinenſiſchen Miſchpachot, d. i. wörtlich Geſchlechter, Hundertſchaften waren, welche noch dazu, genau wie in Deutſchland und dem ſcandinaviſchen Norden, urſprünglich nicht aus 100, ſondern aus 120 Familien, dem ſogenannten Großhundert beſtanden. Freilich erhoben ſich bei den jüdiſchen Stämmen über den Hundertſchaften die ſogenannten Väterhäuſer (Beth Aboth) als Chiliaden, welche auch die Gothen wenigſtens in militäriſcher Hinſicht kannten, und unter ihnen ſtanden Fünfzigſchaften (die Bottim, d. i. wörtlich Häuſer), und Decaninen (die Gebarim, d. i. wörtlich Männer).

Die germaniſche Hundertſchaft hatte für beide Zwecke des öffentlichen Weſens, für die Rechtspflege und das Heerweſen Einen Vorſteher (princeps). Dieſe Beamten wurden nach Tacitus Bericht in dem Landesconcil gewählt. Auch in ſpäterer Zeit wurden die Centenarien gewählt; allein an die Stelle des Landesconcils ſehen wir in dieſer Hinſicht die Verſammlung der Centgenoſſen, der Commarchanen, treten, und zwar, wie ausdrücklich hinzugeſetzt wird, der Reichen und Armen, der Ritter und Landſiedler. Dieſe freie demokratiſche Verfaſſung, dieſe Selbſtregierung der Centen war es, welche den Centgerichten den Namen der Freigerichte, dem Richterſtuhl des Centenars den Namen Freiſtuhl oder Freiſtein,* dem Centenar ſelbſt den Namen Freirichter, Freigraf verſchaffte. Aber freilich konnte in ſpäterer Zeit der König nicht bloß die ihm grundherrlich zuſtehenden, ſondern auch dieſe der öffentlichen Gewalt entfloſſenen Staatsgerichte veräußern. Dann durfte der Erwerber den Centgrafen ſetzen und die Freiheit der Cent hörte auf. Doch erhielten ſich in fränkiſchen Gegenden bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in Weſtphalen und Engern bekanntlich noch länger nicht bloß dem Namen, ſondern auch der Sache nach Freigerichte.

Heimiſche Ausdrücke für den Centgrafen waren: Hunne (gothiſch hundafaths), ſodann Tunginus, was ſprachlich mit Ting (tunginium) zuſammenzuhängen ſcheint, ferner in Sachſen Gogrebe, in angelſächſiſchen Quellen Aeltermann (Senior), wogegen Ausdrücke wie Landrichter, Landgericht, Landding genereller auf jedes der Staatsgewalt entſproſſene öffentliche Gericht gehen, und Ausdrücke wie Vogt (advocatus) oder Schultheiß und Amtmann mehr, wenn auch nicht ausſchließlich, auf die aus der grundherrlichen Gewalt ſtammenden Patrimonialgerichte, die Hof- und Eigengerichte bezogen zu werden pflegen.

Die Centgerichte waren regelmäßig ohne Unterſchied in allen Sachen competent. Allein wenn neben dem Urdorfe (Adelsdorf, Adelby) der Cent weitere Dörfer entſtanden waren, pflegten die einzelnen Ortſchaften beſondere Vorſteher zu haben, welche unter dem Namen Tungreben,** villici, decani, Heimbürgen, Bauermeiſter vorkommen und die Befugniß hatten, die kleinſten Sachen, falls ſie ihnen nicht zu ſchwierig waren,

* Vergl. Augsb. Allg. Zeitung 1853, Nr. 120 ff.: „Ueber Hünenringe und Freiſteine."

** Tungereſa hängt mit dem engliſchen town, unſerem Zaun zuſammen.

abzumachen. Sodann zeichnet ſchon Tacitus aus, daß das allgemeine Landesconcil competent geweſen ſey für Kapitalverbrechen, eine höchſt intereſſante Bemerkung, da auch in ſpäterer Zeit den Centgerichten die Halsgerichtsbarkeit, der Blutbann, ſo wie die Entſcheidung über Freiheit, Ehre, freies Eigen und Erbe fehlte, indem dieſe größeren Sachen ſeit der Einſetzung der über den Centgrafen fungirenden königlichen Grafen (der jezt ſogenannten Gaugrafen) dieſen vorbehalten waren.

Der Centgraf fand indeſſen nicht das Urtheil, ſondern leitete nur das Verfahren. Urtheilfinder waren die Centgenoſſen, welche ihren Centgrafen wie eine Jury und zur Vermehrung ſeines Anſehens umſtanden. Daher konnte Tacitus mit bewundernswerther ſicherer Erkenntniß berichten, daß dem richtenden Centgrafen hundert Beiſitzer aus dem Volk (ex plebe comites) zur Seite ſeyen. Daher auch erklärt es ſich, daß Tacitus wider ſeine Gewohnheit die Centgrafen gewaltig breit „Vorſteher" nennt, „welche Recht ſprechen durch die Marken und Dörfer." Judices hätten die Römer auf Geſchworene beziehen müſſen, und der Ehrentitel Praetores für „Barbarenrichter," würde er minder lächerlich geweſen ſeyn, als wenn man im vorigen Jahrhundert den römiſchen Conſul zum „Bürgermeiſter," Ajax zum „Huſarenobriſten" degradirte, oder in jüngſter Zeit antike Begriffe durch techniſche Ausdrücke des deutſchen Mittelalters und der Gegenwart wiedergeben anfängt?

Uebrigens mögen die als Jury verſammelten Centgenoſſen früh ſchon bei Weiſung des Urtheils durch einen erwählten Ausſchuß ſolcher Perſonen unterſtüzt worden ſeyn, bei welchen man eine beſondere Rechtskenntniß vorausſezte. Doch treten ſie erſt in den Aufzeichnungen der fränkiſchen Gewohnheitsrechte (im fünften Jahrhundert) als Rachinburgen, Sagibaronen, judices, ſo wie ſpäter als Schöffen (scabini) taſtbar hervor.

Das Gericht der Genoſſen war hochgeehrt. Verachtung deſſelben oder ſeiner Gebote zog ſchließlich das höchſte Ungemach nach ſich, welches es für den heimathliebenden Germanen gab, die Verbannung in fremdes Land, in das Elend. * Der verfeſtete Mann ſtand außer dem Geſetz, war „friedlos." Niemand im Lande durfte ihn aufnehmen oder ſpeiſen. — Dennoch ſchritt der Germane ungern zur Klage. Während der Römer, wenn er den Richter angeht, handelt (agit), klagt, wehklagt, ſchreit der Germane. Daher hatte der Verlezte die Wahl, ob er durch das Gericht oder durch Selbſthülfe ſeinem Gegner entgegen treten wollte, um die obwaltende Conteſtation oder Feindſchaft, die Fehde, durch Sühne beizulegen (zu componiren). „Kaufe das Schwert von der Seite des Gegners oder trage die Fehde" („Bige ſpere ſof ſide other here," eme lanceam de latere aut faidam porta) rufen die ſächſiſchen Rechtsquellen dem Verlezer, dem faidosus zu. Wohl wurde das Fehderecht allmählig beſchränkt, wohl wurden beſtimmte Sühngelder (Compoſitionen) feſtgeſezt, welche angenommen werden mußten. Allein der lezte Reſt des Fauſtrechts, dieſes Naturſtandes, fiel erſt mit dem Wormſer ewigen Landfrieden von 1495.

Es bedarf ſchließlich zur Vollſtändigkeit dieſer Skizze noch einiger Worte über das germaniſche Heerweſen als Mittel zur Erfüllung des zweiten Staatszwecks, des Schuzes nach außen. — Sollte ein Krieg geführt werden, ſo waren bei den Stämmen, welche Könige hatten, ohne Zweifel dieſe die Heerführer. Bei den übrigen Stämmen aber wählte das Landesconcil für die Zeit des Kriegs einen tapfern und erprobten Mann zum „Herzog" (dux). Nur von den alten Sachſen berichtet der Chroniſt des ſiebten Jahrhunderts, der angelſächſiſche Mönch Beda, daß nicht die Männer des Landesconcils, ſondern die Centgrafen — Beda nennt ſie Satrapen — durch das Loos einen aus ihrer Mitte zum Herzog beſtimmt hätten. Unter dem Herzog kommandirten die Centenarien, unter dieſen die Decane. Denn auch das Heer ſchaarte ſich nach den Hundertſchaften und Dörfern. Das fühlte ſchon Tacitus heraus. „Die Zahl der Krieger iſt feſt beſtimmt," ſagt er; „je hundert erſcheinen aus jeder Mark im Heer, und es führt davon die Schaar der Mark einen beſondern Namen" (den Namen Hundertſchaft). Friedliche und kriegeriſche Geſchäfte waren bei einem ſo thatkräftigen Volk, wie die Germanen, das nie das Schwert zur Seite legte, wohl mit einander vereinbar. Ja noch in ſpäteren Zeiten führte der richtende Centgraf oder Landvogt häufig ſeine Gerichtsunterthanen in den Krieg. Auch würde der Germane einem Mann, der nicht als Krieger hervorglänzte, ſchwerlich als Richter ſich unterworfen haben.

Uebrigens ſcheinen die Militärbefehlshaber keine eigentliche Gewalt gehabt zu haben, die vielmehr den Prieſtern in ähnlicher Weiſe wie in dem Volkscencil, ſo auch in dem der Obhut der Götter übergebenen Heere zuſtand. Die Heerführer leiteten das Heer vielmehr durch ihr Beiſpiel, durch die Bewunderung, welche ſie einflößten, durch die Billigung, welche ihre Entſchlüſſe und Handlungen bei der Menge fanden.

So ſehen wir denn, daß auch das deutſche Staatsleben weder durch eine außerordentliche Anordnung der Gottheit auf übernatürlichem Wege, noch vermöge jener Naturnothwendigkeit erwachſen iſt, welche den Keim zur Pflanze, die Knoſpe zur Blüthe entfaltet, vielmehr ſich nach dem Bedürfniß der gegebenen Verhältniſſe mit Bewußtſeyn und Planmäßigkeit aus einer Art Naturzuſtand zu immer feſteren Einrichtungen herausgearbeitet hat. Ed. Wippermann.

* Elend heißt wörtlich fremdes Land.

Die Kriſis in der modernen Kunſt.

(ſ. Nr. 32.)

II.

Parallel dem Streben der lyriſchen Muſik nach der geiſtigen Innerlichkeit des poetiſchen Worts, des ſprachlichen Begriffs, läuft die analoge Tendenz der dramatiſchen Muſik, ſich in die maſſenhafte Breite der bildneriſchen und maleriſchen Darſtellung einerſeits, in den raſtloſen Fortſchritt der dramatiſchen Handlung, der dramatiſchen Dichtkunſt andererſeits auszuſpannen. Schon im hiſtoriſchen Styl der Spontiniſchen und Meyerbeer'ſchen Opern nehmen wir dieſen Zug nach dramatiſcher Charakteriſtik und ſchneller Entwicklung, nach effektvoller Gruppen- und Maſſenwirkung wahr. Aber noch eben ſo ſtark iſt bei dieſen Meiſtern auch das lyriſche Element vertreten, wie es jedem muſikaliſchen Kunſtwerk unentbehrlich iſt: jenes ſtellenweiſe Anhalten der fortſchreitenden Begebenheit zu gewiſſen Ruhepunkten der Betrachtung und Empfindung, die ſich dann, muſikaliſch angeſehen, zu den entſprechenden lyriſchen Sätzen, zu Arien, Duetten, Enſembles u. ſ. w. geſtalten.

Sowohl gegen dieſes lyriſche Element der Oper, wie gegen ihren Geſammtzuſchnitt überhaupt trat nun in neueſter Zeit Richard Wagner auf. Offen brechend mit allen Traditionen der Muſik, verſuchte er eine Reformation der Oper in dem Sinn, daß er ſie vor allem auf nationalen Boden verſetzte und ſie ſo zu einem wirklichen muſikaliſchen Drama mit einer treibenden nationalen Handlung machte, ja daß er ſie ſogar zu einem Totalorganismus ſämmtlicher zuſammenwirkender Künſte zu machen unternahm. In ſeinem Tannhäuſer und Lohengrin treibt die Handlung ruhelos fort; der leitende Fortſchritt wird entweder in großartigem Recitativſtyl oder in maſſenhaften Chören ausgeführt, das Orcheſter ſchreitet in geſchloſſener Phalanx vorwärts; nirgends iſt Stillſtand, nirgends ein gemüthliches Beſchauen, überall Bewegung, überall Drang zum Ziel. Unverkennbar muß dieſe Muſik die größte Aehnlichkeit mit dem dichteriſchen Drama gewinnen, ja jedes derartige Muſikwerk iſt ſelbſt nur ein Drama in Tönen. Und faßt man andererſeits die fortwährende Gruppirung großer Maſſen in's Auge, wie ſie dieſer muſikaliſchen Aktion weſentlich ſind und wie ſie ſich vor dem Blicke des Beſchauers zu geſchloſſenen Bildern zuſammenfaſſen; nehmen wir dazu noch die großartige Dekoration und Ausſtattung, welche Wagner als den ſceniſchen Hintergrund für ſeine Opern in Anſpruch nimmt, ſo iſt der plaſtiſche und maleriſche Charakter dieſer neueſten Opernmuſik keinen Augenblick mehr zweifelhaft.

Noch überzeugender aber ſtellt ſich uns der Uebergriff der einen Kunſt in die andere und das Streben nach Erweiterung der beiderſeitigen Grenzen, das Streben nach einem umfaſſenderen Inhalt, in der modernen Bildhauerei und Malerei dar. Die hervorragendſten unter den Werken der neueſten Plaſtik ſind wirklich mehr als bloße Plaſtik; dieſe Kunſt ſcheint ſich, wie ihre Schweſtern, ſelbſt ausdehnen, ſich ſelbſt übertreffen zu wollen. Aufgabe der Plaſtik iſt bekanntlich die Darſtellung des individuellen Einzellebens in der ſchönen Leiblichkeit, der menſchlichen wie der thieriſchen; und ſo hat denn auch dieſe Kunſt ſeit dem Alterthum vorherrſchend Einzelgeſtalten, Götter und Menſchen, in vollendeter Körperlichkeit, entweder der ruhig daſtehenden oder der thätig bewegten, gebildet, wie ja das klaſſiſche Griechenthum der vorbildliche Meiſter in dieſer Beziehung für alle nachfolgende Kunſtthätigkeit geworden iſt; vor ſeinen Statuen verweilen wir noch heute mit Entzücken, und ſelbſt kümmerliche Bruchſtücke derſelben hält man der öffentlichen Aufbewahrung und Betrachtung werth. Zugleich aber läßt ſich neben dieſer leiblichen Einzeldarſtellung, ebenfalls von den älteſten Zeiten herab, die Tendenz nach plaſtiſcher Zuſammenſtellung, nach Gruppirung mehrerer Individuen verfolgen. Wir brauchen nur an den Farneſiſchen Stier, an den Laokoon, die Niobiden, die äginetiſchen Giebelfelder und ähnliches zu erinnern.

Damit aber, daß die antike Bildhauerei ſolch größere Compoſitionen meiſt nicht in der ganzen Rundung der Geſtalten, nicht in voller Freiheit der Stellung herausarbeitete, ſondern ſie über größere Flächen, über Wände, Giebel u. dgl. ausbreitete, aus deren feſtem Grunde ſie ſich nur in halbrunder Erhebung ablöſen — damit ſchon gab die antike Plaſtik zu verſtehen, daß ſolch zuſammengeſetzte Darſtellungen nicht mehr ihre eigentliche Aufgabe ſeyen, ſondern daß ſie über ihr Gebiet hinaus in das Element der Malerei hinüberſchwebten. Denn dieſe erſt hat es vornehmlich mit der Beziehung vieler aufeinander, mit der Vereinigung ganzer Maſſen zu einem Moment, zu einer Handlung, unter einem Geſchick zu thun, da überhaupt das Leben als ſolches, als handelndes und beziehungs-

reiches Verhalten der Individuen zu einander ihre ſpecielle Aufgabe iſt. Genau genommen gehören daher Gruppen wie die genannten Antiken und ſämmtliche plaſtiſche Gruppendarſtellungen aus ſpäterer Zeit nur techniſch der Skulptur an, der Idee und dem Weſen nach fallen ſie entſchieden unter die Malerei.

Noch mehr gilt dieß von einigen neueren Skulpturwerken, die, weil ſie die namhafteſten ſind, zugleich als Repräſentanten dieſes ganzen Kunſtzweigs betrachtet werden dürfen. Wir meinen beſonders Rauchs Entwurf zum Goethe-Schiller-Monument für Weimar und das Berliner Standbild Friedrichs des Großen von demſelben Meiſter. In beiden iſt nicht mehr bloß ein bedeutender Menſch in ſeiner individuellen Beſonderheit, ſondern in ſeiner geiſtigen Allgemeinheit, in der ganzen Tragweite ſeiner nationalen und kulturhiſtoriſchen Bedeutſamkeit wiedergegeben. Nicht die beiden Dichterperſönlichkeiten Goethes und Schillers wollte Rauch in ſeiner Skizze feiern, ſondern ihr gemeinſchaftliches Zuſammenwirken zu dem einen, abſoluten Kunſtideale, zu der Höhe vollendeter Kunſtſchöpfungen, welche beide mit einander erſtiegen haben. Auf dieſen nationalen, univerſellen Geſichtspunkt kam es ihm an; die beiden Dichtergenien ſind ihm nur die Träger dieſer Idee, die Großmächte jener wahrhaft einzigen Kunſtepoche. Eben ſo unternimmt Rauch im Denkmal Friedrichs des Großen nicht bloß eine Verherrlichung dieſes Königs, ſondern zugleich eine Verklärung ſeiner ganzen Zeit und der ſie bewegenden Mächte, eine Geſammtfeier ihrer großen Leiſtungen im Krieg, in der Wiſſenſchaft und Kunſt, wie allerdings der große Friedrich ſelbſt ſie heraufgeführt und zum Theil ſelbſt vollbracht hat. Man hätte alſo Unrecht, an dieſem Denkmal die beherrſchende Geſtalt des Königs allein in's Auge zu faſſen oder die techniſche Meiſterſchaft der übrigen Figuren ausſchließlich zu rühmen. Die Gedanken des Künſtlers erräth nur der, der in der geiſtigen Größe des Preußenkönigs, in den ruhmvollen Geiſtesthaten jener geſammten Zeitepoche den Schwerpunkt des Denkmals erkennt. Auch in dieſem Kunſtwerk hat Rauch den idealen Standpunkt genommen: weniger die Männer jener Zeit, als der Geiſt und die Ideen derſelben ſind die darzuſtellende Aufgabe geweſen.

Das aber muß eingeräumt werden, daß all ſolche Repräſentativdarſtellung über die Aufgabe der bloßen Plaſtik entſchieden hinausgeht. Die reine Plaſtik wird vornehmlich immer Einzelgeſtalten oder Gruppen bilden, in denen die ſchöne Körperlichkeit, die lebensrunde Vollſtändigkeit der Erſcheinung die Hauptſache iſt. Umfaſſende Gruppendarſtellung hingegen zur Verkörperung einer Idee ſtreift immer ſchon in die Malerei hinüber, oder geht, wenn man ganz offen ſeyn will, über die Malerei nicht minder wie über jede Kunſtform überhaupt hinaus und hebt ſich bereits in das Reich des reinen Gedankens hinüber, wo die Idee rein als ſolche, als unſichtbare Geiſtesgeſtalt im denkenden Geiſte ſchwebt, hoch hinaus über jedes Bedürfniß ſtofflicher und künſtleriſcher Darſtellung. Daß aber die Idee dennoch aus dieſer reinen Geiſteshöhe wieder herabgeholt und in den Stoff einzugehen gezwungen wird, darin eben bewährt ſich die Allmacht der Kunſt, die Götterweihe des Genius. Unbeſtreitbar hat ſich Rauch bei den beiden angeführten Bildwerken die plaſtiſche Fixirung eines Gedankens, einer Idee zur Aufgabe geſtellt; aber ſo geiſtig auch dieſer Gedanke, ſo verſchwebend auch dieſe Idee war, er hat ſie zu erfaſſen und in harten Formen zu feſſeln gewußt. Die Idee iſt die beherrſchende Spitze, der geheime Duft in den genannten Skulpturwerken; aber ſie kommt aus ihrer Geiſtigkeit hernieder in den irdiſchen Stoff, ſie tritt aus ihrer Verſchwommenheit in die plaſtiſche Erſcheinung der lebenswahren Geſtalten herein, welche wir in den genannten Denkmälern bewundern.

Das gleiche Urtheil fällt die Kritik auch über die moderne Malerei, inſofern ſich in ihr der gleiche Proceß wiederholt: dieſelbe Durchbrechung ihrer urſprünglichen Grenzen, derſelbe Fortſchritt von der individuellen Geſtaltung in die geiſtige Ideenwelt. Wenn die Individualiſirung der Lebensidee zu einer Einzelgeſtalt die weſentliche Aufgabe der Plaſtik iſt, ſo kann man die Thätigkeit der Malerei als eine Individualiſirung der Zeit bezeichnen. Wie die Skulptur aus dem vielgegliederten Organismus des Naturlebens ein einzelnes Individuum zu künſtleriſcher Geſtaltung herausgreift, ſo iſolirt ſich die Malerei aus dem abſtrakten Zeitverlaufe einen Punkt, einen einzelnen Moment, wie er von dem ſchaffenden Menſchengeiſte erfüllt, von den Geſtalten der handelnden Wirklichkeit belebt erſcheint. Wie durch dieſen individualiſirenden Proceß die Skulptur die einzelne Geſtalt oder die einfache Gruppe gewinnt, ſo ergibt ſich daraus für die Malerei die Scene, die Landſchaft, die geſchichtliche That. Alle ihre Leiſtungen, als Porträt, Genre, Hiſtorienmalerei u. ſ. w., ſind nur Fixirungen des einzelnen Zeitmomentes, Verherrlichungen einer iſolirten Natur- oder Lebensſcene.

Entſchieden hinausgegangen über dieſen bloß hiſtoriſchen Standpunkt iſt nun in neueſter Zeit der vielgeprieſene und vielfach angefochtene Wilhelm Kaulbach in ſeinen Berliner Muſeumsgemälden. Wäre einem Maler der alten Schule der Auftrag geworden, die Weltgeſchichte in ſechs großen Bildern zur Anſchauung zu bringen, ſicherlich hätte auch er aus dem ganzen Geſchichtsverlaufe die ſechs hervorragendſten Ereigniſſe herausgegriffen, und vielleicht dieſelben, für welche Kaulbach ſich entſchieden hat. Jedenfalls aber hätte ſich ein ſolcher genau an das hiſtoriſche Faktum gebunden, es in aller Treue der Geſtalten und des Nationalkoſtüms hingeſtellt und mithin nur die geſchichtliche That in aller Ausſchließlichkeit, in der ganzen engen Gedrungenheit des bewegten Momentes gegeben. Kaulbach

aber thut mehr als das. Hinwegſchreitend über die tiefgewurzelten Traditionen der bisherigen maleriſchen Auffaſſung, ſtellt er nicht ſowohl die weltgeſchichtliche That als ſolche, ſondern vielmehr die in derſelben ſchlafende Idee in den Vordergrund ſeiner Bilder, führt dieſe in der ganzen Breite der verwandten Zeiterſcheinungen, der nachwirkenden Erfolge aus und verkörpert ſelbſt dieſe bloßen Gedanken noch zu lebenswahren Geſtalten, zur Wirklichkeit einer zweiten Geſchichte.

Im babelſchen Thurmbau beſchränkt er ſich nicht auf die kahle Zerſtörung des himmelſtürmenden Bauwerks durch die zürnende Gottheit, oder auf die Verwirrung und Flucht, welche dadurch unter die Bauenden kommt. Für ihn erſchließt ſich die Thatſache in ihren tieferen Beziehungen, in ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung, in ihrem ewigen Ideengehalte. Für ihn liegt in der bloßen Thatſache, die gleichſam nur zur Folie ſeiner maleriſchen Geſammtdarſtellung herabſinkt, zugleich die Vernichtung der in ſich ſelbſt hohlen aſiatiſchen Deſpotenmacht, und — was noch wichtiger iſt — die Scheidung der ſich zerſtreuenden Menſchenfamilie in die drei großen Stammracen der Aſiaten, Afrikaner und Europäer, die alle auf ihrer Bildungsſtufe und nach ihrem nationalen Typus dargeſtellt und in ihrer kulturhiſtoriſchen Weltſtellung erfaßt werden.

Eben ſo erblicken wir in der Zerſtörung Jeruſalems zunächſt allerdings die wirkliche Zerſtörung der heiligen Stadt durch Flammen und Kriegerwuth. Sofort aber erweitert ſich auch dieſe einfache Thatſache zu der in ihr liegenden umfaſſenderen Idee und legt die Momente derſelben in handelnder Wirklichkeit auseinander. Roms Weltmacht auf ihrer höchſten Spitze, wie ſie ſich eben hier in der Zertrümmerung des jüdiſchen Heiligthums kundthut; der Untergang der jüdiſchen Nationalität und der Fluch ihrer ruheloſen Flucht über alle Weiten der Erde; endlich das Aufblühen des jungen Chriſtenglaubens zur ſeligmachenden Weltreligion — all dieſe idealen Momente liegen für Kaulbachs Tiefſinn in der ſchlichten Hülle der einfachen That und finden in ſeinem genialen Gemälde eine eben ſo begeiſterte Verherrlichung, eine ebenſo lebenskräftige Wirklichkeit, als das eigentliche Faktum ſelbſt.

Man ſieht, Kaulbach malt nicht bloße Geſchichte im herkömmlichen Sinne, er malt den tiefſten Inhalt, die göttlichen Gedanken in der Geſchichte; wie Richard Wagners Opern Dramen in Tönen ſind, ſo ſind Kaulbachs Wandgemälde Philoſophie der Geſchichte in Farben. Mag dieſe Neuerung in der Kunſt angefeindet werden ſo viel ſie will; mag es immerhin ſeyn, daß Kaulbach mit den ſchriftlichen Urkunden nach Gutdünken umſpringt, daß er Geſchichte und Allegorie auf das kühnſte vermiſcht und verwechſelt — immer ſind ſeine Schöpfungen ein gewaltiger Fortſchritt über den bisherigen Standpunkt hinaus und jedenfalls ein Anſtoß zu einer neuen Anſchauungsweiſe, zu einer neuen Zukunft der maleriſchen Praxis.

Dieſes geſammte Verhalten der Künſte in der Gegenwart, dieſe Neigung jeder einzelnen, ihre Schranken zu überſpringen, zu verflüchtigen und ihre Eigenthümlichkeiten gegen die der andern auszutauſchen; dieſer Zug, hinweg über alle feſte, künſtleriſche Formgebung in die Unſichtbarkeit der Ideenwelt hinaufzueilen und ſich in das ſtille Daſeyn des bloßen geiſtigen Wiſſens, des philoſophiſchen Gedankens aufzulöſen: dieſes Geſammtverhalten der Künſte zu einander iſt nun aber entſchieden eine Kriſis, eine Gährung in der Tiefe des modernen Kunſtgeiſtes, der gegenwärtigen Kunſtthätigkeit; es iſt ein Conflikt an einander ſtoßender Gegenſätze, ein Kampf, der allerdings Gefahren für den gegenwärtigen Beſtand der Kunſt in ſich ſchließen und ihre künftige Weiterentwicklung ernſthaft in Frage ſtellen kann. Denn unverkennbar hat die alte Praxis, die hiſtoriſche Schule in der Kunſt einen Stoß erlitten; es iſt eine Bewegung in ſie gekommen, die verbrauchte Traditionen, ausgelebte Standpunkte beiſeite werfen und die Kunſt in neue Schläuche füllen, in neue Bahnen weiſen will. Es kämpft gegenwärtig in der Kunſt das vielhundertjährige Herkommen ihrer bisherigen Ausübung mit einem neuen Geiſte, mit noch jugendlich friſchen Principien, welche ſich der geſammten Kunſt, theoretiſch wie praktiſch, zu bemächtigen und ſie in ein neues Stadium des Fortſchritts hinaufheben zu wollen ſcheinen; im Kleinen alſo dieſelbe Erſcheinung, wie ſie ſich im Großen auf allen Gebieten des modernen Kulturlebens wiederholt. Ueberall in der Gegenwart iſt eine Ueberſättigung der Anſprüche, des Genuſſes, eine Stockung und Fäulniß der öffentlichen Zuſtände, eine Zerfahrenheit und Abſpannung der Gemüther eingeriſſen, ſo daß eine Erſchütterung und Läuterung der Zeit von Grund aus unabweisliches Bedürfniß geworden iſt. In der Wiſſenſchaft wie in der Kirche, auf dem Gebiete der Induſtrie ſo gut wie auf dem der Politik tauchen neue Anſchauungen, neue Ueberzeugungen hervor, machen ſich nie gehörte Forderungen, ſtürmiſche Rechte geltend. Auch hier auf ſocialem Boden werden alte Traditionen wankend und neue Formen ringen an's Licht; auch hier gährt der Zuſammenſtoß des alten Geiſtes mit dem neuen, ein Conflikt, der ſeine Löſung nur durch eine zweite, tiefgreifende Reformation finden kann.

Welches dieſe Löſung in der Kunſt ſeyn und zu welchem Reſultat der begonnene Kampf in ihr führen wird? Wir meinen, zu einem bedenklichen nur für die Verzagten, zu einem glücklichen für die Hoffenden.

Fürerſt müſſen wir bezweifeln, daß die gegenwärtige Kunſtkriſis ein unterſchiedsloſes Verſchwimmen der Künſte ineinander, eine Verſchmelzung derſelben zu einem neuen Totalorganismus, zu einer einzigen, umfaſſenden Totalkunſt, dem ſogenannten Kunſtwerk der Zukunft, nach ſich ziehen wird. Wollen wir auch zum

Beweiſe nicht die Natur anrufen, die ebenfalls mit weiſer Theilung ihre einzelnen Lebensgebiete auseinander hält und jede ihrer Gattungen rein für ſich auftreten, jedes ihrer Individuen ſelbſtſtändig für ſich beſtehen läßt, in der Kunſt ſelbſt ſchon liegt, ihrem innerſten Weſen nach, das gleiche Geſetz der Theilung, des freien Nebeneinanderbeſtehens ihrer einzelnen Gattungen begründet. Jede einzelne Kunſt iſt ein abgegrenztes Gebiet für ſich, jede hat, hiſtoriſch nachweisbar, ihren beſondern Urſprung, jede arbeitet mit ihrem eigenthümlichen Material, jede behandelt beſtimmte Aufgaben, und zwar in beſtimmter Weiſe, jede wendet ſich an eine beſondere Seite der Menſchennatur und bringt beſondere Wirkungen hervor. So war es in dem ganzen bisherigen Verlaufe der Kunſt: es wird auch in ihrer zukünftigen Weiterentwicklung nicht anders ſeyn, weil die Kunſt ſelbſt es nicht anders geſtattet, weil Trennung ihrer Einzelgattungen ihr innerſtes Geſetz iſt.

Was für eine Natur müßte ſich ergeben, wollte die bisherige all ihre Einzelgattungen und Lebensformen mit einemmal aufheben, um ſie in einander verwachſen und ſich vermiſchen zu laſſen! Welche Verwirrung, welch ein Gräuel der Verwüſtung! Und welche Kunſt, welches Kunſtwerk hofften wir entſtehen zu ſehen, hörten die einzelnen Künſte plötzlich auf, jede für ſich zu beſtehen! Welches trübe Gewoge müßte heraus kommen, gingen ſie zu dem wilden Strome eines noch nie dageweſenen Kunſtwerks ineinander! Welchen Anblick, welche Wirkung könnten wir uns davon verſprechen? Und wo bliebe der ſchöne Eindruck, wo die Schönheit ſelbſt, die uns doch ſonſt immer nur aus einem reingehaltenen Einzelgebilde, aus der maßvollen Begrenzung eines Einzelwerks entgegen kommt? — Nein, ſo lange die Menſchennatur noch die alte bleibt — und dabei dürfte es denn doch für's Erſte ſein Bewenden haben — ſo lange wird auch die Kunſt das bleiben, was ſie bisher war, ein vollkommener Organismus in ſich ſelbſt, der ſich aber bei ſeiner Verwirklichung in die ſelbſtſtändige Freiheit der einzelnen Künſte ſpaltet.

Jedoch auch denen können wir nicht beipflichten, welche die jetzige Kunſtkriſis mit dem gänzlichen Verfall, ja mit der endlichen Auflöſung der Kunſt in die reine Gedankenwelt des philoſophiſchen Wiſſens endigen laſſen. Es wird, ſagen ſie, dereinſt eine Zeit kommen, und ſie iſt vielleicht ſchon angebrochen, wo es überhaupt keine Kunſt mehr geben wird, eben ſo wie es künftig einmal kein Geſetz mehr gibt, denn ſie gehorchen ihm alle in freier Sittlichkeit, und keine Kirche mehr, denn alle Gläubigen feiern den reinen Cultus Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Wir kennen dieſe theologiſche Lehre von den lezten Dingen, dieſen eschatologiſchen Traum der kirchlichen Dogmatik von einem idealen Weltende, glauben aber auch, daß es in alle Ewigkeit nur ein ideales, ein ſchöner Traum bleiben wird. So lange die Welt ſteht und es Menſchen auf ihr gibt, werden auch die Weltverhältniſſe im Großen beſtehen, wie ſie ſich einmal unter höherer Einwirkung gebildet haben. Erſchütterungen und Erneuerungen werden auf dieſem und jenem Gebiet immer einmal eintreten, aber ſtets nur, um das ewige, der Welt inwohnende Leben zu bekunden, die träge Menſchheitsmaſſe in geſundem Fluſſe zu erhalten und ſchließlich ſelbſt wieder in das uralte Gepräge der großen Weltformen zu verſchwinden. Mit dieſer Weltewigkeit aber iſt zugleich auch dem geiſtigen Weſen des Menſchen und all den Sphären, worin ſich dieſes einen Ausdruck ſchafft, ſein dauernder Beſtand geſichert. Und zumal diejenigen Geiſtesſphären, in denen die Menſchheit ſich das Göttliche nahe zu bringen, ja durch die ſie ſich mit demſelben zu einigen ſucht, dürfen um ſo ſicherer auf eine unerſchütterliche Exiſtenz rechnen, als das Bedürfniß derſelben dem Menſchen von der Gottheit ſelbſt eingepflanzt iſt. Allezeit wird den Menſchengeiſt der heilige Drang begleiten, das Abſolute erkennend und wiſſend zu ergründen, ſich zu ihm gemüthsinnig und gläubig zu erheben, es vom Jenſeits herabzuholen und ſchön verkörpert vor ſeine ſinnliche Anſchauung zu ſtellen. Mit andern Worten: philoſophiſche Forſchung, religiöſer Glaube und künſtleriſche Geſtaltung ſind eben ſo ewig, als des Menſchen Weſen ewig und göttlich geordnet iſt. Wie Philoſophie und Wiſſenſchaft nie aufhören werden, weil die höher Strebenden und Begabten, unbefriedigt von der einfachen Volkslehre, nur in der Arbeit des Denkens, nur in dem Schatze des Wiſſens ihre Nahrung finden; wie Religion und Kirche nie aufhören können, weil die Volksmaſſe über die dunkle Gemüthsvorſtellung niemals hinauskommen wird, ſo wird auch die Kunſt nicht ſterben, denn des Menſchen Sinnlichkeit fordert, das Göttliche auch in der himmliſchen Geſtalt der Schönheit zu ſchauen. Die Menſchheit wird niemals, auch am geträumten Weltende nicht, eine bloß wiſſende, bloß gläubige ſeyn; ſie wird immer zugleich eine ſinnliche, eine anſchauende und genießende ſeyn, und mit dieſem ihrem ewigen Weſen hat auch die Kunſt ihren ewigen Beſtand, ihre göttliche Bürgſchaft.

Ein Moment aber — und wir gehören zu den Hoffenden unter den Zeitgenoſſen — ein Moment erblicken auch wir in der kritiſchen Gährung der modernen Kunſt und ſind der guten Zuverſicht, daß es ſich aus dieſem Proceſſe mit aller Entſchiedenheit hervorgebären wird: wir meinen die zunehmende Vertiefung der Kunſt in ihren ewigen Inhalt und die immer breitere Entfaltung deſſelben zu neuen Schöpfungen. Nicht in einen wüſten Taumel glauben wir die Künſte verſunken, wenn wir die eine in die andere hinüberſchweifen ſehen; kein tollkühnes Verlaſſen ihres eigenen Gebietes ſcheint es uns, wenn wir ſie zu geiſtigen Gedanken aufſteigen und dieſelben verkörpern ſehen. Vielmehr finden wir darin nur ihr tiefgefühltes Bedürfniß,

abgenuzten Formen zu entſagen, ſich zu neuen zu erweitern und den ewigen Stoff einmal in einem andern Gepräge, in einer ungewohnten Beleuchtung vorzuführen. Die Künſte wollen in der That nicht ihre Grenzen an einander aufgeben, nicht in einander verſchwimmen; nein, ſie wollen weſentlich nur in die Tiefe gehen, Neues aus dieſer Tiefe heraufholen und ſich ſo einmal wieder zu einem friſchen Streben anfeuern. Die Richtung in die Breite, über die normalen Schranken hinaus, nehmen ſie vorläufig nur deßhalb, weil ihnen jene Vertiefung noch nicht gelingen will, in der ſie ihre weſentliche Aufgabe für die Zukunft erblicken. Und zwar ganz mit Recht. Ganz neue Gattungen der Kunſtthätigkeit, die von allem Bisherigen völlig abweichen, darf man nicht erwarten: genug, daß wir die vorhandenen haben und durch erneuerte Pflege weiterführen können. Aber dieß eben iſt's, worauf es ankommt.

Bleibt die Kunſtpraxis in allen Stücken beim Alten, ſucht ſie die gegenwärtigen Kunſtzweige nicht neu zu beleben, nicht von neuen Standpunkten anzugreifen, ſo haben die untergeordneten von ihnen ihre Zeit gehabt und die jähe Stunde ihres Untergangs wird die erſtaunten überraſchen. Hülfe iſt für die Kunſt nur, und Zukunft haben die einzelnen Kunſtthätigkeiten nur, wenn ſie fortan ihren Inhalt tiefer erfaſſen und aus der Tiefe des Geiſtes erzeugen. Zu dieſem Behufe aber müſſen die Künſtler aufhören bloße Techniker zu ſeyn und müſſen ſich, zum großen Theil wenigſtens, entſchließen, abzutreten von einer Laufbahn, für welche die Natur den meiſten die Begabung verſagt hat. Halbheit und Mittelmäßigkeit pfuicht nur in die Kunſt und darf ſich ſelbſt von dem mühevollſten Streben nur ſpärliche Erfolge verſprechen. Nur vorzügliche Begabung befähigt für die Kunſt, nur dem Genius gehört auch in dieſer Hinſicht die Zukunft. Und was dieſer zu thun habe, um die Kunſt zu ihrer nothwendigen Vertiefung in ſich ſelbſt zu verhelfen? Vor allem weniger Leichtfertigkeit, weniger Oberflächlichkeit, mehr Blick in die Tiefe, gründliches Nachdenken über das Weſen der Dinge. Und dazu geſelle ſich liebevolle Naturbetrachtung, wiſſenſchaftliche oder wenigſtens eifrige Geſchichtslektüre, kräftige Theilnahme am menſchlichen Verkehr, an geſunder Geſelligkeit: das ſind die Mittel, wie die Dinge dieſer Welt in ihrer Breite und Tiefe erkannt und auch für künſtleriſche Geſtaltung ausgebeutet werden.

Die Kriſis in der heutigen Kunſt erkennen wir wohl, und auch ihre Gefahren verbergen wir uns nicht; aber ſie wird glücklich vorübergehen und lebensfriſche Keime an's Licht treiben, wenn die Künſtler ſelbſt ſich ihrer bemächtigen und jeder ſich ſeiner Einzelkunſt in der angegebenen Weiſe zuwendet. In ihre Gewalt allein iſt's gegeben, ob die Krankheit zum Tode oder zum Leben umſchlagen wird. Wir unſererſeits hoffen das leztere.

Die neueſte Revolution in Spanien.

Die neueſte, den meiſten ſo unerwartet ausgebrochene Revolution in Spanien erinnert, vergleicht man ſie mit früheren ähnlichen Ereigniſſen, an die in dieſen Blättern ſchon einigemal angedeutete Periodicität ſolcher ſcheinbar ganz zufälligen, aller menſchlicher Berechnung entzogenen Erſcheinungen.

Der Grundton dieſer neuen großen Bewegung, das laute, beinahe einſtimmige Feldgeſchrei der Wortführer iſt die Wiederherſtellung der Conſtitution vom 18. Juni 1837. Die Bewegung iſt daher zunächſt gegen die Verfaſſung vom 25. Mai 1845 gerichtet, welche, mit Anwendung von Umtrieben aller Art, Wahlbeherrſchungen und Beſtechungen, der Nation in einem Augenblick der Ermüdung nach der Vertreibung des Regenten Eſpartero im Jahr 1843 aufgedrungen worden war, und die ſtatt der freiſinnigen Verfaſſung von 1837 nur Reſte derſelben zum Nachtheil der Freiheit des Volks und im einſeitigen monarchiſchen Intereſſe übrig ließ. Die Bewegung geht ferner gegen die neueſten Vorſchläge von Reviſionen, durch welche auch dieſe Reſte der früheren Freiheit vollends nur in leeren Schein verwandelt würden, und der ſogenannte erleuchtete Deſpotismus wieder zur Geltung kommen ſollte.

Der nach längerer Berathung zu Stande gekommenen Verfaſſung vom Juni 1837 ging nun aber der Aufſtand von La Granja vom Auguſt 1836 vorher, der einer über ganz Spanien verbreiteten unzufriedenen Stimmung zum Ausdruck diente und mit bewaffneter Hand die Wiederherſtellung der Conſtitution vom März 1812 verlangte und auch erreichte, daher auch die Verfaſſung vom Juni 1837 nichts anderes iſt als dieſe den Umſtänden angepaßte, durch das abſolute Veto des Königs und das Zweikammerſyſtem verbeſſerte, mit Strömen von Blut errungene Verfaſſung vom März 1812. Zunächſt war aber der Aufſtand vom Auguſt 1836 gegen die octroyirte Verfaſſung des Estatuto real von 1834 gerichtet, die auf ähnliche Weiſe wie die Verfaſſung vom Mai 1845 den Schein einer Verfaſſung ſtatt einer Wahrheit geben und der Nation die ſo ſchwer errungene und ſo gewaltſam entriſſene Verfaſſung von 1812 erſetzen, oder ihren Verluſt verhüllen ſollte. Der Militäraufſtand vom Auguſt 1836 war aber zugleich nur die Wiederholung des Aufſtands vom 1. Juni 1820, in welchem Riego die Wiederherſtellung derſelben Verfaſſung von 1812 mit den Waffen in der Hand verkündigte, zuerſt vereinzelt mit einer kleinen Schaar, nach wenigen Monaten aber unter lautem Beifall der Nation, zuletzt ſogar mit erheuchelter Zuſtimmung des Königs ſelbſt.

Der Grundakkord, auf welchen die Nation ſeit dem Jahr 1812 immer wieder, unter dem Klang der Waffen, beim Blitzen der gezogenen Schwerter, mit großer Einſtimmigkeit ſchon zum dritten mal zurück kam, iſt ſomit der Ruf nach der in der Bluttaufe geweihten, unter dem Donner der Belagerung von Cadix in dieſer Stadt berathenen Verfaſſung vom März 1812. Alle andern aufſtändiſchen Bewegungen ſeit jener Zeit, an welchen es nicht fehlte, ſind nur partielle, oder Vorläufer oder Nachklänge dieſer drei Hauptbewegungen; und alle andern verlangten und zugeſicherten Geſetze und Verbeſſerungen ſind nur Ausweichungen und Variationen jenes Grundtons, mit welchen die entgegengeſetzteſten Parteien, die Abſolutiſten und die Republikaner, die Reaktionäre und die Progreſſiſten, die Nation auf Abwege zu leiten verſuchten, ſolches aber nur vorübergehend auszuführen vermochten.

Nun liegt aber zwiſchen dem Juli 1854, zwiſchen der Gegenwart, und dem 18. Juni 1837, wo die Verfaſſung zu Stande kam, welche die von 1812 wiederherſtellte, ein Zeitraum von ſiebzehn Jahren und einem Monat; ferner ſind zwiſchen dem 18. Juni 1837 und der Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1812 im Sommer 1820 gleichfalls ſiebzehn Jahre verfloſſen. Dagegen verfloſſen vom März 1812 bis zur erſten Wiederherſtellung jener Verfaſſung acht Jahre drei Monate, alſo ungefähr die Hälfte des Zeitraums von ſiebzehn Jahren.

Einen ähnlichen Zeitraum findet man in der franzöſiſchen Geſchichte. Vom 6. April 1814, wo König Ludwig XVIII. die erſte lebensfähige Verfaſſung gab, und dem von langen Kämpfen erſchöpften Volk nach ſieben, ſeit 1791 vorausgegangenen mißlungenen Verſuchen geordnete Freiheit zu bringen ſchien, verfloſſen zwei mal ſiebzehn oder vierunddreißig Jahre bis zum Jahr 1848, wo das Volk nochmals nach dem zu greifen verſuchte, was es ſeine Urrechte nannte. Beinahe in der Mitte zwiſchen 1814 und 1848 liegt aber die Juliusrevolution, nach der ein durch dieſe Revolution erhobener König verſprach, daß endlich die Verfaſſung eine Wahrheit ſeyn ſolle, und wo durch die Zuſätze zur Verfaſſung vom 11. Auguſt 1830 dieſe Zuſicherung in Erfüllung zu gehen ſchien.

Frankreich iſt bei dieſen ſeinen Kämpfen weniger glücklich als Spanien. Es hat noch keinen Grundakkord gefunden, zu dem es nach Ausweichungen und Verirrungen zurückkehren könnte. Es fiel immer wieder in die verworrenen Töne der Anarchie, wenn die Zeit der Bewegung gekommen war, und hat ſeit dem Jahr 1789 ſchon zwölf verſchiedene Verfaſſungsurkunden verſucht, Spanien dagegen nur vier. Aber merkwürdig iſt doch, wie die Verſuche, zum Ziel zu gelangen, auch hier beinahe in denſelben Zeiträumen ſich wiederholten.

Warum nun die Revolutionen ſich ſo häufig gerade nach ſolchen Zeitabſchnitten wiederholen, iſt eine Frage, die ſo bald nicht zur Löſung kommen wird. In einer Zeit, wo die Periodicität dieſer Erſcheinungen an ſich noch ſo wenig anerkannt iſt, daß Andeutungen darüber nur in der Form von Curioſitäten oder mit Mühe aufgeſuchter Spiele des Zufalls veröffentlicht werden können, iſt an ein Erfaſſen des Grundes der Erſcheinungen ſchwerlich zu denken. Indeſſen mögen doch Andeutungen darüber geſtattet ſeyn, zunächſt um die Möglichkeit einer Erklärung zu zeigen und den Thatſachen den myſtiſchen, der genaueren Prüfung nachtheiligen Schein zu benehmen.

Alle menſchlichen Zuſtände, ſo auch insbeſondere alle Verfaſſungen haben Licht- und Schattenſeiten, meiſtens ziemlich gleich vertheilt. Nun folgt aus einem allgemeinen Geſetz des menſchlichen Geiſtes, daß die dunkeln Seiten der vergangenen Zuſtände für das Bewußtſeyn in der Erinnerung um ſo mehr zurücktreten, je weiter man ſich in der Zeit von ihnen entfernt, während die vortheilhaften Seiten ungleich beſſer im Gedächtniß haften, weßhalb bei dieſer ungleichen Kraft des Gedächtniſſes die vergangenen Zuſtände lichter erſcheinen, als ſie im Grunde ſind oder waren. Es wirkt hier das Gedächtniß in der Zeitfolge beinahe auf dieſelbe Weiſe wie das Auge im Raum, dem auch in der Entfernung die lichten Theile eines Gegenſtandes ſichtbar ſind, während es die dunkeln noch nicht ſieht, und dem ſo der ganze aus der Entfernung betrachtete Gegenſtand erleuchtet erſcheint, während er ſolches nur zum Theil iſt.

Noch größer iſt aber die ungleiche Wirkung des Gedächtniſſes bei denen, welche die vergangenen Zuſtände nur in früher Jugend betrachtet haben, in einer Zeit, wo der Geiſt ohnehin für die lichten Seiten mehr Aufmerkſamkeit hat, als für die dunkeln, und ſehr bedeutend erſcheint dieſe Ungleichheit vollends bei ſolchen, welche nur durch Erzählung oder gedruckte Berichte von den Zuſtänden Kenntniß erhalten, wobei der Menſch noch mehr geneigt iſt, nur das Angenehme, Heitere, Anziehende des Objekts aufzufaſſen.

Je mehr daher eine untergegangene oder zerſtörte Verfaſſung aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurücktritt, je mehr in der Gegenwart Männer heranwachſen, welche die Vergangenheit nur aus Jugendeindrücken oder gar nur aus Berichten anderer kennen, deſto heller, glänzender muß ſie dem gegenwärtigen Geſchlecht erſcheinen, deſto mehr muß bei dieſer Zunahme des täuſchenden Lichts am Ende die Erinnerung einen beherrſchenden Einfluß ausüben, beſonders bei Völkern von lebhafter Phantaſie, deren Jugend frühe zur entſchloſſenen Thatkraft heranreift. Nun ſind aber 33⅓ Jahre der Zeitraum, welchen ſchon das Alterthum als eine Generation bezeichnet hat, als den Zeitraum, innerhalb deſſen jedesmal die Mehrzahl der thatkräftigen Männer einem jüngeren Geſchlecht Platz gemacht hat.

Aus dieſem naturgeſetzlichen Moment ließe ſich nun vielleicht erklären, warum bei einem Volk, das nach beſſeren Zuſtänden ringt, heftige Erſchütterungen zu Gunſten einer Verfaſſung nach einer ganzen Generation oder nach Ablauf der Hälfte derſelben, d. h. nach ſiebzehn Jahren, oder des vierten Theils auftreten, warum die ſpaniſche Verfaſſung von 1812 nach wenigen Jahren der Geltung mit Gleichgültigkeit aufgegeben und nach einiger Friſt in einer Revolution zurückgefordert wurde, und warum dieſer Wechſel nun ſchon zum drittenmal ſich wiederholt hat. Auch läßt ſich denken, daß dieſe Perioden bei den Völkern verſchieden ſind, je nach der Zeit, in welcher die Jünglinge zur Mannskraft heranwachſen, ſo wie daß die Stärke der Erſchütterungen nach der Länge des Zeitraums ſich richtet, in dem ein Volk in Unthätigkeit geſchlummert hat, hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben iſt. Vielleicht läßt ſich aber auch noch eine andere Erklärung verſuchen, die jedoch in ihrem lezten Grund mit der ſo eben angedeuteten zuſammenfallen möchte.

Die Stellung des Mondes zur Erde hat auf alles Wachsthum der Pflanzen und Thiere, ſelbſt auf die Geſundheit und Krankheit der Menſchen bedeutenden Einfluß. Dieſen Einfluß vermutheten ſchon das Alterthum und das Mittelalter. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts beſtritt, verſpottete dieſen Glauben; die neueſte Zeit dagegen hat bei genauerer Prüfung der Erfahrungen dem alten Glauben theilweiſe wieder eine auf Beobachtungen geſtüzte Anerkennung verſchafft. — Nun unterſcheidet man verſchiedene Perioden dieſer Stellung des Mondes, in Beziehung auf ſeinen Umlauf, ſeine Erdnähe, ſeine Abweichung vom Aequator, ſeine Breite gegen die Erdbahn, dann wieder größere Perioden, in welchen mehrere dieſer kürzeren zuſammentreffen, eine ſiebenjährige, eine 17½jährige, eine 19jährige, 49jährige und andere.

Unter dieſen Perioden iſt die 17½jährige, nämlich diejenige, in der die Größe des zur Erde gelangenden Mondlichts mit der gleichen Entfernung des Mondes und der gleichen Abweichung zuſammentrifft, von beſonderem Einfluß auf die Witterung, während

die andern Perioden wieder in anderer Weiſe einzuwirken ſcheinen. — Nun ſtehen Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit unleugbar im Zuſammenhang mit politiſchen Bewegungen, und die durch Mißernten veranlaßten Faſttage der Völker ſind in der Regel die Vorläufer von politiſchen Erhebungen derſelben.

Es laſſen ſich aber auch noch andere Einwirkungen denken. — Manche chroniſche Krankheiten, beſonders Geiſtesſtörungen, ändern ſich beim einzelnen Menſchen mit dem Mondwechſel. In unnatürlichem Zuſtand, in fieberhafter Aufregung befinden ſich Frankreich und Spanien, ſeitdem dieſe Länder nach geordneter Freiheit, nach einer feſten Verfaſſung ringen. Sollten etwa die großen Perioden des Mondes für ganze, im aufgeregten Zuſtand befindliche Völker ſeyn, was die kleinen für die Einzelnen ſind?

So ließe ſich denn die auffallende Thatſache, daß politiſche Bewegungen und Erſchütterungen ſo oft nach beſtimmten Perioden wiederkehren, auf verſchiedene Weiſe aus Naturgeſetzen erklären. Freilich müßte zuvor die Thatſache ſelbſt geſchichtlich beſſer feſtgeſtellt ſeyn; dieß iſt aber eine Aufgabe, die vollkommen der Richtung entſpricht, welche ſämmtliche Wiſſenſchaften in unſerer Zeit eingeſchlagen haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, Auguſt.

Ernte. — Hofhaltung auf Ludwigshöhe. — Pirmaſens. — Dom zu Speyer. — Marbahn.

Der einförmige Dreſchlag der Dreſcher, der den lieben langen Tag von nah und fern zu mir herübertönt, könnte mir das Schreiben entleiden, klänge er nicht in dieſem Jahre wie Muſik, an der ſich Tauſende ergötzen. Selbſt die Herbſtgedanken, die er ſonſt zu erwecken ſo geeignet iſt, ſollen mir die Freude an dieſem Ton nicht nehmen; er hat ja nach langen trüben und drückenden Tagen ſtillen Jubel in's Land gebracht, da das Ergebniß der Ernte, für die das leicht verzagende Menſchenherz ſo viel gefürchtet, ein über alles Erwarten günſtiges geworden iſt. So tief hat unſer Herrgott lange nicht in ſeine Kornkammer gegriffen, ſolch ehernen Himmel und glühenden Sonnenſchein zur lezten Reife und zur Ernte lange nicht gegeben. Es mußte viel Schweiß vergoſſen werden in den jüngſten Tagen, jeder Tropfen aber hat ſich reichlich verlohnt. Ich bin alt genug, um mich des Jahres 1817 noch lebhaft zu erinnern, um zu wiſſen, welcher Jubel im Lande war, als die erſten Erntewagen eingefahren wurden; er hätte ähnlich ſeyn dürfen in dieſem Jahre, aber mich wollte bedünken, es fehle doch etwas daran. Es war damals mehr Dank in den Herzen und er that ſich offener kund als jezt. Die jetzige Zeit ſcheint nur theologiſch oder dogmatiſch frömmer geworden, mit dem Herzen aber Gott nicht näher getreten zu ſeyn. Faſt ſcheint es, als müſſe er noch nachdruckſamer winken mit dem Stab Wehe. Der Kriegsmantel hängt ſchon ziemlich weit herunter und nahe unſern Grenzen ſteht ein ſchlimmer Gaſt, die Cholera; ja man raunt ſich leiſe zu, ſie habe ſchon ein und das anderemal den Fuß herüber auf pfälziſchen Boden geſezt. Doch warum nach trüber Vergangenheit die heiterer gewordene Gegenwart ſich durch Möglichkeiten verdüſtern laſſen?

Eine freundliche Erſcheinung hat uns in dieſem Sommer wieder die reizende Villa Ludwigshöhe geboten. Während der Monate Juni und Juli haben König Ludwig und Königin Thereſe auf derſelben Hof gehalten. Mit ihnen verweilten dort den größten Theil dieſer Zeit zwei Töchter, die Großherzogin Mathilde von Heſſen und die Herzogin Adelgunde von Modena. Auch der Gemahl der erſteren fehlte nur zuweilen auf wenige Tage, die ſeine Anweſenheit in der Reſidenz Darmſtadt nothwendig machten. Die kurze Zeit iſt für manche Familie und Gemeinde eine Zeit des Segens und der Freude geworden. Die offene Königshand in ſolcher Zeit hat manche wunde Stelle höchſt wohlthätig berührt; davon wiſſen Einzelne wie Gemeinden zu erzählen. Einer der ſchönſten Züge iſt der mehrmals wiederholte Beſuch der königlichen Frauen bei einer blinden Matrone in der nahen Waffenſchmiede des Edenkobener Thales. Ohne deren Vorwiſſen wurde von Ludwigshöhe aus ein Augenarzt aus Stuttgart beſchieden, und in Stuttgart befindet ſich nun die Leidende unter deſſen Behandlung. Die blinde Frau und der Doktor erinnern mich an den Beſuch, den Juſtinus Kerner ſeinem königlichen Freunde und Gönner auf der Villa abſtattete. Der greiſe Sänger hat die freundlichſte Aufnahme gefunden auf dem Königsſitze bei dem Fürſten, der, wie kaum je ein anderer, erkennt und anerkennt, daß die Dichter mit den Königen auf der Menſchheit Höhen ſtehen.

Einen Glanzpunkt im Leben des Königs bildet der bekannte Beſuch der Stadt Köln, die ihre Verehrung für den Künſtlerfürſten und ihren Dank für ſeine herrlichen Geſchenke und die Förderung des Dombaus überhaupt in ſo glänzender Weiſe an den Tag gelegt hat. Wie begeiſternd jene feſtlichen Tage auf den immer noch rüſtigen und äußerſt rührigen König gewirkt haben, davon hat das Gedicht Zeugniß gegeben, das er von Ludwigshöhe aus nach der „heiligen Köln“ geſendet, um den Bewohnern derſelben ſeinen Dank auszudrücken. Die Freude über jenen Empfang haben Tauſende mit dem Könige getheilt, wenn ſie auch nichts von dem prächtigen Schauſpiel mit eigenen Augen geſehen. Der Glanz deſſelben fiel ſo zu ſagen auf ganz Bayern zurück, als auf das Land, von deſſen Königshauſe eine neue Zeit für die Kunſt ausgegangen iſt.

Die kleineren Ausflüge des Hofs waren erſt in den lezten Wochen ſeines Aufenthalts ſo recht vom heitern Himmel begünſtigt. In den Kreis derſelben wurden die ehedem kurpfälziſchen Städte Mannheim, Heidelberg, Schwezingen und Oggersheim gezogen, Orte, die ſo manche ſchöne Jugenderinnerung im König wach riefen. Auch das Soolbad Dürkheim mit der ſchönen Ruine der Abtei Limburg wurde von den königlichen Herrſchaften einmal beſucht, das der Villa näher gelegene Kaltwaſſerbad Gleisweiler zum öftern. Das nahe Annweiler mit ſeinem altberühmten Trifels, die Ruine der Burg Scharfeneck und die Madenburg bei Eſchbach mit ihrer unvergleichlichen Ausſicht gaben köſtliche Zielpunkte ſolcher kleineren Ausflüge ab. Ein etwas weiterer ging in die durch ihre grotesken Felsberge ſo merkwürdige Gegend von Dahn, die auch in dieſen Blättern ſchon ausführlich geſchildert worden iſt, und von dort nach der auf etwas unwirthlicher Höhe gelegenen Stadt Pirmaſens, deren Bewohner in der halben Welt bekannt ſind, da ſie ihre

wohlfeilen Schuhe und Pantoffeln zu tauſenden in die Ferne tragen. Der Großherzog von Heſſen war mit bei dieſer Partie, da ihn dieſe Stadt vorzugsweiſe intereſſiren mußte, weil ſie die Reſidenz eines ſeiner Vorfahren war. Vom heil. Pirmin, dem Apoſtel jener Gegend, ſchreibt ſich ihr Name her, da dieſer auf jener Höhe ſeine erſte Klauſe aufgeſchlagen hatte. Durch Erbſchaft ging die Gegend, die im Mittelalter zur Grafſchaft Zweibrücken-Bitſch gehörte, an die Grafen von Hanau-Lichtenberg und 1736 an die Landgrafen von Heſſendarmſtadt über. Damals ſtanden nur vierzehn Häuſer auf der Stelle der jetzigen Stadt, bei dieſen ein Jagdſchloß. In dieſes Schloß verlegte Landgraf Ludwig IX. ſeine Reſidenz, legte die Stadt an und bevölkerte ſie mit einer förmlichen Militärcolonie. Sein Leibgarderegiment, das er bis auf 755 Mann brachte, und ein kleines Huſarencorps waren ſeine Augäpfel. Wo ein großer Mann zu finden war, wurde er geworben oder gar gekauft, kein kleiner fand Gnade vor den Augen des Fürſten. Jeder Soldat durfte heirathen, aber die Braut mußte auch unter das Maaß und die entſprechende Größe haben. So kam es, daß die neugeſchaffene Stadt beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution unten ihren aus allen vier Weltgegenden zuſammengetrommelten 9000 Bewohnern nicht weniger als 6851 Seelen zählte, die dem Militärſtand angehörten, Weiber, Kinder, Knechte und Mägde mit eingerechnet. Die Garniſon ſelbſt beſtand aus 3200 Mann erleſener Leute, die unaufhörlich militäriſch geſchult wurden, beim guten Wetter im Freien, beim ſchlechten in einem eigens erbauten ſehr geräumigen Exercirhauſe. Der Revolutionsſturm hat das alles weggeblaſen, Schloß, Exercirhaus, Kaſernen, Mauern und Thore, nur die große Race iſt übrig geblieben, arm in armer Gegend. König Ludwig hat eben dießmal tauſend Gulden geſpendet, die zur Anlegung eines Armenhauſes verwendet werden. Beide Fürſten beſuchten das Grab des ſoldatenfreundlichen Landgrafen, der im Jahr 1790 geſtorben und unter dem Altar der Stadtkirche beigeſezt iſt.

Nicht fern von Pirmaſens, ja eigentlich ſo recht rings um die Stadt herum iſt blutgedüngter Boden. Eine der Schlachten des Jahres 1793 wurde da geſchlagen. Es war die am 14. September, in welcher der tapfere Herzog von Braunſchweig mit dem zweiten preußiſchen Armeecorps von 12,000 Mann dem franzöſiſchen General Moreau mit ſeinen 15,000 Mann gegenüber ſtand. Es war ein heißer Tag, deſſen Ehre dem Herzog von Braunſchweig gebührt, wie die des darauf folgenden 29. Novembers, an dem er bei Kaiſerslautern den General Hoche ſchlug. Die Preußen zählten bei Pirmaſens nur zweihundert Todte und Verwundete, während 800 Franzoſen auf dem Schlachtfelde blieben und gegen 3000 gefangen wurden. Eine der intereſſanteſten Stellen in dieſem Kampf iſt das nahe Blümelsthal geworden, in das ſich ein Theil der fliehenden Franzoſen warf. Dreißig Munitionswagen ſtürzten ihnen nach und zerſchellten unten in der Schlucht. Ueberhaupt iſt die Umgegend von Pirmaſens, wenn auch wenig bekannt und ſelten genannt, doch nicht ohne Intereſſe, ſelbſt in landſchaftlicher Hinſicht nicht. Schon der Berg Horeb, der die Stadt überragt, bietet eine hübſche Fernſicht über das bergigte Land bis zu den blauen Höhen Lothringens, manch ſchöne Thalſchlucht liegt zwiſchen den öden und waldigen Bergen, und die etwas entferntere alte Burg Gräfenſtein mit ihren Erinnerungen an die Leiningen, Sponheim und Sickingen, an Ulrich von Würtemberg und die Markgrafen von Baden gehört mit zu den wohlerhaltenſten und ſchon darum intereſſanteſten Ruinen des Landes. Noch darf ich nicht zu bemerken vergeſſen, daß das nahe Dorf Rodalben eine der erſten Größen in der mediciniſchen Wiſſenſchaft geliefert hat, vor der beſonders auch die Juriſten großen Reſpekt haben. Es iſt Johann Peter Frank, der Begründer der mediciniſchen Polizei, der fruchtbare und hochgeachtete Schriftſteller, der vom praktiſchen Arzt zu Pirmaſens über die Profeſſuren zu Göttingen, Pavia, Wien und Wilna zum kaiſerlich ruſſiſchen Leibarzt empor ſtieg, den Napoleon vergeblich für Frankreich zu gewinnen ſuchte, und der vor nicht langen Jahren zu Wien ſtarb. Wenn Frank gewöhnlich für einen geborenen Badener ausgegeben wird, ſo iſt das nur inſofern richtig, als zur Zeit ſeiner Geburt (1745) eben jene Herrſchaft Gräfenſtein, zu der auch das Dorf Rodalben zählte, den Markgrafen von Baden gehörte. Seine erſte Bildung erhielt er allerdings in Baden, nämlich auf der Schule zu Raſtatt, wo auch ſpäter ſein ihm ebenbürtiger Sohn Joſeph geboren wurde. Rodalben iſt alſo der eigentliche Stammort dieſer mediciniſchen Celebritäten, wie dieß auch das im Dorfe neuerlich errichtete einfache Denkmal beſagt. — Pirmaſens ſelbſt hat ebenfalls einige anerkannte Männer geliefert, wie die als Schriftſteller bekannten Profeſſoren Bruch und Lachenmeyer in Straßburg und den als trefflichen Landſchafter hochgeachteten Maler Bürkel in München.

Die königliche Fahrt in's ſtille Weſtrich hat mich zu einer etwas weiten Abſchweifung verleitet, ich kehre zurück und wende mich vor allen Dingen nach Speyer. Schon am vierten Tage nach der Ankunft auf Ludwigshöhe kam der König mit der Großherzogin von Heſſen nach Speyer, um den Dom nach ſeiner Vollendung im Innern zum erſtenmal, und zwar beim feierlichen Gottesdienſte zu ſehen. Es war Sonntag, der 11. Juni, ein rechter Feſttag für die ſo tief zu Dank verpflichtete, aber auch wirklich dankbare Stadt. Wäre Speyer ein Köln, es hätte hier an einem ähnlich glänzenden Empfange nicht gefehlt; die Geſinnung wenigſtens und der gute Wille waren die nämlichen, wie dort. Jedenfalls war der Tag für den Pfalzgrafen ein ſehr erhebender, da er eines ſeiner großartigſten und herrlichſten Werke ſo herrlich vollendet ſah. Mit Ruhe und Muße wurden Nachmittags noch einmal die Einzelnheiten betrachtet und der Beſuch ſpäter noch einmal wiederholt. Unterdeſſen hat auch der Umbau der Portalſeite des Domes bereits begonnen; ſie ſteht da wie eine Ruine, neben ihr arbeiten die Steinmezen mit großer Rührigkeit und auf dem feſten Unterbau erhebt ſich ſchon neues Mauerwerk, ein Beweis, wie raſch das Werk gefördert wird. Doch davon ein andermal, wenn die jezt noch chaotiſche Maſſe einmal beſtimmtere Geſtalt gewonnen hat und ich über den neuen Plan ſelbſt etwas näheres berichten kann.

An der neuen Maximiliansbahn wird mit großem Eifer fortgearbeitet, und es beſteht die gegründetſte Hoffnung, daß dieſelbe ſchon im Herbſt des kommenden Jahrs vollendet ſeyn wird. Von franzöſiſcher Seite wird der

Bau mit gleichem Eifer betrieben, die Strecke von Straßburg bis Hagenau wird wahrſcheinlich ſchon in dieſem Frühjahr fahrbar, und ſo dürfte in viel kürzerer Friſt, als man erwartet hatte, die Verbindung zwiſchen Straßburg und Neuſtadt hergeſtellt ſeyn und ſich dann der von Monat zu Monat ſteigende Verkehr auf den pfälziſchen Bahnſtrecken noch ſehr weſentlich erhöhen. Daß bei dem Bahnbau auf pfälziſchem Boden auch der ſchönen Kunſt wieder ihr Recht werden wird, iſt eine ausgemachte Sache. Die Bahnhofgebäude erhalten edle, gefällige Formen, und beſonders ſoll der Bahnhof bei der Stadt Edenkoben, in deren Weichbild die Villa Ludwigshöhe liegt, in architektoniſcher Beziehung ſehr geſchmackvoll ausgeſtattet werden.

Die Luſt, zur Induſtrieausſtellung nach München zu reiſen, iſt in den jüngſten Tagen weſentlich abgekühlt worden durch die Nachrichten über das Auftreten der Cholera. Die mündlichen und gedruckten Berichte derer, die die Herrlichkeiten der Hauptſtadt geſehen haben, ziehen täglich mehr an, und ſo warten denn noch viele, bis es dort oben wieder klarer wird, was hoffentlich bald geſchieht, damit nicht Tauſende vor den Pforten dieſes modernen Paradieſes ſtehen bleiben müſſen, ohne einen Blick hinein zu thun.

Von den griechiſchen Inſeln, Juli.

I.

Aſſos. — Lesbos. — Mitylene.

Die griechiſche Inſelwelt — von welcher Seite faſſen wir ſie an? Ich wüßte kaum einen ſo überraſchenden Blick, wie dort, wenn man ſüdwärts herausreitet aus einem hohen Laubwald des trojaniſchen Idagebirgs und auf einmal über das tiefe grüne Flußthal weg die Akropolis von Aſſos gegenüber hat, hoch überm Meer, aber nicht ſo hoch wie wir, denn wir ſchauen darüber weg auf die ganze große Inſel Lesbos. Sie ruht mit ihren blauen Gebirgen unten in der tiefblauen See. Um ihr näher zu kommen, müſſen wir dieſen Felſenberg von Aſſos erſt erklimmen, hinauf durch den türkiſchen Ort Beiramkoi, der auf ſeiner Landſeite hängt, bis unter die wunderlich ſteilen Felſen der alten Akropolis von Aſſos, welche jezt die Moſchee des Orts an der Stelle der urälteſten griechiſchen Tempelreſte trägt. Die alte Stadt ſelbſt, Aſſos, wegen ihrer halsbrecheriſchen Lage ſchon im Alterthum verrufen, hing und hängt auf der Seeſeite dieſes ſteilen Vorgebirgs hinab. Sie iſt noch wenig beſucht, aber hoch intereſſant, dieſe ſtille, todte, in ihren Trümmern wohlerhaltene Stadt, mit der Sarkophagſtraße, die auf ein Thor von althelleniſchem Bogenſchnitt in der prächtigen Quaderwand der Stadtmauer zuführt, mit dem Trümmerſturz ihrer Tempel, Häuſer, deren Thürpfoſten noch ſtehen, Theater, bis auf den Rand des Abgrunds hinab. Ariſtoteles hat hier lange verweilt, aber auf ſeine bekannte peripatetiſche oder ſpazierende Philoſophenſchule wäre er ſchwerlich hier verfallen, dazu iſt Aſſos entſchieden zu unbequem gebaut.

Wir brauchen aber in ihren hochbedeutſamen Trümmern uns nicht aufzuhalten, da wir heute nicht auf architekturgeſchichtlichen Spuren gehen, ſondern wollen uns lieber herabdenken an den Fuß des Vorgebirgs, in den Schatten der Felsmaſſe, wo der Wogenſchlag des Golfs einen ſchmalen Felſenrand übrig läßt. Wir ſchauen hinüber nach Lesbos, auf ſeine hellen Küſten und die blauduftigen Gebirge. Dieſes Inſelland iſt uns lieb und werth als Heimath altgriechiſcher Lyrik. Zwar ſind nur wenige Fragmente übrig von der Dichtung dieſer, wie der andern Inſeln, Fragmente, die aus einer großen Vergeſſenheit hervorragen, wie dieſe Inſeln ſelbſt aus ihrem blauen Meeresſpiegel. Aber es iſt genug, um darüber hin eine Brücke zu ſchlagen aus — man erſchrecke vor dem Ausdruck nicht — der literariſch reich entwickelten Zeit Homers in die hiſtoriſch helleren Tage. Dieſe Fragmente ſind wie einzelne Sonnenblicke im dunkeln Feld, die uns beweiſen, daß einſt das Ganze ebenſo hell und warm und ungemein modern war. Wann wird man endlich einſehen, daß, um eine nebelhaft ferne Zeit zu verſtehen, man überhaupt oft nur unſere allermodernſten Verhältniſſe darein zurückzutragen braucht! In der That, das ſiebente Jahrhundert vor Anfang unſerer Zeitrechnung war entwickelter an manchen Orten als das unſrige bei uns.

Wir wollen hinüber, aber wie? Es ruht ſich ſo angenehm im Schatten der Felſen, daß wir geruhig abwarten mögen, bis die Griechen und Türken der kleinen Marine von Aſſos — es ſind nur einige Hütten und Magazine — ſich über unſere Ueberfahrt geeinigt haben. Der türkiſche Hafen-, Zoll- und Paßbeamte verbietet den Griechen uns zu führen und droht ſie zu chikaniren, wenn ſie's thun, ſo daß wir am Ende ein türkiſches Schiff nehmen müſſen. So geht's den Griechen wohl überall, wo ſie in der Minderzahl ſind. Inzwiſchen aber entdecken wir im Magazin einen großen Dattelkaſten, und wenn ſie auch noch ſo ſtaubig ausſehen, ſie laſſen ſich rein waſchen unter dem mächtigen Cryſtallquell, der aus der Felswand ſpringt. Es iſt immer eine Freude, was Eßbares in Kleinaſien zu finden, zumal im Monat Ramazan, dem Faſtenmonat, wo das einzig Erquickliche in dieſer heißen Zeit, die ſchöne Dickmilch, von den Türken immer ſchon vor Tagesanbruch aufgegeſſen iſt. Und was Eßbares iſt beſonders gut, wenn man auf die See will, denn wer kann wiſſen? — das kleine Segelboot, und die wunderblaue Tiefe, die gleichwohl in einigem Schwanken iſt, — möglich, daß wir drüben an's Land ſteigen mit jener ſeligen Leichtigkeit, welche die Folge maritimer Kataſtrophen iſt.

Wir landen auf der Nordküſte von Lesbos, vor Molivo, der hochliegenden Stadt. Auch dort ſehen wir in den Abgrund, und zwar durch die Spalten in der Bretterbank eines griechiſchen Kaffeehauſes, auf der wir ſchließlich uns zur Nachtruhe ausſtrecken. Molivo iſt die alte Methymna, Arions Stadt, jenes glücklichen Sängers, den der Delphin aus dem Meere trug, zwar nicht hier, ſondern fern an der lakoniſchen Küſte. Die Delphine ſind auch gar nicht mehr wie damals, und nicht lange hatten zwei tölpelhaft ſich verfolgende Delphine draußen vor dem Hafen ein Fiſcherboot umgerannt, ſo daß der Mann ertrank. Der verweinte Junge ſammelt Almoſen.

Wir reiten am Morgen auf den herrlichen Maulthieren, wie ſie Lesbos eigen ſind, die Olivenwälder hinauf. Leider iſt im harten Winter auf 1850 alles erfroren, und der Anblick gar geſpenſterhaft, wenn der Oelbaum, der „ſtets in Blätterfülle grünende," in einem Winterſchlaf befangen iſt, aus dem er nicht wieder erwacht. Weiter hinauf iſt Fichtengebirg, und wenn wir an heißem Tag durch dieſes uns hinüber ſchlagen, vielleicht noch in's Dickicht uns verwickeln von wegen der lockenden Rebhühner, was könnte da eher vor unſerer aufgeregten Phantaſie ſchweben, als die Weine, die einſt Alkäos, der lesbiſche Dichter, dieſer älteſte Sänger des Weins, hier

getrunken hat? Sie waren doch gewiß inländiſch Gewächs. Alkäos aber trank Wein in jeder Tageszeit, in jeder Jahreszeit und in jeder Seelenſtimmung. Im Winter, wenn Zeus Regen ſendet, Kälte vom Himmel weht und die Gluth des Herdes geſucht wird, trank er, natürlich weils kalt war. Dagegen im Sommer, wenn der Sirius, der Stern der Gluth, aufgeht, — nämlich früh, vor der Sonne, wo in unſerer ſchläfrigen Heimath noch wenige ihn geſehen haben — da trinkt Alkäos oder netzt ſeine Seele mit Wein wegen der Hitze. Wie aber erſt, wenn die wonnige Nähe des Frühlings fühlbar wird? Wie wird uns aber zu Muthe, wenn wir wirklich nach dem greifen, was die lesbiſche Rebe heutzutage liefert? Natürlich ſchüttelt uns der ekelſte Harzgeſchmack zurück. Die Naſe zuhalten, dann gehts! hat einſt der alte Wagner in Rom, der Drache von Villa Malta, mich gelehrt. Aber es geht auch ſo nicht. Und ſolchen Stoff trank Alkäos? Ohne Zweifel; die Sitte, den Wein mit Harz zu verſetzen, iſt alt, und der Pinienzapfen am Thyrſosſtab ein verdächtiges Zeichen. Niemand weiß einen vernünftigen Grund. Indeß kommts nur auf die Gewohnheit an, und ſchon mancher Deutſche hat ſeine Seele tief in den Reſinato, wie ſie's nennen, verſenken lernen, und mag am Ende keinen andern mehr.

Noch einmal müſſen wir in unſerer Decke uns zur Nachtruhe ausſtrecken, auf hoher trockener Bergwieſe, den lesbiſchen Olymp zur Rechten, unter dem ſchönen Sommerhimmel, bevor wir vollends hinabreiten zu den ſüdlichen Buchten und nach Mitylene, Sapphos und Alkäos Stadt. Sie liegt auf der Oſtſeite, Aſien gegenüber, ein meiſt hölzerner, ſchmutziger Ort mit zwei Häfen, zwiſchen denen ein Vorgebirg mit dem türkiſchen Caſtell hinaus tritt. Theilnahme für das heutige Volk erweckt namentlich ſeine treue Sorge für den Unterricht. Draußen ſteht ein hübſches neues Gymnaſium, und zwar mit deutſcher Bibliothek, denn die hieſigen Lehrer ſtudiren auf Inſelkoſten in Berlin. Denke man ſich in langer Reihe den ganzen Hegel — wenn wir's laut ſagen dürften, würden wir zu allen Schutzheiligen der Inſel beten, zu Sappho und Alkäos, Arion, Terpander und dem weiſen Pittakus, daß ſie ihre arme Inſel bewahren mögen vor der deutſchen Philoſophie! Und wer das ſchöne Sammelwerk Erſch und Gruber kennt mit ſeinen endloſen Quartbänden, die Halleſche Encyklopädie, wo alles ablagern darf, was ſonſt kein Unterkommen findet, dem wollen wir zum Troſt ſagen, daß ſie zu Mitylene zweimal vorhanden iſt. Die hieſigen Lehrer lernen ihre einheimiſchen Dichter verſtehen mit Hülfe der Stuttgarter Ueberſetzungen.

Aber wir ſind zu Mitylene, und draußen im ſommerlichen Olivenwald, aus dem einzelne Villen auf thurmartigem Unterbau, der alten Seeräuber wegen, hervorragen, können wir ruhig mit Erinnerungen aus Sapphos Dichtung ſpielen:

Aber rings durchſäuſelt die Quittenzweige
Kühlung und beim Beben der Blätter fließet
Schlummer hernieder!

Oder ein Nachtbild:

Vor Selenes lieblichem Blick entweichen
Alle Stern' und bergen ihr helles Antlitz,
Wann ſie voll im heiterſten Licht daherſtrahlt
Ueber den Erdkreis.

Die ſeelenvolle Ruhe, die gehaltene Leidenſchaft der Sappho iſt ganz einzig im Alterthum. Wir ſehen der Seele bis auf den Grund und auch der Gedanke hat ſeine reinſten Linien. So leuchten die Figuren des panathenäiſchen Tempelfrieſes, eben ſo rein und verklärt und gehaucht, auf jenen Blöcken, die noch im Parthenon von Athen liegen. Und iſt es nicht zum Verzweifeln, müſſen wir uns nicht ſchämen über die Art und Weiſe, wie die wenigen Fragmente Sapphos uns erhalten wurden? Natürlich waren es Grammatiker, die dieſes oder jenes Versmaaß explicirten, in der ſchlauſten aller Wiſſenſchaften, Metrik genannt, und einen Vers der Sappho dazu nahmen. Einer wußte den Wohllaut der Sprache an nichts beſſer zu zerlegen, als an einer Ode Sapphos, und hat ſie ganz erhalten:

Thronumſtrahlte, ewige Göttin Cypris,
Tochter Zeus, liſtkundige, dich beſchwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angſt und Sehnſucht,
Hohe, das Herz mir!

Malitiöſe Vorurtheile gegen ſchriftſtelleriſche Damen kommen auch heutzutage vor, und der Sappho iſt's ſchlimm gegangen, zumal bei den blaſirten atheniſchen Literaten und Komödienſchreibern. Man ließ ſie bekanntlich vom leukadiſchen Felſen ſich in's Meer ſtürzen, wegen unglücklicher Liebe. Der leukadiſche Fels in Weſtgriechenland hatte nämlich die Eigenſchaft, von der Liebe zu heilen, und beſonders Unglückliche haben den Sprung mehrmals mit Erfolg gethan. Man mußte eben ſchwimmen können. Die deutſche Philologie hat ſich indeß der Sappho angenommen und ſie von einem herrſchenden Vorurtheil befreit. Die Philologie hat ein gutes Herz, außer gegen ihresgleichen, und andere mit noch erweiterterem Herzen haben die ganze Inſel Lesbos mit ihrer Liebe umfaßt, und wollen gar nicht glauben, daß die alten Lesbier wirklich ein ſo lockeres Volk waren, als die Alten doch im Grund einſtimmig verſichern. Man meint die Herren wären von der Tarantel geſtochen. Alles muß moraliſch werden, und nach welchem Ellenmaß!

Aber welch ein glänzend und graziös entwickeltes Leben jener Zeit, jenes ſiebenten Jahrhunderts, geht uns auf aus dieſen Fragmenten Sapphos! „Ich liebe der Pracht heitern Genuß," ſagt ſie ſelbſt. Waren doch die glänzenden kleinaſiatiſchen Staaten nahe genug, und ſpazierten damals ſchon griechiſche Offiziere und Commis auf den Boulevards von Memphis und Babylon, z. B. die Brüder des Alkäos. Wie der flüchtige Ariſtokrat heutzutage nach England ginge oder gegangen wäre, ſo ging man damals zum Nebukadnezar. Aber mitten in der bewegteſten Zeit dieſer Inſel, in den Kämpfen von Volkspartei und Adel, Tyrannenmacht und Sturz, behauptet ſich die anmuthige Ariſtokratie der Schönheit und des Geiſtes in den beneidenswerthen Kreiſen dieſer Sappho.

Obgleich ſie ein Weib war, ſagt Ariſtoteles mit attiſcher Anſchauung, empfing ſie doch große Ehren. Die Stadt Mitylene ſchlug ihr und des Alkäos Bild auf ihre Münzen. Und wenn wir in einem der heutigen Kafferhäuſer unſere bereits geſammelten Münzen herausholen, um Aufmerkſamkeit zu erregen, nämlich damit die verſammelten Tagdiebe ihre eigenen etwa gefundenen Münzen zum Verkauf eilends herbeibringen, ſo findet ſich unter dieſen wohl auch ein Sapphokopf, wenn auch aus ſchlechter Bronze und römiſcher Zeit.

London, Auguſt.

Das Parlament.

Wenn wir Morgens die Times zur Hand nehmen und die Verhandlungen leſen, welche Tags zuvor im house of Commons ſtattgefunden haben, ſo ſind wir nur zu ſehr geneigt zu glauben, daß mit dieſen Verhandlungen alles abgemacht ſey und daß die vollſtändige Darſtellung derſelben im Journal uns ein vollſtändiges Bild alles deſſen gebe, was am vorigen Abend im Parlament vorgefallen iſt. Aber dieß iſt keineswegs der Fall; das engliſche Parlament iſt ein Theater und hat eben ſo wie dieſes ſeine Couliſſen. Dieſe Couliſſen ſind es, die man kennen muß, wenn man das engliſche Parlament verſtehen will, und wir müſſen es daher dem Quaterly Review Dank wiſſen, daß es dießmal, ſtatt wie früher in die Debatten und die Politik des Hauſes einzugehen, hinter die Scene getreten iſt und die Bühne explicirt, gerade indem es uns zeigt, was hinter der Bühne vorgeht. Indem wir die Verhandlungen innerhalb des Hauſes, wie wir ſie tagtäglich in der Times verzeichnet finden, in Verbindung bringen mit allem dem, was in der Times verſchwiegen wird, werden uns nicht allein die Verhandlungen von geſtern klarer, wir werden dadurch in den Stand geſezt, alle folgenden Verhandlungen zu verſtehen, ohne daß wir dieſelben in der Zeitung nachzuleſen und uns während drei, vier Stunden in die langen Columnen zu vertiefen brauchen. Welche Erſparniß an Zeit und Geduld!

Beginnen wir mit den Petitionen. Die Times bringt uns wöchentlich eine ganze Liſte ſolcher Bittſchriften, die dem engliſchen Parlament vorgelegt worden. So wie ſich ein Uebelſtand irgend einer Art in England fühlen läßt, oder man einen zu fühlen meint, finden ſich ſogleich Tauſende von patriotiſch geſinnten Engländern, die dieſen Uebelſtand auseinanderſezen und tauſende von Heilmitteln in Vorſchlag bringen, um dem wirklichen oder vermeintlichen Uebelſtand abzuhelfen. Das beſte Heilmittel wird zu Papier gebracht und Unterſchriften werden geſammelt zur Bekräftigung deſſelben. Die Petition wird ſofort dem betreffenden Parlamentsglied übergeben, das nichts Eiligeres zu thun hat, als ſie dem Parlament zu übergeben. Sieht man den Eifer, womit dieſe Bittſchriften in's Leben gerufen werden, die Sorgfalt, welche auf die Abfaſſung derſelben verwendet wird, wie die Bittſteller, um ja die Delikateſſe des Parlaments nicht zu verletzen, mit diplomatiſcher Weisheit, ſtatt über dieſen oder jenen Akt „ihr Bedauern zu äußern," nur ſchlechtweg durch denſelben „ſchmerzlich berührt werden," ſo ſollte man glauben, das Parlament könne gar nichts angelegentlicheres zu thun haben, als ſich mit dieſen Papieren zu beſchäftigen und ſie auf's ſorgfältigſte zu prüfen; man meint nach der Zahl und dem Inhalt der Petitionen nicht anders, als ſie reichen vollkommen hin, um England weiſe zu regieren und es zum glücklichſten aller Länder zu machen. Aber man iſt bald enttäuſcht, wenn man ſieht, wie das Parlament mit dieſen Petitionen umgeht. Gleich wenn das Parlamentsglied mit dem ſchweren, durch die zahlloſen Unterſchriften zu einem ganzen Papierſtoße angeſchwollenen Aktenſtücke in das Haus tritt, ſieht man dem unglücklichen Mann am Geſicht an, daß er etwas unter dem Arm trägt, das er ſo bald als möglich los ſeyn möchte, eine Laſt, die ihn phyſiſch wie moraliſch zu Boden drückt. Und wir ſehen nicht etwa bloß ein Parlamentsglied mit einer ſolchen drückenden Laſt beladen. Am Abend in der Woche, der den Petitionen gewidmet iſt, kann man hunderte ſolcher Laſtträger ſehen, deren jeder einen Papierſtoß, einen dicker als den andern, unter dem Arm trägt. Die Stunde der Erlöſung kommt endlich. »Master John Bull!« ruft der Sprecher. — John Bull ſteht von ſeinem Sitze auf. „Eine Petition," ſpricht er, „von den Einwohnern von Krähwinkel, die das Haus der Gemeinen unterthänigſt bitten, die nach dem Orient geſandten Armeen eiligſt zurückzuberufen, ſie aufzulöſen und den Weltfrieden zu proklamiren." Der Sprecher richtet an John Bull die formelle Frage, ob die Petition auf den „Tiſch des Hauſes" niedergelegt ſey. Mr. Bull eilt ſchnell von ſeinem Platz herbei und legt den Stoß auf den Tiſch des Hauſes nieder. Wenn die Petition eine Weile da gelegen hat, kommt ein Hufſier, ergreift die Papiere und ſteckt ſie in einen Sack mit allen übrigen Petitionen, die ſich auf dem Tiſch befinden, und wenn der Sack voll iſt, kommt ein anderer, ladet den Sack auf ſeine Schultern und trägt ihn hinaus. Und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß kein einziges Parlamentsglied die Petition geleſen noch weniger die weiſe Diplomatie der Krähwinkler gewürdigt hat, welche die vom Parlament beſchloſſene Sendung der Armeen nach dem Orient keineswegs in unanſtändiger, unreſpektvoller Weiſe bedauert haben, ſondern nur ſchmerzlich davon berührt worden ſind.

Ein anderer John Bull ſteht auf mit einem andern Papierſtoß unter dem Arme. Was mag dieſer unendliche Stoß enthalten? Eine Petition mit 15,000 Unterſchriften von den Fabrikarbeitern von Lankaſhire gegen „Zwangsimpfung." Die Vaccination wollen ſie ſich gefallen laſſen, aber ſie wollen dieſelbe nicht mit Zwangsmitteln eingeführt wiſſen, da in ihren Augen die Vaccination ſo gut Sache des Glaubens iſt, als die Glaubensartikel dieſer oder jener Sekte. Bemerkenswerth iſt die Emſigkeit, mit welcher das Parlamentsglied eine Beſcheinigung darüber verlangt, daß es die Bittſchrift eingereicht habe, und daß dieſelbe dem Parlament in gehöriger Form vorgelegt worden ſey. Dieſe Beſcheinigungen werden nachher zuſammengefaßt und die Liſte erſcheint am folgenden Tag in der Zeitung, und die Bittſteller können daraus erſehen,

daß ihre Petition zur Kenntniß des Parlaments gekommen, und daß ihr Deputirter ſeine Schuldigkeit gethan hat. Jedermann iſt zufrieden und vor allen der Deputirte, deſſen Namen groß gedruckt in der Zeitung ſteht, und der ſo mit freier Stirne vor ſeinen Wählern erſcheinen darf.

Weit lebendiger wird die Scene an dem Abend, wo den Mitgliedern das Recht zuſteht, Fragen an die Miniſter zu ſtellen, welche zu beantworten leztere verpflichtet ſind. Jedes Mitglied hält zu dieſem Zwecke einen Theaterzettel in Händen, worauf die Fragen, welche vorher eingereicht worden ſind, gedruckt ſtehen, in der Ordnung, in der ſie nacheinander geſtellt werden ſollen, mit Beifügung des Namens des jedesmaligen Frageſtellers. Ein Beiſpiel. Die »income tax« iſt, wie man weiß, eine Taxe, die ſehr ſchwer zu beſtimmen iſt. Das Individuum hat ein natürliches Intereſſe, ſein Einkommen ſo klein als möglich anzugeben, auf daß die zu zahlende Taxe ſo klein als möglich ausfalle. So kann es oft vorkommen, daß ein Engländer Gewiſſensſkrupel darüber empfindet, daß er ſein Einkommen unter dem wahren Betrag angegeben. Um nun ſeine Schuld gegen den Staat gut zu machen, ſendet er anonym dem Finanzminiſterium die Ergänzungsſumme ein, und der Miniſter unterläßt nie den Empfang dieſer Summen durch eine Ankündigung in den öffentlichen Blättern zu beſcheinigen, mit Beifügung der Initialen oder Zeichen, unter denen die Summe eingeſandt worden iſt. Solche Ankündigungen kann man jeden Tag zu Dutzenden in der Times finden. John Bull ſteht nun an einem Abend, der zur Frageſtellung beſtimmt iſt, auf und wendet ſich an die Miniſterbank mit der Frage: ob die Summen, welche der Finanzminiſter in der Times fortwährend als von zarten, ſkrupulöſen Gewiſſen eingeſendet ankündigt, wirklich in die Schatzkammer kommen, und ob in dieſem Falle der Polizei die nöthigen Inſtruktionen ertheilt werden, um die Einſender zu ermitteln, die, nachdem ſie während einer langen Reihe von Jahren offenbar aus unredlichen Beweggründen den Staatsſchatz beeinträchtigt haben, nun nachträglicher Weiſe auf indirektem Wege weniger den Schaden gut zu machen, als vielmehr durch Zahlung einer vorgeblichen Entſchädigungsſumme ihr Gewiſſen zu beruhigen ſuchen. Fällt die Beantwortung einer ſolchen Frage dem »leader« John Ruſſel anheim, ſo erhebt er ſich gemach von ſeinem Sitze, iſt langſam und gravitätiſch in ſeinen Bewegungen, und bevor er zu ſprechen beginnt, möchte er es dem frageſtellenden Parlamentsgliede fühlbar machen, wie die Stellung einer ſolchen Gewiſſensfrage an einen Miniſter der Krone eine Freiheit iſt, die man ſich eigentlich nicht herausnehmen ſollte. Iſt es dagegen an der Reihe Palmerſtons, die Frage zu beantworten, ſo ſpringt er auf wie eine Katze und drückt ſeine Freude darüber aus, daß ihm eine ſo günſtige Gelegenheit geboten werde, die allerdings natürliche und gerechtfertigte Neugierde des ehrenwerthen Parlamentsglieds zu befriedigen, das die Frage in Betreff der von zarten Gewiſſen einlaufenden Gelder geſtellt habe. Er ſezt dann den Thatbeſtand in ſcherzhafter Weiſe auseinander und ſucht dem Parlamentsgliede zu beweiſen, daß er an nichts Schuld ſey, nie an etwas Schuld geweſen ſey, und wenn je eine Verſchuldung vorliegt, ſo weiß er ſie immer auf den Frageſteller oder auf die „zarten Gewiſſen“ zurückfallen zu laſſen. Aber wehe dem Frageſteller, wenn der Finanzminiſter Gladſtone aufſteht, um ſeine Frage zu beantworten, und dieſe Frage den Finanzminiſter auch nur im mindeſten berührt! Er ſteht langſam auf, hebt den Arm in die Höhe, und deutet mit dem Finger auf den Frageſteller, und hält dieſen Finger ſo lange auf denſelben gerichtet, oder vielmehr läßt den Frageſteller nicht eher mit dem Finger los, als bis er vollkommen ſeine Antwort verſtanden und von ſeiner, des Finanzminiſters, Ueberzeugung gänzlich durchdrungen iſt. Und dieſes Ueberführen des Frageſtellers zu ſeiner eigenen, des Finanzminiſters, Ueberzeugung dauert manchmal ſo lange, es geſchieht mit einer ſolchen copia verborum, daß das arme Parlamentsglied ganz beſchämt daſteht und die unnöthige Mühe und Arbeit bereut, die er einem vielbeſchäftigten Manne auf einem ſo hohen Poſten verurſacht hat.

Nehmen wir eine andere Frage. Das Parlament hat bereits ſeit Monaten geſeſſen und die Mitglieder fangen an müde zu werden, und ſehnen ſich nach Landluft. Und wirklich verlautet es in den politiſchen Cirkeln, daß das Haus am 18. Auguſt geſchloſſen werden ſoll. Aber ein Parlamentsglied, in ſeiner Ungeduld, begnügt ſich nicht mit dieſem Gerüchte und ſtellt daher eine beſtimmte Frage an die Miniſter. Jeder andere Miniſter als Gladſtone würde einfach antworten, es ſey die Abſicht Ihrer Majeſtät, den 18. Auguſt zum Schlußtag zu beſtimmen. Aber Gladſtone muß bei dieſer Frage, wie bei jeder andern, ſeine copia verborum geltend machen, und ſo würde er denn ſagen: da es Ihrer Majeſtät allein zuſtehe, den Tag zu beſtimmen, der ihr am meiſten zuſage, ſo möchte es ſchwerlich mit dem parlamentariſchen Brauch vereinbar ſeyn, an einen Miniſter eine Frage zu ſtellen, deren Beantwortung ſo gedeutet werden könnte, als ob man den Beſtimmungen der Königin vorgreifen wollte. Wenn er jedoch die Frage des ehrenwerthen Mitglieds recht verſtehe, deſſen er jedoch keineswegs gewiß ſey, ſo müſſe das Parlamentsglied vor allen Dingen im Auge behalten, daß die völlige Abfertigung der dem Parlament vorliegenden Arbeiten und der wirkliche geſetzliche Schluß der legislativen Kammer durch Ihre Majeſtät zwei an ſich weſentlich verſchiedene Dinge ſeyen. In Betreff der Abfertigung der Geſchäfte erlaube er ſich zu bemerken, daß die Miniſter Ihrer Majeſtät vorgeſtellt hätten, daß am 18. Auguſt alle Geſchäfte als abgethan betrachtet werden könnten, und daß daher dieſer Tag ſich nicht ungeeignet erweiſen möchte, um an demſelben auf geſetzliche Weiſe den Schluß des Parlaments durch Ausübung der Prärogative vorzunehmen. Sollte es der Königin genehm ſeyn, auf dieſe Anſicht der Miniſter einzugehen, ſo möchte der von ihm eben genannte Tag derjenige ſeyn, den das ehrenwerthe Mitglied bezeichnet zu ſehen wünſche. Wir ſehen hieraus, daß, was man auch von der Derbheit der engliſchen parlamentariſchen Entgegnungen denken mag, es immer Männer gibt, welche Sitte und Manier verſtehen, und Fragen, die ſich auf die allergewöhnlichſten Dinge des Lebens beziehen, mit der höchſten parlamentariſchen Weisheit zu beantworten wiſſen.

Das Parlament beſteht aus 654 Mitgliedern; aber

um, wie man es nennt, ein „Haus“ zu conſtituiren, das Beſchlüſſe faſſen kann, ſind vierzig anweſende Mitglieder hinreichend. An einem Abend, wo Fragen über Gewiſſensſcrupel beantwortet werden ſollen, hat man die größte Mühe, dieſe vierzig Mitglieder zuſammenzutreiben und beiſammenzuhalten. Aber ganz anders iſt's an den Abenden, wo die Regierung eine Bill einbringt. Jede Partei hat dann nichts Eiligeres zu thun als ihre Anhänger zuſammenzutrommeln, und den Rednern jeder Partei fällt jezt die Verpflichtung anheim, durch ihre Künſte die zuſammengetrommelten Mitglieder beiſammenzuhalten bis zum Augenblick der Abſtimmung. Nachdem der Geſezvorſchlag von miniſterieller Seite verleſen und gehörig unterſtüzt worden, erhebt ſich ein Redner der Oppoſition und hört nicht eher auf zu ſprechen, als bis er auch nicht ein einziges gutes Haar am Geſetz und an denen, die es in Vorſchlag gebracht und unterſtüzt haben, gelaſſen hat. Dieſe ganze Zeit über iſt das Haus voll; die Parlamentsglieder, welcher Partei ſie auch angehören mögen, hören alle mit der größten Aufmerkſamkeit zu. Die Sitzung, welche am Nachmittag in der größten Sommerhitze begonnen hat, dauert fort, ohne daß auch nur ein einziges Mitglied ſeinen Platz verläßt. Aber kaum hat der Oppoſitionsredner geendet und der Name des folgenden Redners iſt bekannt worden, ſo entſteht ein unendlicher Lärm. Hunderte von Mitgliedern ſtehen von ihren Sitzen auf und verlaſſen das Haus, das in kurzer Friſt einen ſehr öden Anblick gewährt. Wo ſind die Mitglieder hingegangen? Zu ihrem Mittagsmahle in ihre reſpektiven Clubs, um die Zeit, welche die langweiligen Redner mit Sprechen verderben, ihrem Diner, d. h. der dixième heure, zu widmen, wie es in der alten Normannenſprache hieß. Nun muß man wiſſen, daß vom Parlamentsgebäude Telegraphenlinien nach allen Hauptclubs Londons errichtet ſind, ſo daß die Parlamentsglieder alle zwanzig oder dreißig Minuten Nachricht erhalten können von allem, was während ihrer Abweſenheit im Parlament vorgeht. Hat der langweilige Redner, der ſpottweiſe die Speiſeglocke genannt wird, geendet und tritt ein anderer auf, den zu hören ſich der Mühe lohnt, ſo braucht das in ſeinem Club ſpeiſende Mitglied gar nicht unruhig zu werden und ſein Weinglas ſchneller zu leeren, um zur rechten Zeit wieder in's Haus zu kommen; die rechte Zeit wird ihm zur Minute vom Telegraphen verkündet, und er weiß alles, was im Hauſe vorgeht, ohne von ſeinem Tiſch aufzuſtehen. Beſonders wichtig iſt die Wirkſamkeit des Telegraphen in den Fällen, wo ein in ſeinem Club trinkendes oder ſpeiſendes Mitglied im Parlament ſofort als Redner oder Abſtimmer erſcheinen ſoll. — Die merkwürdigſte elektriſch telegraphiſche Linie dieſer Art iſt diejenige, welche, vom Parlamentsgebäude ausgehend, in die Oper ausmündet. Während das junge England ſo mit einem Ohr den Geſängen der Griſi und anderer großen Tonkünſtlerinnen und Tonkünſtler zuhört, vernimmt es mit dem andern die Tiraden der großen Redekünſtler, eines Ruſſel oder Disraëli, und das junge England kann demnach ſeinen Entſchluß faſſen, in der Oper zu bleiben oder nach dem Parlament zu eilen, je nachdem es ſeine Anweſenheit in dem einen oder dem andern Hauſe für dringender erachtet. Für „zarte Gewiſſen“ iſt dieß manchmal eine ſehr ſchwer zu löſende Frage.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. **27. August 1854.**

Divini gloria ruris.
Virgil:

Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Goethe.

Skizzen aus dem norddeutschen Leben.

(s. Nr. 5—9. 1853.)

IV. [redacted]

Still und laut. *

Es war damals, als wir, wie ihr euch vielleicht noch erinnert, die lustige Pfingstzeit auf Schwanwiek beim Amtmann Stamberg gefeiert hatten, munter und fröhlich in klaren und trüben Tagen. Die fremden Gäste waren fort, nur uns hatte der Amtmann festgehalten, die schillernde, strahlende Fee Margarethe und mich, das lustige und doch auch wieder träumerische Menschenkind. Es ward sehr einsam und still auf Schwanwiek, stiller noch und einsamer, als wir gewöhnt, da bald Adelens Verlobter wieder in sein Amt mußte, und gleich nach ihm auch Eugenie mit ihrem Mann in seine Heimath zurückging. Und die drei wirkten nicht wie drei andere, die etwa zufällig in einer Familie gewesen und sie jezt verlassen hätten; solche hängen, um mich so auszudrücken, nur von außen dem Uebrigen, dem Eigentlichen an, und wenn sie fort sind, bleibt der Familienkreis unverändert und ungestört — sie sind fort, und man denkt nicht weiter daran. Bei diesen aber blieben die Lücken zurück im ganzen Kreise, im Hause, in den Herzen der Angehörigen. Diese dachten und schauten ihnen alle nach, hinaus aus dem Haus, hinaus aus der Gesellschaft, so daß sie nicht viel bei uns andern daheim waren. Ueberdieß hatten freilich auch alle zu schaffen und zu sorgen, denn der Sommer ging bereits schneller und immer schneller seinen warmen, reifenden Wochen entgegen, und im Haus und Garten, auf dem Hof und in den Feldern häuften sich jezt bei der großen, weitläufigen Wirthschaft Geschäfte und Arbeiten; feiern konnte und durfte Niemand, Vater und Sohn, Wirthschafter und Lehrling, Mutter und Tochter, und wer sonst noch da war, alle waren im vollen Gang. Und weil man die beiden Gäste hatte, die man nicht immer unterhalten konnte und doch gern beschäftigt sehen wollte, so ward auch diesen ihr Theil Arbeit zudictirt. Margarethe ward halb scherzhaft, halb ernstlich aufgefordert, sich an den

* Die in den folgenden Stücken dieser Skizzen auftretenden Personen sind größtentheils dieselben wie in den früheren. Wir dürfen aber wohl mit dem Verfasser voraussetzen, daß das im vorigen Jahr Mitgetheilte dem Leser noch so weit erinnerlich ist, daß es einer neuen Einführung der handelnden Personen nicht bedarf.
D. Red.

Wirthſchaftsgeſchäften zu betheiligen, und erklärte mit ihrer gewöhnlichen Raſchheit und Heftigkeit, das wünſche und wolle ſie gerade, und ſie werde ſicherlich eifrig genug ſeyn. So erſchien ſie denn am nächſten Morgen in eilfertigſter Geſchäftigkeit, die ſie niemand Rede und Antwort ſtehen ließ.

„Nun, Franz, was wird mit Ihnen?“ hatte Frau Stamberg am erſten Abend, da wir allein waren und das Thun und Treiben der nächſten Tage beſprachen, freundlich zu mir geſagt; „ich muß wohl einmal wieder Mutter ſeyn und den großen Sohn hübſch beaufſichtigen und zur Arbeit anhalten. Morgen früh bekommen Sie Kaffee und Frühſtück in Ihr Zimmer hinauf, und ſo fort. Und dann halten Sie mir ſtets bis Mittag aus und ſind fleißig; hier unten ſind Sie nichts nütz, wir haben keine Zeit; umherlaufen können Sie Nachmittags noch genug. Laſſen Sie ſich alſo von mir nicht betreffen, ich würde ſchon eine Strafe finden. Gott du meine Güte! was die Kinder Einem doch für Mühe machen, bis man ſie hat, wie es ihnen gut iſt!“ Wir pflichteten ihr lachend bei, rühmten aber unſern guten Willen, ihr gehorſam zu ſeyn. Und als ich das Licht in die Hand nahm und gute Nacht ſagte, hielt ſie mich noch einmal zurück und fragte ſorglich und mütterlich, ob mein Zimmerchen auch in Ordnung und nach meinem Wunſch und meiner Gewohnheit ſey, ob ich nicht lieber dunkle Gardinen und eine dunkle Tiſchdecke wolle? „Denn behaglich müſſen Sie's haben, wenn Sie gehorſam ſeyn ſollen, das weiß ich ſchon, Sie Starrkopf,“ ſagte ſie lächelnd. Ich küßte der gütigen Frau dankbar die Hand.

Am folgenden Morgen kam Chriſtian in der That zeitig genug mit dem Kaffee und einem Compliment der Frau Amtmann: ich möge hübſch feſtſitzen und fleißig ſeyn. „Na! machen Sie's nur nicht zu arg, Herr Franz,“ ſetzte er ſelbſt hinzu; „die Frau meint es nicht ſo böſe: Sie müſſen in die Luft, all das Stillſitzen macht Sie ganz blaß und elend. Hier bei uns haben Sie wieder ordentlich Couleur gekriegt.“ — „Iſt man unten ſchon bei der Arbeit?“ fragte ich. — „O, grauſam,“ entgegnete er ſchmunzelnd; „Fräulein Margarethe hat ſchon in der Leutekücke beim Kartoffelſchälen zugeſehen und iſt mit der Adele in der Milchkammer geweſen, trägt eine weiße Schürze und die Hände voll Schüſſeln und Geſchirr, daß es ein Graus iſt. Was ich ſagen wollte, Herr Franz,“ fuhr er auf mein Lachen fort, „habe noch eine rechte Bitte an Sie. Mein Junge, der Chriſtian, muß nun doch ernſtlich heran, wenn er's Aufwarten lernen ſoll. Er wird Ihnen alles bringen, und daher ſeyen Sie ſo gütig und weiſen ihn richtig zurecht, wenn er ein Eſel iſt. Den Herrn Oberſten habe ich auch ſchon gebeten.“ — „Soll alles geſchehen, Chriſtian,“ verſetzte ich; und er ging in ſeinem leiſen Schritt hinaus und die Treppen hinab.

Freilich heute wurde es noch nicht viel mit der Arbeit; man entwöhnt ſich ſo leicht durch ein längeres Nichtsthun nicht nur vom feſten Stillſitzen, ſondern auch, wie ich behaupten und es nennen möchte, vom feſten und geordneten Stilldenken. Man weiß das ſo hübſch zu umgehen und dieſes Umgehen ſo ernſtlich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen. Man ordnet das Papier und faltet es; man bedenkt mit einem mal, daß man ſich nothwendig einige Notizen machen, die flüchtigen Grundzüge der Arbeit fixiren müſſe; man geht nachdenkend auf und ab, man zündet ſich eine Cigarre an, denn die Gedanken kommen beſſer, wenn man raucht; man ſetzt ſich ernſtlich nieder, um Einiges hinzuſchreiben, ſtreicht aus, fängt auf's neue an, ſteht ärgerlich wieder auf und ſieht aus dem Fenſter auf die Straße, den Platz, den Garten oder Hof, was man gerade vor ſich hat, kurz in den goldenen Morgen; denn an einem ſolchen beginnt man natürlicherweiſe eine neue Arbeit nach längerer Unthätigkeit. Dann denkt man, wie ſchön der Morgen ſey, und ſchade ſey's, daß man nicht hinaus könne, aber es gehe nicht; man müſſe feſt ſeyn und ernſtlich beginnen. Man ſchreibt wieder ganz eifrig, wird dann durch irgend etwas, das draußen paſſirt und gemeinhin ganz nichtig iſt, zum Aufſehen und Zuſchauen abgelenkt. Die Unruhe ſteigt, es geht nicht vorwärts; man ſieht nach der Uhr. Um Gott, es ſind nur noch zwei Stunden bis Mittag, da iſt's nicht mehr der Mühe werth anzufangen. Du willſt die Notizen fertig machen, — ſo — ſo — Gott ſey Dank! und man ſchiebt die Papiere zuſammen, kleidet ſich an und geht hinaus. Man tröſtet ſich ſelbſt damit, daß es zum Anfang nun einmal nicht anders gehe; morgen werde es ſchon beſſer werden. Und es wird auch beſſer, denn der Anfang iſt gemacht. — Das alles hatte ich an mir nun auch wieder zu erproben, und nach und nach kam ich in ein wirkliches Schaffen hinein. Aber wie viele Zeit vertrödelte ich mit den überflüſſigſten Geſchäften! wie hundertmal dachte ich: was ſie jetzt wohl drunten thun? ob ſie zuſammen ſitzen? ob Margarethe im Garten iſt? Wie hundertmal ſah ich aus dem Fenſter auf den Hof in's Weite, in's Grau und Blau!

In den goldenen, blitzenden, heißen Morgen hinein, in dieſe Lebensfülle, in dieſes Vorbeiſummen der Inſekten, in dieſes kurze Zwitſchern und Locken und die einzelnen hellen Rufe der Vögel, in das lautloſe Vorbeiſchweben und Schwirren anderer Creaturen, in all die Töne, die uns nah und fern zu Ohren kommen, in all das Treiben, das ſich umher regt, auf die ſchimmernden Blumen und Blüthen, auf das glänzende Grün, in dieſe ganze tiefe, üppige Glut! Auf dem Hofe iſt's ſo ſtill, aber ſo ſtill! Die Hühner wühlen ſich in den Staub und treiben ihn mit den ſcharrenden Füßen und Flügeln hoch empor; das Waſſergeflügel ſchwimmt und taucht lautlos im Teich, die Tauben ruhen auf ihren Schlagſtangen oder am Dach, der Hund liegt lechzend und lang geſtreckt im dürftigen Schatten ſeiner Hütte.

Die Schwalben allein ſchießen hoch oben unermüdlich umher, aber man hört nur ſelten ihr ſcharfes Schrillen. Und wenn einer der vielen Störche vom Felde zum Neſt mit Atzung für die Jungen kommt, gibt es nur ein bewillkommendes leiſes Schreien und haſtiges Geklapper, um gleich darauf deſto ſtiller zu werden. Weiterhin treiben ſie die Schafe zur Wäſche aus, die Pferdejungen kommen aus der Scheune langſam, mit den großen Strohbunden über dem Kopf, zur friſchen Streu für die Pferde, eine Magd läuft in irgend einem Auftrag den Damm hinab, vom Maſchinenhaus klappert es leiſe und eintönig herüber, ich weiß nicht, ob ſie Häckſel ſchneiden oder Korn mahlen. Und weiter hinaus über die Felder, wo ſich vor euern Augen nichts regt als die Weihe droben, die in großen Kreiſen hinzieht, und ein Lerchenſang, der von unſichtbaren kleinen Virtuoſen gar gedämpft herüber klingt, wo alles, man möchte ſagen mährchenhaft ſtill und einſam und ſchimmernd hinaus ſtreicht bis an den fernen, dunkeln Waldſaum — ſeht hin, nur die Sonnenſtrahlen träumen auf den übergrünten Räumen. Es ſteigt aus dem allen, wie geſagt, eine geheimnißvolle Glut, eine tiefe Träumerei, eine melancholiſche Stille in eure Herzen und Köpfe empor. Ihr ſchaut und lauſcht und träumt da hinein und darüber hin, Stunde auf Stunde, ihr verſinkt in den Glanz und das Blau der weiten, einſamen Höhe, der weiten, einſamen Erdenferne, daß ihr euch kaum zurückzurufen vermögt, daß ihr euch Gott weiß wie bewegt und übermannt fühlt. Und alſo träumte und lauſchte ich oft und oft, und die Arbeit ging dazwiſchen munter fort, denn ich holte mir daraus neue Kräfte.

Aber die Arbeit geſchah auch nicht, wie man bei uns wohl zu ſagen pflegt, gleichſam wie im Tagelohn; Unterbrechungen fanden genug ſtatt, ſey es, daß man ſich ſelbſt diſpenſirte, ſey es, daß man mit Chriſtian junior und ſeiner Ungeſchicklichkeit einen Kampf zu beſtehen hatte, ſey es, daß die andern dazwiſchen traten. Es kamen Tage, die ſo wundervoll waren, daß es, wenn man zufällig einmal die freie Luft gekoſtet, unmöglich ward, in's Zimmer zurückzukehren. Man lebte dann draußen von früh bis ſpät, von einer Laube in die andere ziehend, hier frühſtückend, dort zu Mittag eſſend, arbeitend und plaudernd, leſend, zeichnend und ſpielend, wie es gerade beliebt ward. Der Oberſt war freilich ſelten dabei, indem er ſich vom Aufſtehen am frühen Morgen an mit allerlei Studien, zumeiſt mit dem Schreiben ſeiner Memoiren beſchäftigte, die indeſſen bisher niemand zu Geſicht bekommen hatte; um neun Uhr machte er ſeinen Spazierritt, ſo daß bei ſeiner Rückkehr der Morgen halb verfloſſen war. Die übrigen Männer hatten, wie bemerkt, reichlich draußen zu thun, und auch die Mutter fand nicht viel Zeit zum Stillſitzen. Adele aber feierte oft, und Margarethe? — Nun, einige Tage lang war ſie auf's Heftigſte beſchäftigt geweſen, und überall, in Küchen und Kellern, Böden und gar Ställen umhergerannt; allein die Luſt daran gab ſich bald zur Ruhe, und als wir ſpottend behaupteten, das Alles ſey nur Einfall und kein Wille, ſie ſchaffe doch nichts, ward ſie trotzig und erklärte, nun thue ſie in der That nichts mehr und man werde ihre Hülfe wohl vermiſſen. Das geſchah denn freilich nicht, oder nur ſcherzend und neckend, aber gewonnen hatte keiner dadurch, denn jetzt quälte ſie uns alle auf das Liebenswürdigſte, verleitete uns zum Nichtsthun, oder zu allerlei Ueberflüſſigkeiten und Einfällen und verdrehte uns allen einmal über das andere die Köpfe. Den Tag zu vertrödeln oder vertrödeln zu laſſen, wie wir das nennen, war niemand größer als ſie.

Eine andere Abhaltung ergab ſich gleichfalls bald. Der Oberſt war einmal, als er von ſeinem Spazierritt zurückkehrte, irgend eines Verlangens wegen auf mein Zimmer und mit mir in's Plaudern gekommen. Hatte es ihm gefallen oder mochte er ſonſt zu der Zeit nichts Ernſteres beginnen, er kam wieder und wieder und endlich regelmäßig; ſo wie er ſich aus ſeinem Rock in die Blouſe geſteckt, erſchien er bei mir, ſagte mich neckend oder mahnend, daß es jetzt genug ſey, von der Arbeit auf, und plauderte, lachte, erzählte, war ernſthaft, ſpielte Schach, bis es Zeit war, ſich zum Mittageſſen umzukleiden. Sonntags und ſonſt auch hie und da länger, ſicher aber die letzte Viertelſtunde, hatten wir Fritz, den Sohn des Hauſes, zum Gefährten; der Amtmann kam auch einmal, und als Margarethe, die uns in's Freie locken wollte und den Diener nicht finden konnte, ſelbſt anklopfte, den Kopf durch die Thüröffnung ſteckte und uns alſo bei einander fand, blieb es nicht aus, daß auch ſie neugierig mit Adelen erſchien. Aber vergeblich ſuchten wir die beiden in unſere höchſt ehrenwerthe Geſellſchaft und in mein ſauberes Zimmer zu locken; vergeblich ſchworen wir, daß wir in ihrer Gegenwart niemals rauchen, vielmehr ſtets vorher noch die Fenſter öffnen wollten. Es geſchah nicht, und da wir hartnäckig erklärten, das Zimmer, ſo wie Sopha und Lehnſtuhl in der ſchattigen Ecke nicht verlaſſen zu wollen, ſie aber dennoch an unſern Unterhaltungen Theil nehmen wollten, ſo ward die Thür auf den Corridor geöffnet, ein paar Stühle herbeigeſchafft, und die zwei Schönen nahmen lachend Platz zu beiden Seiten der Thüre. Endlich kam auch die Mutter, welche uns, die wir ſämmtlich verſchwunden ſchienen, ſuchte, und obſchon ſie über eine ſolche ſeltſame Situation und thörichte Laune die Hände zuſammenſchlug und den Kopf ſchüttelte, obgleich ſie das Familienzimmer drunten viel wohnlicher und paſſender zu ſolchem Zuſammenſeyn fand, ſo kam auch ſie hin und wieder zu uns herauf und herein. Es kam ſo weit, daß Chriſtian uns mehr als einmal mit der Mahnung abrufen mußte, es habe Mittag geläutet und ſey angerichtet, was denn der Amtmann, der oft der

unterhaltendſte geweſen, jedenfalls aber ſo wenig wie wir an die Zeit gedacht hatte, höchlich beſtürzt und ein wenig brummend über die geſtörte Hausordnung aufnahm. Ich habe ſelten ſolche volle und reiche Stunden erlebt, und vergeſſen, das weiß ich, wird ſie keiner von allen Theilnehmern. Die Luſt daran erlahmte nicht, wie es leider ſo oft zu geſchehen pflegt; die Luſt wuchs, die Stunden lockten uns, Gott weiß weßhalb, bald ſo, daß wir ihretwegen oft ſogar das Freie verließen und ſie ſelten ganz aufgaben; es war, als ob wir nur ſo und hier in unſerer rechten Weiſe ſeyn, unſer ganzes Weſen entfalten könnten. Es kam viel Luſtiges, viel Ernſtes, aber immer faſt was Intereſſantes zum Vorſchein; jeder trug bei, was er wußte und hatte. Und als es hernach zum Scheiden ging, fragten wir einander und uns ſelbſt beinahe mit Angſt: wie wird es nun damit werden?

Nachmittags ſaß man denn auch wieder bei einander, und zwar ruhiger, da die großen Geſchäfte des Tages beendet waren; dann ward ich wohl zum Vorleſen kommandirt, ſey es fremder Stücke, ſey es deſſen, was ich etwa Morgens erſt geſchaffen, wobei mir denn die beſten Rathſchläge in Betreff der Weiterbildung, Durchführung und Schilderung ertheilt, die ſchärfſte Kritik geübt, bewegliche Bitten und heftige Forderungen vorgetragen wurden: dieß und jenes müſſe ſo kommen, alſo enden, die und der dürften nicht unglücklich werden, ſie müßten einander „kriegen.“ Freilich nützte das alles wenig, da ich meinen Weg ruhig weiter ging und, ſo willig und dankbar ich auch annahm, was in Betreff des Gefühlslebens und ſeiner Nüancirung Frauen immer leichter und klarer erfaſſen als unſereines, ſchließlich nur meinen eigenen Anſichten folgte. Das gab nun zuweilen große Stürme, Wehmuth und Mißbilligung, und Margarethe erklärte endlich unumwunden, ich ſey aller Mühe gar nicht werth, Hopfen und Malz an mir verloren, und ich ſchildere Alles, nur keine richtigen Menſchen. „Nehmen Sie ſich in Acht, Dame,“ ſagte ich lachend; „ich könnte Sie einmal zu Ihrem Schreck von meiner Fähigkeit überzeugen, Menſchen zu ſchildern, indem ich Sie ſelbſt porträtirte! Wie dann?“ — „In Gottes Namen!“ verſetzte ſie, ſchnell wieder luſtig und keck; „immerhin, obgleich ich nicht zweifle, daß es ein Porträt wird, wie es die Maler von unſern Elternmüttern lieferten: die Geſichter alle über Eins und ſicher nicht ähnlich, Kleidung, Friſur und das ganze Aeußere getreu und charmant.“ — „Schon gut, ich halte Sie beim Wort,“ ſprach ich. — „Das thun Sie nur,“ war die Antwort; „ich bin höchſt begierig zu erfahren, was Sie für Unmöglichkeiten und Ungeheuerlichkeiten aus mir heraus grübelten.“ — „Nur wie Sie ſind,“ meinte ich. — „Bah, wie bin ich denn? Was wiſſen Sie denn von mir?“ rief ſie und warf den Kopf ein wenig auf und ließ die blitzenden Augen flüchtig, aber ſtolz über mich hinfliegen. „Komm, Adele!“ Und ſie zog die Freundin in den Garten. Sie hatte wohl Recht; wie war ſie denn im Grunde und was wußte ich von ihr? Es gibt Naturen, die wie in Facetten geſchliffen und von keiner Seite ganz aufzufaſſen ſind. Um das zu erreichen, müßte man die Hülle zuerſt wegbrechen, und wem wird dazu Gelegenheit geboten, dazu Erlaubniß gegeben?

Eben jezt enthüllte ſie wieder eine neue Seite ihres Weſens. Wir alle trauten ihr natürlich Weiblichkeit zu, Freundlichkeit und Gefühl, aber auch nicht viel mehr; niemand von uns hätte in ihr die rechte Theilnahme, die rechte Geduld für ein kleines fremdes Leid geſucht, niemand in ihr das Eingehende, das Herzliche, das Herzinnige erwartet, das dazu gehört, um einem Freunde beizuſtehen, ihn zu tröſten. Sie ſchien ſelbſt viel zu hart und großdenkend in Betreff ihrer ſelbſt und der ſie ſelbſt treffenden Mißlichkeiten, um dergleichen an andern beachten und für andere mitempfinden zu können. Und doch that ſie das alles jezt. Adele, die Braut, zeigte ſich, wie andere in ähnlicher Lage gleichfalls. Sie ſeufzte ein wenig, weinte ein wenig, lachte zwar auch recht heiter, erwartete aber ſtets Briefe oder ſchrieb ſolche, war ſtets voll Sehnſucht und wußte wenig anderes als das Kapitel von ſich und ihm, dem ſie zu eigen war. Es lag viel Schönes, Rührendes und Komiſches in dieſem hülfsbedürftigen, ſehnſüchtigen Weſen des holden Kindes, allein unterhaltend und intereſſant war ſie mit dem allen eben ſo wenig wie eine andere in gleicher Lage. Anſchließen mußte ſie ſich, und ſie verſuchte es bei Margarethen, die denn auch unerwartet genug ſie innig, hülfreich und geduldig aufnahm und ihr Beichtiger ward für all die kleinen Bedrängniſſe, Sorgen, Leiden und Freuden des jungen, liebewarmen Herzens. Und überdieß entwickelte ſie ſich jezt auch noch gegen eine weitere Perſon in ihrer höchſten beſtrickenden Liebenswürdigkeit und nahm im Sturm von einer Natur Beſitz, die ſonſt ſtarr genug aller Verlockung Trotz bot.

Das war die alte Wirthſchafterin — die Mamſell — des Hauſes. Sie war gebildet genug, um ſich überall bewegen zu dürfen, ſie gehörte durch dreißig- bis vierzigjährige treueſte Dienſte durch und durch zur Familie, ward von allen als ein Glied derſelben betrachtet und geehrt, war aber niemals zu bewegen, in derſelben außer im engſten häuslichen Kreiſe zu erſcheinen. Theils war dieß eine unüberwindliche Schüchternheit, theils die bei ihrem Alter erklärliche Bequemlichkeit und ein wenig Grämlichkeit, die bei Leuten in ähnlicher Stellung ſehr natürlich iſt, da ſie mit dem Geſinde fortwährend zu ordnen, zu ſchelten, zu tadeln haben und überdieß niemals in Muße ſind und ſäumen dürfen. Es gab langjährige Bekannte des Hauſes, die viel und oft von ihr gehört, aber ſie niemals geſehen. Und ſo hatte ſie bisher, wie immer wenn Gäſte da waren, hartnäckig nur die ihr untergebenen Räume

gehütet und keine neue Bekanntſchaft ſich nahe kommen laſſen. Margarethe hatte ſie zur Zeit ihrer wirthſchaftlichen Laune entdeckt, wie ſie ſagte, und ſich an ſie gemacht. Und wie ſie denn unwiderſtehlich war, wenn ſie es wollte, ſo gelang es ihr jezt, die Alte hervorzubringen und in unſern Kreis zu locken, wo ſie auch ſo herzlich und jubelnd empfangen und ſo hoch — honorirt wurde, muß ich ſagen, daß ſie ſich bald heimiſch fühlte. Sie lauſchte nun andächtig meinem Vorleſen, ſie brachte gegen Frau Stamberg ihre wirthſchaftlichen Anliegen vor, ſie nahm Theil an den Unterhaltungen, neckte und ſchalt ſich mit dem Oberſten und dem Amtmann und ließ bei alledem ihre Augen kaum von Margarethen, in die ſie ſich richtig verliebt hatte. Es war wohl ein hübſches Bild, wenn das glühende, wilde Kind, von einem ſo recht innigen Liebesblick der Alten aufgeſtachelt, zu ihr fuhr, ſich ihr auf den Schooß hockte, ihr die Arme um den Hals warf und den wundervollen Kopf an ihre Schulter ſchmiegte und ſie drückte und herzte und umſchmeichelte, als wolle ſie nie von ihr laſſen, und die Alte zuerſt ſcheltend und abwehrend, dann aber ſanft den Arm um die ſchlanke Geſtalt legte und zärtlich leiſe das Haar des Lieblings ſtreichelte, bis das Mädchen ſich immer tiefer und tiefer zuſammenſchmiegte und ruhig ward, ganz ſtill wie ein Kind bei der Mutter. Lange aber währte es nicht, ſo jagte die Raſtloſigkeit ihres Weſens ſie wieder empor zu neuen Einfällen.

Am Nachmittag folgte der regelmäßige allgemeine Spaziergang durch den Garten oder ein Stückchen über's Feld, wobei ſich die jungen Damen in ihren Herzensergießungen, wie das herkömmlich ſcheint, förderſamſt abſonderten. Oder, wenn das Wetter ſich nicht angenehm ergab, vereinigte man ſich auch für die lezte Stunde vor dem Abendeſſen zu einer kleinen Partie Boſton oder Whiſt, bis dann Chriſtian abrief und nach flüchtigem Speiſen und einem nicht gar langen erneuerten Umhertreiben Stamberg uns zu Bett ſchickte. Damit iſt freilich nicht geſagt, daß wir auch in die Betten gingen. Es bildete ſich oft noch eine erneuerte Vereinigung zwiſchen uns, die wir unſere Zimmer treppan zu ſuchen hatten, und wie in der Mittagsſtunde war auch dießmal der Platz dazu ſeltſam genug. Wo die Treppe droben auf den Vorplatz ausmündete, ſezte Margarethe ſich wohl auf die oberſte Stufe mit Adelen und ließ uns drei gehorſame Trabanten demüthig und aufmerkſam umherſtehen. Denn außer Friz und mir blieb auch der Oberſt hie und da noch zugegen und nahm Theil an unſern Einfällen und Verabredungen für den folgenden Tag; man ſah es wohl, wie auch ihn die Zauberin umſtrickt hielt. Und ſo zeigte ſich in dieſen oft gar heitern Augenblicken, daß der Unterhaltungsſtoff noch lange für uns nicht zu Ende ſey, obſchon wir Tag ein Tag aus im ſelben Kreiſe und faſt in ſteter Ruhe blieben. Seele und Geiſt, ſo lange ſie ſolchen Namens werth ſind, brauchen nur einen leichten Anſtoß, um unerſchöpflich in ſtets neuen Quellen ſich zu erſchließen und friſche Strahlen, friſche Fluthen hervortreten zu laſſen.

Die Tage gingen wenig geſtört hin, mit Ausnahme deſſen, was der Gang der Geſchäfte, das Regen und Bewegen der Wirthſchaft zu Tage förderte; von den Nachbarn kamen faſt eben ſo wenig Beſuche wie aus der Stadt; die einen hatten ſelbſt genug zu thun, die andern wußten, daß man zu thun und wenig Zeit zum geſelligen Beiſammenſitzen habe. Selbſt Herr von Buſche, der ſonſt überall umherſtrich und ſich den Kuduck um die ländlichen Geſchäfte ſcheerte, war ſeit jenem Begegniß am Regentage, wo er dem etwaigen Wolf in die Steppnitzer Haide nachjagte, nichts zu vernehmen. Unzufrieden war man damit eben nicht, denn der unbändige Geſell brachte überall hin Aufregung und Confuſion, und Chriſtian beſonders dankte Gott vermuthlich alle Tage für dieſe Abweſenheit, da er und ſeine ſachte, ebenmäßige Weiſe ein ſtetes Stichblatt für Buſche's Späße und Neckereien abzugeben pflegten.

Eines Tages, wo der Morgen wundervoll klar über die Erde gekommen und die Seebriſe kühl durch den Sonnenſchein zog, ſehnten wir uns alle einmal nach etwas Neuem, und Friz, der heute auch daheim war, erklärte uns ſämmtlich für die unfreundlichſten und ungalanteſten Menſchen, wenn wir ſeine Anweſenheit nicht mit etwas Ungewöhnlichem feierten und ſeinem, durch die ſtete gleichförmige Beſchäftigung ermüdeten und abgeſpannten Sinn, wie er ſich ausdrückte, ein kleines Divertiſſement bereiteten. „So hört an," ſagte ich nach mancherlei, aber ſtets verworfenen Vorſchlägen, „wenn's denn einmal was ſeyn ſoll, ſo laßt uns in den Wald gehen; trotz aller ſchönen Tage ſind wir wenig genug hingekommen. Die Mutter gibt uns ein Frühſtück mit und wir kommen vor Mittag nicht wieder." — „Ah, Etabliſſement im Walde! Plauderſtunde dort — wie dumm, daß mir das nicht eingefallen!" rief Margarethe aufſpringend und tippte ſich vor die Stirn. „Geſchwind, Adele, Körbe! nach der Speiſekammer! Mamſell ſoll uns ausrüſten; Mütterchen, Sie erlauben es doch?" — „Was ſoll ich machen?" verſezte Frau Stamberg achſelzuckend, „ihr ſeyd ja ſchon fertig. So richtet euch denn, ich will euch den Korb packen." Margarethe umſchmeichelte den Oberſten, daß er als ihr Ritter zum Schutze mitziehe. Der Alte lehnte lächelnd ab, verſprach indeſſen nachzukommen. Friz und ich aber, höchlich entrüſtet darüber, daß man uns nicht für zureichend und genügend erachtet, ſchworen ihr die bitterſte Rache. So ſtoben wir luſtig auseinander, um uns alsbald an der Thüre wieder zu vereinigen, und über den ſchweren Korb ſeufzend hinauszuziehen. In Betreff der von Friz und mir mitgenommenen Flinten erklärte man uns jedoch ſpöttiſch

genug, Räuber gebe es nicht, noch ſonſtige Gauner, und das Gethier hätten wir leben zu laſſen.

Durch das reifende Getreide hin, deſſen ſchwankende Halmen hinausragten wie rechte Meereswellen, wo die Sonne von allen Seiten widerſtrahlend blendete und in dem engen Weg auf unſere Köpfe glühte, ging es langſam den grünen dunkeln Gehegen entgegen. Doch lockte uns dießmal nicht die Jägerhöhe, die uns am Morgen zu ſonnig ſchien, wir zogen weiter, dem ſogenannten Grafenberge zu, einer Höhe, die in dieſen flachen Gegenden ſchon anſehnlich zu nennen iſt, denn man ſieht von ihr aus über den darunter liegenden Wald weit in's Land. Wir gingen die lange Strecke gern, denn der Wald war wundervoll reich ſchattirt und kühl und der Pfad überall werth, daß man ihn beſchritt. Man möchte zuweilen glauben, daß, wer manche Fußſteige durch's Holz zuerſt betrat, ein helles Auge und Herz für die Schönheit der Umgebungen gehabt haben müſſe, ſo vieles berührt und durchſchneidet der Steig, ſo viel ſchöne Punkte bieten ſich von ihm aus dar. Seht einmal dieſes natürliche Berceau entlang, wo er ſo ganz ſchmal, wie ein geheimer Gang im Mauerwerk, durch's Grün dahin läuft, eng umbüſcht, eng überwölbt, dunkel und ſtill, man möchte ſagen, unbewußt des Tages; ſeitwärts aber durch die Büſche könnt ihr hie und da weite Ausblicke in den Wald ſchicken; dämmernde Stellen, glanzvolle kleine Plätze, weithin magiſch durchſchimmerte Lichtungen enthüllen ſich vor euern Augen auf das lieblichſte. Oder ſchaut hier die plötzliche Hellung, wo dicht am Wege ein gewaltiger Stein ruht, an dem ein kleiner, ſonſt ſo ſtiller Bach ſich luſtig plätſchernd bricht. Eine Colonie von Farrenkräutern und ſpäten Maiblumen hat ſich friedlich zuſammen dort angeſiedelt, und ein heller Sonnenſtrahl, der einzige weit umher, fällt gerade nur auf dieſe eine, kleine, luſtige Stelle. Oder tretet einmal mit mir aus einer gähen Krümmung des Pfades unerwartet auf die kleine, einſame Waldwieſe, ſo einſam, daß dort unter den hintern Büſchen ein Rudel Rehe weilt und ruht, das nun freilich haſtig genug auf und davon fährt. Seht dieſen Raſen, ſo friſch, ſo dicht und üppig, daß er den im gepflegten Park beſchämen könnte; ſeht das ganze kleine Ding ſo hell und licht im dunkeln Wald wie einen Smaragd. Und jenſeits taucht der Pfad wieder in die dämmernden Lauben.

(Fortſetzung folgt.)

Il ragazzo di Venezia et le gamin de Paris.

Was ich ſchlechterdings nicht deutſch zu ſagen weiß, das ſage ich in einer andern Sprache; ich mag es nicht thun, ohne mich zu entſchuldigen, aber dießmal habe ich es um ſo beſſeren Muthes gethan, als der halb italieniſche, halb franzöſiſche Titel dieſer Skizze die ganze Skizze ſelbſt zur Erklärung haben wird. Den gamin de Paris, den kennt man in Deutſchland, ſeitdem das bekannte Vaudeville dieſes Namens unter rauſchendem Beifall über alle Bühnen Deutſchlands gehüpft und geſchlendert iſt. Nur dürfte der Sinn, den man dem Wort Gamin in Deutſchland beilegt, beſchränkter und techniſcher ſeyn, als was man unter dieſem volksthümlichen Ausdruck an den Ufern der Seine ſelbſt verſteht. Für den Deutſchen iſt der Gamin etwas weſentlich Pariſiſches, oder Pariſeriſches, wie man will; der Deutſche ſieht den Gamin auf dem Boulevard du Temple oder am Kanal, der, wie der Gamin ſelbſt im Stücke Bayards ſagt, ſein Verderben iſt, mit allen Schlichen und Tücken eines kleinen Pariſers ausgerüſtet, mit allen Witz- und Schlagworten der Pariſer Tageslaune bewaffnet; er ſieht einen unermüdlichen Plänkler mit dem Bourgeois im unruhigen Taugenichts. Man ſieht ihn außerdem auf allen Barrikaden ſtehen, zu jedem Krawall das Pflaſter aufräumen und die Polizeidiener einer jeden Regierung verhöhnen.

Ich habe mehr als Einen Philiſter aus Frankfurt und ähnlichen Plätzen, mehr als Einen Gelehrten aus Leipzig und ähnlichen Seminarien deutſcher Wiſſenſchaft geſprochen, der dieſen Gamin de Paris als kleines welthiſtoriſches Ungethüm mit dem unverkennbaren Ausdruck tiefempfundenen Schreckens verwünſchte, kurz, im Worte Gamin den Fluch der Welt und eine Fleiſchwerdung des Dämons erkannte. Gamin iſt im Deutſchen alſo mehr ein Eigenname als ein Gattungsname und dient, um etwas Stockfranzöſiſches zu bezeichnen, wie das Wort „Eſprit," womit man eine gewiſſe, den Franzoſen eigene Species von Styl oder Witz, und, als ob das Salz des franzöſiſchen Geiſtes vergiftet und bösartiger als andere Salze wäre, auch eine den Franzoſen nachgebildete Art von verkehrter Denkart und ſchlechtem Geſchmack zu meinen pflegt.

In Paris und im übrigen Frankreich iſt dem nicht ſo. Dort kann das Wort gelegentlich immerhin auch auf den Typus und die Verhältniſſe, in die es die deutſche Vorſtellung einſchließt, angewendet werden, allein man braucht es in der vertraulichen Rede auch von jedem Knaben bis zu einer gewiſſen Grenze des Alters, die nach dem Gutdünken des Sprechers verſchieden gezogen wird, und wenn dieſer Knabe auch von einer Gemüthsart wäre und Lebensgewohnheiten hätte, die ihn zum vollkommenen Gegentheil jenes andern, im deutſchen Begriff lebender Gamin machten. Die franzöſiſche Hausfrau nennt ihren eigenen Sohn unter fünfzehn Jahren, und ſelbſt manchmal über dieſe Scheide hinaus, ganz gemüthlich gamin, mag nun ihr Junge toll wie ein Eichhorn und verſchmitzt wie eine Katze, oder das wohlerzogenſte, das zuthulichſte, das ſanfteſte Kind auf Erden ſeyn. Dieſe argloſe Franzöſin wäre ſelbſt im Stande, wenn ſie nach Deutſchland oder in Paris mit einer deutſchen Frau, die vom Worte Gamin ganz die deutſche Meinung hätte, zuſammen käme, den Knaben der lezteren ohne Arg und in aller Freundlichkeit Gamin zu heißen, und zur Mutter votre gamin, zum Kleinen ſelbſt mon gamin zu ſagen.

Dieſen Gamin, der, bis er aufhört Gamin zu heißen, zuweilen ein reiz- und liebevolles Bild jugendlicher Grazie iſt, habe ich in der That nicht vor in eine Parallele mit dem Ragazzo von Venedig zu ſtellen; wenn ſich einmal ein Anlaß dazu bietet, nehme ich die Züge eines dieſer holden Jünglinge, der nicht mehr hienieden wandelt, aus dem Schreine meiner Erinnerung hervor und werde ſie als eine ſeltene Ausnahme von der Regel, als das wunderbare Beiſpiel eines Menſchen, auf dem Gottes Gnade ſichtlich ſchon auf Erden ruhte, nachzuzeichnen verſuchen. Ich habe es hier meiſt nur mit dem Gamin, wie er mehr oder weniger richtig und flüchtig in Bayards Bühnenſkizze geſchildert iſt, nur mit dem Straßengamin zu thun, denn auch in Venedig werde ich mich nur an den Straßenjungen halten, an den Ragazzo, der einem unter den Begegängen des Markusplatzes, auf dieſem Platze ſelbſt, in deſſen Umgebung gegen das Innere der Stadt zu und längs des großen Canals begegnet. Dieſes venetianiſche Gaſſenwieſel hat mit dem jungen Gauner in den Straßen von Paris eine nicht zu mißkennende Verwandtſchaft des Ausſehens, wie des Thuns und Treibens, und ich glaube nicht, daß irgend eine andere Menſchenklaſſe in den beiden Städten ſich einander ſo ähnlich ſieht als der Gamin an der Seine und der Ragazzo an den Lagunen.

Ich befand mich eines Tags vor einem Café in den Bogengängen des Markusplatzes, und nachdem ich meine kleine Taſſe ſchwarzen Saftes nicht ohne Behagen geleert, ſo wie in deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Blättern mich läſſig umgeſehen hatte, wandelte mich die Luſt an, das vorbeiſchlendernde und vorbeiſchießende Menſchengetümmel einer flüchtigen Muſterung zu unterwerfen und wo möglich bezeichnende Einzelheiten aus dem unaufhörlichen Strome heraus zu fiſchen. Das Café, an deſſen Schwelle ich mich hingepflanzt hatte, grenzte an ein öffentliches Gebäude, in dem irgend eine Macht des Heeres oder der Verwaltung ſeine Herberge hat, und deſſen Eingang von zwei öſterreichiſchen Soldaten deutſcher Herkunft bewacht wird. Der eine derſelben war ein junger, ſchlanker, hübſch gewachſener Mann mit einem klugen, aber auch guten und freundlichen Geſicht; er hielt ſich gut, durchaus nicht ſteif, vielmehr leicht, doch dabei mit der Würde, die einem Vertreter des Staatsoberhauptes zuſteht. Er ſchien alle Vorbeiſtreifenden ſich genau zu beſehen, nicht aus Spähergeiſt, ſondern aus jugendlicher Neugierde, und von den Eindrücken, die er ſo nach und nach erhielt, wurde ſein bewegliches Geſicht mit jeglicher Minute anders ſchattirt. Mich dünkte beim erſten Blick, den ich auf ihn warf, es ſtehe hier ein Menſch vor mir, der fähig ſey, Dinge zu genießen, die über ſeinen Stand und ſeine Mittel hinaus liegen, und während ich an dieſe Hypotheſe traurige und komiſche Betrachtungen knüpfte, ſchritt ein feiſter, faſhionabel geſchniegelter und gebiegelter Italiener mit ſchneeweißer Wäſche, weißen Handſchuhen, im übrigen kohlſchwarz, in allem tadellos reinlich und korrekt, an der Schildwache vorbei, um ſich durch ein benachbartes Kutſchenthor in das Innere eines Hauſes zu begeben; aber ehe er die Schwelle mit dem umfangreichen, aber muſterhaft beſchuhten Fuße berührte, warf er eine Cigarre, die kaum angezündet war, wie einen ariſtokratiſch republikaniſchen Handſchuh, der öſterreichiſchen Schildwache vor die Füße hin. Dieſe aber ſchien, was in dieſem Akte Herausforderndes liegen mochte, nicht im mindeſten zu beachten; ihre ganze Aufmerkſamkeit war von den techniſchen Vorzügen der zierlichen Rauchmaſchine in Anſpruch genommen, und nicht lange, ſo geſchahen von dem an ſeinen Poſten gefeſſelten Füſelier die erſten Schritte, um des lockenden Kleinods habhaft zu werden. Er ſtreckte ſeinen linken Fuß wie in Zerſtreuung aus, befeſtigte ihn einen Augenblick auf der braunen Tabaksrolle und zog den Fuß eilig und ſo zurück, daß die Cigarre ihm Zweidrittel des Wegs nachlief. Sie war nun leicht zu erreichen, und nur die Furcht, von ſeinem Cameraden beobachtet zu werden, oder ſonſt Aufſehen zu erregen, hielt ihn noch einige Momente zurück vom lezten Zugriff. Bald aber ging ihm die Geduld aus und mit einer Bewegung hatte er die koſtbare Beute unter den Sohlen. Es war nicht möglich, einen glücklicheren Menſchen, ein zufriedeneres Geſicht, ein ſtrahlenderes Auge zu ſehen; der Dichter, der einen lange geſuchten Reim endlich gefunden, der Freier, der von dem Monate, Jahre lang vergeblich geliebten Weib unverhofft das erſehnte Jawort erhalten, können nicht ſeliger ausſehen als dieſer gute Soldat. Ach! ſeine Freude ſollte nur wenige Augenblicke währen, denn ſchon ſtreift der Räuber, der das ihm ſo ſchlau, ſo gewandt und ſo unſchuldig Erworbene wieder abjagen ſollte, in ſeiner Nähe. Ein plebejiſcher Knabe, ein Ragazzo des Volks, doch, da es Feiertag war, nicht unſauber gekleidet, der offenbar mit ſcharfem Blick von ferne den ganzen Auftritt belauſcht hatte, ſchlich an den Mauern der Buden leiſe und flink und ſo, daß er von dem Soldaten nicht geſehen wurde, hin, glitt im Rücken der erſten Schildwache, die zufällig ſich etwas vorgewagt hatte, weg, bückte ſich, wie um etwas Verlorenes aufzuheben, entwandte mit einem geſchickten Griff der Finger im Nu die Cigarre und im Nu war er davon.

Es wäre peinlich, die Enttäuſchung zu ſchildern, die ſich in den Zügen der armen, an ihren Platz geheften Schildwache malte; ich wollte nur einen Streich des venetianiſchen Ragazzo mittheilen, von dem gewiß die meiſten Franzoſen, wenn man denſelben ohne Angabe der Perſonen und des Schauplatzes erzählte, behaupten würden, das ſey zu Paris geſchehen und der Thäter ſey ein Gamin de Paris. Daß dieſer leztere zu ähnlichem Unternehmen ſich leicht verſtanden und gut geſchickt haben würde, daran zweifle ich nun ſelbſt nicht im mindeſten, und wäre ein Gendarme momentaner Beſitzer der Cigarre geweſen, ſo bin ich feſt überzeugt, er würde den Anſchlag mit ſtillem Jubel vollführt haben; ob er gegen einen einfachen Soldaten, der ihm dazu nichts anhaben konnte, daſſelbe verübt hätte, das getraue ich mir nicht zu behaupten.

Beiden alſo, dem kleinen Pariſer und dem jungen Venetianer, ſteckt ein gutes Stück Unternehmungsgeiſt im Leib, der ſich bei allen günſtigen Anläſſen auf mannigfaltige und oft drollige Weiſe kund gibt. Aber ſowohl in der Wahl der Mittel als in Rückſicht auf den Zweck folgt der Gaſſenjunge der alten und dabei immer neuen Lutetia ſtrengeren Grundſätzen als ſein venetianiſcher College; manches, was dieſer leztere als etwas völlig Erlaubtes, als etwas Ländlich-ſittliches zu thun pflegt, dürfte in Paris als das Omen oder Vorwort eines dem Böſen gewidmeten Lebens und ſtrafwürdiger Handlungen betrachtet werden. In die jugendlichen Spiele ſeiner Gefährten frühzeitig eingeweiht, durch die häufigen Wechſelfälle des Wettſtreits, welcher das Weſen des Zeitvertreibs dieſer Knaben ausmacht, erregt und gefeſſelt, von der Macht der aufkeimenden Leidenſchaften in ihm unterrichtet und beherrſcht, nimmt der Gamin, der in den Pariſer Straßen empor wächst, an dieſen frühen Kämpfen des Glücks

und des Geſchicks lebhaften und innigen Antheil. Bei dieſen Spielen ſtehen natürlich Gewinn und Verluſt in Ausſicht, und ſind auch die Summen, um die es ſich handelt, meiſt ganz winzig, ſo geht es doch gemeinhin um die geſammte Baarſchaft der Mithaltenden. Oft hat der Beſiegte ſogar, um die Unkoſten ſeiner Niederlage zu decken, nicht den gehörigen Betrag in der lückenreichen Taſche, und da ihm weder ſein Alter noch ſein Wandel Anſpruch auf Kredit geben, ſo muß er, um ſeinen Finanzbedarf herbeizuſchaffen, die Sprungfedern ſeiner erwachenden Einbildungskraft in Bewegung ſetzen, in die Gewohnheiten ſeiner kleinen Spielgenoſſen in ſolchen Nöthen ſich einſchießen und die Rathſchläge erfahrenerer Geſellen benützen. Die Mine, die zu dieſem Ende in Paris gewöhnlich mit Liſt und Luſt ausgebeutet wird, ſind die Eltern, die Oheime und Tanten, die älteren Geſchwiſter, zumal die Schweſtern, kurz die ganze Sippſchaft, und was in dieſer Sphäre, wo es ſelten an leichtgläubigen Geiſtern, noch an leicht erweichten Gemüthern fehlt, die Erfindung unvorgeſehener Bedürfniſſe oder beharrliche, duckmäuſeriſche Liebkoſung zu Wege bringen mag, das wird erreicht. Dagegen iſt für die bedeutende Mehrheit dieſer kleinen Springinsfelde, die faſt alle in irgend einer Bude oder Werkſtätte als Lehrlinge untergebracht ſind, der Verkehr ihrer Meiſter und Lehrherrn mit den Kunden ein Gegenſtand ängſtlicher Scheu. Die Aufträge, die der Gamin als Bote oder zu ſchneller Aushülfe in der Stadt erhält, werden im Ganzen ſehr ſelten zu Veruntreuungen oder zum Erwerb geheimer Sporteln mißbraucht. Der Ehrenpunkt, der zu Paris in den untern Ständen, die eigentliche Hefe ausgenommen, ſchon dem Kinde feſt eingeprägt wird, iſt eine Waffe gegen Verſuchungen in dieſem Bereiche; die Abweichungen von der ächten Bahn, die in dem Strudel einer ungeheuren Bevölkerung dennoch vorkommen, werden gern als Vorläufer entehrender Cataſtrophen angeſehen, und von manchem Jungen, der ſich, wenn auch noch ſo geringe Unterſchleiſe gegen ſeinen Lehrherrn oder deſſen Kunden ſich erlaubte, habe ich ſeine eigenen Kameraden ſagen hören: „der bringt's noch auf die Galeeren, der endet noch in Toulon, der ſtirbt noch in Rochefort."

In Venedig nimmt man das nicht ſo genau; in Venedig wird der Begriff des Eigenthums keiner ſo ätzenden, ſo auflöſenden Kritik wie in Paris unterworfen, und kamen auch während des lezten Freiheitskampfes gegen Oeſterreich die Lehren der franzöſiſchen Ideenwühler bruchſtückweiſe unter den Pöbel der für einige Augenblicke wieder erwachten Dogenrepublik, ſo war doch der Geiſt des venetianiſchen Volks von jeher zu bequem und zu ſchlaff, um dem verwickelten Gedankengang und den ſpitzfindigen Beweiſen eines Proudhon zu folgen, und ſeine Natur für regelrechte Thätigkeit ſchon lange vor dem Sturz des alten Patriciats — wie das aus Goldonis Luſtſpielen ſonnenklar hervorſpringt — zu wenig befähigt, als daß ihm Louis Blancs Recht auf Arbeit ſehr einladend hätte vorkommen ſollen. Allein wenn die theoretiſchen Anſchläge gegen die Heiligkeit des Mein und Dein im trägen Denkvermögen der Venetianer ſchwerlich viel ausrichteten, ſo hat der Abfall von den Grundſätzen, auf welchen die Achtung des Eigenthums beruht, in den Sitten und Gewohnheiten der venetianiſchen Maſſen um ſo raſchere, um ſo ſchwerer aufzuhaltende Fortſchritte gemacht.

Die zügelloſe Liebe zum Genuß, die nur in gewiſſen Fällen durch die Macht des Stolzes gezähmt wird und ſowohl im Kampfe gegen das deutſche Oeſterreich einer merkwürdigen Ausdauer in den ärgſten Entbehrungen Platz machte, als auch der Abneigung gegen das Gewinnen des Unterhalts durch dienſtliche Abhängigkeit häufig zum Opfer fällt, ſonſt aber alle Rückſichten der Religion und der Ehre übermannt, macht in Venedig die Bewegung von Handel und Wandel, zumal den Verkehr der Fremden mit den Eingebornen zu einem klaſſiſchen Boden des Trugs und der Uebervortheilung, wo man ſich auf Schritt und Tritt vor einer Falle und einem Hinterhalt in Acht zu nehmen hat. Wir ſind kaum eine Woche in Venedig, ſo lernen wir, oft ganz gegen unſere Gewohnheit, die Scheidemünze, die man bei den Zahlungen herausbekommt, ſorgfältig nachzählen; wir gehen die Rechnungen, die wir in den Speiſehäuſern erhalten, ſorgfältig durch; wir haben nur zu oft Energie und Beharrlichkeit nöthig, um die in dieſen Rechnungen immer von neuem auftauchenden, ſtets zu unſerem Nachtheil ausfallenden Irrthümer allmählig zu beſeitigen; wir müſſen uns mit allen amtlich beſtimmten Vergütungen für zu leiſtende Dienſte vertraut machen, damit wir nicht unverſchämt überfordert werden. Kurz wir müſſen uns ſo verhalten, als hätten wir es mit einer Geſellſchaft von Weſen zu thun, die unſere Unbekanntſchaft mit dem Leben und Treiben Venedigs als ein Betriebskapital anſehen.

Ich würde mich einer ſchnöden Verläumdung ſchuldig machen, ich würde eine Untreue gegen meine eigenen Erfahrungen begehen, wenn ich die ehrenwerthen Beiſpiele des Gegentheils, von denen ich perſönlich Zeugniß geben kann, vergäße. Ich bin hier in Haushaltungen in nähere Verbindung gekommen, denen ich nachrühmen muß, daß ſie völlig frei ſind von all den Fehlern und ſchlimmen Trieben, die ein umfaſſender und ſcharfer Blick auf die Maſſe der Bevölkerung uns enthüllt. Mein Verhältniß zu dieſen Haushaltungen und Individuen war und iſt noch der Art, daß es mir häufige Gelegenheit verſchafft, gerade die Eigenſchaften an ihnen zu beobachten, welche den Schattenſeiten des venetianiſchen Volks am entſchiedenſten entgegenſtehen. Während ich im Ganzen hier Schmutz und Trägheit, habſüchtige Dienſtfertigkeit und laue Pflichterfüllung gegen die Fremden, Mangel

an Bedenken, wo Geld im Spiel iſt, und eine kecke Befreiung von aller Scham bemerkt hatte, fielen mir in den wenigen Kreiſen, die ich als Muſter beſſerer Wirthſchaft und Herde beſſerer Grundſätze kennen zu lernen das Glück hatte, Reinlichkeit und Fleiß, uneigennützige Zuvorkommenheit und freundlicher Dienſteifer, Achtung vor jedem Centeſimo in fremder Börſe und ein liebenswürdiger Rückhalt des Benehmens auf. Dieſes lobenswerthe Verhalten dehnt ſich auch auf die Erziehung der Kinder aus, und im Hauſe, wo ich wohne, werden Mädchen von acht bis zehn Jahren zu einem Aufwande von höflicher Unterwerfung und pünktlicher Befliſſenheit gegen uns angehalten, der mir zuweilen wie eine übergroße Laſt für die kleinen Weſen vorkommt. In den untern Ständen ſoll das Innere des häuslichen Lebens ziemlich viele verborgene Bilder verſtändiger Emſigkeit und ſchöner Einigung darbieten.

Dieſen vereinzelten Muſtern von Ehrlichkeit und Ordnung, dieſen Idyllen voll patriarchaliſcher Poeſie ſteht leider eine Maſſe von Verdorbenheit gegenüber, in der unſer Ragazzo meiſt ſeine Schule macht. Genuß und folglich Geld ſind dem Pariſer wichtige Dinge, wie dem Venetianer, allein in Paris finden die Triebe, die in dieſem Sinne wirken, im Gefühl der Ehre und in den Geboten der öffentlichen Scham einen ganz andern, ungleich ſtrafferen, ungleich ſtärkeren Zaum als in Venedig, und auch der Gamin iſt dieſen Mächten weit unterworfener als der Ragazzo, deſſen Geldgier allerdings zuweilen in drollig gefälliger Weiſe ſich äußert, mit all ihrer Grazie aber den Widerwillen, den ſie erregt, nicht überwinden kann.

Unſere Wohnung in Venedig hat einen geräumigen Balkon von maſſivem Stein, und von dieſem Balkon aus ſieht man auf einen jener Canäle hinab, die in den Augen der geſitteten, von romantiſchem Hörenſagen ihren Geiſt nährenden Welt zauberiſche Gänge und Päſſe im poetiſchen Irrgewinde von Venedig, in Wirklichkeit aber wahre Cloake ſind, deren ſchmutziges Waſſer, enges Bett und meiſt übermäßig ſchattige Lage eine nichts weniger als poetiſche Stimmung hervorbringen. Der Canal, den ich von meinem Balkon aus erblicke, gehört mit zu den ſauberſten, die ich kenne, und doch würde ich ein Bad in demſelben weder als ein Labſal noch als eine Waſchung anſehen. Zwei Ragazzi unſerer Nachbarſchaft, die nicht einmal dem eigentlichen Proletariat, ſondern dem untern Bürgerſtande angehörten, ſezten ſich über dieſe Bedenken keck und luſtig hinweg, warfen ſich jauchzend in die trüben und kothigen Wellen, waren jeder mit einer hölzernen Maſchine, die ihnen zum Anhalt diente, verſehen und machten, durch die Theilnahme einer ganzen Galerie von Zuſchauern ermuntert, im höchſt einfachen, auf das Allernothwendigſte, was die Polizei verlangt, beſchränkten Badegewande aus dem unwirthlichen Canal eine wahre Schwimmſchule. Ich ſah ihrem Rudern mit den Beinen, welche der eine raphaeliſch fein gebaut hatte, ihren manchmal poſſirlichen Uebungen und ihren nicht immer ſaubern, mimiſch dargeſtellten Späßen aufmerkſam zu, und hielt die Freude, die ſie mir machten, keineswegs zurück.

Die beiden Knaben hatten meinen Antheil an ihrem Treiben wohl bemerkt, und als ſie endlich ermüdet ihrer Gymnaſtik ein Ende machten, hielt jeder die zum Empfang ſinnig geöffnete Hand mit verſchmiztem Lächeln mir entgegen. Ich hatte ſchon viele Einfälle venetianiſcher Geldgier beobachtet, aber dieſer dreiſte Anſpruch auf Schadloshaltung, weil ich an ihren zu eigenem Unterricht und Zeitvertreib ausgeführten Schwimmverſuchen mich ergözt hatte, ſchien alles bisher Geſehene an genialer Unverſchämtheit hinter ſich zu laſſen. Es ſtand mir nicht an, dieſe hohe Probe jugendlicher Keckheit, dieſen Muth, den ein Pariſer Gamin, ſelbſt einer von der verrotteſten Art, ſchwerlich haben würde, mit klingender Münze zu belohnen. Sie erwarteten Geld, und ihre Erwartung wollte ich täuſchen, aber den Schwank wollte ich weiter treiben, und da ich aus der franzöſiſchen Bäckerei ſo eben einige ſchmackhafte Hörner (croissants) erhalten hatte, warf ich eines derſelben den kleinen Schwimmern, als wären es Fiſche, zur Beute hin. Das appetitliche Brod fiel dem einen in die Hand und dieſer hatte die Gerechtigkeit oder die Klugheit, das Brod in zwei Hälften zu theilen, die eine für ſich zu behalten, die andere ſeinem Gefährten abzulaſſen; aber damit gab dieſer leztere ſich nicht zufrieden, er ſah es als eine Schmach an, daß ihm der Zufall das ganze Gebäck nicht zuerſt in die Hände geſpielt hatte; er warf daher mit knabenhafter Wuth den ihm von ſeinem Kameraden überlaſſenen Antheil mitten in den Canal, ſtürzte dann, da beide hart am Ufer, alſo in ſeichtem Waſſer waren, auf ſeinen glücklicheren und zugleich großmüthigeren Badegenoſſen los, entriß ihm die andere Hälfte des Brodes, warf ſie gleichfalls mitten in das ſchmutzige Waſſer, und nun entſpann ſich ein poſſirlicher Streit aus den Verſuchen, das Weggeworfene wieder zu erlangen, und die dreifache Schwierigkeit, welche für die Jungen aus ihrem Groll auf einander und ihrem Kampfe, aus der Unvollkommenheit ihrer halben Schwimmkunſt und der das Brod auflöſenden Kraft des Waſſers entſprang, brachte eine unbeſchreiblich komiſche Wirkung hervor, die nur durch unvermeidliche Betrachtungen trauriger Art über die Habſucht und Mißgunſt in ſo früher Jugend getrübt und geſtört wurde.

Von den ſchlechten Leidenſchaften iſt die leztere, der Neid, wohl nirgends bei Kindern etwas Seltenes, aber ſie zeigte ſich bei dieſen kleinen Venetianern, um italieniſch zu bezeichnen, was ächt italieniſch, ſo ungemein „rabbiat," daß einem ganz unheimlich dabei zu Muth ward. Die ſogenannte Furia francese hat weniger Beſtialität als dieſe italieniſche Verbiſſenheit, und

das italieniſche Wort für den in dieſem Ausdruck enthaltenen Begriff (accanitamente) deutet auf die Aehnlichkeit dieſer Wuth mit dem Zorn um eines Biſſens willen in wilder Eiferſucht aneinander gefahrener Hunde. Wohl verräth auch das deutſche „Verbiſſenheit“ und das franzöſiſche »acharnement« denſelben Urſprung und umſchließt daſſelbe Gleichniß, allein dieſe Wörter weiſen doch nicht ſo geradezu auf das Hundebalgen hin, und der Ausſpruch eines Italieners in öſterreichiſchen Dienſten, der mir gegenüber eines Tags zu Mailand behauptete, die italieniſche Sprache ſey das freimüthigſte der Idiome, findet hier eine höchſt markige, höchſt einleuchtende Beſtätigung.

Merkwürdig, aber nicht unſchwer zu erklären iſt es, daß in Paris gerade diejenigen Knaben, die ſchon in den zarteſten Jahren der Unordnung und Verdorbenheit anheimfallen, bei den öffentlichen Aufwallungen und Raufereien die unthätigſten, und manche von denen, die auf den Barrikaden gegen die bewaffnete Macht ſich ſtemmen, wie auch ſonſt ihr Benehmen ſeyn mag, was ihren Fleiß angeht, mit ſehr empfehlenden Zeugniſſen verſehen ſind. Die ſogenannten Junitage kommen hier freilich nicht in Betracht, aber bei allen übrigen Ereigniſſen ähnlichen Charakters war dieſer Umſtand zu bemerken. Die Fremden und die Provincialen, welche während ihres Aufenthalts in Paris mit Pariſer Handwerkern in Berührung kommen, ſind oft erſtaunt und erfreut über die Umgänglichkeit, den klaren Verſtand, die beſtimmte und dabei nicht gemeine Ausdrucksweiſe, kurz über die ganze feine Perſönlichkeit der Arbeiter, die von den Gewerksmeiſtern ihnen zugeſendet werden. Aber die meiſten dieſer jungen Leute, wenn es nicht gerade Söhne oder ganz nahe Verwandte der Meiſter ſind, haben ſich um die neuen Lehren, die eine Beſſerung der Arbeitsverhältniſſe zum Ziel haben, mehr oder weniger gekümmert, ſie haben in den erſten Jahren ihrer Lehrzeit durch den von väterlicher Aufſicht nicht geregelten Verkehr mit ihren Alters- und Zunftgenoſſen die erſten, ſchwer auszuglättenden Falten der dem Stande eigenen Sitten und Geſinnungen erhalten, wurden flüchtig oder dauernd, tief oder nur obenhin in das Thun und Treiben des ſogenannten Gamin, im beſonderen Sinn, den dieſes Wort erhalten hat, hineingezogen. So kam es denn, daß ſich mancher bei öffentlichen Aufwallungen zur Theilnahme fortreißen ließ, ſich, vom Beiſpiel einiger Cameraden verführt, mit einem Halbhundert Liebhabern angeblich bedeutungsvollen Lärms zuſammenrottete, in den ſogenannten Kundgebungen, die in der goldenen Aera des parlamentariſchen Spuks in der Mode waren, eine Statiſtenrolle ſpielte und, ſtand der Wind gerade auf Sturm, ſelbſt zur Flinte griff, und ohne lange zu fragen, um was es ſich handle, wem der Schrei des Moments, wem der Zorn des Augenblicks gelte, ſeinen Schuß that. »Faire le coup de feu,« das iſt eine Wonne für den Pariſer Gamin, wie für den Veteranen des Pariſer Proletariats, z. B. für den alten Lumpenſammler, der keineswegs immer im Elend ſchmachtet. Und wie wenig wühleriſcher Haß aller Obrigkeit bei dieſer Luſt am kriegeriſchen Tummeln mitwirkt, das beweiſt unter andern die erbitterte Bravour, mit der dieſelben Knaben, die einige Monate zuvor auf den Februarbarrikaden ohne nachhaltige Feindſeligkeit gegen Louis Philipp gekämpft hatten, in die Mobilgarde eingereiht, ſich für die Sache der neu entſtehenden Ordnung ſchlugen.

Ob dieſe jugendliche Kampfluſt, wie ſie bei den Gebirgsvölkern und den Pariſern, bei den Sulioten und den Gamins der Faubourgs St. Antoine und du Temple zu Hauſe iſt, und in der Pariſer Jugend vorzüglich einer Klaſſe zukommt, die ich von den angrenzenden Extremen nicht hinlänglich, aber ſo gut es in meinen Kräften ſtand, unterſchieden habe, ob dieſe jugendliche Kampfluſt in der jüngſten Bewegung an den Lagunen auch in Venedig ſich bethätigt habe, das war eine Frage, zu deren Beantwortung ich nach den verſchiedenſten Seiten Erkundigung eingezogen. Ich habe bei Oeſterreichern und Italienern angeklopft, was ich darüber aufzutreiben vermochte, zuſammengeleſen, und bin endlich zum Ergebniß gekommen, daß der Antheil des venetianiſchen Ragazzo an der Vertheidigung Venedigs nie ſehr hoch über Null gekommen iſt. Wohl haben mir italieniſche Rhapſoden Wunderdinge von italieniſchem Heldenmuth in ſolcher Anzahl und von ſolchem Caliber erzählt, daß mich dabei, nebſt der erfinderiſchen Zungenfertigkeit meiner Gewährsmänner, nur Eines wunderte, die Gegenwart einer einzigen weißen Uniform vom Ticino zum Tagliamento. In der Fülle dieſer heroiſchen Thaten wurden auch Züge der Tapferkeit auf Rechnung von Weib und Kind geſetzt, und ich kann mich von der Erſchütterung, die mir ein junger, übrigens in ſeinem Fache äußerſt fähiger Maler aus Welſchtirol durch ſeine pathetiſche Schilderung des heroiſchen und erfolgreichen Widerſtands, welchen die Frauen von Breſcia den weißgekleideten Barbaren entgegen geſetzt, noch immer nicht erholen.

Auch des venetianiſchen Ragazzo wird in dieſen pomphaften Romanzen mit rhetoriſcher Anerkennung gedacht, aber was ich Stichhaltiges darüber erfahren konnte, läuft darauf hinaus, daß ein venetianiſcher Straßenjunge beim erſten Zuſammenſtoß zwiſchen den Einwohnern der Stadt und der öſterreichiſchen Beſatzung ſich bemerklich machte und nach der einen Verſion einen öſterreichiſchen Stabsoffizier erlegte, nach der andern den Verſuch hiezu mit dem Leben büßte. Dann ward mir auch von einem Fähnlein venetianiſcher Jünglinge gemeldet, die nach Alter und Lebensart etwa den Gamins von Paris entſprechen mochten,

aber man wußte mir keine ausgezeichnete Handlung zu nennen, welche das Andenken deſſelben zu verewigen im Stande wäre. Kurz, auf dem Fechtboden der Volkserhebung gegen eine bewaffnete Macht hat der Ragazzo von Venedig keine Aehnlichkeit mehr mit ſeinem Cameraden an der Seine, und der Unterſchied zwiſchen dem Grundweſen der beiden Völker tritt hier auch im Knabenalter, wo er für ſo vieles andere verſchwindet, ſchneidend hervor.

Hiemit ſey nicht geſagt, daß der Italiener, wo er gut geleitet iſt und zu einem wohlgeordneten Ganzen gehört, ſeine Schuldigkeit zu thun nicht Muth genug beſitze; aber den Italienern iſt die Luſt am Zuſchlagen, der Drang zur Gefahr und das Wohlſeyn in fieberiſcher Ungewißheit nicht ſo angeboren wie den Franzoſen. Der Krieg iſt weit weniger ihr Beruf und die Tollheiten des Heldenthums machen ihnen lange nicht ſo viel Spaß als jenen. — Wie es nun bei den Erwachſenen, bei den fertigen Männern iſt, ſo zeigt es ſich auch bei den Knaben, und der Ragazzo von Venedig neben dem Gamin von Paris gibt uns in dieſem Stück, wie in ſo vielen andern, durch hundert Aehnlichkeiten und hundert Unterſchiede ein Abbild der zwei großen romaniſchen Nationen.

Ein Prioritätsſtreit zwiſchen Oken und Goethe.

I.

Auch über Lorenz Oken, dem ſcharfſinnigen Naturforſcher, dem vielſeitig wirkſamen, vom edelſten Freiſinn getriebenen Mann, hat ſich ſeit drei Jahren die Gruft geöffnet, allein ſein Name wird in der Wiſſenſchaft und in der Erinnerung derjenigen, welche eine unter allen Umſtänden bewährte freie Männlichkeit zu ſchätzen wiſſen, auf immer unvergeſſen bleiben, ſollte auch ſein Standbild auf dem Eichplatz zu Jena dem Wechſel der Zeit keinen Widerſtand leiſten. Die Würdigung ſeiner mannigfachen Verdienſte müſſen wir andern überlaſſen; uns ſoll dießmal nur der feindliche Zuſammenſtoß mit Goethe beſchäftigen, gegen den Oken bis zuletzt einen wenig gerechtfertigten, aber durch die Umſtände erklärlichen Aerger hartnäckig bewahrte. Wer wollte wegen eines bittern Ausfluſſes der den deutſchen Gelehrten anhaftenden Reizbarkeit den Stein gegen ihn erheben? Und doch erfordert es das Andenken unſeres großen Dichters, daß wir uns nicht durch wahngeſchaffene Beſchuldigungen entſtellen laſſen dürfen, der Wahrheit die Ehre zu geben und die leidenſchaftlich gegen Goethe geſchleuderte Anklage in ihrer völligen Haltloſigkeit aufzuzeigen. Hiezu bedarf es vor allem eines näheren Eingehens auf Goethes bisher noch nirgends in ihrem Zuſammenhang dargeſtellte oſteologiſche Forſchungen.

Schon zu Straßburg hatte Goethe, bereits zu Leipzig an mediciniſche Tiſchgeſpräche gewöhnt, in der Anatomie und Oſteologie, von denen er erſtere bei Lobſtein hörte, einen guten Grund gelegt. Von Lavater zu lebhafter Beſchäftigung mit der Phyſiognomik gewonnen, fühlte er ſich unwillkürlich zu dieſen alten liebgewonnenen Bekannten von neuem hingezogen. Wie eindringend er ſich damit befaßt hatte, zeigen zwei merkwürdige Beiträge, die er zum „zweiten Verſuch“ von Lavaters „phyſiognomiſchen Fragmenten“ (1776), wie Lavater ſelbſt berichtet, geliefert hat. Der erſte dieſer Beiträge, welcher den „Eingang“ zum „zweiten Abſchnitt“ bildet, lautet wörtlich alſo:

„Der Geſchlechtsunterſchied des Menſchen von den Thieren bezeichnet ſich ſchon lebhaft im Knochenbau. Wie unſer Haupt auf Rückenmark und Lebenskraft aufſitzt! Wie die ganze Geſtalt als Grundpfeiler des Gewölbes daſteht, in dem ſich der Himmel beſpiegeln ſoll! Wie unſer Schädel ſich wölbet gleich dem Himmel über uns, damit das reine Bild der ewigen Sphären drinnen kreiſen könne! Wie dieſer Behälter des Gehirns den größten Theil unſeres Kopfs ausmacht! Wie über den Kiefern alle Empfindungen auf- und abſteigen und ſich auf den Lippen verſammeln! Wie das Auge, das beredteſte von allen Organen, wo nicht Worte, doch bald der freundlichen Liebehingebenheit, bald der grimmigen Anſtrengung der Wangen und aller Abſchattungen dazwiſchen bedarf, um auszudrücken, ach nur um zu ſtammeln, was die innerſten Tiefen der Menſchheit durchdringt!

„Und wie nun der Thierbau gerade das Gegentheil davon iſt! Der Kopf an den Rückgrat nur angehängt; das Gehirn, Ende des Rückenmarks, hat nicht mehr Umfang, als zu Auswürkung der Lebensgeiſter und zu Leitung eines ganz gegenwärtig ſinnlichen Geſchöpfes nöthig iſt. Denn ob wir ihnen gleich Erinnerung und überlegte Entſcheidung nicht abſprechen können, ſo liegt jene doch eher, ich möchte ſagen in primis viis der Sinne, und dieſe entſpringt aus dem Drange des Augenblicks und Uebergewicht eines oder des andern Gegenſtandes. — Schnauze und Rachen ſind die vorzüglichſten Theile eines Kopfs, der meiſt zum Spüren, Kauen und Schlingen da iſt. Die Muskeln ſind flach und feſt geſpannt, mit einer groben rauhen Haut überzogen, alles reineren Ausdrucks unfähig. — Hier nichts weiter davon, denn ich bedenke, daß ich nur von Schädeln zu reden habe.

„An ihrem Unterſchied, der den beſtimmten Charakter der Thiere bezeichnet, kann man am ſtärkſten ſehen, wie die Knochen die Grundfeſten der Bildung ſind und die Eigenſchaften eines Geſchöpfs umfaſſen. Die beweglichen Theile formen ſich nach ihnen, eigentlicher zu ſagen mit ihnen, und treiben ihr Spiel nur in ſo weit es die feſten vergönnen. — Dieſe Anmerkung, die hier unläugbar iſt, wird bei der Anwendung auf die Verſchiedenheit der Menſchenſchädel großen Widerſpruch zu leiden haben.“

Sehen wir Goethe hier im Sinne der Zeit darauf ausgehen, die geiſtige Verſchiedenheit des Menſchen von den Thieren als im ganzen Knochenbau, wenn nicht begründet, doch vorgeſehen darzuſtellen, ſo ſucht er im folgenden „dreizehnten Fragment,“ welches die Ueberſchrift „Thierſchädel“ trägt, nach Anführung einer Stelle aus der Ariſtoteliſchen „Phyſiognomik“ (Capitel 1) den verſchiedenen Charakter der Thiere aus der Schädelbildung nachzuweiſen. So ſieht er die Zahmheit der „Laſt- und weidenden Thiere durch die langen, ebenen, ſeicht

gegen einander laufenden, einwärts gebogenen Linien" bezeichnet. Von den gierigen Thieren ohne Grauſamkeit, dem Ratzengeſchlecht, das er das Diebsgeſchlecht nennen möchte, finden ſich auf der aus Büſſen nachgebildeten Tafel nur die Schädel des Bibers und der größten Feldmaus, von denen er bemerkt: „Die leicht aufgebogenen, flach gewölbten Linien, die wenigen Flächen, das Spitze, Feine, bezeichnet Leichtigkeit der Bemerkung des ſinnlichen Gegenſtandes, ſchnelles Ergreifen, Begierde und Furchtſamkeit, daher Liſt. Der oft ſchwache Unterkiefer, die vordern, ſpitzig gebogenen Zähne haben ihre Beſtimmung zum Nagen und Koſten; ſie ſind fähig, das angepackte Lebloſe ſich kräftig ſchmecken zu laſſen, aber nichts Widerſtehendes, Lebendiges, gewaltig zu faſſen und zu verderben." An dieſe ſchließt Goethe den Fuchs an und deſſen ſtärkere Verwandte. „Die geringe Verſchiedenheit des Wolfs (vom Hunde) iſt ſchon ſehr merkwürdig," heißt es hier. „Der Einbug oben im Scheitel, die Rundung über dem Augknochen, die von da aus zur Schnauze grad abgehenden Linien deuten ſchon auf heftigere Bewegungen. Hiezu kommt bei dem Bären noch mehr Breite und mehr Feſtigkeit und Widerhalt; bei dem Tiger beſondere Schnelligkeit in der Spitze des Hinter- und Breite des Vordertheils. Man ſehe den Gegenſatz an den Laſt- und Weidethieren. Hinten zur Kraft des Nackens der aufliegende Hebel; flachrund der Schädel, Wohnſitz leichter Vorſtellung und gieriger Grauſamkeit. Die Schnauze breit und voll Kraft; der Rachen gewölbter Vorhof der Höllen, erfaſſend, klammernd, zermalmend, verſchlingend." Vom Löwen bemerkt er: „Wie merkwürdig der länglich ſtumpfe Hinterkopf! Die Wölbung, wie edel, der Abgang der anſtoßenden Linien wie ſanft! — Des Schnauzbeins Niederſteigen, wie ſchnell, wie kräftig! Der Vorderkopf, wie gepackt, ſtark, ruhig und gewaltig, werth der ſpecialſten Vergleichung mit dem Tiger! Wie wenig, wie viel ſind beide verſchieden!" Weiter leſen wir: „Unter allen — wie zeichnet ſich der Elephant aus! am meiſten Schädel, am meiſten Hinterhaupt und am meiſten Stirn; wie wahrer natürlicher Ausdruck von Gedächtniß, Verſtand, Klugheit, Kraft und — Delikateſſe." Zum Schluß heißt es: „Die Hyäne . . iſt durch das Hinterhaupt von allen ſehr merklich verſchieden. Dieſer Kopf zeigt bei Menſchen, wenn er hart und maſſiv iſt, und wenn er nicht die ganze Wölbung des Kopfes ausmacht — Hartſinn und Herzenskraft. — Im Ganzen ſcheint dieß Profil eine eiſenmäßige Hartnäckigkeit auszudrücken." Man ſieht, es iſt hier überall nur um die phyſiognomiſche Bedeutung der einzelnen Theile des Schädels zu thun; von einem Grundtypus der Thierwelt, die ſich in fortſchreitender Entwicklung bis zum Menſchen ſteigere, zeigt ſich auch keine Ahnung.

Die amtlichen Beſchäftigungen und das zunächſt durch dieſe, dann aber auch durch die geſelligen Hofvergnügungen, beſonders die herzoglichen Jagden, hervorgerufene Leben in Feld und Wald führten den Dichter gleich in der erſten Weimarer Zeit zur ernſteren Unterhaltung mit der Botanik, vor allem der Holzkultur, und mit der Geologie, da er ſammt den Freunden, die er auf den merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn begleitete, ſich von den uralten Wäldern des Thüringer Waldes, wie von dem Grund und Boden, worauf ſie ſich angeſiedelt, möglichſt Rechenſchaft zu geben beſtrebt ſeyn mußte. Daß indeſſen ſeine Luſt an der Oſteologie nicht ganz ſchwand, zeigt die Aeußerung in einem Brief an Lavater aus dem Anfang des Jahrs 1777 *: „Der Herzog hat mir ſechs Schädel kommen laſſen, habe herrliche Bemerkungen gemacht, die Ew. Hochwürden zu Dienſten ſtehen, wenn dieſelben ſie nicht ohne mich fanden." Allein da bald darauf ſein Antheil an der Phyſiognomik faſt ganz erſtarb und an ſeine Stelle die geſchäftige Liebhaberei für Kupferſtiche und Handzeichnungen trat, ſo hörten auch ſeine oſteologiſchen Beſtrebungen zunächſt völlig auf. Erſt die großen Fortſchritte, welche er in botaniſchen, mineralogiſchen und geologiſchen Dingen gewann, führten ihn zur Oſteologie zurück, die er jetzt gründlicher anzufaſſen ſich getrieben fühlte, überzeugt, daß in der Natur alles eben ſo einfach als innig zuſammenhänge, und die durchgreifenden Bildungsgeſetze ſich einer alle Naturreiche umfaſſenden Betrachtung um ſo leichter und einleuchtender erſchließen müßten. Schon im Sommer 1781 ſcheint ſich dieſer Gedanke lebhaft ſeiner Seele bemächtigt zu haben, und ſo finden wir ihn denn im folgenden Herbſt unter Leitung des bekannten Anatomen Loder zu Jena eifrigſt mit der Oſteologie beſchäftigt.

„Ein beſchwerlicher Liebesdienſt, den ich übernommen habe," ſchreibt er am 29. Oktober von Jena aus an Frau von Stein, „führt mich meiner Liebhaberei näher. Loder erklärt mir alle Beine und Muskeln, und ich werde in wenig Tagen viel faſſen." Daß er bereits zu Weimar anatomiſche Zeichnungen gemacht, erhellt aus einem zehn Tage früher an dieſelbe Freundin gerichteten Briefe. Am 14. November berichtet er ganz gleichlautend an Merck und Lavater, er habe ſich vorgenommen, auf der Weimarer Zeichenakademie den Winter über mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menſchlichen Körpers durchzugehen, ſowohl um ihnen als ſich ſelbſt zu nützen, ſie auf das Merkwürdige dieſer einzigen Geſtalt zu führen und ſie dadurch auf die erſte Stufe zu ſtellen, das Bedeutende in der Nachahmung ſichtlicher Dinge zu erkennen und zu ſuchen. Zugleich werde er die Knochen als einen Text behandeln, woran ſich alles Leben und alles Menſchliche anhängen laſſe; er werde dabei den Vortheil haben, zweimal die Woche öffentlich zu reden, und ſich über

* Vergl. meine „Freundesbilder aus Goethes Leben." Seite 51 f.

Dinge, die ihm werth ſeyen, mit aufmerkſamen Menſchen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man im gewöhnlichen Welt-, Geſchäfts- und Hofleben entſagen müſſe. Diejenigen Theile, die abgehandelt würden, zeichne alsdann ein jeder und mache ſie ſich zu eigen. „Durch dieſen Weg," fügt er im Brief an Merck hinzu, „denke ich ſelbſt in der Zeichnung, in Richtigkeit und Bedeutſamkeit der Form zuzunehmen." Dafür finden wir an Lavater die Aeußerung: „Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Phyſiognomik und Phyſiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrags einem jeden einleuchten zu laſſen. Vielleicht kann dir etwas von dem, was ich bei näherer Betrachtung der thieriſchen Oekonomie bemerke, zu deinen Arbeiten in der Folge einen nützlichen Beitrag geben." Freilich ſcheint er zur Ausführung jenes ſchönen Vorſatzes nicht gekommen zu ſeyn, allein wie mancherlei auch auf ihn eindrang, hielt er doch an ſeinen oſteologiſchen Forſchungen unabläſſig feſt, die weſentlich vergleichender Natur waren, um die Uebereinſtimmung und die Verſchiedenheit des Knochenbaues des Menſchen und der verſchiedenen Thierarten anſchaulich zu erkennen, und er hatte in dieſem Sinne ſchon eine kleine Sammlung angelegt. Die neue geräumige Wohnung, welche er am 1. Juni 1782 in der Stadt bezog, gab ihm erwünſchte Gelegenheit, auch ſeine oſteologiſche Sammlung um ſich auszubreiten, und ſie durch wiederholtes Betrachten und Vergleichen zu tieferem Eindringen beſtens zu benützen. Auch die Uebernahme der Geſchäfte des Kammerpräſidenten, die in denſelben Monat fällt, machte ihn der liebgewonnenen Oſteologie nicht abwendig, konnte er dieſer auch nur ſparſame Stunden zumeſſen.

Sein Freund Merck hatte gerade um dieſe Zeit die Oſteologie mit beſonderem Eifer aufgegriffen, und vor allem war es die Paläontologie, welche ihn mächtig feſſelte und zu den weitreichendſten Nachforſchungen veranlaßte, von denen er auch Goethe unterhielt. „Deine Knochenunterſuchungen * haben mir viel Vergnügen gemacht," antwortet dieſer ihm am 27. Oktober 1782. Und nachdem er ihn um die Briefe des berühmten Anatomen Peter Camper an ihn erſucht hat, fährt er fort: „Ich weiß meine Oſteologie auf den Fingern auswendig herzuſagen, und bei jedem Thierſkelet die Theile nach den Namen, welche man den menſchlichen beigelegt hat, genau zu finden und zu vergleichen. Es macht mir ein großes Vergnügen, und du wirſt wohl thun, mich manchmal damit zu unterhalten." Daß auch Goethe mit der Paläontologie und der Frage nach der Zeit jener urweltlichen Thiere ſich eindringlich beſchäftigt, zeigt die unmittelbar darauf folgende Ausführung. Auch theilt er dem Freunde die von Knebel erhaltene Nachricht mit, daß man in einem Marmorbruche bei Altdorf den verſteinerten Kopf eines Alligators gefunden habe, was ihm ein ſehr merkwürdiges Phänomen ſcheine, weil er nur Schalthiere in den Marmorn kenne und nicht wiſſe, ob man im eigentlichen Marmor bisher Fiſche oder, was noch mehr ſey, Amphibien gefunden habe. Bald darauf wandte ſich Merck wegen eines in der Unſtrut bei Langenſalza gefundenen Hornes, ſo wie wegen der höchſt ſeltenen Thierſkeletzeichnungen von Volcher Coiter an Goethe, der ihm verſchiedene mineralogiſche Bemerkungen mittheilte. Drei Monate ſpäter, am 17. Februar 1783, glaubt Goethe dem Freunde den Coiter in den erſten Tagen verſchaffen zu können, und er meldet ihm von verſchiedenen oſteologiſchen Dingen, unter andern von dem Elephantenkopfe, den er am vorigen Tage noch zu Jena geſehen. „Verſäume ja nicht," fügte er hinzu, „mir von deinen Unterſuchungen zu ſchreiben; denn ich weiß immer nicht, wo mir der Kopf ſtehet, und kann nur Seitenblicke auf dieſe intereſſanten Gegenſtände werfen." Der Ankauf des Altdorfer Alligatorkopfes, um den ſich auch Goethe bemühte, gelang Merck, und er beſchäftigte ſich ſofort eifrig mit deſſen Betrachtung, wozu ihm Goethe einen Ober- und Unterkiefer, wie er meinte, eines Phyſeter und einer Orca überſandte. Verfehlte dieſer auch nicht, ſeine oſteologiſche Sammlung zu vervollſtändigen, ſo mußte er doch in ſeiner mit den verſchiedenartigſten Geſchäften überhäuften amtlichen Stellung ganz andern Betrachtungen nachhängen, als jenen ihm liebgewordenen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Um ſo erfreulicher war ihm der Beſuch, den er zu Kaſſel Anfangs Oktober 1783 den bedeutenden Forſchern G. Forſter und Sömmering abſtatten konnte, die mit Camper und allen neuen oſteologiſchen Entdeckungen in genaueſter Verbindung ſtanden. Hier fand ſeine oſteologiſche Wißbegier ihre volle Befriedigung.

Im nächſten Frühjahr (1784) ſollte unſerem Dichter eine höchſt erfreuliche Entdeckung gelingen. Camper und Blumenbach hatten (letzterer in ſeiner 1775 erſchienenen Abhandlung: De generis humani varietate nativa) die Behauptung aufgeſtellt, daß ſich alle Knochen der Thiere auch beim Menſchen finden, mit einziger Ausnahme des Zwiſchenknochens der oberen Kinnlade, des os intermaxillare, wie Blumenbach ſelbſt, oder os incisivum, wie Camper es nannte; dieſer Knochen zeige ſich bei allen Thieren vom Affen an, ſelbſt den Orang-Utang eingeſchloſſen, nie hingegen beim Menſchen. Dieſer damals allgemein geglaubte Satz mußte Goethe außerordentlich anſtößig ſeyn; denn wie ſollte gerade hierin ein Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und den Thieren ſich zeigen, da ſonſt alle Knochen dieſer ſich auch bei jenem nachweiſen ließen? Deßhalb ſuchte

* Merck hatte ihm ohne Zweifel einen Abdruck ſeiner Abhandlung geſandt, die unter dem Titel: Lettre à Mr. de Cruse sur les os fossiles d'éléphans et de rhinocéros, qui se trouvent dans le pays de Hesse-Darmstadt, in dieſem Herbſt erſchienen.

er auch beim Menſchen nach Spuren dieſes Knochens, und es gelang ihm, einen Theil der Grenzen deſſelben beim Menſchen nachzuweiſen, während die übrigen verwiſcht und mit der oberen Kinnlade auf das genaueſte verwachſen ſeyen. Die Natur ſuche eben den bei den Thieren ſo außerordentlich vorgeſchobenen Knochen beim Menſchen, da ſie ihren allgemeinen Knochentypus nicht aufgeben könne, durch den Drang der Knochen gegen einander auf ein ſehr kleines Maß zu beſchränken. Dieſe Entdeckung machte er am 27. März 1784 während eines Aufenthalts in Jena, wohin er ſich am Morgen dieſes Tages begeben hatte. „Es iſt mir ein köſtliches Vergnügen geworden," meldet er noch an demſelben Abend der mit herzlichſten Banden ihn an ſich feſſelnden Frau von Stein; „ich habe eine anatomiſche Entdeckung gemacht, die wichtig und ſchön iſt. Du ſollſt auch dein Theil daran haben. Sage aber niemand ein Wort. Herder'n kündigt's auch ein Brief unter dem Siegel der Verſchwiegenheit an. Ich habe eine ſolche Freude, daß ſich mir alle Eingeweide bewegen." Wie eifrig er dieſer Entdeckung nachhing, die er gleich nach ſeiner Rückkehr der Freundin mittheilte, iſt leicht zu erachten. Am 1. April bittet er Frau von Stein um das Buch von den Zähnen, das er wahrſcheinlich, um ihr einige Punkte ſeiner Entdeckung deutlich zu machen, mitgebracht und bei ihr zurückgelaſſen hatte. Ob er unmittelbar nach der Entdeckung ſein Geheimniß an Loder verrathen habe, läßt ſich nicht ermitteln; wenn nicht früher, ſo geſchah dieß jedenfalls bald darauf bei ſeinem mehrtägigen Aufenthalte zu Jena, da er Loders Hülfe bei der bereits begonnenen Abhandlung des Gegenſtandes nicht entbehren konnte. „Mir geht es gut und freudig in der weitern Ausarbeitung des Knöchleins," berichtet er der Freundin am 13. April von Jena aus. „Wir (Goethe und Loder) haben Löwen und Wallroſſe (die er zu ſeiner Abhandlung benüzte) gefunden und mehr intereſſantes. Es wird aber nicht ſo auf einen Ruck gehen, wie ich dachte, und uns weiter führen."

Seinem mit Camper, Sömmering und Forſter in vertrauteſter wiſſenſchaftlicher Verbindung ſtehenden Freunde Merck verheimlichte er die Entdeckung, mit der er ſpäter in ausgearbeiteter Darſtellung ihn zu überraſchen gedachte. „Für deinen langen Brief danke ich recht ſehr," ſchreibt er dieſem am 23. April, „und es erfreut mich, daß du in deinem Knochenweſen immer ſo friſch fortarbeiteſt. Ich habe die Zeit über auch verſchiedenes in anatomicis, wie es die Zeit erlauben wollen, gepfuſcht, wovon ich vielleicht eheſtens etwas werde produciren können." Er bittet ihn um größere Zeichnungen des Naſenknochens und des vorderen Gaumentheils des Kopfes von dem zu ſeiner Lettre à Mr. de Cruse abgebildeten Rhinoceros, deren genaue Einſicht ihm damals beſonders wichtig war. „Da ich einige junge Leute gegenwärtig auch nach Knochen zeichnen laſſe," fährt er fort, „ſo bitte ich dich ſehr, mir ſobald als möglich nur einen deutlichen Begriff von der Camper'ſchen Zeichenmethode zu machen. Ich habe zwar nach der Epiſtel (Campers) an Albin überall hingeſchrieben, kann ſie aber nicht erhalten. Da er dich ſelbſt einmal hierüber belehrt und dich zu ſeinem Glauben bekehrt hat, ſo könnteſt du mir ja nur eine Abſchrift ſeines Briefes, wenn du ihn findeſt, machen laſſen. Doch wünſchte ich, du thäteſt es ſobald als möglich, weil ich bis dahin mit gewiſſen Dingen innehalten will." Von dem Beſuche, den Merck Camper ſelbſt in Kleinlankum abzuſtatten gedenkt, wünſcht er einige Nachricht zu erhalten, und er bittet ihn, ſeiner zu gedenken, wenn er etwas von Schädeln fremder intereſſanter Thiere nicht gar zu theuer ankaufen könne, „z. E. eine Myrmecophaga, Bradypus, Löwen, Tiger oder dergleichen." Während eines von vielfachen Geſchäften in Anſpruch genommenen Aufenthalts zu Jena vom 6. bis 10. Mai ward in den freien Stunden Oſteologie eifrigſt getrieben. Am Abend des 7., wo er den ganzen Tag herumgelaufen war, meldet er der Freundin: „Ich habe mich in die Stille begeben, um dir zu ſchreiben; nun wird bald Loder kommen, und es werden Anatomica zur Erholung und Ergötzung der Seele vorgenommen." Und nachdem Loder ihn verlaſſen, fährt er fort: „Ich habe indeſſen die Zeit mit Loder'n verſchwäzt, der nun auch große Freude an meinem Werke hat, das immer reifer wird." Beſonders war dieſer ihm zur Entwerfung einer lateiniſchen Terminologie behülflich. Am Ende deſſelben Monats erfreute ihn ein Zögling der Zeichenakademie, W. Waiz, durch außerordentlich ſchöne Knochenzeichnungen, wohl zum Theil dieſelben, die er ſeiner Abhandlung mit dem Bemerken beifügte, es ſeyen die erſten Verſuchsarbeiten eines jungen Künſtlers, der ſich unter dem Arbeiten gebeſſert habe.

Bei einem mehr als monatlichen Aufenthalte zu Eiſenach wandte Goethe einem durch Sömmerings Gunſt und Gefälligkeit ihm von Kaſſel zugeſchickten Elephantenſchädel ſeine angelegentlichſte Betrachtung zu. „Was ich ſuche, iſt über meine Erwartung daran ſichtbar," ſchreibt er am 7. Juni der Freundin von Eiſenach aus. „Ich halte ihn im innerſten Zimmerchen verſteckt, damit man mich nicht für toll halte. Meine Hauswirthin glaubt, es ſey Porzellan in der ungeheuern Kiſte." Und in derſelben Nacht bemerkt er, er finde mehr, als ihm lieb ſey, wieder Neues und Neues, und doch ſtudire man darum die Natur. Er nahm den Schädel mit nach Weimar, da er ſich ſo bald von ihm nicht zu trennen vermochte. Bei wiederholtem Aufenthalt zu Jena in der lezten Hälfte des Juli wird es auch an oſteologiſchen Beobachtungen und Beſprechungen nicht gefehlt haben. „Deine Briefe habe ich erhalten," ſchreibt Goethe am 6. Auguſt an Merck; „ſie haben mir

recht viel Freude gemacht, und in mir den ſehnlichen Wunſch erregt, den vortrefflichen Mann (Camper) kennen zu lernen. Sömmering hat mir ſchon einen Auszug aus einem Camper'ſchen Briefe geſchickt, wo er von eurer Entdeckung über Elephantenzähne ſpricht. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, vielmehr ſtimmt ſie mit dem, was ich bisher habe beobachten können, vollkommen überein. Eine Erinnerung, die ich dabei zu machen habe, würde mich jezt zu weit führen. — Schicke mir den Schädel deiner Myrmekophaga ſobald als möglich; du erzeigſt mir dadurch einen außerordentlichen Gefallen. Ich brauche ihn zu meiner Inauguraldiſſertation, durch welche ich mich bei eurem docto corpore zu legitimiren geſonnen bin. Das eigentliche Thema halte ich noch geheim, um euch eine angenehme Ueberraſchung vorzubereiten." Da er zwei Tage ſpäter auf einige Zeit nach Braunſchweig mußte, ſo gedachte er dort den von Zimmermann beſchriebenen Elephantenfötus zu unterſuchen. „Ich wollte," fügt er hinzu, „wir hätten den Fötus, den ſie in Braunſchweig haben, in unſerm Kabinette, er ſollte in kurzer Zeit ſecirt, ſkeletirt und präparirt ſeyn. Ich weiß nicht, wozu ein ſolches Monſtrum in Spiritus taugt, wenn man es nicht zergliedert und den inneren Bau aufklärt."

Erſt im Oktober konnte Goethe ernſtlich an die Ausarbeitung ſeiner Abhandlung gehen, die er auch mit dem eben in Weimar anweſenden Freunde Knebel beſprach. Herder berichtet ſchon am 6. November an Knebel, Goethe habe ihnen ſeine Abhandlung vom Knochen vorgeleſen, die einfach und ſchön ſey; „der Menſch geht auf dem wahren Naturwege," fügt er hinzu, „und das Glück kommt ihm entgegen." Aber auch in dieſer Faſſung ſchien ihm die Abhandlung noch nicht ganz zu genügen, die er noch einmal umgearbeitet haben dürfte. „Ehſtens ſchick' ich mein Knöchlein," meldet er am 11. November an Knebel, „und was dem anhängig; wenn du es angeſehen, gibſt du's an Loder'n, und ſorgſt, daß ich es gleich wieder erhalte. Ich möcht' es nun los ſeyn." Wenige Tage darauf überſandte er die Abhandlung ſelbſt an Knebel, mit der wiederholten Bitte, ſie auch an Loder zu geben und für baldige Rücklieferung Sorge zu tragen. Hiebei läßt er den Freund in ſeinen eigentlichen Zweck bei dieſer ganzen Betrachtung einen freien Blick thun. „Ich habe mich enthalten," äußert er, „das Reſultat, worauf ſchon Herder in ſeinen „Ideen" deutet, ſchon jetzo merken zu laſſen, daß man nämlich den Unterſchied des Menſchen vom Thier in nichts einzelnem finden könne. Vielmehr iſt der Menſch auf's nächſte mit den Thieren verwandt. Die Uebereinſtimmung des Ganzen macht ein jedes Geſchöpf zu dem, was es iſt, und der Menſch iſt Menſch ſo gut durch die Geſtalt und Natur ſeiner oberen Kinnlade als durch Geſtalt und Natur des lezten Gliedes ſeiner kleinen Zehe. * Und ſo iſt wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen ſtudiren muß, ſonſt iſt jedes einzelne ein todter Buchſtabe. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt die kleine Schrift geſchrieben, und das iſt eigentlich das Intereſſe, das darinnen verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, ſo würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur thun, und ohne Studium der Schriftſteller, die in dieſen Fächern gearbeitet, läßt ſich auch nichts thun; ich werde mir es aufheben, bis mich das Schickſal quieſcirt oder jubilirt."

Vom 18. bis 20. November finden wir Goethe wieder in Jena, wo er mit Loder wegen der zunächſt um Campers willen zu veranſtaltenden lateiniſchen Ueberſetzung der Abhandlung ſich beſprach. Gegen Merck, der nach der Rückkehr aus Holland am Fieber gelitten und ſich noch kaum erholt hatte, äußert Goethe, er habe bisher nicht an ihn geſchrieben, weil er mit einer kleinen Abhandlung, die er ihm zuſchicken wollen, und mit einigen dazu gehörenden Verſuchen oſteologiſcher Zeichnungen aufgehalten worden; da er aber jezt ſehe, daß vor Ende des Jahres nicht viel daraus werde, ſo wolle er den Brief laufen laſſen. Allein ſchon am 19. December konnte er die Abhandlung mit lateiniſcher Ueberſetzung in höchſt zierlicher Abſchrift von der Hand des Sekretärs Vogel, nebſt theils umriſſenen, theils ausgeführten Zeichnungen an Merck ſenden. „So wenig es iſt," äußert er bei dieſer Gelegenheit, „hat es mir viel Plage gemacht, bis ich es habe ſo zuſammenbringen können." Er bittet ihn die Abhandlung zunächſt an Sömmering zu ſenden, der nach genommener Einſicht ſie möglichſt raſch an Camper beſorgen möge; zugleich gibt er ihm Vollmacht, in ſeinem Namen Camper alles Artige und Verbindliche zu ſagen, was er Luſt habe, und ihm für ſeine überſandte Büſte zu danken, die ihn nur neugieriger mache, dieſen Mann kennen zu lernen. Die Handſchrift mit den Zeichnungen möge Merck für ſich behalten oder an Camper abtreten. „Nun ſey aber auch thätig und hülfreich," bittet er, „daß ich bald einen Beitrag von Schädeln erhalte, wenn es auch nur zum Abzeichnen iſt; denn ich möchte gar zu gerne eine vollſtändige Suite von Zeichnungen dieſes Knochens beiſammen haben. Ich füge ein

* Der erſte Band von Herders „Ideen" war in dieſem Jahre erſchienen. Herder ſtellt hier unter andern den Grundſatz auf: „Bei jedem lebendigen Geſchöpf ſcheint der Zirkel organiſcher Kräfte ganz und vollkommen; nur iſt er bei jedem anders modificirt und vertheilt." Der „auf dem geiſtigen phyſiologiſchen Wege der Vergleichung mehrerer Geſchlechter in den Kräften der Werkzeuge ihres organiſchen Lebens forſchenden Zergliederer" wird hier ehrenvoll gedacht.

Verzeichniß bei von den Schädeln, die ſchon in dieſer Abſicht gezeichnet ſind. Hauptſächlich bitte ich dich auf das inſtändigſte um die Myrmekophaga und den Rhinozeros; es ſoll dir nichts daran verſehrt werden. Wie artig ſich von dieſem einzelnen Knöchlein wird auf die übrige vergleichende Knochenlehre ausgehen laſſen, kannſt du wohl einſehen und wird ſich in der Folge mehr zeigen. Auch bitte ich dich, wenn du etwas Tüchtiges über den Elephantenſchädel unter deinen Papieren haſt, mir es nicht vorzuenthalten, beſonders eine deutliche Auslegung eurer neueſten Meinung über die Backzähne. Ich habe einen Kaſſel'ſchen Elephantenſchädel hier gehabt, an dem faſt alle Suturen noch ſichtbar ſind. Ich habe ihn von vier Seiten zeichnen laſſen, werde ihn kürzlich kommentiren und Sömmering eine ihm verſprochene Copie ſchicken, die du auch ſehen ſollſt." In Weimar ſelbſt beſaß man einen völlig ausgewachſenen, wohlerhaltenen Elephantenſchädel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Eckzähnen. Die Vergleichung beider zeigte ſich höchſt bedeutend, da bei dem Kaſſelſchen jungen Elephanten die obere Kinnlade und das os intermaxillare ſchnabelartig hervorſtreben und der ganze Kopf in die Länge gezogen erſcheint, dagegen am ausgewachſenen Weimarer das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat einzuſchließen iſt. Das os intermaxillare ſpielte bei erſterem eine große Rolle; „es ſchlägt ſich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch bei flüchtiger Beobachtung der Irrthum entſtanden ſeyn mag, der ungeheure Eckzahn ſey im os intermaxillare enthalten; allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am wenigſten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgeben, um dieſe organiſchen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwiſchenknochens zu ſichern." Beide Schädel wurden ſorgfältig gezeichnet, ſpäter von Lips geſtochen, und fanden endlich mit begleitenden Bemerkungen d'Altons im zwölften Band der Abhandlungen der kaiſerlich Leopoldiniſch-Karoliniſchen Akademie verdiente Aufnahme.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Auguſt.

Die Theaterſache. — Auswanderung. — Nicolaikirche. — Meyers Denkmal. — Unglücksfälle.

Bei allen in's Große oder Weite getriebenen Unternehmungen fällt mir jedesmal das bekannte Wort Goethes aus „Fauſt“ ein:

Ein Kerl, der ſpekulirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Nirgends aber möchte ſich die Wahrheit derſelben öfter bewähren, als bei Theaterunternehmungen. Diejenigen, welche ſich entſchließen können, eine ſo ſchwierige Unternehmung ſich aufzubürden, müſſen entweder von einem merkwürdigen Spekulationsgeiſt beſeelt oder Kunſtenthuſiaſten erſter Sorte ſeyn, denn bei jeder Theaterunternehmung ſind Vermögensſchädigung, maßloſer Aerger, Verkennung oder ſchiefe Beurtheilung ſichere Begleiter, unſicher allein iſt die Rentabilität derſelben. Theaterunternehmer haben auch deßhalb ſtets einen überaus ſchweren Stand, weil die Leiſtungen ſolcher Anſtalten von allen beurtheilt werden, und von ſolchen, die von der Sache gerade gar nichts verſtehen, häufig am härteſten. Wer ſein Geld in's Theater trägt, bringt ſchon deßhalb, weil er bezahlt, das Recht zu loben oder zu tadeln mit in's Haus. Da nun aber faſt jeder einen andern Geſchmack hat und ſelten nur wenigen ein und daſſelbe gefällt, ſo hat jede Vorſtellung mit einer Menge Feinden zu kämpfen. Theaterunternehmer ſollen — das lehrt die Erfahrung — den Geſchmack des in ſeinen Urtheilen wie in ſeinen Anforderungen ſo überaus abweichenden Publikums im weiteſten Umfang befriedigen. Man verlangt von ihnen ſehr viel Neues, Gutes, Gefälliges, Unterhaltendes. Alles ſoll glänzend ausgeſtattet, gut arrangirt, vortrefflich in Scene geſetzt ſeyn. Selten aber fragt jemand, ob ſolchen Anforderungen überhaupt, und, wenn möglich, unter welchen Bedingungen ihnen zu genügen iſt. Man behauptet deßhalb wohl nicht zu viel, wenn man es unumwunden ausſpricht, daß es kein undankbareres, kein mit größeren Sorgen verknüpftes Geſchäft auf dieſer unvollkommenen Erde geben kann, als das eines Theaterunternehmers, der alle Chancen eines Geſchäfts, das von Zeitläuften und Zeitſtimmungen ſo abhängig iſt, allein zu tragen hat.

Ein Blick in die Geſchichte des deutſchen Theaters lehrt uns, daß nur wenige Theaterunternehmer unter auffallend günſtigen Umſtänden dauernd ihren Geſchäften vorſtehen und ohne Vermögensverluſte dieſelben fortführen konnten. Die Mehrzahl hatte fortwährend mit Sorgen um Friſtung der Exiſtenz zu kämpfen, viele gingen total zu Grunde. Gerade dieſe nicht wegzuläugnenden Thatſachen mögen den erſten Anſtoß zu den Subventionen gegeben haben, die man den ſogenannten Hoftheatern ſpäter zu Theil werden ließ. Seit Einführung dieſer Subventionen bei Hoftheatern führen die Direktoren ſolcher Anſtalten, die gewöhnlich als Theaterintendanten figuriren, ein ſorgenfreies Leben. Die an ſolchen Theatern angeſtellten Künſtler werden ſehr gut, oft wohl zu gut bezahlt und gehen, bleiben ſie eine gewiſſe Anzahl Jahre im Engagement, gewöhnlich einer Penſion für ſpätere Jahre entgegen. In Folge dieſer an ſich nicht zu tadelnden Einrichtung kommen alle Theater, welche keine Subventionen erhalten, in eine mißliche Lage, die dann am gefährlichſten ſich geſtaltet, wenn die Stadt groß, das Publikum an Gutes gewöhnt iſt, und wenn, trotz ungünſtiger Zeitverhältniſſe, doch die Anforderungen an die Bühnen ſich ſteigern, während die Künſtler größere Gagen verlangen und erhalten als in früherer Zeit. Weder Geſchicklichkeit und natürliche Befähigung, noch weiſes Oekonomiſiren werden unter ſolchen Umſtänden dem Falle eines Theaterunternehmers vorzubeugen vermögen. Unterbleibt er, ſo hat ein glücklicher Zufall den Retter geſpielt.

Hamburg zählt mit unter den Städten in Deutſchland, welche die deutſche Schauſpielkunſt geſchaffen haben. Es iſt deßhalb ganz in der Ordnung, daß der angehende Schauſpieler von Talent in Hamburg gern einige Jahre wirkt, um ſich zu bilden, zu vollenden. Das Hamburger Stadttheater hat ſeit Schröder bis auf die Gegenwart die bedeutendſten Kräfte, welche jetzt an Hofbühnen wirken, gereift und an dieſe abgegeben. Es muß alſo doch in Hamburg ein Boden für Ausbildung tüchtiger Bühnenkünſtler vorhanden ſeyn. Und doch war es dieſer großen, reichen, von vielen tauſend Fremden beſuchten Stadt nicht möglich, eine Kataſtrophe abzuwenden, die zu Anfang dieſes Monats über ihre Theater hereinbrach. Sie mußten, weil die Direktion ihre Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllen konnte, geſchloſſen werden. — Dieſe Kataſtrophe bildete begreiflicherweiſe geraume Zeit das Tagesgeſpräch, und wenn auch ſeit mehreren Tagen das Stadttheater unter einer proviſoriſchen Direktion wieder eröffnet worden iſt, konnte damit das Thema noch lange nicht als erledigt betrachtet werden. Schon daß der gegenwärtige Zuſtand ein proviſoriſcher iſt, fordert auf zu mannigfacher Beſprechung deſſelben, die denn auch in der Hamburger Preſſe nicht unterlaſſen wird. Als bloßer

Beobachter und Referent über Geſchehenes beſchränke ich mich auf die Erzählung von Thatſachen, dieſe aber ſind mit wenigen Worten zuſammenzufaſſen.

Wie Ihnen nicht unbekannt ſeyn kann, beſizt Hamburg außer dem Stadttheater noch das Thaliatheater. Beide Anſtalten ſind ſeit Jahren unter Einer Direktion vereinigt und hießen ſeitdem „vereinigte Theater.“ Dieſe Vereinigung hatte eine Menge Uebelſtände zur Folge, von denen nur hervorgehoben werden mag, daß der Beſuch des Thaliatheaters in der Regel ſtärker als der des Stadttheaters war, vermöge des geringeren Entrées bei der Thaliabühne. Da nun aber auf beiden Bühnen, beſonders in lezter Zeit, meiſt dieſelben Stücke gegeben wurden, ſo befand ſich das Stadttheater bei dieſer Vereinigung ſehr ſchlecht. Mangel an neuen, Epoche machenden Opern, an guten neuen Schau- und Luſtſpielen, die ſchlimmen politiſchen Zeitläufe, die große Theurung, der flaue Geſchäftsgang, endlich die ungewöhnliche Wärme des gegenwärtigen Sommers verminderten den Theaterbeſuch nicht unbeträchtlich und verringerten dadurch die Einnahmen, und ſo trat dann nach und nach die Calamität ein, die uns zeitweiſe um beide Theater gebracht und uns jezt nur das eigentliche Stadttheater proviſoriſch wieder gegeben hat. Ob die angedeuteten Uebelſtände allein die Schuld an dem Geſchehenen tragen, oder ob noch vieles andere, was nicht offen zu Tage liegt oder vielleicht noch nicht genügend bekannt iſt, dazu mitgewirkt habe, möchte ſich ſchwer entſcheiden laſſen. So viel aber dürfte doch wohl jezt ſchon feſtſtehen, daß in Zukunft das Stadttheater in Hamburg nur dann als eine der Größe der Stadt und der Bildung ſeiner Bevölkerung entſprechende Kunſtanſtalt mit Glück wird beſtehen können, wenn man es zuvörderſt von allen Laſten befreit, die es bisher zu tragen hatte, und wenn man ihm — gleichviel ob aus Staats- oder Privatmitteln — einen bedeutenden Zuſchuß an Geld zufließen läßt. Lezteres wird wenigſtens dann ganz unerläßlich ſeyn, wenn ein zweites Theater innerhalb der Stadt ihm eine gefährliche Concurrenz macht. — Die eingetretene Kataſtrophe trägt jedenfalls zu einer gründlichen Erforſchung der zu derſelben mitwirkenden Urſachen bei, und da wird man wohl, ehe man an die Neugeſtaltung der ſtädtiſchen Bühnenverhältniſſe geht, auch einen ſoliden Grund zu denſelben legen. Nur dadurch kann Hamburg wieder eine wirkliche Kunſtanſtalt erhalten. Auch wird ſich ſchwerlich eine befähigte Direktion untern andern, als in jeder Beziehung annehmbaren, die Rentabilität des Unternehmens ſichernden Bedingungen finden.

Daß unter ſolchen Stürmen von den Leiſtungen der wieder eröffneten Bühne, die ohnehin einige ſehr brauchbare Mitglieder verloren hat, nicht viel die Rede ſeyn kann, liegt auf der Hand. Die erſte Vorſtellung brachte uns das alte Stück von Schröder „Stille Waſſer ſind tief,“ das ein ſehr volles Haus und ein dankbares Publikum vorfand. La Roche, der ſchon früher als armer Poet und in „die beiden Klingsberge“ aufgetreten war, gab einige Tage ſpäter den „Shylock“ und zum zweiten mal Klingsberg, den Vater. Unter den Gäſten, die denn doch trotz der eingetretenen Störungen ſich wieder einzufinden ſcheinen, erregte Madame Tedesco aus Paris verdientes Aufſehen als Fides im „Propheten.“ Sie beſizt eine wunderbar ſchöne, volltönende, glockenhelle Stimme, die wenigſtens auf deutſche Ohren von noch viel größerer Wirkung ſeyn müßte, wenn die Künſtlerin nicht die Untugend des Tremulirens ſich angeeignet hätte. Auch ihr Spiel iſt voll Feuer und Leben, doch erſcheint hier die ſehr ſtarke Körperfülle der Sängerin als Hinderniß.

Seit Anfang dieſes Jahrs bis Ende Juli iſt der Strom der Auswanderer nach der neuen Welt fortwährend ſehr ſtark geweſen. Der Juli allein trug in dreizehn von hier direkt nach transatlantiſchen Häfen expedirten Schiffen nicht weniger als 3017 Perſonen über das Weltmeer, wozu noch 1593 Individuen kamen, welche indirekt, alſo über Hull oder Liverpool befördert wurden, was zuſammen für den Juli 4610 Perſonen ergibt. Unter dieſen befanden ſich 87 Säuglinge. Die Geſammtzahl aller in dieſem Jahr über hier Ausgewanderten belief ſich zu Ende Juli auf 28,440 Perſonen, das heißt faſt noch einmal ſo viel als um dieſelbe Zeit im vorigen Jahr expedirt worden waren, denn damals zählte man deren nur 15,217. Auch jezt ſcheint noch kein Stillſtand in dieſem Zuge nach dem Weſten eintreten zu wollen.

Ich kann mir nicht verſagen, einige Worte über den nunmehr wieder mit größerer Lebhaftigkeit angegriffenen Bau der St. Nicolaikirche hier hinzuzufügen. Einem unachtſamen Auge kann es ſcheinen, als rühre man ſich ſehr wenig, denn das gewaltige Balkengerüſte, welches den ganzen Bau umgürtet und hoch überragt, verbirgt oder verdeckt doch großentheils die Werkleute. Tritt man aber in die Hallen des Langſchiffs oder umſchreitet man nur innerhalb der Bretterumzäunung den Bau, ſo entdeckt man mit vieler Befriedigung die beträchtlichen Fortſchritte der lezten Wochen. Auch von außen werden ſelbſt den Vorübergehenden die ſchön gearbeiteten, aus feinem Sandſtein ausgemeißelten Lauben, welche die Pfeiler ſchmückend überdachen, vortheilhaft ſichtbar. Sie ſind im edelſten gothiſchen Styl ausgeführt und feſſeln die Blicke aller. Hoffentlich wird noch vor Eintritt des Winters allen Pfeilern dieſer reizende Schmuck verliehen ſeyn. Auch im Innern hat ſich vieles verändert und verſchönert. Hier fällt namentlich die Galerie des Chors durch die ſchönen kleinen Marmorſäulen in die Augen, die man daran angebracht hat. Eine Störung oder gar Siſtirung des Baus iſt wohl nicht mehr zu beſorgen. Je impoſanter in ſeinen edlen Formen ſich das Bauwerk erheben wird, deſto allgemeiner wird das Wohlgefallen daran werden, und ſo viel ſteht doch wohl feſt, daß ein gothiſcher Dom nicht bloß das Auge durch die eigenthümliche Schönheit der Architekur erfreut, ſondern auch das Herz erhebt, den Geiſt zur Andacht ſtimmt.

Ende Juli wurde in der Vorſtadt St. Georg einem um das Gemeinweſen der Stadt vielfach verdienten Mann, der ſchon mehrere Jahre in der Erde ruht, ein Denkmal geſezt. Dieſer Mann hieß Meyer, kam in früher Jugend ohne Mittel nach Hamburg und hat ſich ganz allein durch ſeine unermüdliche Thätigkeit, ſeine Umſicht durch die Tüchtigkeit in ſeinen Leiſtungen zu einem reich begüterten Manne emporgeſchwungen, der in ſeinen

ſpäteren Jahren Hunderte beſchäftigte und durch die ihm zu Gebot ſtehenden Mittel Großes wirken konnte. Die Anlage der Stadtwaſſerkunſt iſt zum Theil das Werk dieſes verdienten Mannes. Meyer war der Gründer jener großartigen Stockfabrik, die in ganz Deutſchland bekannt iſt und wohl die bedeutendſte in deutſchen Landen ſeyn dürfte. Die Meyer'ſchen Stöcke erhielten auf der großen Ausſtellung im Londoner Glaspalaſt, meines Wiſſens, eine Prämie. Das dieſem Manne errichtete Denkmal beſteht aus einem 30,000 Centner ſchweren Granitblock in Form einer Pyramide. Es trägt einfach den Namen deſſen, dem es errichtet wurde, mit dem Beiſatze: „Gewidmet von ſeinen Freunden.“ Die Enthüllung erfolgte unter entſprechenden Feierlichkeiten.

Eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der im Monat Juli auf Hamburgiſchem Territorium vorgekommenen Unglücksfälle, Tödtungen ꝛc. führt auch die verſuchten und vollführten Selbſtmorde auf. Dieſe Tabelle weist denn die erſtaunliche Zahl von dreiundzwanzig wirklich vollführten Selbſtentleibungen nach, eine Zahl, wie ſie wohl nie früher hier vorgekommen ſeyn dürfte. Die meiſten Selbſtmörder machten ihren wirklichen oder eingebildeten Leiden durch Ertränken ein Ende, nur Eine Perſon erſchoß ſich.

London, Auguſt.

(Schluß.)

Das Parlament.

Wenn die „Speiſeglocke“ ausgeläutet hat und das langweilige Mitglied zu Ende iſt, fängt das Haus wieder langſam an ſich zu füllen, zur großen Freude des jungen Mitgliedes, das eben im Begriffe ſteht, ſeine erſte Rede zu halten. Der junge Mann war, was man im Engliſchen einen tradesman nennt, ein Mann, der einen Detailhandel betrieb und auf dem beſten Wege war im Kleinen ſein Glück zu machen, als das Unglück wollte, daß er in den Beſitz einer Erbſchaft kam, in Folge deren ſeine Aufmerkſamkeit von ſeinem Handel auf die Verhandlungen der geſetzgebenden Körper gelenkt wurde, und da er Geld zu ſpenden hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er in kurzer Friſt Parlamentsglied war. Er hat ſeine Antrittsrede vollkommen auswendig gelernt und erklärt vornherein, es ſey durchaus nicht ſeine Abſicht geweſen, das Wort zu nehmen, aber er könne die Bemerkungen des vorhergehenden Redners unmöglich vorbeigehen laſſen, ohne mit wenigen „extemporirten“ Worten darauf zu antworten. Das iſt eine Pflicht, die er ſeinen Wählern ſchuldig iſt, und nichts kann ihn dieſe Pflicht vergeſſen machen. Aber der unglückliche Redner vergißt ſeine Rede gerade an dem Punkt, wo er durch eine Kraftſtelle den größten Effekt hervorzubringen gedachte. Er ſtockt und ſinnt, aber er kann den verlorenen Faden durchaus nicht wieder finden. Nur ſoviel erinnert er ſich, daß, als er die Stelle zu Hauſe vor ſeinem Spiegel recitirte, er jedesmal mit dem Arm eine gewiſſe pathetiſche Bewegung machte. Die pathetiſche Bewegung mit dem Arm hat er jezt auch wirklich gemacht, aber die Worte wollen damit nicht zurückkehren, und der Redner hält inne, verwirrt und beſchämt. Das Haus, das aus lauter Gentlemen beſteht, hat Mitleiden mit ſeiner Verwirrung und klatſcht ihm Beifall zu. Durch dieſes Zeichen von Theilnahme ermuthigt, fängt er abermals zu ſprechen an, hält abermals inne und wird abermals beklatſcht. Er benüzt den Lärm um verſtohlen ein Papier aus der Taſche zu ziehen, das Manuſkript der unglücklichen Rede, und einen raſchen Blick auf daſſelbe zu werfen. Aber dieſer Blick hilft ihm nichts, er iſt zu verwirrt, als daß er die unglückliche Stelle finden könnte. Er beginnt von neuem zu ſtottern, und erklärt endlich reſolut und feierlich, er wolle die koſtbaren Augenblicke des Hauſes nicht länger mit ſeinen unnüzen Redeverſuchen in Anſpruch nehmen.

Unter abermaligem ermuthigendem Beifallsklatſchen kehrt er zu ſeiner Bank zurück, ganz erhizt, und ruht nicht eher, als bis er ſeinen Nachbarn, den ehrenwerthen Mitgliedern zu ſeiner Rechten und zu ſeiner Linken auseinandergeſezt hat, was er eigentlich ſagen wollte, und wie es gekommen, daß er ſo plözlich in's Stocken gerathen. Aus dieſer Auseinanderſezung ſcheint hervorzugehen, daß der gute Mann immer den aufgehobenen, deutenden Finger Gladſtone's im Kopf gehabt, oder daß derſelbe ihm plözlich zu Geſicht gekommen. In tauſend Aengſten ſtürzt er aus dem Hauſe hinaus, und getraut ſich am folgenden Tage kaum die Times zu öffnen, aus Furcht, die Zeitung möchte einen eigenen Leitartikel ſeiner Dummheit und ſeinem kurzen Gedächtniſſe gewidmet haben. Zu ſeinem Troſte findet er im Leitartikel nichts über ſein kurzes Gedächtniß; dagegen wird im Bericht über die Debatten ſeiner Rede gedacht, ohne die geringſte Anſpielung auf den verlorenen Faden.

Es fängt an ſpät zu werden im Parlamentshauſe, und Lord John Ruſſell hat immer noch nicht geſprochen, obgleich er gleich Anfangs ſeine Abſicht zu ſprechen kund gethan hat. Er ſteht auf, überzeugt ſich, daß keiner der geringeren Planeten mehr zu ſprechen hat, und der „Speaker“ ruft mit lauter Stimme: „Lord John Ruſſell!“ Die Mitglieder werden plözlich ſtill und die Berichterſtatter in der Galerie, die früher müßig geſeſſen, rüſten ſich zu ernſter Arbeit. Lord John Ruſſell beginnt damit, es möge ihm allerdings geſtattet ſeyn, einige Befangenheit zu fühlen über die Art und Weiſe, wie er den vielen Einwürfen, die ſich gegen ſeinen Geſetzesentwurf erhoben, zu begegnen hätte. Aber er, Ruſſell, iſt nicht der Mann, dieſe Einwürfe zu fürchten; er ſchaut ihnen dreiſt in's Angeſicht, den Einwürfen ſowohl als den Antagoniſten, und will auf nichts die Antwort ſchuldig bleiben. Und nun fängt er an die Einwürfe nach einander durchzugehen, und ſie in ſeiner Weiſe mehr oder weniger oder gar nicht zu erwidern. Dieſer Anfang fehlt nie in ſeinen Reden, bloß daß er nach den Umſtänden mehr oder weniger modificirt erſcheint. Aber was nie modificirt erſcheint, was immer mit denſelben Worten zum Vorſchein kommt, das iſt der Schluß ſeiner Rede: „ſein Vertrauen auf die Mitwirkung des Hauſes in Durchführung einer Politik, welche auf der breiten Grundlage der Inſtitutionen ſeines Landes ruht, und die ſein Vaterland in den Stand ſezt, die ihm von der Vorſehung übertragene Sendung zu erfüllen.“ Dieſe Phraſe iſt ſo ſtereotyp im Munde Ruſſells geworden, daß die Zeitungsſezer gut thun würden, ſie ſtereotyp im Saz zu erhalten. Nun ſollte man glauben, alle Einwürfe ſeyen beſeitigt und die Debatte zu Ende. Aber D'Israeli iſt keineswegs dieſer Meinung; er iſt vornherein immer entgegengeſezter Meinung mit Ruſſell und er beginnt in ſehr ruhiger Weiſe, aber mit klarer und ſehr vernehmbarer Stimme. Er zeigt, wie er nicht anders könne, als Lord John Ruſſell entgegentreten; mit dem beſten Willen, anders zu handeln, werde er immer wieder dahin getrieben,

ſich gegen ihn zu erheben. Er zeigt, warum er geſtern, vorgeſtern, vor einem Jahre gegen Ruſſell aufgetreten iſt, und nimmt bei dieſer Gelegenheit die längſt vergeſſenen Klagen wieder auf, die er früher gegen ihn vorgebracht, und beklagt ſich bitter darüber, daß er immer wieder neue Klagen vorzubringen habe. Wer D'Israeli ſo ſprechen hört, kann nicht umhin beide zu beklagen, den armen D'Israeli, der ſich ſo bitter über die Klagen beklagt, die er führen muß, und den armen Ruſſell, gegen den alle die bittern Klagen geführt werden. Ein unglücklicher Redner verſucht noch nach Ruſſell und D'Israeli ſich vernehmen zu laſſen; aber ſeine Stimme wird erſtickt im Geſchrei »division, division!« (zur Abſtimmung!), das ihm von allen Seiten entgegendonnert.

Die alte Satzung, nach welcher alle Nichtmitglieder des Parlaments vom Sprecher aufgefordert werden, ſich während der Abſtimmung zu entfernen, iſt eigentlich bloß formell. Das Geſetz iſt, wie man weiß, aufgehoben worden; trotzdem wird es jedesmal vor einer Abſtimmung vom Sprecher verleſen, als ob es noch immer Gültigkeit hätte. Die Abſtimmung kann alſo vor ſich gehen, ohne daß die Fremden ihre Plätze in der Galerie zu verlaſſen brauchen. Auf dem Tiſche vor dem Speaker befindet ſich eine Sanduhr. Sobald eine Debatte als geſchloſſen erklärt wird, ſtürzt derſelbe das Glas um, und während der zwei Minuten, welche die Sandkörner brauchen, um in das untere Glas zu zerrinnen, haben die in dem Rauch- oder Speiſeſaale des Parlaments ſich befindenden Mitglieder Zeit, ſich in den Parlamentſaal, das eigentliche Haus, zu begeben. So wie das lezte Sandkorn abgelaufen iſt und jeder Parteiführer ſeine Anhänger in's Haus „gepeitſcht“ hat, werden die Thüren geſchloſſen. Der Speaker ſtellt dann die Frage, ob dieſer oder jener Geſetzesentwurf, oder dieſes oder jenes Amendement angenommen werde oder nicht. „Diejenigen, welche dafür ſind, ſagen Ja!“ ruft er aus, und „Ja“ ertönt von einer nicht unbedeutenden Menge von Stimmen. — „Diejenigen, welche dagegen ſind, ſagen Nein!“ ſpricht er abermals, und „Nein“ donnert es von der Seite der Oppoſition, als wenn es zugleich von tauſend Stimmen geſprochen worden wäre. Dieſes erklärt ſich daher, daß die Leute von der Oppoſition gewöhnlich beſſere Lungen haben als die von der miniſteriellen Partei, oder erſtere wenigſtens ihre Lungen beſſer zu brauchen wiſſen als leztere. — „Ich glaube, die „Ja“ haben es,“ ſagt der Sprecher. Einige „Nein“ widerſprechen ihm, und ohne dieſen Punkt weiter zu erörtern, verordnet er, daß die Ja ſich zur Rechten, die Nein zur Linken begeben ſollen. Die Parlamentsglieder ſtehen nun alle von ihren Sitzen auf, und in kurzer Zeit iſt der Fußboden mit Parlamentsköpfen bedeckt, die ſich entweder zur rechten oder zur linken Seitenhalle begeben. Die tellers oder Stimmenzähler werden ernannt und der Proceß des Scrutiniums beginnt. Spaßhafte Scenen ſind bei dieſer Gelegenheit nicht ſelten. Die Eile, mit welcher die entfernten Mitglieder mittelſt des elektriſchen Telegraphen aus der Oper oder aus ihren Clubs zur Abſtimmung herbeigerufen worden, macht es ihnen unmöglich, das Coſtüm zu wechſeln, und die ehrenwerthen Mitglieder, welche das Unglück haben, ſich zufälligerweiſe in einem Ball- oder Maskenanzuge zu befinden, müſſen wohl oder übel in ſolchem Aufzug im Hauſe erſcheinen.

Die Times bringt jedesmal die ganzen Debatten. Aus dieſen Debatten geht, wie man ſich leicht denken kann, nur ein ſehr geringer Theil in die deutſchen Journale über. Was aber gar nicht in die deutſchen Journale übergeht, und was nur gar zu oft ſogar in der Times übergangen oder überſehen wird, das ſind die Verhandlungen im Committée, die Debatten über die Verwendung von Geldſummen, welche im Budget eine untergeordnete Rolle ſpielen. Dieſe Debatten, obgleich ohne politiſches Intereſſe, gewähren einen intereſſanten Einblick in das innere, ſociale Leben Englands. Z. B. bei Gelegenheit der Debatte über eine gewiſſe Geldſumme, welche zur Reparatur der königlichen Paläſte bewilligt werden ſollte, fiel es Maſter Wiſe ein, zu fragen, warum die Façade des Buckinghampalaſtes angeſtrichen worden ſey. Ob es etwas Lächerlicheres geben könne, als Stein anzuſtreichen oder zu bemalen? M. M. erwidert hierauf, dieſes Anſtreichen ſey nothwendig geworden, weil das Steinwerk zu ſehr vom Wetter gelitten habe. Mr. Hume meint, dieß ſey keineswegs eine genügende Antwort. Das Material müſſe ſehr ſchlecht geweſen ſeyn, und der mit der Beaufſichtigung Beauftragte ſcheine ſeine Pflicht ſchlecht erfüllt zu haben. Mr. Seymour ſagt dagegen, Stein an und für ſich ſey allerdings etwas ſehr hartes, es halte aber ſchwer, guten, harten Stein zu bekommen. Mr. Williams erwiedert, Privatperſonen wüßten immer die rechte Quelle, aus der ſie den beſten Stein beziehen könnten; aber die Regierung habe das Monopol, für das meiſte Geld die ſchlechteſten Artikel zu erhalten. Zur Bekräftigung dieſer Ausſage erheben ſich mehrere Parlamentsglieder der Oppoſition und bezeugen, daß ihre eigenen Häuſer aus ſehr guten Steinen gebaut ſeyen. Ein Mitglied von der miniſteriellen Seite iſt ſehr erfreut, ſolches zu vernehmen, meint aber, dieß ſey kein Grund, der Königin die nöthigen Reparaturen zu verſagen und die dazu erforderlichen Gelder zu verweigern. Die vorgeſchlagene Summe wird votirt, und das Anſtreichen des Buckinghampalaſtes für eine nothwendige Maßregel erklärt, wie ſehr dieß auch den Kunſtſinn einiger ehrenwerthen Mitglieder verletzen möge.

Die Reden, welche in der Times in ſo hübſch abgerundeten, grammatikaliſch richtigen Phraſen erſcheinen, haben in ihrer urſprünglichen Form nicht immer dieſe Geſtaltung. Die Mitglieder, obgleich Gentlemen, ſind nicht immer im vollen Beſitze der grammatiſchen Regeln. Aber die Berichterſtatter, die in der Galerie ſitzen, wiſſen dieſe Lücken in der Bildung der Ehrenwerthen auszufüllen und die Reden zu reinigen von grammatiſchen und logiſchen Schnitzern, von unnöthigen Wiederholungen und von all den Ungereimtheiten, die nur geſagt, aber nie geſchrieben werden dürfen. Dieſen Berichterſtattern haben wir es daher zu danken, daß dieſe Reden in den Zeitungen alle ſo fließend, ſo lesbar erſcheinen. Aber das iſt auch alles, was die Preſſe thun kann. Schmutziges Waſſer wird immer ſchmutzig bleiben, trotz aller Läuterungsverſuche. Die Berichterſtatter bilden in England eine ſehr intereſſante Klaſſe, und wir behalten uns vor, von denſelben bei einer andern Gelegenheit in einem beſondern Kapitel zu handeln.

Die Berichterſtatter ſind heutigen Tags beinahe ſo

wichtig als die Parlamentsglieder ſelbſt. Haben ſie weder Sitz noch Stimme im Hauſe, ſo haben ſie doch eine ſehr wichtige Stimme in der Preſſe, und was den Sitz betrifft, ſo ſah man ſich genöthigt, ihnen eine eigene, ſehr bequeme Galerie anzuweiſen. Die Zeiten ſind vorbei, wo ſie ſich mit dem übrigen Publikum um einen Platz förmlich balgen mußten, und wenn ſie dieſen Kampf ſiegreich beſtanden, mit ihrem Schreibbuch auf den Knien nothdürftig ihre Notizen aufzuzeichnen hatten. Sie haben, wie geſagt, eine eigene Galerie mit abgeſonderten Sitzen, und um ihnen das Geſchäft noch leichter zu machen, ſind Reſerveſitze vorhanden für diejenigen, welche die Schreibenden abzulöſen haben. In dieſen Reſerveſitzen ſehen wir bei allen wichtigen Verhandlungen die Hauptredakteurs ſelbſt erſcheinen, um ſich für ihre Leitartikel mit der nöthigen Munition zu verſehen. In dieſer Galerie haben die meiſten der jetzt lebenden Schriftſteller, wie Dickens, ihre Laufbahn begonnen, und von der Galerie iſt ſchon mancher mit ein paar verwegenen Schritten in's Haus ſelbſt gelangt. — Unter den Berichterſtattern, die ſehr viel und ſehr emſig ſchreiben, ſehen wir Männer ſitzen, die verhältnißmäßig ſehr wenig ſchreiben. Dieſen fällt das Geſchäft anheim, die Verhandlungen ſummariſch darzuſtellen. Neben den enggedruckten Columnen, auf denen die Debatten ſo getreu als möglich wiedergegeben ſind, finden wir nämlich in jedem Journal, unmittelbar vor dem Leitartikel, eine kurzgefaßte, gedrängte Ueberſicht, eine Art von Inhaltsverzeichniß der am vorigen Tag ſtattgehabten Verhandlungen, und dieſe Ueberſicht iſt für die Leſer beſtimmt, welche weder Zeit noch Geduld haben, die langen Columnen durchzuleſen. Dieſes Summarium gibt ihnen ein treues Bild von dem, was im Hauſe vorgegangen iſt, und ſetzt ſie zu gleicher Zeit in Stand, den Leitartikel zu verſtehen.

Bei allen hitzigen Debatten, in denen ſich die Redner durch die gefährlichſten Waffen zu verletzen ſuchen, machen ſich die friedfertigen Quäker durch ihre durch nichts zu dämpfende Kampfluſt ganz beſonders bemerkbar. Man behauptet daher nicht mit Unrecht von Cobden und Bright, wenn ſie nicht als Quäker geboren wären, ſo hätten ſie die beſten engliſchen Boxer gegeben. In ihren Geberden und Pantomimen kommen die Boxerſtellungen ſehr oft zum Vorſchein, und was man daher auch immer von der Gravität der engliſchen Parlamentsverhandlungen ſagen mag, ſo iſt doch dieſe Gravität keineswegs ſo ernſt zu nehmen. Die Repräſentanten des engliſchen Volks ſelbſt nehmen ihre Stellung nicht immer ſo ernſt, und wer je einer engliſchen Parlamentsſitzung beigewohnt hat, muß zugeſtehen, daß dieſer Ernſt, wenn er wirklich vorhanden, nur zu oft ſehr komiſcher Natur iſt, oder doch ſehr leicht komiſch werden kann.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 36. **3. September 1854.**

— Es zeiget ſich feſt die geordnete Bildung
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war ja das Vollkommene möglich.

Goethe.

Ein Prioritätsſtreit zwiſchen Oken und Goethe.

II.

Die Männer der Wiſſenſchaft ſtellten ſich der vertraulich mitgetheilten Abhandlung ungläubig gegenüber. Sömmering wollte zu Goethes Aerger ihm die Sache ganz ausreden. Wie wenig jener den glücklichen Gedanken zu würdigen wußte, daß die Natur den durchgehenden Knochentypus der Thiere den Anforderungen des vollendeten menſchlichen Baues geſchickt anzupaſſen ſuche, ergibt ſich aus ſeiner wunderlichen Aeußerung an Merck vom 27. Januar 1785: „Und durch den Drang der Knochen gegen einander die Sache zu erklären? Ja, wenn die Natur als ein Schreiner mit Keil und Hammer arbeitete!“ Er läugnete geradezu, daß eine Grenze vorwärts, wie ſie Goethe in den canales incisivi fand, jemals da geweſen; die Hauptſache habe ſchon Blumenbach, der auch von verwachſenen Grenzen ſpreche, womit aber nichts weniger als die Goethe'ſche Grundanſicht gegeben ſey. Freilich findet er Goethe's Aufſatz in manchem Betracht artig, aber einen wiſſenſchaftlichen Werth legt er ihm nicht bei, und er kann nicht umhin, die hier gegebene tabula terminorum ein wenig ſchulfuchſig und dazu ganz unnöthig zu finden, da ja ſchon Coiter ähnliche habe. Auch Merck hielt mit ſeiner Beiſtimmung zurück, doch hoffte Goethe ihn von der Richtigkeit ſeiner Behauptung zu überzeugen. „Daß dir meine Abhandlung einige Freude gemacht hat,“ ſchreibt er am 13. Februar, „gibt mir wieder Freude, ob du gleich von der Wahrheit meines Aſſerti nicht durchdrungen zu ſeyn ſcheinſt. Deßwegen ſchicke ich dir hier eine geſprengte obere Kinnlade vom Menſchen und vom Trichechus; da vergleiche und nimm deine andern Schädel zu Hülfe, und ſieh am Affenſchädel nach, was denn das für eine Sutur iſt, die das os intermaxillare von der palatina maxillae superioris trennt; gib nur auf die Lage der canalium incisivorum Acht, und ich brauche nichts zu ſagen. — Von Sömmering habe ich einen ſehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! — Schicke mir die Knöchlein ja bald wieder, ich brauche ſie nothwendig, und gehe ſäuberlich mit um, ſie gehören zu ganzen Köpfen.“ Zwei Monate ſpäter dankt Goethe ihm für die ſchöne, in Kupfer geſtochene Abbildung des Skelets einer Giraffe aus dem Haag. „Ich bin recht neugierig auf deine Abhandlungen,“ fügt er hinzu, „und habe nichts dagegen, wenn du mich bei Gelegenheit des Wallroſſes (worüber Goethe ihm Bemerkungen mitgetheilt hatte) nennen und auf eine beſcheidene und ehrbare Art in euern Orden einführen willſt. Wenn ich

ſonſt etwas finde, will ich dir es auch ſchreiben, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn du Gebrauch davon machen kannſt. Bei mir liegt ſo etwas und wuchert nicht. — Ich bin recht neugierig zu hören, was Sömmering geſagt hat, als du ihm die Knochen vorhielteſt. Ich glaube noch nicht, daß er ſich ergibt. Einem Gelehrten von Profeſſion traue ich zu, daß er ſeine fünf Sinne abläugnet. Es iſt ihnen ſelten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, ſondern um das, was man davon geſagt hat."

Und dieſe Erwartung täuſchte ihn nicht, wie ſpätere Briefe Sömmerings an Merck zeigen, doch wirkte die Abhandlung weſentlich auf ihn ein. An Camper gelangte dieſe, da ſie durch Gelegenheit geſandt wurde, erſt im September; Merck hatte ihm den Verfaſſer verſchwiegen. Die ſchöne Handſchrift ſezte dieſen in Verwunderung, und er wußte nicht, was der Verfaſſer damit bezweckt habe, ob er ſie behalten, zurückſchicken, drucken laſſen, beurtheilen, anzeigen, die kalten Zeichnungen beleben oder was er ſonſt damit ſolle. Beſonders klagte er über die Ungenauigkeit der lateiniſchen Ueberſetzung und meinte, der Verfaſſer, der wohl eine Anſtellung habe, müſſe ſeinen lateiniſchen Styl zu verbeſſern ſuchen. In der Sache ſelbſt blieb er nach wiederholter Unterſuchug bei der Behauptung, der Menſch habe kein os intermaxillare. Möglichſt freundlich theilte er dieß darauf auch Goethe ſelbſt mit, der ihm Hoffnung machte, ihn im nächſten Jahre in Holland zu beſuchen; allein die Ausführung dieſes Planes unterblieb, da ihn bald darauf Italien unwiderſtehlich anzog.

Goethe verlor, wie ſehr er auch von der anſchaulichen Richtigkeit ſeiner Behauptung überzeugt war, nach ſolchen Erfahrungen alle Luſt, die Abhandlung herauszugeben, doch wurde ihrer in wiſſenſchaftlichen Werken gelegentlich gedacht. Loder erwähnte Goethes Beobachtung 1788 in ſeinem „anatomiſchen Handbuch" Seite 89, und Sömmering ſelbſt ſprach 1791 in ſeiner „Knochenlehre" Seite 160 den Wunſch aus, „Goethes ſinnreicher Verſuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwiſchenknochen der Oberkinnlade dem Menſchen mit den übrigen Thieren gemein ſey, von 1785 (?), mit ſehr richtigen Abbildungen," * möge veröffentlicht werden. ** Auch Gotthelf Fiſcher bedauerte im Jahr 1800 in der fleißigen Schrift: „Ueber die verſchiedene Form des Intermarillarknochens in den verſchiedenen Thierarten," Seite 17, daß Goethes Abhandlung und Zeichnungen nicht herausgegeben ſeyen, und er äußerte den Wunſch, dieſer ſeine Beobachter möchte ſeine ſcharfſinnigen Ideen über thieriſche Oekonomie, mit philoſophiſchen verwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen. Allein trotz dieſer freundlichen Aufforderungen hielt die Wiſſenſchaft an dem Satze feſt, daß der Menſch keinen Zwiſchenknochen habe, wie es der mit Goethe perſönlich befreundete Blumenbach noch im Jahr 1804 in ſeinem „Handbuch der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie" ausſprach. Indeſſen überzeugte ſich dieſer doch ſelbſt ſpäter von der Irrigkeit dieſes Satzes, und er theilte Goethe vertraulich mit, daß der Zwiſchenknochen bei waſſerköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch beim doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgeſondert ſich zeige. Die vollkommenſte Anerkennung des Zwiſchenknochens beim Menſchen ward in der „Cephalogeneſis" von J. B. von Spix ausgeſprochen (1815), und ſeit dieſer Zeit iſt dieſer Satz allgemein in der Wiſſenſchaft anerkannt, und die Art des Vorkommens dieſes Knochens vom Fötus an weiter begründet worden. Erſt nach dieſer glänzenden Anerkennung ließ Goethe ſeinen mehr als dreißig Jahre zurückgehaltenen Aufſatz: „Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der oberen Kinnlade zuzuſchreiben," mit der falſchen Datirung „Jena 1786," im zweiten, 1819 erſchienenen Hefte „zur Morphologie" abdrucken, indem er beſtätigende Auszüge aus alten und neuen Schriftſtellern, auch aus brieflichen Mittheilungen, hinzufügte. Mit Zeichnungen, die aber von den urſprünglich beigelegten zum Theil verſchieden und anders geordnet waren, erſchien die Abhandlung im Jahr 1831 im fünfzehnten Bande der mehrfach angeführten Nova acta academiae Leopoldino-Carolinae, begleitet von Bemerkungen d'Altons. Noch im lezten Monate ſeines Lebens fand Goethe ſich durch den zwiſchen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire ausgebrochenen Streit veranlaßt, die Geſchichte dieſer ſeiner am Anfang vornehm zurückgewieſenen Entdeckung mitzutheilen.

Doch kehren wir zur Entwicklung ſeiner oſteologiſchen Forſchungen zurück, ſo traten dieſe während der italieniſchen Reiſe hinter ſeinen Beſchäftigungen mit der Botanik zurück. Zu Palermo gelang ihm zu ſeiner größten Freude die gleichfalls von den Männern der Wiſſenſchaft lange bekämpfte Entdeckung der ſogenannten Metamorphoſe der Pflanzen, indem ſich ihm anſchaulich ergab, daß die mannigfaltigen Erſcheinungen des Pflanzenlebens vom Samenkerne bis zur neuen Bildung deſſelben aus den verſchiedenſten Umbildungen eines und deſſelben zu Grunde liegenden Organs ſich herleiten, und derſelbe Bildungstypus durch alle Pflanzen durchgeht. Bei der innigen Verbindung, in welcher bei unſerem Dichter die gleichzeitige Erforſchung der drei

* „Reh, Ochſe, Trichechus rosmarus, Pferd, Babiruſſa, Fuchs, Löwe, weißer nordiſcher Bär, Affe, vom Elephanten der ganze Schädel." Dieſe Abbildungen ſind im fünfzehnten Bande der Nova acta physico-medica academiae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum (1831) mitgetheilt, nur finden ſich dort auch Kameel und Wolf, während der Fuchs fehlt.

** Vergl. auch deſſelben Schrift „vom Bau des menſchlichen Körpers" II. 66, d'Alton in den Nova acta XV. 1, 32.

Naturreiche ſich unabläſſig ſteigerte, mußte ſich ihm aus dieſer Entdeckung die tief in ſeinem Weſen begründete Ueberzeugung mächtig herausbilden, „daß ein allgemeiner, durch Metamorphoſe ſich erhebender Typus durch die ſämmtlichen organiſchen Weſen durchgehe, der ſich in allen ſeinen Theilen auf gewiſſen mittleren Stufen gar wohl beobachten laſſe.“ Nach der Rückkehr aus Italien beſchäftigten ihn neben der Vollendung des „Taſſo“ und der Ausdichtung des „Fauſt“ beſonders ſeine botaniſchen Forſchungen, neben welchen die Anatomie nicht ganz vernachläßigt wurde, wie ſich aus der Aeußerung an Knebel vom 8. November 1788 ergibt: „Ich will (in Jena, wo er wohl acht Tage zu bleiben gedachte) die Myologie nochmals angreifen, und ſehen, ob ich Breſche ſchießen und ſie mit Sturm erobern kann.“ Auch in einem Briefe an den Herzog von Gotha vom 11. November gedenkt er ſeiner in Jena gehofften Durcharbeitung der Muskellehre. Erſt am Ende des Jahres 1789 ging er ernſtlich an die Ausarbeitung ſeiner „Metamorphoſe der Pflanzen,“ wobei er den Botaniker Batſch zu Jena, welchem er vielfache Belehrung verdankte, eifrig zu Rathe zog.

Von Jena aus, wohin er ſich auf einige Tage begeben, ſchreibt Goethe am 22. December 1789 an Knebel: „Ich melde dir, mein Lieber, daß es mir wohl geht, und daß Batſch die Sache ſehr gut aufgenommen hat. Ich habe wieder neue pſychologiſche Erfahrungen (über die Gelehrten von Profeſſion) gemacht, und ſehe ſehr wohl, daß der Umfang des Ganzen ſchwer zu denken iſt. Ich arbeite es nun aus, und es mag hingehen. Die Hauptſache wird nun ſeyn, daß ich die Idee weiter ausarbeite und durch Beiſpiele und Tafeln erläutere.“ Im nächſten Januar ſchickte er das „mühſam ausgearbeitete Werkchen“ dem gerade in Weimar anweſenden Knebel, der es ihm aber bald zurückbeſorgen möge, da er es auch an Batſch mittheilen und dieſen doch noch einmal darüber hören wolle. Könnte er es ein Jahr liegen laſſen und es dann wieder vornehmen, ſo würde es freilich eine andere Geſtalt gewinnen; er habe indeſſen das Mögliche gethan, und das Fehlende denke er etwa durch eine Fortſetzung, durch einen Commentar nachzuholen. Nach Vollendung der botaniſchen Abhandlung wendete er ſich jezt um ſo eifriger der Oſteologie zu. „Oſtern betret' ich auch die Bahn der Naturgeſchichte als Schriftſteller,“ vertraut er am 3. März 1790 ſeinem Jacobi; „ich bin neugierig, was das gelehrte und ungelehrte Publikum mit einem Schriftchen machen wird, das über die Metamorphoſe der Pflanzen einen Verſuch enthält. Im Studio bin ich viel weiter vorwärts, und hoffe, über's Jahr eine Schrift über die Geſtalt der Thiere herauszugeben. Ich brauche aber wahrſcheinlich Zeit und Mühe, eh' ich mit meiner Vorſtellungsart werde durchdringen können.“

Hatte Goethe früher bei den verſchiedenen Thierarten und dem Menſchen die entſprechenden Knochen unter ſich verglichen und ihre allmählige Umbildung verfolgt, ſo zog ihn jezt vor allem das Verhältniß der verſchiedenen Knochenarten zu einander an, und es entwickelte ſich in ihm die Idee, daß alle Knochen Umbildungen einer und derſelben zu Grunde liegenden Knochenform ſeyen. Auf dieſem Wege gewann er bald die Ueberzeugung, daß die Schädelknochen als eine Fortſetzung der Gebilde der Rückenwirbelſäule zu betrachten ſeyen. Die drei erſten Schädelknochen, das Hinterhauptbein, das hintere und das vordere Keilbein, erwieſen ſich ſehr bald als ſolche, dagegen gelang ihm die Entdeckung, daß die drei Knochen des Vorderhauptes gleichfalls aus Wirbeln zuſammengeſezt ſeyen, erſt im Mai 1790 bei ſeinem Aufenthalte zu Venedig. Hier fand er nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Lagunen vom Meere ſondern, am Begräbnißplatze der Juden einen zerſchlagenen Schöpſenkopf, in welchem er den Uebergang vom erſten Flügelbein zum Siebbein und den Muſcheln ganz deutlich vor Augen ſah. So berichtet Goethe im Jahr 1823 im erſten Hefte des zweiten Bandes „zur Morphologie“ (Band 40, 447), während er in den „Annalen“ (Band 27, 13), ſagt, jener glücklich geborſtene Schafſchädel „habe ihm nicht allein jene große, früher von ihm erkannte Wahrheit, die ſämmtlichen Schädelknochen ſeyen aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden, abermals bethätigt, ſondern auch den Uebergang innerlich ungeformter organiſcher Maſſen durch Aufſchluß nach außen zu fortſchreitender Veredlung höchſter Bildung und Entwicklung in die vorzüglichſten Sinneswerkzeuge vor Augen geſtellt, und zugleich ſeinen alten, durch Erfahrung beſtärkten Glauben wieder aufgefriſcht, daß die Natur kein Geheimniß habe, was ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtelle.“ Die Wahrheit dieſer Angabe zu bezweifeln darf man um ſo weniger wagen, als Goethe bei ſeiner durchaus naturgemäßen Entwicklung von der Metamorphoſe der Pflanzen nothwendig zu einer ähnlichen Anſicht der Thierwelt gelangen mußte, wie ſehr er auch bemüht war, die drei Naturreiche in der Betrachtung möglichſt von einander geſondert zu halten, um nicht durch falſche Uebertragung die reine Anſchauung zu verwirren.

Kaum aus Italien zurückgekehrt, mußte er dem Herzog nach Breslau folgen. Gleich vor der Abreiſe nach Schleſien, am 9. Juli, ſchreibt er an Knebel, der unterdeſſen ſeine in Gotha erſchienene „Metamorphoſe der Pflanzen“ erhalten hatte: „Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwiſſenſchaft. — Der Herzog hat mich nach Schleſien beſchieden, wo ich einmal ſtatt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern beſäet finden werde. Unterwegs gedenke ich Dresden zu ſehen, im Rückweg Freiberg. Sollte ich irgendwo lange Stunden haben, ſo ſchreibe ich das zweite Stück über die Metamorphoſe der Pflanzen und

den Verſuch über die Geſtalt der Thiere. Beides möchte ich künftige Oſtern herausgeben." Auch in dem vielbewegten Breslau, wo ein ſoldatiſcher Hof und der Adel einer der erſten Provinzen Preußens ihren Glanz entfalteten, beſchäftigten ihn ſeine oſteologiſchen und anatomiſchen Betrachtungen unausgeſezt. „Meine kleinen Arbeiten," meldet er bald nach der Rückkehr, am 17. Oktober, an Knebel, „gehen auch immer fort, und ich denke noch vor Ende des Jahrs das anatomiſche Werkchen zu endigen." Das gelang freilich nicht, wie er ſelbſt am 1. Januar des folgenden Jahrs ſeinem in der Heimath weilenden Freunde Knebel berichtet. „Kaum war ich wieder zu Hauſe," ſchreibt er, „als ich mir vornahm, den Verſuch über die Geſtalt der Thiere zu ſchreiben, wozu mich beſonders eine Sammlung Thierſkelette, welche ich in Dresden fand, aufmunterte; ich habe auch ohngefähr drei Wochen daran gedacht und diktirt, zulezt aber wollte es mit dieſer mehr als abſtrakten Materie nicht fort und ich mußte ſie zurücklegen, indeſſen bin ich doch ſehr vorgerückt und habe mir für das nächſtemal viel vorgearbeitet." Faſt drei Monate ſpäter, am 20. März, berichtet er an Jacobi: „In der Art, auf dem Wege, wie du mein botaniſches Werkchen wirſt geſehen haben, ſetze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunſtgriffe an, die meinem Geiſte verliehen ſind, um die allgemeinen Geſetze, wonach die lebendigen Weſen ſich organiſiren, näher zu erforſchen. Was ich leiſten werde, muß die Zeit lehren. Den Verſuch über die Geſtalt der Thiere dachte ich Oſtern herauszugeben, es wird aber wohl noch ein Jahr reifen müſſen. Man ſieht bei dieſen Arbeiten gar nicht, was man macht, weil alle Bemühung einwärts geht, und Simplifikation der Zweck iſt." Wie weit die damaligen Verſuche gingen, kann man nur annäherungsweiſe aus Goethes Erzählung, B. 36, 253 ff. vermuthen, wo er unter anderem bemerkt, er habe an dem Gedanken feſtgehalten, „man ſolle die Beſtimmung jedes Theils für ſich und ſein Verhältniß zum Ganzen zu erforſchen trachten, das eigene Recht jedes einzelnen anerkennen und die Einwirkung auf's übrige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zulezt Nothwendiges, Nüzliches und Zweckmäßiges am lebendigen Weſen zum Vorſchein kommen müſſe."

Indeſſen traten die anatomiſchen Beſtrebungen bald hinter der Beſchäftigung mit dem Theater und beſonders hinter ſeinen optiſchen Betrachtungen faſt ganz zurück, die er mit leidenſchaftlichem Eifer verfolgte, da ihm die allgemein verbreitete Behauptung, weißes Licht ſey aus farbigem zuſammengeſezt, widerſinnig erſchien. „Ich habe Luſt und Anlaß, mancherlei zu ſchreiben," meldet er am 1. Juni an Jacobi, „und wenn nur nicht andere Hinderniſſe dazwiſchen kommen, die mich ſtören und zerſtreuen, ſo wirſt du zwiſchen hier und Oſtern manches erhalten. Ich habe faſt in allen Theilen der Naturlehre und Naturbeſchreibung kleine und größere Arbeiten entworfen, und es kommt nur darauf an, daß ich ſie in der Folge hinter einander wegarbeite. — Eine neue Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben, an der ich ſchreibe und die ich in einem Vierteljahr auszuarbeiten denke, wird dir Freude machen. Sie wird lesbarer und allgemeiner faßlich ſeyn als meine botaniſchen Schriften und meine anatomiſchen nicht ſeyn können."

Erſt am Anfang des Jahrs 1795 gelang es Goethe, zur Anatomie zurückzukehren. Jacobis Sohn Max ſtudirte um dieſe Zeit in Jena und hörte bei Loder von wenigen beſuchte Vorleſungen über die Bänderlehre. Um dieſe zu benutzen, begab ſich Goethe im Januar auf vierzehn Tage nach Jena, wo er in den Morgenſtunden mit Meyer und den beiden Humboldt im tiefſten Schnee zu den Vorleſungen zu wandeln nicht verſchmähte. Gegen die lezteren, welche den größten Antheil an den Naturwiſſenſchaften zeigten, ſprach er ſeine Ideen über vergleichende Anatomie und deren Behandlung ſo lebhaft aus, daß dieſe ihn veranlaßten, dieſelben ſchriftlich in zuſammenhängender Darſtellung auszuführen.* An Jacobi meldet Goethe am 2. Februar: „Mit Max habe ich faſt vierzehn Tage in Jena mein anatomiſches Weſen erneuert. Er kam Morgens ſieben Uhr vor mein Bette, ich diktirte ihm bis achte, und in den lezten Tagen nahmen wir um zehn die Materie wieder vor, wobei ſich auch Humboldt einfand, und ich habe in der Zeit meine Ideen faſt alle aphoriſtiſch von mir gegeben, und werde wahrſcheinlich noch dieſes Jahr an's Ausarbeiten gehen." So entſtand der uns erhaltene „Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie." Hieran ſchloſſen ſich im folgenden Jahr die „Vorträge" über die drei erſten Kapitel dieſes Entwurfs, die wahrſcheinlich in der Freitagsgeſellſchaft bei der Herzogin Amalie gehalten wurden. Goethe bringt hier beſonders auf die Aufſtellung eines allgemeinen thieriſchen Typus. Die Erfahrung müſſe uns vorerſt die Theile lehren, welche allen Thieren gemein, ſo wie auch worin dieſe Theile verſchieden ſeyen; die Idee aber müſſe über dem Ganzen walten und auf genetiſche Weiſe das allgemeine Bild abziehen. Zum größten Vortheil gereiche es bei der Unterſuchung des Thierkörpers, wenn man ſich den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an ſchon beſtimmten Metamorphoſe, wie bei den Pflanzen, aneignen könne. Eben

* Vergl. B 27, 41. Böttiger berichtet (literariſche Zuſtände I., 49) Goethe habe um dieſe Zeit zwei Stunden täglich bei Loder Syndesmologie gehört. Daſelbſt (I. 50) finden ſich phyſiologiſche Bemerkungen Goethes über ſehr anziehende Spuren veredelter Thierheit im Menſchen mitgetheilt.

dadurch werde die Harmonie des organiſchen Ganzen möglich, daß es aus identiſchen Theilen beſtehe, die ſich in ſehr zarten Abweichungen modificirten. In ihrem Inhalte verwandt, ſcheinen ſie ſich in Geſtalt, Beſtimmung und Wirkung auf's weiteſte von einander zu entfernen, ja ſich einander entgegen zu ſetzen, und ſo werde es der Natur möglich, die verſchiedenſten und doch nahe verwandten Syſteme durch Modifikation ähnlicher Organe zu ſchaffen und in einander zu verſchlingen. Wenn Goethe hier der Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen nicht gedenkt, ſo findet dieß darin ſeine natürliche Erklärung, daß die Metamorphoſe der Knochen nicht in die vergleichende Anatomie gehört; auch mochte er, bei der leidigen Erfahrung, die er mit der Metamorphoſe der Pflanzen bei ſeinen beſten, ſonſt einſtimmigen Freunden gemacht hatte, ſich abgehalten fühlen, ein ſolches Geheimniß auch ſeinen Vertrauteſten mitzutheilen, beſonders da ihm eine umfaſſende Darſtellung dieſer Entdeckung noch nicht gelungen war.

Wie ſehr den Dichter auch das ſo folgenreiche Verhältniß zu Schiller nach ganz andern Seiten hinzog und beſonders ſein dichteriſches Schaffen lebhaft aufregte, ſo traten doch die anatomiſchen, beſonders oſteologiſchen Beſtrebungen nicht ganz zurück. Daß er ſogar auf die Veröffentlichung ſeiner ſämmtlichen darauf bezüglichen Arbeiten bedacht war, ergibt ſich aus folgender Aeußerung in einem Brief, den er, eben mit der lezten Durchſicht des bereits zum Druck eilenden Gedichts „Hermann und Dorothea" beſchäftigt, am 3. Juni 1797 an Böttiger richtete: „Indem ich Ihnen für die vielen gefälligen Bemühungen (des genannten Gedichts wegen) Dank ſage, muß ich nur geſtehen, daß ich mit Hofrath Loder ſchon wieder in dem Fall bin, Ihre freundſchaftliche Thätigkeit anzurufen. Er wird anatomiſche Obſervationen mit Kupfern, in klein Folio, bei Dietrich (in Göttingen) herausgeben, und es iſt ſchon eine alte Abrede, daß ich meine Arbeiten über komparative Anatomie anſchließen will. Nun entſteht die Frage, wie ich meine deutſchen Abhandlungen in ein klares, lebhaftes, der Sache angemeſſenes Latein übergetragen ſehen könnte. Sie ſtellen ſich wohl vor, was wir dabei wünſchten. Wenigſtens erlauben Sie, daß ich Ihnen bei erſter Gelegenheit meine Arbeit vorleſe, mit der ich ſchon ziemlich im Reinen bin. Das erſte Stück ſollte die allgemeine Einleitung und das Specimen einer Monographie über das os intermaxillare enthalten." Doch kam dieſer Plan eben ſo wenig zur Ausführung, als ſein ſchon längere Zeit ihm vorſchwebendes Gedicht, „die Jagd," worin ihm bei Darſtellung einer höchſt überraſchenden „Löwen- und Tigergeſchichte" ſeine genaue Kenntniß dieſer Thiere beſonders gelegen kommen mußte. * Ein im folgenden Jahr vom Herzog angekaufter erfrorener Tiger nahm ſeine lebhafteſte Theilnahme in Anſpruch, die durch die Beziehung auf jenes noch nicht ganz aufgegebene Gedicht noch geſteigert ward. Goethe wollte, ſo erfuhr Böttiger im Januar 1799 von Bertuch, eine Biographie des Tigers ſchreiben, deſſen gefrorenen Kadaver der Herzog aus Nürnberg erhalten. „Die Ahnen wird er von dem Menageriehalter Albi erfahren," fügt Böttiger hinzu. * „Loder, der immer geſchäftige Handlanger Goethes und des Herzogs Procyon, wird anatomiſche Vorleſungen öffentlich über den Tiger halten."

Allein immer mehr mußten die naturwiſſenſchaftlichen Betrachtungen vor der Dichtung und Kunſt in den Hintergrund treten. Erſt nach Schillers Tod fühlte ſich Goethe wieder zu der Anatomie hingezogen, und zwar zunächſt angeregt durch die während ſeiner Anweſenheit zu Halle im Auguſt 1805 über die Schädellehre gehaltenen Vorträge Galls, ** der im folgenden Jahr auch nach Weimar kam. Galls Vortrag hielt Goethe für den Gipfel der vergleichenden Anatomie; „denn obgleich dieſer ſeine Lehre nicht von dort abgeleitet habe und mehr von außen nach innen verfahren ſey, auch ſich mehr eine Belehrung als eine Ableitung vorgeſezt habe, ſo ſtehe doch alles mit dem Rückenmark in ſolcher Beziehung, daß dem Geiſte vollkommene Freiheit geblieben ſey, dieſe Geheimniſſe nach ſeiner Art auszulegen." Im Spätjahr 1806 unterhielt ſich Goethe in Folge der durch Gall erhaltenen Anregung mit Riemer und dem jüngern Voigt, dem Botaniker, vielfach über ſeine naturwiſſenſchaftlichen, beſonders ſeine oſteologiſchen Anſichten, wobei auch der Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen Erwähnung geſchah. *** Goethe erwähnt dieß in den „Annalen" gelegentlich unter dem Jahr 1807. Riemer hat uns einzelne Ausſprüche aus den betreffenden Geſprächen des Dichters aufbehalten. So bemerkte Goethe im December 1806: „Man kann die Phalangen als die Knoten anſehen bei den Pflanzen. Wie die Pflanze von Knoten zu Knoten wächst, ſo die Organiſation der Thiere. Die Knochen der Arme und Beine ſind auch nichts anderes als größere Knoten oder Phalangen. Von Eins fängt's an, geht im Vorderarm und im Unterſchenkel in zwei, dann in drei, vier, fünf über ꝛc." Dieſe Dinge beſchäftigten ihn damals wieder ſo ernſtlich, daß er

---

* Vergl. meine Studien zu Goethes Werken. Seite 52 ff.

* A. a. O. I. 61.

** Vergl. B. 27, 172 ff. Steffens „Was ich erlebte." VI., 49 ff.

*** Briefe von und an Goethe. S. 300 f. In Goethes Tagebuch findet ſich unter dem 10. November 1806 die Bemerkung: „Hexameter zur Morphologie," woraus ſich die bisher unbekannte Abfaſſungszeit des Gedichts „Metamorphoſe der Thiere" ergeben dürfte.

bereits im Oſtermeßkatalog des Jahrs 1807 das Erſcheinen ſeiner „Ideen über organiſche Bildung“ ankündigen ließ.

Unterdeſſen hatte Oken im Spätjahr 1806 auf einer Harzreiſe am Schädel eines Hirſches die Entdeckung von der Bildung der Schädelknochen aus Wirbeln gemacht, und dieſe noch in demſelben Jahr zu Braunſchweig an Lichtenſtein und im folgenden Frühjahr an Kieſer zu Northeim bei Göttingen mitgetheilt. Bei dem lezteren bediente er ſich hiezu des geſprengten Schädels einer Schildkröte, der ſich mit der deutlichen Bezeichnung der einzelnen Wirbelknochen des Schädels von Okens Hand noch erhalten hat. Da Oken, der als Privatdocent zu Göttingen lebte, ſich bereits durch einige Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte, beſonders durch ſeinen „Grundriß der Naturphiloſophie,“ eine „Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Claſſifikation der Thiere,“ und das treffliche Buch von der Zeugung, ſo glaubte man zu Jena, die durch Schellings und Hegels Abgang entſtandene Lücke am beſten durch ſeine Berufung ausfüllen zu können. Mit Begeiſterung nahm Oken den ihn ehrenden Ruf an, und ſandte ſeine Abhandlung „über die Bedeutung der Schädelknochen“ nach Jena, wo ſie als Programm zum Antritt der Profeſſur gedruckt werden ſollte. In dieſer Abhandlung, deren Vorwort „Jena im Oktober 1807“ datirt iſt, führte Oken den Satz aus: „Das Skelett iſt nur ein aufgewachſenes, verzweigtes, wiederholtes Wirbelbein, und im Wirbelbein iſt der präformirte Keim des Skeletts. Der ganze Menſch iſt nur ein Wirbelbein.“ Er beginnt die Ausführung dieſes Satzes mit der Bemerkung: „Nehmt einen jungen Schafſchädel, ſondert davon ab, was man zu den Geſichtsknochen rechnet, auch die Knochen der Hirnſchale, welche an der Baſis keinen Theil nehmen, als da ſind Stirnbein, Scheitelbein, Siebbein und Schlafbein, ſo bleibt euch eine Knochenſäule, welche jeder Anatom beim erſten Blick für drei Körper von irgend einer Art Wirbelbein mit den Seitenfortſätzen und Löchern erkennen kann. Bringt ihr die Hirnſchalknochen, mit Ausnahme der Schlafbeine — denn die Höhle iſt dennoch geſchloſſen — wieder hinzu, ſo habt ihr eine Kopfwirbelſäule, welche ſich von der wahren nur durch die erweiterte Rückenmarkshöhle unterſcheidet. Das Hirn iſt das zu kräftigeren Organen voluminoſer entwickelte Rückenmark, ſo die Hirnſchale die voluminoſere Rückenſäule.“

Es war ein eigenes Zuſammentreffen, daß auch Oken von einem Schafſchädel ausging, an welchem Goethe die Entdeckung einſt aufgegangen war. Die drei Wirbel des Schädels bezeichnet Oken als Augen-, Kiefer- und Ohrwirbel; alle drei ſeyen Sinneswirbel, und nur in ſofern da, als die Sinne ſelbſt. „Wirbelabtheilungen und Kopfſinnesnerven gehen ſich parallel. Knochen ſind das irdiſche, verhärtete Nervenſyſtem; Nerven ſind das geiſtige, weiche Knochenſyſtem — Continens et Contentum.“ Nachdem er die einzelnen Kopfwirbel genauer beſprochen, beginnt er den zweiten Theil der Abhandlung mit der Bemerkung: „Wenn die Hirnſchale die Wiederholung der Rückenſäule, nur die erweiterte, organiſirtere iſt (ich rede als Anatom), ſo muß der Kopf auch die Ausſproſſungen aus der Rückenſäule in ſich wiederholen, alſo den Thorax, das Becken und die Gliedmaßen, und zwar muß er dadurch vollendet ſeyn. Durch dieſe Vereinigung aller Rumpfknochen entſteht nun das wunderbare, aber dennoch entwickelbare Gemiſch und Ineinanderlaufen der Formationen, welche ſich als Geſichtsknochen darbieten. Die Rückenſäule wird zur Hirnſchale, die Leibeshöhlen mit den Extremitäten werden zum Geſichte.“ Bei der weiteren Nachweiſung, wie ſich die Ausſproſſungen der Rückenwirbelſäule am Kopfe wiederholen, wird auch des os intermaxillare, des Zwiſchenkiefers, gedacht, das Oken für den Daumen, wie die Zähne für die Finger des Kopfes erklärt. „Alle Knochenthiere haben es unwiderſprechbar,“ bemerkt er; „daß es auch im Menſchen vorhanden iſt, habe ich mich an Dutzenden von Kinderſchädeln, vorzüglich in Oſianders Sammlung, überzeugt.“ Auffallend muß es ſcheinen, daß Oken hiebei Goethes nicht erwähnt; wollte der frei geſinnte Mann, der im Vorwort aller ſeiner Lieben in reinſter Gemüthlichkeit gedenkt, den Schein der Schmeichelei von ſich fern halten, oder mochte er dem dilettantiſchen Gebaren mit der Wiſſenſchaft nicht gern zu viel Ehre geben? Die Abhandlung ſchließt mit der Unterſcheidung der Sinne in Kopfſinne (Auge und Ohr), Kopfrumpfſinne (Naſe, Zunge), Rumpfſinne (Hand und Fuß) und Rumpf-Kopfrumpfſinne (Kieferſinn), woran ſich Bemerkungen über die Höhe der Sinne und ihre Stellung zu einander anſchließen.

Kaum war das Programm erſchienen, als Voigt und Riemer den Dichter mit der Entdeckung überraſchten, Oken ſey ihm mit der Bekanntmachung jener wichtigen Lehre von der Bildung der Schädelknochen aus Wirbeln zuvorgekommen. „Ich erſuchte ſie, ſich ſtille zu halten,“ erzählt Goethe ſpäter (Band 27, 232), nicht ohne einige Mißſtimmung; „denn daß in eben gedachtem Programm (Oken's Namen verſchweigt er) die Sache nicht geiſtreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geſchöpft war, fiel dem Wiſſenden nur allzuſehr in die Augen. Es geſchahen mancherlei Verſuche, mich reden zu machen.“ Wie hätte Goethe, welchem die Förderung der Univerſität Jena ſo ſehr am Herzen lag, durch eine derartige Erklärung einen eben berufenen begabten Lehrer in ein zweideutiges Licht ſetzen können! Vielmehr ſuchte er Oken an ſich zu ziehen, und er lud ihn ein, während der nächſten Oſterferien ihn auf acht Tage in Weimar zu beſuchen. Auch verfehlte dieſer nicht, der Einladung Folge zu leiſten. Ohne Zweifel vertraute Goethe ihm bei dieſer Gelegenheit, daß er

ſelbſt jene Entdeckung über die Bildung der Schädelknochen ſchon im Jahr 1790 gemacht habe. Allein ein näheres Verhältniß konnte ſich bei der Verſchiedenheit ihrer beiderſeitigen Naturanſichten nicht bilden, da Oken bei ſeiner auf die umfaſſendſten Kenntniſſe geſtützten Vertiefung ſich in's Abſtruſe zu verlieren ſchien, während Goethe höchſte Vereinfachung der Begriffe anſtrebte. Okens bald darauf erſcheinende kleine Abhandlungen, „über das Univerſum als Fortſetzung des Sinnenſyſtems“ und „erſte Ideen zur Theorie des Lichts, der Finſterniß, der Farben und der Wärme,“ ſo wie ſein „Lehrbuch der Naturphiloſophie“ (1808—1811) waren nicht geeignet eine nähere Vereinigung anzubahnen. In welcher Weiſe Goethe Okens wiſſenſchaftliche Richtung betrachtete, läßt ſich aus den brieflichen Aeußerungen Knebels an den Weimarer Freund (I. 328. 359. II. 38) ermeſſen. Perſönlich ſcheint ſich Oken mit unſerem Dichter nicht weiter berührt zu haben, wenn er auch an dem von Goethe und Falk erfundenen und geleiteten Maskenzug zum 3. Februar 1809 auf dem Stadthauſe zu Weimar ſich betheiligte, wo er als Morgenſtern auftrat.

Skizzen aus dem norddeutſchen Leben.

(Fortſetzung.)

So kamen wir zum Grafenberg, der mitten im tiefen Holz langſam anſteigend beginnt, aber bald gäher und gäher ſich zur mächtigen, dicht überwachſenen Kuppe emporhebt. Droben ſind zwiſchen den Büſchen noch ein paar Ruinen eines Schloſſes oder einer Kapelle, daneben finden ſich auch freie Plätzchen, und auf einem ſolchen, auf der jenſeits wieder abfallenden Höhe, lagerten wir uns unter dem dichten Dach einer prachtvollen uralten Birke und der ſchattigen, ſchmiegſamen Haſelſtauden. Unter uns ſank die Kuppe mit niedrigem Gebüſch hinab, drunten zog ſich ein Elsbruch hin, deſſen Stämme nicht hoch genug waren, um uns die Ausſicht zu benehmen, und ſo reichten denn unſere Blicke hinaus in ein unendliches Land, auf reiche Felder und kleine Wäldchen und üppige Wieſen bis zu den ſchlanken Thürmen der fernen Stadt hier, bis auf die im Horizont verſchwimmende Fläche der See dort. Die Luft iſt in dieſen Gegenden zuweilen von einer faſt unglaublichen Transparenz, ſo daß man, zumal ſonnenerhellte, gar nicht große Gegenſtände manche Meilen weit entdecken und erkennen kann. So ſahen wir drüben aus der See die hohen Ufer der fernen kleinen Inſel hell emporragen, und ſeitwärts über das Land und einen für uns unſichtbaren Meeresarm hin erblickten wir ein weißes Schlößchen, das von ſeiner Höhe lockend zu uns herüber ſchimmerte. „Ob da drüben auch wohl jemand aus und zu uns herüber ſchaut?“ fragte Margarethe fröhlich, indem ſie ihr weißes Tuch an eine Gerte knüpfte und hoch empor ſchwang. „Das denke ich jedesmal bei ſolcher Situation, und nun will ich ihnen ein Zeichen geben.“ — „Wenn ſie gerade mit dem Fernglaſe ausſchauten und das erblickten, was ſie wohl dächten?“ meinte Adele. — „Und dich da am Korbe und bei den Speiſen,“ ſetzte Friz hinzu, da ſie jetzt niederkniete und auszupacken begann. Das Tiſchtuch ward ausgebreitet, die Speiſen geordnet, benaſcht und gegeſſen, auch ſorglich davon für den Oberſten bei Seite gelegt. Dann plauderten und ruhten wir, ſchweiften ein wenig umher, um die verſprochenen Blumen zu pflücken, vertrauten die Kerne der genoſſenen Orangen lachend der Erde an, auf daß ſie als Denkmal der Stunde zu einem wunderbaren, fremdartigen Haag emporſchößen, und beobachteten unſere Umgebung.

Denn ſo im tiefen Holz gibt es ſtets Bemerkenswerthes, ſey es, wie jetzt, der Bußart droben, den wir vom Neſt aufgeſtöbert, der nun mißtrauiſch und ſcheu, bald niederhockend, bald umherkreiſend uns beobachtete und unſere Bewegungen verfolgte, ſey es der Baum, den Margarethe eben in ihr Heft zu ſkizziren anfing. Seitwärts, wo der Boden ſich ein wenig hob und das Gebüſch umher zurück trat, ſtand eine vielhundertjährige Eiche einſam auf dem grünen Platz, und ein prachtvoller, armdicker Epheu hatte ſich in unzähligen ſtärkeren und dünneren Aeſten in die rauhe Rinde gepreßt und emporgeſponnen bis zur Gabel des Stamms und die Zweige hinauf bis zu den letzten Spitzen, von wo er nun in gewaltigen, loſe wehenden Ranken zurückwogte und flatterte. Der Alte hatte tapfer ausgehalten im vielleicht hundertjährigen Kampf; droben im Gezweig ſah man wohl an den äußerſten Sproſſen hie und da noch ein vergelbtes Blättchen, allein in dieſem Frühling war er nicht mehr zum Leben erwacht, und in den Feſſeln und Schlingen des triumphirend grünenden und blühenden Feindes ſtreckte er hülfeſuchend und düſter die rauhen Arme empor in's Blau der Höhe, in den Glanz der Frühe, über die Genoſſen rings, die ſorglos grünten und trieben. Es lag was unſagbar Trauriges in dieſem Bilde, in dieſem Ende des Gewaltigen; denn es muß uns wohl erfaſſen und durchbeben, wenn wir eine ſolche rieſige, ehrwürdige, ſtolze Kraft rettungslos erlegen finden vor dem ſchwachen, aber unermüdlichen Feind, der heimlich ſchleichend ihr das beſte Leben ausſaugt und davon erſt erſtarkt. Ich mag den Epheu nicht, er iſt heimtückiſch und falſch wie Schlange und Spinne und unverwüſtlich wie die Polypen. Und ich verſtehe nicht, weßhalb man bei ſeiner Umſchlingung eines Stammes faſt nur von zärtlichem Liebesbund geſungen und gefabelt. Sahen die Dichter denn nie, daß er nur umſchlingt, um hinterliſtig zu erdrücken und zu erſticken?

Ein Geräuſch ſchreckte uns aus ſolchen Betrachtungen auf. Männer mit gebräunten heißen Geſichtern und in leichteſter Kleidung — wir nennen das wohl im kurzen Zeuge — kamen mit ſchweren Packen unten im Grunde aus dem Buſch und lagerten ſich ermüdet im Schatten und der Kühle an einem kleinen Bach. Sie mochten ſich verſpätet haben oder gejagt ſeyn, denn es iſt immerhin was Seltenes, daß man den Schmugglern am Tage begegnet, ſo oft man ſie auch dort Abends oder bei Nacht trifft. Ob ſie uns erblickten, weiß ich nicht, da wir ziemlich verſteckt ruhten, aber ein neues Geräuſch wendete ihre und unſere Blicke einer und

derſelben Richtung zu, im Nu waren ſie in dem Buſch und der Platz lag ausgeſtorben, als im ſelben Augenblick ein Grenzaufſeher, ſein Pferd an der Hand führend, aus den entgegengeſetzten Gebüſchen trat. Zweifelhaft und argwöhniſch ſah er umher, entdeckte aber nichts, ging nahe dort vorüber, wo ſie verſteckt ſeyn mußten, und wandte ſich endlich der Richtung zu, von der ſie vorhin wirklich gekommen. Wir konnten ein leiſes Lachen nicht bergen, und nur Friz ſagte unmuthig: „Die Kerle werden gar zu dreiſt und patzig; ich kann ihr Treiben ebenſo wenig leiden wie der Vater, denn es verführt und ruinirt unſere beſten Leute, und ich möchte wohl den Beamten auf ihre Spur bringen.“ — „Unterſtehen Sie ſich,“ brach Margarethe lauter aus, als vorſichtig war, „wenn ich Ihre Freundin bleiben ſoll!“

„Das iſt brav, Eichkatze, das iſt brav!“ ſprach da hinter uns ſo plötzlich eine gedämpfte Stimme, daß die Damen mit einem Schrei und auch wir nicht wenig erſchreckt auffuhren und zu unſerer Ueberraſchung Buſche erkannten, der ſich während unſeres Zuſchauens unbemerkt genähert haben mochte und nun hinter der Birke hervortrat. Er ließ den Kolben ſeiner Flinte auf die Erde gleiten und ſtrich den Bart, indem er uns mit ſeinen ſcharfen braunen Augen muſterte; wir waren aufgeſprungen. „Brav, Eichkatze,“ wiederholte er und ſtreckte Margarethen die Hand hin, während er mit der erhobenen Flinte Friz ſcherzend bedrohte. „Guten Tag, ihr Alle! Ihr auch da, Herr? wie heißt Ihr? Na — und wie geht's Bräutchen? der Liebſte auch recht verliebt? Und Sie, Eichkatze?“ — „Ich verbitte mir den Namen,“ unterbrach ihn Margarethe, keck den Kopf aufwerfend; „Sie wiſſen meinen Namen, und werden mich hinfür mit dem nennen.“ — „Soll mir meine eigene nächſte Kugel durch den Leib fahren, wenn ich's thue,“ fuhr er heraus, und ein faſt ſchelmiſches Lächeln zuckte über das verwitterte, braune Geſicht. „Was haben Sie gegen die kleinen Creaturen? Sind doch, wie Sie, ſo keck, ſo — hurr und huſch! — ſo ſchlank und fix — haldj! Und ich mag ſie wohl leiden, hat mich immer gejammert, ſo ein Wichtchen zu ſchießen, obgleich's eigentlich unnütze Dinge ſind. Wo iſt der Vater, Friz? Was macht die Mutter, Adelchen? Und der Polak — die alte Bravheit, he?“ — „Da kommt er eben,“ war meine Antwort, der ich den Oberſten, ſein Pferd leitend, aus dem Buſch die Höhe langſam herauskommen ſah.

Da wir uns begrüßten, war es nicht unintereſſant zu bemerken, wie vor dem Weſen des Oberſten ſich ſelbſt Buſche's wilde Natur beugte und herzlich und, wenn man ſo ſagen kann, milde ward. Indeſſen wurde unſere Aufmerkſamkeit bald anderweitig beſchäftigt, indem der Beamte drunten wieder erſchien, nach neuem Umherſpähen ſein Pferd beſtieg und davon ritt. Gleich darauf brachen auch die Schmuggler auf und wir ſahen ſie hie und da auf ihrem Zuge zwiſchen den Büſchen. Mit dem Feinde — leider iſt das ja ſo! — zuſammentreffen konnten ſie nicht mehr. „Es iſt ein Glück,“ ſagte Buſche, „es ſind handfeſte Jungen, und der Grünfinke möchte nicht ſanft bei ihnen fahren. Mich kitzelt's ſchon jetzt; ich möchte ihnen zu Hülfe; könnte ich ihm einen Schabernack ſpielen, thät's gerne.“ Friz replicirte und der Oberſt und ich hatten genug zu thun, den bisherigen Scherz nicht in Ernſt übergehen zu laſſen. Erſterer erzählte zu dem Zweck raſch ein Geſchichtchen, das vor Zeiten in Schwanwiek paſſirt und uns noch unbekannt war. Zu einer kleinen Geſellſchaft war der Prediger mit ſeiner Frau vom Kirchdorf zu Wagen herüber gekommen, der in demſelben Dorf ſtationirte Grenzbeamte aber zu Pferd. Abends, wo das Wetter ſehr unfreundlich geworden, bot der Paſtor dem Nachbar einen Platz im Wagen an und unterhielt ſich mit ihm, nachdem ſie eingeſtiegen, auf das lebhafteſte, woran die Frau höchſt ſtill und doch auch unruhig, zerſtreut oder befangen, nur wenig Theil nahm. Da, während ſie in der dunkeln, regnichten Nacht aus dem Dorfe fuhren und auf dem ſchlechten Wege derb hin- und hergeſchüttelt wurden, öffnete ſich plötzlich das Seitenleder des Wagens, eine rauhe Stimme ſagte: „Da iſt er, Frau Paſtorin, und er iſt vom beſten,“ und ein kleines Faß ward in den Wagen geſchoben. Sie hatte ſich bei einem ihr bekannten Schmuggler ein wenig Rum beſtellt und dieſe Gelegenheit zum Empfange deſſelben beſtimmt. Man mag ſich nun die Beſtürzung, Beſchämung und Verlegenheit vorſtellen, der Frau, die zu erklären ſuchte, des Beamten, der unwiſſend erſcheinen wollte, des Mannes, der gar nichts zu ſagen wußte.

Die Heiterkeit, die dieſe Anekdote und die Erzählungsweiſe des Oberſten hervorrief, verbeſſerte die ziemlich gereizte Stimmung der beiden Streiter, und da wir nun nach einiger Zeit zum Aufbruch gelangten, verband Friz ſeine Einladung mit der des Oberſten ſo eifrig und freundlich, daß Buſche endlich nachgab, uns zu Mittag nach Schwanwiek zu begleiten. „Na, die Frau aber wird Lärm machen,“ ſagte er; „wollte heute Morgen nur das Revier ſehen und gleich nach Hauſe kommen.“ — „Wären Sie vorhin bei uns geweſen, ſo hätten Sie einen ganzen Haufen Rehe ſehen können,“ bemerkte Margarethe, die ſich an den Arm des Oberſten gehängt; denn er war zu galant, um in Gegenwart der Damen zu reiten, und führte ſein Pferd. — „Hoho! wo da?“ — „Am alten Moos,“ ſprach Friz. — „Hei! war der Weißkopf dabei?“ — „Weiß ich nicht.“ — „Bah! weißt du nicht! Wozu hat dir der Herrgott die Augen gegeben?“ — „Nun,“ ſchob ich ein, „wenn Sie einen alten, ſtarken Bock meinen, der an Kopf und Hals ganz grau iſt, den habe ich dort geſehen.“ — „Braver Kerl! Nimm dir ein Exempel daran, Friz; aber du wirſt dein Lebtage kein Jäger werden.

Alſo der Weißkopf dabei, und am Moos! He! alter Burſch — in vier Wochen! Dießmal ſollſt du mich nicht zum Narren machen. Wollen Sie einmal mit auf die Jagd, Eicht — ja ſo, Gretchen? Sollen einen guten Poſten haben." — „Ei weßhalb nicht? gewiß!" gab ſie luſtig zur Antwort; „aber allein wie ihr ſtehe ich nicht; ich muß jemand haben, der mich anleiten kann." — „Na natürlich, der Herr Oberſt wird doch nicht fehlen." — „Papa Oberſt?" — ſie hob mit ſchelmiſchem Lächeln den unter dem breiten Strohhut faſt verſteckten Kopf flüchtig ſeitwärts zu ihrem Führer empor — „Papa, Ihnen traue ich nicht; ſie demonſtriren mir die Flinte und machen Experimente, wie damals über den armen Profeſſor hin, und mich träfen Sie am Ende." — Wir lachten herzlich über die Spötterin und in Erinnerung an jene Scene. Und der Oberſt erklärte, er werde ihr nicht nahe ſeyn, denn er wolle ihr keine Furcht machen, und er liebe auch nicht die Damen als Schützen. „Aber uns — da ſeht einen Schützen!" unterbrach ihn Buſche und ſtand im Anſchlag, das Modell einer regungsloſen, geſchmeidigen Jägerfigur. Und der Schuß folgte, bevor wir noch wußten, wem es gelte; das Echo rollte durch den Wald und faſt vor unſere Füße und im ſelben Moment ſtürzte eine prächtige Weihe und ſchlug verendend mit den Flügeln im Staub und zuckte krampfhaft mit den Beinen. „Ein tüchtiger Burſch und gut getroffen!" ſagte er, ſetzte ihr den Fuß auf den Kopf, um ſie ſchneller zu tödten, und begann ruhig zu laden. „Können ſie ſich ausſtopfen laſſen und vom wilden Buſche aufheben, Gretchen." — „Aber um Gott! nur den Fuß vom Kopf!" bat Adele angſthaft; „ich kann das nicht ſehen." — „Bah! Kindchen, nur nicht zimperlich, ſtirbt ja um ſo leichter! — Da iſt ſie!" Und er hob den todten Vogel am Fittich auf und trug ihn, da Margarethe den Empfang für jetzt ablehnte, ſo weiter.

Auf dem Hofe wurden wir freundlich empfangen und mit einem Ereigniß bekannt gemacht, das inzwiſchen alles in Bewegung geſetzt. Die Fouriere der Artillerie, die zur Schießübung marſchirte, waren angelangt und hatten auf Morgen eine nicht geringe Einquartierung angeſagt. „Da werde ich auch haben und muß nach Haus," ſagte Buſche; „kann doch die Frau nicht ſorgen laſſen, die macht nichts als Confuſion. Gib mir einen Wagen, Gevatter, und ſchnell." — „Unſinn, Gevatter!" verſetzte Stamberg; „was du zu ſchaffen haſt, kannſt du auch morgen noch. Du holſt ja doch nur den Wein aus dem Keller." — „Das iſt's eben, Gevatter; weiß nicht einmal, ob ich noch Vorrath habe, muß die Leute doch anſtändig aufnehmen, hab' einmal den Namen: der flotte Buſche; könnte mir abhanden kommen." — „Laß' die Frau ſorgen, Buſche." — „Bah, denken beide nicht daran. — Chriſtian!" — Und als der Gerufene erſchien, fuhr er ihm plötzlich mit dem bis dahin hinter dem Rücken verborgenen Vogel über's Geſicht, ſo daß der Alte erſchrocken und ärgerlich in ein nicht gelindes Schelten ausbrach. Buſche und wir aber lachten, und erſterer ſagte: „Laß' es gut ſeyn, alter Weißfinke, da, ſtopf' ſie aus, die Creatur, ſie beißt nicht mehr. Immer noch ſo glatt und rund? Haſt wohl gute Tage? Dein Herr hat dich mir für übermorgen abgetreten zur Geſellſchaft, biſt ja ein Hauptkerl dabei. Wollen mal luſtig ſeyn, Alter, und nun rappele dich und beſtelle mir einen Wagen." Und er ergriff ihn und drehte ihn wirbelnd im Kreiſe und aus der Thüre. Wir vernahmen noch weithin das Schelten des Dieners.

Der Wagen kam und Buſche fuhr davon, und nachdem wir Chriſtian in Betreff der Geſellſchaft beruhigt, die ihm eine nicht geringe Angſt einzuflößen ſchien, ſetzten wir uns zu Tiſch, ruhten darauf und verbrachten den Nachmittag wie gewöhnlich. Die Vorbereitungen zum Empfang der Einquartierung gingen, nachdem die erſten Anordnungen und Beſtimmungen von der Herrſchaft getroffen, draußen, ohne uns zu ſtören, ihren ruhigen Gang. Man konnte dabei leicht bemerken, wie groß und wie geordnet die Wirthſchaft war. Die Aufnahme von einigen Offizieren und Unteroffizieren in's Haus ſelbſt, die Unterbringung von fünfundzwanzig bis dreißig Leuten und mindeſtens eben ſo vielen Pferden in Ställen und Scheunen, ihre Verpflegung mit Speiſen und Getränken, mit Streu und Futter machte kaum ſo viel ſichtbare Störung und Bewegung, wie etwa der Empfang von ein paar bekannten oder verwandten Gäſten in einer Stadtfamilie. Freilich, den Wirthſchafter ſahen wir heute nicht am Tiſch, da er Stallräume und dergleichen in Ordnung bringen ließ, und „Mamſell" kam nicht zum Nachmittagskaffee. Da wir ſie ſuchten, fanden wir ſie mit dem Schäfer und einigen Mägden in voller Thätigkeit. Er ſchlachtete einige Hammel und rüſtete ſie im Aeußern zu, und ſie beſorgte das Zuhauen und Zuſtutzen zum Gebrauch, ließ Kraut und Gemüſe ausleſen und Kartoffeln im voraus ſchälen. Sie trieb uns dießmal auch unwirſch genug davon.

Am folgenden Morgen, nachdem man die Zimmer und den Imbiß auf's Sauberſte geordnet und lange genug gewartet, kamen die Truppen, vom Wirthſchafter geführt, an, marſchirten vor der Thüre auf, die Offiziere ſtiegen ab und näherten ſich höflich dem Hausherrn, der ſie eben ſo höflich und freundlich empfing. Und nachdem die Leute mit der Mahnung entlaſſen worden, ſich manierlich zu betragen und weder in der Nähe der Gebäude noch in denſelben zu rauchen, gingen wir zur Begrüßung der Damen und zum Frühſtück hinein. Theils kannte man ſich bereits, theils war die Bekanntſchaft bald gemacht und der Verkehr der behaglichſte und angenehmſte. Während dem wurden die Unteroffiziere in einem andern Zimmer bewirthet und den Kanonieren, die inzwiſchen ihre Pferde eingeſtellt und vorläufig beſorgt

trugen die Mägde große, mit Butterbroden gefüllte Schüſſeln zu, und ein paar Knechte reichten dazu den Schnaps umher, den der Wirthſchafter aus dem Fäßchen reichlich ſpendete. Bald ſchickte der Amtmann aber auch Friz und mich hinaus, um überall, wie er ſich lachend ausdrückte, zum Rechten zu ſehen und einen jungen Freiwilligen, der draußen bei der Mannſchaft war, in die Geſellſchaft einzuladen. Wir trollten uns alſo auf den Hof, wo, wenn man ſo will, Luſt und Arbeit zugleich in Flor waren.

Es war ein munteres und bewegtes Bild. Sie gingen eben daran, unter den ſtolzen, edlen Bäumen, die hie und da den Hof ſchmückten, aus Böcken und darüber gebreiteten Brettern die einfachſten Tiſche aufzuſchlagen und daneben ähnliche Bänke zu errichten. Schön wie der Tag war, hatten die Kanoniere es vorgezogen, im Freien und zuſammen zu bleiben, anſtatt in einigen dunſtigen Zimmern getrennt zu ſpeiſen. Jezt halfen ſie ſelbſt bei den Vorrichtungen, unterhielten ſich mit den Knechten und neckten die Mägde. Auf's ſchnellſte hatten ſich bereits Sympathien und Antipathien gebildet; die Vorgeſezten hielten ſich fern, um uns kümmerte man ſich nicht viel. Und als man die zwar groben, aber reinen Tiſchtücher über die Bretter gelegt, die Teller vertheilt und Gläſer und Flaſchen mit dem ſcharfen Getränke geordnet, als ein paar luſtige Burſche mit höchſt ehrbaren Geſichtern und anſtändigen Geſten raſch, und Gott weiß woher, herbeigeſchaffte Blumen zu übergroßen Sträußen gebunden und zum Gelächter der andern theils ſich ſelbſt angeſteckt, theils auf einige beſondere Plätze gelegt hatten, bot das alles einen gar hübſchen, appetitlichen Anblick dar. Darauf gab es freilich ein kleines Intermezzo, denn einige beſonders dienſtwillige, oder neugierige, oder luſtige Burſche folgten den Hofleuten in die Küche, um die Speiſen herbeitragen zu helfen. Allein das gelang ihnen nicht zum beſten, da weder „Mamſell," noch die ehrwürdige dicke Leuteköchin in ſpaßhafter, friedlicher Laune waren, ſondern zuerſt mit ſchiefen Blicken und dann mit derben Worten die Ueberflüſſigen hinausjagten. Und ſelbſt ihr würdet dieſe Laune erklärlich und die dazwiſchen brauſenden, wahrhaft männlichen Flüche und die an die Untergebenen ausgetheilten handgreiflichen Zurechtweiſungen ſehr natürlich gefunden haben, hättet ihr im Durcheinander des nicht großen Raums, im Treiben und Drängen, Fragen, Bitten, Eilen, Schaffen und Ordnen dieſer Stunde und dieſer Menge ſtehen und eure fünf Sinne bei einander halten ſollen. Das zog ſich jedoch alles zurecht, die Störer flüchteten lachend, die gefüllten Schüſſeln erſchienen, die Kanoniere führten einander mit höchſt zierlichen Verbeugungen zu Tiſch, und ſo hatte man die bunte, wilde Schaar endlich in Ruhe und auch wir verfügten uns hinein, um an der reich beſezten Tafel Plaz zu nehmen.

Es war geraume Zeit vergangen und draußen hatten ſie ihr Mahl längſt beendet, da auch wir uns wieder erhoben, ein wenig ſchwerer, als wir uns niedergeſezt. „Schade," ſagte der Amtmann, indem er auf die kleine Gartenterraſſe trat, „wenn wir Muſik hier hätten, könnten wir den Leuten ein paar Tänze ſpielen laſſen, und ſo viel ich ſehe," ſezte er mit einem Blick auf uns hinzu, „würde man auch hier gerade nicht böſe auf ſolch einen Zwiſchenfall ſeyn. Schade!" — „Nun, Vater, könnte man nicht zu Buſche hinüber ſchicken?" meinte Friz. „Man ließe die Herren invitiren und auch die Muſiker herſchaffen." — „Zu Buſche? ſind ſie dort?" fragte er. „Ei warum nicht? Die Herren kriegen wir nicht, weiß ich, die ſitzen feſt, allein die Muſiker können ſie uns immerhin ſchicken; werden keine Tafelmuſik brauchen. Chriſtian!" Doch in demſelben Augenblick rollte es den Damm entlang und ein ſo lautes Hurrah ſchallte herüber, daß wir nur eilig durch die Zimmer nach vorne ſtürzten, um zu ſehen, was es geben möchte. Und da fuhr eben ein leichter Wagen um den Raſenplatz mit Buſche, ſeiner Frau und den andern zwei Offizieren, und auf einem großen Leiterwagen, der ein wenig rückwärts anhielt, ſaßen die erſehnten Muſiker, welche ihre Inſtrumente jezt zu einem luſtigen Tanz erklingen ließen.

„Da ſind wir!" rief Buſche vom Wagen ſpringend und ſeine Frau dem ihm folgenden Kapitän überlaſſend. „Freue dich doch, Stamberg! Frau Amtmann, Sie dürfen nicht böſe ſeyn über die Gäſte; meine Frau wollte zu Ihnen. — Hei, die Eichkatze! Zuckt's in den Füßen? Hab' die Muſik expreß für uns mitgebracht, wenn wir einmal zuſammen tanzen. Guten Tag! Bon jour, Colonel! Kann auch noch franzöſiſch. Wackere Kameraden, alter Herr, luſtige Geſellen!" So gings im Wirbel und Kreiſe. Wir begrüßten indeſſen ungeſtört die Angekommenen, die uns alle bereits mehr oder minder bekannt waren. Zur Ruhe kamen wir freilich nicht, auch wenn wir's gewollt hätten, denn kaum im Zimmer, fing Buſche wieder an, der in ſeiner goldigſten Laune war. Stamberg hatte nach der erſten Pauſe gefragt, ob den Herren eine Partie beliebe. „Bah! Partie!" rief er; „ſoll mich der Donner erſchlagen, wenn ich euch ſpielen laſſe. Habe den Herren von deiner alten Büchſe erzählt, Stamberg. Heraus damit und zum Schießſtand! Will ihnen zeigen, daß ſie auf zweihundertfünfzig Schritt Kernſchuß hat. Ein Kapitalgewehr, meine Herren! Und hinterdrein, Friz, wollen wir beide einen regulären Rappierjungen ausmachen. Meinſt du nicht? Haben von geſtern noch ein Hühnchen zu pflücken, und mir iſt gerade ſo — hei!" Er reckte und ſchwang die Arme empor. „Und dann, wir wollen tanzen, zum Henker! alle miteinander; hab' die Kerle nicht dazu mit hergeſchleppt, nur eure Ohren zu kitzeln. Chriſtian, verwetterte Weißkehle, laß den Flur in Ordnung bringen; ſollſt mit mir den erſten Walzer drehen."

Und er ergriff den Armen, der gerade mit dem Kaffeebrett ihm in den Wurf kam, trug ihn wie ein Kind auf den Flur hinaus und zog ihn im Kreise umher, während der Diener vergeblich ſich ſträubend: — „Herr von Buſche — aber Donnerwetter! — laſſen Sie mich los!“ rief und trotz alledem das Kaffeebrett mit einer leeren Taſſe, dem ſilbernen Rahmguß und Zuckerkaſten darauf auf das Beharrlichſte balancirte. — „Nimm dir ein Exempel dran!“ predigte ich lachend dem Chriſtian junior, der mit offenem Mund und ſtarren Augen und einem zweiten, ſchwankenden Kaffeebrett in den Händen dem Schrecklichen zuſah, das ſeinem Senior paſſirte. „So muß ein rechter Diener ſeyn, nie die Contenance verlieren und das Backwerk fallen laſſen, wie du eben jezt.“ Erſchrocken bückte er ſich den fallenden Stücken nach und warf darüber das Ganze zu Boden. — Fein war das Alles zwar eigentlich nicht, aber auf dem Lande nimmt man es damit nicht ſo genau, und überdieß zeigte das Weſen unſerer Wirthe, daß man dem wilden, aber gutmüthigen Nachbarn allein dergleichen Tollheiten wohl oder übel nachſah, die von jedem andern auch nur in ähnlicher Weiſe undenkbar geweſen wären. Die ſanfte, ſtille kleine Frau entſchuldigte ängſtlich und faſt wehmüthig bittend, und der joviale Kapitän ſagte achſelzuckend: „Wir konnten Ihnen das Unwetter nicht erſparen, lieber Amtmann; wir wollten Ihnen guten Tag ſagen, und allein konnten wir ihn nicht daheim laſſen. Er hätte wieder Tollheiten ausgeheckt, wie vor zwei Jahren, wo er meinen Poſten betrunken machte und das Geſchütz lud und abſchoß. Es iſt ein wahres Schickſal, daß Seelow zu nah an der Chauſſee liegt, um nicht jedesmal dort die Geſchütze zu laſſen. Und ich habe ſchon wieder Angſt für heute Nacht; er iſt im Gange, wie ich ihn nie toller geſehen.“

Inzwiſchen ſuchten wir aus dem Gewehrſchrank die gerühmte Büchſe, Pulver und Blei und ſonſtige Ladeutenſilien vor und verfügten uns nach dem langen Gange des Gartens, den man zum Schießſtand eingerichtet. Die Damen promenirten unterdeſſen allein umher, obſchon ein junger Lieutenant, der Margarethen zu Tiſch geführt und ſich lebhaft mit ihr unterhalten, wehmüthig genug nach ihnen zurückblickte und vermuthlich uns alle und das ihm wenig bekannte Büchſenſchießen zu allen Teufeln wünſchte. Natürlich wandten ſich alle Huldigungen eigentlich nur unſerer ſchönen luſtigen Fee zu; Adele, der Braut, widmete man nur die herkömmlichen, von der Sitte gebotenen, ſtets ein wenig befangenen Unterhaltungen und Begrüßungen. — Bei unſerem jetzigen Vornehmen excellirte, obgleich wir alle nicht übel ſchoßen, Buſche auf das Unvergleichlichſte. Nicht wie wir, die er auslachte, am Pfahl, ſondern frei hin trat er auf ſeine Stelle, die hagere Geſtalt in der edelſten, man möchte ſagen eleganteſten Stellung; jedes Glied in ächter Richtung, jede Muskel geſpannt, wie in Erz gegoſſen, ſo flog die Büchſe an die Schulter, gleichgültig und doch ſicher, ſo, anſcheinend ohne zu zielen, in gedankengleicher Schnelle folgte der Schuß, ſo ſank der Kolben, ſo drehte er ſich ſchier phlegmatiſch auf dem Abſatz um, ſicher, daß im nächſten Moment von der Scheibe herauf das Hurrah über einen Centrumſchuß erſchallen werde. Da bekam man wieder Reſpekt vor ihm und konnte ihn bewundern. So ging es eine Zeit lang fort, bis die uns beſuchenden Damen der Sache nach und nach ein Ende und uns auf die gedämpft herüber klingende Muſik aufmerkſam machten. Wir kehrten in's Haus zurück, ſäuberten uns von den Spuren unſerer Schießübung und erſchienen auf dem Flur, den man für dießmal zum Tanzplatz eingerichtet. Die Kanoniere waren unterdeſſen auch mit der Beſorgung ihrer Pferde fertig geworden, die irgend entbehrlichen Mägde hatten ſich auf's beſte herausgeputzt, und von allen Seiten ſtrömte es herbei, aus dem Hauſe, vom Hofe und Dorfe.

Es war ein bewegter Abend, voll Luſt, Staub und Hitze. Wer von uns nicht zuſah, oder bei der im Zimmer arrangirten Spielpartie betheiligt war, hielt tapfer mit den andern aus, tanzte auch nicht allein mit den Gliedern der Geſellſchaft, ſondern widmete ſich auch willig einmal den übrigen. Oft genug ſprang einer von uns in die Reihen der Ausruhenden und holte ſich ein derbes Kind, das er aber in der lezten Tour als leichte Tänzerin bemerkt, oder ließ eines der denn doch gewandteren und „eleganteren“ Stubenmädchen das Brett mit Taſſen oder Backwerk und Gläſern niederſetzen, um es raſch einige mal herum zu drehen. Eben ſo wenig ſträubten ſich auch unſere Damen gegen die Bitte eines galanten Militärs oder eines der ihnen bekannten Hofleute. Sie konnten ſicher ſeyn, daß nur gute Tänzer und manierliche Leute ſich zu nähern wagten. Selbſt die älteren erſchienen hin und wieder lachend in den Reihen und waren munterer als die Jungen: denn ſo hält man es einmal bei ähnlichen Gelegenheiten für ſchicklich. „Mamſell“ freilich ſchloß ſich aus; die ſaß hinten wie ein Dachs im Bau, und ließ mich, der ich ſo kühn war, auch ſie herbeiholen zu wollen, tüchtig dabei ablaufen. — Dazwiſchen ſchlenderte man denn auch einmal vor die Thür, wo die Dorfkinder auf dem Raſen auch ihre Tänze und Spiele hielten, wo einige Alte rauchend umherſtanden oder ſaßen, und eine oder die andere Frau, das Haar dicht unter der engen, ſchwarzen Kappe mit dem breiten weißen, geſtärkten Strich verborgen, mit dem kleinſten Kind auf dem Arm, vor den Flurfenſtern ſtand, um dem ihr jezt unterſagten Vergnügen zuzuſehen. In einem Hinterzimmer hatten denn auch dieſe Leute ihre Spielpartien und Plauderſtunden, und in der Pauſe genoſſen alle die reichlich aufgetragenen Speiſen. Wir ſezten uns nicht zu

Tiſch, ſondern nahmen hin und wieder von dem vielfach Dargebotenen. Es war ein fröhlicher Abend und es ward ſpät, bis die Gäſte aufbrachen und der Tanz zu tiefem Bedauern aller endete. Denn wie ſolche Leute es machen, weiß ich nicht, aber genug bekommen ſie niemals. Dankbar ſind ſie jedoch, und ihr hättet einmal das Hurrah hören ſollen, mit dem ſie dem Amtmann und den Seinen in der Nacht dankten, und das, welches ſie den mit Buſche davon rollenden Muſikern nachſchickten, die gleichfalls begeiſtert ihre Inſtrumente forttönen ließen. Noch lange klang es leiſe und leiſer zu uns durch die ſchöne, ſtille Nacht zurück, zuerſt die volle Harmonie, dann die ſtärkeren Inſtrumente, und darauf verſchwebte endlich alles allmählig gar ſachte und ſanft in die lauen, dunkeln Weiten.

Als wir am folgenden Morgen um ſechs Uhr der Einquartierung Adieu geſagt, fanden wir uns wieder einſam und abgeſpannt nach dem vorbeiwirbelnden Treiben bei einander. Im Hauſe ſpülte, reinigte und ſcheuerte man, und wir wußten nichts beſſeres zu thun, als hinaus zu flüchten, die Pferde zu ſatteln und dem Oberſten auf ſeinem Spazierritt zu folgen. Am liebſten, wie bemerkt, war er dabei allein, ließ uns dießmal aber lächelnd gewähren und bot ritterlich ſeine Hand für Margarethens Füßchen dar, als auch ſie ſich uns angeſchloſſen. Es war eine Freude, die beiden zu ſehen; ſie ſo leicht, ſo graciös, in tadelloſer Haltung ihrer geſchmeidigen, ſchlanken Figur, und er der vollendetſte Reiter, den ich geſehen, nachläſſig und ſicher, eins mit ſeinem Pferde, feſt und elegant. Und Friz flüſterte mir zu: „Schade, daß er ſo alt iſt! Die paßten für einander.“

Am Nachmittag ſchliefen wir feſt und lange, dafür regte ſich denn auch, als wir wieder zuſammen kamen, das luſtige Blut deſto ruheloſer, und nachdem wir einige Stunden ſtillgeſeſſen, mußten wir hinaus. Dießmal ſchloſſen ſich ausnahmsweiſe auch die drei Alten uns an, und da Adele ſehnſüchtig einen Brief erwartete, beſchloß man, der Poſt entgegen zu gehen. Der Abend war friedlich am Himmel und auf Erden; die Mücken ſpielten unter den alten Weiden, welche die Landſtraße ſäumten, und die großen Schmetterlinge, welche man bei uns „Trauermantel“ heißt, flogen kecklich und raſtlos von Stamm zu Stamm. Vom Dorf ſchallten uns die Glocken feierlich und harmoniſch nach; es war Samſtag und der Küſter, den man bei uns hie und da ſcherzhaft „Gotteswerts Handlanger“ zu nennen pflegt, (der Prediger heißt wohl einmal „Gotteswort“) läutete den Sonntag ein. Mir war wunderſam zu Muth, wie auch vielleicht den andern, wie auch ihr es kennen mögt; ſo wunderbar glückſelig und froh, daß ich hätte aufjauchzen und auffliegen mögen; aber vor all der wonnigen Herzensruhe, vor all dem innigen Seelenfrieden konnte ich doch nicht dazu kommen.

Nachdem wir auf die Poſt getroffen, die Taſche empfangen und die Schätze darin ausgetheilt hatten, kehrten wir auf einem andern Weg durch's Dorf zurück und machten ſämmtlich eine ehrbare, herzliche Viſite in der engen, heißen Stube einer Wöchnerin. Die rüſtige Frau war bereits wieder im Gange und bei leichter Arbeit, obgleich das Kindchen kaum zwei Tage alt war, bedankte ſich eifrig für die Speiſen, die ſie geſtern vom „Hofe“ erhalten, und lehnte lachend die Vorwürfe ab, die Frau Stamberg ihr über ihr frühes Aufſtehen machte: das ginge einmal nicht anders bei Leuten ihres Standes. Nachdem wir geſchieden, erzählte mir der Amtmann von der Lampe, die ich auf dem Tiſch neben dem Bett bemerkt. Abergläubiſch laſſen die Leute, trotz ihrer Sparſamkeit, eine ſolche alle Nächte hindurch brennen, bis das Kind getauft iſt, ſonſt wird es ausgewechſelt oder der Werwolf holts. Aus ſolchen und den ſich daran knüpfenden höchſt gelehrten und tiefſinnigen Unterhaltungen brachte uns ein anderer Anblick in die Nähe zurück. Die Mägde kamen mit den vollen Eimern vom Melkplatz, und vom Hofe liefen ihnen in Galopp und Sprung ein halb Dutzend Katzen entgegen, umgaben und begleiteten ſie ſchmeichelnd, ſpinnend und miauend, und mit gerade erhobenen und ſteifen Schwänzen ungeduldig und hochbeinig einher trabend. Lachend kamen wir nach Haus, wo der Amtmann alsbald nach den Karten griff, um halb ſcherzhaft, halb ernſtlich aus ſeiner gewöhnlichen Patience zu erfahren, ob das Wetter gut bliebe und ihn am Montag irgend eine dringende Arbeit beginnen ließe. Die Mutter aber legte uns auf vielfältiges Bitten Karten und wußte die bunten Blätter ſo charmant und launig auszulegen, daß Scherz und Lachen beinahe kein Ende nehmen wollten.

Der folgende Morgen brachte uns den alten Prediger vom Kirchdorf herüber und führte uns mit ihm fromm und ſittſam in die altergraue Kirche und den reich geſchnitzten und bunt verzierten alterthümlichen Stuhl der Familie. So liebenswürdig auch der Paſtor im Umgang war, ſeine Predigt vermochte in ihrer Trockenheit und Monotonie uns nur wenig zu erbauen. Und ſo zog ich es vor, theils meinen eigenen ernſten Gedanken bewegt nachzuhängen, theils das alte Bauwerk, die wahrhaft kühn und ſchön geſprengten Bogen, die wunderlichen Schnörkel über dem Altar mit ihren furchtbar wohlgenährten Engeln und grauſig dürren Heiligengeſtalten, ein Entſetzen erregendes Bild des jüngſten Gerichts, wo die armen Seelen ſich in unerlaubten Qualen auf's Gräßlichſte verrenkten, und dergleichen vorſichtig, aber aufmerkſam zu ſtudiren. Die andern mochten nichts anderes getrieben haben; geſchadet hatte das jedoch keinem von uns, wir kamen in rechter, ernſt heiterer Stimmung nach Haus.

Von der Adria.

Venedig, im Juni 1854.

I.

Der venetianiſche Löwe.

Am Canale, wo vor Anker buntbeflaggte Schiffe liegen,
Wo durch zahme Meereswogen leichtgebaute Barken fliegen,
An dem Rand der Piazetta, ſchweigend wie Venedigs Herz,
Wachet auf der hohen Säule der beſchwingte Leu von Erz.

Und ſeitdem die Segel kommen, und ſeitdem die Gondeln fahren,
Sieht man auf der Säulenſpitze ſeinen Poſten ihn bewahren.
Und er trägt des Himmels Launen, und er trägt der Stürme Joch,
Aber trotz der Wetter alle wahrt er ſeinen Poſten noch.

Wohl ward einſt von fremden Kriegern ſeiner Schwingen Paar berühret,
Und er ward in ihre Heimath hohnbedeckt hinweggeführet;
Doch es hat ſeitdem das Schickſal ſich gewandt, und unverſehrt
Iſt er wieder nach Venedig im Triumph zurückgekehrt.

Und was von der ſalz'gen Fluthen kies- und muſchelreichem Strande,
Was von jenen nahen Bergen, was vom flachen Nachbarlande
Der gewalt'ge Gott der Winde, durch der Lüfte dünnes Sieb,
Auf das eherne Gefieder nach und nach zuſammentrieb,

Hat aus flüchtigen Atomen leiſe ſich zu Staub verbunden,
Und der Staub ward endlich Erdreich, dem ſich friſches Grün entwunden.
Wie zu einem todten Bilde ſchauſt du zu dem Leun' empor:
Siehſt das ew'ge Leben ſprießen aus dem todten Bild hervor.

Auch die Stadt des ehr'nen Löwen ſcheint auf immer eine Leiche,
Und zu wohnen unbegraben in dem ew'gen Todtenreiche.
Aber ſchau' auf die Verſtorb'ne nur mit ſcharfem Auge hin,
Und das Leben wird dir lächeln aus dem rührenden Ruin.

II.

Das Für und das Wider.

Wie befand ich mich doch in dem fernen Lutetia beſſer,
Wie umſchwirrte mich dort Leben in jeder Geſtalt!
Leichte Caroſſen begegneten mir mit feinem Geſpanne
Und zufriedenen Frau'n im ſaffianenen Schooß.
Heiter geputzt wie der Lenz, in einer Ecke des Wagens
Aphroditiſch bequem lagen die Glücklichen da.
Angeſchaffen erſchien ihr Schmuck, ihr ſtolzes Behagen,
Schien mit verlockender Huld weibliche Würde gepaart.
Manche Lippen umfing ein Lächeln geheimer Erinn'rung;
Faſt aus jeglichem Blick ſchaute der ſchönſte Roman. —
Hier iſt ſelten ein Pferd, ein Trilby nirgend zu ſehen,
Und kein glückliches Weib wieget im Wagen ſich hier.
Alles eilet zu Fuß die Gaſſen durch, über die Plätze,
Ueber die Brücken hinweg und den Lagunen entlang.
Doch es gleiten zugleich, wie niedliche Särge zum Spielen,
Auf der ruhigen Fluth flüchtige Gondeln dahin.
Auszuweichen bin ich hier nicht beſtändig gezwungen,
Darf nicht in jedem Moment fliehen das drehende Rad,
Werde nicht ſtets an die Kraft der Ellenbogen gemahnet,
Muß mich nicht fort und fort wenden mit Schlangenbravour,
Muß nach dem Regen mich nicht im Schlamme baden und werde
Nicht mit ſpritzendem Koth von den Caroſſen beſternt.
Wohl kann der reichere Mann in reicherer Gondel ſich ſchaukeln,
Ueberholen mein Boot kann er im raſchen Triumph;
Aber kein Ruderſchlag der ariſtokratiſchen Barke
Darf auf das kleinere Schiff ſenden ein Wellenatem.

III.

Mittelmeer und Ocean.

1.

Des ſpäten Tages lezte Töne ſtarben
Im heitern Meer, wo mancher Kahn geſtreifet,
Manch Fiſcherboot die ſchwere Laſt geſchleifet,
Dem Erntewagen gleich mit ſeinen Garben.

Doch will die alte Liebe nicht vernarben:
Zu fernen Wolken iſt mein Geiſt geſchweifet,
Und tiefe Sehnſucht iſt in mir gereifet
Nach des Normannenhimmels tiefen Farben.

Gefällig ſind dort Schiffer nicht und Schiffe,
Rauh iſt dort alles wie des Ufers Riffe,
Und hier umfließen mich des Südens Wonnen.

Ich kann ſie haben mit dem erſten Griffe,
Ich kann mich faſt noch in der Dämm'rung ſonnen;
Damit jedoch wird nicht das Herz gewonnen.

2.

Am Ufer leuchten wimmelnde Gerüſte,
Und Lampen glänzen in den vollen Zimmern,
Die Gondeln klingen, ſchlängeln ſich und ſchimmern,
Venedig folgt dem alten Feſtgelüſte.

Da denk' ich, wie ich in der Waſſerwüſte
Nachts einſam fuhr bei dumpfem Wogenwimmern,
Und fingernd ließ die Wellen ſprüh'n und flimmern,
Im fernen Nordweſt an der Felſenküſte.

Drum mag ich auch vor allem dir nicht danken,
Prunkreiche Feier, die du flammſt und rauſcheſt,
Daß du die Sinne heiter mir berauſcheſt.

Das dank' ich dir, daß an der Lichter Schwanken
Und an der Barken Streiferei'n Gedanken
Von längſt verſchwundenem Genuß ſich ranken.

3.

Wie ein Geſicht von des Allmächt'gen Gnade
Wird nie das Bild in meinem Geiſt zerrinnen,
Das von den Pyrenäen meinen Sinnen
Sich aufthat an des Oceans Geſtade.

Da, gegenüber auch dem bittern Bade,
Erhebt ſich eine Reihe blauer Zinnen;
Hell iſt's und leicht kann ſie der Blick gewinnen,
Leicht iſt die Fahrt hin auf dem glatten Pfade.

Doch ſind ſie hoch nicht, dünkt mich, wie die Kuppen,
Die dort herabſahn im Bearner Lande
Auf unſre fluthgeſchaukelten Schaluppen.

Ich bin indeß zu irren wohl im Stande,
Und wie's auch ſey, ich mag ſie gerne ſehen:
Sie mahnen mich an meine Pyrenäen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Das Napoleonsfeſt.

Seit einem Monat zimmert und mauert man in Paris zu Frommen des h. Napoleons — der dem katholiſchen Bewußtſeyn Frankreichs eben ſo fremd iſt als irgend ein anderer heiliger Fremdling, z. B. der h. Nepomuk — und zur Freude des immer ſchauluſtigen und ſpielſüchtigen Volks. Ludwig Napoleon hat ihm — dem Volke, nicht dem Heiligen — Arbeit und Brod und Spiele verſprochen, wenn es ihn zum Kaiſer mache, und Ludwig Napoleon hat dieſes Wort gehalten. Das Volk hat Arbeit, das Volk hat Brod, das Pariſer ſogar, trotz der vorigen Mißernte, wohlfeiles Brod, und das Volk hat auch alljährlich einen Tag der Spiele, der Augen- und Ohrenweide, wie es vielleicht nie welche gehabt hat. Um den gerechten Anſprüchen und Erwartungen des decembersouveränen Volks zu entſprechen, zimmern und mauern über tauſend Arbeiter ſeit mehr als einem Monat und haben am 14. und 15. 3500 Mann die lezte Hand an die Schau- und Spektakelſtücke gelegt. Und hat man dieſe Arbeit überſehen, dann muß man die Gewandtheit und Raſchheit einer verhältnißmäßig ſo geringen Anzahl von Händen anerkennen.

Die Façade der Tuilerien war mit 5000 Lämpchen erleuchtet. Vor dem kleinen Garten des Schloſſes reihten ſich 32 Maſtbäume mit dreifarbigen Bannern an einander und waren durch 30 Schnüre von Perlen von ab- und zunehmender Größe verbunden; 111 ähnlich geſchmückte Maſtbäume mit 109 ähnlichen Perlenſchnüren umgaben die verſchiedenen Blumenbeete des Gartens, in deren Mitte 38 etruskiſche Vaſen ſtanden, aus denen Tulpen emporſtiegen, und dieß alles bot mit 12,560 farbigen, leuchtenden Gläſern ein prächtiges, harmoniſches Flammengemälde. Aus dem großen Baſſin, dem Pavillon de l'Horloge gegenüber, erhob ſich eine Concertbühne, umhangen von papiernen Lampen im reizendſten Farbenſpiel, was beleuchtet einen zauberhaften Eindruck hervorgebracht hätte, wenn man die Lampen angezündet hätte. Den Unterſaz der Bühne umgaben Blumengehänge, in denen weiße gläſerne Lämpchen wie verſteckt waren und im Spiegel des Waſſers zauberiſch wiederſtrahlten. Aus der Mitte der beiden Seitenbaſſins erhoben ſich flammende Springbrunnen, die ſtatt Waſſer Lichtſtrahlen in's Becken warfen. In der großen Hauptallee bildeten 43,000 farbige Glaslämpchen architektoniſche Dekorationen im mauriſchen Styl. Die Dekorationen der Allee beſtanden aus 113 kaiſerlichen Wappen, über welchen je ein Stern, und 56 Wappen, über welchen je ein mit Lorbeeren umgebenes N glänzte. Der Obelisk, der auch ſonſt auf dem Concordienplatz ſich nicht heimiſch fühlt, und immer ein Fremdling auf demſelben bleiben wird, war auch in dieſem Lichtconcerte keine harmoniſche Erſcheinung; die mit Lorbeeren umgebene Krone unter dem N, alles aus Gasflammen, trug dieſe ungeſchlachte, egyptiſche Säule ſo unbeholfen, wie je einer eine Krone getragen, der ſie nicht mindeſtens von ſeinem Großvater ererbt hat.

Die Façade der elyſäiſchen Felder war durch vier große Bogen, in deren jedem ein Kronleuchter hing, beleuchtet. Ein jeder dieſer Bogen beſtand aus 7438 farbigen Gläſern. Ihnen reihten ſich 40 Arkaden mit kleineren Kronleuchtern und vier ſphäriſchen Laternen an; die Arkaden zählten 661 farbige Gläſer; zwei Pyramiden aus 1547 farbigen Gläſern ſchloſſen die Façade ein. Die große zum Triumphbogen führende Allee beſtand aus zehn großen Bogen mit Kronleuchtern, woron ein jeder 4088 weiße, 1900 rothe, 1200 grüne, 1100 gelbe und 25 ſphäriſche Gläſer zählte. Dieſe Bogen waren durch Arkaden und die Arkaden durch kleinere Bogen mit Kronleuchtern und ſphäriſchen Laternen mit einander verbunden. Jeder dieſer Bogen zählte 476 weiße, 130 rothe, 85 grüne und 70 gelbe Gläſer. Mitten durch die Allee zog ſich eine Linie von 28 ungeheuern Kronleuchtern hin, durch Laubgehänge mit einander verbunden. Mit den 28 großen Kronleuchtern wechſelten 28 kleinere. Die Seitenalleen waren bloß durch 56 Kronleuchter ohne Arkaden beleuchtet. Den Rondpoint umgaben 46 Portale mit Kronleuchtern aus 9888 weißen, 4128 grünen, 1872 gelben, 1000 rothen, 1000 blauen Gläſern und 144 ſphäriſchen Laternen.

Dieſen feenhaften Flammenſchauſtücken, bei denen unſtreitig mehr Kunſtſinn als bei allen andern entfaltet war, gingen am Tage von 2 bis 4 Uhr die nautiſchen Spektakel auf der Seine zwiſchen dem Pont Royal und dem Pont de la Concorde, als Schifferſtechen, Schwemmrennen u. ſ. w. voraus. Um dieſelbe Zeit gab man dem Volk zweimal im Champ de Mars das Schauſpiel der Belagerung von Siliſtria, wo die Türken ſo tapfer und ſiegreich die unaufhörlichen Angriffe einer zehnmal ſtärkeren Uebermacht der Ruſſen zurückſchlugen. Dieſes Theater von 25,000 Meters Oberfläche war gedrängt voll, denn das Volk zieht die militäriſchen Schauſpiele allen andern vor, und da es einen inſtinktmäßigen Haß gegen die Ruſſen hat, ſo konnte ihm nichts angenehmer ſeyn als die Darſtellung

ihrer ſchmählichen Niederlagen. Damit ſoll jedoch nicht geſagt ſeyn, daß die Künſtler der ſtehenden Schauſpielhäuſer, welche alle um ein Uhr dem Volk geöffnet wurden, etwa vor leeren Bänken geſpielt hätten; nein, ſie hatten ein nicht minder empfängliches und die lezten Räume des Hauſes ausfüllendes Publikum, wie die 1500 Künſtler auf der ungeheuern improviſirten Bühne des Champ de Mars. Ueberhaupt hätte man auf jedem Punkte und zu jeder Stunde des Feſtes glauben können, ganz Paris habe ſich dort eingefunden, ganz Paris, mit Ausnahme der hohen und mittleren Klaſſen, welche ſich Tags vorher oder Morgens auf's Land geflüchtet hatten. Ich erinnere mich nie bei einem Volksfeſte, das vorjährige vom 15. Auguſt nicht ausgenommen, eine ſo auffallende Abweſenheit dieſer beiden Klaſſen bemerkt zu haben. Mit Ausnahme der Fremden, die erſt vor kurzem angekommen zu ſeyn ſchienen und die man als ſolche auch gleich erkennen konnte, ſah man auf den dem Feſte geweihten Orten keinen fein gekleideten Menſchen, nichts als Blouſen und den ihnen entſprechenden Weiberanzug. Die von den bemittelten und höheren Klaſſen bewohnten Stadtviertel ſahen wie verödet aus, kurz das wohlhabende Paris war in die Umgegend der Stadt geflüchtet. Warum? Gewiß nicht bloß um dem Tumult zu entgehen; auch die geringe Sympathie, deren bisher die reſtaurirte neue Dynaſtie und ihr Syſtem in den höheren und mittleren Klaſſen genießt, darf nicht allein als Urſache angenommen werden; aber der Unmuth dieſer Klaſſen, daß man die ihnen ſonſt gewidmeten Eſtraden zum bequemen Genuß des Spektakels entzogen, entzogen um dem Princip demokratiſcher Gleichheit vor Feuer-, Waſſer- und ſonſtigem Spielwerk zu huldigen, dieſer Unmuth hat gewiß einen großen Theil dieſer Stände bewogen, beim Feſte durch ihre Abweſenheit zu glänzen. — Wenn die höhere und mittlere Klaſſe aus politiſchem Unmuth vom Feſte fern geblieben, iſt das Volk, das man eigentlich bewirthen wollte, auch nicht ohne Unmuth dabei erſchienen. Es ſah eine Mißachtung darin, daß der Kaiſer nicht zur Feier nach Paris gekommen war. Die Leute aus dem Volk hielten ſich für Eingeladene, welche der Gaſtgeber ſitzen läßt. Aeußerungen in dieſem Sinn hörte man häufig während des Feſtes, und wenn dieſe Leute überhaupt einige Begeiſterung für den Urheber deſſelben hätten mitbringen können, würde die ſeiner Abweſenheit beigelegte Abſicht mehr als hinreichend geweſen ſeyn, jede erhöhte Stimmung niederzuhalten. Der Unmuth über die Abweſenheit des Gefeierten hinderte die Eingeladenen jedoch nicht, alles was man ihnen geboten, ſich wohl ſchmecken zu laſſen, und die erwähnten Aeußerungen abgerechnet, die hie und da fielen, konnte man dieſen Gäſten, welche der Wirth ſitzen laſſen, ihren Unmuth darüber nur an der Thatſache anmerken, daß es keinem von ihnen einfiel, den Gefeierten hoch leben zu laſſen.

Um wieder auf die materiellen Beſtandtheile des Feſtes zurückzukommen, muß ich noch das Feuerwerk vor der Deputirtenkammer erwähnen. Im erſten Akt des Feuerſchauſpiels ſah man in die Wolken ein mit Lorbeeren umkränztes N emporſteigen, worauf ein Bouquet folgte. Im zweiten Akt ſollten dreizehn Feuerſonnen (Girandoles) im Gefolge von allerlei Feuerſtrahlen und römiſchen Kerzen erſcheinen. Im dritten Akt ſollten die Façade und die beiden Flügel des Louvrepalaſtes (vom Carrouſſelplatze aus geſehen) in der Weiſe erſcheinen, wie dieſes Monument, wenn es vollendet iſt, ausſehen wird; auf der Fahne, welche auf dem Dome des Gebäudes ragte, ſollte man die Inſchrift: Le Louvre, 1852 (auf der einen), 1855 (auf der andern Seite) leſen. Auf dem erſten Plan der Dekoration, die 24 Metres breit war, ſollte der Gründer der Napoleoniſchen Dynaſtie zu Pferd, mit der Ueberſchrift NAPOLEON I. und ihm zur Seite zwei allegoriſche Figuren hingeſtreckt erſcheinen, unter denen man PAX, BELLUM las. Die eine dieſer Figuren hatte die Attribute des Wohlſtands, die andere Trophäen zu ihren Füßen. Das Feuerwerk ſollte noch mancherlei andere kaiſerliche und dynaſtiſche Symbole zur Erſcheinung bringen, allein es zeichnete ſich in keinem ſeiner Theile oder Akte durch Klarheit aus, und wer nicht das Programm kannte, der wird kaum den Zweck des Feuerwerkkünſtlers errathen haben.

Es fällt mir nicht ein zu glauben, daß ich durch dieſe Darſtellung den Leſern auch nur einen ſchwachen Begriff vom Feſte beigebracht, ich wollte ihnen bloß einen Anhaltspunkt für die zwei Millionen, welche das Feſt gekoſtet, an die Hand geben. Was am Feſte übrigens wirklich ſchön und bewundernswürdig war, die Beleuchtung des Tuilleriengartens und der elyſäiſchen Felder, davon eine Idee zu geben, iſt nicht wohl möglich; dieſe mannigfaltigen, feenartigen, mit Geſchmack und Kunſtſinn hervorgezauberten Erſcheinungen muß man geſehen haben, um an ihre Möglichkeit zu glauben. — Intereſſanter, weil charakteriſtiſcher, als dieſe improviſirten Spiele und Schauſtücke ſind die aus dem Volke ſelber und ſeinen Sitten hervorgegangenen tauſendfachen Beluſtigungen und Spiele, denen es den ganzen Tag in den elyſäiſchen Feldern und an der Barrière du Throne ſich hingab; indeſſen war dieſer Theil des Feſtes nur eine Wiederholung, wenn auch in bei weitem größerem Maßſtab, deſſen, was an denſelben Lokalitäten jeden Sonn- und Feiertag vorgeht und wovon ich mir eine Darſtellung für ein andermal vorbehalte.

Ich habe jezt nur noch einer traurigen Folge des Napoleonsfeſtes zu erwähnen, an welche eine für das Wohl des Volkes ſo beſorgte Regierung wie die gegenwärtige von vornherein hätte denken können. Es iſt natürlich, daß bei ſolchen Feſten das Volk im Genuß von Speiſe und Trank eben nicht die größte Mäßigkeit beobachtet. In einer Zeit aber, wo die Cholera herrſcht, wäre es wohl beſſer geweſen, das Feſt dießmal nicht durch öffentliche Beluſtigungen aller Art, ſondern bloß durch wohlthätige Werke, Spenden u. dgl. zu feiern. Die Choleraſtatiſtik weiſt nach, daß am 17. und 18. d. M. über dreißig Cholerafälle mehr als in den vorhergehenden und folgenden Tagen vorgekommen ſind, und es erliegen jezt in der Regel mehr als Zweidrittel der Erkrankten; man kann alſo auf Rechnung des Napoleonsfeſtes mindeſtens vierzig Sterbfälle ſezen, welche ohne dieſes Feſt nicht eingetreten wären.

Von den griechiſchen Inſeln, Juli.

(ſ. Nr. 34.)

II.

Smyrna. — Chios. — Samos. — Paros. — Aegina. — Megara.

Wenn wir am Abend in Mitylene oder Kaſtro, wie es jezt heißt, auf den Lloyddampfer ſteigen, ſind wir am Morgen vor Smyrna im Hintergrund des tiefen Golfs. Es iſt der beſte Ort, um auszuruhen im heißen Sommer. Von früh Morgens, wo die See noch ſpiegelglatt iſt, erhebt ſich der Seewind, ſchaukelt die Schiffe und bläst friſch und geſund und erquicklich in die Stadt. Unten am Meer iſt die Stadt der Franken. In ihren Kaffeehäuſern, die ſie auf Pfählen in's Meer hinaus bauen, gibt es wieder menſchliche Genüſſe, z. B. verſchiedenartiges Eis, falls die Räuber nicht gerade die Eisgrube beſezt haben oben im Gebirg. Durch die ganze Stadt der Franken ſizt Abends die weibliche Bevölkerung, die überaus zahlreich iſt, alles im Ballſtaat vor den ländlich niedern Häuſern in der ländlich gepflaſterten Straße, ganze Alleen von Schönheit. Es iſt italieniſche Art. „Hab' ich nicht Augen wie Sterne?“ iſt man im Stand zu fragen. „Warum heirathſt du mich nicht?“ Aber wir haben hier nichts weiter zu thun, auch in der Stadt der Armenier nicht, die nach dem großen Brande höchſt elegant ſich wieder aufgebaut hat, alles aus Schweizer Batzen. Sie erklärten ſich nämlich alle bankerott, alle, und mit dem Geld, das die Schweizer Fabriken an ihnen verloren, können ſie nun ihrem Hang zu ſinnigem Familienleben in aller Behaglichkeit nachgehen. Wir haben auch in den Quartieren der Griechen nichts zu thun, wo die hieſigen Gelehrten uns durch alle Schulen ſchleppen würden, um die nationalen Fortſchritte nachzuweiſen und ein Compliment für ihre Eitelkeit zu erhaſchen, noch weniger bei den Türken, die zuoberſt am Schloßberg hinauf wohnen, und wo man Steinwürfe riskirt.

Aber gern weilen wir draußen an der Caravanenbrücke, die ſich mit ihrem einzigen Bogen über den homeriſchen Bach Meles ſpannt. Die Bäume des Kaffeegartens greifen mit ungeheuren Aeſten faſt hinüber zu dem dichtgedrängten ſchwarzen Cypreſſenwald des türkiſchen Begräbnißplatzes, der das andere Ufer ſäumt. Das Waſſer iſt trüb und geſpannt, wegen der Mühle unterhalb. — Hier iſt Homers Heimath, des Melesgeborenen. Der Bach iſt der rechte, wenn auch jene älteſte Smyrna nicht hier, ſondern jenſeits in der Gartenebene, am vielleicht weiter hereingreifenden Golf lag. Man denke aber, welch eigenthümliche Umgebung. Homer iſt nicht der Sohn eines jungen Bodens, ſondern Erbe uralteſter Kultur. Drüben am ſteilen Felsgebirg Sipylos, das die Nordſeite des Golfs ſchließt, und über dem hinterſten Ende dieſes Golfs iſt noch heute auf den Bergterraſſen die Todtenſtadt des Tantalos und das Rieſengrab dieſes altphrygiſchen Königs und Frevlers ſelbſt. Landeinwärts, wenn nämlich die Firma Janni und Compagnie uns zuließe, jenſeits des noch gewaltigeren grauen Felsgebirgs, das im Hintergrund von Smyrna und ſeiner Gartenebene ruht, kämen wir zu Seſoſtris Denkmal, jener ſchreitenden Figur hoch in der Bergwand von Nymphi, und kämen wir zur Stätte von Sardes und den ſtolzen Reihen der noch rieſenhafteren lydiſchen Königshügel am wohlbekannten gygäiſchen See Homers. Stoff genug zum Denken.

Aber wir wollen wieder hinaus, wollen annehmen, unſer Dampfer laſſe wieder die lange Schaumbahn hinter ſich, in der die Möven auf und nieder tauchen, während die bunte Stadt zwiſchen ihren ſchwarzen Cypreſſenwäldern am gelben Schloßberg allmählig zuſammenſchwindet und das Felsgebirg dahinter um ſo größer wird. Aus dem tiefen Golf zwiſchen ſeinen hohen Waldgebirgswänden, der auch vorwärts nach Weſten durch blaue Linien wie ein Binnenſee ſich abſchließt, müſſen wir nordwärts hinaus, und ſüdwärts herum um den Hang des ſtürmiſchen Mimas, wo wir allerdings in's Schwanken gerathen, auf Chios zu. Es wird Nacht ſeyn, wenn der Anker niederraſſelt. Wir ſehen nichts als die Lichter und athmen auch vergebens nach dem Orangenduft, der ſonſt meilenweit in die See entgegen kommt. Im Winter auf 1850 ſind auch zu Chios die Orangen auf einige Jahre ausgegangen. Aber wenn wir am Morgen aus dem Quarantänegebäude treten, wo man die Nacht zubringt, da begrüßt uns gleich die hohe, duftende Blüthenkrone der ſiciliſchen Aloe oder Agave, wie dort in der goldenen Muſchel Siciliens, dem Thalgrund von Palermo. Dieſe Aloe mit ihrem Strunk von verſtümmelten Rieſenblättern iſt immer das tröſtlich auffallendſte Exempel, wie die Natur keines ihrer Werke aufgibt und unvollendet läßt, ſondern dennoch am Ende ihren zwanzig Fuß hohen Blüthenſchaft triumphirend emportreibt. Was wir aber nicht erwarten, ſind die Spuren der furchtbaren Kataſtrophe vom Jahr 1822, wo die Türken faſt die ganze Inſel ermordet haben. Noch liegt die halbe Stadt in Schutt, ausgebrannt, die ſoliden, ſchönen Quaderbauten mit den Wappen der alten Herrn über dem Portal. Draußen in der wunderbaren Campagne, zwiſchen den rieſenhaften Reben und Feigenbäumen, ragen gleichfalls die verbrannten Villen in roth und weiß wechſelndem Quaderbau, ſtehen noch die Cypreſſenalleen der alten Parks, aber durchwachſen oder angebaut, und die Fontainen ſchweigen. Die Klöſter zeigen noch ungeheure Haufen zerhauener Schädel, oder gar auf dem Boden ihrer Kirchen die Spuren menſchlicher verbrannter Leiber. Die das gethan haben, waren nur wenige Haufen von Baſchi Bozuks, dieſes liebenswürdige Inſtitut, das auch gegenwärtig wieder ſeinem alten Ruhme nachgeht. Die verödete Inſel wurde dann von der

Regierung verwaltet und endlich den geflüchteten Familien oder den Erben der Ermordeten zurückgegeben.

Wir haben indeß nichts eifriger zu thun, als nordwärts hinauszureiten längs des Geſtades nach der ſogenannten Schule Homers. Vor einer furchtbaren Schlucht des ſteilen grauen Felsgebirgs, um welches jene üppige Gartencampagne ſich herumlegt — vor einer Schlucht, die uns an Kalypſos Grotte erinnert, rebenumrankt, mit der Quelle, die in die nahe Bucht rinnt, wenn ſie nicht ihres koſtbaren Waſſers wegen in die Fäſſer gefangen wird — vor dieſem Felſenſpalt ſteigt aus dem Weinberg ein großer Block, der um den Rand ſeiner Platte eingehauene Sitze zeigt, während aus der Mitte gleichfalls ein Thron oder Altar ſteigt, zur Seite mit halberhabenen Löwenfiguren geſchmückt. Das iſt ſehr alt, und die Löwen zeigen, wie über'm Burgthor von Mykene, den kolbenförmigen Schweif aus aſſyriſcher Schule. „Didaskaloretra" — Fels des Lehrers — ſagt ein altes Weib, das an der Quelle waſcht. Wenn auch nicht ein Katheder Homers, ſo war es doch ſicher ein Heiligthum, ein Altar Homers. Auch paßt dieſer Ort wie keiner als einſtiger Aufenthalt für den Dichter der Odyſſee. Ihre Blätter leuchten von dem Licht und der Vegetationswärme, die wir hier einathmen. Auch ſagt er ſelber in dem Hymnos, der, wenn es gütigſt erlaubt wird, von ihm ſelber iſt, er ſey:

Ein erblindeter Mann, der die felſige Chios bewohnet,
Deſſen Geſang unerreicht noch herrſchen wird in der Zukunft.

Felſig iſt Chios eben hier. Intereſſant ſind im Innern auch die hochgelegenen Dörfer, meiſt alterthümlich befeſtigt, wo wir manch furchtbare Narbe noch im Geſicht der Lebenden finden und Schaudergeſchichten erzählen hören. Es ſind die Maſtixdörfer, wo die edle Staude gepflegt wird, die nur hier mit ihrem Harze lohnt. Wir kennen es als den fein aromatiſchen Branntwein, deſſen Tropfen ſich in bläulicher Wolke in unſer Waſſerglas ſenken, um es erquicklich und geſund zu machen. Und hier ſind die ſchönen Frauen mit der antiken Tracht. Es iſt der vorne überhängende Lappen des auf den Schultern gehefteten Gewands. Graziös iſt's nicht immer, wird's auch bei den Alten nicht immer geweſen ſeyn, und der Künſtler mußte jedenfalls ſein Modell erſt zurechtſetzen und etwas Faltenwurf ordnen.

Alſo Lesbos, Chios, Samos. Die dritte der großen, aſiatiſchen Inſeln iſt Samos. Wenn wir für nöthig hielten, dort auszuſteigen, ſo wäre es auf der Südſeite, Aſien gegenüber, wo die einſame Säule des alten Heratempels ſteht. Sie hat hinter ſich die Weinfelder und das Gebirg, dieſe Säule, die mit Fußgeſtell und Capitäl uns wieder direkt nach Paſargada in Perſien und Ninive zurückweiſt. — Aber ſtill, wir haben auf unſerem heutigen Ueberblick nur von der lyriſchen Geographie zu reden. Darum würden wir hier des Anakreon gedenken, das heißt ein paar hundert Schritt weiter an jenem ſandigen Ufer, wo die Trümmer von Polykrates Burg und Stadt noch verfolgbar ſind. Anakreon pflegte nicht ſo unbequem zu ſingen, wie jener lesbiſche Alkäos, der ſein ſturmgepeitſchtes Schiff erſt auf feuchtem Strand, wie Horatius meint, befeſtigen mußte. Er ſchlug ſich nicht, wie Alkäos, mit den Tyrannen herum, ſondern es gefiel ihm ganz wohl hier an dem Hof des glücklichen Polykrates. Aber gleichwohl ſendet er dieſem ſeine Silbertalente zurück, weil ſie ihn in der Ruhe ſtörten.

Kann es eine ſchönere Grabſchrift geben, als den Nachruf des Simonides, als der lebensfrohe Greis Anakreon endlich zu Athen geendet hatte, wo Simonides die Rede auffordert, Anakreons niedrigen Hügel ja recht innig zu umflechten, und den blühenden Kranz über den Scheitel ſeines Mals zu breiten:

Daß hier des Bachos Prieſter, der taumelnde Führer der Reigen,
Welcher von Liebe berauſcht nächtlich das Barbiton ſchlug,
Auch in dem Aſche noch an den ſaftigen Zweigen den Purpur
Strahlender Trauben erblickt über dem heiligen Haupt.
Immer benetzt von dem thauenden Naß, denn ſüßer als Weinmoſt
Wehten dem Teiſchen Greis Lieder vom lieblichen Mund.

Nach ſolchem Urtheil wären wir ſchwer in Verlegenheit [illegible] entſprechende Proben aus ihm ſelbſt. Er iſt zerſungen und verblaßt, der ächten Trümmer ſind wenige, und bei einem Wein- und Liebesdichter muß man wählen können in reichem Vorrath.

Aber wir gehen gar nicht nach Samos, ſondern finden es bequemer, mit dem Lloyddampfer die ſchmale Gaſſe zwiſchen Andros und Tenos durch, auf Syra zu halten. Im Süden dämmert der Berg der Inſel Paros, der gleichfalls in unſere lyriſche Geographie hinein ragt. Dort iſt Archilochos daheim, ein Stern erſter Größe und immer noch gleichzeitig mit der Gründung Roms. Und in ſo ferner Zeit konnten Leidenſchaften wühlen eines mißglückten Lebens, und ein Haß und eine Zerſtörungswuth gegen die Geſellſchaft, wie wir's heutzutag noch nicht erlebt!

Archilochos, aus prieſterlichem, aber verarmtem Haus und einer Sklavin Sohn, hatte wohl manche Demüthigung erfahren müſſen, um ſo bitterer, als er wohl Anſprüche machte und ein Orakelſpruch ihn vor der Geburt ſchon verherrlicht hatte. Eine Kolonie auf Thaſos mißglückt, er verläßt die Inſel mit bitterem Haß. Ein gewiſſer Lykambes hatte ihm ſeine Tochter Neobule verſprochen und verweigerte ſie hinterher. Da brach des Archilochos Leidenſchaft in ſo furchtbare Jamben aus, daß dem Lykambes und ſeinen Töchtern nichts übrig blieb, als ſich aufzuhängen. Wer ſelber zu Grund zu gehen meint, findet einen Troſt darin, andere mitzureißen. Früher konnte er ſagen:

Dürft' ich doch die Hand berühren, die Neobule mir entzieht!

In den ſpäteren griechiſchen Epigrammen, die ſeine Furchtbarkeit immer lebhafter ausmalen, ſchwören die Todten bei Hades und Perſephone, ſie ſeyen unſchuldig geſtorben. Warum haben die Göttinnen des Geſangs einen ſo böſen Mann beſchenkt? Und ein anderer meint, der Höllenhund ſolle aufmerken, daß Archilochos, der die Lebenden in den Tod trieb, nicht viel mehr noch die Todten durch ſeine Erſcheinung aus der Unterwelt treibe. Er fiel zuletzt im Gefecht durch einen Mann von Naxos, aber ſein Dichterruhm war ſchon ſo groß, daß die delphiſche Prieſterin ſeinen Ueberwinder zurückwies:

Der du den Diener der Muſen erſchlugſt, hinweg aus dem Tempel!

Es war jedenfalls eine ungeheure Kraft, aber ohne Herrſchaft über ſich ſelbſt; eine Rakete, die ſich in die Erde wühlt, ſtatt in die Lüfte zu ſteigen, wo ſie hingehört. Im Vatikan zu Rom ſteht eine Doppelbüſte, von einer Seite Homer, von der andern Archiloches.

Wenn wir von Syra aus die Nachbarinſeln beſucht haben, die öde Delos und Rhenäa, natürlich im kleinen Segelboot, und uns bald haben feſthalten laſſen von der Windſtille über einem unergründlichen Blau der Tiefe, bald uns haben faſſen laſſen vom Sturmſtoß und ihm wieder entwichen ſind um die nächſte Felſenecke in eine ſtille Bucht, wo man im reinen Meerſand an der Brandung ſchläft, die treue Flinte mit uns unter der Decke, dann mag der Dampfer uns endlich nach dem Piräus tragen. Schade, wenn der Himmel bedeckt und kein Mondlicht iſt, ſonſt würden die weißen Tempelſäulen von Cap Sunium wunderbar heradleuchten. Der Piräus gibt uns ein Boot nach der hohen Inſelform von Aegina hinüber, ein liebenswürdiges Eiland, wo man uns auf's geiſtreichſte aufnimmt. Das iſt anders als in den verruchten Neſtern des innern Griechenlands, zum Beiſpiel Platää, wo ſie mir in der Wetternacht für eine Schlafſtelle auf dem Lehmboden ihres Stalls zwei ſpaniſche Thaler, oder fünf Gulden abverlangten, ſo daß man vor Aerger lieber durch Nacht und Regenſturm über den Kithäron weiter reitet. Aegina, ein Berg, von deſſen Gipfel, wenn er auf mühſamen Ziegenpfaden erklommen iſt, eine wunderbare Rundſchau ſich eröffnet, ganz Attika, vom Cap Sunium an, die Ebene um die Akropolis von Athen landeinwärts, die dürren Gebirge von Salamis zunächſt, der Iſthmos mit Akrokorinth und die hohen Geſtade und Inſelformen der peloponneſiſchen Küſte; Alles über einem Meeresſpiegel, der das leuchtende Bild des blauen Himmels uns zurück gibt, eben des Gottes, des helleniſchen Zeus, dem dieſer oberſte Fels der Inſel ſchon in vortrojaniſcher Zeit geweiht war. Jetzt ſteht eine ſchlechte Kapelle darauf, aber der Fels hat noch die alte, elliptiſche Vertiefung für die Opferkohlen. Wir ſprechen nicht von dem bekannten Tempel, der, maleriſch mit Gebüſch durchwachſen, auf einem tieferen Vorgebirg ſteht. Wir haben überhaupt hier nichts zu ſuchen, wenn wir auf lyriſchen Spuren gehen, denn vor Alters hat man hier edle Bronzewerke, aber keine Verſe geſchmiedet. Wir nehmens ihnen gar nicht übel, zumal heutzutag, wo wir ſelber allmählig einſehen, daß das ſchönſte Versmaß die Proſa ſeyn dürfte.

Aber wir ſind nun einmal auf der Spur und werden noch einen wunderlich hellen Blick mit einem benachbarten Lyriker in deſſen ſehr alte Zeit thun, wenn wir drüben, nordweſtwärts, am Geſtade von Megara anlegen. Wir landen dort, wo die Enge zwiſchen den dürren Höhen der Inſel Salamis und dem gleich dürren Feſtland als ſchmales blaues Meer dazwiſchen ſich öffnet. Es war der Hafen Niſäa mit ſeiner Burg, einem Hügel, der jetzt die Reſte eines venetianiſchen Kaſtells über althelleniſchem Quaderbau trägt. Wir gehen hinauf, landeinwärts, wo die beiden Felshügel der Stadt aus dem dürren, nur in weiterem Umkreis mit Oliven beſtreuten Felde wachſen. Sie war einſt durch lange Mauern mit jenem Hafenort verbunden. Zahlreiche kleine Kirchen ſind an der Stelle der alten Tempel. Eine Stadt, trotz der erhöhten Lage und dürren Umgebung, entſetzlich fieberhaft. Ich ſah durch alle Thüren die Leute am Boden zittern. Die Regierung mußte Wagen mit Lebensmitteln von Athen herausſchicken, weil ſie gar nimmer für ſich ſelber ſorgen konnten.

Alſo dort auf der Höhe von Megara gedenken wir abermals eines alten Dichters, des Theognis. Von ihm iſt eine größere Sammlung übrig. Er war ein furchtbar verbitterter Ariſtokrat; kein Wunder nach dem, was er erleben mußte, bereits im ſiebten Jahrhundert vor Anfang unſerer Zeitrechnung. Wir unterſcheiden noch Lieder ſeiner Jugend und des Glücks, aus den Trinkgelagen eines üppigen Adels, ſorglos genial, kleine Abenteuer, aber alles mit Grazie. War doch der Inbegriff ſeiner Lehre etwa der:

Muſen und Chariten, Kinder des Donnerers, die ihr zu Kadmos Hochzeit nahend, daſelbſt ſanget ein herrliches Lied:
Was anmuthig iſt werth, was nicht anmuthig, iſt unwerth —
Alſo tönte das Lied euch vom unſterblichen Mund.

Aber wie ward's ganz anders, als die Schlechten, Verruchten, die Schufte und Schurken, wie Theognis ſie niemals anders nennt, kurz die Demokraten das Regiment übernahmen! In der That, die ſociale Republik war durchgegangen in Megara. Die Proletarier kamen in die Häuſer der Reichen, ließen ſich auftragen nach Wunſch, nahmen mit, was ihnen gefiel. Sie machten einen Volksbeſchluß, wonach die ſchon geleiſteten Zinſen mußten zurückbezahlt werden; das Kapital behielten ſie ohnedieß. Theognis irrt troſtlos in der Ferne, aus üppiger Jugend plötzlich in die bitterſte Armuth geſtürzt. Er nennt das ferne ſikeliſche Land, die rebenumgrünte Flur von Euböa, und Sparta, die Stadt des beſchilften Eurotas; aber nichts war ihm theuer als die Heimatherde, ſo wohl man auch den Wanderer aufnahm. Zwar erzwang der Adel ſpäter ſeine Rückkehr, aber, wie es ſcheint, nicht die verlorenen Güter, noch wurde er entſchädigt, wie anderwärts. Theognis hört mit Unmuth den hellen Schrei des Vogels, der an die Ausſaat mahnt, während andere nun ſeine lachenden Auen beſitzen. Alſo die Proletarier waren reich geworden, was konnte nun der herabgekommene Adel beſſeres thun, als reiche Proletarierstöchter heirathen? Theognis wüthet dagegen. Er ſelber will den Nacken nicht beugen der herrſchenden Race, und wenn ein Tmolosgebirg darauf drückte. Iſt oder war doch ſeine Meinung:

Tritt mit dem Fuß das verächtliche Volk und triff es mit ſcharfem Stachel, und leg ihm das Joch engend und ſchwer um den Hals. Nimmer ja wirſt du ein Volk ſo ſklaviſch geſinnt noch erfinden Unter den Menſchen, wie viel Helios Auge erſchaut.

Möglich auch, daß ſolche Grundſätze das Verderben herbeiführten. Der Auswurf des Volks jubelt über der Edlen Noth, Laſtträger regieren, fort iſt Treue, Ernſt, Gottesfurcht. Theognis ruft bitter zum Zeus:

Wie nun erträgt, Cronide, dein Herz, daß im ſelbigen Anſehn Beide, den redlichen Mann und den Verruchten du hältſt?

Er meint halb verzweifelt:

Sterbliche ſind wir und ſinnen vergebens, tappend im Finſtern, Und wie es ihnen genehm, lenken die Götter das All!

oder ganz verzweifelt:

Nicht daſeyn, das wäre den Irdiſchen völlig das Beſte,
Und niemals zu erſchaun Helios ſengenden Strahl,
Aber geboren ſogleich durch Aides Pforten hinabgehn
Und ſtill liegen, den Staub hoch auf den Hügel gehäuft.

Aber auch Sprüche ſehr edler Faſſung, die noch heute von Kraft und Troſt ſeyn könnten:

Was du verlangſt, mein Herz, nicht kann ich dir alles gewähren.
Still, nach des Schönen Genuß ſehneſt nicht du dich allein!

Dem, was die Moira verhängt, nicht kann man, Freund, ihm entſchlüpfen,
Doch was die Moira verhängt, bin ich zu tragen nicht bang.

Oft ſcheint Theognis ſich in die Zeit zu ſchicken:

Hüte das Herz, es entträufle Gefälliges immer der Zunge,
Nur in dem Schwachen erbraust heftig das Innre ſogleich.

Aber ſo wie er den Gegner unterliegen ſieht, bricht der ariſtokratiſche Zorn unumwunden heraus. — Die Zeiten ſind ſich gleich geblieben:

Ja, ſieht einer der Freunde, daß irgend mich Leiden bedränget,
Kehrt er das Haupt feindwärts, mich zu erblicken beſorgt.

Aber iſt Heil mir geſchehn, wie dem Sterblichen ſelten begegnet,
Dann wird Gruß mir und Kuß reichlicher Liebe zu Theil.

Theognis erſcheint noch thätig an einer neuen Verfaſſung. Er gebe der Heimath Friede, ſagt er, aber ohne dem Volk zu weichen. Und dann kann er's doch nicht begreifen, wenn man murrt:

Sey es verkehrt, ſey's recht, keinen befriedigt mein Thun!

Wir ſehen mindeſtens aus ſolch raſchem Ueberflug der älteſten Lyrik, wie alle Tiefen menſchlicher Leiden und Freuden, alle Genüſſe der Cultur und alle Entbehrungen ſchon vorhanden waren in Jahrhunderten, in deren Nebel bis jezt kritiſche Köpfe ſich kaum hinein trauen. Der Nebel iſt aber nur die Moderluft deutſcher Bibliotheken, die wie ein Haarrauch ſich darüber legt und ſchon manche Blüthe vernichtet hat.

Wir reiten von Megara über die Kaki Skala, die böſe Treppe, jenen ſchmalen Felſenpfad ſüdwärts über thurmhohen Felſen, an deren Fuß die blaue See brandet oder über dem gelben Kalkſtein grün ſchillernd verläuft. Es ſind die Skironiſchen Felſen, wo einſt der Uebelthäter Skiron faß und die Reiſenden hinabwarf, bis Theſeus kam und ihm deßgleichen that. Durch die hellgrünen Fichtenwälder geht's auf Kalamaki, dem dieſſeitigen Hafenort, und über den offenen Feldrücken des Iſthmos auf Akrokorinth.

Julius Braun.

Heidelberg, Auguſt.

Ein Ausflug in's Stammland der Leiningen.

Ein ſchöner Abend entwickelt wahrhaft magiſche Kräfte. Bald breitet er eine tiefe Ruhe über das Herz, daß neben dem ſüßeſten Behagen nichts darin aufkommt, bald iſt es, als zögen alle die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne wie Seile an dieſem Herzen, daß die Sehnſucht nach der Ferne übermächtig wird; lezteres beſonders dann, wenn da draußen blaue Berge ſtehen, über denen der Purpur und das Gold des ſcheidenden Tages glühend liegen. Ein ſolcher Abend hat jüngſt ſeine Macht an mir und einigen Freunden geübt. Wir ſaßen auf dem alten Schloß von Heidelberg, das heißt auf der Stelle, wo dieſes vor Zeiten ſtand, ehe noch das jezige Heidelberger Schloß gebaut war, und wo man jezt Morgens ſeine Molken, Abends ſein Bier trinkt, und von wo aus Himmel und Erde ſich ſo prächtig anſehen, beſonders wenn der Abend alle ſeine Lichter und Farben ſpielen läßt. Wir hatten juſt von Amorbach und dem neuen Schloſſe Waldleiningen geſprochen und kamen auf die alten Beſitzungen der Leiningen zu reden, die dort drüben jenſeits des Rheins liegen, wo die Sonne eben hinter den blauen Höhen verſank. Dieſe wollte jeder kennen, weil er Dürkheim und die nahe Hardenburg ſchon geſehen, und doch war noch keiner in das ſtille Thal von Altleiningen gekommen, aus dem ſich gerade die Stammburg des Leiningiſchen Geſchlechtes erhebt. Indem die Blicke da drüben weilten, machte der Abend ſeine ziehende Kraft geltend und ex improviso war ſchnell ein kleiner Ausflug in's Stammland der Leiningen beſchloſſen und einer der nächſten Tage dazu anberaumt.

Von Heidelberg nach Mannheim, von Ludwigshafen bis Frankenthal ging es mit Dampfkeile, von dort aber mußten wir uns zu Wagen nach dem drei Stunden entfernten Städten Grünſtadt bringen laſſen, das in heiterer Gegend am Fuße des untern Haardtgebirges liegt, eine Stunde etwa von der rheinheſſiſchen Grenze. Die Gegend hat nichts Großartiges, da ſich die Höhen der Haardt hier mehr und mehr ſenken, um in fruchtbares Hügelland überzugehen. Anmuthig aber iſt dieſes Gelände mit ſeinen Reben und den grünen Gründen, durch welche muntere Bäche zwiſchen Erlenreihen ziehen und ſtattliche Dörfer ſich breit machen oder mit ihren Obſthainen ſo tief verſteckt liegen, daß nur die Kirchthurmſpizen auf die Landſtraße herüber ſchauen. Auch an maleriſchen Partien fehlt es nicht. Eine derſelben war für uns beſonders anziehend. Es iſt eben die Mündung des Leininger Thales, dem wir zuſtrebten. Sie iſt eng und die vorſpringenden Berge zu beiden Seiten ſind mit Burgtrümmern gekrönt, an die ſich die Häuſer zweier Dörfer anſchließen, die mit ihnen weit in das offene Land hinaus ſchauen. Es ſind die Dörfer Battenberg und Neuleiningen mit ihren alten Schloßruinen, welche der Gegend hier das nöthige Relief geben.

Grünſtadt, wo wir um die Mittagsſtunde ankamen, iſt ein altes enges Landſtädtchen mit einer Bevölkerung zwiſchen drei- und viertauſend Seelen und zunächſt nur dadurch intereſſant, daß es nach dem Ryswiker Frieden die Reſidenz der Leiningen-Weſterburger und Schaumburger Grafen wurde, weil die Franzoſen im orleanſchen Kriege die nahen Bergſchlöſſer ſo gründlich zerſtört hatten, daß an einen völligen Wiederaufbau derſelben nicht mehr zu denken war. Ohnehin war damals die Zeit, wo die Herren gern auf ihren einſamen Burgen hausten, ſo ziemlich vorüber. Wie die ſpäter gefürſtete Linie von Leiningen-Hardenburg in jener Zeit ihre Stadt Dürkheim zur Reſidenz gewählt und ſie bis zur franzöſiſchen Revolution bewohnt hatte, ſo ſaßen die beiden gräflichen Familien in ihren Höfen zu Grünſtadt, die allzu beſcheiden ausſehen, als daß man ſie geradezu Schlöſſer nennen dürfte. Man ſpricht hier auch nur vom Oberhof und vom Unterhof. In dem lezteren wird ſeit fünfzig Jahren eine Fayencefabrik betrieben, der erſtere iſt theilweiſe als Schulhaus verwendet. Eigentlich Sehenswerthes findet ſich an beiden nicht, und ſelbſt die Familiengruft der Grafen in der Hauptkirche des Städtchens, die auch erſt in ſpäterer Zeit hieher verlegt worden, bietet höchſtens dem Specialhiſtoriker einiges Intereſſe. Selbſt die alten Grabdenkmale aus mittelalterlicher Zeit, die aus dem Kloſter Höningen nach Grünſtadt gewandert ſind und ſeit Jahren den Kellereingang eines Wirthſchaftsgartens verzieren, wären für einen leiningiſchen Hiſtoriographen unbrauchbar, da die rieſigen Ritter- und Frauengeſtalten ſammt den Randſchriften bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelt ſind.

Eine andere Merkwürdigkeit darf ich aber doch nicht mit Stillſchweigen umgehen, die nämlich, daß Grünſtadt behauptet, der Geburtsort Hans Holbeins, des berühmten Malers und Formſchneiders, zu ſeyn. Mit welchem Rechte man der guten Stadt Augsburg das ihrige auf einen ihrer größten Söhne ſtreitig machen will, habe ich freilich nicht erfahren können. Dagegen iſt der im vorigen Jahrhundert als Hofmaler zu Darmſtadt verſtorbene J. Conrad Seekatz unbeſtritten ein Grünſtadter von Geburt; auch die Schleſinger ſtammen von hier, ſo wie Forſter in München, der wackere Früchte- und Blumenmaler. Auch ein Dichter hat hier im Jahr 1712 das Licht der Welt erblickt. Es iſt der zu Deuffſtetten bei Dünkelsbühl im Jahr 1784 verſtorbene preußiſche Geheimerath und Miniſter im fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe, Reichsfreiherr und Pannerherr von Pfeil, deſſen geiſtliche Lieder heute noch in ziemlicher Zahl die Geſangbücher und ſogenannten Liederſchäze ſchmücken.

Der Tag war nicht heiß, obwohl hübſch klar; wir konnten darum die nun folgende kleine Fußwanderung unmittelbar nach Tiſch beginnen. Ueber fruchtbaren Boden voll herrlicher hochgewachſener Saaten hin, Boden, auf dem ſich vor Zeiten die Römer ſchon getummelt, und der ſchon manchen intereſſanten Reſt aus jener Zeit geliefert, gelangten wir an den Fuß der Berge, nachdem das Dorf Sauſenheim hinter uns lag. Ganz unten ſchon beginnen die alten zerbrochenen Ringmauern von Neuleiningen, das ſeiner Zeit ein wohlbefeſtigtes Bergſtädtchen war. In wunderlichen Linien ziehen ſich die Mauern den Hang hinan, da und dort durch eine alte Warte unterbrochen; über die Häuſer erhebt ſich eine kleine gothiſche Kirche und in ihrer unmittelbaren Nähe die Schloßruine, von deren Fuß die Höhe nach Norden zu ſteil abfällt. Durch einen alten Thorthurm traten wir in das Städtchen ſelbſt, das freilich dieſen Namen kaum mehr verdient. Der Anblick iſt nichts weniger als erquicklich im Vergleich mit dem, welchen das Ganze von außen gewährt. Eng, winkelig, buckelig und ſchmuzig, das iſt der Charakter des Orts. Wir waren froh, als wir aus dieſen Gaſſen in das Bereich des alten Schloſſes traten. Da iſt gründlich aufgeräumt. Das weite Viereck mit ſeinen ſtarken Mauern, vier gewaltigen Eckthürmen und einer hohen Giebelmauer ſchließt jezt einen Garten ein, in dem Salat und Reben grünen. Von all der andern Herrlichkeit keine Spur mehr. Nur ein Reſt aus alter Zeit iſt geblieben: zwei Glieder einer Kette in der innern Wand eines Thurmes und eine maſſive eiſerne Haſte, die den nicht ſo leicht losließ, der in dieſem Verließ einmal angeſchloſſen war. Die düſtern Bilder, die etwa dabei auftauchen wollen, verſcheucht am beſten ein Blick vom Söller des ſüdöſtlichen Thurmes. Die Ausſicht gehört zu den ſchönen, an denen das rheiniſche Land ſo reich iſt. Nur in der Ferne dünn umflort lag die reiche Ebene mit ihren ſtolzen Dörfern und Städtchen, in ihr zwei Hauptaugenpunkte, die Dome von Worms und Speyer, der erſtere ziemlich nahe, der andere mehr in dämmernder Ferne, mitteninne Mannheim mit der unſchönen Kuppel ſeiner Jeſuitenkirche. Der Strom und blaue Berge drüben in der Ferne, auf ihnen die hochragenden Thürme des Melibokus und unſeres Heidelberger Kaiſerſtuhls ſammt den Burgen der Bergſtraße, friſches Grün der Hügel und Gründe in der Nähe — lauter lebensvolle, farbenreiche Bilder. Die Ausſicht nach Weſten in das Thal iſt weniger anziehend. Grüner Wieſengrund, von klarem Bach durchzogen, iſt zwar immer ſchön, aber es fehlt hier am Schmuck, deſſen ein einſames Thal nicht entrathen kann, wenn es ſo recht anziehend wirken ſoll. Die Wälder, die ihn früher ohne Zweifel abgegeben, ſind ſehr gelichtet, zum Theil ganz abgetrieben, und der Wald, der werden ſoll, deckt noch kaum die Halden und Höhen mit ſeinem dünnen Grün. Felſenwände oder einzelne hochragende Maſſen fehlen hier auch, und die Formation der Berge ſelbſt iſt zu gemein, um eine beſondere Wirkung hervorzubringen. Dagegen hat das ſüdliche Gegenüber einigen maleriſchen Reiz. Da liegt Battenberg auf ſeiner weitſchauenden Höhe, ein Dörfchen mit dem ſchwachen Reſte ſeiner ehemaligen Burg, gleichfalls eine früher leiningiſche Beſitzung.

Es war ein Glück für uns, daß kein Schüler des Herrn von Leonhard in unſerer kleinen Geſellſchaft ſich befand, wir hätten ſonſt ohne Zweifel auch dort hinüber gemußt, nicht der gelben Farberde wegen, die dort in Maſſe gewonnen und in alle Weltgegenden getragen und verſendet wird, wohl aber um der mineralogiſchen Merkwürdigkeiten willen, die bei Battenberg in großer Zahl ſich finden. Ich will hier nicht verſäumen, Mineralogen, wenn es deren gibt, die es noch nicht wiſſen, darauf aufmerkſam zu machen, daß hier der bunte Sandſtein mit Eiſenoxydhydrat in den intereſſanteſten Formen vorkommt, ebenſo die Oxydröhren in großer Menge. Eiſenerze, nierenförmiger, grau marmorirter und weißer Faſerbaryt, kohlenſaurer Strontian und Strontianit fehlen auch nicht, und nicht ſelten werden intereſſante Muſcheln und ſelbſt Geweihe von Hirſchen, Elenn- und Rennthieren auf der Battenberger Höhe ausgegraben. Die herrliche Ausſicht, die der von Neuleiningen noch den Vorrang abgewinnen ſoll, hat jeder Sucher und Sammler gratis in Kauf.

In unſere Berechnung paßte der Umweg und Aufenthalt nicht, wir ſtrebten thalwärts der bis jezt noch unſichtbaren Burg Altleiningen zu. Denn Neuleiningen iſt ja ſchon ſeinem Namen nach nicht die eigentliche Stammburg des edeln Geſchlechts, vielmehr erſt in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, als die Söhne des Grafen Friedrich II. das väterliche Erbe theilten und getrennte Wohnſitze dem gemeinſchaftlichen vorzogen. Ehe wir aber Neuleiningen verlaſſen, darf ich nicht vergeſſen, der wackeren Gräfin Eva zu erwähnen, die in dem wüſten Bauernkriege des Jahres 1526, wo Klöſter und Edelſitze rings in Rauch aufgingen, ihr Schloß vor dem Untergange dadurch bewahrt hat, daß ſie dem heranſtürmenden rohen Haufen begütigend entgegen kam, ihn mit Wein und Braten bewirthete und die neugebackenen Herrn aus dem Volke ſelbſt bediente.

In dem ſtillen Thal, in das wir niederſtiegen, war es ſommerlich warm und der ſandige Weg nicht eben angenehm, indeß dankten wir Gott, daß uns nicht das Loos des Mannes zugefallen, der da unten einen kleinen Karren zog, auf dem einige kleine Kinder ſaßen, während ein paar größere nebenher liefen und die Mutter ſchiebend nachhalf. Es war das eine Familie aus einem nicht fernen Dorfe, das zu den Merkwürdigkeiten des Landes gehört. Sein Name iſt Karlsberg, gewöhnlich aber heißt es Matzenberg von der Höhe, über die es hingebreitet liegt. Unähnlich allen andern Dörfern des Rheinlandes, die gewöhnlich hübſch zuſammen gebaut ſind, dehnt ſich dieſes wenigſtens anderthalb Stunden weit über Rücken und Hang eines Berges hin und beſteht aus lauter einzelnen Häuſern, Höfen und Hütten, denen das umher liegende Feld und die zahlreichen Kirſchbäume nicht ſelten ein recht maleriſches Anſehen geben. Ein Graf von Leiningen hat vor etwa hundert und fünfzig Jahren dort einen Wald ausgereutet und allerlei Volk herbeigezogen, um ein Dorf auf der Stelle anzulegen. Es mag wohl noth gethan haben, die Grafſchaft wieder zu bevölkern, da ein halbes Jahrhundert vorher, zu Ende des dreißigjährigen Kriegs, die Einwohnerſchaft des ziemlich weiten Gebiets bis zu der wirklich fabelhaft geringen Zahl von 119 zuſammengeſchmolzen war. Es läßt ſich denken, welche Sorte von Leuten ſich nun auf dem Matzenberge

zuſammen fand, um dort Aufenthalt zu finden und den Erbbeſtand zu genießen. Namentlich fehlte es nicht an Zigeunern und ſonſtigen fahrenden Leuten. Der nicht ſonderlich ergiebige Boden und die von den Vätern ererbte Gewohnheit zu wandern treibt heute noch die Matzenberger hinaus in alle Welt. Du kannſt ſie auf der Dult in München finden und auf der Meſſe zu Leipzig, bald als Bänkelſänger und Polichinelle, bald als Keſſelflicker und Hauſirhändler. Siehſt du einen von zahlreicher Familie umgebenen Karren mit Fayence und ſonſtigem Steingut oder mit hölzernem Küchengeſchirr, einen über und über gelben Ockerhändler, einen Knaben, der Silberſand oder Wetzſteine, Hemdknöpfe und Nadeln, einen Mann, der Fleckkugeln oder leichtes Leinen- und Baumwollgebild, oder was immer für kleine Haushaltbedürfniſſe feilbietet, ſelten wirſt du irren, wenn du ihn für einen Matzenberger hältſt. Wie ich höre, ſoll den Leuten in jüngſter Zeit das Hauſiren weſentlich erſchwert ſeyn, ob aber ihr heimiſcher Boden ſie nähren kann, das iſt eine andere Frage.

Es wurde lebhafter im Thale. Eine ziemliche Zahl von Arbeitern war beſchäftigt, den elenden Sandweg in eine neue wohlgebaute Straße umzuwandeln, ſo daß man wohl bald bequemer in dieſe abgelegene Gegend gelangen wird. Uns zog ein einſam mitten im Wieſenthale gelegenes Fabrikgebäude an. Es iſt das ein Drahtzug, der dem Freiherrn von Ginanth angehört. Wir ſahen eine Zeit lang zu, wie die Arbeiter in der Runde ſaßen und die dicken Eiſendrähte immer dünner und dünner zogen, und wie in einer andern Abtheilung die Maſchine Schlag auf Schlag die fertigen Drahtſtifte lieferte, die in unſern Tagen den armen Nagelſchmieden durchs Herz gehen, weil ſie ihnen das ohnehin ſaure Handwerk verderben.

Bei einer Sägmühle, an der uns der Thalweg bald darauf vorüber führte, kam eine Sage zur Sprache. Es iſt die von der ſchönen Gräfin Jolanthe und ihrer unglücklichen Freundin, eine Sage, die ihre gute geſchichtliche Baſis zu haben ſcheint. Dieſe Jolanthe, Tochter eines Grafen Friedrich von Leiningen, war mit einem Grafen von Egmont verlobt und wies darum die Bewerbungen eines Herrn von Randeck beharrlich ab. Aus Eiferſucht beſchloß dieſer des Fräuleins Tod. Er führte ſie einſt ſammt ihrem Bräutigam und ihrer Freundin zu dieſer Sägmühle, hatte aber mit dem Müller ſchon die Verabredung getroffen, daß dieſer ein dünnes morſches Brett als Steg über dem Räderwerk anbrachte, auf dem Jolanthe in den Tod gehen ſollte. Dieſer fehlte indeß der Muth, und kein Zureden des tückiſchen Liebhabers vermochte ſie, den Steg zu betreten. Ihre Begleiterin aber that es, ſtürzte hinab und wurde von den Rädern zermalmt. Randeck ward ſammt dem Sägmüller ergriffen und auf die Burg gebracht. Das Haupt des erſteren fiel im Burghof Nachts bei Fackelſchein, der letztere ſollte lebenslang im Verließe ſchmachten, wurde aber am Hochzeittage Jolanthes freigelaſſen und des Landes verwieſen. Daß bei der Sägmühle Randecks Geiſt noch immer ſpuckt, verſteht ſich von ſelbſt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 37. 10. September 1854.

Die Kunſt iſt eine Vermittlerin des Unausſprechlichen; darum ſcheint es eine Thorheit, ſie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet ſich für den Verſtand ſo mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt.

Goethe.

Die deutſche Kunſtausſtellung in München.

I.

Als die Malerei in Deutſchland zu einer neuen Blüthe kam und dieſe auch die Theilnahme der gebildeten Volkskreiſe erweckte, entſtanden an allen größeren Orten Kunſtvereine, die durch Ausſtellungen ſowohl der Kunſt als den Künſtlern und dem Geſchmack des Publikums förderlich zu ſeyn dachten. Auf die bisher übliche Weiſe iſt der löbliche Zweck nicht erreicht worden. Die bunte Fülle des Mannigfaltigen, die bei ſolcher Gelegenheit zuſammenſtrömte, das Gute, das Mittelmäßige, das Schlechte, das ordnungslos durcheinander geſtellt ward, mußte die Beſchauer mehr verwirren als aufklären. Das Schöne iſt ſchwer, ſagte einſt ein Grieche. Die Menge wollte einen flüchtigen Genuß, ſie ſchlürfte lieber leichten Schaum, als daß ſie mit Ernſt den Quell in verborgener Tiefe geſucht hätte; ſie hielt ſich mehr an kleine, dem Alltagsleben naheliegende Gegenſtände, als daß ſie ſich um die Idee bemühte, welche in einem großen Stoffe ausgeprägt worden; ſie ſah mehr auf die glänzende Oberfläche als auf die Bedeutung der Compoſition und den Geiſt der Auffaſſung. Die producirende Mittelmäßigkeit kam ſolchem Sinne natürlich mit Eifer entgegen; ſie ſah die Ausſtellungen vor allem als einen vortheilhaften Markt an, und die Ausſicht auf Verkauf ward zur Haupttriebfeder für die Beſchickung derſelben; die Meiſter zogen ſich größtentheils von ihnen zurück, und die ſüßliche Sentimentalität und geleckte Eleganz, wie ſie eine Zeitlang von der Düſſeldorfer falſchen Romantik gepflegt wurde, war der gangbare Modeartikel, deſſen Figuren aus dem Gemälderahmen bald auch auf den Stickrahmen der Damen übergingen, wohin ſie von Haus aus gehört hatten.

Die Stetigkeit und Haltung unſerer Kunſtentwicklung knüpft ſich nicht an die Ausſtellungen, ſondern an die monumentalen Werke in München und Berlin, an Cornelius und Kaulbach; und da die großen Schöpfungen nicht von Tag zu Tag entſtehen, da ſie der Jahre zur Vollendung bedürfen, dafür aber auch der Nachwelt unverloren bleiben, ſo kann man wohl behaupten, daß die Stadt München mit ihren Kirchen und Sälen und der neuen Pinakothek eine große deutſche Kunſtausſtellung ſey, und dieſe zu ergänzen und zu vervollſtändigen war der Gedanke des Malers Teichlein, als er zu einer hiſtoriſchen Ausſtellung in dem Sinn anregte, daß an das hier Vorhandene die bedeutendſten auswärtigen transportabeln Werke von den Zeichnungen Carſtens und den Bildern Wächters und Schicks an bis auf die Gegenwart auf einige Monate angeſchloſſen

würden, und wir ſomit ein Geſammtbild von dem Werden, Wachſen und Wollen des vaterländiſchen Kunſtgeiſtes erhalten hätten, das uns zur Freude und Stärkung, bei dem Ausland uns zur Ehre gereicht haben würde, und von dem Abwege virtuoſenhafter Bravourſtücke und einſeitiger Technik auf den rechten Weg einfach klarer Formgebung für ächten ewigen Lebensgehalt entſchieden und energiſch hingewieſen hätte. Die Akademie und die Regierung waren bereit auf den Plan einzugehen, der ſo wenig unüberwindliche Schwierigkeiten gehabt hätte als die Vereinigung der Schauſpieler zu einem Geſammtgaſtſpiel. Aber die Maſſe der Maler und Bilderkritiker erhob ſo lauten und verworrenen Widerſpruch, daß Teichlein die Sache fallen ließ. Was man nun von dem urſprünglichen Vorhaben feſthielt, beſtand darin, daß man beſchloß über die eingeſandten Bilder eine Jury zu Gericht ſitzen zu laſſen und nur dem Geprüften und Bewährten Eintritt zu geſtatten, und daß man ſich an die Kunſtvereine Wiens, Berlins, Dresdens, Düſſeldorfs wandte und ſie einlud, Sorge zu tragen, daß ihre Kreiſe würdig vertreten ſeyen, daß ſie das Unbedeutende und Mangelhafte zurückhielten und ſich für das Erſcheinen des Preiswerthen bemühten. Wien und Dresden ſind dieſer Aufforderung am beſten nachgekommen, am wenigſten Düſſeldorf, von wo weder Leſſing noch Deeger oder Leutze oder Achenbach mit einem Bild erſchienen ſind. Doch iſt unter allen Ausſtellungen, die jemals in München ſtattfanden, die dießjährige bei weitem die bedeutendſte, und hat überhaupt dieß voraus, daß ſich nichts ganz Schlechtes und vieles in ſeiner Art Vortreffliche findet. Dabei iſt die Aufſtellung geſchmackvoll und dadurch auch der Eindruck beim flüchtigen Durchwandern ein wohlthuender. Machen wir einen Gang durch die freundlichen Hallen, um dasjenige hervorzuheben, was uns den Zuſtand gegenwärtiger Kunſtübung im Guten und Schlimmen veranſchaulicht.

Werke des hohen Styls und monumentalen Charakters werden in der Malerei vorzugsweiſe an der feſten großräumigen Wand in Fresco oder Stereochromie ausgeführt; man wird ſie auf einer Ausſtellung nicht ſuchen, die an das wanderungsfähige Staffeleibild gewieſen iſt; aber die Cartons, die den Geiſt des Künſtlers am unmittelbarſten offenbaren, ſind doch beweglich, und hier hätten wir erwartet, daß das Ausſtellungscomité vom Teichlein'ſchen Plan gerettet hätte, was zu retten war, Sorge getragen hätte, daß von Cornelius Zeichnungen für das Campo Santo, von Kaulbachs Zeichnungen für das neue Muſeum in Berlin einige Blätter vorhanden wären. Wenn ſie auch ſchon einige Jahre alt ſind, den meiſten Beſuchern, namentlich den Münchnern ſelbſt wären ſie neu geweſen.

Wollte man die religiöſe Malerei nach der hieſigen Ausſtellung beurtheilen, ſo müßte man ſagen, ſie läge ſehr im Argen. Eigentlich iſt nur ein Glasgemälde und ein Oelbild nennenswerth. Erſteres, eine Madonna mit dem Kinde von Joſeph Scherer, iſt ſchlicht und klar in der Compoſition wie in der Farbe; das zweite, reicher entwickelt, iſt die Rechtfertigung Suſannas durch den Spruch Daniels, von Kaſelowski. Auf erhöhten Stufen ſteht der jugendliche Prophet und im Vordergrund ſind links die beiden Alten, die zur Richtſtätte abgeführt werden in ihrem Schuldbewußtſeyn, rechts die für unſchuldig anerkannte Jungfrau mit den Ihrigen in einen wirkſamen, aus der Sache ſelbſt ſich ergebenden Contraſt geſtellt. Sonſt aber zeigt die ganze Ausſtellung mit ihren vielen Heiligenbildern nichts, das annähernd daran erinnerte, wie Overbeck die ſpecifiſch kirchliche Kunſt gefühlvoll wieder belebt, Cornelius hier gedankenreich waltet, nichts, das mit den Kirchengemälden von Heß, Schraudolph oder Deeger einen entfernten Vergleich aushielte. Was ſoll uns in aller Welt ein Chriſtkind, in welchem das Volk das fleiſchgewordene Wort, das neue Lebensprincip ſehen ſoll, wenn es auf dem Schooß der Mutter eingeſchlafen iſt? wenn dabei Maria nicht den menſchlich mütterlichen Empfindungsausdruck zeigt, ſondern vielmehr in anbetender Frömmigkeit und unbefleckter Hoheit erſcheinen ſoll? Da will einer ſeine Fortſchritte im Colorit zeigen und producirt eine gelb und grün ſchillernde Oefenmalerei, während ein anderer meint, wenn er nichts thue, als nur mit Lokalfarben illuminire, ſo gebe dieß dem Bild das Gepräge einfacher Größe, während es doch nur von der Unbehülflichkeit oder Unfähigkeit des Verfertigers zeugt.

Fürwahr, die Gegner chriſtlicher Kunſt hätten in dieſer Ausſtellung gewonnenes Spiel, wenn nicht noch einige Bleiſtiftzeichnungen von Führich und Guſtav König in einem der Verbindungsgänge der Säle wirklich werthvoll wären. Führich hat die Proportionen nicht recht gewahrt, auch an Kraft des Ausdrucks mit einem ähnlichen Werke Raphaels in ſeiner Predigt des Apoſtels Paulus nicht mit Glück gewetteifert, im Ganzen aber ſowohl auf dieſem Bilde als mehr noch auf dem, welches eine Predigt von Petrus darſtellt, Geſtalten voll ernſter Würde und ächten Gefühls geſchaffen und ſie in anſprechender Weiſe zu einem wohlgerundeten Ganzen componirt. König gibt auf zwei kleinen Bildern den Schmerz der Sünde: der Zöllner ſchlägt reuevoll an ſeine Bruſt und Petrus verhüllt beim Hahnenſchrei ſein Haupt; in der Mitte zwiſchen beiden ſehen wir den verlorenen Sohn, wie er als der wiederheimkehrende dem Vater an die Bruſt ſinkt, der erbarmend und mit dem Typus von Gott Vater ſelbſt ihm die Arme entgegenbreitet, ſo daß wir im Sohne den Menſchen überhaupt erkennen dürfen; über der Gruppe ſehen wir denn auch die Freude der Engel über den Sünder, der Buße thut. König weiß ſtets mit wenig Mitteln viel zu ſagen; ſeine Zeichnungen ſind, wenn auch oft ſehr klein ausgeführt, doch immer groß gedacht.

Hier laſſen ſich wohl die Kupferſtiche und die Zeichnungen für ſolche anreihen. Die Madonna della sedia von Eugen Eduard Schäffer trägt offenbar den erſten Preis davon durch geiſtvolle Auffaſſung des Ganzen und liebevolle Ausführung bis in's Einzelnſte hinein. Umriſſe oder in Cartonmanier ausgeführte Stiche deſſelben Meiſters nach Giotto, Fieſole, Cornelius, Veit zeigen, wie vollendet er ſich in die Anſchauungsweiſe jedes dieſer Künſtler zu verſetzen und ihren Styl wiederzugeben weiß. Seine Zeichnungen verheißen uns neben einigen Madonnen und der Poeſie von Raphael das wundervolle Bild Tizians in der Galerie Borgheſe zu Rom, zwei Frauengeſtalten, eine bekleidete und eine nackte, am Brunnen, Amor zwiſchen ihnen, in einer reichen Landſchaft, bekannt unter dem Namen Amore sacro o profano. Wohl noch nie iſt der Schmelz und Zauber des Tizianiſchen Colorits mittelſt bloßer Schattirung ohne Farbe durch die Stimmung und Haltung des Ganzen, die harmoniſche Abſtufung der beſondern Töne und die Weichheit und den Schwung jeder einzelnen Linie ſo reproducirt worden.

Wenden wir uns zu Darſtellungen aus der weltlichen Geſchichte, ſo begegnen uns ſofort zwei Weiſen der Auffaſſung und Behandlung. Die eine, die idealiſtiſche, geht vor allem von der innern Bedeutung des Gegenſtandes aus und ſucht den ewigen Sinn und Gehalt der Sache in großen, klaren Formen auszuſprechen; ſie ſtreift alles bloß Aeußerliche oder Zufällige ab, ſie gibt allein das Weſentliche und das ganze Weſentliche, ſo daß das Wirkliche von den Mängeln und Schlacken der Endlichkeit befreit, ſeinem Kern und ſeiner innern Wahrheit nach rein und voll in die Erſcheinung tritt und dadurch zum Ideal erhöht wird. Wenn der Künſtler den ethiſchen Gehalt, die allgemein menſchliche Bedeutung des Stoffs erfaßt hat, dann erſt kleidet er ihn in die charakteriſtiſchen Züge, die das hiſtoriſche Ereigniß nach Zeit und Ort gehabt hat; wenn er daſſelbe in ſeinem weltgeſchichtlichen Zuſammenhang, mit ſeinen Wurzeln in der Vorwelt und ſeinem Einfluß auf die Nachwelt, wenn er es in ſeiner eigenthümlichen Würde und Größe veranſchaulichen will, ſo wird er die Fülle und Breite des Realen zu wenigen, aber machtvollen typiſchen Geſtalten verdichten, er wird die geiſtigen Mächte, welche in dem Ereigniß walten, im Anſchluß an den Volksglauben auch ſymboliſch darſtellen dürfen. Wir können dieſe Weiſe auch die dichteriſche nennen, während die andere, die realiſtiſche, gleich der Proſaſchilderung, gerade das Factiſche als ſolches zum Ausgangspunkte nimmt, die äußern Momente des Geſchehens, das Coſtüm der Zeit, die wirkliche Form der Begebenheit aufgreift und dadurch, daß ſie einen wahrhaft großen Moment erfaßt, daß ſie die Beſonderheiten zum Ganzen ordnet, doch auch auf eine tiefere Bedeutung der Sache ſchließen läßt. Die idealiſtiſche Weiſe betrachtet das Kleid des Menſchen als ein Gewand, in deſſen Haltung, in deſſen Faltenwurf ein Echo des Charakters und der Seele nachhallt; die realiſtiſche ſieht auf den Stoff, um Leinwand, Sammt, Seide, Wolle treu und beſtimmt erkennen zu laſſen, und weicht nicht von der Tracht der Zeit oder des Landes ab, denen die Begebenheit angehört. Die idealiſtiſche ſchafft die Geſtalten für den Ausdruck der Idee, die realiſtiſche hält ſich möglichſt an die Porträtähnlichkeit und ſucht dieſe durch ihren Ausdruck in die Handlung zu verflechten. Je mehr es dem Idealiſten gelingt, das Ewige naturwahr zu verkörpern, je mehr der Realiſt von dem bloßen Copiren ſich zur ſinnvollen Compoſition eines Ganzen erhebt und aus dem Fluſſe der Zeit den bedeutſamſten, prägnanteſten Augenblick ergreift, um ſo näher werden beide einander rücken, um ſich zum Bunde die Hand zu bieten. Der eine wird von Haus aus mehr Zeichner, der andere mehr Maler ſeyn, aber weder wird jener des Studiums der Farbe, noch dieſer der geiſtvollen Auffaſſung entbehren können.

Ich möchte hiernach zunächſt drei hiſtoriſche Gemälde in Betracht ziehen. Das erſte iſt von Philipp Foltz. Heinrich der Löwe verweigert dem bittenden Barbaroſſa ſeine Hülfe gegen Mailand. Der Künſtler hat ſich hier vor allem an den Gedanken der Begebenheit gehalten und dieſen in der Macht des deutſchen Vaſallenthums gegenüber dem Kaiſer und Reich im zwölften Jahrhundert gefunden. Im eiſengrauen Panzerhemd ſteht trotzig, in ſich verſchloſſen die herkuliſche Geſtalt Heinrichs des Löwen da; der Kaiſer im wallenden Purpurmantel beugt eben ſogar das Knie vor ihm, aber geſtützt auf ſein Schwert, um ſich ſofort wieder zu erheben, wie ein Goldadler einmal den Flug abwärts ſenkt, um einen neuen Aufſchwung einzuleiten. Der Eindruck des Unerhörten ſpiegelt ſich auf den Umſtehenden ab; ein Ritter mahnt zur Nachgiebigkeit, Otto von Wittelsbach greift zur Streitart, aber ein Italiener mit mephiſtopheliſchen Zügen flüſtert den Rath des trotzigen Beharrens dem Herzog in's Ohr, während die Kaiſerin, eine lichte, edle Geſtalt, den Gemahl auf den Himmel verweiſt und der Page dem Kaiſer den Schild bereits darbringt. Das Bild iſt mit Kraft und Energie gemalt, aber alles Beſondere iſt dem Ganzen untergeordnet.

Dagegen ſehen wir bei dem ebenfalls in großem Maßſtab ausgeführten Werk von Julius Schrader, Leonardo da Vinci's Tod in den Armen Franz I. von Frankreich, viel Bravour in der Technik, eine kühne Pinſelführung, eine ſcharfe Naturtreue in der Nachbildung von Teppich, Pelz, Tuchrock und Leinwand, aber wir fragen ſofort: Was ſoll das alles? Wollte der Künſtler dieſe Aeußerlichkeiten copiren, wozu der geſchichtliche Stoff? Wollte er Leonardo da Vinci darſtellen, ſo beſteht doch die Bedeutung dieſes herrlichen Mannes nicht darin, daß er geſtorben iſt, ſondern in ſeinen Werken. Oder ſollte uns der Tod in den Armen des Königs ſagen, daß die Kunſt es doch weit

bringen kann, daß der ſterbenden Kunſt die weltliche Macht ſich annimmt? Und dazu dieſer geiſtloſe Franz, dazu dieſe häßliche, am Boden hockende, verdrehte Figur des Arztes! Das Machwerk des Bildes wird viel bewundert; es iſt auf Effekt berechnet und hat damit ſeinen Lohn dahin.

Foltz hat mehr die deutſche, Schrader die franzöſiſche Art und Kunſt zum Ziel und Muſter. Ein dritter, Karl Piloty, hält ſich an die Belgier. Die Haupt- und Staatsaction, daß Herzog Maximilian von Bayern zu München im Jahr 1609 ſeinen Beitritt zur katholiſchen Liga erklärt, welche ihn zu ihrem Oberhaupte erwählt, berührt ein unerfreuliches Kapitel der deutſchen Geſchichte; der Stoff iſt mehr Schauſtellung als That, eine beſondere Idee iſt darin nicht offenbar. Das Bild ſoll wie das von Foltz in einem Cyklus hiſtoriſcher Bilder ſeine Stelle haben. Der Maler war damit auf die realiſtiſche Darſtellungsart hingewieſen, und er hat das Aeußere voll Naturtreue, aber zugleich voll Glanz dargeſtellt; der Blick des Beſchauers wird von den Stufen, auf welchen der Feldhauptmann Tilly kniet, zu dem oben ſtehenden Fürſten empergeleitet, deſſen Hände Prieſter erfaſſen; im Vordergrund links Diplomaten und Geiſtliche, rechts Chorknaben, Krieger und die dem Herzog zugeſchwenkte Madonnenfahne. Ein idealer Schimmer wird über das Ganze neben dieſer Klarheit der Compoſition durch die Harmonie der Farben verbreitet. Der Einfluß von der Stärke Gallaits iſt wohl bei keinem Münchner Künſtler ſo ſichtbar als bei Piloty; er iſt es auf eine erfreuliche Weiſe: die Farbe, das Farbenecho, das Helldunkel war lang die ſchwache Seite der Münchner; ſie können hier viel annehmen und lernen, ohne die eigenthümlichen Vorzüge aufzugeben. Wenn das Colorit aber allein alles thun ſoll, und Auffaſſung, Ordnung der Geſtalten und Zeichnung mangelhaft ſind, dann wird freilich mehr aufgegeben als gewonnen. Für ſolche Hermannſchlachten, wie die von Romako, bedanken wir uns; ſie zeigen höchſtens, daß es das Malen als ſolches allein nicht thut. Vollſtändig verkehrt iſt die Kreuzzugspredigt von Schams, der ſtatt des Ausdrucks religiöſer Begeiſterung die ſauertöpfiſchen Geſichter mit einem dicken rothen Abendlicht begabt, das durch ein Fenſter in die Stube bricht und mit dem Gegenſtand des Bildes nicht in dem mindeſten Zuſammenhang ſteht, ſo wenig wie der Hund unter dem Tiſch. Der Heldentod Magdeburger Frauen und Jungfrauen bei der Zerſtörung der Stadt, von E. Steinbrück, hat manches Anziehende, namentlich iſt das Grelle gemildert und die Schönheitslinie nirgends überſchritten, aber zu conventionell um alle Bewegungen herumgezogen, ſo daß dem Bild die volle Wirkung fehlt. Der Künſtler hat, wie es früher in Düſſeldorf Sitte war, auf keinen Fall zu weit gehen wollen, was ſehr löblich iſt, dafür gelangt er aber auch nicht auf den Gipfel.

Selbſtbeſpiegelung iſt in der Kunſt ein widerlich Ding; ſie zeigt immer den Verluſt der innern Schöpferkraft an, und der Dichter, der vom Dichter dichtet, der Maler, der das Malen malt, ſtatt daß ſie ſchildern ſollten, wie man lebt und handelt, nimmt nicht bloß einen meiſt undankbaren Stoff, ſondern er geräth in die Gefahr der Selbſtbeſpieglung. Die Bilder der Maler von Malerwerkſtätten, mit oder ohne den Beſuch von hohen Herrſchaften, ſind doch eigentlich recht langweilig, und ich würde viel lieber eine Küche oder Schenkſtube abconterfeien, wenn ich Maler wäre, als immer wieder das wiederkäuen, was mich in der Wirklichkeit umgibt. Ich ſchweige von derlei Mißgriffen, deren auch hier wieder mehrere ſind; nur an Ammerling in Wien, der uns das liebliche, feingemalte Roſenmädchen geſandt, richte ich die Frage, ob es nicht eine Geſchmackloſigkeit iſt, daß er auf ſeinem eigenen Porträt die Palette mit den rothen und blauen Farbenkleren anbrachte?

Peter Heß gibt ein Bild von der Schlacht bei Leipzig. Die Porträts der alliirten Monarchen, Schwarzenbergs und anderer ſind da, ferner vortreffliche Pferde, Soldaten in Situationen, wie ſie in jedem Kampfe vorkommen, aber die weltgeſchichtliche Wucht des Ereigniſſes tritt nicht hervor, lange nicht ſo wie auf dem bekannten franzöſiſchen Gemälde Steubens, Napoleon bei Waterloo. Doch iſt die Gruppirung überſichtlich und im Einzelnen ſind manche gute Motive benuzt. Immerhin leiten ſelbſt ſolche Schlachtgemälde in das Genre hinüber, das dann nicht ſowohl eine beſtimmte, einmal geſchehene, einen Grundgedanken des Lebens verwirklichende That, ſondern das Gattungsmäßige darſtellt, was in ähnlichen Lagen immer vorkommt. So möchte ich auch Karl Steffecks Kampf des Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit den Nürnbergern nur als eine größere Schlachtſtudie, eine Kampfſcene bezeichnen.

Dem hiſtoriſchen Genre kommen ſodann auch mehrere Schilderungen zeitgenöſſiſcher Begebenheiten zu. Feodor Dietz, der den Schleswig-Holſteiner Feldzug mitgemacht und viele treffliche Skizzen und Studien von dort mit nach Haus gebracht hat, malte Scenen aus dem Kampf bei Eckernförde, realiſtiſch aufgefaßte Nachtſtücke in der Doppelbeleuchtung des Mondes und des brennenden Schiffs, bei denen der patriotiſche Sinn mit Muth und Wehmuth zugleich den Pinſel führte und ſolche Gefühle auch in dem Beſchauer erweckt. — Friedrich Pecht führt uns nach Venedig. Eben landen die erſten öſterreichiſchen Soldaten in der eroberten Stadt, da ſehen ſie eine Gruppe von Italienern, Männer, Weiber, Kinder, die der Krankheit und dem Hunger zu erliegen in Gefahr ſind, und ſpenden barmherzig Wein und Brod aus ihren Feldflaſchen und Taſchen. Die Noth der Italiener iſt indeß nur in einem hinſchmachtenden Mädchen und einigen Jungen ſo dargeſtellt, daß der verſöhnende Hauch der Kunſt darüber weht; ein kranker Mann und

mehrere Frauen ſind unnöthig und unerquicklich graß behandelt, und es iſt bei aller Virtuoſität der Ausführung dem Künſtler nicht recht gelungen, ſeine Intenſion klar heraustreten zu laſſen, die doch wohl in dem Contraſte beider Nationalitäten beſtand: bei den Italienern die größere Leibesſchönheit, ideale Formen der äußern Erſcheinung, aber gebrochen von der Noth, der verſchuldeten Noth des Lebens, und bei den Deutſchen unter der rauheren, gröberen Außenſeite das edle Herz und der Sieg des Muths wie der Gutmüthigkeit. Beide Künſtler verdienen das Lob, daß ſie Stoffe aus der eigenen Erfahrung unſerer Tage ergriffen haben, für die ſie die Theilnahme ſchon vorfinden, ſo daß ſie ihre Schilderung nicht auf den Effekt einzurichten brauchen.

Unter den Gemälden, welche ihren Stoff aus Dichtern nehmen und ſich der Poeſie illuſtrirend anſchließen, nimmt wohl eines von Engelbert Seibertz die erſte Stelle ein. Das Fauſtwerk dieſes Künſtlers iſt bekannt, der zweite Theil wird den erſten noch übertreffen und ein Commentar werden, der durch ſinnvolle Veranſchaulichung den Ideengehalt und die Gedankenfülle dieſes Buchs mit ſieben Siegeln dem größeren Publikum näher bringen wird. Schade daß in dem erſten Theil die Geſtalt Gretchens ſo wenig gelungen iſt, auf welche doch gerade die Dichtung den hellſten Strahl der Schönheit fallen läßt! Wir ſehen eine Leiſtung, die von der ehrenwerthen ernſten Tüchtigkeit eines bürgerlichen Talents Zeugniß gibt, während der Genius des Dichters den höchſten Schwung der Poeſie entfaltet. Das Gemälde nun ſchließt ſich einer Zeichnung an, aber wiederholt ſie nicht; die Zeichnung, Fauſt mit Mephiſtopheles in der Hexenküche, zeigt im Hintergrund eine lagernde Frauengeſtalt im Styl einer mittelalterlichen Venus. Die Zeichnung iſt ein Glied in der Kette des Ganzen; das Gemälde aber will mit Recht ein Ganzes für ſich ſeyn, und ſo erhebt ſich denn hier zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles aus den Dampfwolken des Hexenkeſſels die ſchöne Helena, die Repräſentantin des Hellenenthums; Formgebung und Haltung erinnern an die Venus von Melos; die Umriſſe verſchweben bei aller plaſtiſchen Fülle des Körpers mit dem duftigen Schleier und Hintergrund; wir werden wieder an antike Werke, an jene wunderbaren Tänzer und Tänzerinnen der Wände von Pompeji und Herculanum erinnert. Das Bild gibt eine einzelne Scene aus dem Gedicht, aber dieſe wird durch die geiſtvolle Behandlung zu einem Symbol der Verſchmelzung des Mittelalters mit dem Griechenthum, wie ſie die Zeit der Fauſtſage, die Zeit der Wiedererweckung des Alterthums einleitet.

Weit weniger Gutes kann ich von Heinrich Schwemmingers Nibelungenbildern ſagen. Er hat neun Scenen aus dem Heldenliede genommen; von denen er abwechſelnd bald die eine bald die andere groß in die Mitte ſtellt und die andern klein auf den vier Seiten in einem architektoniſchen Rahmen anbringt; der Gedanke an ſich iſt gut, aber das Wiederholen und Sichſelbſtcopiren zeugt nicht von Geiſtesreichthum. Indeß was läge daran, wenn die Bilder nur beſſer wären! Nach dem Vorgang von Cornelius und Schnorr, die den Typus für die Helden des deutſchen Volksgeſangs gefunden und feſtgeſtellt haben, hat ſich der neue Darſteller nicht richten wollen, während die alten großen Meiſter bei den Griechen und Italienern nicht ſo neuerungsſüchtig waren, ſondern gerade ihre herrlichſten Werke an der Hand der Tradition und ſomit im Zuſammenwirken ganzer Geſchlechter ſchufen, freudig bewahrend, was ein Vorgänger einmal dem Weſen der Sache gemäß geleiſtet hatte. Wenn die eine rechte Form gefunden iſt, warum ſich mit ſchiefen und halbwahren Modifikationen plagen? Dieſe im Mondſchein träumende Chriemhild, welche vor dem Einſchlafen die Amaranth des Herrn von Redwitz geleſen zu haben ſcheint, dieſer ſich über das Waſſer bückende Siegfried, dieſer geſpenſtige Hagen mit ſeinen auseinander gezogenen Gliedern, als ob ſie von Gutta Percha wären! Ich erwähne ſie, um junge Talente vor falſcher Originalitätsſucht zu warnen; die ächte Größe beſteht nicht darin, daß man etwas Abſonderliches hat oder macht, ſondern etwas Rechtes und Wahres, und dieß wird am beſten im organiſchen Zuſammenhang einer hiſtoriſchen Entwicklung erreicht, die das Gute der Vorgänger treu bewahrt und im Anſchluß an daſſelbe Neues ſchafft.

Hier iſt denn wohl der Ort, ein paar Zeichnungen von Genelli zu nennen, die zwar nicht einzelne Dichterwerke erläutern, ſondern von dem Wirken der Dichter eine Anſchauung geben wollen: Homer, der vor den Hellenen ſeine Heldengeſänge vorträgt, gottbegeiſtert, mit erhobenen Händen, unter einem heldenkräftigen Volk, und Aeſop, den die Hirten auf einen Brunnen geſetzt haben, daß er ihnen mit ſeinem klugen Munde in Thiergeſchichten ein Symbol ihrer eigenen Lebensverhältniſſe erzähle. Genelli iſt wie Carſtens bei der Zeichnung ſtehen geblieben und iſt nicht zur Ausführung mit der Farbe, nicht zur vollen Modellirung durch Licht und Schatten fortgegangen; aber gerade in ſeinen Skizzen entfaltet er eine Fülle von poetiſchen Gedanken, die er mit eben ſo anſchaulicher Klarheit ordnet, als er ſie zu charakteriſtiſchem Ausdruck in Geſtalten ausprägt, die allerdings oft mehr allgemeine, manchmal dämoniſche Größe als individuelle Beſtimmtheit haben.

Skizzen aus dem norddeutſchen Leben.

V.

Seefahrt.

Der Amtmann ſaß auf dem Sopha am runden Tiſch in der Ecke des Zimmers, das man höchſt feierlich das ſeine nannte, obgleich er in Wirklichkeit weder dran noch drin ein beſonderes Eigenthum hatte, außer dem Schreibtiſch und dem Brett mit den Gaſtpfeifen. Er hatte die Arme auf den Tiſch gelegt, miſchte die Karten und ſah dabei mit nachdenklichen Blicken aus dem gegenüber befindlichen, jetzt offen ſtehenden Fenſter. Uns, die wir vom Spaziergang kamen, und ihn zu begrüßen in's Zimmer getreten waren, ſchien er kaum zu beachten. Er hatte uns nur flüchtig zugenickt. „Nun," ſprach er jedoch plötzlich, „in der nächſten Woche, wenn alles gut geht, laſſe ich anmähen. Heut iſt Mittwoch, und es iſt noch Zeit. — Ihr ſeyd artige und vernünftige Weſen, Kinder," fuhr er fort und wandte uns den Kopf zu, „habt nicht das Unmögliche begehrt, ſondern euch mit den ſtillen Tagen begnügt; dafür ſollt ihr einen Spaß haben."

Er legte die Karten nieder und ſah uns, die wir neugierig näher traten, mit ſchlauem Blick und launigem Lächeln an. „Wollt ihr zum ſchwarzen See?" ſprach er dann langſam und nahm eine Priſe, „oder — wollt ihr — nach — der — Inſel?" — „Hurrah! Inſel! hurrah! Papa, hurrah!" brach Margaretha aus und ſprang hoch auf und fiel ihm um den Hals und küßte und herzte ihn auf's heftigſte. Und auch wir übrigen ſtimmten jauchzend ein, denn das war ein luſtiges und ſeltenes Vergnügen. Selbſt die Mutter ſagte heiter: „Sieh, ſieh, wie mein lieber Alter ſeine Leute ſo gut kennt! Das haſt du hübſch gemacht, Erhard!" — „So? wirklich einmal? Sieh doch!" meinte er launig, indem er aufſtand und Margarethen leiſe und ſanft von ſich ſchob. „Bleib' mir vom Leibe, du Unband! Laß mich nur los, du wilder, kleiner Thorenkopf! Geh lieber hin und ſorge, daß dein alter Ritter uns begleitet." — „O, er muß!" rief ſie luſtig, „er muß!" — „Na, na!" ſprach er lachend, „bau' doch nicht zu feſt auf deine Gewalt, Fräulein Nixe, er iſt ein wenig ſtarrköpfig und eigenſinnig. Und wenn er dich auch anbetend verehrt, wie einer der Artusritter ſeine Dame —" — „A — a — h!" entgegnete ſie mit einer neckiſch ceremoniöſen Verbeugung, während ſich eine leichte Röthe dennoch über Stirne und Wange breitete; „ich bin tief gerührt, Papa; aber um ſo mehr: ein rechter Paladin ſchlägt der Dame nichts ab, und Papa Oberſt iſt gar nicht eigenſinnig, das denkt ihr euch nur. Gott gebe, daß ihr wäret wie er. Nun will ich ihn gleich holen." Und ſie fuhr aus dem Zimmer.

Der Amtmann ſah ihr kopfſchüttelnd nach. „Ein wildes Kind!" meinte er; „möchteſt du, Friederike, daß eine unſerer Töchter ſo wäre? Und doch ein prächtiges, herziges, ſchönes Gotteswesen, wie nur eines auf der Welt; man könnte ſich wahrhaftig in ſie verlieben." — „Mann," verſetzte Frau Stamberg lachend, „ich will nicht fürchten, daß das ſchon geſchehen, denn ich habe dich zwar ſchon ziemlich lange, aber noch lange nicht genug, und ich trete dich nicht ab. Wie dann?" — „Je nun!" entgegnete er und legte ſeinen Arm um ſie und zog ſie zum Auf- und Niedergehen mit ſich, „wiſſen Verliebte jemals, wie es wird und werden ſoll? Da laſſen ſie wieder einmal den armen Herrgott ſorgen. Und nun, meine Alte, laß uns an morgen Früh denken. Packe gehörig Proviant ein, denn wenn auch meine Karten und der Barometer ſchön Wetter prophezeien, ſo könnte doch der Teufel ſein Spiel treiben und uns morgen Nacht dort feſthalten. An's Geſchäft! Du, Friz, ſage dem Wirthſchafter, daß er uns raſch in Selz ein gutes Boot beſtellen läßt, zu ſieben Uhr. Ihr andern rüſtet euch, Schlag drei Uhr wird aufgebrochen." Ein wenig lamentirend über die große Frühe, ſonſt aber ſehr vergnügt, gingen wir davon, und nur Adele ſagte zu Friz: „Ach, wenn Albert hier wäre und mit uns könnte! Er wollte ſo gern einmal da hinaus."

Es war gut, daß wir die Hoffnung auf Morgen hatten, denn der Abend bot nichts Gutes als ſeine Kürze. Ein Zuſammenſitzen, eine ruhige Unterhaltung kam kaum während des Speiſens zu Stande. Alles trieb auseinander. Mutter und Tochter hatten draußen zu thun, Margarethe umſchmeichelte den Oberſten flüſternd, bittend und lachend, Stamberg conferirte mit dem Wirthſchafter, und Friz und ich gähnten zum Verzweifeln und legten eine Doppelpatience über die andere. Unglücklich war aber allein Chriſtian, der die See nun einmal zu ſeinen beſondern Antipathien rechnete, da ſie ihm noch jedesmal ziemlich übel mitgeſpielt. „Das iſt nun mal wieder ſo ein Einfall von uns," bemerkte er grollend, als er mich beim Schlafengehen begleitete. „Gott verzeih' mir, aber der Teufel weiß, wie uns das in den Kopf gekommen! Als ob die Erde nicht groß

genug wäre zu allem Plaiſir! Was müſſen wir nun unſern Herrgott auf dem verdammlichen Waſſer verſuchen?“ — „Es wird ſchon gehen, ängſtigen Sie ſich nur nicht, Chriſtian,“ ſagte ich tröſtend. — „Ei ja, wird ſchon gehen, ich kenne das,“ gab er unwillig zur Antwort. „Werden's wohl erleben. Aber ich genire mich dießmal gar nicht, ſo ſchwör' ich.“ Und er verſchwand murrend und ohne einmal gute Nacht zu ſagen, in der Thür des kleinen Manſardenzimmers, welches er, wenn er nicht daheim bei ſeiner Familie war, über Stambergs Schlafſtube bewohnte.

Der folgende Morgen ſah uns in der erſten Dämmerung drunten ein wenig übernächtig und mißlaunig über die große Elle beiſammen. Die Wagen hielten bereits vor der Thür. Trotz alles Drängens verging indeſſen noch eine geraume Zeit, bis alles bei einander und aufgepackt war, bis wir uns gehörig in Tücher und Mäntel gehüllt und unſere Plätze eingenommen; die drei Damen und der Oberſt auf dem leichten offenen Wagen, wir drei und die beiden Chriſtiane auf dem Erntewagen hinterdrein, der in ſeinem größeren hintern Raume Kober und Körbe und Kiſten in ſolcher Anzahl aufzunehmen hatte, daß wir behaupteten, die Mutter wünſche uns mindeſtens acht Tage Aufenthalt auf der Inſel. Der Himmel war ziemlich bewölkt, wie wir es wünſchen, wenn wir einen ſchönen, klaren Tag wollen, und obgleich nicht viel Luft ging, hofften wir auf den regelmäßigen Morgenwind und eine nicht gar zu große Wärme. Auf der See, wo ſie von allen Seiten wiederſtrahlt, wird die Gluth trotz eines leichten Windes bald unerträglich. Einſtweilen war es noch kühl, und Tücher und Mäntel konnten wir wohl gebrauchen. Und ſo verhüllt fuhren wir, da man meiſtens in frühen Morgenſtunden nicht recht zum Reden aufgelegt iſt, ſtumm weiter in den ſtillen Morgen hinein, wo die rollenden Räder und die auf dem trockenen, harten Wege klappernden Pferdehufe das größte Geräuſch waren. Nur hie und da hörte man einen Vogelruf. Im erſten Dorf waren die Läden der Fenſter noch geſchloſſen oder die kleinen Verhänge zugezogen; am folgenden Hof vernahmen wir durch die geöffnete Stallthür bereits das Pfeifen eines Knechts, der ſeine Pferde puzte. Die Nebel rollten und verzogen ſich von den weiten Wieſen, die erſte Lerche ſchoß dicht an dem Wege jäh aus dem Neſt und ſchickte uns ihren Morgengruß herab. Und wieder fuhren wir durch ein Dorf; da regte ſich bereits alles, und der erſte Sonnenſtrahl blizte gerade über das thauriſche Land daher, in die kleinen, buntgebrannten Fenſterſcheiben. Wir freilich hüllten uns bei der zunehmenden Kühle und dem erwachenden Wind nur feſter ein. Wir hatten auch noch eine tüchtige Strecke zu fahren, und das machte uns alle ein wenig verdrießlich; man mag wohl ein Vergnügen haben, ſähe ſich aber der nothwendig es einleitenden Momente gern überhoben. Und wir mußten nach Selz über drei Meilen weit zum Strande und Abfahrplatz, obgleich die See an Schwanwieck bis auf eine halbe Stunde hinanreicht. Allein da war das Verland, wie man den in die Fluthen ſinkenden flachen Grund nennt, ſo weit und mächtig, daß ein größeres Boot gar nicht heran kommen konnte. Ueberdieß hätte man einen unmäßigen Bogen bis zur Inſel machen müſſen. Das alles war in Selz, einem Fiſcherdorf, anders; man hatte nothdürftige Landungsbrücken, größere Segelboote und zuverläſſige Leute, außerdem unſern Beſtimmungsort ſo nahe wie möglich, das heißt, bei günſtigem Wind in zwei Stunden etwa zu erreichen.

Als wir in's Dorf fuhren, war es über ſechs Uhr, und Alt und Jung muſterte uns neugierig. Unſere Bootsleute, zwei rüſtige, wetterbraune Geſellen, begrüßten uns herzlich, halfen uns vom Wagen, begannen das Gepäck in's Boot zu ſtauen, und verhießen mit allem in einer halben Stunde fertig zu ſeyn; ſie hätten die Beſtellung ſo ſpät gekriegt und noch nicht alles klar machen können. Der Morgen war ſchön; in die uns angebotene Wohnung mochten wir nicht, da wir den gewöhnlichen Dunſt und die gewöhnliche Hitze dort vermutheten. Wir ruhten daher auf Brettern, Blöcken und Stangen, die auf dem Platze umher lagen, wo die Fiſcher ſonſt ihre Netze zum Trocknen aufhängen. Und jezt — lacht nicht über das viele Eſſen, verehrte Leſer! — jezt nahmen wir ein derbes Frühſtück ein; Eier und Schinken, geräucherte Fiſche, Brod und Butter, Wurſt, Braten und feine Käſearten, es war alles da und ſchmeckte alles wohl, nur daß wir Seekundigen die andern lachend warnten, nicht zu viel fette Speiſen zu genießen. Dazu mundete uns denn ein ſchwerer Portwein, ein herzhafter Schnaps, und den Damen ein Glas des dort zu Lande faſt allein getrunkenen franzöſiſchen Rothweins gar vortrefflich. Vor einer Seefahrt im offenen, nicht großen Boot kann man nichts thörichteres thun, als faſten, ſey es aus Angſt vor den kommenden Stunden, ſey es aus bei Damen nicht ungewöhnlicher Scheu und Ziererei. Damit entgeht niemand der Seekrankheit. Vielmehr ſind eine reichliche, nahrhafte, nur nicht fette Koſt, ein tüchtig Glas Wein, ein ſchwindelfreier Kopf und warme Kleidung, die beſonders Füße und Unterleib vor Kaltwerden ſchüzt, noch die einzigen Präſervative dagegen.

Als man uns meldete, daß das Boot bereit und alles klar ſey, waren auch wir fertig, überließen den Bootsleuten die Frühſtückreſte und gingen an Bord, wo wir uns gleich ſo gut wie möglich placirten. Die beiden Chriſtiane ſaßen in der Mitte des Boots auf dem Gepäck nahe bei einander. Der Alte hatte heute Morgen nur auf eine Frage an ihn den Mund aufgethan, und der jüngere war augenſcheinlich über alles Bevorſtehende in ſehr zweifelvoller Gemüthsverfaſſung. Mußte man ſich freuen oder ängſtigen? gab's zu lachen oder zu ſorgen? galt es Speiſe und Trank oder den Tod?

Der Burſche war, obſchon nahe der See geboren, dennoch niemals darauf geweſen, wie das öfters zu geſchehen pflegt. Von einem regulären, tüchtigen Segelboot hatte er ſicher keinen Begriff, und über die Inſel und ihre Bewohner, einigen verdächtigen Fragen nach zu ſchließen, höchſt bedenkliche, und in Betreff ihrer armen Lebensweiſe die mitleidigſten Vorſtellungen. Leicht möglich, daß er an wilde Inſulaner in Naturkleidern, an eine wilde Majeſtät mit Federkrone und Schurz und dergleichen mit gelinden Schauern dachte. Und da ging das große viereckige Segel in die Höhe und der dreieckige Fock folgte, mit den Bootsſtangen ſchoben ſie von der Landungsbrücke ab, das Ruder ward hart angezogen, das Boot wandte ſich langſam und zierlich von den Pfählen, die Segel füllten und ſtellten ſich, die Schooten wurden befeſtigt, und dahin ſchoßen wir durch die am Kiel plätſchernden Wellen mit halbem Wind hinaus, nicht in einen Landſee, nicht in einen Meerbuſen, nein, in die wahre, weite, allmächtige See.

Die See — die ihr im Lande wohnt, in der Ebene oder an den Hügeln, zwiſchen den Bergen, ihr lernt ſie nie kennen und nie verſtehen. Ueber nichts findet man im Lande theils nichtigere, theils unklarere, mit Einem Wort verkehrtere Vorſtellungen und Gedanken als über das Meer. Wer's nicht ſelbſt ſah, malt ſich Gott weiß was für Ungeheuerlichkeiten aus; wer es ſah, faßte nur den einen oder die paar Momente auf, wo es ihm vor Augen war und regulirt nun darnach jede Vorſtellung und jeden Bericht. Ihr redet von weiter, ebener Fläche; — das iſt eigentlich gar nicht wahr, da die Fläche nicht eben, ſondern bewegt iſt. Ihr vergleicht: ſtill wie die See; — das iſt Unſinn; ſtill mag ein Teich oder ein flachgrundiger Meerbuſen ſeyn, da redet von ruhenden Waſſern; aber die offene große See iſt niemals ganz ſtill, eben ſo wenig wie ein großer Wald. In dieſem regt ſich immer noch Blatt oder Zweig, hier kommen und gehen die Wellen immerdar. Ihr wißt auch vom „wilden Meer" mit Bewunderung und Enthuſiasmus zu reden. Aber Gott gnade euch, wenn ihr's einmal *wirklich* wild findet um euer Boot oder Schiff her; Bewunderung und Enthuſiasmus wenigſtens brüllt und peitſcht es euch fort, und läßt euch, wenn überall etwas, nur Grauſen und Dank gegen Gott zurück, der euch geſchützt. Ihr meint aber auch nur ein friſches, luſtiges Segelwetter, wenn das Boot tanzt und der blinkende Kamm einer Woge einmal ein wenig ungalant euch über Leib und Kopf fährt, oder wenn die Brandung einmal etwas lauter und raſcher an den Strand brauſt und zurückſtürzt. Das nennt *ihr* „wilde See."

Die See — ſeht ſie an, wenn das gelbrothe Morgenlicht auf den Waſſern ſchwimmt, wenn's fort iſt im Nu und dafür der erſte Sonnenſtrahl über die jetzt beinahe farbloſen, weißlichen, zitternden Fluthen zuckt. Seht ſie an, wenn ein voller, wolkenloſer, tiefblauer Mittag darüber hängt und die Sonne mit tauſend und aber tauſend blitzenden, ſpielenden Punkten auf jeder Welle tanzt. Seht hin, wenn die prachtvollen Farbentöne, welche dort dem Sonnenuntergang unmittelbar am Himmel zu folgen pflegen, ſich in den Wogen wiederholen, die dann mit allen möglichen Lichtern gehen, grün und roth, faſt purpurn, und fahlgelb, orange und dunkelblau. Seht in die grüne klare Tiefe, wo Fiſche und Seeſterne vorbei treiben, bis es drunten immer dämmeriger und dämmeriger wird, und ſeht hinauf in die unergründliche blaue Höhe über euch. Seht dagegen um euch dieſe graue Weite, die gleichſam dumpf und müd und traurig hinwegt, und ſeht die grau verſchleierte einförmige Weite droben, wo nur die Möve ſtetig vorbei fliegt, hinein in das dichtere und dichtere Grau des Abends und der Ferne, einſam daher, einſam vorbei, einſam davon. Glaubt nur, darin lauſcht eine Melancholie und eine Trauer, daß euch Thränen in die Augen kommen können, und ihr wißt nicht einmal weßhalb. Aber ſeht dann wieder dieſe Mondnacht, wo hier der eine glänzende Streifen breiter und breiter über die Fluthen in eine unabſehbare Ferne zittert und nahe dabei ſchon keine Dämmerung mehr iſt, ſondern beinahe ſchwarze, lichtloſe Nacht, in der es ſich geheimnißvoll regt und bewegt. Und ſo fort; Nacht und Tag, Windſtille und Briſe, Winter und Sommer, Herbſtſturm und Gewitterſtoß, Sonnenſchein und dahinjagender Strichregen — es iſt ewig neu und doch ewig Eins.

Die See wird nicht die eure, wie ihr die Hand ausſtreckt. Ihr müßt ſie umwerben wie ein ſchönes, ſtolzes, ſprödes Weib, umſchmeicheln wie ein ſüßes, ſcheues Kind mit all eurer Liebe, treu und hingegeben, unermüdlich und ohne Ende. Da kommt einmal vielleicht die Stunde am geweihten Tag, wo es euch erſcheint und ſich euch erſchließt in ſeiner Pracht und ſeiner Liebesinnigkeit, aber auch in ſeinem Trotz und Spott, in ſeinem launiſchen Reiz, in ſeiner dämoniſchen Gewalt. Es umſchlingt euch ſo feſt, es wiegt euch ein in den ſüßeſten Zauber, es iſt euch zu eigen und unterthan. Und plötzlich ſtößt es euch wieder weit zurück und fliegt ſpottend dahin, als ob es euch nie gekannt. Ihr aber bleibt ihm ſicher zu eigen. Geht hin, ſo weit euch die Füße tragen, laßt eure Augen das Schönſte finden, was Himmel und Erde bieten, hängt euer Herz an das Lieblichſte und Beſte der Welt, die See vergeßt ihr nicht; euer Herz ſchlägt ewig von ihr, und eure tiefſte Sehnſucht krankt nach ihr hinaus. Es gibt Sagen von Menſchenkindern, die von der Nixe verlockt, aber auch geliebt wurden, und bei ihr lange Zeit in jubelndes, trunkenes Glück verloren waren. Und einmal kam eine böſe Stunde, da dachten ſie zurück an die grüne Erde und das Heimathdorf, ſie wünſchten ſich empor und hörten nicht auf die Bitten und Thränen, auf die Warnungen der Geliebten. Sie

ſtiegen hinauf und ſahen ſich um in der Welt und fanden es gar anders als ſie gedacht. Wie war es drunten ſo viel ſchöner und ſüßer! Sie ſehnten ſich zurück, aber hier hielt ſie die Erde feſt und dort war das cryſtallene Thor geſchloſſen. Und da gingen ſie denn hin, gramvoll und ſehnſüchtig, ſie konnten's nicht verwinden, was ſie einmal gehabt, ſie waren nicht drunten, ſie waren nicht droben. Und ſie ſtürzten ſich verzweifelnd zurück in die Fluth, das Reich ihres Glücks zu erreichen und die Herrin ihrer Seele wieder zu finden. Aber die Nixe hatte ſie längſt vergeſſen; die iſt nur treu, ſo lange man ſie feſt im Arme hält und ſie zwingt mit der unwiderſtehlichen Zaubergewalt der vollen Liebe. Und ſpöttiſch lachte ſie ſie aus, ſie umſchlang ſie noch einmal, aber ſie drückte ſie todt und warf ſie zurück in die ſtaubige, heiße, öde Welt.

Ich weiß wohl davon zu ſagen, von der Pracht und Innigkeit, von dem Spott und dem Reiz, von dem ſüßen Locken und der dämoniſchen Gewalt. Ich habe ſie umworben, bis ſie mein eigen ward, Jahr aus Jahr ein, immerdar; ich habe ſie gehegt und geliebt und geprieſen und mich ſo ganz verloren in die Fluth ihres Zaubers. Aber ich zog doch hinaus, fort von ihr. Und was half's? Ich bleibe dennoch ſtets bei ihr und bin der ihre. Und das Herz iſt ſchwer nach ihr und niemals kommt die Stunde, da ich ſie vergeſſen werde. Grüße dich Gott vielmal, du weite See da drüben!

Die Briſe war fix, das Boot zog emſig in ziemlich ſtumpfen Winkeln nach vorne, das Land ſank bald weiter und weiter zurück, und nur an dem langen, ſprudelnden Streifen, den unſer Kiel hinter ſich ließ, merkten wir einigermaßen die Schnelligkeit der Fahrt. Links in der Ferne zeigte ſich ein dämmeriger Strand, ein wenig nach vorne ragte die Inſel nur wie ein dunſtiger Punkt aus der Fluth; heute war es nicht ſo klar wie neulich, als wir vom Grafenberge hinausſchauten. Und vorne hinaus und rechts nichts als Waſſer, eine hüpfende, ſprudelnde, von weißem Schaum durchblitzte Fläche, ſo weit nur die Augen reichten. Wir hatten uns inzwiſchen ſo gut placirt, wie es in dem knappen, durch Gepäck und Segel beengten Raum möglich war, einige auf den Seitenbänken, andere auf dem kleinen Verdeck am — nenne ich es Bugſpriet? — das hier ausnahmsweiſe zur Beiſetzung eines Klüverſegels vorhanden war, noch andere ſtehend auf der Bank am Maſt, dem beſten Platz, ich endlich am Steuer. Dort zu Lande nennt man das aber Ruder, und was ihr Ruder heißt, ſind die Riemen. Zuerſt, als ich mich dort bei dem alten Seehunde niederließ, der uns ſteuerte, und meinen Wunſch ausſprach, ſelbſt das Ruder zu nehmen, lachte er mich ein wenig verächtlich aus und ſchlug es mir rund ab. Dann als er ſich ein neues Priemchen bereitete und dazu das Steuer unter den Arm nahm, faßte ich es an und konnte im nächſten Augenblick zeigen, daß ich etwas von der Sache verſtände, indem ich uns an einer Woge vorbei ſchob, die uns ſonſt toll genug emporgeworfen haben möchte. Er ſchüttelte mit einem lautloſen Lachen den Kopf und ließ es mir, blieb mir indeſſen zur Seite, beobachtete mich mißtrauiſch und kommandirte hin und wieder ein wenig haſtig und mürriſch. Endlich jedoch, da er ſah, daß ich aufpaßte, die Segel nicht aus den Augen ließ und ſtets gefüllt hielt, uns auch ſo viel wie möglich vor Spritzwaſſer ſchützte, ward er zufrieden und ließ mich nun allein, um mit dem andern Bootsmann auch das letzte Reff aus den Segeln zu nehmen, denn mit der ſteigenden Sonne war der Wind augenblicklich, wie oft, ein wenig flauer geworden.

„Nun, geht es auch mit ihm?“ fragte Stamberg und deutete lächelnd auf mich, der ich in ſchweigender Aufmerkſamkeit meinem eroberten Geſchäft oblag. „Ei ja, es geht ſchon, Herr Amtmann,“ entgegnete der Bootsmann, „aber ich gehe ihm auch nicht von der Seite; Sie können ruhig ſeyn.“ — „Hanſen, der Wind wird flau, behalten wir genug?“ fragte der Amtmann wieder, der am Maſt ſtand und ſich bedenklich umſah. Hanſen ſtand auf und ſchob die Hände in die Hoſentaſchen, ſchaute ſich den Himmel an und das Waſſer. „Hm, 's hat nichts zu ſagen, Herr Amtmann, Wind genug, da ſizt er!“ Und er nickte mit Kopf und Augen gegen die ſchmalen, ſcharf weißen Wolkenſtreifen, die im Nordoſt herauf zogen. „Gleich iſt er da und fix, er kommt ſchon! Paß auf, Piter,* nimm die Fockſchoote! Bücken ſich die Herrſchaften dort, wir wollen umlegen — da iſt er! — Re—e—e!“ Sein Auge traf mich wieder mißtrauiſch, aber ich ſchob das Ruder wacker hinüber, die Segel flogen knarrend und ächzend nach, ſchlugen dem entſetzten Chriſtian junior, der ſich nicht genug bückte, den Hut derb genug vom Kopf, und das Boot wendete geſchmeidig und doch kaum merkbar in den neuen Strich. Nun aber ward's Ernſt, denn die Briſe friſchte mehr und mehr und die Wellen hoben ſich höher und gaben uns mehr als Ein Staubbad, das blitzend im Sonnenglanz funkelte, und wiegten uns ſo hübſch auf und nieder, daß manchem von uns bedenklich zu Muth ward.

Der junge Chriſtian war der erſte Unglückliche. Als er gleich nach dem Wenden und dem Vorfall mit dem Hut ſein jugendliches Haupt vor einer Spritzwelle niederbeugte in den engen, beſſommenen Raum, da packte ihn der Schwindel und er ward dem boshaften Waſſergeiſt zu eigen. Und wie lächerlich zuerſt auch ſein Jammer war und wie ſehr uns auch ſein bleicher Papa ergözte, der ihm halb fluchend, halb lamentirend beiſtand und meinte: „Na, iſt's nun, Gott ſey es geklagt, nicht wieder richtig? Brrr! Oho!“ und dann

* Wie alte in Holland und England bekannte Seeleute wohl ſtatt Peter ſagen.

zum zweiten Opfer ward; ſo wurden wir doch alle ein wenig nachdenklich und ſtill, als auch einer und der andere von uns allmählig höchſt prägnante Symptome des nahenden Elends verrieth. Ich gab das Steuer ſeinem Herrn zurück und ſchloß mich dem Amtmann und Oberſten an, die, wie ich, bisher noch frei geblieben, um mit ihnen zu retten, was zu retten war. Wir jagten die Geſellſchaft auf, daß ſie die Köpfe in die friſche Luft ſtreckten; mit allerhand Luſt und Neckerei, mit tollen Einfällen und thörichten Streichen ſuchten wir ſie wie Kinder von ihrer Angſt abzuziehen. Ueberall half es nicht, aber doch bei einigen, und wir Freien blieben nun luſtig bei einander, aßen und tranken und trieben, was ſich zur Unterhaltung gerade darbot. Ziemlich kindiſch ſchufen wir aus bunten Tüchern Flaggen und Wimpel und verübten gar heimtückiſche Attentate auf arme vorbeiſchießende Möven, indem wir ihnen Kugeln und Schrote nachknallten und ſie hin und wieder in der That auch dadurch erſchreckten. Bis zum Treffen brachten wir es dießmal nicht. Und ſchließlich hatten wir noch das Glück, in eine Heerde Delphine zu gerathen, die ſonſt nicht leicht zu dieſen Endpunkten ihres Gebiets hinüber ſtreifen, nun uns aber luſtig umſpielten. Bald ſchoßen ſie eifrig hin, bald zogen ſie in gemeſſenen Bewegungen ehrbar weiter, bald ſprangen ſie in keckem Uebermuth und, man möchte ſagen wilder Laune blank aus dem Waſſer und tauchten zurück, wo ſich dann ſo ein fideler alter Burſch auf das Unbändigſte geberdete und ſo närriſch und ausgelaſſen ſich umher tummelte daß man hätte glauben mögen, er wälze ſich vor Lachen über ſeine kindiſche Extravaganz. Unſere Schiffer freilich ſtimmten in unſer Gelächter nicht mit ein, ſondern fluchten und murrten über das Unglück, daß ſie gar kein Geräth bei ſich hatten, um einen der fetten Geſellen ſich zu langen und zum guten Verdienſt zu machen. Selbſt unſere Kranken ſahen matten Auges hinaus, und nur Chriſtian ſenior verfluchte unchriſtlich alles mit einander, Waſſer, Erde und Himmel und uns, die wir das Necken nicht laſſen konnten.

Wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe am nächſten, ſagt jenes gute Sprüchwort, deſſen Wahrheit auch hier ſich zeigte. Wir waren nun zwei Stunden auf dem Waſſer und ſahen die Inſel allmählig nahe vor uns höher und höher aus der Fluth emporragen, die drunten auf ganze Haufen großer Steine und einen nur ganz ſchmalen Strand ſtößt, bevor ſie in die Wände ſelbſt hinein höhlt, welche an achtzig Fuß hoch und höher perpendikulär hinaufſteigen. In einer kleinen halben Stunde waren wir jezt hinan, ſo weit wir vor den Steinen gelangen konnten, ließen den Anker fallen und uns darauf nach und nach im kleinen Boot, welches wir im Schlepptau geführt, an's Land ſetzen. Die knappe Landungsſtelle war dicht beſezt von den gerade heimkehrenden Fiſchern und einem ſtattlichen, ſchlanken Lootſenboot, das hier zufällig angelegt hatte. So mußten unſere Kranken auch noch Boote überklettern, bevor ſie an's Land kommen und aufathmen konnten. Doch hatte ſie ſchon der ruhigere Wellenſchlag im Schutz der Inſel und das Ankern wohler gemacht.

Des jungen Chriſtians lang unterdrückte Eßluſt erwachte bereits wieder, denn wo wir an's Land ſtiegen, hatten die Fiſcher ihre eben nach Hauſe gebrachte Beute auf dem Raſen, ſammelten, ſortirten und zählten die zappelnden, blinkenden Geſchöpfe und der Diener konnte ſich nicht enthalten, in den ſehnſüchtigen Ruf auszubrechen: „Herr Jerum, was für ſchöne Fiſche!“ — „Das ſind keine Fiſch,“ war die rauhe Antwort des alten braunen Weibes, das von dem ſortirten Haufen mürriſch und verächtlich zu ihm empor ſah. „Das ſind keine Fiſch?“ fragte er halb verblüfft, halb patzig, und ſtemmte die Arme in die Seite; „was denn ſonſt?“ — „Na, ſiehſt du's nicht, du Käſegeſicht!“ verſezte ſie; „Flundern ſind's und Häringe und keine Fiſch.“ Wir, die wir dieſe Beſonderheit kannten, die beiden gangbarſten und gewöhnlichſten Fiſcharten gerade nur bei ihrem Namen zu nennen und ausdrücklich von den Fiſchen auszunehmen, lachten den Burſchen aus, begütigten die ein wenig aufgebrachte Alte und ſuchten uns zwiſchen ihren Flundern einige große Steinbutten hervor, die man dort zu Lande ſeltſamerweiſe nur hin und wieder recht zu würdigen verſteht. Sie wiſſen den, man kann wohl ſagen edlen Fiſch nur ſelten richtig zu behandeln und zu bereiten. Und auch hier hatte Frau Stamberg mit ihm die unredlichſten oder unräthlichſten Abſichten von der Welt. Glücklicherweiſe hörte ich jedoch etwas von Pfanne, Butter, braten, und warf mich energiſch proteſtirend dazwiſchen; worauf ſie mir lachend eine weiße Schürze und Mühe und den Auftrag verhieß, daß ich ſelbſt höchſt eigenhändig die Zubereitung übernehmen ſollte. Doch wie es zu gehen pflegt, kamen wir aus dem Ernſt und Spott in eine höchſt ernſtliche und tiefſinnige Converſation hinein und ſtiegen während dem langſam den Weg hinan, der ſteil genug zwiſchen hohen Seitenwänden zu den drei Fiſcherhäuſern droben hinauf führt.

Ein ausgelaſſenes Gelächter der uns begleitenden Geſellſchaft ſtörte uns endlich auf und ließ uns verwundert umherſehen. „Franz, Sie ſind ein wahrer Schatz,“ ſagte Stamberg lächelnd, „mit Ihnen könnte man einen ganzen Hausſtand beſetzen; Jäger, Fiſcher, Gärtner, Kutſcher, was weiß ich! und nun gar noch Koch. Woher in aller Welt kriegen Sie all das Zeug von geſchmolzener und gebräunter Butter, und dem angerührten Mehl, und den gehackten Häringen, und den Kapern und den andern Fineſſen Ihrer eben demonſtrirten Sauce?“ — „Laß du mir den Franz gehen,“ entgegnete ſeine Frau munter; „der verſteht mehr als ihr alle und hat es mir eben ſo hübſch auseinander geſezt, daß ihr's ſo haben ſollt und es euch ſchmecken

wird." — „Gott gnade ſeiner Frau, wenn er einmal eine kriegt," meinte Margarethe ſpöttiſch. „Der wird er das Leben ſauer machen mit Mäckeln und Murren. Töpfchengucker! Oh!" — „Gratuliren Sie ihr lieber," verſezte ich etwas herb, denn ſchon ſeit einigen Tagen war etwas an ihr, das mir nicht gefiel. „So, wenn ſie einmal keine Luſt hat, an den Tiſch zu denken, ſondern ſich lieber putzen oder kokettiren möchte, kann ſie doch einigermaßen ſicher ſeyn, eine menſchliche Mahlzeit und von mir kein verdrießlich Geſicht zu erhalten."

Mein Ton war vielleicht ſchärfer geweſen, als ich beabſichtigte; man ſah mich ein wenig betroffen an, und Margarethe, die läſſig neben Adelen einherſchlenderte und mich mit einem zuerſt ſpöttiſchen, dann immer dunkler werdenden Blick ihrer hochmüthigen Augen gemeſſen hatte, zuckte nun die Achſeln und warf den Kopf nach der andern Seite. „Was gibt's?" fragte der Amtmann ſcherzend; „was habt ihr beiden Strudelköpfe?" Aber er erhielt keine Antwort. Wir waren auch oben und traten in das größte Haus, wo die Leute wenigſtens nothdürftig auf die Placirung einer ſolchen Geſellſchaft eingerichtet waren und uns ein Zimmer einräumen konnten. Das Gepäck kam, man ruhte, man lüftete die heiße Stube und ſorgte für dieß und jenes, was wir Mittags etwa gebrauchen möchten. Die Damen waren mit der derben Frau des Hauſes beſchäftigt und ließen ſich die Diener zur Hand gehen, der Oberſt hatte ſich mit Friz, der noch an den Nachwehen ſeiner Seekrankheit litt, entfernt. Es war nicht alles wie ſonſt; in einem kleinen Kreiſe bringt das Geringſte eine allgemeine Störung hervor; die verbindenden Fäden laufen von einem zum andern und verknüpfen alle. „Wollen wir einen Gang durch die Inſel machen?" fragte mich der Amtmann. Und wir gingen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Prioritätsſtreit zwiſchen Oken und Goethe.

III.

Goethe ward mehrere Jahre lang von den oſteologiſchen und anatomiſchen Betrachtungen durch die Beſchäftigung mit der Farbenlehre, der Geologie und Mineralogie, ſo wie durch dichteriſche Arbeiten fern gehalten. Erſt mit dem Jahr 1816, wo er mit den Heften „zur Naturwiſſenſchaft, beſonders zur Morphologie," begann, trat auch die Neigung zur Anatomie wieder lebhafter hervor. Die im vorhergehenden Jahre erſchienene Cephalogenesis von J. B. von Spix erregte beſonders ſeine Aufmerkſamkeit, doch ließ ihn gerade dieſes Werk die unreife Art höchlich bedauern, in welcher Oken die Entdeckung von der Entſtehung der Schädelknochen aus Wirbeln vorgetragen habe, da dieſe einen nachtheiligen Einfluß darauf geübt. Auch die in dieſem Jahre zu Jena errichtete Veterinärſchule trug zur Wiederanregung dieſer Studien bei Goethe weſentlich bei, der für dieſe ſeine älteren meiſt zerſägten und ſonſt präparirten Pferdeſchädel gern hergab.

Die gegen Ende des Jahres 1816 von Oken herausgegebene „Iſis" ſetzte gar bald böſes Blut. Vom Großherzog aufgefordert, ſein Gutachten über die gegen die Iſis zu ergreifenden Maßregeln abzugeben, wollte Goethe es nicht billigen, daß man Oken, der jedenfalls ein Mann von Geiſt, von Kenntniſſen und Verdienſt ſey, und noch immer verdiene in der Wiſſenſchaft eine glänzende Rolle zu ſpielen, deßhalb einen Verweis gebe; er rieth vielmehr, dem Buchdrucker bei perſönlicher Selbſtgeltung den Druck des Blattes zu verbieten. * Dem Betroffenen ſelbſt mochte hierüber manches auf entſtellte Weiſe zugetragen werden, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß in Folge deſſen auch die Frage über die Priorität jener Entdeckung in Betreff der Bildung der Schädelknochen wieder auftauchte, und gerade hiedurch Goethe zur Entwerfung des Aufſatzes „Meteore des literariſchen Himmels" (Band 40, 458 ff.) veranlaßt wurde, deſſen Abfaſſung in's Jahr 1817 fällt. Hier erklärt ſich Goethe ausführlich über die Begriffe von Priorität, Anticipation, Präoccupation, Plagiat, Poſſeß und Uſurpation, und er bezeichnet das Plagiat als die gröbſte Art von Occupation, zu welcher Kühnheit und Unverſchämtheit gehöre. „Armſeligen Menſchen verzeihen wir ſolche Kniffe," bemerkt er; „werden ſie aber, wie es auch wohl geſchieht, von talentvollen Perſonen ausgeübt, ſo erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Mißbehagen, weil durch ſchlechte Mittel Ehre geſucht worden, Anſehen durch niedriges Beginnen." Wie fern mußte ſich Goethe von einem ſolchen Vorwurfe fühlen, den Oken in ſeinem Kreiſe mehrfach gegen ihn ſich erlaubt haben dürfte, wogegen er ſelbſt eher eine derartige Schuld Oken zuzuſchieben ſich gemuthet fühlte.

Um dieſe Zeit kam auch Profeſſor Bojanus zum Beſuche einer dortigen Verwandten nach Weimar, welcher der hier vernommenen Kunde, daß Goethe die Bildung der Schädelknochen aus Wirbeln entdeckt habe, in einem in der „Iſis" 1818 S. 498 ff. abgedruckten Aufſatz: „Verſuch einer Deutung der Knochen im Kopfe der Fiſche" erwähnte. „Was gehört nun," fragt er, „an dieſer ganzen Darſtellung dem allſeitigen, überſchwenglich ſinnvollen Forſcher Goethe, der, ſo viel ich weiß, zuerſt die Wirbelbildung im Schädel erkannt? was iſt davon Okens, der ſich vor allen darüber ausſprach und die Anſicht in das wiſſenſchaftliche Gebiet einführte?" Oken ſah ſich dadurch veranlaßt (daſelbſt S. 511 f.) die „Geſchichte ſeiner Schädelknochen" zu erzählen, welcher er die deutlich genug verdächtigende Aufforderung hinzufügte: „Mögen nun andere auch die der ihrigen erzählen!" Goethe glaubte hierauf, im guten Bewußtſeyn ſeines Rechtes, ſchweigen zu dürfen. Mit einem Manne, wie Oken, anzubinden, mit deſſen politiſchen, weit ausgerufenen Anſichten er in entſchiedenſtem Widerſpruche ſtand, der ihn durch die Aufnahme eines Aufſatzes über „Wahrheit und Dichtung" verletzt hatte, widerſtrebte ſeiner ganzen, ſolchen Streitigkeiten abholden Natur. Auch gedachte Oken der Sache nicht weiter, und Goethe erlebte die Freude, in einem bald darauf in der Iſis erſcheinenden Aufſatze: „Von der Metamorphoſe der Botanik" (1818, S. 991 ff.), wahrſcheinlich von Chr. G. Nees von Eſenbeck, als „freundlicher milder Vater" der neueren Botanik begrüßt zu werden.

Wie durch dieſe Anerkennung von Nees von Eſenbeck, ſo war Goethe im Anfange deſſelben Jahres durch eine Zuſchrift von Carus angenehm überraſcht worden, womit er die Ueberſendung ſeines eben erſchienenen „Lehrbuchs der vergleichenden Anatomie" begleitete. Da ihm die Anknüpfung eines näheren Verhältniſſes mit einem ſolchen vielbegabten, weſentlich einſtimmigen Forſcher höchſt erwünſcht ſeyn mußte, ſo erwiederte er

* Vergl. „meine Studien zu Goethe's Werken." Seite 379 ff.

darauf am 23. März in verbindlichſter, ſeine Freude auf das unzweideutigſte ausſprechenden Weiſe: „Ew. Wohlgeboren Sendung kommt mir zu einem glücklichen und bedeutenden Moment, denn indem ich ſeit einem Jahre den Auftrag habe, in Jena unter Leitung Herrn Prof. Renners, eines vorzüglichen Mannes, deſſen Verdienſte Ihnen gewiß nicht unbekannt ſind, eine Schule der Thierkunde einzuleiten und zu fördern, damit uns die höchſt nothwendigen und nützlichen Hausgeſchöpfe im geſunden und kranken Zuſtande, ſodann auch in ihrem Bezug zu der übrigen animaliſchen Welt genauer bekannt würden, ſo gab mir dieß den ſchönſten Anlaß, ältere leidenſchaftliche Studien zu erneuern, meine Papiere vorzunehmen, und einiges als Zeugniß meines innigſten Antheils dem Publikum darzulegen. — Da ich mich ſeit vierzig Jahren in dieſem Felde redlich abquäle, ſo gehöre ich gewiß unter die, welche Ihr Werk höchlich ſchätzen. Nur wenige Stunden konnte bisher darauf verwenden, allein ich ſehe ſchon auf jedem Blatt, auf jeder Tafel meine Wünſche erfüllt, das von andern Geleiſtete, Bekannte, aber in tauſenderlei Schriften und Heften Zerſtreute geſammelt und mit neuem Eigenen vervollſtändigt. Ich nehme nun mit deſto mehr Zuverſicht meine alten Papiere vor, da ich ſehe, daß alles, was ich in meiner ſtillen Forſchergrotte für recht und wahr hielt, ohne mein Zuthun nunmehr an's Tageslicht gelangt. — Die Jahre meines Lebens, die ich, der Naturwiſſenſchaft ergeben, einſam zubringen mußte, weil ich mit dem Augenblick in Widerwärtigkeit ſtand, kommen mir nun höchlich zu gute, da ich mich jezt mit der Gegenwart in Einſtimmung fühle, auf einer Altersſtufe, wo man ſonſt nur die vergangene Zeit zu loben pflegt."

Durch Carus angeregt, ſtellte Goethe im folgenden Jahre ſeine oſteologiſchen Arbeiten für das zweite morphologiſche Heft zuſammen, und führte ſie weiter aus, wobei er denn zum erſtenmal öffentlich ausſprach — das Heft erſchien erſt im Jahr 1820, — daß er ſeit dreißig Jahren von der geheimen Verwandtſchaft der Schädel- und Wirbelknochen überzeugt geweſen ſey, auch Betrachtungen darüber angeſtellt habe; jedoch behalte eine ſolche Idee immerfort, man geberde ſich, wie man wolle, eine eſoteriſche Eigenſchaft; im Ganzen laſſe ſie ſich ausſprechen, aber nicht beweiſen; im Einzelnen laſſe es ſich wohl vorzeigen, doch bringe man es nicht rund und fertig. Wer ein langes Leben hindurch den Welt- und Wiſſensgang beobachtet habe, wiſſe, wie und warum eine tiefe Wahrheit ſo ſchwer zu entwickeln und zu verbreiten ſey; daher man ihm wohl verzeihen möge, wenn er nicht abermals in einen Wuſt von Widerwärtigkeiten ſich einzulaſſen Luſt fühle.

In demſelben Jahre theilte Carus dem Dichter eine hübſche Entdeckung eines ſeiner Schüler mit, welchen die Wirbelbildung an den Hautſkeleten der niedern Thiere zu eigenen Unterſuchungen angeregt hatte. Goethe erwiederte am 1. Juli: „Die Entdeckung der drei vollkommenen Wirbel zwiſchen den drei Fußpaaren des Heupferdchens iſt höchſt willkommen; ſie bringt zur ſinnlichen Anſchauung, was die innere längſt zugeſteht, daß nämlich das vollkommenſte Gebilde durch alle Geſtaltungen potentia durchgeht; ich wenigſtens ſtelle mir gern intentionelle Wirbelknochen an jedem Rückenmark, wie ſo manches andere Glied an anderer Stelle der Möglichkeit nach gerne vor, die nur auf den geringſten Anſtoß warten, auf die organiſche Forderung irgend eines benachbarten Theils, um in die Wirklichkeit zu treten." Bei dem Beſuche, mit welchem Goethe am 21. Juli 1821 von Carus erfreut wurde, erzählte lezterer von ſeinen neuen Arbeiten über das Knochengerüſt, und theilte ihm die Beſtätigung ſeiner früheren Vermuthung über das Daſeyn von ſechs Kopfwirbeln mit. Zur ſchnellen Darlegung entwickelte er mit einem Bleiſtifte auf einem Bogen Papier ſchematiſch den Typus eines Fiſchkopfes in ſeiner Geſetzmäßigkeit, worin ihn Goethe oft durch beifällige Ausrufungen und freudiges Kopfnicken unterbrach. „Ja, ja! die Sache iſt in guten Händen," bemerkte er; „da haben uns die S. (Spix) und B. (Bojanus) ſo etwas hergedunkelt; nun, nun! ja, ja!" Auch ließ er ſein Porteſeuille über vergleichende Anatomie bringen und zeigte ſeine früheren Arbeiten. Nach ſeiner Rückkehr ſandte Carus dem Dichter einige Tafeln, auf welchen die Gliederung des Kopfſkelets aus drei Schädelwirbeln, drei Hülfs- und Zwiſchenwirbeln und drei Antlitzwirbeln genau verzeichnet war. In Goethes Antwort vom 13. Januar 1822 heißt es: „Wir leben in einer eigenen Zeit; die wahre Naturanſicht verbreitet ſich zwar immer mehr, das Wunderliche iſt jedoch dabei, daß die Mitarbeiter ſich als Rivale zeigen und wenige recht begreifen, daß, um etwas zu ſeyn, man einem großen Ganzen angehören müſſe. Die überſendeten zwei Tafeln ſind mir ſehr werth; ich ſehe, daß Sie die Abtheilung in ſechs Schädelknochen mit Nummern bezeichnen, und durch die hinzugefügten Buchſtaben auf die Uebereinſtimmung hindeuten. Wie traurig, ſchrecklich, ſinnverwirrend iſt gegen dieſen einfachen Vortrag das koloſſale, in gleichem Maße verunglückte Spiriſche Werk, welches die alte Wahrheit wieder zu Tage bringt, daß man mit fremdem Gute nicht ſo bequem, fruchtbar und glücklich gebare, als mit eigenem. Wenn ich nun ſchon, Ihre Tafeln betrachtend, meine eigene Ueberzeugung darin zu ſehen glaube, ſo wünſchte ich doch, Sie überſendeten mir gefällig die Worterklärung dazu, damit ich ſicher wiſſe, daß meine Auslegung mit der Ihrigen übereintrifft; ich muß dieſer Angelegenheit in dem vierten Hefte der „Morphologie," woran eben jezt gedruckt wird, nothwendig gedenken; da möchte ich mich denn am liebſten in völliger Uebereinſtimmung mit Ihnen ausdrücken." Carus entſprach dieſem Wunſche und theilte zum morphologiſchen Hefte einen Aufſatz über die Conſtruktion

der Schalenformen mit, wozu einige ſchematiſche Figuren gehörten. Goethe fühlte ſich durch die Hülfswirbel von Carus ſehr angezogen, beſonders durch den erſten, deſſen Nothwendigkeit er immer dunkel geahnt hatte. Daß ſein Vorgefühl durch die ſchönen Bemühungen des Freundes zum Schauen geführt werde, freute ihn ſehr.

Auch in den folgenden Jahren beſchäftigten ihn die oſteologiſchen Unterſuchungen ſehr lebhaft, beſonders d'Altons treffliche Werke über die Faul- und Nagethiere und die Darſtellungen des Wirbelbaues von Carus, wo er, wie er ſagt, den Lohn für ſeine früheren allgemeinen Bemühungen erhielt. Eine geiſtreiche Aeußerung in Heinroths „Anthropologie," Goethes Denkvermögen ſey gegenſtändlich thätig, die ihn gerade bei der Beſchäftigung mit einem morphologiſchen Hefte traf, ergriff ihn ſo lebhaft, daß er näher darauf einzugehen ſich veranlaßt ſah. Hiebei deutete er denn an, daß er ſich auch bei naturwiſſenſchaftlichen Auffaſſungen zu einem ſolchen gegenſtändlichen Denken genöthigt gefühlt habe, und er führte beiſpielsweiſe die Art an, wie er im Jahr 1790 zu Venedig auf die Entdeckung von der Bildung des Schädels aus Wirbelknochen geführt worden. Dieſe Erklärung ward im fünften morphologiſchen Hefte im Jahr 1823 veröffentlicht, nachdem ihn kurz vorher eine höchſt freundlich anerkennende Beurtheilung ſeiner geſammten naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in der „Jenaer Literaturzeitung" erfreut hatte.* Im folgenden Jahre kam er auf Veranlaſſung der von Carus mitgetheilten Platten zu ſeinem neuen Werke, ſo wie deſſen ſonſtiger Mittheilungen im ſechsten morphologiſchen Hefte noch einmal auf ſeine Anſicht vom Aufbau des Schädelgerüſtes aus ſechs Wirbelknochen. Die Ausbildung dieſes Gedankens in's Einzelne habe er möglichſt bedacht, bemerkte er, aber nichts Durchgreifendes bewirken können. „Zuletzt ſprach ich hievon vertraulich meinen Freunden, welche bedächtig zuſtimmten und auf ihre Weiſe die Betrachtung verfolgten. Im Jahr 1807 ſprang dieſe Lehre tumultuariſch und unvollſtändig in's Publikum, da es ihr denn an vielem Widerſtreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geſchadet, möge die Geſchichte dereinſt auseinanderſetzen. Am ſchlimmſten wirkte der falſche Einfluß auf ein würdiges Prachtwerk (von J. B. von Spix), welches Unheil ſich in der Folgezeit leider immer mehr offenbaren wird." Erſt bei Carus, fährt er fort, finde er ſich vollkommen beruhigt, erwarte die fernere Ausbildung mit Zutrauen, und ſehe den Hauptgedanken, an den ſich ſo vieles anſchließe, für alle Zeiten geſichert.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß Goethe hier ziemlich deutlich dem freilich nicht genannten Oken die Schuld eines Plagiats zuſchreibt. Dieſer ſchwieg hiezu, weil er, wie er ſelbſt ſagt, da er in Jena wohnte, durch eine Entgegnung in die größten Unannehmlichkeiten verwickelt worden wäre. Oken lebte damals als Privatmann in Jena, da er, von der großherzoglichen Regierung, die ſelbſt wider Willen hiezu gedrängt ward, ernſtlich aufgefordert, entweder die Iſis oder ſeine Profeſſur aufzugeben, als edler, ſeine freie Ueberzeugung über alles ſchätzender Mann, der letzteren entſagt hatte. Goethe, der auch früher von ſtrengen Maßregeln gegen Oken abgerathen hatte, war hieran ganz unſchuldig, und er würde ſich am wenigſten haben hinreißen laſſen, einen Rechtsſtreit über eine wiſſenſchaftliche Entdeckung durch eine Verfolgung Okens niederzuſchlagen. Perſönlich ſchätzte er Oken, und war ſo wenig ein abgeſagter Feind des in der Wiſſenſchaft glänzenden Mannes, daß Knebel ſchon im November 1821 ihn auffordern konnte, wo möglich im Schickſal Okens, den er gern der Univerſität erhalten ſähe, eine Veränderung zu bewirken. Freilich hatte es ihn verletzt, daß Oken ſich jene Entdeckung als Eigenthum zugeſchrieben hatte, aber er hatte ja jetzt ſein eigenes Recht durch eine Gegenerklärung gewahrt, und ſo konnte er ruhig jenen gewähren laſſen, der wahrlich nicht im Stande geweſen wäre, die Unwahrheit von Goethes Behauptung, daß er dieſe Entdeckung bereits 1790 gemacht, irgend nachzuweiſen. Oken ſchwieg, da es wenig genützt haben würde, den großen Dichter auf den Kopf einer Lüge zu zeihen. Im Jahr 1828 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach München. Zwei Jahre ſpäter erſchienen Goethes „Tag- und Jahreshefte," wo er wiederholt (vergl. B. 27, 13 f. 231 f.) dieſe Entdeckung für ſich in Anſpruch nahm, des akademiſchen Programms gedachte, durch welches dieſelbe in's Publikum „geſprungen" ſey (Okens Name wird auch hier verſchwiegen), und ſich für ſeine Priorität auf Riemer und den jüngeren Voigt berief. Auch jetzt ſchwieg Oken, der fern genug von Jena lebte, allein wahrſcheinlich waren ihm jene „Tags- und Jahreshefte" nicht zu Geſicht gekommen; wenigſtens gedenkt er nirgendwo dieſer Stellen.

Erſt nach Goethes Tod, als Oken in der Schweiz einen neuen Wirkungskreis gefunden, ſollte jener Prioritätsſtreit lebhaft entbrennen. Im Jahr 1836 warf ein Beurtheiler in der „Allgemeinen Zeitung" die Behauptung hin, Oken habe die Idee der Schädelwirbel von Goethe, worauf Oken dieſen in derſelben Zeitung unter dem 20. Juni für einen Lügner, Verläumder und Ehrabſchneider erklärte. Bei der in demſelben Herbſt zu Jena ſtattfindenden Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte fanden ſich der Geheime Hofrath Rieſer und der Geheime Medicinalrath Lichtenſtein veranlaßt, unter Vorzeigung des von Oken einſt benuzten und bezeichneten Schildkrötenſchädels, der Nachricht einiger Zeitungen, Oken habe ſeine Anſicht über die Bedeutung der Schädelknochen entlehnt, förmlich zu widerſprechen, indem ſie die Verſicherung gaben, der

* Vergl. Briefwechſel mit Schulz. S. 276. 279.

verdienſtvolle Stifter ihrer Verſammlungen habe ihnen dieſe Entdeckung bereits vor dreißig Jahren mitgetheilt, wobei Goethes und ſeiner Priorität gar nicht gedacht wurde. Sechs Jahre ſpäter wurde in der von Michelet aus Hegels Papieren und Heften herausgegebenen „Naturphiloſophie" die der Wahrheit zuwider laufende, auf reiner Verwechslung beruhende Behauptung veröffentlicht, Goethe habe Oken eine bereits 1785 geſchriebene Abhandlung über die Schädelknochen mitgetheilt, deren Gedanken dieſer in einem Programm geradezu als ſein Eigenthum ausgekramt und ſo den Ruhm davon getragen. Erſt im Jahr 1847 gelangte Oken zur Kenntniß jener Stelle, und er ſäumte nicht, ſofort in einer mit bitterem Ingrimm geſchriebenen Erklärung: „Profeſſor Oken über die Schädelwirbel gegen Hegel und Goethe," auf die beiden letztgenannten, von Deutſchland hoch verehrten Männer loszuſchlagen und das Eigenthum jener Entdeckung für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Die über jede beſonnene Beurtheilung der Verhältniſſe im aufgeregten Gefühl erlittenen Unrechts ſich hinwegſetzende Rhapſodie erſchien im Juliheft der Iſis des genannten Jahrs (S. 557 ff.); uns liegt ſie auch in einem beſondern, zur Verſendung beſtimmten Abdruck vor.

Hätte Oken ſich damit begnügt, die falſche, ehrenrührige Behauptung in Hegels „Naturphiloſophie" zurückzuweiſen und ſeine Entlehnung von Goethe in Abrede zu ſtellen, ſo würde er entſchieden in ſeinem Recht geweſen ſeyn; allein ſtatt deſſen hat er in leidenſchaftlichſter Verblendung gewagt, den großen Dichter der Unredlichkeit und Lüge zu zeihen, und auch noch ſpäter, als ſein erſter Zorn ſich abgekühlt hatte, in demſelben Jahrgang der Iſis, S. 870, wo er dem Sohne des berühmten Geoffroy St. Hilaire gegenüber die Entdeckung für ſein Ureigenthum erklärt, behauptete er, daß Goethe ihm dieſe „unverſchämter Weiſe habe rauben wollen." Dieſer habe die Entdeckung gar nicht gemacht, äußert er, ſondern ſie erſt aus ſeinem Antrittsprogramm erſehen, das er ihm, wie allen Regierungsgliedern, zugeſchickt; ſie habe ihm ſo gut gefallen, daß er ihn eingeladen, ihn in den folgenden Oſterferien in Weimar zu beſuchen, was er auch gethan. So lange dieſe Lehre verhöhnt worden, habe Goethe geſchwiegen; erſt als ſie in andere Werke, von Meckel, Spix, Ulrich u. ſ. w. übergegangen und Ruhm zu verſprechen angefangen, ſey unter den Weimaranern, welche gern alles ihrem Goethe zugeſchrieben, was Neues in Jena zum Vorſchein gekommen, allmählig ein Gemurmel entſtanden, daß auch dieſe Idee von Goethe herrühre. Als Bojanus darauf die Sache zur Sprache gebracht, habe Goethes Eitelkeit Muth bekommen, ſich die Entdeckung zuzueignen; dieſer Muth ſey durch ſein eigenes, bei ſeinem Aufenthalt in Jena leicht erklärliches Schweigen immer höher geſtiegen, bis er, beſonders da ſeine Familiares, wie ſie ſich ſelbſt genannt, unter ihnen der „verrückte" Schelver, ihm die Entdeckung in Schriften beigelegt, endlich die Kecheit bekommen, auf eine jedoch vorſichtige und verſteckte, nöthigenfalls zum Ableugnen brauchbare Weiſe zu verſtehen zu geben, als wenn er (Oken) ſein (Goethes) Plagiarius wäre. Goethe wird hier als ein verſchmitzter literariſcher Freibeuter, als ein windbeutelnder Charlatan und gewiſſenloſer Lügner auf die unverantwortlichſte, nur durch Okens bitterſte, von böſen Zuträgern genährte Gereiztheit erklärliche Weiſe dargeſtellt, die uns mit tiefſtem Bedauern ergreift, da ſie das Höchſte, was der Mann beſitzt, die Ehre, mit freventlichem Leichtſinn angreift.

Durch unſere, nach unparteiiſcher Prüfung des Thatbeſtandes gegebene Darſtellung löst ſich Okens ganze Anklage in ein leidiges Hirngeſpinnſt auf. Wer gibt ihm denn ein Recht, Goethes beſtimmte, wohl auf ſein Tagebuch ſich ſtützende Angabe, daß er auf dem Judenkirchhof zu Venedig die Entdeckung gemacht, als Lüge zu bezeichnen? Denn ſeine Behauptung, er hätte aus Goethes andern, ganz verwirrten und ideenloſen (?) oſteologiſchen Aufſätzen von 1795 leicht beweiſen können, daß er keine Ahnung davon gehabt, beruht auf leidenſchaftlichſter Verkennung. Freilich entging Oken, der mit Verachtung auf die „Belletriſten" herabſchaut, daß Goethe in den „Tags- und Jahresheften" ſich auf Riemers und Voigts Zeugniß berief, und daß Riemer im Jahr 1846 aus ſeinem Tagebuch ſeiner im Jahr 1806 und 1807 mit Goethe über dieſe Entdeckung gehaltenen Geſpräche gedenkt, die Goethes Entlehnung zu einer reinen Unmöglichkeit machen. Unſer großer Dichter war faſt nothwendig zu dieſer Entdeckung getrieben worden, wie Oken auf einem andern, ihm eigenthümlichen Wege. Und wie ſollte auch Goethe, der ſonſt jede Erweiterung der Wiſſenſchaft mit dankbarſter Freude begrüßte, auf Okens Entdeckung ſo eiferſüchtig geweſen ſeyn, daß er ſich nicht geſcheut hätte, deßhalb zu einer unverſchämten Lüge zu greifen! Freilich hat er Oken darin Unrecht gethan, daß er dieſem ein Plagiat zutraute, allein er iſt trotzdem mit keiner Erbitterung gegen ihn aufgetreten, ſondern hat ſein großes Verdienſt neidlos anerkannt. * Wenn Oken bemerkt, die Naturforſcher hätten ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen und Goethe zurückgewieſen, ſo beſchränkt ſich dieß in Wahrheit darauf, daß ſie Oken das Eigenthum der Entdeckung zuſchrieben, weil dieſer ſie in die Wiſſenſchaft eingeführt hatte; keinem aber iſt es eingefallen, Goethes Behauptung, ihm ſey dieſe Entdeckung auf dem Judenkirchhof zu Venedig aufgegangen, der Lüge zu zeihen. Unter den von Oken zu ſeinen Gunſten angeführten Naturforſchern haben Geoffroy St. Hilaire ** und Carus

* Vergl. Goethes Geſpräche mit Eckermann III., 341. Goethes Werke, B. 40, 525.

** Vergl. B. 40, 499 mit B. 36, 266.

dem großen Dichter die verdiente Ehre gegeben. Der leztere äußert treffend, in seiner vier Jahre vor Okens Angriff (1843) erschienenen, diesem freilich unbekannt gebliebenen Schrift: „Goethe. Zu dessen näherem Verständniß," S. 97: „Noch merkwürdiger aber war es, daß eine der folgenreichsten Anschauungen auch in Beziehung auf die Gestaltungslehre des Skeleton zuerst im Goethe'schen Geiste sich erschloß, und dieß ist die Anschauung vom Wirbelbaue des Hauptes, dessen Schädelgebilde ihm vielleicht unter allen Sterblichen zuerst als entschiedene Fortsetzung der Gebilde der Rückenwirbelsäule erschienen sind. Bekannt gemacht wurde dieß zwar erst später und Oken hat das große Verdienst, im Jahr 1807 zuerst die Theorie vom Wirbelbaue des Schädels öffentlich wissenschaftlich begründet zu haben; nichts desto weniger scheint es ohne Zweifel, daß Goethe diesen luminosen Gedanken eine gute Reihe von Jahren früher erfaßt habe."

Auch was Oken über Goethes persönliches Verhältniß gegen ihn angibt, beruht auf reinem Vorurtheil. „Das Böse, was Goethe von der Isis sagte und prophezeite, hat sich selbst Lügen gestraft," äußert er. „Die Recension von seinem „Leben, Wahrheit und Dichtung" in der Isis, 1817, Nr. 42 ff., welche man Lord Byron zuschreibt, erklärt hinlänglich den Zorn gegen lezteren und seine Rachsucht gegen mich. Er war es, der den Großherzog Karl August gegen mich anstiftete und die Mißhandlung hervorrief und unterhielt, welche mir in Weimar zu Theil geworden ist." Alles nichts als haltlose Verdächtigungen! Von einem Zorn Goethes gegen Byron, den jener bekanntlich so außerordentlich hoch stellte und begeistert feierte, ist eben so wenig bekannt, als von seiner Rachsucht gegen Oken. Der Großherzog theilte die ersten eilf Nummern der Isis, nachdem bereits andere ihr Urtheil darüber abgegeben hatten, auch unserem großen Dichter mit, um seine Meinung, wie man sich dagegen zu verhalten habe, zu vernehmen. Urkundlich liegt vor, daß er zu keiner Verfolgung gegen Oken rieth, dessen Werth und Verdienst er hervorhob, und wer Goethes Ansichten kennt, wird gestehen, daß nicht Haß gegen Oken, sondern seine lebhafteste Ueberzeugung ihm dieses Gutachten eingegeben. Die aus dem Edinburgh Review im folgenden Jahr aufgenommene Beurtheilung von „Dichtung und Wahrheit" mag Goethes Freunde ärger als diesen verlezt haben, und widerte ihn auch der Ton der Isis an, so hielt er sich doch von jeder Verfolgung Okens und seines Blattes fern, da er über lezteres längst seine vom Großherzog nicht getheilte Meinung gesagt hatte, und er Okens Verdienst um die Universität zu schätzen wußte. Auch war der Großherzog Karl August keineswegs der Mann, falschen Einflüsterungen Gehör zu geben und sich zu Mißhandlungen aufreizen zu lassen; zu der Maßnahme gegen Oken sah er sich durch die deutschen Regierungen gedrungen, denen er noch viel zu wenig that. Was endlich Goethes Prophezeiungen über die Isis betrifft, so gründeten diese sich allein auf die ersten eilf Nummern, und sie waren von seinem Standpunkte wohl gegründet.

So lösen sich denn alle diese Anklagen in eiteln Dunst auf. Auch hier haben falsche Zuträger das Ihrige gethan, das Verhältniß zwischen beiden so bedeutenden Männern immer mehr zu verstimmen, den Riß immer unheilbarer zu machen. War auch ein ganz einträchtiges Zusammenwirken von Goethe und Oken kaum möglich, so würde doch ein für beide förderliches Verhältniß sich leicht haben gestalten können; allein Oken scheint den großen Dichter von Anfang an als Uneingeweihten, der sich gern jedes Verdienst zuwenden wolle, betrachtet zu haben, und dieser konnte sich nicht zu dem Manne hingezogen fühlen, der mit dem Stolze der Wissenschaft ihm entgegentrat und mit vollen Segeln neuen großartigen Entdeckungen entgegensteuerte, die er in abstrusen Siegesberichten der Welt verkündete. Die Grundverschiedenheit ihrer politischen Ansichten vollendete den Gegensatz, dessen bedauerlichste Frucht jener leidige Prioritätsstreit wurde, den wir in vorliegender Darstellung unparteiisch auszugleichen versucht haben.

H. Düntzer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Theater.

↗ Vor wenigen Tagen iſt die große Oper wieder eröffnet worden, nachdem ſie ſechs Wochen lang geſchloſſen war, wenn ich die Feſtvorſtellung vom 15. Auguſt ausnehme. Seit einigen Wochen arbeitet bereits die ſpecielle Druckerei für Theaterzettel Tag und Nacht an der Anfertigung von Contremarken, deren 50 bis 60,000 von allen Farben und in allen Formen für den Dienſt der Controle fabricirt werden. Die Wiedereröffnung war zuerſt für den 28. Auguſt angekündigt, wurde aber auf den 30. verſchoben, weil der Kaiſer dieſer Feierlichkeit beiwohnen wollte, und ſeine Rückkunft nach Paris erſt am 28. Abends erfolgte. Sie wiſſen, daß die große Oper vom 1. Juli an aufgehört hat Privatunternehmung mit Unterſtützung der Regierung zu ſeyn und von dieſem Tage an auf die Civilliſte des Kaiſers übergegangen iſt, auch hat ſie ihren früheren Titel, »Académie impériale de musique,« in den mehr der Wahrheit getreuen »Théâtre impérial de l'Opéra« umgewandelt. Während der ſechswöchentlichen Pauſe hat der ehemalige Unternehmer der Oper, der auch unter dem neuen Regime Direktor geblieben iſt, Roqueplan, eine Reiſe unternommen, um neue Engagements zu ſuchen, und alles was er finden konnte, war Mad. Stolz, eine Sängerin, die bereits in den vierziger Jahren Mitglied der hieſigen großen Oper war und dieſe unter Umſtänden verlaſſen mußte, die Erwähnung verdienen. Beherrſcherin des damaligen Direktors Leon Pillet, des Nachfolgers des Dr. Veron, beherrſchte ſie durch ihn die Oper und ließ kein Talent neben ſich aufkommen, ja ſie ließ alle ihre Macht und ihre Launen fühlen, die mit der Oper in Verbindung waren, und der Direktor ſelbſt mußte ſtundenlang bei ihr antichambriren, bevor er die Ehre hatte vorgelaſſen zu werden. — Einmal ſollte Robert Bruce von Roſſini auf den Wunſch der königlichen Prinzen gegeben werden; ich glaube es war im Jahr 1846. Mad. Stolz weigerte ſich zu ſingen, Krankheit vorſchützend, während ſie jeden Abend, und am Abend der ihretwegen abgeſagten Vorſtellung ſelbſt, in Salons ſang. Die Söhne Louis Philipps benützten ſofort eine nächſte Gelegenheit, d. h. die erſte Vorſtellung, in der Mad. Stolz wieder auftrat, dieſer ihre Unzufriedenheit durch Mißfallsbezeugungen zu erkennen zu geben, in die das Publikum mit großer Freude einſtimmte. Das empörte die Sängerin dermaßen, daß ſie auf der Bühne ihre Handſchuhe und ihr Schnupftuch (ein koſtbares Spitzbatiſttuch mit reichen Spitzen garnirt, ſagen die Damen) in Stücke zerriß und gegen die Loge der Prinzen hinwarf. Von dieſem Augenblick durfte ſie nicht wieder auftreten und verließ Frankreich, um nie wiederzukehren. Als bald darauf, im Jahr 1848, die Revolution ausbrach, galt freilich ihr „nie“ ſo wenig mehr wie die Nie in den politiſchen Geſetzen und Ordonnanzen, und kaum fingen die Künſte wieder an aufzublühen, als ihre Freunde anfangs leiſe, ſpäter immer lauter ihre Rückkehr verlangten. Die Direktion wagte es jedoch um ſo weniger, die gefürchtete „Stolze“ wieder kommen zu laſſen, als ſie ihren Ruf mehr den oben erwähnten Umſtänden als ihrem Talent zu danken hatte, was auch durch ihre Reiſen bewieſen wurde, die ſie ſeitdem unternommen. Jetzt, wo Roqueplan nichts riskirt, und um doch die Reiſe nicht ganz umſonſt gemacht zu haben, bringt er uns Mad. Stolz wieder, von deren Verdienſt als Sängerin ich Ihnen nichts ſagen kann, da ich geſtern nicht ſo glücklich war einen Platz zu einem mäßigen Preis zu erringen. Ob ſie ſchlecht oder gut war, gefallen hat ſie und wurde auch öfters herausgerufen; Blumenſträuße ꝛc. verſtehen ſich von ſelbſt, dafür ſorgt die Claque und die Direktion. — In den Couliſſen und im Foyer erzählt man ſich, unſere Landsmännin Cruvelli werde nicht bei der Oper bleiben, ja ihr Contrakt ſey ſogar aufgelöst worden, weil die neue Direktion eine Reduktion ihres Gehalts um die Hälfte, alſo von 100,000 auf 50,000 Franken jährlich vorgeſchlagen, die Sängerin ſich aber geweigert darauf einzugehen. Es iſt aber ſchwer zu glauben, daß ſich die neue Direktion einer Primadonna berauben werde, die ſo ſehr gefallen hat, wirklich außerordentliche Mittel bei großer Jugend beſitzt und kaum erſetzt werden könnte. — Auch die italieniſche Oper zeigt bereits ihre Wiedereröffnung für den 3. Oktober, ſo wie die Zuſammenſetzung ihrer Truppe für den dießjährigen Feldzug an, der acht Monate oder bis Ende Mai 1855 dauern ſoll, dann aber wegen der Ausſtellung noch verlängert werden dürfte. An Tenoren gibt uns Ragani die Herren Baucardé, von dem er uns ſagt, daß er ſehr berühmt ſey, Bettini, Neri Baraldi, Roſſi und Badi; von Bäſſen und Baritons ſind engagirt: Gaſſier, Grazioni, N. Roſſi, Dal Aſte ꝛc. Die Primedonne ſind Mad. Frezzolini, die eine große Künſtlerin iſt und ſehr ſchön ſingen würde, wenn ſie noch Stimme hätte, und Madame Boſio, die im vorigen Jahr in der großen Oper ſang; ferner Mad. Gaſſier, die in Spanien ſehr gefallen haben ſoll, unſere Landsmännin Frl. Veith ꝛc.; Contre-Alti: Mad. Borghi-Mamo und die unvermeidliche C. Griſi (nicht zu verwechſeln mit der berühmten Giulietta Griſi), die dem armen Ragani bereits im vorigen Jahr von einem einflußreichen Kritikaſter aufoctroyirt worden. Sie ſehen, die Truppe iſt nicht beſonders glänzend ausgefallen; die Zeiten, wo Rubini, Lablache, Mario, Griſi, Tamburini ꝛc. das Publikum in die ſalle Ventadour zogen, wo man ſich acht Tage zuvor Mühe geben mußte, um einen Platz zu dieſen wahren muſikaliſchen Feſten zu erobern, ſind längſt

vorüber. An neuen Opern verſpricht uns Ragani wenigſtens drei, die noch nie in Paris aufgeführt worden, nämlich: l'ultimo de Clodovei von Paccini, Leonora von Mercadante und Rigoletto oder Trovadore von Verdi. Aber an allen dieſen Machwerken ſoll nicht viel ſeyn, ſo daß wir, um unſere muſikaliſchen Gelüſte zu befriedigen, vielmehr auf das alte Repertoire zählen, von dem man uns unter andern verſpricht: Clemenza di Tito und Don Giovanni von Mozart, Mathilde de Shabran nebſt Semiramide, Gazza ladra ꝛc. von Roſſini, il matrimonio segreto von Cimarosa ꝛc. — Ich glaube Ihnen vor längerer Zeit geſagt zu haben, daß man mit dem Plan umgehe, in der neuen Rue de Rivoli, nicht weit vom Hôtel de Ville, ein neues Theater für den dortigen Stadttheil zu bauen, da dieſer von allen Theatern, mit Ausnahme des Théâtre français, zu weit entfernt und lezteres mehr für die feine Welt als für die arbeitende Klaſſe iſt, die das Quartier um das Hôtel de Ville in Maſſen bewohnt. Es heißt nun mit Beſtimmtheit, man werde ſich alsbald an die Arbeit machen, um dieſes neue Theater zur großen Induſtrieausſtellung im nächſten Jahr eröffnen zu können. Es ſollen auf demſelben Vaudevilles und Dramen geſpielt werden und der Direktor bereits deſignirt ſeyn. Im Théâtre français bereitet man ſich ebenfalls auf den Winterfeldzug vor, indem man mehrere neue Stücke, namentlich ein vom Miniſter des kaiſerlichen Hauſes dem Gymnaſe entzogenes Stück von Alexander Dumas Sohn und ein neues Drama von Madame George Sand einſtudirt. Madame Sand wird vom nächſten Monat an ihre bereits ſeit 1846 fertigen und verkauften Memoiren im Feuilleton der Preſſe erſcheinen laſſen, und man ſieht dieſen Memoiren mit geſpannter Erwartung entgegen. Herr von Girardin erzählt ſeinen Leſern, er habe das Recht zu der Veröffentlichung in ſeinem Blatt für 100,000 Franken an ſich gebracht.

Wien, August.

Carl. — Bäuerles Therese Krones. — Processe.

Der Theaterdirektor Carl ist neulich gestorben. Der Todesfall hat große Aufmerksamkeit in allen, und in ziemlich weiten Kreisen auch lebhaftere Theilnahme rege gemacht. Der Eigenthümer und Leiter des Carltheaters — das an der Stelle der einstigen Leopoldstädter Volksbühne steht — war seit langen Jahren ein öffentlicher Charakter dieser Stadt, in welcher er geboren war, und wo er mit der verhältnißmäßig kurzen Unterbrechung durch seinen Münchener Aufenthalt alle Gestaltungen seiner Wirksamkeit als beliebter Komiker und als Unternehmer von zwei Theatern durchlaufen hat. In München ist er bekanntlich Leiter des (später eingegangenen) Isarthortheaters gewesen, wo er den Grund zu seinem nachmaligen bedeutenden Vermögen legte, theils durch die guten Geschäfte, welche er mit seiner kleinen Unternehmung machte, theils durch die besondere Huld des Königs Max Joseph, welcher dem beliebten Komiker und tüchtigen Geschäftsmann eine schöne Frau mit reicher Mitgift gab. Carl, unter welchem Namen er aller Welt bekannt, war nicht sein bürgerlicher, sondern der Theatername; eigentlich hieß er Carl Bernbrunn (oder Birnbrunn), und wurde aus Höflichkeit Herr Baron genannt, gleich seinem Vater, der eines Edelmanns Tochter geheirathet hatte. Sein Vermögen, das in runder Summe auf zwei Millionen geschäzt wird, hat er mit der Belastung eines Jahrgelds von 12,000 fl. für seine Wittwe und anderer Vermächtnisse sechs Haupterben hinterlassen, den Herrschen Kindern, mit welchen er näher verwandt seyn mochte, als seine Frau. Als Künstler war Carl seiner Zeit namentlich durch die Rolle des Parapluiemachers Staberl bekannt, welche er geschaffen, oder, um es richtiger auszudrücken, neu in's Daseyn gerufen hat, nachdem sie in einer älteren Gestalt verbraucht war. Den alten Staberl hatte Bäuerle erfunden und die volksthümliche Muse der Bretterhütte in der Leopoldstadt in das lebendige Leben geführt. Der ursprüngliche Staberl war ein Wiener Bürger, in seiner Art eben so der Vertreter einer Klasse von Einwohnern der Stadt, wie der spätere Hampelmann in Frankfurt. Dieses Gepräge verlor der biedere Schirmmacher durch Carls Darstellung, um zu einer abenteuerlich komischen Figur zu werden, wie sie im gewöhnlichen Leben nicht vorkommt. Das soll übrigens keinen Vorwurf bedeuten. Der jüngere Staberl hat mich vor Jahren oft zu Thränen — nicht gerührt, sondern gebracht vor lauter Lachen; ich bin dankbar dafür, wenn es auch halb und halb undankbar aussieht, daß ich noch unter dem Eindruck jenes längst verklungenen Lachens nach so vielen Jahren dem todten Mimen einen Nachruf widme, der nichts weniger als leichenbittermäßig klingen will. Ich habe es überhaupt dem guten Carl gegenüber auch in den lezten Jahren nie zu einer Stimmung ohne vorwiegende Heiterkeit zu bringen vermocht; trotz der silberweißen Haare, trotz der überaus anständigen Erscheinung im Aeußern, trotz des Ansehens, welches in den Augen der Umgebungen der alte Herr um seines Reichthums willen genoß, — ich sah eben in meinem Sinn immer nur den faunischen Zuschnitt und Ausdruck der Züge, und wenn er von den ernstesten Dingen sprach, z. B. vom Wanken der Fünfprocentigen und vom Steigen der Nordbahnaktien, ich hörte immer nur die Späße von ehedem, womit diese Stimme einst meine Jugend ergözt. Die Stimme hatte sich in dreißig Jahren nicht verändert, wie anders auch alles übrige geworden. Vielleicht ist auch noch ein besonderer Umstand nicht ganz ohne Einfluß auf meine Stimmung geblieben. In seiner Jugend und in seinen raschen Jahren hatte Carl eine solche Masse von verliebten Abenteuern sich nachsagen lassen, daß die Zahl derselben sogar bei seiner Stellung als Theaterdirektor noch auffallend erschien, und der Nachhall davon sich auch auf seine alten Tage ausdehnte. Man wollte wissen, daß er nicht allein den alten Kärrnern gleiche, welche immer noch gern das Schnalzen der Peitsche vernehmen, sondern daß er vielmehr geradezu die Ansprüche eines jüngeren Mannes erhebe. Möglicher Weise war diese Voraussezung falsch, indessen gab ihr der Verleumdete, muthmaßlich aus falschverstandener Eitelkeit, einige Handhaben, was allerdings den ehrwürdigen Eindruck, welchen seine weißen Haare sonst unfehlbar gemacht hätten, einigermaßen beeinträchtigen mußte. Indessen verliehen seine Geschäftsthätigkeit in der Gegenwart, sein Künstlerruf aus der Vergangenheit und vor allem sein Reichthum ihm des Ansehens genug in der Gesellschaft, welche seinen allzufrühen Abgang von der Weltbühne bedauert, wie sie vor Jahren sein frühes Scheiden von der ausübenden Kunst beklagte.

Das Carltheater in der Jägerzeile ist Carls Schöpfung. Von außen ist das Gebäude in seiner überladenen Zierlichkeit anzuschauen, als hätte ein Zuckerbäcker den Plan erfunden und ein Papparbeiter ihm dabei geholfen; doch findet man sich im Innern sehr behaglich. Der kleine Raum hat ein freundliches Aussehen und eine zweckmäßige Eintheilung, und die Leistungen auf der Bühne erfreuten sich bisher immer eines bleibenden Beifalls. Mir für meine Person war die alte düstere Bretterbude lieber, in welcher Raimund, Ignaz Schuster, Korntheuer und die unvergeßliche Krones wirkten. Raimund besaß die urwüchsig gesunde vis comica; Nestroy, sein Nachfolger in der Gunst des Publikums, ist für meinen Geschmack schon viel zu viel verfeinert und verwürzt. Das ist aber nicht sein, sondern der Fehler unserer Zeit, und ich will durch die Bemerkung seinen ausgezeichneten Gaben nicht zu nahe treten. Nestroy ist ein ganz vorzüglicher Komiker, aber Raimund in seiner einfachen Natürlichkeit war doch ein ganz anderer „Kerl." (Sit venia verbo.)

An die Krones und ihre Zeit sind wir alle vor kurzem

wieder auf das lebhafteſte erinnert worden. Der alte Bäuerle hat in Form eines Romans Denkwürdigkeiten aus jenen Tagen veröffentlicht, die — obſchon mit lahmem, ſtumpfem Kiel geſchrieben — um des Inhalts willen mit der größten Theilnahme geleſen werden. In Betreff des Vortrags und der Darſtellung macht übrigens, beiläufig bemerkt, die Wiener Leſewelt zur Zeit keine großen Anſprüche, und noch geſchieht von Seiten der hieſigen Literatur ſehr wenig, um den feineren Geſchmack zu verwöhnen; man dürfte ſogar nicht ohne Anſchein von Berechtigung das Gegentheil behaupten. Unſere Tageblätter und Zeitungen — und etwas anderes wird kaum geleſen — halten ſich in Hinſicht auf Vortrag und Darſtellung meiſtens auf der niedrigſten Stufe. Die mangelhafte Form alſo war kein Hinderniß für den Erfolg des Romans „Thereſe Krones," den die Leute mit der größten Begierde geleſen haben, die älteren, um werthe Erinnerungen aufzufriſchen, die jüngeren, um im Zuſammenhange Dinge zu erfahren, von denen ihnen oft genug die Ohren geklungen. Neben der Heldin und ihren theatraliſchen Umgebungen bildet den Kern der Erzählung eine ſchauerliche Mord- und Galgengeſchichte. Der Krones letzter Anbeter war nämlich ein gewiſſer Jaroſſinski, der ſich wie jeder Polack in der Fremde einen Grafen ſchelten ließ, bedeutende Summen verſchwendete, die er mitgebracht, Schulden machte, deren ſich kein Prinz zu ſchämen gehabt hätte, und endlich ſeinen ehemaligen Lehrer, den ſiebzigjährigen Abbé Plank ermordete, um ſich die Erſparniſſe deſſelben zuzueignen, wofür denn der Herr Graf droben auf dem Wienerberg bei der Spinnerin am Kreuz mit großer Feierlichkeit gehenkt ward. Alle dieſe Vorgänge hat Bäuerle unter dem angenommenen Namen eines Dr. Otto Horn dargeſtellt, und ſeine Erzählung nimmt in ihrem Verlaufe an Anziehungskraft zu, je weiter er ſich vom Gebiete romanhafter Erfindung entfernt, um wirkliche Ereigniſſe und Perſönlichkeiten zu ſchildern. — Die Tage Raimunds und der Krones bildeten das goldene Zeitalter der Volksbühne, die ſich ſeitdem ganz einfach in ein kleines Theater verwandelt hat. Mit dem Tode des Erbauers hat ſich für das Carltheater allerdings wieder ein Zeitraum abgeſchloſſen, der augenblicklich aber kaum eine andere Veränderung bedingen dürfte, als eine ſolche, welche die Verwaltung betrifft. Die künſtleriſche Leitung hat Neſtroy förmlich übernommen; thatſächlich führt er ſie ſchon ſeit längerer Zeit.

In den lezten Monaten ſind mehrere Gerichtsverhandlungen vorgekommen, deren Gründe und Ergebniſſe mit ganz beſonderer Theilnahme beſprochen wurden. Die eine betraf den Unternehmer einer Erziehungsanſtalt, der angeklagt war, den Tod eines Zöglings durch körperliche Mißhandlung verurſacht zu haben; die andern hatten Anklagen zum Gegenſtand, welche die Staatsanwaltſchaft gegen eine hieſige Zeitung erhoben hatte. Die Geſchichte von dem getödteten Knaben iſt ſehr traurig hat, indeſſen nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den Malmeneſchen Händeln in Berlin. Es war dabei nicht von übertriebener Strenge die Rede, ſondern nur von einer erklärlichen Uebereilung, welche ein zufälliger Umſtand zum verhängnißvollen Ausgang führte. Wenn ich indeſſen dabei die Namen der Betheiligten nenne, ſo geſchieht es bloß darum, weil dieſe ſelbſt in öffentlichen Erklärungen ſich mit ihrer vollen Unterſchrift genannt haben. Ein Knabe von acht Jahren, Horvath Janos (Johannes Horvath), der Sohn eines ungariſchen Rechtsanwalts, befand ſich hier in der Erziehungsanſtalt des Herrn Ad. Fuhrmann. Der Knabe war kränklich und reizbar. Eines Sonntagnachmittags mußte er in der Anſtalt zu Hauſe bleiben, ſtatt zu der befreundeten Familie zu gehen, die an freien Tagen ihn gewöhnlich zu ſich zu laden pflegte. Er ließ ſeine üble Laune an dem Töchterlein des Erziehers aus, das er in den Arm biß, wofür er von der Mutter des Kindes einige Püffe und vom hinzugekommenen Vater deſſelben eine Ohrfeige empfing, welche der beleidigte Vater ohne Beirath des Pädagogen ausgemeſſen haben mochte. Janos erkrankte und ſtarb. Die Leichenöffnung ergab, daß der Knabe mit einem organiſchen Fehler behaftet war, welcher in nicht gar langer Zeit eine tödtliche Krankheit herbeigeführt haben würde; aber die unglückſelige Ohrfeige hatte den Verlauf des Uebels beſchleunigt. Natürlich ſprach die ganze Stadt von dem Vorfall. Fuhrmann erließ eine öffentliche Erklärung gegen die Verleumdung, daß er den Tod des kleinen Horvath verſchuldet habe, worauf ihrerſeits die Behörde ebenfalls öffentlich erklärte, daß Herr Fuhrmann kein Recht habe, derlei Verſicherungen zu geben, da das peinliche Verfahren gegen ihn eingeleitet ſey und man den Spruch des Gerichtes abwarten müſſe, bevor man ihn als unſchuldig oder ſchuldig bezeichnen könne. Das Gericht hat den Angeklagten unter Anerkennung mildernder Umſtände zu ſtrenger Haft von ſechs Monaten, ſeine Frau zu drei Monaten verurtheilt. Sein Verſchulden iſt alſo erwieſen, und durch den unglückſeligen Einfall, den er hatte, ſeinen Namen an die große Glocke zu hängen, ſeine pädagogiſche Zukunft noch vollends zu Grunde gerichtet, obſchon, wenn die Welt vernünftig wäre, eine nicht ſehr ſchwierige Berechnung ihr die Verſicherung geben müßte, daß Herr Fuhrmann auch in der größten Leidenſchaft nicht mehr die Hand gegen ein Kind erheben würde. Aber die Welt iſt in derlei Dingen nie der nüchternen Vernunft zugänglich; in manchen andern bekanntlich auch nicht, doch das gehört nicht hieher.

Gehen wir zu den Preßproceſſen über. Ein hieſiger Schriftſteller, der witzige Eduard Bauernſchmidt, hatte in der Eile einen etwas unpaſſenden, aber durchaus nicht böswillig gemeinten Vergleich angeſtellt, indem er in einer Philippika gegen die Roßfreſſer von einem Golgatha der Pferde geſprochen. Er würde allerdings beſſer gethan haben, eine Benennung, an deren Namen ſich ſo heilige Erinnerungen knüpfen, in einem ſcherzhaften Aufſatze lieber gar nicht zu gebrauchen, beſonders da es eine Menge von Leuten gibt, welche meinen, daß der chaldäiſche Name nicht eine „Schädelſtätte" im allgemeinen, ſondern ausſchließlich den geheiligten Platz bei Jeruſalem bedeute, wo der Erlöſer für die Menſchheit den Tod am Kreuz erlitten. Der Gebildete muß in derlei Dingen nicht nur auf die Gebildeten Rückſicht nehmen, ſondern mit noch viel größerer Vorſicht ſich hüten, das fromme Gefühl in den Ungebildeten zu verletzen. Der Einfalt im Allgemeinen möge man allenfalls auf die Hühneraugen treten, aber die heilige Einfalt iſt zu ſchonen, denn wer ihr zu nahe tritt, der ſezt ſich dem Verdacht aus, daß er ehrwürdige Dinge überhaupt nicht mit gebührender Achtung betrachte. Und das

war es, was Hrn. Bauernſchmidt, dem luſtigen, aber ſonſt gutherzigen Spaßvogel geſchah. Man iſt namentlich in Wien gewohnt, unter dem Wort Golgatha gerade nur die eine geheiligte Stätte zu verſtehen, und ſo erregte der Gebrauch des chaldäiſchen Worts bei einigen Leuten großen Anſtoß. Man ſprach darüber da und dort. In katholiſchen Kreiſen von höherer Bildung tadelte man den Verfaſſer des kleinen Aufſatzes wegen ſeines allzugroßen Mangels an Sorgfalt in Vermeidung von Aergerniß; in andern ebenfalls katholiſchen Kreiſen, worin der Eifer für die gute Sache zuweilen der nüchternen Vernunft das Wort entzieht, wurde Bauernſchmidt geradezu der Läſterung beſchuldigt. Das Geſchrei dieſer Partei wurde allmählig ſo ſtark, daß die Staatsbehörde ſich genöthigt ſah, eine Anklage wegen Mißachtung der Religion gegen den Verfaſſer des Aufſatzes, ſo wie gegen den verantwortlichen Redakteur und den Herausgeber des Blattes zu erheben, worin der Aufſatz erſchienen war. Dieſes Blatt war die Preſſe, die verbreitetſte Zeitung in Oeſterreich. Die Klage ward vom Gericht als unbegründet zurückgewieſen, und beim Spruch der erſten Inſtanz beruhigte ſich die Staatsanwaltſchaft, welche ohnehin gewiß nichts weniger als gern eingeſchritten ſeyn mochte. Die Redaktion der Preſſe verſäumte nicht, das freiſprechende Erkenntniß zu veröffentlichen, wie ſie, wenn ſie ihre Sache verloren hätte, ja auch gezwungen geweſen wäre, auf Verlangen das verdammende Urtheil bekannt zu geben. Dennoch haben die Widerſacher der Redaktion wie Hrn. Bauernſchmidt dieſe Veröffentlichung ſehr verargt. Im Publikum hat die Freiſprechung den allerbeſten Eindruck gemacht, denn die Wiener — bekanntlich im Ganzen ſehr gut katholiſch — wiſſen recht wohl, daß ſelbſt böswillige Läſterer der h. Kirche keinen Eintrag zu thun vermögen, mithin ein *zufälliger* Mangel an achtungsvoller Rückſicht ihr vollends keinen Schaden bringt; ferner wiſſen ſie, daß der Eifer für die gute Sache viel paſſendere und mehr glückverheißende Pfade einſchlagen kann, als den Weg finſterer Unduldſamkeit und aſcetiſcher Strenge in kleinlichen Dingen. Ich halte es in *dieſem* Stück ganz und gar mit unſerer Mehrheit, obſchon ich, wie Sie ja hinlänglich wiſſen, in kirchlichen Dingen keinen Scherz zu verſtehen pflege und in den betreffenden Kämpfen meine Sporen verdient habe.

Die Preſſe iſt auch von ein paar andern Anklagen losgeſprochen worden, deren eine die angebliche Beleidigung des Bürgermeiſters von Wien betraf. In dieſem lezteren Falle iſt, wie man ſagt, die Freiſprechung zum großen Theil ein Ergebniß der Aeußerungen des Herrn von Seiller ſelbſt, welchem die erhobene Beſchwerde ein Dorn im Auge war. Aber auch der Vertheidiger hat ſich bedeutende Verdienſte erworben, denn der Fall war ſchwierig genug und eine Verurtheilung ſtand ſehr bedrohlich in Ausſicht. Dieſer Vertheidiger, Leopold Maier von Alſo-Ruzbach, iſt einer der erſten Advokaten Wiens, obſchon verhältnißmäßig noch jung an Jahren. Man kann ihn zu denjenigen zählen, welche in Bezug auf ihre perſönliche Berühmtheit wohl Fug und Recht hätten, das Verſchwinden des öffentlichen mündlichen Verfahrens zu bedauern. Während des kurzen Beſtandes der Schwurgerichte hatte Maier nämlich das Glück, einen Fall von erheblicher Bedeutung in die Hände zu bekommen, und die Geſchicklichkeit, die Sache ſiegreich durchzufechten. In neueſter Zeit iſt von dieſer Angelegenheit wieder öfters die Rede, weil der griechiſche Biſchof Mutibaritſch in den montenegriniſchen Händeln vielfach genannt wird. Dieſer Biſchof verweilte vor ein paar Jahren in Wien und hatte ein Zimmer bei einer Dame gemiethet, die früher Theaterſängerin geweſen. Zwiſchen dem Miether und der Vermietherin hatte ſich eine Art von freundſchaftlichem Verkehr hergeſtellt, und eines Tags machte ſich die Dame den Spaß, ein Päckchen Schriften zu verſtecken, welches in des Biſchofs ſchwarzer Wäſche lag. Zum Unglück waren die vermeintlichen Schriften Druckſachen von der gewiſſen Art, deren Nachdruck bei Leib und Leben verpönt iſt. Der Eigenthümer vermißte ſeine ſo und ſo viel tauſend Gulden Banknoten in einer Stunde, wo allerlei Zufälligkeiten eine friedliche Aufklärung verhinderten, ſo daß es zu einem gerichtlichen Einſchreiten und in Folge des gefundenen Päckchens zum peinlichen Verfahren kam. Die Vermietherin wurde dem Buchſtaben des Geſetzes nach förmlich der Entwendung beſchuldigt, von den Geſchworenen jedoch freigeſprochen. Die Sache machte damals ein Aufſehen, deſſen Nachhall noch jezt nicht ganz verklungen iſt, und der Vertheidiger hat dabei nicht bloß den Proceß ſeiner Schutzbefohlenen gewonnen, ſondern auch einen Namen für ſich. Eine öffentliche Vertheidigung in dem erwähnten Preßproceß würde den Glanz von damals vollſtändig aufgefriſcht haben, obſchon dießmal jener eigenthümliche Reiz des Aergerniſſes fehlte, welcher die Angelegenheit Spitzer-Gentiluomo zu einer cause célèbre machte.

Mainz, August.

Musikfest. — Ausstellungen. — Gelehrtes. — Eisenbahnen. — Veteranen.

Während anderwärts die leidige Cholera Augen und Herzen verdüstert, erfreuen wir uns in der goldenen Rheinstadt der besten Gesundheit und feiern in fröhlichem Jubel festliche Tage, wie die des Musikfestes am 27. und 28. August. Sie gehören freilich auch zu den Seltenheiten, denn so lebendig es im Sommer hier ist, so beschränkt sich dieses Leben doch zumeist auf Handel und Wandel, Kommen und Gehen der Reisenden; alles andere gehört zu den gewöhnlichen Freuden eines zwar heitern, aber doch immer philisterhaften Lebens, das nur zuweilen von kleinen militärischen Schauspielen unterbrochen wird. So haben wir im Juli den Prinzen von Preußen hier gesehen, wie er die preußischen Regimenter inspicirte, und der 18. August, der Geburtstag des Kaisers von Oesterreich, hat ganz Mainz auf die Beine gebracht, um die solennste Jahresparade der gesammten Garnison mit anzusehen, bei der aller militärische Glanz entfaltet wird und die preußischen wie die österreichischen Musikchöre das Beste liefern, das sie zu bieten haben, so auf der großen Bleiche und dem Thiermarkte wie in den Hallen der Kirche. Doch dergleichen sind wir gewöhnt, etwas außergewöhnliches aber bot das Musikfest. Die verschiedenen musikalischen Vereine, als da sind Liedertafel und Liederkranz, Damengesangverein und Verein für Kirchenmusik, haben sich zusammengethan und zudem mit der Frankfurter Germania und dem dortigen Liederkranze, mit dem Offenbacher Gesang- und dem Wiesbadener Cäcilienverein verbündet, um ein heiteres rheinisches Musikfest zu Stande zu bringen und damit zugleich einen humanen Zweck zu erreichen. Es galt nämlich eine Unterstützung der Familie des in Dessau verstorbenen Componisten Friedrich Schneider, der, wie bei weitem die meisten Gelehrten, Künstler und Dichter Deutschlands, nur auf den offenen Himmel angewiesen war und den Seinigen auf Erden nichts zurücklassen konnte als einen belobten Namen. Es erklärt sich hieraus die Wahl des aufzuführenden Oratoriums, „das Weltgericht," bei dem selbst Herr Stepan vom Mannheimer Theater nicht verschmähte, als Satan zu figuriren, und die Orchester von Mainz und Wiesbaden nebst diversen Dilettanten von nah und fern sich gern als Posaunen- und sonstige Gerichtsengel verwenden ließen. Nachdem nun am Vorabend die auswärtigen Sänger, Sängerinnen und Instrumentisten eingezogen und in der gastlichen Stadt gehörig einquartiert waren, nachdem Direktor Winkelmeier die Freuden einer mehr als fünfstündigen Generalprobe in vollem Maße genossen hatte, zogen am hellen Sonntagmorgen die übrigen Festgäste zu allen Thoren herein. Solch ein Leben bewegte sich hier nicht mehr seit den Tagen des Guttenbergfestes, ja selbst damals war die Zahl der Fremden nicht so groß, wie dießmal. Die Eisenbahnen thaten hier das ihre. Hatten doch die Direktionen der hessischen und der pfälzischen Ludwigsbahn ihre Fahrpreise für drei Tage auf die Hälfte ermäßigt, und wer hätte sich solchen Vortheil nicht zu Nutze machen sollen? Zudem sind in unsern Tagen die Landleute unserer getreidereichen Gegenden nichts weniger als gedrückt, sie können etwas aufgehen lassen und ihrer Jugend etwas erlauben; warum sollte diese hinter den Städtern zurückbleiben, bei denen doch eigentlich der Brodkorb ungleich höher hängt? Kurz, es war ein buntes Gewühl schon am Morgen, das sich mit den Nachmittagszügen noch bedeutend vermehrte, da es gar vielen Festbesuchern nicht so fast um das Concert als um die Lustbarkeit überhaupt zu thun war. Daß die Stadt und der schiffreiche Hafen ihre Festgewänder anhatten, versteht sich von selbst.

Das Concert begann um halb eilf Uhr in der festlich geschmückten neuen Fruchthalle, einem weiten Raume, trefflich geeignet zu solchem Zwecke. Gegen vierhundert Sänger und Sängerinnen und nahezu hundert Instrumentisten thaten ihre Schuldigkeit und ernteten von dem äußerst zahlreichen Publikum gebührendes Lob. Hier den streng kritischen Maßstab anlegen zu wollen, wäre verkehrt; genug daß die verschiedenen Vereine, die sich vorher nur in einer einzigen Probe zusammengefunden, so wacker zusammen wirkten, daß ein hübsches Ganzes zusammen kam. Auch finden sich die Dilettanten nicht zu solchen Festen ein, um sich hinterher von der kritischen Scheere zurecht schneiden zu lassen. Sie geben ihr Bestes nach dem Maße ihrer Kraft, und damit gut. Wer kritisiren will, könnte vielleicht am Oratorium selbst schon anfangen, und wenn er auf dem Standpunkte unsers lieben seligen Altmeisters Thibaut in Heidelberg stände, würde er wohl den Kopf schütteln, wenn er nur den Namen „Weltgericht" hörte. Beethovens Festouvertüre in C, die dem Oratorium voranging, ward brav ausgeführt und für die nach derselben eingelegten beiden Baßarien aus Mozarts Zauberflöte und Mendelsohns Elias erntete der kräftige Sänger Karl Formes reichlichen Beifall.

Das Festessen mit seinen verschiedenen Toasten übergehe ich billig, um die Leser alsbald in die neue Anlage zu führen, wo des Nachmittags ein Sängerfest in anderem Genre die Tausende zusammenführte, die sich zur Mittagszeit zerstreut hatten oder erst nach derselben anlangten. Aber hilf Himmel! wer wollte da beschreiben? Ich müßte mit dem Griffel der „fliegenden Blätter" zeichnen, wollte ich hier das Rechte treffen. Die neue Anlage mit ihrer prächtigen Aussicht auf den stolzen Strom hin und den gegenüber heranfluthenden Main hatte all ihren

Reiz verloren, nur noch Komiſches war neben dem Läſtigen übrig geblieben. Das Läſtige war Staub, Hitze, endloſes Gedränge und ungeſtillter Durſt, das Komiſche lag in der Art und Weiſe, wie die Leute ſich mit oder ohne Erfolg zu placiren oder zu irgend welcher Erfriſchung zu gelangen ſuchten. Es war in der That ein rechter „Kohl,“ wie wir hier zu ſagen pflegen. In dem lärmenden Getriebe flatterten ſelbſt die kräftigſten Produktionen der öſterreichiſchen Militärmuſik nur in Fetzen an dem Ohr vorüber, und was die Sänger in der eigens errichteten halb offenen Tonhalle ſangen, iſt vielen Hunderten verborgen geblieben. Ich wenigſtens kann nicht ſagen, welcher der Vereine im Wettſtreit dieſes Sängerfeſtes Sieger blieb. Es ſchien mir ohnehin kein ernſtes Ringen um den Kranz.

Der Feſtball am Abend in dem weiten Raume der Fruchthalle ſchloß den Tag ab und leitete in den folgenden über, der zu einem Ausflug an das pfälziſche Haardtgebirg beſtimmt war. Etwa anderthalb tauſend Perſonen, Herren und Damen, jung und alt waren mit von der Partie. Dreiunddreißig unſerer geräumigen Waggons, gezogen von den beiden Locomotiven Mainz und Guttenberg, flogen nach neun Uhr unter dem Schalle der Muſik aus dem Bahnhofe unter dem prächtigſten Himmel, ohne Raſt durch das herrliche Rheinland hin, an verſchiedenen Bahnhöfen von lautem Zuruf der verſammelten Menge begrüßt, als ob Könige und Fürſten da vorüber führen. Zu Mittag trafen wir in dem pfälziſchen Neuſtadt ein, und dort gab es denn wieder ein weidliches Gedränge, denn die heiteren Pfälzer ſind nicht gewohnt, fremde Gäſte allein zu laſſen. Sie hatten ſich in Schaaren eingefunden. Ein Herr Wolf, der eine prächtige Gartenanlage mit der wundervollſten Ausſicht auf der nahen Haardt beſitzt, hatte gaſtlich eingeladen, und bei edelm Weine flogen ein paar ſonnige Nachmittagsſtunden unter Muſik und Sang dahin. Man hätte ſie feſthalten mögen da oben auf der köſtlichen Höhe, aber was half's? unſer Extrazug durfte die gewöhnlichen nicht ſtören, und ſo mußten wir denn um ſechs Uhr wieder mit Windeseile von dannen, um gegen neun Uhr unſern alten Holzthurm wieder zu begrüßen, von dem mehr als Einer behaupten will, er habe an jenem Montagabend gewankt oder doch entgegen grüßend genickt. Sie ſind vorübergegangen wie ein Traum, aber ſchön waren ſie, dieſe Tage des Sängerfeſtes.

Noch vergaß ich zu erwähnen, daß an dem Feſtſonntage auch eine Ausſtellung im alten kurfürſtlichen Schloſſe zu ſehen war. Es iſt nämlich zum Beſten des heſſiſchen Gewerbsſtandes eine große Kunſt-, Induſtrie- und Geldlotterie im Werke, und eine ziemliche Anzahl der für dieſelbe angefertigten Induſtriegegenſtände war bei dieſer Gelegenheit zur Anſicht ausgeſtellt, darunter viel meiſterliche Dinge, die ſo recht geeignet waren, als Lockvögel zu wirken. Jedenfalls verſpricht man dem Unternehmen einen guten Fortgang und ein gewinnreiches Ende. Andere Ausſtellungen werden wir ſpäter ſehen; ſo vom 7. September an die des rheiniſchen Kunſtvereins, und unmittelbar nach dem Kirchentage zu Frankfurt, nämlich vom 24. bis 26. deſſelben Monats, wird der Gartenbauverein ſeine Blumen-, Obſt- und Gemüſeausſtellung eröffnen. Wie das Reich des Bacchus dabei vertreten ſeyn wird, das hängt noch davon ab, in welcher Weiſe die Septemberſonne ihre Pflicht thun wird. Hoch ſteht das Thermometer der Hoffnung in dieſer Beziehung nicht, weder was Quantität, noch was Qualität betrifft. Es ſcheint alles auf Bier abgeſehen zu ſeyn; nach München, Erlangen und Kitzingen wird man fragen, und was das heimiſche Gebräu betrifft, künftig noch mehr als bisher ſein Augenmerk auf Oeſterreichs Krieger richten und ihnen folgen, wie in München den Hartſchieren, die immer am beſten wiſſen, wo die beſten Quellen fließen.

Mainz iſt zwar nicht die Stadt, in der die verſchiedenen Felder der Gelehrſamkeit mit beſonderem Eifer bebaut werden, dafür iſt das rege Leben der materiellen, beſonders der induſtriellen Welt zu mächtig, dabei die Natur zu verlockend, als daß ſtilles Sitzen und Sinnen ſich allzu viele Anhänger gewinnen könnte. Dennoch iſt man aber keineswegs ganz müßig in dieſen Bereichen. Unſer hiſtoriſcher Verein pflegt fortwährend ſeine Aufgabe mit Liebe und Erfolg, und wer ſich für dieſelbe intereſſirt, mag ſich ſchon einmal deſſen Arbeiten und Sammlungen näher anſehen. Sie bieten ſchöne Ausbeute und werfen manchen hellen Lichtſtrahl auf die Geſchichte dieſer von Alters her merkwürdigen Gegend. Gern hat darum auch die Bundesverſammlung zu Frankfurt in jüngſter Zeit dem Verein für Geſchichte und Alterthum den zur Bundesfeſtung gehörigen ſogenannten eiſernen Thurm bis auf weiteres zur Benützung überlaſſen.

Von unſerem wackern Gymnaſialprofeſſor Gredy haben wir vor kurzem ein Programm erhalten über die aus dem zwölften Jahrhundert ſtammende Kaiſerchronik, der Lachmann und Maßmann bekanntlich ihre beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet. Mag Gredy dieſe älteſte gereimte Chronik auch etwas zu hoch ſtellen, die Art, wie er in dieſelbe hinein führt, und die tüchtige Bearbeitung einzelner Stücke in neuhochdeutſcher Sprache ſind höchſt anziehend und alles Dankes werth. Gerade dieſe Kaiſerchronik und beſonders die Behauptung ihres ſicherlich öſterreichiſchen, aber doch am Rhein wohl bewanderten Verfaſſers, „daß die Bürger von Mainz nie ihren Herrn gehorchten treu und gern,“ führt mich auf das Veteranenfeſt am lezten Napoleonstage, dem 15. Auguſt. Man hat dabei dem Kaiſer der Franzoſen einen Toaſt gebracht, der nicht allenthalben guten Anklang gefunden, auch in der Allgemeinen Zeitung als unpatriotiſch gerügt worden iſt. Ich kann Sie verſichern, es iſt ſo gefährlich nicht damit, und der alte Vorwurf, daß eben in Mainz immer noch die alten Clubiſten ſpuckten, hat ſeine Wahrheit heutzutag nur noch in ganz engen Grenzen. Wie Gredy in ſeinem Programm die Mainzer gegen jenen uralten Vorwurf des Chroniſten vertheidigt, ſo möchte ich ſie gegen den neueren in Schutz nehmen. Die Veteranenvereine beſtehen nun einmal, nicht bloß hier, ſondern überall längs des Rheins, und die alten Herren, dieſe lezten Reſte jener kampfbewegten Zeit, thun ſich alljährlich am Napoleonstag gütlich und ſchwelgen dabei in Erinnerungen an den damaligen Herrgott der Soldaten. Sie ſind dabei an ſich harmlos, und wenn ſie einmal neben dem todten Napoleon auch des lebenden gedachten, ſo geſchah dieß lediglich darum, weil dieſer in Vollſtreckung des Teſtaments ſeines Oheims auch der Veteranen gedenkt. Sie

bleiben deßwegen doch gute Deutſche und großherzoglich heſſiſche Unterthanen mit ſammt den übrigen Bürgern der Stadt. Schelte man ſie nicht um eines Worts beim Weine!

Eine näher liegende, im engſten Sinne patriotiſche Frage bewegt jezt die Gemüther der Mainzer. Es iſt die, ob die Eiſenbahn ihre Fortſezung auf dem linken Rheinufer erhalten, oder ob die Regierung nach dem Wunſche Preußens den Vertrag über den Anſchluß der Deutz-Gießener Bahn in Gießen an die Main-Weſerbahn genehmigen und ſo unſere Stadt iſoliren und, wie man fürchtet, herunter kommen laſſen werde. Allerdings eine Lebensfrage, da eine linkrheiniſche Bahn bis Köln von unberechenbarem Vortheil ſeyn würde. Nous verrons! Indeß haben ſich Taunus- und rheinheſſiſche Ludwigsbahn innigſt an einander angeſchloſſen, alles klappt und paßt jezt in beſter Weiſe zuſammen, und der Weg von Paris über Mainz nach Frankfurt und Berlin iſt jezt ſo kurz geworden — 34 Stunden — daß wir es jedem übel nehmen, der einen andern einſchlägt. Nur unſere Gaſtwirthe ſind mit der geflügelten Eile noch nicht ganz einverſtanden und betrachten oft ſinnend ihre weiten Räume.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 38. 17. September 1854.

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri; cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.
Horat.

Styliſtiſche Betrachtungen über die franzöſiſche und die öſterreichiſche Preſſe.

Noch vor einem kurzen Jahrzehnt hätte einer das Geſpötte aller Welt auf ſich geladen, der die franzöſiſchen Parteiorgane und die öſterreichiſchen Tageblätter mit einander hätte vergleichen wollen, von welch unſchuldigem Geſichtspunkt auch dieſe Parallele wäre angegriffen und durchgeführt worden. Weder der Philiſter, noch der Literat, weder der Augur über die Angelegenheiten Europas in den öffentlichen Speiſe- und Trinkhäuſern, noch der wirkliche eingeweihte Staatsmann oder Wortführer der Regierungen und Parteien in der Preſſe würde ſich einer keineswegs ſchmeichelhaften Verwunderung ſchon über die bloße Idee erwehrt haben, die mit allen denkbaren Waffen einer faſt unumſchränkten Freiheit verſehenen Werkzeuge der politiſchen, religiöſen, ſocialen und äſthetiſchen Leidenſchaften eines, wenn auch nicht immer gleich aufgereizten, doch fortwährend zu gewaltſamer Aufregung angeſtachelten Volkes mit den ſchüchternen, eintönigen Neuigkeitsboten eines Staats zuſammenzuſtellen, wo jede geiſtige Aeußerung ohne Ausnahme der ſtrengſten, der ängſtlichſten Aufſicht unterworfen war, und nur die flüchtigſten, die harmloſeſten Spielereien einer unbedeutenden Belletriſtik mit einiger Ungebundenheit ſich bewegen durften.

Wie iſt dieß heute ganz anders geworden! Welch merkwürdiger Tauſch der Stellungen und Rollen! Während es vor einem Decennium eine komiſche Ueberraſchung hervorgebracht hätte, wenn man Angeſichts der feurigen Regſamkeit und des zwangloſen Tumults, der jeden Morgen und jeden Abend an der Seine in einigen zwanzig Papiervierecken losbrach, für die ſtillen öſterreichiſchen Tage- und Wochenblätter eine verhältnißmäßige Anerkennung, ſelbſt mit der größten Beſcheidenheit, hätte verlangen wollen, erſcheint es heute gewagt, neben der öſterreichiſchen Preſſe von einer franzöſiſchen überhaupt zu ſprechen. — Das Jahr achtundvierzig hatte den Zuſtand, welcher dieſe Umkehr der Rollen herbeigeführt, in Oeſterreich unmittelbar zur Folge, und die ſeither ergriffenen Maßregeln, um die Einheit und Ordnung der Monarchie nach höchſt bedrohlichen Erſchütterungen von neuem zu befeſtigen, haben die damals erworbene Freiheit der Preſſe zwar gezähmt, geregelt, und aus der Anarchie in die Grenzen einer ſtrengen Geſetzlichkeit zurückgeführt, allein keineswegs aufgehoben und in ihrem weſentlichen Wirken nicht einmal gelähmt. In Frankreich dagegen iſt der Widerſtand gegen den unvermutheten Anſtoß der Volkslaune im Februar 1848 auf Vernichtung alles geſetzlichen Gleichgewichts im gemeinſchaftlichen Leben der Nation

und ſomit auch auf den vollſtändigen Ruin der freien Preſſe hinausgelaufen; und wenn wir das Ziel, das beim Ausbruch der Empörung in den Pariſer Februartagen den Maſſen vorſchweben mochte, aus dem damaligen Wirrwarr des tauſendfältigen Meinens, Wähnens und Wollens, ſo gut es geht, herausklauben und dann betrachten, was in Frankreich daraus geworden iſt und was jezt in Europa beſteht, ſo ſind wir verſucht zu meinen, die Franzoſen hätten, nach dem Plane des Allmächtigen, ihre lezte Volksrevolution nicht für ſich gemacht, ſondern für das übrige Europa. — Man betrachte in der That nur die öſterreichiſche Preſſe, wie ſie aus der Verbindung der früheren Staats- und Amtsverhältniſſe des öſterreichiſchen Kaiſerthums mit den brauchbaren Ergebniſſen der Bewegung von 1848 hervorgegangen, und ſtelle ſie neben den Schatten, der von einer politiſchen Preſſe in Paris noch beſteht, und man wird einräumen müſſen, daß die Franzoſen eher für Oeſterreich als für ſich ſelbſt gearbeitet.

Daher kann es mir, wenn es auch die Natur dieſer Blätter zuließe, nicht einfallen, eine Vergleichung zwiſchen dem politiſchen Gehalte der beiden Preſſen im gegenwärtigen Augenblick anzuſtellen. Die Bedingungen ſind zu ungleich, als daß aus dem Aneinanderhalten der Journalerzeugniſſe ein berechtigter Schluß auf den öffentlichen Geiſt und den allgemeinen Willen in beiden Ländern ſich ziehen ließe. Im Bereiche der Form dagegen, als literariſches Schauſpiel iſt eine ſolche Parallele trotz aller Hinderniſſe, die in den Umſtänden liegen, noch immer vollkommen ausführbar. Man braucht ſich auf dieſem Gebiete nicht einmal ausſchließlich an die franzöſiſche Preſſe, wie ſie vor den lezten Beſchränkungen auftrat, zu halten, und es beſteht zwiſchen der öſterreichiſchen Preſſe, ehe ſie durch die Begebenheiten der jüngſten Jahre zur Entfaltung einer Menge ſchlummernder Kräfte das Mittel ward, und der heutigen Preſſe Frankreichs, die alle Unabhängigkeit des Gedankenausdrucks und der Handlung durch den lezten Umſchlag der Verhältniſſe verloren hat, noch der große Unterſchied, daß jene vor ihrem erſten Eintritt in die Bahn der öffentlichen Mächte ſich ohne alle Uebung der politiſchen Sprache, ohne alle Bekanntſchaft mit der journaliſtiſchen Technik fand, während dieſe, nachdem ſie in Knechtſchaft gerathen und mit Ohnmacht geſchlagen war, um den Schein ihres früheren Treibens fortzuſezen und das Schattendaſeyn, das man ihr noch ließ, mit dem Ueberwurf ihres erloſchenen Glanzes zu verbrämen, über die durch langjährige Praxis erlangte Kenntniß und Fertigkeit nach wie vor verfügte. Einer der Künſte, die, Dank den wechſelnden Bedingungen der Parteikämpfe und den enger oder weiter gezogenen Schranken der Geſezlichkeit, während der Dauer des verfaſſungsmäßigen Königthums, in Anwendung kamen, war ſogar noch vor kurzem ein größerer Spielraum zugewieſen, als es in glücklicheren Momenten der Fall geweſen ſeyn konnte.

Es kam zu allen Zeiten darauf an, was man nicht gerade ſagen durfte, verſteckt, durchſichtig verhüllt, auf dem Wege der Anſpielung oder in allgemeinen Formeln, die nichts Beſtehendes mit beſonderem Frevel antaſten, dem Leſer mitzutheilen, kurz dem unerlaubten Gedanken einen erlaubten Ausdruck zu geben. Außer der Genugthuung, daß man aus Feſſeln, die man nicht brechen wollte und konnte, ſich geſchickt herausgewunden und die beengende Vorſchrift umgangen, die verhaßte Behörde überliſtet, hatte man dabei noch den Vortheil, daß eine ſo fein an den Mann gebrachte Kühnheit allen, welche Scharfſinn und Bosheit genug beſaßen, um deren Bedeutung und Tragweite auf den erſten Blick zu faſſen, doppelt und dreifach willkommen war. Mit ſchneller und vollſtändiger Benüzung der Gelegenheiten, welche die Geſellſchaft einer Stadt wie Paris zum Umſage einer Idee, einer Nachricht, mit Einem Worte, alles durch Schrift und Rede tragbaren Stoffes, in Hülle und Fülle beſizt, wurde dergleichen überall hin verbreitet; es floß als etwas Verbotenes, als etwas durch ſeine Faſſung der Erläuterung Bedürftiges, wie von ſelber von Mund zu Mund und haftete ſo in der öffentlichen Meinung bei weitem länger, als es bei offener und ſchlichter Darſtellung des mißliebigen Urtheils geſchehen wäre.

Zu einer Zeit, wo alle Uebertretungen der Preſſe nur nach beſtimmten, im voraus beſtehenden und nach billiger Vorausſezung allen Journaliſten wohl bekannten Verfügungen vor Gericht gezogen, und wenn ſie über die Höhe der gewöhnlichen Polizeivergehen hinaufgingen, von einem Senate von Geſchwornen abgeurtheilt wurden, waren jene Finten der Polemik, jene Verunglimpfungen auf Umwegen, jener harmloſe Vortrag ſtaatsgefährlicher Lehren für den Uebertreter ſelten eine Quelle perſönlicher Verlegenheiten, und daher faſt nie eine große Schwierigkeit, faſt nie eine Aufgabe, die Genie erforderte. Das Schwurgericht ließ ſich äußerſt ungerne ein Schuldig abringen, wenn nicht die Beſchimpfung, die Verſchwärzung, oder die Predigt des Aufruhrs auf platter Hand lag, und die wenigen Verſuche, welche die Juliregierung machte, dieſen Tücken unverſöhnlicher Feindſeligkeit das Mittel gerichtlicher Verfolgung entgegen zu ſtellen, mißlangen beinahe ſämmtlich. Daher ſank dieſe Taktik nach und nach, und namentlich in der lezten Hälfte des milden Juliregiments, zu einer geiſtloſen Witzmechanik, die jedermann handhaben konnte, und zu einer leicht erlernten, zulezt aller Welt geläufigen, von den wärmſten Anhängern der Regierung im Scherze ſelbſt gebrauchten Synonymie herab. Man ſagte: „der unbewegliche Gedanke," „die richtige Mitte," um nicht König oder Louis Philipp zu ſagen, und dieſen gleichbedeutenden Ausdrücken, zu denen in den Schenken des Pöbels wie in den Gemächern

der legitimiſtiſchen Gräfinnen der Schüſſel lag, wurde aller Schmutz, vor dem der königliche Name ſelbſt geſichert war, gefahrlos angehängt.

Heutzutage iſt verſteckte Feindſchaft gegen die Inhaber der Gewalt kein ſo leichtes Stück Arbeit mehr; die Regierung, zugleich Partei und Richter, kann, ohne die geringſte Rechenſchaft zu ſchulden und zu geben, durch den dichteſten Schleier hindurch eine Beleidigung entdecken, und jedem Verſuch dieſer Art, wie unmerklich auch die verſchleierte Bosheit ſeyn mag, durch eine Warnung, die eine Drohung für den leiſeſten Rückfall enthält, ſchleunig und wirkſam Einhalt thun. Es gehört alſo eine Behutſamkeit ohne gleichen dazu, um die Beamten, welche zur Prüfung der öffentlichen Blätter beſtellt ſind, und die oft in einem Splitter einen Balken ſehen, indeſſen in manchem kunſtvoll zubereiteten Gericht die geheime Würze für böswillige Feinſchmecker nicht heraus koſten, ſicher zu täuſchen. Der Behutſamkeit muß ſich eine gewiſſe Schärfe und Beſtimmtheit zugeſellen, damit der Leſer, auf deſſen verborgene Schadenfreude das Ding berechnet iſt, ſo wie der erſte Wink eines ſarkaſtiſchen Inhalts ſeinem Geiſt begegnet, in ſeiner ironiſchen Deutung beſtärkt und unterhalten werde. Auf dieſem knappen und mit Fallen aller Art beſäeten Spielraum zeigt nun der franzöſiſche Geiſt ſein feinſtes Weſen und die ihm eigenſte Stärke. Das Studium aller Um- und Auswege, die er geht, um nicht ertappt zu werden, die Betrachtung der Ruhe und ſelbſt Gleichgültigkeit, die er aushängt und die ſeiner unvertilgbaren Leidenſchaft als täuſchende Oberfläche dienen, das Augenmerk auf die ungezwungene Leichtigkeit und den Schein der Unſchuld, womit er an den bewachteſten Stellen vorüberſchlüpft, das geheime Schauſpiel dieſer Summe von Gewandtheit, Vorſicht, Erfindungsgeiſt und Geſchmeidigkeit muß jedem, dem das Verſtändniß dieſer Künſte nicht verſchloſſen iſt und aus ernſteren Gründen nicht mißfällt, eine reiche Quelle des Genuſſes ſeyn, etwa vergleichbar mit der Wirkung, die einige Tropfen Xeres oder Côte rôtie auf einen empfänglichen Gaumen machen.

Die unbeſiegbare, in's Unendliche ſich erſtreckende Ueberlegenheit eines durch beſchränkende Anordnungen maßlos behinderten Geiſtes über alle Maßnahmen der Zwingherrſchaft, die ihn zu bändigen unternommen, muß jedem, der den Geiſt für das Höchſte auf Erden hält, ein außerordentliches Vergnügen gewähren, und die Franzoſen, die ſich von jeher auf dieſem Felde hervorgethan, müſſen natürlich bei den Freunden ſolcher Virtuoſität gut angeſchrieben ſtehen. Merkwürdige und zum Theil berühmt gewordene Proben dieſer eigenthümlichen Bravour gaben die Verſchmitzteſten von ihnen ſchon unter dem erſten Napoleon. Selbſt Staatsmänner, die ihm ſehr nahe ſtanden, wußten mit der Biegſamkeit des Werkzeugs das zähe Feſthalten an ihrer freien Meinung in höfiſcher Weiſe zu vereinigen, und neben Talleyrand, deſſen inhaltſchwere, ahnungsvolle Witzworte ganz Europa wiederholte, hat auch der gefällige, etwas ſchüchterne und blaſſe Schöngeiſt Fontanes, Großmeiſter der Univerſität, nicht ohne Gefahr für ſeine Stellung durch einige Momente ehrerbietigen und geiſtvoll verſchleierten Freimuths die Dienſte, die er dem großen Kaiſer leiſtete, geadelt.

Seit Wiederherſtellung der unumſchränkten Alleinherrſchaft in Frankreich hat ſich die unabhängige Beſprechung heikler Verhältniſſe, wie es auch ſchon unter dem erſten Kaiſerthum geſchah, in die eigentliche Literatur geflüchtet, und nachdem der erſte Schrecken ſich gelegt hatte, ſchlichen ſich in die plötzlich immer zahlreicheren längeren oder kürzeren Darſtellungen nachhaltig wirkender Begebenheiten aus den vergangenen Jahrhunderten der vaterländiſchen Geſchichte, ſo wie einflußreicher Charaktere, die zu der Geſtaltung Frankreichs das Ihrige beigetragen, Anſichten ein, die ſcheinbar nur auf das längſt Begrabene ſich bezogen, aber mit etwas Scharfſinn und gutem Willen auf die Vorfälle der jüngſten Tage ſich deuten ließen. Es zuckten namentlich in verſchiedenen Aufſätzen der Wochen- und Monatſchriften, in jenen ſowohl, welche den Grundſätzen und Hoffnungen des angeſtammten Königthums mehr oder minder offen das Wort redeten, als in denen, welche verzagte, faſt verſchämte und daher machtloſe Sympathien für die gemäßigte Freiheit der vertragsmäßigen Monarchie blicken ließen, dergleichen Blitze aus der neueren und älteren Vergangenheit in die Gegenwart herein, kamen den Gipfelpunkten des jetzigen Zuſtandes bedenklich nahe und verſengten gleichſam leiſe die Haare der heutigen Machthaber. Auch das Journal des Débats, das ſich von jeher durch die boshafte Klugheit ſeiner Abfaſſung auszeichnete, faßte etwa vier bis fünf Monate nach dem zweiten December das bischen Herz, das es beſaß, zuſammen und nach und nach glitten in ſeine halb akademiſchen, halb ſalonfähigen und von den gebildeten Klaſſen äußerſt geſchätzten Mittheilungen über alles, was die Neugierde des Menſchen und ſeinen Verſtand beſchäftigen kann, leicht gedrehte Zwiſchenſätze, die ganz als ſinnreiche, aber harmloſe Bemerkungen über den vorliegenden Gegenſtand gelten konnten, allein, mit erwartungsvollem, achtſamem Auge angeſehen, auch als ſpitzigſte Epigramme auf das jetzt im Staate vorwaltende Syſtem und die Mittel, die zu deſſen Durchführung herhalten müſſen, erſcheinen konnten. Hier ließ ſich, wie geſagt, eine der feinſten und eigenthümlichſten Lichtſeiten des franzöſiſchen Geiſtes ſtudiren, und wenn einſt die Mitwelt unſern Nachkommen als Stoff zur Forſchung und belehrendem Zeitvertreib dienen wird, mögen gründliche und geiſtreiche Commentare die Schlüſſel zu den zahlreichen Räthſeln in dieſer Nachblüthe der franzöſiſchen Preßfreiheit geben. Heutzutage brauchen diejenigen, welchen dieſe Myſterien ſchalkhafter Feindſchaft und

Verachtung überhaupt zugänglich ſind, keinen Schlüſſel; die aber, denen das Verſtändniß derſelben nicht von ſelber aufgeht, werden das Schloß auch mit dem beſten Schlüſſel nicht aufbringen. Unglücklicherweiſe für die friedliche Fortdauer dieſer unbehaglichen, wenn auch unſchädlichen Neckereien wurden ſie von den Opfern eben ſo gut wie von den Mitſchuldigen begriffen. Sie wurden zwar nicht gefürchtet, aber ſie wurmten; die neue Ordnung der Dinge, wie die Eigenliebe konnten ſie nicht ertragen; man glaubte aber ſich ſelbſt lächerlich zu machen, wenn man dem eleganten Unweſen durch öffentliche amtliche Warnungen zu ſteuern trachtete; man ging alſo dem Ungeheuer auf doppeltem Geheimweg zu Leib. Man ſuchte das Wohlwollen der grauſamſten Gegner durch allerhöchſte Verleihungen von rothen Bändern, durch liebenswürdige Einladungen zu einträglicher Theilnahme an der Beförderung des allgemeinen Wohls und, wenn es ſeyn mußte, durch einen der beſten Plätze im Tempel des Mammon zu gewinnen, und wo unbegreiflicherweiſe das nicht half, rückte man mit der halblauten und nichts deſto weniger ſehr vernehmlichen Drohung einer frühen oder ſpäten Unterdrückung des ungehorſamen Blattes aus Staatsgründen ohne nähere Angabe hervor. So verſchwand dieſe lezte und, was Geſchmack und Geſchick betrifft, des Studiums höchſt würdige Auflehnung des franzöſiſchen Geiſtes gegen eines der energiſchſten, am folgerechteſten durchgeführten Syſteme des Zwangs und der Unterdrückung, welche argwöhniſcher Ehrgeiz, von den Leidenſchaften einer zügelloſen Reaktion unterſtüzt, jemals in Händen hatte.

Was von der franzöſiſchen Preſſe noch geduldet wird, iſt entweder völlig bedeutungslos, wie das Siècle, und kann bei den wahrhaft Gebildeten eher den Widerwillen gegen eine freie Preſſe nähren, als eine warme Neigung für dieſen Erwerb des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts erwecken und beſtärken, oder iſt eine Art von Journaliſtengarde, deren Großthaten ich mich ſchämen würde den Leiſtungen der öſterreichiſchen Preſſe, namentlich der deutſchen öſterreichiſchen Preſſe, wie ſie aus der politiſchen Wiedergeburt des Kaiſerſtaates hervorgegangen iſt, in einem ernſten Vergleich gegenüber zu ſtellen. Einen aufgeſpreizteren Rhetor als Laguerronnière hat es nie gegeben, und hat Granier de Caſſagnac auch manchmal eine reiche und warme Ader, ſo iſt doch ſeine Schreibart weſentlich der Styl eines Rennomiſten und ſeine Kraft ſelten etwas anderes als kaltblütige Frechheit. Der übrige Troß dieſer Söldlinge verdient, gleich den verworfenſten Frauen der franzöſiſchen Geſellſchaft, den Namen der Namenloſen, und wenn ſie, die Patrie zumal, bei plumper Anſtung der auswärtigen Verhältniſſe zuweilen die Diplomatenmiene annehmen, thun als ſeyen ſie ein Sprachrohr des Kabinets, gewitterſchwere Orakel von ſich geben und ihr Ultimatum vom Stapel laſſen, ſo muß man ſich über die Organe der deutſchen Tiefe wundern, die ſolchen Grimaſſen eine wenn auch noch ſo vorübergehende Wichtigkeit einzuräumen ſich beikommen laſſen.

Die öſterreichiſche Preſſe, wie ich ſie in Italien in ihren beiden Hauptſprachen, der italieniſchen und deutſchen, zu ſchäzen im Stande war, ſcheint mir in einer ganz andern Luft zu leben. Hier haben wir es offenbar nicht mit einer Gefangenen zu thun, hier ſehen wir eine kluge Vertreterin der abweichenden Meinungen, welche über die mannigfachen Mittel zur Erreichung eines und deſſelben Zwecks in dieſen oder jenen Kreiſen der politiſchen Welt Oeſterreichs, in den einen oder andern Gauen des bunten Kaiſerſtaats und den verſchiedenen Ständen ſeiner Bevölkerung ſich aufthun. Sie bemüht ſich, mit dem Maß geregelter und beſchränkter Freiheit, die ihr gegönnt iſt, ſo bequem als möglich auszukommen, und läßt daher die Fragen über das Seyn und Nichtſeyn, das Recht und Unrecht, den Urſprung und die Dauer der Grundſäze und Thatſachen, auf denen Staat und Geſellſchaft ruhen, ganz bei Seite liegen. Die Majeſtät und oberherrliche Gewalt des Fürſten, das Beſtehen und die Bedingungen des Eigenthums, die Befugniſſe der obern und untern Behörden, die der gerichtlichen Obrigkeit wie die der Verwaltung, dann die allgemeinen und weſentlichen Vorſchriften der Religion, die Achtung vor der Macht der Landesvertheidigung, das ſind alles Dinge, die in der öſterreichiſchen Preſſe weder angetaſtet noch überhaupt betaſtet werden. Wie die unbedingte Annahme dieſer Urſtoffe der öffentlichen Ordnung mit einer größeren Unabhängigkeit in dem Urtheile des einzelnen Bürgers über andere, minder weſentliche Punkte zu vereinbaren ſey, wie die zahlreichen, mannigfaltigen Kräfte des Landes zur Förderung des allgemeinen Wohls, zur Vermehrung des leiblichen Behagens, zur Läuterung der ſittlichen Zuſtände und zur Hebung des geiſtigen Lebens beſſer ſich benüzen ließen, als bisher, durch welche Bündniſſe und Wagniſſe endlich, durch welche Schritte und Schwenkungen die Größe und der Vortheil Oeſterreichs nach außen hin am leichteſten würden befördert und am ſicherſten befeſtigt werden können, darüber regt ſich in der öſterreichiſchen Preſſe zwiſchen Blatt und Blatt, zwiſchen Anſicht und Anſicht, zwiſchen Geiſt und Geiſt, Charakter und Charakter, ein fortwährender Streit, der, bei aller Mäßigung der Polemik, auch im Tone lebhaft genug iſt, um ſelbſt die, welche für die behandelten Gegenſtände nicht Feuer fangen wollten, zu gewinnen, aber in der neueſten Zeit durch die Natur des Stoffs, durch den wachſenden Umfang, die ſteigende Wichtigkeit und die dramatiſchen Schwankungen des dritten der drei erwähnten Kampfprobleme, der Beziehungen Oeſterreichs zum Ausland, die unendliche Mehrheit der Leſer zu leidenſchaftlichem Antheil fortgezogen hat.

Dieſe Elemente des Erfolgs ſind in der öſterreichiſchen Preſſe deutſcher Zunge von einem Styl begleitet, der die Wirkſamkeit derſelben eher zu erhöhen als zu

vermindern geeignet ſcheint. Derſelbe iſt jedoch noch weit von dem Beſitze der Eigenſchaften entfernt, welche die Schreibart der franzöſiſchen Blätter in ihren glücklichſten Tagen auszeichnen und heutzutage noch der Sprache des engliſchen Zeitungsforums nachzurühmen ſind. Die literariſchen Vorzüge der Times und des Chronicle, der einzigen Organe des engliſchen Geiſtes, die ich hier meine, laſſen ſich nicht empfehlen, denn ſie laſſen ſich nicht nachahmen; ſie wurzeln zu ſehr in der eigenthümlichen Natur des Briten, im Nerv ſeines Charakters, in der Entſchiedenheit ſeines Urtheils, und ſelbſt in der Stärke ſeiner Selbſtſucht. Sie hängen eng zuſammen mit ſeinen Schattenſeiten, man müßte ein Engländer werden, um ſie zu erwerben, und das will ich keinem Deutſchen, nicht einmal einem ernſten und ſtämmigen Sohn der Nord- oder Oſtſee, am allerwenigſten aber einem Oeſterreicher zumuthen.

Was dagegen an dem Style der franzöſiſchen Preſſe zu loben iſt, läßt ſich, wie die didaktiſche Proſa der Franzoſen überhaupt, verpflanzen und aneignen. Es beſteht zwar ein franzöſiſches, allmählig durch die Propaganda des Nachbetens auch auf dem übrigen Feſtlande Europas verbreitetes Vorurtheil, das die ſtyliſtiſchen Tugenden der franzöſiſchen Proſa mit der Natur des franzöſiſchen Idioms in Verbindung bringt und ſie gleichſam demſelben entfloſſen erklärt; aber ſo allgemein auch dieſe Meinung ſeyn mag, ſo ſteht ſie doch mit dem Weſen der hier angeführten Eigenſchaften und mit den Beiſpielen, die von ihnen auch in andern Sprachen vorhanden ſind, geradezu im Widerſpruch. Daß gewiſſe Gattungen der Literatur, welche gleichſam Abfälle des mündlichen Verkehrs der feinen Welt, zarte Räthſel vornehmen Geheimthuns, bunte Gewebe pikanter Nachrede, oder friſche, lebendige Ausflüſſe der Volksſitte und des Volkswitzes ſind, im Franzöſiſchen Hülfsquellen finden, die eine andere Sprache nicht in demſelben Maße zu bieten im Stande wäre, das mag allerdings richtig ſeyn. Die zahlreiche Sammlung vertrauter Briefe, in die ich die Phantaſien der Mad. de Sévigné nicht einmal aufgenommen wiſſen will, der Umgangston des Luſtſpiels, von den Comödien in gebundener und ungebundener Rede eines Molière, Regnard, Beaumarchais bis zu den Vaudevilles der Variétés und des Palais royal herab, Verſe wie die in Muſſets Emmeline:

Si je vous le disais pourtant que je vous aime,

und harmloſe, ſangbare Ergießungen volksthümlicher Geſelligkeit, wie die Lieder von Déſaugiers und einige von Pierre Duponts nichtrevolutionären Bildern ländlicher Rüſtigkeit und Einfalt — dieſe mehr oder minder koſtbaren Schätze mögen durch das Gepräge des Ausdrucks und den Wurf der Wendungen im Genius der franzöſiſchen Sprache wurzeln und in derſelben leichter, natürlicher, eingewachſener als in den meiſten andern ſcheinen. Was Unnachahmliches im Style eines Boſſuet und Montesquieu ſich findet, gehört dem Geiſte dieſer Männer, nicht dem Geiſte ihrer Sprache an. Allein die Vortheile und Bequemlichkeiten, die wir für den Leſer im Mittelgute der franzöſiſchen Proſa und in den durchſchnittlichen Leiſtungen der freilich jetzt verſtorbenen Preſſe bemerken, die gemeinhin regelrechte Form, den überſichtlichen Bau der Sätze, die gleiche Entfernung von Zerhacken und Verwirren der Gedankenglieder, die vernünftige Reihenfolge der Ideen, den Takt im Enthüllen heikler Verhältniſſe, den Geſchmack in der Leidenſchaft, das Leben in der Dialektik, und als Ergebniß all dieſer Faktoren die Klarheit, den Anſtand und das Intereſſe des Vortrags, das kann ſich jeder, aller Begabung nicht völlig baare Schriftſteller, wo er auch herſtamme, von den Franzoſen mit Aufmerkſamkeit abſehen und durch fleißige Uebung beilegen.

Daß derlei erlernbare Fertigkeiten von der Grammatik und dem Wörterbuche einer Sprache abhängig ſeyen, laſſe ich mir nimmermehr einreden, und das vielgebrauchte Schlagwort, das Deutſche tauge beſſer für die Poeſie, das Franzöſiſche für die Proſa, ſcheint mir jedes Halts zu entbehren.

Hätte man die Ueberlegenheit des Deutſchen zu Fuß wie zu Pferd, um nach altgriechiſcher Weiſe die Sache zu nennen, behauptet, ich würde mir nicht die mindeſte Einſprache unterſtanden haben. Von vorn herein aber iſt ſchon darauf zu wetten, daß eine Sprache, die mehr Mittel für die Verſe hat, ſich auch in der Proſa mit größerer Ungebundenheit bewegen werde; denn die wahrhaft poetiſchen Formen ſind keine Freiheiten, die ſich die Trägheit nimmt, keine ungebräuchlichen Synonymen, keine willkürlichen Archäismen, ſondern die edelſte, die kernhafteſte Frucht des allgemeinen Sprachgebrauchs, deren daher die Proſa ſo theilhaftig werden kann, als die Poeſie. Das iſt nun bei keiner der neueren Sprachen mehr der Fall als bei der deutſchen. Man darf nur zurückgehen auf die kühnen Liebeslieder der Goethe'ſchen Jugend und man wird in dieſen feurigen Rhythmen kein Wort und keine Wendung entdecken, die nicht dem alltäglichen Volksgeſpräche entnommen und für den freien Gang der ungemeſſenen Rede ſo geeignet wäre, als für Reim und Sylbenmaß. Aber da ich einmal auf dem guten Wege bin, ſo will ich noch weiter gehen und fragen, ob denn die Deutſchen, ein gelehrtes Volk, nicht ein ganzes Magazin von Vokabeln und ſyntaktiſchen Bildungen beſitzen, die von der Poeſie ausgeſchloſſen ſind, der Proſa aber die vortrefflichſten Dienſte leiſten. Und hier meine ich keineswegs den Unrath von Fremdrednerei, den die doppelte, ächt deutſche Eitelkeit des Vornehmthuns und des Gelehrthuns in der deutſchen Schöngeiſterei aufgehäuft und jeden Tag vergrößert und vertieft. Ich meine die Menge von bezeichnenden, aber unrhythmiſchen Wörtern,

welche der deutſche Geiſt, allen analogiſchen Geſtaltungen ſo gewogen, aus dem Boden der eigenen Mutterſprache zum Behufe ſeiner Wiſſenſchaft hervorgegraben, und den Reichthum von kunſtreichen Satzverſchlingungen, womit der deutſche Redner, mag er durch die metallenen Lettern, mag er durch das lebendige Wort an ſeine Landsleute ſich wenden, die oratoriſche Muſik ſeiner Anſprachen und Entwicklungen zu vervielfältigen im Stande iſt.

Wer am Daſeyn einer deutſchen didaktiſchen Proſa, wie ſie die Engländer, Franzoſen und die älteren Italiener beſitzen, den geringſten Zweifel hegt, den verweiſen wir auf die vorzüglichſten Vertreter deutſcher Gelehrſamkeit am Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich auf die Helleniſten. Man leſe nur in den Muſterbüchern, wo er zu finden iſt, den Aufſatz von Jakobs über das griechiſche Leben, und ſage dann, ob ſich in der Proſa irgend einer andern Nation etwas Vollkommeneres findet. Keinem gezwungenen, keinem gemeinen Ausdruck begegnet der ſchwierigſte Leſer; kein Fremdwort, das nicht ſo eingebürgert wäre, daß es den Eindruck eines ganz heimiſchen Gewächſes macht, keine Gewaltthat gegen die Sprache fällt uns auf; die ſchönſte Rundung der Periode ohne rhetoriſchen Schwall, einfacher und wirkſamer Wohllaut und die angenehmſte Verkettung der Gedanken herrſchen von Anfang bis zu Ende; kurz es iſt eine Arbeit, die des Gegenſtandes, „das griechiſche Leben," nicht würdiger ſich denken läßt.

Hinter einem ſolchen Vorbild ſteht nun freilich die Schreibart der öſterreichiſchen Preſſe, ſelbſt in ihren gelungenſten Proben, weit zurück; allein daß ich nur daran erinnere, ſezt eine entſchiedene Anerkennung bedeutender Gaben voraus, und ich kann es nicht leugnen, daß ich in den deutſchen Zeitungen des Kaiſerſtaats eine Anzahl von Aufſätzen geleſen habe, die mir eben ſo ſehr durch die Gediegenheit des Inhalts, als durch die gefällige Correktheit der Form, ſowohl durch die Schärfe der Beweisführung, als durch die klare Beſtimmtheit des Ausdrucks eines reichlichen Lobes werth erſchienen. Aber auch von den Gebrechen unſerer Zeit ſind mir ſo manche Spuren vorgekommen. Statt bei den Franzoſen ausſchließlich zur Erlernung der gediegenen und in jeder Sprache anwendbaren Eigenſchaften in die Schule zu gehen, lauert und jagt man vorzugsweiſe auf die Modeformeln, die in den vornehmen oder literariſchen Kreiſen an der Seine auftauchen; ſtatt mit dem Witz und den ſinnigen Würfen, die aus dem Zug des Gedankengangs und Momenten günſtiger Stimmung während der Arbeit ungerufen hervorgehen, ſich immer zu begnügen, macht ſich in dieſen Organen ernſter Meinungen über ernſte Dinge hin und wieder die Sucht nach dem Pikanten geltend, doch wohl niemals breit, und wenn man das ziemlich ſeltene Erſcheinen dieſer Untugenden den ſo zahlreichen, ſie begünſtigenden Einflüſſen der Wiener Belletriſtik entgegen hält, ſo muß man den geſunden Sinn, den probehaltigen Geſchmack und die mannhafte Natur der Schriftſteller, die in der politiſchen Preſſe Oeſterreichs als Leiter oder Geſellen thätig ſind, unumwunden anerkennen. Aus den Föhrenwäldern der märkiſchen Metaphyſik mag ſich auch zuweilen ein dürres Reis in die Spalten dieſer Zeitungen verirren, allein dieſes Unglück iſt kaum merklich, und die gaſtliche Aufnahme, die ſolchen Kindern des Nordens in der ſüdlich geſunden Preſſe Oeſterreichs gewährt wird, iſt eher ein wunderliches Beiwerk als eine Verunſtaltung des ſonſt verſtändigen und verſtändlichen Styls der öffentlichen Blätter des Kaiſerſtaats. Ich bin auch manchmal auf hartgebildete Neuerungen geſtoßen und mußte dabei bedauern, daß die Leichtigkeit, welche die deutſche Sprache dem ſich ihrer Bedienenden im Gebrauche der Analogien bietet, nicht mit wähligerem Geiſte benuzt wird. Was aber noch ſchlimmer iſt, figürliche Ausdrücke mit nicht figürlichen in unlogiſchem Verband, wie „wohl unterrichtete Quellen," und eine Menge ähnlicher, kommen faſt jeden Tag vor. Ich will die Zeitungen nicht nennen, in denen das angedeutete Stylübel am ſtärkſten graſſirt, ich erlaube mir nur die Anſicht auszuſprechen, daß die öſterreichiſche Preſſe auf die Ausrottung keiner andern Unart ein ſo ſcharfes und unabläſſiges Augenmerk zu richten nöthig hat als auf dieſes.

Man hört behaupten, die eifrige Sorgfalt, welche auf die Form verwendet würde, könnte leicht dem Inhalt, der Ergründung und Entwicklung des Stoffes Schaden thun, und über dem Streben nach Vollendung könnte das Bedürfniß der Belehrung vergeſſen werden. Bei ſchwachen, einſeitigen Naturen kann dieß allerdings leicht der Fall ſeyn, allein mit Leuten, die nicht gemacht ſind, um etwas Vollſtändiges zu leiſten, kann die Kritik ſich nicht befaſſen. Sie hat die Bedingungen des Beſtmöglichen anzugeben; welcher Troſt und welche Thätigkeit dabei den halben oder Viertelstalenten übrig bleibe, das mag für das Lehrweſen oder im Intereſſe des Beamtenſtandes ein der Prüfung und Löſung würdiges Problem ſeyn, allein die Kritik, an eine Sphäre gefeſſelt, wo nur das Vortreffliche Geltung hat, muß immer die höchſte Summe des Thunlichen fordern. Wie ſehr ſie übrigens in dieſen Anſprüchen von den vollgültigſten Beiſpielen aller Literaturen unterſtüzt wird, davon kann ſich jeder durch einen raſchen, wenn nur feſten, ſichern Blick auf dieſen Theil des menſchlichen Wiſſens überzeugen.

Gehen wir zurück zu den Alten, zu den Griechen namentlich, die faſt in allem Muſter ſind, ſo bemerken wir in der größten Periode ihrer Proſa, von Herodot bis zu Aeſchines, eine völlig gleiche Befliſſenheit für die zweckmäßige Schönheit und die gründliche Entwicklung des Stoffs, und erſt wenn die Anzeichen des Verfalls immer häufiger und gediegene Hiſtoriker, wie Appian und Herodian, attiſch feine Humoriſten, wie

Lucian, immer ſeltener werden, da fallen auch, wie es ſich ſo ziemlich allgemein auch in unſerer Zeit ſich anläßt, die Schriftſteller in Thatenſammler und in Rhetoren auseinander. Springen wir ſofort zu den neueren Nationen über, und fragen bei den Franzoſen ſowohl als bei den Engländern an, welches ihre beſten Proſatoren ſeyen, die Schriftſteller, welche ſich durch die Gediegenheit des Inhalts, oder durch die Feile der Sprache und die Anmuth der oratoriſchen Einkleidung am meiſten auszeichnen, ſo werden uns von den ſpruchfähigſten Männern der beiden Völker für das eine wie für das andere Moment faſt nur dieſelben Namen genannt. Bei den Engländern mögen Gibbon und ſelbſt Hume, Junius, und Cobden, bei den Franzoſen mögen Voltaire und die Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen einen geringeren Ruf wegen des Weſens als wegen der Faſſung ihrer Schriften genießen, aber Bacon, Johnſon, Robertſon, Richardſon und Walter Scott — um die ernſten Romane bei dieſem ernſten Volke nicht zu vergeſſen — bei den Engländern, Boſſuet, Mallebranche, Fenelon und Montesquieu bei den Franzoſen ſtehen wegen des Inhalts und der Schreibart ihrer Werke ſicher vollkommen in demſelben Anſehen. Läßt ſich das nämliche nicht auch von den Männern ſagen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland den höchſten und liebenswürdigſten Wiſſenſchaften mit ihrer Feder gedient, und beſitzt nicht Italien in ſeinem Macchiavelli und in den diplomatiſchen Briefſammlungen des ſechzehnten Jahrhunderts, von denen in der neueſten Zeit ſo koſtbare Auszüge bekannt wurden, die ſchlagendſten Beweiſe, wie gut ſich der beſte Kern mit der ſauberſten Schale verträgt?

Die italieniſche Literatur hat ſich von dieſen Ueberlieferungen bedeutend entfernt; der Styl hat ſich vom Inhalte loszureißen geſucht und es unternommen, für ſich ſelbſt, aus ſich ſelbſt zu leben; alle Künſte, um ihn üppig, mannigfaltig, auffallend und glänzend zu machen, wurden aufgeboten, die unbenützteſten Hülfsquellen zu deſſen Erneuerung hervorgeſucht, und in keinem Lande ward die ſogenannte Kunſtproſa ſo allgemein Mode als in Italien.

Wenn in der Zauberflöte die Königin der Nacht eine lange Notenlinie mit entſetzender Schnelligkeit durcheilt und bis zu ſchwindelnder Höhe treibt, ſo hilft dieß nur zur Veranſchaulichung der ſiedenden Leidenſchaft einer ſataniſchen Natur. Das Trillern und Zittern aber, das Zuſammenſchließen und Dehnen der Akkorde, das Schleifen und Hämmern, kurz alle Gänge, Läufe und Sprünge theils in der Partitur, theils in dem Vortrage der neueren italieniſchen Opern, all dieſe Bravourdinge ſind vorzüglich auf die Auslage der Fertigkeit und der natürlichen oder erworbenen Mittel, welche den Sängern und Sängerinnen zu Gebot ſtehen, berechnet. In derſelben Weiſe dienen auch die Kunſtſtücke der oratoriſchen Schreibart bei der Mehrzahl der heutigen italieniſchen Schriftſteller nicht einem Bedürfniß des Gemüths oder des Verſtandes, ſondern befriedigen nur den Kitzel, die Kenntniß der hauptſächlichſten Federgeheimniſſe und deren geläufige Handhabung zu beurkunden.

Die patriotiſche Gährung, die in ſo vielen Köpfen brauſt und auf alle Provinzen der nationalen Thätigkeit, offen oder im Geheimen, wie es eben erlaubt iſt, ſich erſtreckt, iſt auch wie eine befruchtende Lava über die Gefilde der Literatur gefloſſen, hat aus dem Wörterbuch des ganz Italien gemeinſamen Idioms zuſammengerafft, was es nur an gebräuchlichem und und ungebräuchlichem Inhalt enthielt, und auf alle Aecker und Wieſen der Stylkunſt ausgeſchüttet. Daraus erwuchs ein Reichthum, mit dem der Nationalſtolz ſich freilich brüſten konnte. Man hatte auf hundert Seiten mehr Worte aufzuweiſen, als Macchiavell in einem ganzen Bande, und wo der Aerger politiſcher Enttäuſchung hinzutrat, ließ ſich dieſes Verhältniß, der franzöſiſchen Dürftigkeit gegenüber, äußerſt pomphaft hervorheben. Leider hatte, oder hat, wie man will, dieſer Triumph auch ſeine Kehrſeite; die neue Bücherſprache wird von vielen italieniſchen Leſern, wenn auch das Toskaniſche ihnen kein Myſterium iſt und ihre Wiſſenſchaft über den heimiſchen Dialekt hinaus geht, nur mit Mühe, nur lückenhaft verſtanden, und macht die Wirkung einer fremden oder gar einer todten Sprache. Es ſind mir perſönlich gar manche Fälle vorgekommen, die mir eine ſolche Ueberzeugung aufgedrängt haben, und hätte ich Raum zur Mittheilung von Anekdoten, ſo könnte ich mit einer ganzen Litanei von Beiſpielen aufwarten.

Dieſe Schwierigkeit des Verſtändniſſes entſpringt aber nicht bloß aus der Häufung von ſelten gebrauchten Wörtern und den gelehrten Aneignungen aus den Idiomen des Alterthums, ſondern auch aus den zahlreichen Umſätzen und Verwicklungen der gewöhnlichen Wortfolge. Die Schreibart in kunſtvoll verflochtenen Perioden, die eine der hervorſtechendſten Eigenſchaften der italieniſchen Proſa unſerer Tage iſt, findet allerdings ihre Rechtfertigung in einem gedrängten Gedankengang, wo durch enge Verkettung der Begriffe der Zuſammenhang der ihnen entſprechenden Dinge veranſchaulicht und gleichſam aufgedrungen wird. Es iſt billig und natürlich, daß die beſchränkenden oder erweiternden Umſtände, welche die Beſchaffenheit und die Tragweite einer Thatſache des Geiſtes oder der Außenwelt mit Genauigkeit beſtimmen, auch im Satze, in dem dieſelbe ausgeſagt wird, ſich angezeigt und eingerahmt finden. Wenn dieß nun ſo geſchieht, daß von einem Punkte zum andern die einzelnen Glieder und Einſchaltungen ſich nicht gegenſeitig behindern und verwirren, ſondern ſich einander begrenzen und erläutern, alle mit Ebenmaß ihre Plätze im Bau der Periode einnehmen, und der Geiſt, ſtatt unter der Laſt einer ſolchen

Fülle und Verſchränkung zu erliegen, vom muſikaliſchen Gleichgewicht der verſchiedenen Theile dieſes grammatiſchen und logiſchen Gewebes getragen und gehoben wird, ſo kann die Klarheit für die Aufmerkſamen durch den periodiſchen Satzbau durchaus nicht leiden; ja es wird ſogar im Bewußtſeyn des Leſers hiedurch von der Verknüpfung der Hauptſache mit den Nebendingen, des Weſens mit den Zufällen, von den Grenzen endlich des Gegenſtandes, um den es ſich handelt, nur eine lichtvollere, reinere und ſchärfer umriſſene Anſchauung entſtehen. Entſcheidende Zeugniſſe für dieſe Anſicht enthalten die Geiſtesdenkmale der großen und ernſten Proſaiker bei allen gebildeten Völkern von der Glorie attiſcher Weisheit und Anmuth bis zu dem Glanzpunkt deutſcher Wiſſenſchaft und Schriftkunſt.

Wo aber die periodiſche Schreibart nicht ſo aus dem Grunde der Dinge ſelber hervorwächst, ſondern, wie bei den heutigen Italienern, nur zu oft ein Mittel des Pomps und der Verzierung, ein Werkzeug prahleriſcher Rhetorik iſt, da wird die Sorge für die Sichtung, Begrenzung und Ordnung der Begriffe vernachläſſigt, kurz die Klarheit der Hoffart aufgeopfert. Daß eine ſolche Bevorzugung des Ideals der Rhetorik zum Nachtheil ernſterer und erſprießlicherer Eigenſchaften auch in den Schriften der beſſeren Schriftſteller, der Claſſiker des heutigen Italiens, von denen mancher noch immer nicht bloß die meiſte Gunſt, ſondern auch die allgemeinſte und höchſte Verehrung genießt, als eine eingewurzelte Untugend, als eine ſtets wiederkehrende Angewöhnung erſcheine, das will ich eben nicht behaupten, aber freilich möchte ich auch nicht dafür bürgen, daß ſie von den herrſchenden Gebrechen des italieniſchen Geſchmacks ſich völlig frei erhalten hätten. Jede Nation und jede Zeit hat ihre Krankheiten. Die Beſten leiden daran und weiſen ſich hiedurch als Söhne ihres Landes oder ihrer Epoche aus. So iſt es auch in Italien, doch habe ich das hier erwähnte Uebel hauptſächlich bei den Erzeugniſſen des wohlgeſchulten Mittelguts, in äſthetiſchen Aufſätzen der Wochen- und Monatſchriften, in akademiſchen Vorträgen, in philoſophiſchen Abhandlungen und Ergießungen der Kirchenlehrer getroffen.

In der Zeitungspreſſe graſſirt, dünkt mich, dieſe Manie nicht ſowohl in den Arbeiten, welche das Leben des Staats angehen, als in den belletriſtiſchen Zugaben, wo oft mit dem guten Geſchmack und dem geſunden Menſchenverſtand ganz abſonderlich gewirthſchaftet wird. Man müßte die eigenthümlichſten Gewächſe, die auf dem mit Abfällen von allen Literaturen Europas genährten Boden der italieniſchen Schöngeiſterei gedeihen, in eine humoriſtiſche Blumenleſe vereinigen, um vom romantiſchen Wirrwarr, der da herrſcht, einen Begriff zu geben, und ich verſuche dieß vielleicht, wenn mir eines Tags das nöthige Material zur Hand ſeyn ſollte.

Fragen wir aber nun nach dem Ton der Polemik und der literariſchen Färbung in den politiſchen Spalten der öſterreichiſchen Preſſe italieniſcher Zunge, ſo wird wohl damit zu beginnen ſeyn, daß wir den Corriere italiano der in Wien erſcheint, und den Osservatore Triestino von der übrigen Bande abſcheiden. Es ſind dieß deutſche, italieniſch abgefaßte Blätter. Der Geiſt iſt deutſch, das Wort iſt wälſch; ſie kommen heraus auf deutſchem Boden, und aus dem deutſchen Erdreich ziehen ſie Saft und Kraft, und zum großen Theil auch Form und Farbe.

Die eigentlich italieniſche Preſſe, deren rein amtlichen Theil wir natürlicherweiſe bei Seite laſſen, kann, obgleich die Preſſe in Oeſterreich geſetzlich frei iſt, unter den gegenwärtigen Umſtänden die Regierung weder offen noch unter der Hand mit einiger Ausſicht auf Erfolg und Beſtand bekämpfen. Sie kann aber auch nicht gleichgültig bleiben, ſie würde keine Leſer finden ohne Geiſt und Feuer, ſie würde todt und leer und grau ſeyn wie die Paläſte von Venedig. Sie muß alſo auf Seite der Regierung ſtehen. Aber für eine deutſche Regierung auf italieniſch, Italienern gegenüber, mit ernſtem Geſicht und guten Gründen einſtehen — daß ſo etwas nicht menſchenmöglich ſey, das braucht man niemanden zu beweiſen. Wie mußten es alſo die Journaliſten, die nothgedrungen für Oeſterreich ſeyn müſſen und wohl gerne für etwas anderes wären, anſtellen, um ſich aus der ſchwierigen Lage zu ziehen? Sie mußten zu Ehren und Gunſten Oeſterreichs, das man ſo wenig, als es nur immer ging, in den Vordergrund ſchob, auf irgend jemand in der Welt losſchlagen. Da es zum Theil ehemalige Patrioten und Republikaner ſind, ſo hatten ſie auf dieſe Weiſe die Genugthuung, mit früheren Nebenbuhlern oder Widerſachern im Schooße derſelben Partei anzubinden und nicht mehr beſtehende, aber auch nicht verſchmerzte Sektenfeindſchaften fortzuführen. Ihre meiſten Schläge regnen auf die piemonteſiſchen Zeitungen, die den ehemaligen Republikanern und jetzigen Kaiſerlichen ſchon darum ein Dorn im Auge ſeyn müſſen, weil ſie weder Republikaner noch Anhänger der reinen Monarchie, ſondern parlamentariſche Zunftgenoſſen ſind, gerade wie die Republikaner, die in Frankreich zur Legitimität ſich bekehrt haben, keine ärgeren Feinde kennen als die Orleaniſten.

Die italieniſch öſterreichiſche Preſſe beſteht aus leichten Truppen, aus Feldjägern und Huſaren, aus Zefyrs und Spahis, wie ein Franzoſe, der in Afrika etwas Italieniſch gelernt hatte, die Sache zu nennen beliebte. Die beſte, die gewandteſte, die ungezwungenſte und auch die ungezogenſte dieſer kaiſerlichen Freiſchaaren, von einem reuigen Patrioten geleitet und meiſt auch verfaßt, ſchreibt ſich die „Geißel“ (la sferza), und man muß geſtehen, auf das Dreinhauen verſteht ſich der Federguerillero, der ſie ſchwingt, wie der junge König von Macedonien. Der Pariſer Corſaire, das von den jetzigen Machthabern ſo gefürchtete Spottblatt der Legitimiſten, mochte wohl

kauſtiſcher und dabei feiner ſeyn als dieſe Sferza, die ich ſeit einiger Zeit nicht mehr zu Geſicht bekomme, aber den Sarkasmus hat er nicht heftiger und geiſtvoller gehandhabt. Die Sferza hat außerdem in Oeſterreich das gute Spiel, daß die Gegenhiebe, die in Turin gegen ſie fallen mochten, im öſterreichiſchen Italien aus Gründen, die ſich von ſelbſt errathen, unbemerkt blieben, während der Corſaire gerade im Momente, wo er am ungehindertſten auftreten konnte, dem Kreuzfeuer von ſechs bis ſieben revolutionären und auch antirevolutionären Banden ausgeſezt war. Wie der Corſaire, geht auch die Sferza zuweilen aus der Satire heraus und verſucht ſich als Höfling. Ich geſtehe, wird dieſe Kunſt mit Takt und Grazie getrieben, weiß man zu einer Regierung wie zu einer Königin, zu einer Königin wie zur liebenswürdigſten der Damen zu reden, ſo laſſe ich mir ſie wie eine andere Gaukelei recht gern gefallen; aber die Italiener nehmen zum Schmeicheln den Mund ſo ellig voll; dieſelbe Furie, mit der ſie das einige Italien bejauchzen, zeigen ſie auch, indem ſie das Haus Oeſterreich anjubeln, und wenn ſie in ihrem Zorn noch etwas von dem Blut ihrer Ahnen bewahren, zeigen ſie ſich in den Kundgebungen ihrer angeblichen Ehrfurcht und Ergebenheit ſchon als ausgemachte Barbaren. Auch der Geiz nach Ueberfülle der Wörter und der Wendungen iſt ein Anzeichen nahender Barbarei, und wenn ich dieſſeits und jenſeits der Alpen dieſelbe Erſcheinung wahrnehme, wenn ich italieniſche Styliſten in Synonymen und Satzverdrehungen ſchwelgen ſehe, wenn Korreſpondenten deutſcher Zeitungen, als ob dieß ihnen eine Diplomatenmiene und ihren Mittheilungen das Anſehen von Depeſchen gäbe, ſich ſchämen, „Schlappe“ oder „peinlich“ zu ſagen, und „Echec“ und „penibel“ ſchreiben, ſo kann ich mich nicht enthalten, an das für mich mathematiſch wahre Wort des Attikers von Samoſata zu erinnern: „Das unterſcheidet den Barbaren und den Griechen, daß der Barbare den Reichthum und der Grieche die Schönheit liebt.“

Skizzen aus dem norddeutſchen Leben.

(Fortſetzung.)

„Was war das vorhin? was habt ihr mit einander?“ ſagte der Amtmann und ſchob ſeinen Arm im Gehen unter den meinen. „Wie konnten Sie den harmloſen oder doch thörichten Scherz der wilden Kleinen ſo hart aufnehmen und erwiedern?“ — „Lieber Herr,“ entgegnete ich ein wenig ungeduldig, „ſeyen Sie auch jezt wie ſonſt: ſtets billig und nicht wie alle Welt. Sie kennen mich doch lange genug, Sie ſahen unmittelbar vorher, wie munter ich ihre Worte aufnahm, und trauen mir wohl zu, daß ich Spaß verſtehen kann. Alſo mußte doch in Margarethens Worten etwas Ungehöriges ſeyn. Und das war im Ton, der, den andern gleichgültig, nur vom Betheiligten aufgefaßt wird; es waren die Worte und Wendungen, die ſeit einigen Tagen ſchon in ſelber Weiſe vorkommen. Das gefällt mir nicht, und das gab ich allerdings herb zu verſtehen. Ich weiß das.“ — Er ſchüttelte den Kopf. „Sie haben Recht,“ ſprach er; „bei der Bezeichnung deſſen, was wir empfindlich nennen und als ſolches verdammen, ſind wir oft ein wenig zu raſch oder zu bequem. Wir geben uns nicht die Mühe, die Gründe des andern aufzuſuchen. Wenn ſie nicht auf der Hand liegen, nehmen wir lieber an, daß gar keine da ſeyen, und geben nach Laune dem einen oder dem andern Unrecht. Aber Sie ſagen auch: das gefällt mir nicht. Wie nennt man das, mein Lieber? Was geht Sie Margarethe, was gehen Sie und Ihre Meinung Margarethen an?“ — „Sie möchten Recht haben,“ antwortete ich, „wenn alles ſo wäre, wie es eigentlich ſeyn ſollte; wir ſind nicht verwandt und haben keine Herzensneigung; wir ſind nicht einmal Freunde, ſondern nur Bekannte; wir haben kein Recht an einander. Allein, wenn nun ein Bekannter dem andern hundertmal das Recht einer Meinung, eines Urtheils nicht gewährt allein, ſondern zuſchiebt, das Urtheil nicht allein provocirt, ſich vielmehr heimlich, ſo oft er es auch ſcherzend und ſpottend verwirft, darnach richtet und darauf gibt — was wollen Sie, lieber Amtmann? iſt es da ſo ungehörig, iſt es nicht nur menſchlich, wenn man ſchließlich einmal das Recht nimmt, zu urtheilen, ſey es in Worten, ſey es im Weſen?“ — Er nickte: „Es geſchieht wenigſtens.“ — „Wohl,“ fuhr ich fort, „das iſt ſo. Freilich verſtehe ich es andererſeits auch eben ſo gut, wenn der andere nun hie und da dieß nicht begehrte Urtheil ablehnt, zumal wenn er weiß, daß er Unrecht thut und daß es richtig iſt; ja, daß er dann gerade dagegen auftritt, ſey es durch Spott, ſey es durch Zank, durch Heftigkeit oder ſchlechte Laune. Er ärgert ſich heimlich, aber er geſteht das nicht zu, weder dem andern noch ſich ſelbſt. Das iſt gleichfalls menſchlich und eine ganz alte Hiſtorie.“

„Sie ſind eine ſeltſame Creatur, Franz,“ meinte er mit einem leiſen Lächeln. „Wie Sie jedem ſein Recht geben und jeden gelten laſſen in ſeiner Weiſe, ſo einſichtig ſind und billig, und in Betreff Ihrer ſelbſt oft doch —“ — „Ich will auch nur gelten, wie ich einmal bin,“ unterbrach ich ihn munter; „ich bin ja auch nur ein Menſch mit ſeinen tauſend Fehlern.“ — Er zuckte die Achſeln. „Und was gefällt Ihnen an Margarethen nicht?“ fragte er abbrechend. — „Muß ich das noch ſagen, lieber Amtmann?“ erwiederte ich. „Kann ihre Weiſe gefallen? kann dieß alles zu etwas Gutem führen? Und vollends in den lezten Tagen!“ — „Es iſt ein wunderbares Weſen,“ meinte er; „wenn die richtig behandelt wäre!“ — „Ja,“ ſagte ich beinah traurig, „ſie hat nie eine Mutter gehabt. Und Gott weiß, ſie hat alles in ſich, um die Krone der Welt zu ſeyn. Glücklich wird die niemals werden. Bei ihrem heißen Herzen, bei dem Stolz und der Scheu ihres Sinns muß die Stunde der Erkältung für ſie kommen. Hängt die einmal ihr Herz an etwas und ſieht, daß ihre geiſtvollen Phantaſien und Träumereien nicht zu verwirklichen ſind, ſo iſt's mit ihr auf immer vorbei; ſie ſtirbt dann ab, ſtolz, kalt und lautlos.“ — „Ich verſtehe den Oberſten nicht,“ ſagte er gedankenvoll, faſt ein wenig zerſtreut. „Er ſollte ein Einſehen thun. Und auch Margarethe — es geht zu weit, wohin führt das?“ — „Nun,“ gab ich zur Antwort, „bis jezt iſt es noch der Enthuſiasmus ihrer wilden, ſtolzen und auch ſehnſüchtigen Jugend für ſeine allerdings beinahe ideale Weſenheit. Es iſt verzeihlich, lieber Amtmann! Er iſt ein Stoff für Kopf und Herz eines Mädchens, wie vielleicht kaum ein anderer in der Welt. Aber Sie haben Recht, hält er es für Kinderei oder iſt er blind? Wohin ſoll das führen?“ — „Reden Sie mit ihr,“ meinte er halb neckend, halb ernſtlich. — „Ich werde mich hüten,“ antwortete ich lachend.

So redeten wir während unſerer Wanderung durch die Inſel. Es iſt ziemlich ein Oval, das mit röthlich braunen Thonſchieferwänden aus der Tiefe der See emporſteigt. Groß iſt die Fläche droben nicht. Die drei Familien, welche in eben ſo vielen Häuſern dort hauſen, gewinnen aus ihren Gärten, von den paar Feldern

und Wieſenſtücken ſelten ſo viel, daß ihr und ihres wenigen Viehs Bedarf dadurch gedeckt und geſichert iſt. Der Erlös ihrer reichlichen Fiſchzüge muß dazu dienen, ihnen das Fehlende vom feſten Lande herbeizuſchaffen. Allein auch damit ſteht es zuweilen mißlich aus, denn faſt in jedem Jahr kommen Zeiten, wo ſie acht Tage lang und länger nicht zum Lande hinüber kommen können und ſich oft ſehr knapp behelfen müſſen. Am mißlichſten iſt dieſe Entfernung und Abgelegenheit des Eilandes freilich für den Prediger drüben in Selz, der bisweilen zu dem Abendmahl für einen Sterbenden oder zu einer Nothtaufe im wildeſten Wetter hinüber geholt wird, und ohne die äußerſte Mißſtimmung zu erregen, kaum jemals ſolchem Verlangen ſich entziehen kann. Früher, wo man noch ruhiger an ſeinem Herde lebte, war die Inſel ſelten beſucht, und Fremde wurden von den Bewohnern gaſtfreundlich und herzlich aufgenommen. In unſerer reiſeluſtigen Zeit hat ſich auch das geändert, und den Bewohnern erwächst aus den gelegentlichen Beſuchen ein ganz guter, freilich auch gerechtfertigter Nebenverdienſt. Zu ſehen, zu bewundern iſt dort eigentlich wenig, mit Ausnahme der rings brauſenden See, und allenfalls des Waldes, wie man die Bäume nennt, die ſich in bald lichteren, bald dichteren Gruppen über die oben erwähnten Wieſenſtücke verbreiten. Damit iſt es allerdings auch etwas Bemerkenswerthes. Denn da die ſcharfen Winde ſchrankenlos über die Höhe fahren und keine hohen Gewächſe aufkommen laſſen, findet ihr nur Zwergſtämme, und zwar ſeltſamer Weiſe faſt allein alte wilde Obſtbäume aller Arten, Stechpalmen und Hagedornſtämme von ſonſt wenig gekannter Stärke. Einige Eichen und Buchen und ſonſtige Holzarten ſind zum jämmerlichen Gebüſch verkrüppelt und ſchauen in ſolcher Geſtalt unglaublich fremdartig, man möchte ſagen lächerlich darein. Auf dem entgegengeſetzten Ende der Inſel iſt noch ein einſames kleines Haus, in dem der alte Lootſe wohnt, dem man als Ruheposten die Bewachung des Leuchtfeuers gegeben hat. Ein viereckiger, einfacher Balkenobelisk hebt ſich ziemlich hoch empor, an deſſen Spitze man Nachts einige Laternen mit Hohlſpiegeln befeſtigt, welche die Schiffer draußen auf die gefährlichen Punkte dieſes Strandes und auf den einzuhaltenden Segelſtrich aufmerkſam machen. Das iſt denn Alles.

Als wir zurückkehrten, blieb der Amtmann bei einem der Fiſcher im Geſpräch ſtehen, und ich ſchlenderte gegen das Haus zu, wo wir Aufnahme gefunden. Margarethe ſaß vor der Thür im Schatten und flocht, den Kopf geſenkt, ſpielend die langen Franſen ihres ſchwarzen — Umhangs in einander; der Henker mag all dieſe Kleidungsſtücke richtig benennen. Sie ſchaute gedankenvoll auf, dann, als ob ſie mich erſt bemerke oder erkenne, wurden die Augen klarer, und wenn ich ſo ſagen ſoll, gegenwärtiger, und ſie ſagte mit leiſe ſpöttiſchem Lächeln: „Nun, die ſchlechte Laune überwunden, Sie empfindlichſte Seele?“ — „War ich ſchlecht gelaunt und empfindlich?“ fragte ich und ſah ihr ernſthaft in's Geſicht. — „Da ſehe einer den Trotzkopf!“ rief ſie; „bitten Sie gleich ab!“ — „Ich?“ ſprach ich mit gleichem Ernſt. — „Nun, wenn ich was gethan, ſo ſagen Sie es mir,“ meinte ſie. „Und ich —“ Sie ſenkte die Augen vor meinem ruhigen, feſten Blick. — „Nein!“ rief ſie plötzlich und ſchlug ſie wieder auf und ſah mich faſt bittend an, „ſo will ich nicht ſagen. Das iſt zu hochmüthig; warum ſollte auch ich nicht ein Unrecht begangen haben? Und ich hab' das ja, ich weiß es; Sie ſind mir böſe, — ich kann das aber von niemand aushalten! Da, ſeyen Sie wieder gut, Herr Franz!“

Und ſie ſprang auf und hielt mir mit ihrer ungeſtümen Herzlichkeit die ſchlanke, feſte, kleine Hand hin. Ich nahm ſie ſchweigend und küßte ſie; ich weiß nicht zu ſagen, weßhalb mir dabei ein wenig trüb und gar nicht ganz wohl zu Muth ward, vielleicht deßhalb, weil gerade das unerwartete Nachgeben eines ſonſt harten Kopfes von uns ernſter und inniger empfunden wird, als das eines ſtets ſchwachen und nachgiebigen Weſens. — „Warum ſind Sie ſo gegen mich, ſo hart?“ ſagte ſie langſam und ſchlug die auf einen Moment geſenkten Augen wieder zu mir empor und ſah mir mit ſchwermüthigem, faſt ſchüchternem Ausdruck ſtill in die meinen. „War ich denn ſo ſehr tadelnswerth ſeither?“ — Und ihre Stirn erröthete flüchtig und ihr Ton war unſicher. „O! — ich — ihr wißt nur nicht,“ rief ſie abgebrochen, und die zuckenden, langen, dunkeln Wimpern preßten ſich heftig über eine heraufquellende Thräne nieder. — „Margarethe!“ ſprach ich drohend, denn ich kann das einmal nicht ſehen. Sie ſah auf und lächelte mild. „Alſo gute Freunde?“ — „Gute Freunde,“ verſetzte ich. — „Wir ſind doch beſſer als ihr,“ ſagte ſie heiter und wandte ſich dem alten Sitz zu. — „Das müßt ihr auch ſeyn,“ entgegnete ich lachend, „damit wir euch verehren können, wie ihr es doch einmal wünſcht.“ Sie lachte und hing ſich ſchmeichelnd an den Arm des herantretenden Amtmanns und legte beim Hineingehen den dunkeln kleinen Kopf an ſeine Schulter. So war ſie.

Am heißen Nachmittag ließen wir die Alten im heißen Hauſe und flüchteten hinaus, wo ich am Morgen eine hübſche, ſchattige Stelle bemerkt hatte. Hatte der Regen ſich hier einen Abfluß geriſſen oder war einmal ein Erdſturz geweſen, vom hohen öſtlichen Rand der Inſel ſenkte ſich wie beim Landungsplatz eine, hier aber nicht durch Menſchenhände bequem und wegſam gemachte Schlucht bis zum Strande hinab, der weithin mit Geröll und mächtigen Steinen bedeckt und kaum paſſirbar ſich auf dieſer Seite noch eine gute Strecke in die See hinein fortſetzte. Unter dem Gebüſch, welches unter ſolchem Schutz üppig und kräftig emporgeſchlagen, fanden ſich auf alten, mooſüberwachſenen Steinen und dem dichten Raſen allerliebſte Plätze zum

Raſten, Träumen und Schauen. Und ſelbſt für einen Künſtler wäre es intereſſant und lohnend geweſen, die Schatten und Lichter zu ſtudieren, die ſich hier auf das Schärfſte aneinander drängten, das lichte, energiſche Grün der obern Zweige und Gipfel, welche von den Sonnenſtrahlen geſtreift und erfaßt wurden, und dagegen, durch eine ſcharfe Linie davon getrennt, gleich darunter ein dunkles Geblätter bis herab auf den Boden. Hier das tiefe Waſſerblau am ſchattigen Strande, dazwiſchen der jähe Lichtſtreifen, der durch die Oeffnung der Schlucht fiel und die Fluth über dem gelbbraunen Grunde grünlich erhellte, dort hinaus das milde Himmelblau, dann ein gebrochenes Weiß, endlich wieder Blau bis zum Horizont, der ſich nur durch einen mattvioletten Streifen von der See abhob. Denn die unendliche Weite der blauen Höhe da droben glänzte von einer Reinheit und Klarheit, wie es ſich nicht ſagen und malen läßt. Aber — habt ihr das auch wohl bemerkt? — in dem wolkenloſen Blau des Himmels am Morgen liegt ein bei weitem anderer Ausdruck als in dem, der Farbe nach faſt ganz gleichen des Mittags, und in dieſem wieder ein ganz anderer als zum Nachmittag und Abend. Wer das ſo genau aufzufaſſen im Stande wäre und den Unterſchied in Worten auszudrücken vermöchte!

Die Wellen kamen hurtig aus der hohen See zum Strande und jagten und neckten ſich und ſtießen einander gegen die gewaltigen Steine, daß ſie in Sprühregen zerſtäubten oder auch geſchmeidig und leiſe einſchlüpften und vorbeiglitten, um dann an einem andern anzuprallen oder auch ganz ſacht auf den Strand zu rollen. Dazwiſchen ſchoßen dann beinahe wie Strahlen lange Streifen weißen zitternden Schaums vor der friſchen Briſe durch das raſtloſe Gewimmel; denn man muß ja nicht glauben, daß für gewöhnlich ein Wind die Meeresfläche auf allen Stellen gleich trifft und bewegt. Durch die Schaumflecken trieben die Möven ihr Weſen und fuhren in halsbrechenden Evolutionen herab und hinauf, mit den langen, ſchlanken Fittichen auf dem lichten Hintergrunde wie ein hellerer Blitz vorbeiſtreifend. Nichts gleicht der Rührigkeit und den kecken, graziöſen Bewegungen dieſes Vogels; ich verſichere euch, wenn ſie empor- oder vorbeiſitzen und mit einem mal jäh umſchlagen oder ſich hinabſtürzen auf einen emporſpringenden Fiſch, — es iſt Schwindel erregend in ſeiner Schnelle und Kürze, und doch auch wieder entzückend durch die anmuthigſte Zierlichkeit.

„Seht da!“ rief Adele zwiſchen dieſe Betrachtungen und deutete auf den langen, ſchwarzen Rauchſtreifen, der fern am Horizont ſichtbar ward. Es war ein Dampfſchiff, das ſich ſelbſt jedoch unſern unbewaffneten Augen nicht zeigte. Wir verloren auch nichts daran, denn Poeſie liegt in dem langen, ſegelloſen Rumpf und dem ſchwarzen dampfenden Schlot verzweifelt wenig. Die fanden wir aber ſogleich in dem Schiff drüben, das ſeine drei ſchlanken Maſten in eine Wolke von Leinwand gehüllt hatte, bis in die oberſten Spieren hinauf, und nun leiſe empor kam und vorüber glitt. Es war nahe genug, um auch einen Anblick des ſchwarzen Rumpfs zu gewinnen, der wie ein Schwan auf den Wellen wiegte, ſchlank und zierlich und ſo ſtetig, wie es kaum eines der immer plumpen Handelsſchiffe vermocht hätte. Und unſere Ahnung beſtätigte ſich, denn plötzlich brach ein Strom von Rauch aus ſeiner Wandung, und ein ſchwerer Knall drang bald darauf zu uns herüber, dem andere folgten. Es war eben ein Kriegsſchiff, das ſeine Mannſchaft an den Geſchützen exercirte; welcher Macht es gehörte, wußten wir nicht, da wir weder Wimpel noch Flagge ſahen, und lange nicht erfahren genug waren, um, wie alte Seeleute, aus der Bauart die Nation zu erkennen.

Und wie der Fremde ſo kanonirte, fuhren auf einigen mächtigen Steinen zunächſt in der See wieder plötzlich ein paar dunkle Geſtalten auf, und regten und reckten unförmliche Glieder. Es waren Seehunde, die ſich dort ſonnten und bisher von uns nicht bemerkt waren. Und ſie mußten wohl eine Ahnung davon haben, daß der Donner da draußen ihnen nicht gelte, denn ſo ſcheu ſie ſonſt auch ſind, legten ſie doch bald die unförmlichen Köpfe wieder zur Ruhe, und eben ſtieg noch ein neuer aus den Wellen und zog mit den Tatzen langſam den ſchwerfälligen Leib auf einen andern Stein. Es war ein ſchwarzer, wie ſie gerade nicht häufig ſind, und gern hätten Friz und ich ihm einen Schuß zugeſchickt; doch verzichteten wir darauf, da die Entfernung gar zu groß erſchien, obgleich die ſchweren Burſche uns anſcheinend nahe genug und jede ihrer Bewegungen uns ſichtbar war. Aber nichts trügt in Abſchätzung der Entfernung ſo wie die See; bis zu dem Lager der Thiere waren ſicher fünf- bis ſechshundert Schritt.

Jedoch ſchien auch uns die Klarheit und die Nähe der Gegenſtände gar ungewöhnlich zu ſeyn, und als jetzt die Sonnenſtrahlen von der leuchtenden Fluth vor uns auf einmal verſchwanden, ſagte Friz: „Na, na, wir ſind noch nicht fort von hier; wenn's nur nicht ein Donnerwetter gibt!“ Zugleich erſcholl von droben die Stimme des Dieners, der uns zu den Herrſchaften in's Haus einlud. Noch einen Blick warfen wir hinaus, die Seehunde ſtürzten ſich, vom Schatten erſchreckt, in die See, die Möven waren nur noch einzeln da, die Wellen verloren raſch das lebhafte Blau und das Schiff ſchwamm ſchon fern, die oberſten weißen Segel ruhten wie ein weißer Punkt auf den Fluthen. Ein paar Fiſcherboote zogen eben um den Nordvorſprung des Eilandes daher auf ihren Nachmittagszug aus; die Männer darin ſchauten rückwärts zum Himmel empor. Und als wir droben waren und unſere Augen gleichfalls auf die Weite richteten, fanden wir die eben noch ſo reine Höhe mit zerſtreuten Wolken überdeckt, und die Ferne in ziemlich trübem Dunſt und Duft. Der Wind war flau geworden

und ſchien ein paar Punkte bereits über Oſten hinaus geſprungen zu ſeyn.

Wir fanden den Amtmann und den Oberſten in Conferenz mit den Lootſen und unſern Bootsleuten, ob wir fahren oder noch warten ſollten. Die Leute riethen zum letzteren, denn ſie prophezeiten uns in kurzer Zeit ein Gewitter und Umſchlagen des Windes. In ſolcher Ausſicht aber mit dem kleinen Boot in die offene See hinauszugehen, wäre Wahnſinn geweſen; wir fügten uns alſo in die Nothwendigkeit, tranken unſern Kaffee und machten uns darauf zum Leuchtfeuerwächter hinüber, um einmal das Meer und das Wetter darüber voll vor Augen zu haben. Auf dem Lande, wo ſtets irgend welche Gegenſtände den Geſichtskreis beſchränken, erſchaut man das erſte Aufſteigen einer Wetterwolke nie ſo genau, und ihr Vordringen nie ſo impoſant, wie wir es hier ſehen konnten, wo im Nordweſten zwar noch Land ſichtbar, aber ſo fern und flach war, daß es uns nirgends hinderte.

„Da iſt ſie!“ ſagte der alte Lootſe, der herausgekommen war und ſich neben uns auf das ſchwache Geländer lehnte, welches ſein Gärtchen vom abſtürzenden Rande trennt, und deutete dabei auf eine kleine ſchwarze Wolke, die eben über den Horizont in den dort bereits ſtehenden dunkeln Wolkenrand traf. Und das Ding war noch ſo klein und gewann eigentlich nur durch die ſcharf darauf fallenden Sonnenſtrahlen einen bedenklichen Anſtrich. Aber wie wuchs es an! wie drängte es herauf mit fahlem, falſchem, drohendem Saum! wie zog ihm der ſchwere Regen bereits in grauem, ſchwerem, ſtreifigem Schleier nach! wie warf es den Wind zurück, daß er nun von hier und nun von dort flatterte, und hin und wieder auch ganz ausſetzte! Und jetzt ein faſt grabähnliches Schweigen rings, und dann die einzelnen nicht ſchweren Wellenſchläge, an den Steinen drunten deutlich und rauſchend zu vernehmen, und dann der ſcharfe Schrei der fernhin wild umher ſchießenden Möven, und endlich das dumpfe Grollen des Donners von weit herüber. Aber im nächſten Moment beinahe ſchon Blitz und Schlag uns zu Häupten, ein donnerndes Brauſen des umſpringenden Windes und ein Aechzen — ich weiß es nicht anders zu nennen — aus dem aufgerüttelten und wiederum niedergepreßten Meer, ein raſend vorbeijagender Wirbel von Schaum und Sprühe.

„Das iſt ein Hoſe!“ ſagte der alte Wächter ernſt, „und Gott gnade dem armen Fahrzeug, das er trifft! Unſere Boote dort ſind aus dem Strich, aber der ſchwediſche Orlegsmann vorhin — na! Gott erhalte ihre Augen und Sinne!“ Und dann ein Regenſchauer, der über das Meer peitſcht; man kann ihn verfolgen, wie er hinſtäubt in raſender Eile; er iſt ſchon nicht mehr da, ein Blitz ſchlägt ihm nach in die aufſpritzenden Wellen, und ein neuer dahinziſchender Schauer, und die Wogen immer drehender und wilder, und die Wolken immer ſchwerer und tiefer, und der Wind keine Briſe mehr, keine Kühlte, ſondern Stoß auf Stoß, donnernd, pfeifend, brauſend, heulend und wirbelnd, und wieder ein Schauer — ein raſendes Pferd mit ſtäubendem Schwanz und Mähnen — ſo geht er hin, Carrière ſag' ich euch, Carrière. — Und Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, — zur Veränderung einmal die wilde Jagd am hellen Tage! Bei Gott, es war ein ſataniſches Concert, eine furchtbare Hetze, und eure Landköpfe möchten ein wenig ſcheu geworden ſeyn vor dieſer wilden See.

Als das alles vorüber und weiter in's Meer hinaus brauſte, merkten wir erſt recht, wie ſchwer und grauſig das Unwetter war. Der Blick mit dem hervorbrechenden Sonnenſtrahl hinter drein in dieſe — Maſſe, wie ich ſagen muß, von Rauch, Staub, Schaum, Dunſt und Feuer war unheimlicher als der, da es rund um uns wirbelte. Mit unſerer Fahrt war es natürlich vorbei, denn die Höhe blieb mit zerriſſen treibenden Wolken überſtreut; der Wind hatte conträr umgeſetzt und blies uns kühl und ſtramm entgegen. Dabei an eine Heimfahrt zu denken, die vielleicht bis in die Nacht dauern mußte und nur im ſteten Laviren möglich war, fiel uns eben ſo wenig ein wie unſern Bootsleuten, die ſich inzwiſchen auch zu uns auf den guten Ausguckspunkt heran gefunden hatten. Wir fügten uns in das Unvermeidliche ziemlich ruhig, da man bei ähnlichen Fahrten auf ſolche Zwiſchenfälle gefaßt ſeyn muß, beſprachen uns, was nun zu thun ſeyn möchte, und machten uns noch einiger Zeit zum Strande hinab, um zu ſehen, was die Wellen etwa herbeigerollt. Den Sand hatte der ſcharfe Wind ſchon beinahe wieder getrocknet und trockenen Fußes konnten wir die Inſel umwandeln, Muſcheln und Steine aufleſen, ein Stückchen Bernſtein finden, und was dergleichen mehr iſt. Die reichſten Schatzkammern freilich mußten wir unberührt laſſen, die Haufen und Berge von Seegras, welche die Wogen heran geworfen. Die waren für uns zu naß und unhandlich, obgleich ein paar Fiſcherfrauen mit ihren Kindern bereits dabei waren, ſie den Strand weiter hinauf in Sicherheit zu bringen. Getrocknet wird der Tang von ihnen in die nächſten Städte Sattlern und Tapezierern zugeführt.

So ging der Nachmittag hin; der Abend ſammelte uns wieder im Fiſcherhauſe, allein die Hitze im Zimmer und die geiſtige Unruhe, die bei ſolchen Ausflügen die Geſellſchaft raſtlos umherzutreiben pflegt, ließen auch uns nicht aushalten und jagten uns bald wieder hinaus zum Wächterhauſe. Die Lootſen und Bootsleute waren noch dort und ſaßen beim Wächter um ein Glas ſteifen Grogs, deſſen Ingredienzen Frau Stamberg ihnen reichlich geliefert hatte. Sie rauchten, plauderten und tranken und ſpannen ſich ein Garn, wie man das nennt. Zwiſchen ſolchen alten Seeleuten gibt es wahre Erzählertalente, wie ihr ſie nur irgend in ſüdlicheren Ländern finden könnt, mit ſolcher Phantaſie und ſo viel Poeſie, mit ſolcher Einfachheit und Wahrheit der Darſtellung,

mit ſo viel draſtiſchen Wendungen, ſo glänzenden, friſchen, treuen Bildern und Vergleichen, mit ſolcher Treuherzigkeit endlich und ſolchem Gefühl, oder auch mit einer Komik und Laune, daß es eine wahre Freude iſt und jeder von ihnen lernen könnte. Was anzieht und gefällt, was rührt und packt, merkt man nirgends ſo wie aus ſolchen ganz einfachen und doch gewaltigen Darſtellungen. Ihr hättet hier einmal den Bericht hören ſollen, den der Wächter aus ſeiner Jugendzeit gab, wo er an Bord eines Holländers gerathen, der mit Sklaven nach Weſtindien handelte, von Einnahme der lebendigen Fracht, von den Schrecken der Fahrt, von der Flucht vor einem Kaper, von dem Markt in Barbados, von dem Schiffbruch auf der Rückfahrt. Wir lauſchten aufmerkſam wie die andern.

Als er ſchwieg, traten wir zum Geländer und ſahen wieder in die Nacht und die See, wo der Schein des Leuchtfeuers und die freilich unterbrochenen Strahlen des Mondes über die ruhelos rollenden und plätſchernden Wogen in den wunderſamſten und ſchärfſten Lichtern hinſchimmerten und auf das Mannigfaltigſte gebrochen weiter glitten. Ich wiederhole es, man kann kaum etwas Eigenthümlicheres ſehen, als ſolch ein Bild. Zumal wenn einmal ein dichterer Wolkenſchatten über die See ſtreift, ſo daß alles Licht entweder aus der Fluth ſelbſt bricht, oder nur von ſeitwärts erhellten Stellen matt herüber leuchtet, — das iſt was durchaus Unbeſchreibliches. Ihr hört das Wogen, Rollen, Murmeln und Ueberſchlagen, das lange Anſteigen und das jähe Abbrechen der Wellen, aber es iſt ſo dunkel, daß ihr wenig oder nichts von dem Treiben ſeht, und ſelbſt wenn eine Woge einmal flüchtig ſichtbar wird, ſieht ſie aus, als ſey ſie vermummt. Ich weiß kein anderes Wort. So geheimnißvoll iſt das alles, ſo unterdrückt, ſo innerlich bewegt; — man weiß nicht, ſoll man Bewunderung hegen oder Angſt.

Margarethe ſtand neben mir, hatte den Kopf in die Hand gelegt und ſah bald in die See, bald auf den Oberſten ſeitwärts, der, die hagere Figur läſſig an den Eckpfeiler des Häuschens gelehnt und die Arme über der Bruſt verſchränkt, neben dem Wächter ſtand und mit ihm ſich unterhielt. Er hatte in ihm einen Menſchen entdeckt, mit dem er über Spanien und noch dazu in der, wenn auch einigermaßen gebrochenen Sprache des ſchönen Landes reden konnte. Die ſonoren Klänge tönten jezt zu uns fremdartig herüber. Ein ſcharfes Streiflicht fiel von den Laternen droben über die Gruppe, auf die ſtolze Kriegergeſtalt und den wundervollen martialiſch ſchönen Kopf des Polen und auf den verwitterten, alten Seemann. Margarethe faßte plötzlich meinen Arm und preßte ihn krampfhaft. „Was iſt? was iſt?“ fragte ich erſchreckt und wandte mich zu ihr. „Oh — nichts!“ gab ſie mir nach einer Pauſe mit leiſer, unterdrückter Stimme zur Antwort und ließ mich los; „mir ward nur wie ſchwindlich — Aber — ſehen Sie hin, Franz! Sahen Sie jemals einen ſo ſtolzen, prachtvollen und doch ſo mild durchleuchteten Kopf wie den Stephans — des Oberſten? Sahen Sie je einen ähnlich herrlichen, ritterlichen Menſchen?“ Ich ſah ſie verſtohlen an, aber ein Baumſchatten verhüllte mir ihr Geſicht und ſeine feineren Züge. — „Wenn man Sie ſo hört,“ ſprach ich nach einigen Augenblicken flüſternd, aber ernſt, „ſollte man nicht glauben, daß Sie die Seine wären und ihn über alles liebten?“ — „Das thu' ich auch,“ verſetzte ſie beinahe laut und mit einem Klang, als kämen die Worte aus dem vollen Jubel und der vollen Ueberzeugung ihres Herzens. „O, wie ich ihn ſo lieb — wie ich ihn ſo lieb habe! — Und thun auch Sie das nicht? muß das nicht jeder?“ ſezte ſie ſchnell gefaßt hinzu. Meine Antwort indeſſen war durch einen Ausruf des Bootsmanns abgeſchnitten, der fluchend auf ein Schiff zeigte, deſſen weiße Segel geſpenſterhaft im Mondſchein leuchteten. In gefährlicher Nähe zog es vorbei und mancher Fluch unſerer Seeleute folgte dem Mann am Steuer, ſeinen Eltern, Kindern und Kindskindern, ſeinen Augen und ſeiner Seele; ſie alle kriegten ihr Theil Verdammung. Einen Moment lang, wie es gar zu nahe kam, waren wir in athemloſer, ſchweigender Angſt, und der Wächter ſtürzte bereits in's Haus, um ihm aus der Flinte einen Warnungsſchuß zukommen zu laſſen. Allein indem wendete es auch ſchon leicht und kaum bemerkbar in den Wind und zog geiſterhaft ſtill wieder in den Dämmer und die Schleier der Ferne hinein. Da gingen auch wir nach Hauſe und ſuchten unſere dürftig bereiteten Lagerſtätten.

Am folgenden Morgen nach knappem Frühſtück ließen wir uns mit dem kleinen Boot wieder zu unſerem Fahrzeug bringen und legten dann zugleich mit dem uns begleitenden Lootſenboote hinaus. Dieſe Begleitung war uns ein rechter Troſt, denn die Luft war rauh, eine ſcharfe Kühlte brauste uns faſt conträr entgegen, regte die Wellen wild auf und zwang uns, in den längſten Schlägen zu laviren. Es war unheimlich, und noch unheimlicher wäre es geweſen, hätten wir die Fahrt ganz einſam beſtehen müſſen. Und wir alle waren ſtill, theils wieder krank, theils in Sorgen und Gedanken. Heute ſteuerte der Oberſt und wich nicht vom Ruder und ſprach kein Wort. Margarethe ſaß zuſammengeſchmiegt auf dem kleinen Verdeck vorn, trotz aller nicht gar ſelten ſie überrauſchenden Sprühe, und zuſammengeſchmiegt erſchien auch ihr ganzes Weſen, und lautlos ſtarrte auch ſie hinaus. Nach manchen Stunden kamen wir an's Land, dann in die Wagen, endlich nach Schwanwiek. Verſtimmt waren wir nicht, der unheimliche Eindruck nur von vorhin wirkte noch fort und ließ uns einſylbig bleiben. Das geht zuweilen ſo.

Die deutſche Kunſtausſtellung in München.

II.

Das Genrebild hat ſeine große Bedeutung und Berechtigung in der Kunſt; es zeigt den ſittlichen Gehalt oder die unverwüſtliche Lebenskraft oder den feinen Sinn auch in den alltäglichen Vorgängen, und läßt uns auch in dem ſcheinbar Geringfügigen etwas Weſenhaftes, im Endlichen ein Unendliches ahnen, ſetzt aber voraus, daß der Künſtler die Wirklichkeit mit dem Auge der Liebe betrachtet und durch die Sorgſamkeit und Trefflichkeit der Ausführung das eigene Verſtändniß, die eigene Werthſchätzung der Sache bekundet, und daß er auch das Kleine oder das Ungefüge mit Humor zu behandeln, das Verkehrte komiſch aufzulöſen und die Freiheit des Geiſtes neben dem Herzensantheil an den Dingen walten zu laſſen verſteht. So hat Murillo ſeine Bettelkinder gemalt, ſo Jan Steen ſeine Bauernkneipen mit ihrer Weinluſt und ihren Prügelſcenen, ſo Terburg die höhere Geſellſchaft mit ihren geheimen gemüthlichen Beziehungen. Auch hier iſt ein innerer Gehalt, iſt ein pſychologiſcher Mittelpunkt, eine Seele des Bildes die Hauptſache, und wenn viele neuere Genremaler die Technik der Holländer nachahmen, die Poeſie, durch welche dieſe ihre Schöpfungen in eine Reihe mit den Romanen der engliſchen Humoriſten, eines Sterne und Goldſmith ſtellen, und wodurch ſie noch nach Jahrhunderte ſo friſch und anziehend, ſo unerſchöpflich ſind, fehlt den meiſten. Auch auf unſerer Ausſtellung iſt der Quantität nach viel, der Qualität nach wenig vorhanden. Iſt der bei ſeiner Stalllaterne trauernde Bajazzo eine Parodie auf die früheren Trauerbilder aus Düſſeldorf, oder was beklagt er? Eine Teſtamentseröffnung nach Wilkie iſt eine Ilias nach Homer; beſſer wetteifert Flüggens Auspfändung mit dem brittiſchen Vorbilde, dem ſie in pſychologiſcher Charakteriſtik wie in der Technik ſich anſchließt. Friſch und keck ſind zwei Bilder aus Bauernſtuben: am Chriſtmorgen und die Gratulation von Waldmüller. Die Malerei läßt mancherlei zu wünſchen übrig, es iſt als ob die Schatten mit Dinte unterſchmiert wären, aber es iſt eine ungebrochene natürliche Empfindungsfülle in allen Figuren, wodurch wir uns vor andern zu ihnen hingezogen fühlen.

Unter den Porträts tritt uns Wilhelm Kaulbachs König Max von Bayern als das Werk eines Hiſtorienmalers entgegen, der nicht die Geſichtszüge an einem beſtimmten Tag abſchreibt, ſondern den Typus der Perſönlichkeit feſtzuſtellen ſucht; das Ganze iſt ſorgſam ausgeführt, alles Beiwerk ſtimmt zuſammen und ordnet ſich dem Totaleindruck unter, und das Antlitz des Königs mit ſeiner würdevollen Milde iſt auch für das Auge durch die Lichtwirkung der Mittelpunkt des Gemäldes. Das Porträt, welches Bendemann von ſeiner Gattin gemalt hat, wird allgemein als eine der Perlen der Ausſtellung geprieſen; es iſt deutſch in der liebevollen Vertiefung in das Individuelle der Perſönlichkeit und italieniſch in der Schönheit der Linienführung und dem reinen Kunſtgefühl; es iſt miniaturartig fein und doch ohne alle Prätenſion des Machwerks ſchlicht und edel; ich kenne nichts von Bendemann, was ich dieſem Bilde vorziehen möchte. Wie ſtechen dagegen die prätentiöſen Mädchengeſichter von Cornicelius ab, oder wie erſcheint das Porträt Rauchs von Henning mit ſeinem langen Naſenſchatten ſogar roh und ſtumpf, ohne die geiſtige Potenz des Originals und ſeine greiſe Schönheit zu erreichen! Trefflich ſind noch eine Dame in ſchwarzem Gewand von Gliemann und eine von Friedrich Kaulbach, dem aber der Großherzog und die Großherzogin von Oldenburg nicht gelungen ſind; es iſt als ob die fürſtlichen Perſonen Parade ſtänden.

Unter den Blumenſtücken erwirbt ein zerriſſener Kranz von Eliſe Wagner unſern Beifall; als Thiermaler zeichnen Adam, Voltz, Gauermann und Deicker ſich aus. Unter den Bildern Adams ſind es zwei kleine Hunde, deren Natur ſo ſcharf und launig aufgefaßt iſt, daß ſie nicht zu ihrem Nachtheil an niederländiſche Meiſter erinnern; ein gleiches gilt von den großen kampf- und blutgierigen Hunden, die Gauermann neben den erlegten Bären in wilder Bergesſchlucht geſtellt hat; Voltz zeigt eine Heerde, die in ſtürmiſcher Bewegung vor einem Gewitter flüchtet; Deicker malt wilde Säue mit einem borſtigen Pinſel und ſo geſunder Derbheit, daß man mit jener Frau ſagen möchte, ſie führten ihren Namen mit Recht, oder an das Lied der Studenten in Auerbachs Keller denkt.

Die Landſchaftsmalerei endlich, derjenige Kunſtzweig, welcher am ſpäteſten zu ſelbſtſtändiger Entwicklung kam, hat in unſerer Zeit höchſt anerkennenswerthe Kräfte an ſich gezogen und ſteht ebenſo in reicher Blüthe wie in großer Gunſt bei dem Publikum. Es gilt hier nicht ſowohl einzelne Naturgegenſtände für ſich aufzufaſſen, als die Wechſelbeziehung und Wechſelwirkung der beſondern Potenzen, Elemente und Dinge, und damit im Kleinen ein Abbild des großen organiſchen Ganzen darzuſtellen; es kommt nicht ſowohl auf die

bloße Vedute, die Abſchrift einer beſtimmten Gegend an, ſondern darauf an, daß die Poeſie des Erdlebens erfaßt, daß in der muſikaliſchen Stimmung der Landſchaft, im Durchbruch der Sonne nach dem Gewitter, in der Waldeinſamkeit, im winterlichen Kloſterkirchhof, im klaren Mondſchein ein Gefühl unſerer Seele ſeinen Wiederklang finde. Die Mannigfaltigkeit der Natur ſelbſt bedarf mannigfaltiger Kräfte; der eine Menſch wird mehr für die Schönheit des Erdkörpers im Höhenzug der Gebirge oder der ſanftgeſchwungenen Wellenlinien der Ebene, der andere mehr für den Wald, der dritte für das Meer mit ſeinem ſpiegelnden Wogenſchlag Herz und Auge haben; der eine wird von der Natur ausgehen und den Charakter beſtimmter Gegenden ſowohl zur Totalität zuſammenfaſſen, als zum Anklang einer geiſtigen Eigenthümlichkeit ausbilden, der andere wird wie ein Lyriker zunächſt die eigene Seelenlage, zunächſt ſein Gefühl ausſprechen wollen, und dafür nach innerer Anſchauung die Naturformen frei componiren.

Die Schönheit des Erdkörpers und die Macht und Poeſie der Beleuchtung hat niemand voller begriffen als Karl Rottmann, deſſen italieniſche und griechiſche Landſchaften allgemein als eine Hauptzierde Münchens angeſehen werden. Von ihm, dem Frühverſtorbenen, hat die Ausſtellung nur ein paar Skizzen; auf ſeiner Bahn geht zunächſt Bamberger, von dem wir die Umgebung von Algeſiras im ſüdlichen Spanien ſehen; der Blick eröffnet ſich wie bei Rottmann in's Weite, Nähe und Ferne ſind charakteriſtiſch in Form und Farbe, Ebene und Gebirg, Meer und Himmel vereinen ſich zu einem harmoniſchen Ganzen. Leſſing, nach meiner Anſicht als Landſchafter größer denn als Hiſtorienmaler, ſteht unter den Darſtellern des deutſchen Waldes in erſter Linie, hat aber leider nichts eingeſandt; J. W. Schirmer, der ſich ihm anſchließt in einer breiteren, weniger detaillirenden Weiſe, gibt das Bild eines italieniſchen Waldes, der lichter als der deutſche, dem Hereinſpielen der Sonnenſtrahlen freieren Raum gewährt und durch ſein Helldunkel wie durch den Blick hinaus in's Freie uns erfreut.

Bedeutender in der Compoſition ſind zwei Werke von Heinlein, das Calandagebirg und der Gmundener See im Salzkammergut. Solche Bilder ſtellen uns mit Einem Schlage das Ganze der Erinnerung vor Augen, das wir auf einer Reiſe allmählig gewonnen haben; der Maler geſellt ſich dem formenden Naturgeiſt, und was dieſer in's Breite auseinander legt, damit wir es nach und nach ergründen und Schritt für Schritt einen neuen Genuß in wechſelnder Ausſicht finden, das concentrirt jener und ſtimmt es harmoniſch zuſammen. Die Durchſicht durch das Laub der Bäume auf den Waſſerſpiegel des Sees mit ſeinem zarten Duſte iſt namentlich meiſterhaft. Von Morgenſtern iſt die Düne bei Helgoland auszuzeichnen, die uns das Meerleben mit ſeinen langgezogenen Wellenkreiſen in ernſter Abendſtimmung vor die Seele ruft. Max Zimmermann trachtet mit Glück der Art Ruisdaels nach, mit wenigen Strichen, einem Heidehügel, ein paar Waldbäumen, zwiſchen denen ſich ein Weg verliert, doch ein empfindungsreiches Sinnen in uns anzuregen. Albert Zimmermann, ausgezeichnet in der frei componirten poetiſchen Landſchaft, gibt uns dießmal ein äußerſt energiſches großartiges Naturſtudium: der Oberſee bei Berchtesgaden, und einen Sommerregen, der, von der Sonne durchſtrahlt, mit dem grünen Land und dem friedlichen See gar erquicklich zuſammen ſtimmt. Roß führt uns nach den griechiſchen Inſeln, nach Naxos, und erquickt uns dort mit einem ſo prächtigen Baumwuchs in rauſchender Laubesfülle und mit ſo reizenden Fernſichten, daß ſofort die ſchönen Stellen aus der Odyſſee oder aus Byron über jene Eilande vor unſere Phantaſie treten und ihr Bild mit Realität geſättigt wird. Eine italieniſche Baumgruppe von Bromeis iſt weniger vollſtändiges Bild als Studie, ſo betrachtet aber gewaltig und ausdrucksvoll.

Rottmanns zauberiſche Beleuchtungswunder haben ſchon manche Nachahmerverwirrung hervorgerufen. Auch Zwengauer ſtellt eine Kohlenpfanne in die Natur und meint das ſey eine Abendröthe; Wegener mit ſeinem über den Waſſern ſchwebenden, aus dem Rahmen herausſpringenden Tiger, ſeinem Waldbrand als einer Partie aus dem Innern Afrikas und ſeiner Ueberſchwemmung in Bengalen, mit ſeinen Vögeln in der Luft und ſeinen Erdthieren, hat weit mehr erſtrebt als geleiſtet; namentlich hat er vergeſſen, daß jedes Kunſtwerk Einheit des Intereſſes verlangt, und daß, wer den Beſchauer mit disparaten und doch gleichberechtigten Dingen in Unruhe verſetzt, ihn von einem zum andern zieht und doch keine Verſchmelzung der Eindrücke hervorbringt, daß ein ſolcher gerade durch ſeinen Reichthum ſeine Wirkung zerſtört. Die Landſchaft iſt Hintergrund für ein hiſtoriſches Bild; dann iſt dieſes die Hauptſache, jene bietet der Begebenheit einen Raum, der zu ihr paſſen oder auch mit ihr im Contraſt ſtehen kann. Oder die Landſchaft will für ſich wirken; alsdann muß die Staffage aus dem Menſchen- oder Thierleben ihr untergeordnet ſeyn und nicht etwas Beſonderes für ſich ſagen wollen. So hat Carl Marco mit einer trefflichen italieniſchen Landſchaft im Verklärungsſchimmer des Sonnenuntergangs einen ſichern Eindruck gemacht, mit einer andern aber durch die Zwieſpältigkeit die Totalwirkung ſo lange zerſtört, als man ſeine Staffage nicht vergißt. Ein Waldſaum und die Fernſicht ſind äußerſt fein und lieblich ausgeführt, die Natur lacht ſo ſonntäglich heiter; da ſtellt der Künſtler mit der Sorgſamkeit des Miniaturmalers eine Venus in den Vordergrund, die den todten Adonis findet, rechts entflieht der Eber, links ſtehen die drei Grazien. Was ſollen wir nun betrachten, die Natur oder die mythologiſche Scene? Da fällt uns ein, daß gerade die

Adonisſage eine Naturmythe iſt und das Dahinſchwinden des Jahres und ſeiner Jugendblüthe ſymboliſirt; der Maler müßte alſo offenbar dieß zeigen, er müßte eine wehmuthvolle, elegiſche Stimmung im fallenden Laube des Herbſtes, im verblaſſenden Schein der ſcheidenden Sonne ausprägen, und dann wäre jene Gruppe vielleicht unnöthig, weil ſie noch einmal daſſelbe ſagen würde, aber ſie wäre doch in Einheit mit dem Ganzen.

Ich habe noch ein Bild zu nennen, das vorzugsweiſe mein Liebling geworden iſt und das ich hier zulezt erwähne, weil es ebenfalls uns in Zweifel läßt, ob es ein Sitten- oder Landſchaftsbild ſey; aber es verſezt uns keinen Augenblick in eine zwieſpältige Empfindung, ſondern alles wirkt ſo lieblich und einträchtig zu einem Ganzen zuſammen, eines hebt ſo wohlthuend das andere und alles webt ſo ſelig in einander, daß hier, wie auf großen hiſtoriſchen Werken von Raphael und Kaulbach, der thatſächliche Beweis geführt iſt, wie die Einheit des Kunſtwerks auch in der Malerei keine eintönige zu ſeyn braucht, ſondern eine mehrſtimmige ſeyn kann, wie in einem harmoniſchen Melodiegeflechte der Muſik, wie in einer Pindariſchen Hymne oder Shakeſpeare'ſchen Tragödie, wo in einem Reichthum von Bildern oder Begebenheiten die ſie zuſammenhaltende gemeinſame Idee offenbar wird. Ich rede von Ludwig Richters Hochzeitszug, der ſich eben aus dem ſchattendunkeln Waldweg in's Freie bewegt; er kommt aus der Waldkapelle, die mit ihrem Glöcklein dort im Hintergrund ragt, er geht nach jenen Häuſern am Hügel hin, wo die Freudenfahne weht und der Rauch des heimiſchen Herdes aufſteigt, freudig begrüßt von der Hirtenjugend, die am Abhang lagerte, aber den Blick von der blauen Ferne auf die ſchönere Nähe der Braut und des Bräutigams wendet. Das anmuthvolle Paar in altdeutſcher Tracht ſteht im klaren Licht, Kinder ſpringen im Schatten vor ihm her, im Helldunkel der Bäume kommt das Gefolge. Da ſind die Tauben nicht vergeſſen, noch das Eichhorn auf dem Eichenſtamm, noch der Kranz um das Muttergottesbild, oder die Blüthe am Strauch; die Wieſe ſchimmert mit bunten Blumen, die Kräuter ſind alle ſo duftig, da iſt kein Blatt, das der Künſtler nicht mit innigem Liebesgefühl gemalt hätte. Und doch nimmt uns nichts Einzelnes für ſich in Anſpruch, ſondern es ordnet ſich beſcheiden dem Ganzen ein und läßt ſich ſuchen. Das Bild iſt deutſch im Ehrenſinne des Worts. So hat Van Eyck und ſeine Schule, namentlich Memling, in der ſchönen Gottesnatur jede Blume und jedes Blatt mit dem Auge der Liebe angeſehen und mit gottesfürchtiger Innigkeit wiedergegeben; aber das Landſchaftliche, das dort Beiwerk iſt, wird bei Richter Hauptſache; was dort noch gebunden war, iſt frei geworden, und jedes Einzelne, bedeutungsvoll für ſich, lebt und wirkt doch in dem andern und mit ihm zum Ganzen.

Wir gehen aus dem der Glyptothek gegenüber gelegenen Ausſtellungsgebäude in den Induſtriepalaſt, um dort die Skulpturen aufzuſuchen und das Bild deutſcher Kunſt in der Gegenwart durch ſie zu ergänzen. Wir ſuchen leider vergeblich nach einem Werke von Rauch oder Rietſchel, den beiden Häuptern der lebenden Plaſtiker; aber auch ausgezeichnete jüngere Kräfte haben nichts eingeſandt, weder Drake oder Heidel aus Berlin, noch Steinhäuſer oder Kümmel aus Rom. Das Ausgezeichnetſte und Erfreulichſte bieten Hähnel, Brugger, Widnmann und Fernkorn. Hähnels Büſte von Cornelius iſt ſo vollendet in großartiger Auffaſſung wie in ſcharfer Detailbildung, daß die andern Büſten der Ausſtellung bald flau und ſtumpf, bald wie Carricaturen neben ihr dazuſtehen in Gefahr ſind; der Plaſtiker ſoll eben den Genius des Menſchen wiedergeben, er ſoll das ewige Urbild zeigen, das dem irdiſchen Geſtaltungsproceſſe vorſchwebt, und dieß ſoll er ſo darſtellen, wie es die Natur ſelbſt thun würde, wenn ſie nicht im weichen wechſelnden Fleiſch, ſondern im harten bleibenden Stein oder Erz es ausbildete; ſo ſchufen die Griechen ihre Bildnißſtatuen; neben ihnen geht Hähnel ſchon in eine realiſtiſche Individualiſirung über, wie ſie der Sinn für perſönliche Eigenthümlichkeit in der germaniſchen Welt verlangt; neben ihnen ſcheint Halbig vielmehr das äußerlich Charakteriſtiſche zu überbieten und zu ſteigern, ſtatt den innen waltenden Geiſt zu verkörpern. Hähnels „Medicin" drückt die exakte, ſuchende Wiſſenſchaft glücklich aus; ſie iſt ſitzend dargeſtellt, die linke Hand lehnt an das Buch des Hippokrates, die rechte hält eine Schale mit der Schlange; ihre Formen könnten etwas kräftiger und voller ſeyn, denn ſie ſollen doch nicht andeuten, daß die Geſtalt ſelber ſchon viel mediciniert hätte.

Vier Werke von Brugger ſind gleich ausgezeichnet durch edle, anmuthreiche Haltung wie durch lebenswahre, lebenswarme Durchbildung der Körperformen, die wir ſonſt ſo häufig an den Werken der Münchner Skulptur vermiſſen. Die Penelope in ihrem ſtillen Sehnen nach dem fernen Gemahl, der junge Achilleus, dem der hingelagerte Centaur Chiron zum Sitze dient, während er ihn im Lautenſpiel unterrichtet, der Faun, welcher mit einem Panther ſcherzt, und der heimkehrende Jäger bieten viel Mannigfaltigkeit und ſind, jedes Werk in ſeiner Art, wohl durchdacht und ausgeführt. Der Zinkabguß eines heiligen Georg von Fernkorn wird unſern vollen Beifall haben, wenn wir ihn den Kampf mit dem Drachen nennen, denn ein Heiliger iſt dieſer Ritter nicht, aber ein kühner wackerer Streiter, und auch ſein Roß iſt wohlgelungen; das Werk bietet ein intereſſantes Gegenſtück zur Amazone von Kiß in Berlin, und kann ſich neben ihr ſehen laſſen.

Von Reliefs ſind ausgezeichnet der Schild des Herkules nach Heſiod von Widnmann durch die einfache Klarheit der Compoſition, die im Sinn und Geiſt der Alten ohne Aufwand vieler Figuren und in deren

Stellung und Haltung innerhalb der Grenzen der Plaſtik das Weſentliche eines Gedankens oder einer Begebenheit veranſchaulicht; ſodann zwei Sternbilder von Johannes Schilling, repräſentirt durch Jupiter mit dem Ganymed, Venus mit dem Amor, die indeß ihren anmuthigen Eindruck dem Hinüberſpielen in maleriſche Reize verdanken.

Gaſſer hat das Modell ſeiner Wielandſtatue eingeſandt. Dem Dichter ſelbſt fehlt die innere Gediegenheit, die in ſich geſchloſſene Kraft des plaſtiſchen Charakters; der Bildhauer hat ihn in der nach außen gerichteten Thätigkeit des Erzählers aufgefaßt, aber der Kopf macht ſich zu groß, das Ganze erſcheint zu leer. Die Dichterſtatuetten Schallers geben die geiſtigen Individualitäten beſſer wieder, von Rietſchels Leſſing zu ſchweigen, dem beſten Dichterſtandbild der Neuzeit, das nach der kleinen Skizze galvanoplaſtiſch ausgeführt von Kreß in Offenbach ausgeſtellt iſt, eine Wahl, um deretwillen man ihm die unſinnigen galvanoplaſtiſchen Reliefſandſchaften verzeihen könnte.

Zwei Gruppen von Hönig, Bacchos und Ariadne, Eros und Pſyche, ſind Anfänge, die von künftigen Leiſtungen etwas verſprechen, wenn es dem Künſtler gelingt zu der mehr dekorativ ſchönen Compoſition die Wärme und Detailfülle des perſönlichen Lebens anzueignen. Dieſes geht auch der Schwanthaler'ſchen Arbeit für das Giebelfeld der Propyläen ab. Die Mitte der pyramidalen Gruppe, der Prieſter und Krieger, der Künſtler und Kaufmann des neuen Griechenlands zu Seiten König Ottos, iſt anſprechend geordnet; wenn aber dann der Bildhauer nach der Ecke zu mit einem ganzen und einem halben Bein unter den Boden verſinkt, der Schiffbaumeiſter den Theil des Körpers unter dem Rücken dem Beſchauer zukehrt, während der untere Theil des Körpers im Waſſer ſteckt, um ſo kurz genug für die andere Ecke zu werden, ſo ſind dieß ganz arge Geſchmackloſigkeiten. Die Compoſition iſt von Ludwig Schwanthaler, die Ausführung von ſeinem Neffen Xaver, der außerdem eine treffliche kleine Statue ſeines Oheims ausgeſtellt hat.

Die koloſſalen Thiergruppen von Güldenſtein in Stuttgart ſind lebendig gedacht, aber roh in der Ausführung und unruhig in der Wirkung, ſo daß die kleinen von Habenſchaden in ſinniger Auffaſſung der Thierindividualität wie in ſorgſamer Formgebung ihnen überlegen erſcheinen. — Ich nehme keinen Anſtand, Ploucquet in Stuttgart hier anzureihen. Er ſtopft zwar wirkliche Thiere zunächſt nur aus, aber er hat ihre eigene Lebensthätigkeit belauſcht und weiß ſie in durchaus charakteriſtiſchen Situationen wiederzugeben. Dieſe in der Luft kämpfenden Vögel, dieſe Katzenlager und Eulenneſter, dieſe Adler und Geier bei dem todten Gemsbock zeigen ihre Natur durchweg ausdrucksvoll. Dann hat Ploucquet Scenen aus Kaulbachs Reineke Fuchs nachgebildet, die ihm auf der Londoner Induſtrieausſtellung die Bewunderung aller Beſucher erworben; er hat dieſen jetzt ſelbſterfundene Carricaturen in ähnlichem Style, duellirende Füchſe, muſicirende Katzen, den Pünſcherhund als Gerichtsdiener und dergleichen mit einem höchſt ergötzlichen Humor beigeſellt. Ideale freie Kunſt iſt das allerdings nicht, aber eine Verwendung und Verwerthung der Formen und des Materials der Wirklichkeit zu innerlich erſchauten Bildern, eine ſelbſtſtändige Geſtaltung der Körpermaſſe unter Haut und Gefieder, die Erfindung von Stellung und Bewegung iſt doch vorhanden, und wie man architektoniſchen Sinn oder landſchaftlichen Künſtlergeiſt in geſchmackvollen Parkanlagen und Gärten bewundert, ſo darf man auch an dieſem Nebenzweige der Plaſtik ſeine Luſt haben.

Moriz Carriere.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Was iſt ein Reiſender? — Die Cryſtallkirche. — Vergnügungsbahnzüge. — Was iſt ein Offizier?

Was iſt ein Reiſender? Das iſt die Frage, die ſeit Wochen und Monaten das ganze engliſche Publikum, das reiſende und nicht reiſende, in Bewegung ſezt. Und zwar handelt es ſich keineswegs darum, einen „Reiſenden“ etwa belletriſtiſch zu definiren. Nein, es handelt ſich um die juriſtiſche Definition deſſelben; es handelt ſich darum, dieſe Definition in beſtimmten, klaren Worten zu geben, die über das Weſen eines Reiſenden auch nicht den mindeſten Zweifel beſtehen laſſe. Und Reiſende ſowohl als Wirthe ſind bei dieſer Frage um ſo mehr intereſſirt, als erſtere in Ermangelung einer guten Definition Gefahr laufen, die Thüre des Paradieſes, das heißt des Gaſthauſes verſchloſſen zu finden, während die lezteren, wenn ſie die Thüre des Paradieſes irgend jemanden öffnen, der nicht ein wirklicher Reiſender, ein bona fide Reiſender iſt, ſich der Gefahr ausſezen, ihre Gaſtfreundſchaftlichkeit mit ſchwerer Geldbuße belohnt zu ſehen, die ihrer Wirthſchaft für ewig ein Ende machen kann. Wenn wir von Reiſenden ſprechen, ſo meinen wir keineswegs die Alltagsreiſenden. Dieſe können wie die Alltagsjuden allenthalben frei und ungehindert paſſiren. Der Sabbathjude, der Sonntagsreiſende iſt es, auf welchen Staat und Kirche zu gleicher Zeit ein Auge geworfen haben, und weh dem Sonntagsreiſenden, der mit den Satzungen des einen oder der andern in Colliſion geräth!

Schottland iſt bekanntlich das Land, wo Milch in der Form von Whisky oder Kornbranntwein in vollen Strömen fließt. Dieſem Strome einigermaßen einen Damm zu ſezen, namentlich aber um der Unordnung und den Ausſchweifungen aller Art, die das Branntweintrinken am Sonntag herbeiführte, ein Ende zu machen, haben die Presbyterianer es dahin zu bringen gewußt, daß das Trinken am Sonntag gänzlich unterſagt wurde, und demzufolge alle öffentlichen Plätze und Schenken, in denen geiſtige Getränke verkauft werden, den ganzen Sonntag über geſchloſſen bleiben müſſen. Um ſich der Strenge dieſes Geſezes zu entziehen, kehrten nun die Schotten in ſolchen Häuſern ein, wo neben dem Getränke auch Speiſen verabreicht wurden, und das unſchuldige Beefſteak mußte ſo den Weg bahnen zum ſchuldigen Whisky. Das war aber ein neues Aergerniß für die frommen Presbyterianer, und da ſie mit dem Whisky nicht auch das Beefſteak, mit dem Trinken nicht auch das Eſſen verbieten konnten, da ferner das Geſez einen ſtrengen Unterſchied macht zwiſchen bona fide Reiſenden, denen alles erlaubt iſt, Whisky und Beefſteak, und Vergnügungsſüchtigen, denen nur das Beefſteak geſtattet iſt, ſo kam die Polizei der Religion zu Hülfe, ſchmuggelte ſich in die Gaſthäuſer ein und belauſchte die Eſſer und Trinker mit eben ſo großer Sorgfalt, wie man früher politiſche Reden belauſcht hatte, und verleidete den Gäſten das Eſſen und den Wirthen das Bedienen. Jeden Augenblick wurde ein Wirth angeklagt, einem nicht bona fide traveller mit dem Beefſteak zugleich Whisky verabreicht zu haben, und mußte für dieſe Uebertretung oder vielmehr für ſeinen Mißgriff, einen gewöhnlichen Menſchen für einen Reiſenden gehalten zu haben, mit ſchwerer Geldſtrafe büßen. Die Wirthe befanden ſich wirklich in großer Verlegenheit und waren nahe daran, einen Preis auszuſchreiben über die Frage, wie man einen bona fide Reiſenden von einem gewöhnlichen Menſchen unterſcheiden könne, als ein Hageſtolz ſie aus dieſer kritiſchen Lage zog. Der Hageſtolz, der Sonntags in einem Gaſthauſe zu ſpeiſen pflegte, ſah ſich vom mißtrauiſchen Wirthe, der durch ſchwere Geldbußen ſehr gelitten hatte, an einem Sonntage barſch zurückgewieſen; der Wirth wollte Sonntags niemanden mehr bedienen, weder Reiſende noch andere. Da machte ſich der Hageſtolz anheiſchig, mit dem Mahle zugleich ein Bett zu beſtellen. Das Bett, meinte er, müſſe ihn unfehlbar als bona fide Reiſenden legitimiren, und darin hatte er ſich nicht getäuſcht. Als Tags darauf der Wirth vor die Polizei gezogen wurde, rückte ſein Zeuge, der Hageſtolz, mit dem Bette hervor, und das Bett hielt Stand. Von dieſem Moment war für Schottland wenigſtens die richtige Definition eines Reiſenden gefunden. Das Unglück iſt nur, daß die armen unverheiratheten Leute, die keine eigene Wirthſchaft haben, nirgends ein Beefſteak bekommen können, ohne zugleich ein Bett mit in den Kauf zu nehmen.

Nun iſt aber eine neue Verwicklung eingetreten. Früher waren in London die Bierhäuſer, mit Ausnahme weniger Stunden, den ganzen Sonntag Nachmittag offen und durften, wie an den gemeinen Tagen, bis ſpät in die Nacht hinein geöffnet bleiben. Da hieß es nun von allen Seiten: aus religiöſen Gründen haltet ihr Sonntags den Cryſtallpalaſt, das Muſeum, die Bildergalerie ꝛc. geſchloſſen, während ihr die Gingpaläſte aller Welt öffnet. Warum ſchließt ihr nicht auch dieſe? Und wirklich ſah das Parlament ſich genöthigt, um den Widerſpruch einigermaßen zu heben, ein Geſez zu erlaſſen, in Folge deſſen alle Bierhäuſer Sonntags außer den früher feſtgeſezten Stunden

nach zehn Uhr Abends für alle Gäſte, die nicht bona fide Reiſende ſind, geſchloſſen ſeyn müſſen. Dieſes Geſetz iſt vor wenigen Tagen in's Leben getreten, und die Verwirrung, die dadurch entſteht, iſt grenzenlos. Wer iſt nicht am Sonntag in London ein bona fide traveller? Wenn ich einen Freund, der am andern Ende der Stadt, oder freie Luft, die in keinem Theil der Stadt wohnt, aufſuche, bin ich da nicht ein bona fide traveller? Und namentlich wenn ich von der freien Luft nach Hauſe zurückkehre, habe ich da nicht als Reiſender das Recht, ehe ich mein Haus betrete, in eines von den Bierhäuſern zu treten, die ſich rechts und links von meinem Hauſe befinden? Caſuiſtiſche Fragen der ſonderbarſten Art haben ſich in dieſer Beziehung erhoben, und man kann ſich keinen Begriff vom Scharfſinn machen, den die Londoner aufgeboten haben, um ungeſtraft nach zehn Uhr Sonntag Abends ein Glas Bier trinken zu können. — Eine Beſchränkung in der Freiheit des Trinkens iſt jedenfalls eine Beſchränkung der conſtitutionellen Freiheit des Individuums, und ein Geſetz der Art erſcheint dem freien Britten um ſo unconſtitutioneller, als der Arme mehr davon betroffen wird als der Reiche. Letzterer genießt in ſeinem Club der unbeſchränkteſten Trinkfreiheit. Er hat in ſeinem Hauſe Dutzende von verſiegelten Flaſchen, in denen die verbotene Frucht verſchloſſen gehalten wird; und mit jeder Flaſche, die er am verbotenen Tag während der verbotenen Stunde öffnet, bricht er das Geſetz und bringt gleichſam zur verbotenen Stunde in ein verbotenes Haus ein.

Aber von der andern Seite iſt man hoch erfreut darüber, daß durch das neue Geſetz die Bierkorporation einen Stoß erhält. Während alle Läden, alle Gärten, Muſeen u. ſ. w. geſchloſſen bleiben mußten, erfreuten ſich die Brauer des ausſchließlichen Privilegiums, ihr Geſchäft, den Bierverkauf, ungeſtört fortbetreiben zu können. Das unbeſchränkte Trinken am Sonntag wurde dem Volk wirklich gefährlich: es erſtreckte ſich gewöhnlich bis in den Montag hinein und fegte alle Taſchen. Von dieſer Seite betrachtet, erſcheint das neue Geſetz allerdings als ein wohlthätiges. — Die Bierkorporation hat keine größeren Feinde als die Geiſtlichkeit; aber die Feindſchaft bezieht ſich nicht ſowohl auf das Bier, als auf den Verkauf des Biers am Sonntag. Durch das Schließen der Bierhäuſer hofft die Geiſtlichkeit einen ſtärkeren Beſuch der Gotteshäuſer herbeizuführen. Der Cryſtallpalaſt hat zwei Feinde, die ſich ihm Sonntags gegenüber ſtellen, die Brauer und die Geiſtlichkeit. Beide ſind ſehr ſtark dabei intereſſirt, daß der Palaſt für Kunſt und Wiſſenſchaft den Sonntag über geſchloſſen bleibe, die Geiſtlichkeit aus Furcht, daß die Kirche, die Bierkorporation aus Furcht, daß die Schenke unter dem Beſuch des Cryſtallpalaſtes leide. Auf dieſe Weiſe von zwei Feinden zugleich bedroht, iſt die Direktion des Cryſtallpalaſtes auf ein Mittel verfallen, wodurch ſie im Stande ſeyn wird, der Kirche und der Schenke zu gleicher Zeit die Stirne zu bieten. Dieſes Mittel beſteht im Projekt, mit dem Cryſtallpalaſt eine Cryſtallkirche zu vereinigen. Man kann dem Volke Sonntags den Zugang zum Cryſtallpalaſt wehren, aber weder die Bierkorporation noch die Geiſtlichkeit vermag das Volk vom Beſuch einer Cryſtallkirche abzuhalten. Und warum ſoll der Cryſtallpalaſt, der griechiſche und römiſche und egyptiſche Tempel zu Dutzenden beſitzt, nicht auch eine chriſtliche Kirche haben? Und warum ſoll man nicht innerhalb dieſes unermeßlichen Raums, der die Nachbildungen faſt aller gothiſchen Kirchen in ſich ſchließt, nicht auch eine wirkliche Kirche errichten? Errichten! als wenn man im unendlichen Vacuum von Glas und Eiſen noch ein beſonderes Vacuum zu errichten brauchte! Man braucht bloß unter der ungeheuern Glasbedeckung irgend einen Theil auszuwählen und zu ſagen: „Hier fängt die Kirche an und hier hört ſie auf, und unter dieſem Glashimmel, innerhalb dieſer Glasmauern wollen wir den Gottesdienſt feiern.“ Das Projekt, wie geſagt, findet von allen Seiten großen Anklang; die Direktion hat Mittel genug, es im größten Umfang auszuführen und ein ganzes Domcapitel mit dem Cryſtallpalaſt in Verbindung zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe würde die Religion das Mittel, um dem Volke die Kunſt auch am Sonntag zugänglich zu machen, ohne die geringſte Entweihung des Sabbaths; im Gegentheil!

Wenn die Engländer doch wirklich Sabbathjuden wären! Wenn ſie die Conſequenzen der Sabbathruhe doch auch ſo weit ausdehnen wollten, daß ſie das Reiſen am Sonntag gänzlich verböten! Wenigſtens hätten wir dann die ſchrecklichen Eiſenbahnunfälle nicht, die nur zu oft den Tag des Herrn auf ſchauderhafte Weiſe entweihen. Denn gerade Sonntags ſind die Eiſenbahnunfälle am häufigſten und am ſchrecklichſten, als Folgen der ſogenannten Exkurſionszüge oder Vergnügungszüge, welche die Direktion Sonntags veranſtaltet. Und hierin verfährt die Eiſenbahndirektion gerade wie die Bierkorporation, welche auch auf die Sonntagskonſumtion am meiſten rechnet. In England gehören bekanntlich die Eiſenbahnen Privatgeſellſchaften, die in furchtbarer Conkurrenz ſtehen und vom Staate in ihren Reglements nicht im geringſten überwacht oder beſchränkt werden. Sobald eine Compagnie die Genehmigung zum Bau einer Eiſenbahn erhalten, ſo hat ſie weiter keine Verbindlichkeit gegen den Staat, als die ſogenannten Parlamentszüge einmal des Tags abzufertigen, d. h. Züge, auf welchen die Reiſenden zum Preiſe von einem Penny für die engliſche Meile befördert werden. Bei allen vorkommenden Unglücksfällen ſind es immer nur die untergeordneten Beamten, wie Heizer und Ingenieur, die zur Verantwortung gezogen werden; die Direktoren ſtehen unverletzlich da. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn in Folge der großen Privilegien der Privatcompagnien und der Leichtigkeit, womit dieſe Privilegien erworben werden, ganz England mit einem Netz ineinander und neben einander laufender Eiſenbahnlinien bedeckt iſt, und es iſt natürlich in ihrem Intereſſe, von ihren Linien, ihren Beamten und ihren Lokomotiven den ſtrengſten Gebrauch zu machen, d. h. ſie nie ruhen zu laſſen, ſie in beſtändiger Bewegung zu erhalten. Alle Eiſenbahngeſellſchaften haben daher neben den Zügen, die tagtäglich zu jeder Stunde abgehen, Sonntags noch Extrazüge eingerichtet, und der Preis derſelben iſt äußerſt billig geſtellt, damit jedermann, d. h. die „Million,“ ſich daran betheiligen kann, und damit durch die Million Menſchen die Million von Schillingen zuſammen komme. Jeden Sonntag findet daher in England eine förmliche Völker-

wanderung ſtatt, aber eine Völkerwanderung, die ſich kreuzt, die gegen einander wandert, oder vielmehr gegen einander rennt, in den verſchiedenſten Richtungen. Die Eile, mit welcher man Sonntags auf dieſen Exkurſionszügen neben einander vorbei fliegt und hinter einander herrennt, überſteigt alle Begriffe. Muß man bedenken, daß die dahinfliegenden Menſchen für die Compagnie eben ſo viele fliegende Schillinge bedeuten, und je mehr Menſchen und je ſchneller ſie dieſelben fliegen läßt, deſto ſchneller und deſto mehr fliegen die Schillinge herbei. So kommt es faſt jeden Sonntag vor, daß Züge gegeneinander und ineinander fliegen und Wagen und Menſchen und Lokomotiven zertrümmert werden. Worüber man ſich wirklich wundern muß, das iſt, daß bei dieſen Cataſtrophen nicht weit mehr Menſchenleben verloren gehen. Obgleich bei einem ſolchen Unfall die ganze Station mit Menſchengliedern beſäet iſt, hat man doch immer Urſache, ſich Glück zu wünſchen, daß unter den Tauſenden, die der Zug enthalten, ſo viele unbeſchädigt oder wenigſtens doch nur mit bloßen Contuſionen davon gekommen ſind, da die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit gegeben war, daß der ganze Vergnügungszug ſich in einen Leichenzug verkehrte. — Nichts iſt harmloſer in England, als ein einzelner Eiſenbahnzug. Es iſt höchſt ſelten, daß man von einem Unfall hört, der einen ſolchen befallen hätte. Zu einem Unglück gehören, gerade wie zum Laſter, zwei. Es ſind zwei Züge, die durch Zuſammenſtoßen das Unglück, das Laſter verurſachen. In Frankreich, wie man ſich erinnern wird, waren es gewöhnlich einzelne Züge, bei denen ein Unfall vorfiel, wobei es oft genug vorkam, daß die Lokomotive aus den Schienen geworfen, den ganzen Zug in einen Abgrund riß. Es ſprach dieß ſehr gegen die Sicherheit der Eiſenbahnen im Allgemeinen, bis man zulezt zu der Ueberzeugung gelangte, daß Unfälle der Art einzig und allein den Ingenieuren zur Laſt fallen, die ihr Werk mit zu großer Nachläſſigkeit betrieben, und daß man, um dieſelben für immer abzuwenden, nur für einen ſorgfältigeren Bau der Lokomotiven ſowohl als der Bahn zu ſorgen habe. Nichts iſt heutzutage ſicherer als gerade der mechaniſche Theil der Eiſenbahnen; die Menſchen ſind es, denen nicht zu trauen iſt; ſie führen die Unfälle herbei, indem ſie in ihrer Gewinnſucht die Züge in wahnſinnig raſcher Aufeinanderfolge abfliegen laſſen. Einen neuen Beweis hievon liefert das gräßliche Unglück, welches den Exkurſionszug befiel, der lezten Sonntag von Dover nach London abfuhr. Sechzig engliſche Meilen in der Stunde! Wenn ein ſolcher Zug, der Tauſende von Menſchen enthält, mit einem andern zuſammenſtoßt, ſo kann man ſich leicht die Folgen denken, ohne daß wir nothwendig haben, in eine Beſchreibung der gräßlichen Einzelnheiten einzugehen, die übrigens bereits in allen Zeitungen zu leſen ſind. Was die allgemeine Erbitterung gegen die Direktionen erhöht, iſt der Geiz, der bei dieſer Gelegenheit zu Tage gekommen iſt, der Geiz, der es den Beamten unterſagt, den elektriſchen Telegraph, der mit der Eiſenbahn in Verbindung ſteht, zu ihren eigenen Zwecken zu benutzen. Mittelſt dieſes elektriſchen Telegraphen wäre nichts leichter, als daß ſich die verſchiedenen Stationen gegenſeitig davon in Kenntniß ſezten, ob eine Linie, wie man hier ſagt, rein iſt oder nicht, und im lezteren Falle dieſelbe für einen abgehenden oder kommenden Zug rein zu halten. Aber dieſer Telegraph, deſſen Drähte ſich wie Notenlinien der Eiſenbahnlinie entlang ziehen, ſo daß jedermann glauben ſollte, der Telegraph mache einen Theil der Bahn aus, ſcheint für dieſe gar nicht zu exiſtiren, und ſelbſt im Fall der äußerſten Gefahr, wo zwei Züge einander zu zertrümmern drohen, weiß man von demſelben keinen Gebrauch zu machen.

Wir haben in dieſen Tagen Gelegenheit gehabt, das engliſche Offiziersleben im Allgemeinen und den engliſchen Lieutenant ins beſondere kennen zu lernen. Ein gewiſſer Perry, Lieutenant im ſechsundvierzigſten Regimente, war angeklagt, ſich auf eine Weiſe betragen zu haben, wie es ſich weder für einen Offizier noch für einen Gentleman zieme. Bei dieſer Gelegenheit konnte es nun nicht fehlen, daß recht zum Vorſchein kam, was ſich eigentlich für einen engliſchen Offizier und Gentleman ziemt. Der junge Mann, wie es in England gewöhnlich der Fall iſt, kam friſch aus den Händen ſeines Hofmeiſters in die Hände der Offiziere. Dazu gehört weiter nichts, als daß man für die „Commiſſion“ bezahlt, das heißt für die Lieutenantsſtelle, die wie jede andere Waare für Geld zu haben iſt. Es iſt daher nur wohlhabenden jungen Leuten möglich, ſich um Offiziersſtellen zu bewerben, um ſo mehr, da, um die Offizierswürde zu behaupten, noch weitere Ausgaben erforderlich ſind, die ein bedeutendes jährliches Einkommen vorausſezen. Der arme Perry hatte das Unglück, daß er die Offiziersſtelle in Anerkennung der Dienſte ſeines Vaters geſchenkt erhalten; auch konnte er ſich nicht an den koſtbaren Gelagen betheiligen, mit welchen die Offiziere ihre Würde in der Kaſerne zu behaupten ſuchen. Alle engliſchen Offiziere ſind, das verſteht ſich, Gentlemen, und der Rangunterſchied, die militäriſchen Abſtufungen fallen damit unter ihnen völlig weg. Vom Oberſten bis zum Fähndrich pflegten ſie jede Nacht bis am frühen Morgen in Trinkgelagen in der Kaſerne zuzubringen, und die ſchmählichſten Scenen fielen dabei vor. Der junge Perry fand wenig Geſchmack an dieſem Treiben, und da auch ſeine Geldmittel ihm nicht erlaubten ſich daran zu betheiligen, ſo wurde ſeine Geſellſchaft gemieden und man wollte durch Kränkungen aller Art ihn ſo weit bringen, daß er „verkaufte.“ Die engliſchen Offiziere haben, wie es ſcheint, einen ſonderbaren Begriff von einem Gentleman. Sie meiden mit heiliger Scheu alles, was an den trade, an das Gewerbe oder den Schacher erinnert; ſie fliehen wie die Peſt jeden Offizier, der aus einer Familie ſtammt, die mit Handel oder Gewerbe in Verbindung ſteht, und ſie ſelbſt ſcheuen ſich nicht, ihre Stelle, ihre Offizierswürde durch Kauf, durch Schacher an ſich zu bringen. Zu ihrem Lobe muß dagegen zugeſtanden werden, daß ſie ſelbſt ſo wenig vom Schacher verſtehen, daß der erſte beſte Jude durch die Summen, die er ihnen vorſtreckt, und durch die Procente, die er ihnen aufrechnet, ſie in kurzer Zeit ſo weit bringen kann, daß ſie ſich genöthigt ſehen ihre Offiziersſtelle wieder zu verſchachern. Dieſer Verkauf iſt natürlich immer mit großem Verluſte verbunden, namentlich jezt, wo man geſehen hat, worin das Leben eines engliſchen Offiziers und Gentleman eigentlich beſteht, ſo daß allen andern Gentlemen die Luſt vergangen iſt, eine Offiziersſtelle

zu kaufen. Der junge Perry nämlich, um ſich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er ſich nicht wie ein Offizier und Genleman betrage, ſah ſich genöthigt, das Leben ſeiner Ankläger zu ſchildern, die ſich als Offiziere und Gentlemen zu betragen vermeinten. Es iſt heute das dritte mal, daß der junge Perry vor dem Kriegsgericht ſteht; aber die öffentliche Meinung hat ſich in der Preſſe ſowohl wie in den Clubs und Meetings ſo mächtig zu ſeinen Gunſten ausgeſprochen, daß ſeine eigenen Feinde, die Offiziere, die über ihn zu Gerichte ſitzen, ſich genöthigt ſahen, ihn frei zu ſprechen, unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß er nach der Freiſprechung verkaufe. Vorzüglich hoffte man durch die Proceßkoſten, die ungeheuer ſind, ihn zu dieſem Schritte zu zwingen. Da hat ſich aber die öffentliche Meinung abermals eingemiſcht, und in dieſem Augenblick iſt eine Subſcription zu ſeinen Gunſten eröffnet, in Folge deren täglich hunderte von Pfunden einlaufen. Perry ſteht, wie geſagt, zum dritten mal vor ſeinen Richtern, und das Urtheil wird von allen Seiten mit der größten Ungeduld erwartet.

Heidelberg, Auguſt.

(Schluß von Nr. 36.)

Ein Ausflug in's Stammland der Leiningen.

Das Thal krümmte ſich leicht nach rechts, und vor uns auf keilförmig vorſpringender Höhe lag die alte Stammburg der Leininger, eine große, ſtattliche Ruine, um ſo überraſchender, als man in dieſem ſtillen, faſt einſamen Thale den Sitz eines ſo reichen und mächtigen Geſchlechts kaum zu finden erwartet. Wir Kinder unſerer Zeit haben freilich keinen rechten Begriff davon, wie ſich die Herren vor Zeiten da heimiſch fühlen und die Edelfrauen und Fräulein ſich das liebe lange Jahr hindurch gefallen konnten, wo wir uns geradezu als Verbannte betrachten würden, oder uns höchſtens ein paar Sommerwochen lang gedulden könnten. Und doch haben die Leininger bis zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts da oben gewohnt und hätten ſelbſt damals die Burg noch nicht verlaſſen, wäre ſie nicht im orleansſchen Kriege in Aſche geſunken und unbewohnbar geworden. Daß ſie ſchon früher, im Bauernkriege, ein ähnliches Schickſal erfahren, das beweiſt die Bauart des beſterhaltenen Theils, der nach Norden wie nach Süden drei lange Reihen viereckiger Fenſter übereinander aufweiſt, die keineswegs der ritterlichen Zeit des Mittelalters angehören, wohl aber ein Schloß des ſiebzehnten Jahrhunderts zieren konnten. Auch mit landſchaftlichem Auge betrachtet hat die Lage der Burg ihre Reize und mag ſie früher noch mehr gehabt haben, als grüner, rauſchender Wald auch die Höhen überkleidete, die jezt ganz oder theilweiſe kahl ſtehen. Während ſich vorne vor dem oſtwärts auslaufenden Fuße des Schloßberges der ſchöne Wieſengrund des Thales hindehnt, ſchmiegt ſich an die Südſeite deſſelben das Dorf Altleiningen an, und die Nordſeite fällt jäh ab in ein enges, waldiges Thal, deſſen Weg nach jenem Dorfe Karlsberg hinauf zieht, von dem die erſten Häuschen ſchon hier im tiefen Grunde ſtehen.

Die Burg, durch deren öde Fenſterhöhlen ſchon die Strahlen der untergehenden Sonne drangen, war ſchnell erſtiegen, da ſie nicht ſonderlich hoch liegt. Durch tiefe, zum Theil noch unvollendete Felſengewölbe drangen wir hinauf in die inneren Räume, und hier erſt konnten wir die ganze Lage überſchauen und mußten geſtehen, daß ſie trotz der Einſamkeit nicht wenig Schönes bietet. Zudem verklärte gerade der ſinkende Tag die Ausſicht nach Weſten und ließ auch dieſe ziemlich öde, durch einförmige Höhen abgeſchloſſene Gegend mit ihren zerſtreuten Hütten und Höfen und dem armen Dörfchen Hertlingshauſen ſo freundlich als möglich erſcheinen.

Der Burgfriede von Altleinigen war von beträchtlichem Umfange. Das beweiſen noch die zum Theil in Felſen gehauenen Gräben und die Mauerreſte, die ſich um weite Höfe ziehen, auf denen jezt der Pflug geht. Die Burgtrümmer ſelbſt ſind groß und impoſant, aber es fehlt an Reſten aus der früheſten Zeit, an alten Thürmen, Thoren und Hallen. Wüßte man nicht aus der Geſchichte, daß die Burg zu Anfang des zwölften Jahrhunderts durch Emich I. erbaut worden, die vorhandenen Ueberbleibſel würden dieß nicht verrathen. Immerhin bleibt die große Ruine eine der intereſſanteſten des rheiniſchen Landes, ſchon als Stammſitz eines Geſchlechts, das zu den hervorragendſten gehörte und heute noch in einer fürſtlichen und in einer gräflichen Linie fortblüht, wenn auch nicht mehr auf dem urſprünglichen Boden. Es kann mir hier nicht zu Sinne kommen, mich in einem hiſtoriſchen oder genealogiſchen Excurs zu ergehen, um ſo weniger als die vielfachen Verzweigungen des leiningiſchen Hauſes ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordern; doch möchte ich mir erlauben, gelegentlich einige Notizen beizubringen, die von allgemeinerem Intereſſe ſeyn dürften.

Wenn auch die Leininger ihren Stammbaum nicht, wie die Dalberge, bis zur Jungfrau Maria, als ihrer liebwertheſten Baſe, und damit noch weiter bis zum König David zurückführen, ſo ſteht doch feſt, daß ſchon im zwölften Jahre Karls des Großen ein Amicho bei Leiningen begütert war, indem er dem Kloſter Lorſch einen Wald in der hieſigen Mark ſchenkte. Und Emich iſt der Lieblingsname in der Familie der Leininger geblieben. Unter den rheinfränkiſchen Herzogen waren ſie Gaugrafen und Landrichter des Wormsgaus, und ſchon auf den Turnieren zu Magdeburg (938), Rothenburg (942) und Conſtanz (948) finden wir ſie. Indeß ſtarb der Mannsſtamm ſchon im Jahr 1220 mit Friedrich I. aus, und deſſen Schweſter, Gräfin von Saarbrücken, vererbte den leiningiſchen Namen und Beſitz auf einen ihrer drei Söhne Namens Friedrich, denſelben, der ſchon ſechs Jahre vorher die Hardenburg im Dürkheimer Thale auf dem Gebiete der Abtei Limburg erbaut und ſeitdem den Namen Herr von Hardenburg geführt hatte. Durch Heirath ſeines Sohnes kamen auch Titel und Beſitz der Grafen von Dachsburg im Elſaß an das leiningiſche Haus. Erſt im Jahr 1317 theilten die Söhne Friedrichs IV., nämlich Friedrich V. und Joffried, die ganze Grafſchaft definitiv. Der leztere erhielt Hardenburg und iſt der Stifter der jüngeren, jezt fürſtlichen Linie Leiningen-Hardenburg-Dachsburg geworden, die ſich ſpäter in die Linien Leiningen-Falkenburg zu Heidesheim und zu Guntersblum, ſpäter Billigheim und Neudenau verzweigte. Die ältere Linie, die 1467 mit dem Landgrafen Heſſo zu Leiningen im Mannsſtamm ausgeſtorben, ſezte ſich durch deſſen Schweſter fort, die an den Grafen Reinhard von Weſterburg vermählt war. So entſtand das Haus Leiningen-Weſterburg, das ſich 1557 wieder in Alt- und Neuleiningen,

Westerburg und Schadeck, Schaumburg und Cleburg, und 1695, nach dem Erlöschen der beiden ersteren, wieder in die beiden Linien Altleiningen-Westerburg zu Grünstadt und Neuleiningen-Westerburg zu Westerburg theilte. — Fürwahr eine ziemlich krause Geschichte, von der aber auf pfälzischem Boden keine andere Spur mehr vorhanden ist, als die in Büchern und Ruinen.

Die braune Nacht, um mit Ossian zu reden, stieg schon von den Bergen, als auch wir von der Burg in das Dorf niederstiegen, von dessen Kirche das Abendläuten herauf klang. Im Dorfe fanden wir ein leidliches Nachtquartier. Der kommende Morgen war des vorhergegangenen Tages würdig, klar und mild. Dazu war es Sonntag, ein Tag, der sich in einem stillen Dorfe besonders friedlich und feierlich anläßt. Wir sahen vom Wirthshause aus die Weiber und Mädchen nach dem großen Dorfbrunnen gehen, den uns der Wirth als eine Merkwürdigkeit geschildert und dabei den Wunsch geäußert hatte, den Brunnen möchte er in Paris besitzen. Wir gingen darum auch hinüber, weil vom Fenster aus nichts von dieser durch die hochliegende Straße verdeckten Merkwürdigkeit zu sehen war. In der That, es ist eine solche. Einundzwanzig dicke Röhren, geformt wie Böller, liegen neben einander in einer Reihe und speien aus ihren weiten Mündungen eine Masse des klarsten und frischesten Bergwassers, die wenige Schritte weiter schon kräftig genug ist, ein kleines Mühlwerk zu treiben. Zimmermann hat Recht mit seinem industriellen Gelüste: in Paris würde ihn der Besitz eines solchen Brunnens in kürzester Frist zum reichen Manne machen. In Altleiningen stillt er diese Art von Durst nicht, trägt aber doch auch seinen Theil dazu bei, manch nährendes Geschäft zu fördern.

Wir brachen zeitig auf nach dem nahen Kloster Höningen, das wir nicht beiseite liegen lassen durften. Zudem sollte uns der eingeschlagene Weg in das nahe Dürkheimer Thal führen. Er zieht in südwestlicher Richtung bergan und gewährt namentlich einen sehr schönen Rückblick auf das Dorf in seinem grünen Thale und die große, weitläufige Ruine auf ihrer ziemlich kahlen Höhe. Hinter einer Waldecke verschwand sodann das Bild und gleich darauf zeigte sich zur Linken wieder eine Ruine. Es ist das zerfallene Gemäuer eines Jagdschlößchens, das sich die Grafen von Leiningen im vorigen Jahrhundert hier oben in den Forst gebaut, das aber die französische Revolution zertrümmert hat. Vor uns aber tauchte bald ein anderes Bild auf, so still, so lieblich, daß es mit dem Auge auch das Herz ordentlich an sich zog. Es ist Höningen, ein ganz kleines Oertchen in sanft eingebogener Thalmulde, in die Ringmauer einer zerfallenen Propstei und in deren Trümmer hineingebaut, von Obstbäumen dicht umgeben, von einem kleinen alten Kirchlein und den ausgebrannten Mauern und Giebeln des ehemaligen Klosters und seiner großen byzantinischen Kirche überragt. Höher darüber aber erheben sich stattliche Berge, dicht mit frischem Laubwalde bewachsen, von dessen saftigem Grün die dunkeln Föhren düster abstechen. Wir traten durch das Thor in den alten Klosterhof, der den ganzen Weiler umschließt und mit seinen netten, wohnlichen Häuschen und ärmlichen, an die Trümmer gelehnten Hütten, mit der alten Kapelle und dem Friedhofe in der sonntäglichen Stille uns gar heimelig anmuthete. Schade nur, daß die Zerstörung der alten stattlichen Gebäude so weit gediehen ist, daß von der ursprünglichen Kirche nur geringe Reste übrig geblieben sind, während die hochragenden Mauern einer späteren und nüchternen Restaurationszeit angehören.

Emich II. von Leiningen hatte das Augustinerkloster Höningen im Jahr 1120 gestiftet und in dessen Kirche eine Familiengruft angelegt. Es genoß weithin bedeutenden Rufs und war besonders als Ruhestätte für die Todten so beliebt, daß die Vornehmen des Landes ihre Verstorbenen weit her brachten, um sie hier bestatten zu lassen. Wie allerwärts, so verfiel auch hier im fünfzehnten Jahrhundert die alte Klosterzucht, in der zweiten Hälfte des sechzehnten aber, als die Leininger bereits lutherisch geworden waren, legten die Augustiner zu Höningen das Ordenskleid ab. Im nämlichen Jahr 1569 wurde das Kloster in ein Gymnasium umgewandelt, das sich 57 Jahre lang eines so weit verbreiteten Rufs erfreute, daß viele vornehme Familien aus fernen Landen demselben die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Söhne anvertrauten. Der dreißigjährige Krieg, besonders ein Ueberfall der Spanier im Jahr 1630, machte der blühenden Anstalt ein Ende, zudem war ja das Land allmählig menschenleer geworden. Erst hundert Jahre später ließen die Grafen von Leiningen die Schule wieder aufleben, aber nicht mehr in dem einsamen, zerfallenen Kloster, sondern in ihrer Residenz Grünstadt, wo sie ihren alten Ruf wieder bewährte und heute als lateinische Schule noch fortbesteht.

Um zu guter Zeit nach Dürkheim hinüber zu kommen, kürzten wir unsern Aufenthalt in Höningen etwas ab, so wohl es uns auch in dieser grünen, friedlichen Einsamkeit gefiel. Der Wald nahm uns auf, prächtiger Buchenwald. Bald gewährte die Höhe einen Blick in die ferne Ebene nach Südosten hin, dann tauchten wir hinunter in eine tiefe, schattige Schlucht voll lautlosen Schweigens. Man nennt sie das Pfaffenthal. Rechts hoch oben hob der Kanfels sein riesiges Haupt, um in das weite Land hinaus zu schauen, wir aber gingen tief unter ihm weg und traten nach kurzer Zeit hinaus auf die Landstraße im schönen Thal der Isenach. Bald lag die Hardenburg mit ihren rothgrauen, massenhaften Mauern und Thürmen vor uns, dann trat die Abtei Limburg hoch heraus und wir waren wieder unter leiningischen Alterthümern. Davon nichts weiter, da Ihre Leser diese Gegend längst kennen. Zu Mittag trafen wir in Dürkheim ein, wo wir uns in den vier Jahreszeiten wohl seyn ließen, und da die Eisenbahn in weniger als zwei Stunden zu Wagen erreicht ist, so traf uns der Abend wieder in unserem Neckar-Athen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für gebildete Leſer.

Nr. 39. 24. September 1854.

Mine honour is my life, both grow in one;
Take honour from me, and my life is done.
Shakespeare.

Ueber Ehre und Ruhm.

I.

Ehre! was iſt Ehre? Zuckt ſie nicht wie ein elektriſches Fluidum ſtark und ſchnell durch das Herz eines jeden, von dem ſie nur genannt, oder gar gefühlt, errungen oder vermißt wird? iſt ſie nicht die ſtärkſte magnetiſche Kraft im Bereiche des innern Lebens, welche gewaltſam und unwiderſtehlich mit ihrer poſitiven und negativen Wirkung anzieht und abſtößt, bindet und trennt, wie keine andere? Welcher Genuß, welcher Beſitz, welcher ſittliche Trieb ſchafft die Einheit der Gemüther und der Kräfte ſo innig und ſo plötzlich, als die Ehre, wo ſie den Genoſſen winkt? welche Feindſchaft und Zwietracht entſpringt ſo jählings und ſo bitter, als die aus Verletzung der Ehre?

Ehre hat Städte gegründet und zerſtört, Kriege erweckt und geführt, Bündniſſe der Völker geſchloſſen und gelöst, Fürſten und Staaten erhoben und geſtürzt; gleich der Göttin Athene erſcheint ſie jedem im Rathe und in der Schlacht und bei jeglichem Thun und Streben in verſchiedener Geſtalt, immer aber in der, welche den Muth am feurigſten beſeelt, die ſchlummernden Kräfte am ſicherſten weckt; ſie leitet das Schwert des Helden, der die Geſchicke der Nationen erkämpft, aber auch die Feder deſſen, der ſie beſchreibt, ſie befiedert den Pfeil des Kriegers und beſchwingt das Flügelroß des Dichters, ſie hat das Hirn eines Columbus erhitzt, eine neue Welt auf der Erde, eines Herſchel und La Place, neue Welten am Himmel zu entdecken; ſie iſt bei den Menſchen jeglicher Großthat Meiſter oder — Geſelle.

Aber nicht bloß Muth und Kraft des Mannes belebt ſie, ſie verleiht auch Würde und Maß denen, welchen ſie ihr ſtrahlendes Antlitz offenbart hat; wen ſie mit ihrem Zauberſtabe berührt, er ſey der Höchſte oder Niedrigſte im Range der Menſchenordnung, er iſt gefeit vor jeder Niedrigkeit, vor jeder Gemeinheit des Denkens und Handelns. Dem allgewaltigen Deſpoten auf dem Throne, wenn Ehre in ſeinem Herzen wohnt, feſſelt ſie die wilden Begierden, aber auch dem niedern Laſtträger, wenn er „Ehre im Leibe hat,“ nimmt ſie die gemeinen Triebe und leiht ihm einen edlen Sinn. Und Frauenehre! was iſt mächtiger, unüberwindlicher, was reiner, ſchöner, edler als Frauenehre? gleich dem Schnee, der vom Himmel fällt, gleich der Lilie, die ſich eben öffnet, nur von einem keuſchen Thautropfen ſelig berührt, gleich dem Sonnenlicht, das durch den unbewölkten Himmel ſtrahlt!

Thatſächlich erſcheint der Ehrgeiz als der gewaltigſte Hebel in der Hand deſſen, der die Geſchicke der

Nationen verſteht; gleichſam als der Griff am Schwungrade der Zeit, daran ſich alle hängen, welche jenes bewegen. Und wie im öffentlichen ſo auch im Privatleben iſt die Ehre Triebfeder auf der einen und wirklicher höchſter Erfolg der Handlungen und Strebungen auf der andern Seite; der Werth der Stände und des Berufs, ſo wie der Stellung und Leiſtung eines jeden in ihnen wird ausgedrückt durch die Ehre, welche er genießt; das höchſte Glück, wie das höchſte Verdienſt wird durch eine „ehrenvolle" Laufbahn bezeichnet, und „ehrenhaft" iſt die am höchſten gewürdigte, aber auch für jede Würdigung nothwendigſte Beſchaffenheit eines Charakters oder Strebens. Es ſezt der reife Mann, wie der feurige Jüngling ſein eigenes und (was bei einem ſittlichen Menſchen noch mehr iſt) eines andern Leben im Duell auf's Spiel, um — ſeine Ehre zu retten.

Hat doch auch das Gold, das über alles begehrte, meiſt nur ſeinen Werth darin, als *Kaufpreis der Ehre* zu dienen, es mag ſie einer im Beſitz ſelber, oder im Luxus, oder im Einfluß, oder was ſonſt dadurch zu erreichen, finden; größer aber als des Goldes unbegrenzte Macht erſcheint *auch deßhalb* die der Ehre, weil ſie nicht bloß gleich jenem alle privaten, ſondern auch alle öffentlichen Verhältniſſe bewegend durchdringt.

Waltet ſo der Beſitz und Trieb der Ehre in allen Sphären des Lebens, ſo wird auch die Frage nach dem Weſen derſelben uns von allen Seiten intereſſiren; und man müßte ſich wahrlich darüber wundern, daß ſie nicht öfter aufgeworfen und genügender beantwortet iſt, als es bisher geſchehen, wäre nicht eben der übergroße Reichthum der Thatſachen, die uns allenthalben entgegentreten, die Urſache, weßhalb man die Gründe derſelben aufzuſuchen ſich um ſo weniger bewogen fühlte. Was man ſo oft und mannigfaltig *ſieht*, glaubt man damit auch zu *kennen*. Dichter und wohl auch Hiſtoriker haben oft und viel von der Ehre geſprochen, auch wenn von Erziehung die Rede iſt, kann ſie ſchwerlich vergeſſen werden; aber alle dieſe ſprechen meiſt nur von den *Wirkungen* und dem *Einfluſſe* derſelben; ihre Urſachen aber (— nicht die Veranlaſſungen meine ich, ſondern) die eigentlichen inneren Gründe, das Weſen und die Beſchaffenheit dieſer Erſcheinung im Seelenleben, hat man ſelten geſucht, und natürlich noch ſeltener gefunden. Die Frage iſt offenbar eine pſychologiſche, aber die frühere Pſychologie hat nichts weiter darüber gelehrt, als daß Ehre ein Gefühl ſey; in dem Capitel über die Gefühle wurde auch das Ehrgefühl mit *aufgezählt*, man hat ihm einen Ort in der Seele angewieſen, und das war alles. Ueber die Frage aber: woraus entſpringt dieſes Gefühl, worin beſteht eigentlich die Ehre und wie entſteht ihre wunderſame Macht in der Seele, die alle andern Gefühle und Triebe überragt? — ſuchen wir in früheren Schriften über Pſychologie vergeblich nach einer genügenden Antwort.

Gründlicher iſt ſchon Falſtaff. In ſeinem „Katechismus" ſteht die Frage: „was iſt Ehre?" und das Weſen derſelben wird dann ſehr gewiſſenhaft beleuchtet. Nachdem er vor allem weislich dargethan, daß Ehre ſich nicht auf Chirurgie verſteht, denn: „kann Ehre ein Bein anſetzen? nein! oder einen Arm? nein! oder den Schmerz einer Wunde ſtillen? nein!" — heißt es weiter: „Was iſt Ehre? Ein Wort. Was ſteckt in dem Worte Ehre? Was iſt dieſe Ehre? Luft. Eine feine Rechnung!" — Gilt ihm dieß von der Ehre überhaupt, ſo wird er die nach dem Tode nicht beſonders höher ſchätzen. „Wer hat ſie?" fragt er, „er, der vergangenen Mittwoch ſtarb? fühlt er ſie? u. ſ. w. Das Reſultat iſt ſchließlich: „Ehre iſt nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge." Falſtaff hat ſeine Unterſuchung offenbar aus *phyſikaliſchem* Geſichtspunkte angeſtellt, und je weniger von hier aus gegen ſein Reſultat zu ſtreiten iſt, deſto dringender wird die Frage: woher dennoch dieſe Macht der Ehre? woher die Glut, mit welcher dieſe „Luft" die Gemüther erfüllt? woher der Muth, welchen dieſer Schild verleiht? Wie kann dennoch der herrliche, wackere Heißſporn ausrufen:

> Schickt nur Gefahr von Oſten bis zum Weſt,
> Wenn Ehre ſie von Nord nach Süden kreuzt,
> Und laßt ſie ringen — — ? — —

Der geneigte Leſer wolle uns durch einige — nur wenige — philoſophiſche Dornenhecken folgen; die blühenden Beete des friſchen Lebens werden uns dann bald deſto klarer vor Augen liegen.

Das Ehrgefühl erweiſt ſich bei näherer Betrachtung als ein Erfolg, ja als bloßer Theil oder beſondere Erſcheinungsweiſe des Selbſtgefühls und, in deſſen weiterer Entfaltung, des Selbſtbewußtſeyns. Dieſe beiden, Selbſtgefühl und Selbſtbewußtſeyn, zwar für den Pſychologen die ſchwerſten und dunkelſten Begriffe, ſind doch rein *thatſächlich* für jeden Einzelnen durch die innere Erfahrung die ſicherſten und feſteſten. Wir dürfen daher unſere Betrachtung, um ſie nicht über Gebühr auszudehnen, auf dieſe Begriffe ſicher bauen und ein volles Verſtändniß vorausſetzen; jeder Erwachſene fühlt ſein Selbſt, jeder Gebildete iſt ſich auch deſſelben bewußt. Schon die gewöhnliche Anſchauung und der Sprachgebrauch ſetzen Ehrgefühl und Selbſtgefühl in die nächſte Berührung, ſo daß in vielen Fällen beide Worte und Begriffe ſtellvertretend für einander gebraucht werden. Dieß aber hat nur den Sinn, daß mit einem gewiſſen, hohen oder niedern, Selbſtgefühl ein gleiches, ſtarkes oder ſchwaches, Ehrgefühl verbunden iſt; denn als wer und was einer ſich ſelbſt fühlt, als ſolcher will er auch geehrt ſeyn; jenes drückt demnach nur das *Maß* aus für dieſes. Aber auch das wahre Weſen und der

Grund dieſes nothwendigen Zuſammenhangs wird uns völlig klar werden, wenn wir Folgendes bemerken.

Was wir in dem Selbſtgefühl als das Selbſt erfaſſen oder fühlen, iſt nicht dieſer abſtrakte und metaphyſiſch zwar tiefe, für die gewöhnliche Anſchauung aber leere Begriff eines Selbſt, oder des reinen Ich (als Fichteſches Subjekt = Objekt), nicht die abgezogene allgemeine Vorſtellung der Perſönlichkeit, ſondern unter dem „Selbſt" (als dem eigenen Ich und der eigenen Perſönlichkeit) begreift jeder ſein ganzes inneres Weſen, d. h. die ganze Summe aller ſeiner Vorſtellungen, Meinungen, Abſichten, Geſinnungen, Plane, Gefühle, Empfindungen u. ſ. w. Wer da ſagt: „Ich" — wenn nicht gerade in philoſophiſcher, ſondern in irgend welcher Lebensbeziehung, z. B. in Ehrenſachen — der denkt unter dieſem ſeinem Ich nicht das reine Subjekt, ſondern Alles was er gethan und gedacht und gefühlt hat, Alles was den Kreis ſeines inneren Daſeyns weſentlich erfüllt, ſeine Fähigkeiten, ſeine Stellung ꝛc.; „ich muß dieß und das thun, unterlaſſen" und dergleichen, heißt in Wahrheit: ich, der ich dieſe Bildung beſitze, dieſem Stande angehöre, dieſe Pflichten, Plane zu erfüllen habe, u. ſ. w.

Der Menſch fühlt ſein Selbſt, ſeine — als ein Ganzes geſchloſſene — Exiſtenz in dieſem geſammten Inhalte ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Lebensverhältniſſe; jede Vorſtellung, jeder Wille iſt nicht bloß Eigenthum, ſondern ein Theil ſeines Selbſt, in welchem er Sich, d. h. ſein Ich wiedererkennt. Und wie das Selbſt als ein einziges Ganzes gefühlt wird und doch aus allen dieſen Theilen zuſammengenommen beſteht, ſo geht auch aus ihm jedes folgende Einzelne, jeder Gedanke, jede That hervor; es gleicht darin ſicherlich dem lebendigen Organismus, in dem alle Theile und Organe das Ganze ausmachen und erhalten, und das Ganze wiederum jedes Einzelne erzeugt und belebt und zu ſeinem, d. i. organiſchen Theile macht. Eben ſo wird dieſe Zuſammen- und Wechſelwirkung des Ganzen und ſeiner Theile wie im Organismus ſo auch in der Seele mehr oder minder harmoniſch ſeyn, die verſchiedenen Kräfte und Fähigkeiten, ſo wie die verſchiedenen Aeußerungen und Bewegungen derſelben werden mehr oder minder im Gleichgewicht, enger oder loſer im Zuſammenhang ſich befinden.

In dem Selbſtgefühl — oder Selbſtbewußtſeyn — liegt aber außer jenem Fühlen, inneren Wahrnehmen und Erfaſſen ſeines Selbſtinhalts, ſchon nach dem Sprachgebrauche, noch ein zweites Moment, nämlich die Schätzung deſſelben. Was bei dieſer Schätzung den Maßſtab des Werthes der eigenen Perſönlichkeit hergibt, iſt ein Vielfaches, gleichwie in der Schätzung deſſen und deren, die außer uns ſind, des Objektiven überhaupt; die eigenen Vorſtellungen können einer moraliſchen, theoretiſchen und äſthetiſchen Schätzung unterworfen, an den betreffenden Ideen gemeſſen werden. Wie aber mit jeder Wahrnehmung und Auffaſſung eines äußern Gegenſtandes oder einer andern Perſon eine äſthetiſche, moraliſche ꝛc. Schätzung derſelben nicht bloß willkürlich, ſondern meiſt auch abſichtlos und nothwendig verbunden iſt, eben ſo iſt die Schätzung unſeres eigenen Selbſt, unſeres Denkens und Thuns nicht bloß willkürlich, ſondern unter gewiſſen Bedingungen nothwendig. Bei dieſer Selbſtſchätzung des Menſchen nun unterſcheidet ſich offenbar und ganz von ſelbſt die Perſönlichkeit als ein Zwiefaches, als Subjekt und Objekt, als das Ich, welches ſich anſchaut, und das, welches eben angeſchaut wird, nicht bloß im reflektirenden Philoſophen, ſondern — wenn gleich unbewußt — in jedem einfachſten Menſchen, wenn er ſein ganzes Leben oder irgend eine einzelne That betrachtet. Er, der ſein Thun von geſtern beurtheilt, unterſcheidet ſich von ſeinem geſtrigen Ich, iſt damit zufrieden oder unzufrieden, er, als Subjekt, urtheilt über ſich, als Objekt.

Daß dieſe Betrachtung nicht ſowohl eine willkürliche Reflexion des Pſychologen, ſondern vielmehr thatſächlicher innerer Vorgang iſt, kann ſowohl jeder an ſich ſelbſt erfahren, als aus denjenigen Meiſterwerken der dramatiſchen Poeſie erkennen, welche mit genialer und ergreifender Wahrheit in die Tiefen des menſchlichen Gemüths ſich verſenken. Der geneigte Leſer wolle z. B. in Shakeſpeares Richard III. den Monolog des fünften Akts nach der Erſcheinung der Geiſter hiezu vergleichen.

Hierauf gründet ſich nun unſere Erklärung von Ehre und Ruhm, welche wir ſogleich darlegen werden, wenn nur noch folgender Gedanke vorangeſchickt iſt, um auch den Schein von Paradoxie, der ſo leicht auf jeden neuen Gedanken fällt, von ihr zu entfernen und die Ueberzeugung von der reinen Thatſächlichkeit hinlänglich vorzubereiten.

Wenn gleich weit davon entfernt, mit Fichte die Realität der Dinge, der uns umgebenden ſinnlichen Welt zu leugnen und ſie für bloß ideale Gedankendinge zu halten, muß man nach der einfachſten Beobachtung des inneren Lebens doch anerkennen, daß alles, was der Menſch unmittelbar in ſeinem Selbſtbewußtſeyn hat, alles was er innerlich iſt und thut und genießt, nur Vorſtellungen und Gedanken ſind. Der materielle Reichthum, die leibliche Kraft ſind ſicherlich reale Dinge, aber die Freude der Seele darüber iſt doch nur eine über die Vorſtellung von ihrem Beſitze. Das iſt die Eigenheit des zu geiſtigem Leben entwickelten Menſchen, daß er alles Materielle in Gedanken und Vorſtellungen verwandelt und ſo zu ſeinem innern Eigenthum macht, worauf der Geiſt ſich in aller Weiſe bezieht. Es ſind demnach alle objektiven Verhältniſſe, alles materiellen Vermögen und alle realen Kräfte ſammt allen faktiſchen Beziehungen zur Nebenwelt, Stand und Stellung im Leben u. ſ. w. für das Selbſtbewußtſeyn

und das Selbſtgefühl nur Vorſtellungen, * welche zum Inhalt der objektiven Perſönlichkeit eines Menſchen gehören. Vorſtellungen von Beſitz ſind es alſo, welche dem Geizigen jene eiſerne Energie ſchaffen, mit allen Laſten und Gefahren des Lebens das Gold zu erringen, um dann in der Dürre des Herzens darüber zu wachen, Vorſtellungen von Summen, die er zu ſeinem objektiven Ich zählen will; Vorſtellungen von Macht regen das Gemüth des Herrſchſüchtigen auf und befriedigen es; Vorſtellungen von Kraft ſpornen und belohnen den Fleißigen u. ſ. w. Aller Genuß beſteht eben darin, und alles Streben iſt darauf gerichtet, das eigene innere Leben mit ſolchen realiſirten Vorſtellungen zu erfüllen, ſie zu dem Inhalt der eigenen Perſönlichkeit zu rechnen, die eigene Exiſtenz in ihnen und durch ſie zu erweitern.

Ehre und Ehrgefühl iſt nun eine ſolche *Erweiterung des Selbſtgefühls in Andern und durch ſie*. Nicht nur in dem eigenen, ſondern auch in des andern Vorſtellungskreiſe Exiſtenz zu haben, daß meine Handlungen nicht nur von mir, ſondern auch von Andern gedacht und geſchäzt werden, iſt das Weſen der Ehre.

Dieſe Erweiterung des Selbſtgefühls kann, nach der vorher bezeichneten Scheidung von Subjekt und Objekt in demſelben, eine zwiefache ſeyn, und zwar die der ſubjektiven und die der objektiven Perſönlichkeit; jenes, indem die Andern, wie wir ſelbſt, uns denken und ſchäzen, dieſes, indem unſere Gedanken und Thaten von den Andern nachgedacht und nachgethan, zu *deren objektiver Perſönlichkeit werden*, wie ſie vorher die unſrige ausmachen; wobei ſogar deren Bewußtſeyn, daß ſie von uns ſtammen, gleichgültig werden kann, welches die höchſte und reinſte Stufe des Ehrgefühls iſt.

Faſſen wir nun die verſchiedenen Stufen und Arten des Ehrgefühls unter dieſem Geſichtspunkt näher in's Auge.

Die erſte Stufe iſt das im Selbſtgefühl keimende Streben, auch im Andern *als ein Selbſt* gedacht zu werden, der Wunſch von den Andern *beachtet*, überhaupt eine Perſon und ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für ſie zu ſeyn. So ſucht manches Kind ſich Fremden bemerkbar zu machen, freut ſich, wenn es Gegenſtand einer Mittheilung (von Lob und Tadel abgeſehen), einer Sorge ꝛc. iſt, wenn es mündlich oder ſchriftlich gegrüßt wird. Und ſind nicht die meiſten Menſchen den je höheren Ständen, in denen ſie fremd ſind, gegenüber hierin wahre Kinder? wird nicht jeder beſte, in ſeinem Kreiſe geehrteſte Bürger eine hohe Ehre und Freude darin finden, vor oder gar von ſeinem Könige gekannt und mit Namen genannt zu werden? — Hannibal, Wallenſtein, Friedrich und Napoleon haben durch das Kennen und Nennen der einzelnen Soldaten ihren Heeren vermöge des Ehrtriebes mehr Muth eingeflößt, als der höchſte Sold und ſelbſt Vaterlands- und Freiheitsliebe vermocht hätten. — Je höher und je entfernter von mir der andere iſt, deſto größer die Ehre, d. i. Freude, in ihm eine Seele (ein Subjekt) zu finden, welches mein Selbſt denkt, ſich vorſtellt, zum Objekt macht; mein Selbſtgefühl iſt ſubjektiv erweitert, indem nicht nur ich ſelbſt mich denke, ſondern auch dieſer Andere mich denkt.

Von einem Andern nicht wiedererkannt zu werden, wenn man ihm vorher bekannt war oder zu ſeyn glaubte, iſt eben deßhalb ſchmerzlich, und jeder kennt die peinlichen Verlegenheiten, die hieraus oft für beide Theile entſpringen, weil ſie eben den Ehrenpunkt betreffen. — „Ich kenne Sie nicht!“ iſt unter Umſtänden die ehrenrührigſte Antwort. Aus dieſem Grunde iſt eine ausgedehnte Bekanntſchaft für viele Leute, ganz abgeſehen von allen Vortheilen derſelben, etwas Werthvolles und ſie thun ſich gemeiniglich was darauf zu gute. Der Heroſtratesruhm iſt eine Erſcheinung, welche ſich in verſchiedenen Abſtufungen und verjüngten Maßen häufig im Leben wiederholt, und die doch nur durch dieſe Erklärung eine pſychologiſch denkbare wird. Hiemit hängt auch zuſammen, daß unſer Mitgefühl für die Ehre des Nebenmenſchen tief angeregt, oft empört wird, wenn wir hören, daß in Gefängniſſen die Sträflinge und in Rußland die Soldaten mit einer bloßen Nummer bezeichnet und gerufen werden; wir wünſchen, daß der Menſch mindeſtens einen eigenen Namen, den Ausdruck eines Selbſts, haben ſoll.

Beruht nun dieſe erſte Stufe des Ehrgefühls — (eigentlich als die des Kindes dem Erwachſenen gegenüber anzuſehen, obgleich ſie, wie gezeigt, einen weiteren Kreis auch von Erwachſenen beherrſcht, aber eben nur in ſolchen Verhältniſſen, wo der Geehrte von dem Ehrenden meiſt in einer analogen Entfernung ſteht, alſo der Niedrigſten zu den Höchſten) — beruht dieſe, ſage ich, auf dem Selbſtgefühl in ſeiner erſten und einfachſten Bedeutung als *Selbſterfaſſung* und *Wahrnehmung*, ſo entſpringt die zweite dagegen dem Selbſtgefühl als *Selbſtſchäzung*. Dieſe iſt der mittlere und durchſchnittliche Begriff der Ehre; der Menſch will von dem Andern nicht bloß erkannt, ſondern anerkannt, nicht bloß beachtet, ſondern geachtet ſeyn; durch das Selbſtgefühl erkennt er in ſich einen beſtimmten Werth, nicht bloß ein Selbſt überhaupt, ſondern ein beſtimmtes, mit dieſen und jenen Vorzügen begabtes, und *als dieſes* will er oder es in der Seele des Andern exiſtiren, gedacht und geſchäzt werden.

* An denen es natürlich nicht gleichgültig iſt, ob ſie einer Realität entſprechen und entſpringen, oder nicht.

Dieß iſt vorwiegend das Verhältniß des Schülers zu ſeinem Lehrer, ſeinen Eltern und wem er ſonſt Urtheil zutraut, denn in dem Urtheil dieſer will er das Maß ſeines Selbſtgefühls finden. Dem Jugendalter iſt dieſe Stufe des Ehrgefühls vorwiegend eigen, oder richtiger dem Standpunkte der Jugendbildung und des Jugendcharakters, denn alle ihre Eigenſchaften ſind noch im Werden begriffen, die Kräfte noch nicht erprobt, ihr Werth noch nicht beſtimmt, und deſto eifriger und gieriger haſcht ſie nach Anerkennung von außen, je mehr alle Triebkräfte überhaupt in Bewegung ſind und je weniger das eigene Urtheil — nach einem richtigen Takte — ihr ſchon genügt. Freilich werden viele Leute ſiebzig Jahre alt, ohne über dieſen Standpunkt hinauszukommen, da ſie, zur Feſtigkeit des Charakters oder anderer entſchiedener Vorzüge nicht gelangt, allezeit in dem Urtheile Anderer das alleinige Maß ihres eigenen Werthes ſehen.

Die überwiegende Macht des Ehrgefühls gerade während der Jünglings- und erſten Mannesjahre hat ihren allgemeinen Grund namentlich darin, daß die Ehre überhaupt ein rein ideales Verhältniß iſt, wie aus dem Obigen offenbar geworden; es handelt ſich bei ihr eben nur um den Gedanken des Andern, wofür der ſeeldurſtige, materialiſtiſche Falſtaff gar kein Organ hat. Die Jugend aber iſt die Zeit der Ideale und des Idealen, weil ſie eben noch auf dem allgemeinen und weiten Boden der Bildung ſich bewegt und noch nicht in die engen Grenzen der zugemeſſenen Berufsthätigkeit eingeſperrt, noch weniger auf die materiell praktiſchen Zwecke des Lebens gerichtet iſt. Hiezu kommt das, in anderer Beziehung ſchon gedachte, Zweierlei: erſtens das Schwanken des Charakters, welcher noch nicht in ſeiner eigenen faktiſchen Offenbarung, in ſeinen ausgeführten Thaten ein höheres Genüge findet, und eben deßhalb zweitens das Schwanken des eigenen Werthes. Wie nun jenes nach Anerkennung von außen treibt, läßt dieſes ein unbegrenztes, ideales Streben danach zu. — Kurz, in der Jugend ſind alle Kräfte in der größten gährenden Bewegung, auf's Ideale gerichtet, ohne thatſächliche Befriedigung, und deßhalb iſt das Ehrgefühl ſo lebendig und ſo reizbar. Menſchen von ſtarkem und frühem Selbſtgefühl erinnern ſich lange oder immer, wer ſie zuerſt mit „Sie“ oder „Herr“ angeredet, oder ſonſt einer beſonderen Anerkennung gewürdigt hat. Beleidigungen aber werden in der Jugend am tiefſten empfunden — ſogar am ſeltenſten verübt — am nachdrücklichſten gerächt. Neuerdings iſt ſogar Selbſtmord mehrfach die Folge von empfangenen Ehrenverletzungen geweſen; ein Gymnaſiaſt hat ſich jüngſt noch wegen bitteren Tadels von ſeinem Lehrer erſchoſſen. Die Thatſache wäre wunderbar und pſychologiſch kaum begreiflich, wenn nicht, nach unſerer Erklärung, darin im lezten Grunde das Urtheil ausgeſprochen wäre: ich will nicht exiſtiren, will meiner Exiſtenz ein Ende machen, wenn ſie nicht in der Seele meines Lehrers und meiner Mitſchüler dieſelbe geachtete iſt, wie in meinem Selbſtgefühl. Er verachtet ſein Daſeyn und hält es in ſeinem eigenen Selbſtgefühl für vernichtungswürdig (ſonſt würde er es nicht vernichten), weil die Andern in ihrem Bewußtſeyn es nicht achten und würdigen. Das Selbſtgefühl, das man ſicher als das eigentliche innere Lebensgefühl bezeichnen kann, iſt hier ſo vorwiegend auf eine Erweiterung in Andern gerichtet, daß es ohne ſie nicht beſtehen mag, daß es einen Widerſpruch (zwiſchen dem gewünſchten eigenen und dem wirklichen fremden Urtheil) in dem Andern eben ſo, vielleicht noch ſchmerzlicher empfindet, als in ſich ſelber. Die Ehre iſt ſtärker als das Behagen und das Gewiſſen. Daß aber jeder Selbſtmord aus einem innern Widerſpruch, einer Disharmonie deſſen, was man iſt und hat, und was man ſeyn und haben möchte, alſo der ſubjektiven und der objektiven Perſönlichkeit hervorgeht, iſt leicht erſichtlich. Das Beachtenswerthe iſt in dem vorliegenden Fall, daß nicht, wie zehn Jahre ſpäter gewiß geſchehen würde, die Selbſtbehauptung (in einem Duell) oder das Rachegefühl gegen den Lehrer, ſondern der Wille der Selbſtentſagung eintritt, was aber aus dem Obigen zugleich pſychologiſch erklärt iſt.

Eine fernere Stufe der Ehre iſt die des Mannes unter Männern; ihren Gründen und ihrem Weſen nach iſt ſie von der vorigen nicht verſchieden; auch ſie iſt auf Anerkennung im Andern gerichtet, aber verſchieden ſind ihre Wirkungen; weder ſo reizbar noch ſo heftig iſt ſie, weil eben Bedingungen eintreten, die denen entgegengeſezt ſind, welche wir mit dem Leben und Charakter der Jugend verbunden ſahen. Theils findet der Mann in ſeinen Handlungen ſelbſt ein Genüge, und er ſieht über die Beurtheilung derſelben durch Andere hinweg; ſein Selbſt iſt ein von Thaten erfüllteres und darum ſein Selbſtgefühl mehr in ſich ſelber begrenzt und geſättigt, die Ehre iſt verwiegend Selbſtehre; theils treten zu dem rein idealen Moment der Ehre die materiellen und praktiſchen Triebfedern hinzu und beſtimmen ihre Richtung: — zur Ehre ſollen die Ehren, zur Würde Würden, zur Anerkennung Geltung und Einfluß kommen. Daher die leider ſo häufige Erſcheinung eines ehrloſen Handelns, um Ehrenſtellen zu erſchleichen, eines unwürdigen Benehmens, um Würden zu erlangen. — Der Mann aber, welcher in ſeinem praktiſchen Beruf und reellen Streben nicht alle Idealität des Denkens und Fühlens eingebüßt hat, wird, wenn auch nicht den Erwerb und Genuß der Ehre ſo ſtark erſtreben und ſo tief empfinden wie ein Jüngling, ſo doch jeden Verluſt und jede Verletzung derſelben ſtreng ermeſſen und durchfühlen, verhüten, überwachen und ahnden.

Am ſtärkſten ausgebildet aber finden wir das Ehrgefühl unſtreitig bei denen, welche einem geſchloſſenen

Kreiſe angehören, ſchon in jeder Zunft- und Genoſſenſchaft, am meiſten aber in der Studentenſchaft, dem Militär und dem Adel. Iſt die Ehre bei allen andern Menſchen, bei den verſchiedenſten Claſſen der Bürger des Staats nur ein beſonderer Lebensgenuß, eine Würze des Daſeyns, eines unter den mancherlei Zielen, deſſen Nichterreichung ein eigenthümlicher, aber, wie jeder andere, vergänglicher und heilbarer Schmerz, ſo iſt ſie dagegen für dieſe drei Corporationen das eigentliche Lebenselement, ſo nothwendig wie dem Fiſche das Waſſer, der Pflanze das Licht, die conditio sine qua non alles Glücks und Genuſſes, das Maß alles Werthes, daher auch die Richtſchnur des Handelns und Denkens, der eigentliche Ausdruck der Geſinnung, die ſpecifiſche Form des Geſetzes. Weder Sittenlehre noch Religion, oder ſonſt ein ideales Element des Geiſtes und Gemüths hat irgend eine Bedeutung, wenn es mit der Ehre collidirt, oder irgend welche Geltung, ohne daß es durch ſie ſanctionirt wird. Nicht: was iſt Recht, was Pflicht, was Tugend, was das höchſte Gut? — nur: was iſt ehrenhaft? lautet die Frage, und durch die Antwort wird Wille und Entſchluß unabänderlich beſtimmt. Alle Bande des Herzens wie der Natur werden allein durch die Ehre geheiligt, aber auch aufgelöst oder hintangeſetzt, wo ſie ihr entgegentreten; weder das Gebot des Vaters, noch der Angſtſchrei der Mutter oder der Rath des Freundes, weder die bittende Schweſter noch die klagende Braut vermag den Schritt zu hemmen, welchen die Ehre gebeut; ihr folgt er, beherrſcht wie von Dämonen, ja wie vom Fatum. Ritterlich gehorſam und ergeben ſeiner Dame Ehre, iſt er zugleich ſtolz auf ſeine Treue und ihre Liebe und leicht geneigt jeden zu verachten, der auch für andere Stimmen als der Ehre Sirenen ein offenes Ohr hat.

Woher nun dieſe Macht gerade bei dieſen Ständen? woher dieſe dämoniſche Gewalt, welche dem Philiſter und Spießbürger, der doch auch ein menſchliches Selbſtbewußtſeyn hat, in ſeiner Weiſe ehrenhaft handelt und gegen das Gefühl der Ehre nicht unempfindſam iſt, als Wahnſinn erſcheint, die er ſtier wie eine räthſelvolle Sphinx anſtaunt? — Gewohnheit, wird er ſich zuweilen antworten, falſche Angewöhnung dieſer Begriffe, fehlerhafte Erziehung! — Aber das heißt nur die Frage weiterſchieben, nicht ſie löſen; denn woher dieſe Gewohnheit? woher ſolche Anerziehung?

Zunächſt weiſen wir auf das für die Jugend angeführte Element der Idealität hin. Der Student lebt vorwiegend im Gebiet der Idee; reine Vorſtellungen, ideale Gegenſtände füllen ſeinen Geiſt und ſein Gemüth aus, daher auch alle gelehrten Stände weit über die Studentenjahre hinaus die Reizbarkeit des Ehrtriebs beibehalten; auch der Arzt und der Richter und ſelbſt der Geiſtliche müſſen den „Forderungen“ der Ehre ein Genüge thun. Der Adel aber bewegt ſich ebenfalls in einem weſentlich idealen Element; ſeinen Werth findet er nicht nur in ſeinem eigenen Leben und Handeln, ſondern zugleich in dem ſeiner Ahnen; nicht bloß die reale Exiſtenz ſeines eigenen Thuns, ſondern die jetzt ideale Exiſtenz ſeiner Vorfahren rechnet er zu ſeinem eigenen Selbſt. Endlich der höhere Krieger gehört entweder zu der einen oder der andern der beiden vorigen Klaſſen, er iſt ein Adliger oder ein wiſſenſchaftlich gebildeter Bürger; dazu aber kommt noch die ideale Färbung ſeines Berufs, nicht für eigene individuelle Zwecke, ſondern für den Staat eine Thätigkeit zu entwickeln, und in dieſer wiederum nicht wie der Beamte für die Beſorgung irgend eines einzelnen Geſchäfts zu wachen, ſondern allein für das Heil und die Ehre des geſammten Vaterlandes.

Daß dieſe drei Stände durch die gedachten idealen Momente ihres geſammten Lebens für größere und ſtrengere Rückſicht auf Ehre empfänglicher ſind, folgt aber nicht bloß daraus, daß ſie durch jene im Idealen überhaupt heimiſch, alſo auch für jede Erſcheinung deſſelben leichter begeiſtert und betheiligt werden, ſondern auch daraus, daß alle übrigen Glieder der Geſellſchaft oder ſämmtliche Staatsangehörigen ihnen eben um dieſer Idealität willen größere Achtung bezeigen, ihnen mehr Ehre erweiſen. Denn von keinem der menſchlichen Güter kann man mit ſolcher Wahrheit und Beſtimmtheit, als gerade von der Ehre, ſagen, daß mit dem Genuß die Begierde wächst. Der Patron, der an dieſem Morgen von zwanzig Clienten das Kniebeugen und den Katzenbuckel genoſſen hat, wird am einundzwanzigſten den geraden Rücken mit zwanzig mal mehr verletztem Auge anſehen, als wenn er der erſte geweſen wäre; und dieſer ſollte nicht ſeinem Patron, ſondern jenen zwanzigen den größeren Theil der Schuld beimeſſen, wenn er ſeine aufrechte Stellung büßen muß.

Dieſe Achtung aber und Ehrenbezeugung genießen die drei Stände bei allen andern noch beſonders durch die Abgeſchloſſenheit von ihnen; dieſe aber ſtützt ſich beim Adel auf ſein hiſtoriſches Anſehen und auf Privilegien mancher Art, beim Militär und der Studentenſchaft auf ihre Beſchäftigung, welche theils überhaupt zu dem Leben und Treiben aller andern Bürger keine Beziehung hat, theils einen perſönlichen Verkehr mit ihnen ganz und gar nicht erheiſcht, während der Kaufmann und Handwerker, der Juriſt und der Arzt mit jedem verkehren muß, dem es beliebt. Dadurch unterſcheidet ſich namentlich auch der Student vom praktiſchen Gelehrten, den er deßhalb mit in die Kategorie des Philiſteriums zieht. Abgeſchloſſenheit aber, da ſie Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit ausdrückt, vermehrt immer das Anſehen, zumal wenn ſie keine Willkür, keine bloße Laune, ſondern eine berechtigte, eigentlich nothwendige iſt; daher auch die des Adels, weil

ſie lediglich auf Willkür oder Tradition beruht, öfter den Unwillen des Bürgers bis zum Trotz herverruft, während das Militär und die Studenten nur in aufgeregten Zeiten bei einer gänzlichen und lächerlichen Verkennung ihres Berufs in das praktiſche Treiben des bürgerlichen Lebens hereingewünſcht werden.

Bei weitem wichtiger aber als dieſe im allgemeinen ideale Denkweiſe und Lebensrichtung und die öffentliche Achtung iſt noch für die pſychologiſche Erklärung der eigenthümlichen Macht des Ehrtriebs in dieſen drei Ständen der für alle drei gemeinſame (und noch weiter reichende) Grund, nämlich, daß ſie eben beſondere und *geſchloſſene* Stände ſind. — Unſere Betrachtung hatte uns zu dem Reſultat geführt, daß das Weſen der Ehre, in der Selbſtehre und weiter in dem Selbſtgefühl als der Selbſtſchätzung wurzelnd, in einer Erweiterung der eigenen Perſönlichkeit beſteht, indem nicht nur wir ſelbſt uns beurtheilen, ſondern auch die Andern, deren Urtheil wir mit dem unſrigen gleich ſtellen, mit deren Perſönlichkeit wir uns ſo zuſammenſchließen; gleich unſerem eigenen Ich ſind ſie das Subjekt unſeres (dadurch erweiterten) Selbſtgefühls. Offenbar aber nicht mit und in jedem beliebigen Andern wollen wir unſere Perſönlichkeit erweitern, nicht mit jedem wollen wir unſere Seele zu einer Einheit verbinden laſſen; wer unter uns ſteht, deſſen Urtheil werden wir unſer Thun eben ſo wenig unterwerfen, als der Maler ſein Bild dem des Laien oder Ungebildeten; ſein Tadel trifft nicht, wir wiſſen, daß wir über ihn ſammt ſeiner Urtheilsfähigkeit ſelbſt erhaben ſind; ſein Lob erfreut nicht, wir wollen an größerem Maßſtabe gemeſſen werden, als der ſeinige iſt. — Wer über uns ſteht, wird uns mit ſeinem günſtigen Urtheil erfreuen, er hebt unſer objektives Ich, unſer Selbſt in eine Sphäre, die wir ihm ſelbſt nicht geben können; aber dieſes Urtheil iſt uns nicht *nothwendig*, wir können es entbehren, wenn wir uns ſelbſt und unſeres Gleichen genügen; ſein Tadel verletzt deßhalb nur in ſo weit, als unſer ſubjektives Ich ſich jenem gleich ſtellt; ſonſt nämlich legt er einen Maßſtab an, welchen wir in uns nicht haben, und daher auch an unſer objektives Selbſt nicht können gelegt haben wollen. Zwar nicht ganz, aber ziemlich gleichgültig wird uns daher das Urtheil des Höheren ſeyn, inwiefern wir uns nicht innerlich mit ihm gleichſtellen, das gleiche Ideal ſelbſt haben, ſein Subjekt zu dem unſrigen machen können.

Nur alſo wer uns gleich iſt oder ſcheint, deſſen Urtheil *muß* uns intereſſiren; ſeine Anerkennung iſt nicht bloßer willkürlicher, luxuriöſer Genuß, ſondern die nothwendige Lebensnahrung für unſer Selbſtgefühl; denn wie *er* uns beurtheilt (nicht in einem ausgeſprochenen, etwa täuſchenden Worte, ſondern wahrhaft in ſeiner Seele), alſo müſſen wir uns ſelbſt beurtheilen, ſein Urtheil gilt, als ob es unſerer eigenen Seele entſpränge; wie ſie gleich iſt, ſchließt ſich ſeine Seele mit unſerer eigenen zuſammen, kurz: er iſt das *berechtigte, nothwendige* Subjekt der Beurtheilung, wie und weil wir ſelbſt es ſind. Für jeden andern Menſchen nun hängt es mehr oder weniger von ſeinem Belieben ab, wen er ſich gleichſtellen, wem er das Recht, über ihn zu urtheilen, geſtatten will; nicht ſo in den Ständen, von denen wir ſprechen. Hier bildet die Geſammtheit von Perſonen in vieler Beziehung Eine Perſönlichkeit; was es auch ſey, das man erſtrebt, das man ſchätzt und werth hält, nach welchem Maße man Achtung und Anerkennung zollt, es iſt allen gemeinſam.

Der Geiſt des Standes (esprit de corps) erzeugt eine Einheit, zu welcher jeder Einzelne als Theil gehört; er kann ſich nicht darüber erheben, er darf und wird nicht dahinter zurückbleiben; dieſer Geiſt, der alle umſchließt, iſt das Subjekt, welches ſich ſelbſt, das heißt alſo jeden Einzelnen, der zu ihm gehört, beurtheilt. Dieſer Einzelne, auch wenn er ſich für ſich allein beurtheilen will, hat gar keinen andern Maßſtab, als eben den allgemeinen Geiſt, deſſen Repräſentant er ſelber iſt, wie jeder andere. Daher iſt das Urtheil aller übrigen für jeden Einzelnen ganz daſſelbe, als ob es ſein eigenes wäre, nur eben mit größerem Nachdruck und Gewicht, je vielzähliger die Geſellſchaft oder der Stand, je inniger ihre Einheit und Gleichheit.

Hieraus folgt eine zwiefache Kraft zur Vergrößerung und Befeſtigung des ſittlichen Einfluſſes des Ehrenweſens. Erſtens erſcheint das eigene Urtheil, die eigene Schätzung ſeiner ſelbſt richtiger und wahrhaftiger dadurch, daß hundert andere, als competente Richter anerkannte ein gleiches Urtheil und eine gleiche Schätzung anwenden; wird doch jede Wahrheit, zumal in ſittlichen Dingen, gemeſſen nach der Zuſtimmung einer größeren oder geringeren Anzahl, freilich nur der Fähigen und Würdigen. Zweitens iſt hier nicht bloß *Verſtärkung* des eigenen Urtheils durch *Gleichheit mit Andern*, ſondern *Wiederholung und Verdoppelung in Andern*. Wenn das Gewiſſen die innere Stimme iſt, welche den Einzelnen bei jeder Handlung an ſeine ſittliche Natur und das ſittliche Geſetz mahnt, ſo iſt die Ehre, zumal dieſe, ein tauſendfältiges, tauſendzüngiges Gewiſſen; und hier erweiſt ſie ſich mit pſychologiſcher Nothwendigkeit als eine der größten ſittlichen Mächte unter den Menſchen.

Erklärt ſich aber die vorwiegende Gewalt und der mächtige Einfluß der Ehre in den geſchloſſenen Ständen ſchon daraus, daß ſie den innerſten Kern des Lebens, das eigene Selbſtgefühl, nur noch mannigfaltig vermehrt, vertritt, indem das ſubjektive Ich ſich in allen andern erweitert und gleichſam wiederholt, ſo kommt dazu noch ein zweites, pſychologiſch höchſt wichtiges

Element der Standesehre. Wie nämlich das *ſubjektive* Ich den *Nachdruck*, ſo verſtärkt das *objektive* Ich, indem es ſich eben ſo erweitert, den *Inhalt und die Würde der Ehre*. Denn in ſeinem Selbſt, welches geſchäzt wird, findet der Einzelne nicht bloß ſich ſelbſt, ſein eigenes objektives Ich, ſondern die Geſammtheit des Standes, deſſen Glied, Abdruck und Repräſentant er iſt; in ihm wird die Geſammtheit anerkannt und geſchmäht, ſeine Ehre iſt die Ehre des Standes, ſein Selbſt das Selbſt des Standes. Dadurch wird zunächſt ſeine Selbſtehre und mit dieſer ſeine Ehre von außen unendlich gehoben; ſeine objektive Perſönlichkeit hat ſich erweitert, mit allen andern zu einer Einheit verſchmolzen. Er ſelbſt hat die Ehre nicht bloß ſeiner Selbſt, ſondern des ganzen Standes in ſeinen Handlungen *vor ſich*, in ſeinen Forderungen vor Andern zu wahren und zu ſchützen, und jeder Andere hat ſie in ihm anzuerkennen. — Wir werden noch eine, höhere Stufe der Ehre als objektiver Erweiterung der Perſönlichkeit kennen lernen; bevor wir aber dazu übergehen, haben wir einen Gegenſtand zu beachten, der mit dem Ehrenweſen der gedachten Stände auf's Innigſte zuſammenhängt; der Leſer wird ihn errathen: das Duell. Von dieſem das nächſtemal.

Skizzen aus dem norddeutſchen Leben.

VI.

Des Sommers Ende.

War es die Seefahrt geweſen, die uns ſo unheimlich berührt, waren wir angegriffen von den Strapazen und ſcharfen Lüften, war noch anderes da geweſen, das uns bewegte und verſtimmte, alles verlor ſich bald, als wir wieder daheim im gewohnten Leben waren, als wir unſern Geſchäften oblagen, oder unſerem Vergnügen, die Morgenplaudereien abhalten, Spaziergänge machen, Abends auf den Treppenſtufen ſitzen konnten. Mit Margarethen allein ſchien eine Aenderung vorgegangen zu ſeyn, wenn auch nur ein ſo aufmerkſamer Beobachter wie ich es bemerken mochte: alles an ihr zeigte ſich markirter, die Gleichgültigkeit und Schlaffheit ſowohl wie die Ausgelaſſenheit und die fiebernde Lebendigkeit, die Herzlichkeit und Güte, der Stolz und Spott. Und nochmals, nur ich mochte es bemerken, da ich ja ſtets mich für ſie auf das Lebhafteſte intereſſirt, ja ſie förmlich ſtudirt hatte, wozu nun noch dieſes lange, ſtille Zuſammenſeyn kam, welches uns alle einander genähert und mit einander bekannt gemacht. Da war es für mich nicht ſchwer, in's Treiben und Wogen, Flattern und Flackern ihres Weſens zu ſehen. Die andern — ich muß das oft Geſagte wiederholen — hatten ſo reichlich zu thun, daß ſie in den Mußeſtunden ihrem Schöpfer dankten, wenn ſie eine luſtige oder gemüthliche, jedenfalls aber ruhige Converſation fanden und ſich mit allem übrigen, ſey es was es ſey, verſchont ſahen. Die Ernte rückte heran und man erwartete bereits die fremden Arbeiter.

Aus dem armen Nachbarlande und den Bündnerdörfern,* dieſen Abgründen von Armuth und Elend, den Pflanzſchulen eines ſtets weiter greifenden Proletariats, drängen ſich zur Erntezeit Schaaren von Leuten auf die großen Höfe, die trotz ihrer vielen Angehörigen und Untergebenen noch lange nicht genug Hände haben, um die reiche Ernte ſo ſchnell wie möglich in Sicherheit und unter Dach und Fach zu bringen. Da finden denn zuweilen viele dieſer fremden Zuzügler nebenbei Aufnahme. Sie wandern dann kurz vor dem Beginn der Arbeit zu, die nothwendigſte Wäſche im Querſack, Senſe und Harke auf der Schulter, bleiben etwa die Woche hindurch in Lohn, Koſt und Schlafſtelle, wie die Hofleute ſelbſt, und machen, wenn es nicht zu weit iſt, am Samſtag Abend einen Abſtecher zu ihren Familien daheim bis zum Montag in der Frühe. Und man kann ſich denken, wie bunt das Getreibe, wie zuſtrömend die Arbeit für die Hausgenoſſen iſt, wenn zu den übrigen herkömmlichen plötzlich noch ſo ein zwanzig, dreißig und mehr fremde Mäuler kommen.

Daher ward auch, als wir unerſättlich bereits wieder von neuen Ausflügen redeten, vom Amtmann und ſeiner Frau zwar lachend, aber beſtimmt erklärt: jezt ſey es genug und von dergleichen keine Rede, vielmehr möchten auch wir jezt ernſtlich helfen und einmal unſer Brod verdienen. So ſcherzhaft lezteres natürlich gemeint war, bei genauerer Betrachtung hatte das Ding doch auch etwas für ſich. Denn in der That hatte alles die Hände voll zu thun, die langen Erntewagen in Ordnung zu bringen, Senſen zu ſchärfen und Harken auszubeſſern, vor allen Dingen aber die gewaltigen Vorräthe an Speiſe und Getränk herbeizuſchaffen, da in der folgenden Zeit kein Menſch dazu eine Minute übrig hat und kein Geſpann dazu vorhanden iſt. Dann kommt das Backen der verſchiedenen Brodarten, des groben ſchwarzen, dem Pumpernickel ähnlichen, des feineren für den erſten Tag, des etwa noch beſſeren für den Herrentiſch; das Brauen des Biers, das Herbeiſchaffen des Branntweins, das Einſchlachten der dazu voraus beſtimmten und gemäſteten Thiere, die Aufhäufung des Mehls, der Kartoffeln, der Grütze, und Gott weiß was noch ſonſt. Kurz, ihr mögt euch vielleicht einbilden, ihr kennet das auch und es ſey anderwärts nicht anders. Allein ich verſichere euch, wenn ihr dieß alles einmal auf einem großen Hofe im Gange und Getriebe geſehen und die muſterhafte Ordnung bemerkt, mit der es durchſchnittlich geht, und dabei nicht vergeßt, daß hunderterlei ſonſtige gewöhnliche Geſchäfte nebenher unabweislich und ruhig fortlaufen, ſo könnt ihr immerhin Reſpekt vor der Sache haben, ihr vergebt euch damit ganz und gar nichts, kann ich euch ſagen.

So war es auch in Schwanwieck, und nachdem der Amtmann gegen Abend mit Sohn und Wirthſchafter von der lezten genauen Beſichtigung und Prüfung ſeines Roggens zurückgekehrt war, und nach dem Abendeſſen ſeine lezten Aufträge gegeben und Anordnungen

* Man nennt Bündner die kleinen ſelbſtſtändigen Grundbeſitzer, welche entweder durch die Theilung größerer Güter oder durch Urbarmachung eines bis dahin wüſten Strichs in Beſitz kamen und ſich dort anſiedelten.

getroffen, begann man am nächſten Morgen, ſchier zugleich mit der aufgehenden Sonne, das Anmähen. Von dem Auszuge und den dabei noch etwa gebräuchlichen Ceremonien hatten wir Langſchläfer natürlich nichts geſehen, aller Wahrſcheinlichkeit nach indeſſen auch nichts verloren, wenn nicht mancherlei Tollen und Jauchzen. Auch dort zu Lande ſterben die alten, guten, luſtigen und frommen Gebräuche bereits rettungslos ab, zum großen Schmerz Stambergs, der ſonſt hartnäckig darauf hält, daß überall das Alte gepflegt und bewahrt werde. Doch die Alten ſterben und die Jungen wiſſen kaum mehr davon oder verſpotten und verhöhnen es, als thörichte Narrenspoſſen „aus dem alten Jahrhundert."

Waren wir aber Morgens nicht dabei geweſen, ſo gingen wir nun am Nachmittag hinaus, zugleich mit dem kleinen Wagen, der den Arbeitern ihr Veſperbrod zuführte. Das beſtand denn für die Hofleute dießmal neben dem übrigen ausnahmsweiſe aus Pfannkuchen, die appetitlich genug zubereitet ſind, um auch einem feineren Geſchmack zu genügen; dazu ein Muß von Waldbeeren, wie es dort gebräuchlich und beliebt iſt. Und da wir nun hinausgelangten, wo auf dem Felde, welches weithin bereits kahl war, die lange Reihe der Mäher die ſtelzen Halme niederlegte, während hinter ihnen die Binderinnen die dichten Schwaden kräftig zuſammenfaßten und mit den ſchnell gedrehten Strohſeilen zu Garben banden, welche dann von derben, tüchtigen Männern gefaßt, an einander geſtellt und zu langen Hocken vereinigt wurden — wir freuten uns nochmals wieder über das ſo oft geſehene bekannte Schauſpiel. Es iſt was gar Schönes um den Anblick dieſes reichen Segens, dieſer rührigen, luſtigen Thätigkeit, dieſer heißen, aber geſunden und muntern Geſichter und derben Geſtalten, dieſer vollen goldigen Gluth des Sommernachmittags, der darüber hinbligt. Da muß einem das Herz aufgehen.

Als wir uns naheten, hielten ſie inne und ſchickten uns und dem Wagen ein ſchallendes Hurrah entgegen. Dann wurden in der ganzen Reihe die Senſen regelmäßig gewezt, darauf traten die vorher dazu beſtimmten Binderinnen mit bereit gehaltenen Bändern und Strohſeilen zu uns heran, knüpften ſie uns um den Arm — „banden uns," nennt man das — und brachten dabei ihre Sprüche vor. Gereimt ſind dieſe freilich und gut und herzlich gemeint, Poeſie aber müßt ihr nicht darin erwarten. Wollt ihr einmal ſo ein Ding hören? Nun alſo:

Der Herr hat ſich vorgenommen
Hier zu uns auf die Stoppel zu kommen.
Heut' iſt der Ehrentag,
Da ich Sie binden mag
Mit meinem Strohſeil und Band
Um Ihre Hand,
Mir zu Ehren und Ihnen zu Gefallen.

Oder für die Dame:

Hier komm' ich hergegangen,
Die Dame zu empfangen
Mit meinem ſchlechten Band
Um ihre ſchneeweiße Hand,
Mit lieblichen Sachen.
Viel Complimente kann ich nicht machen.

Ebenſo tritt vielleicht auch einer von den Mähern heran und ſpricht:

Wir Mäher wir mähen wohl in das Feld,
Wir Mäher woll'n trinken und haben kein Geld,
Drum woll'n wir unſere Senſen ſtreichen,
Daß Sie uns ein kleines Trinkgeld reichen.
Viel ſteht nicht geſchrieben,
Ein jeder gibt nach Belieben.

Ueberſezt in's Hochdeutſche hab' ich das nicht; leider gibt das Volk in jenen Gegenden ſeine gute, treuherzige niederdeutſche Sprache bei dergleichen Gelegenheiten auf und bringt dann natürlich in dem weder dem Munde noch dem Weſen und Seyn angemeſſenen Hochdeutſch nichts als Unſinn und Abſcheulichkeit zu Platz.

Wir hörten, wir zahlten, plauderten mit den Leuten und ſuchten dann ſo gut wie ſie den Schatten einer Hocke, um dort zu raſten und zu veſpern. Der Amtmann freilich nahm daran nicht Theil, ſondern ging umher und reichte jedem ſeinen Schnaps und einige freundliche Worte dazu. So hatte er es immer gehalten und dadurch die beſten Reſultate erzielt. Alle wurden dem alten Herrn noch mehr zugethan und ſchauten mit noch reſpektvollerer Liebe auf ihn, denn ſie ſahen es wohl, wie es bei ihm von Herzen kam und wie er denen, die ihm ihre harte Arbeit weihten, nun auch ſelbſt eine Stärkung und Erquickung geben wollte. Als er dann zurückgekehrt und die Leute munter wieder ihre Senſen in Bewegung geſezt, brachen wir auf und machten uns langſam auf den Rückweg. Es galt, auf dem Hofe das ſogenannte „bunte Waſſer" zu rüſten, welches der Amtmann am erſten Ernteabend ſeinen Arbeitern hinſtellen ließ. Ihr wißt vielleicht, daß daſſelbe in einer gehörigen Quantität Waſſer beſteht, welches man in großen, flachen Gefäſſen vor dem Haupt- oder Nebenhauſe bereit hält; man thut allerlei Kraut und Obſt, auch Blumen hinein, bunte Bänder, Flittern, Rauſch- und Schaumgold und Silber und dergleichen. Die Abends Zurückkehrenden waſchen dann darin ihre Hände, verzehren die Früchte, ſchmücken ſich mit den erhaſchten Bändern, werfen, necken und beſpritzen ſich mit ganzen Händen voll Kraut und Blumen, aber auch mit Strömen von Waſſer, und verjubeln ſo eine halbe Stunde der derbſten Ausgelaſſenheit. Dabei findet alles ſeine Rechnung, die Neckerei, der Scherz, der Spott, Liebe und Haß, was ſich in dieſen Köpfen und

Herzen regt, ſie zu einander zieht, ſie von einander treibt. Und eine ſolche Scene hatten wir Abends auch hier in ihrer vollen Glorie vor uns; denn dießmal ging alles hin, Stamberg miſchte ſich in nichts, ließ ſie ruhig gewähren und ſchließlich ſich die beinahe geleerten Gefäße vollends über die heißen Köpfe ausſchütten.

Die Arbeit ging nun Tag auf Tag fort, der Roggen kam herunter und ſtand in ganzen Hockenreihen über das Gefild; wie das Unkraut abgetrocknet, ging man auch an's Einfahren und ſchnitt daneben den Weizen, war in jeder Weiſe geſchäftig und verwünſchte jegliche Störung und Abhaltung. Die blieb denn freilich doch nicht aus. In einer ſo großen Wirthſchaft finden ſich ſtets kleinere und größere Mißlichkeiten, in einem ſo großen Complex von Menſchen ſind einzelne Krankheits- oder Unglücksfälle immer zu erwarten. Es kommen wohl einmal Tage vor, wo alles Mögliche zuſammen trifft, wo Unannehmlichkeiten, Fatalitäten und wirkliches Unglück ſich förmlich berathen zu haben ſcheinen, jezt gerade hier und bei dieſen Menſchen ihr Müthchen recht zu kühlen, wo drinnen und draußen alles aus Rand und Band geht, man nichts als finſtere Mienen ſieht, nichts als Verwünſchungen und Grobheiten hört. Dießmal machte auch Stamberg die Erfahrung, daß das Unheil wohl raſtet, aber niemals ſchläft; bisher war alles gut geweſen, und nun kam's plözlich in Haufen. Am Morgen ward aus dem Stall gemeldet, daß ein Knecht das Bett nicht verlaſſen könne, und vom Dorf, daß eine Frau an allen Symptomen einer beginnenden Lungenentzündung leide. Wie ungern man Pferde und Leute entbehrte, ein Wagen mußte zur Stadt, den Arzt zu holen. Während der Zeit fiel ein ſchwerer Regenſchauer und ſtörte die Arbeit auf Stunden hinaus. Gleich darauf hatten ſich einige thörichte Creaturen von den feinſten Zuchtböcken auf das Heftigſte erzürnt und waren in erbitterten Kampf gerathen, ſo daß der eine und wie gewöhnlich der beſte mit einem jähen Tode aus ſeinem ſchönen Leben ſchied, wie wacker er ſich auch gehalten. Schade nur, daß man keine Ahnung von den Beweggründen dieſes Kampfes hatte, denn wer ſieht in die Schafsköpfe? Und der Thäter ſagte gar nichts, er ſchnaufte nur athemlos, hatte rothe Augen und ein Horn weniger, das er auf dem Platze gelaſſen. Vom Schafſtall konnten wir nur zum Pferdeſtall hinüber ſpringen, wo eines der Arbeitspferde ſich in ſeiner Halfter erhenkt. Was das nun wieder war! Zufall, langſam reifender Lebensüberdruß oder plözliche Geiſtesſtörung? Gott weiß. Und ſo leicht ich auch jezt über das alles rede, in der Wirklichkeit damals war gar nichts Spaßhaftes dabei, ſondern nur ein reeller, namhafter Verluſt.

Inzwiſchen kam der Arzt, der glücklicher Weiſe daheim geweſen, und ich ließ es mir nicht nehmen, ihn auf ſeinen Krankenbeſuchen zu begleiten. Man lernt dabei immer, man ſammelt Erfahrungen, man gewinnt an Faſſung und Sicherheit, an Urtheil, man erlangt zuweilen die wunderbarſten und wunderlichſten Anſchauungen von den troſtloſeſten, ſchönſten, bunteſten Verhältniſſen; man lernt mit Einem Wort das Leben kennen und über den Kreis des eigenen Daſeyns hinausſehen. Ich konnte ihm helfen am Bett der Frau, der er Blut abließ, und deren Familie nicht zur Hand oder nicht im Stande war, Hülfsleiſtungen dabei zu übernehmen. Ich mußte ihm noch beſſer und wirkſamer helfen, als wir von dort zu einem Knaben gingen, der bei ſeinem Spiele eben das Bein gebrochen. Da bedurfte er eines Beiſtandes, denn ich mußte das Glied ausgeſtreckt halten, während er einrichtete, ſchiente und bandagirte. Aber ich verſichere euch, ſo leicht und gewöhnlich ein ſolcher Fall und der Schmerz dabei für einen Arzt ſeyn mag, Unſereiner braucht dazu wirklich Muth, Kraft und Kaltblütigkeit; man kann das nicht ſo ohne weiteres, und auch ich hätte es nicht vermocht, wenn ich nicht oft bereits bei ähnlichen Veranlaſſungen zugegen geweſen und an ſolchen Anblick mich gewöhnt hätte. Wie ich da das kleine Bein ausgeſtreckt hielt, feſt und gerade, trotz der bald heftigen, bald flehentlichen Bitten des Kindes, trotz ſeines Schreiens und des noch viel rührenderen troſtloſen Weinens, und es regungslos halten mußte, und zu gleicher Zeit dem armen Kleinen freundlich zureden und die faſt ſinnloſe Mutter ermahnen, den Oberkörper eben ſo feſt zu halten, während der Arzt mit den Vorbereitungen zum Verbande genug zu thun hatte, da war mir gar nicht leicht zu Muth und ich dankte Gott, daß ich geſtählt war.

Nun, auch das ging zu Ende, das Kind war verbunden, der Arzt reiſte wieder ab. Und wenn ihr denkt, daß meine Phantaſie da zu viel des Unglücks in die wenigen Stunden zuſammen gedrängt, ſo irrt ihr euch, denn das alles *geſchah* in den wenigen Stunden. Natürlich war's eine Ausnahme, aber darum nur um ſo empfindlicher. Es war eben ein böſer Tag, wie ihn das Geſchick uns hin und wieder einmal bringt, um uns gründlich daran zu erinnern, daß wir ſchwache Menſchen ſind. Im gewöhnlichen Weltlauf aber gibt es doch der guten oder wenigſtens menſchlichen Tage mehr, und ſolche folgten auch jezt wieder für uns; nicht gerade ſehr wechſelvoll, jedoch ruhig und gemüthlich.

Als wir einige Tage darauf Morgens beim Frühſtück ſaßen, kam ein Bote von Buſche herüber, uns zur ſchleunig arrangirten Jagd einzuladen. Er hatte ein paar Hirſche gefunden und wir ſollten nun einen Weg beſetzen, den er ſo wie die Poſten darauf genau angab. Das war ein großer Aufſtand und Zwieſpalt bei Friz, mir und dem Amtmann. So gern der leztere auch wollte — er war früher leidenſchaftlicher Jäger geweſen, und die Leidenſchaft verliert ſich ſelten ganz — ſeine Gegenwart zu Hauſe ſchien ihm kaum entbehrlich, und

wie immer hatte er auch dießmal keine Pferde und Leute. Aber ſeine Luſt und unſer Bitten überwogen, der kleine Wagen mit den Schweden davor mußte herbei und ein liliputaniſcher Fuhrmann kutſchirte uns, da wir uns haſtig gerüſtet, durch's Feld und den Wald an den beſtimmten Platz, ſezte uns dort ab und fuhr zurück. Der Oberſt war daheim geblieben, da er einige Tage unwohl geweſen, und Margarethe hatte, nun im Ernſt, nicht daran gedacht, die Diana zu ſpielen. So ſtanden nur wir drei auf unſerem Poſten, den ziemlich breiten Weg entlang, welcher den Wald hier in gerader Richtung durchſchnitt und uns weithin alles bemerken ließ, was ihn auch von hüben nach drüben paſſiren mochte. Weiterhin, auf Frizens Seite, traten bald nachher noch einige andere von Buſches Nachbarn ein, ſo daß wir zur Noth die ganze Strecke decken konnten.

Aber auch nur zur Noth, ſo weit ſtanden wir auseinander, ſo weit, daß jeder auf ſeinem Platz für ſich und allein war und nur zu Zeiten bei einem gelegentlichen Vortreten einen andern zufällig erblicken mochte. Und rings umher der weite, tiefe, grüne Forſt, ſo ſtill wie möglich, ein trüber Tag mit einfarbig bedecktem Himmel, nur ſelten ein Vogelruf und von der Jagd bisher noch nicht ein Laut zu vernehmen. Es war unglaublich melancholiſch, und ich empfand das nicht am wenigſten, da ich zu äußerſt auf dem linken Flügel ſtand, fernab von allen übrigen. Ich hatte meine Flinte nochmals genau unterſucht, ob ſie durchaus im Stande und ſchußbereit, ich hatte Taſche und Pulverhorn zurecht geſchoben und die Kleidung mir bequem gemacht, hatte meine Umgebung beſchaut und einen Baum zum Standpunkt und zur etwa nöthigen Deckung ausgewählt. Doch das alles nahm ſein Ende, ich fand nichts mehr zu thun, als zu warten, zu horchen, zu ſpähen, lehnte, die Flinte im Arm, an der alten Tanne, und es wollte mir beinahe vorkommen, als ſey ich allein in der Welt, zumal als jezt auch der Regen begann, der freilich leiſe und warm herab kam, dennoch aber dazu diente, mich mehr noch zu iſoliren, den lezten Laut eines andern Lebens aus meiner Umgebung zu ſcheuchen. Unangenehm war mir die Situation nicht, da ſie für einen Jäger nicht ſelten und oft nicht zu umgehen iſt, aber ihr mögt es mir glauben, ſie fällt uns immer von neuem wunderbar auf's Herz, und für jemand, der nicht frohen Herzens und in ruhiger Seelenſtimmung iſt, kann ſie gar gefährlich werden. Ein ſolcher Duft von Melancholie, Schwermuth und Trauer dringt allerſeits auf ihn leiſe und unmerklich ein, aus dem Walde, aus der Stille, aus der Einſamkeit, aus der grauen Höhe droben und dem endloſen Rieſeln des gleichförmigen Regens, aus allem und allem. Ich riß mich auch gewaltſam empor, richtete die Aufmerkſamkeit auf meine Umgebung und machte Naturſtudien. Eine Waldſchilderung will ich euch indeſſen nicht wieder geben, obgleich man dieſelbe hundertmal wiederholen kann, ohne den Gegenſtand zu erſchöpfen.

Der Regen ließ allmählig wieder nach. In der Ferne, weitab, gab endlich ein einziger Hund Laut, dem dann nach und nach andere folgten und mich aufhorchen und aufmerken ließen. Ein Vogel meldete mir bereits, daß er ſein Neſt verlaſſen, über die junge Kiefernſchonung vor mir kamen ein paar von den großen ſchwarzen Raben und zogen mit langſamen Flügelſchlägen mir zu Häupten dem tieferen Wald zu. Und dann, — gerade vor meinem Poſten zwiſchen der dichten Kiefernſchonung links und den hohen, weitläufigeren Stämmen rechts zog ſich ein ſchmaler, mit Gras überwachſener Fußſteig weit ſichtbar hinaus. Da in der Ferne, wo er durch vorſpringendes Buſchwerk geſchloſſen ſchien, regte es ſich auf ihm. Es kam ſchnell näher — es war ein Rehbock, der nun ſtand und nach den fernen Hunden lauſchte, ein paar Sprünge machte, wieder ſpähend und lauſchend ſtand und ein Stückchen leicht weiter trabte. Wie hübſch, wie zierlich und allerliebſt! denkt ihr vielleicht, und ich auch bei Gelegenheit einmal oder in der Erinnerung. Jezt jedoch, wo ich die Flinte parat hatte und auf der Jagd war, mochte alle Zierlichkeit meinetwegen der Teufel holen, und ich fühlte nichts als das zärtlichſte Verlangen, ihn nahe genug kommen zu ſehen, um ihn treffen zu können. Und er kam. Aber — Teufel! hatte er dich bemerkt? — er ſtuzt, er ſpringt ab, zwiſchen die Stämme — Da iſt er! — und da — und da! — aber du kannſt nicht ſchießen! — Satan von einem Bock! — Gehſt du rechts zum Amtmann? — paßt er auch auf? — Da iſt er wieder! — Und er macht ein paar Sätze auf den Weg, ſteht und ſtuzt. — Mein Schuß! — ein Satz in den gegenüber liegenden Waldrand, ein Rauſchen in den Büſchen; heydi iſt er! — Das kommt davon, wenn man ungeduldig wird, wie ein Neuling, und ſich nicht die Zeit läßt, feſt zu zielen. Und ſo ließ ich achſelzuckend und ärgerlich den Kolben meiner Flinte auf das Moos gleiten, um wieder zu laden.

Der Amtmann kam zu mir heran, um ſich zu erkundigen, was es gegeben, vielleicht auch, weil er ſich in der Einſamkeit und Thatloſigkeit langweilen mochte. Ich demenſtrirte ihm eifrig und verdrießlich alles Geſchehene, ließ mich von ihm tüchtig auslachen und fand wenig Troſt darin, daß wir jezt im Wege und auf dem Waldrande an den Gräſern den friſchen Schweiß des alſo doch Getroffenen entdeckten. Wohin mochte der gerannt ſeyn? Wo war der zu finden? Hatte ich ihn nur leicht krank geſchoſſen, daß er nach Wochen wieder geſund ward, oder mußte er allmählig daran zu Grunde gehen? Dabei war wenig Angenehmes. Und von der Jagd war wieder einmal nichts zu hören. Stamberg blieb bei mir und wir ſuchten uns am Waldrande einen Platz, von dem wir nach beiden Seiten hin unſer Terrain überſehen konnten.

„Nun?“ fragte er und ließ ſich bequem auf die mooſige Wurzel einer alten Tanne nieder, „wird's Ihnen ein wenig langweilig, Franz? Aber das iſt bei der Jagd nicht anders, Geduld iſt die Loſung. Die Hirſche werden drüben aus dem Buſch gebrochen und über die Stoppeln in den Wildbruch gegangen ſeyn. Ich kenne das ſchon, und Gott gebe nur, daß wir überhaupt noch was davon zu hören und zu ſehen kriegen.“ — „Ich ſtehe auch ſo einmal gern einige Stunden im Wald,“ ſagte ich. „Man hat Ruhe für all ſeine Gedanken.“ — „Und Platz für die Sorgen,“ fügte er hinzu. — „Was gibt's?“ fragte ich aufmerkſam, denn es war ein Etwas in ſeiner Stimme, das ich ſonſt nur ſelten bemerkt, ſo was Schweres, Gedrücktes. — „Bah!“ ſprach er ablehnend, nahm die Mütze ab und fuhr mit der Hand über die hohe Stirne. „Was wird's ſeyn? Die Häuslichkeiten gehen mir im Kopf herum, die Ernte, die nicht iſt, wie ſie ſollte, Adeles Geſundheit, denn das Mädchen fängt ja an zu quinen; * woher kommt ihr das? Und dann — nun das Andere! Und das iſt's hauptſächlich.“

Er pfiff leiſe vor ſich hin, beſah ſeine Flinte und puzte einen beginnenden Roſtfleck vom Rohr. „Hören Sie, Franz,“ begann er dann plötzlich, nahm das Gewehr zwiſchen die Beine und warf den Kopf auf; „wir haben ſeit damals auf der Inſel nicht mehr darüber geredet; aber ich habe jezt genauer aufgemerkt und manches gefunden, was mir nicht gefällt. Es iſt zu bunt mit ihr, und wie Sie frage ich jezt: iſt er blind oder hält er es für Kinderei?“ — Ich zuckte die Achſeln. „Was ſagt Ihre Frau dazu?“ — „Nichts, ſie lacht und ſchilt mich einen Narren,“ verſezte er ungeduldig. „Die Weibsleute können ſich nie eine kleine Ungewöhnlichkeit möglich denken, nie begreifen, daß ſich ein blutjunges Mädchen auch einmal ernſtlich in einen alten Mann verlieben könne. Freilich, das iſt er, und zwar ſehr; er hat abgenommen in dem lezten Jahre; auch könnte er bequem ihr Großvater ſeyn, denn er hat ſeine guten Sechzig.“ — „O,“ ſprach ich kopfſchüttelnd, „das iſt ganz gleichgültig, der wird nicht alt; bei dem ſind Herzens- und Geiſteskraft in voller Jugend. Sehen Sie einmal die Stirn an, den ganzen Kopf — iſt er nicht trotz aller Runzeln und Narben prachtvoll und geiſtig durchſtrahlt? Sehen Sie die Augen, ſind ſie nicht ſo milde und ſo ſtolz und ſo klar, wie die eines Mannes in voller Kraft? Und dieſes Organ, noch ſo jener! Und dieſe Ritterlichkeit, dieſe Anmuth in allem, was er thut und wie er's thut, wie er ſpricht, ſcherzt, neckt —“ — „Sie ſind ſelbſt in ihn verliebt,“ unterbrach er mich lächelnd. — „Das bin ich auch,“ war meine ſchnelle Antwort; „Vollkommeneres habe ich nirgends gefunden.“ — „Gleichviel, ſey es ſo,“ ſagte er wieder ernſt. „Aber meinen alten, lieben Hausgenoſſen kann ich nicht in ſolche Mißlichkeiten gerathen ſehen, das bin ich ihm und uns allen ſchuldig. Es mag auch ſeyn, daß er ſich noch nicht recht zu faſſen weiß. Es iſt ja eine mehr als zarte, mehr als peinliche Situation. Allein er muß! Ich werde mit ihm ſprechen und ihm — vielleicht die Augen öffnen.“

(Schluß folgt.)

* Quinen, meiſtens von Thieren, dann übertragen auch ſcherzhaft von Menſchen: kränkeln.

Am Südfuße der Alpen.

(ſ. Nr. 24.)

XII.

Die Waſſer, welche aus den Cryſtallpaläſten, den Eisgewölben, den ſchwarzen Schluchten und zerklüfteten Thälern des Monte Bracclie, des Gotthards, des Monte Roſa, des Col de Ferret, des Monte Viſo, des Sceffera über die Felſenwände niederſtürzen und aus ihren kalten Behauſungen in die weite, herrliche Ebene brechen, die von den ſchneegekrönten Alpen, dem maleriſch ausgezackten Kranz des Apennins und der blauen Adria umſchloſſen iſt, entſagen hier im Grün der Auen, im Gold der Saaten, unter flatternden Rebengehängen nur ungern den wilden, ungebundenen Sitten der Gebirgsſöhne, und wenn ſie nicht mehr ſingend und jauchzend von Schlucht zu Schlucht ſpringen, über himmelhohe Felſen ſtürzend ihre Diamantfittiche in dem dunkeln Thalſchooß ausbreiten und den einſamen Ton des Alphorns mit ihrem Jubelgeſchrei übertönen können, gaukeln ſie ruhelos durch die menſchenbelebten Gefilde, bahnen ſich da und dort neue Pfade, überfluthen die Schranken, welche ihnen der Fleiß und die Kunſt der Bewohner des ebenen Landes geſetzt hat, und vernichten oft in einem Augenblick, was jahrelange Anſtrengungen geſchaffen haben. Schon vor einem Jahrtauſend und länger war man bemüht, der Launenhaftigkeit, dem wilden Ungeſtüm der aus den Apenninen brechenden Zuflüſſe des Po Grenzen zu ſetzen; wie man den Teno zu bändigen, den Lauf des Po mehr nach Norden zu leiten ſuchte, ſo begann man die Irrgänge des Ticino, der Adda, der Etſch, der Brenta und ihrer »sequaci,« wie Dante die Nebenflüſſe nennt, wenn nicht zu beſeitigen, was bis auf den heutigen Tag noch nicht möglich geworden, doch die Ueberfülle der Waſſer zu Zwecken des Ackerbaus, der Gewerbe und des Verkehrs zu benützen. So entſtanden die hundert großen und kleinen Silberadern, welche die lombardiſche Ebene durchblitzen und faſt unter eben ſo vielen Namen — Canali als allgemeine Bezeichnung, Navigli oder Navili, in der Volksſprache der Lombardei »Navizi« (ſchiffbare Kanäle), Naviliasc, der große Kanal, Irrigatore, der zur Bewäſſerung beſtimmte Kanal, Maestri, Colatori, Maschj e Femine, Abzugsgräben, Zuflußgräben u. a. — ſich wie ein Netz auf den immergrünen Wieſen und Weideplätzen ausbreiten.

Auf dem beſuchteſten, wenn nicht auf dem breiteſten und längſten dieſer Navizi, auf dem „Kanal von Pavia,“ der neun italieniſche Meilen in ſchnurgerader Richtung fortläuft, zu Binasco ſich kaum bemerkbar öſtlich wendet und neun andere Miglien lang gegen Mailand hinzieht, bewegte ſich unſer Boot mit der Kraft von vier tüchtigen Pferden durch das faſt ganz ruhige, klare, von der Morgenſonne überglänzte Waſſer dahin. Das Verdeck bot einen nicht unanziehenden Anblick dar. Wir waren noch keine fünf Minuten unterwegs, als die bunte Bevölkerung ſich bereits gruppenweiſe geſammelt und auf den Kiſten und Kaſten, auf den Päcken und Säcken in der behaglichſten Weiſe Platz genommen hatte, um nach italieniſcher Weiſe »far un mercaa,« wie die Mailänder ſagen — Plaudermarkt zu halten. — Der Schiffsmeiſter, welcher ſah, daß für mich nirgends ein Sitzplätzchen übrig geblieben war, wollte mir mit vieler Zuvorkommenheit zu einem ſolchen verhelfen, indem er eine ältliche, in bunte Lappen gehüllte Frau unhöflich »Meneghinna« anredete und von der Kiſte wegwies, auf welcher ſie ſich's bequem gemacht hatte; ich hieß die Alte ruhig ſitzen bleiben und bemerkte dem Waſſermann, auf ſeinem Schiff ſcheine es ſo viel Sehenswerthes zu geben, daß ich es vorzöge, mich unter den verſchiedenen Gruppen frei hin und her zu bewegen. Der rauhe Geſell, der kaum eine Ahnung davon haben mochte, daß außer einigen ganz hübſchen jungen Dirnen aus den nahen Thälern des Apennin irgend etwas Sehenswerthes auf ſeinem Verdeck zu finden ſey, machte ein Faungeſicht, wünſchte mir »buona riuscita« und ſtieg in ſeine Capanetta hinab, das Schickſal des Bootes ſeinen drei Gehülfen und der heiligen Madonna überlaſſend.

Die hervorragendſte, wenn auch eben nicht die intereſſanteſte Erſcheinung auf dem Verdeck war ein junger Pilgersmann aus der Umgegend von Parma. Ganz der Ueberlieferung gemäß gekleidet, trug er eine kapuzinerbraune Schiavina, welche knapp um den feiſten, ſchwarzgebrannten Hals ſchloß, mit einem härenen Strick um den Leib gegürtet war und in ſchweren Falten bis auf die nackten, ſtaubbedeckten Füße herab ging; der »Bordone« hatte vollkommen die Länge des Stabs, auf den ſich St. Chriſtoph auf dem allbekannten angeblich van Eyck'ſchen Altarflügel ſtützt, während oben zwei Knorren querab ſtehen geblieben waren, um das Zeichen des Kreuzes nachzuahmen. Der Pilgerhut, deſſen breiter Rand auf zwei Seiten empor-

geſchlagen war, fehlte ſo wenig, wie der Kragen und die Taſche. Aus der lezteren holte er, als ich ihn fragte, woher er komme und wohin er pilgere, ſtatt aller Antwort, ſeinen Reiſepaß, demzufolge er auf der Wallfahrt nach Kloſter Einſiedeln begriffen war. Der arme Burſche war augenſcheinlich halb blödſinnig, denn er konnte keine drei Worte im Zuſammenhang vorbringen, war faſt ganz ohne Geld, hatte von dem weiten, mühſamen Weg über die Alpen keine Vorſtellung und küßte wiederholt das Kreuz an ſeinem Stabe, als ich ihm die Schwierigkeiten, denen er entgegen ging, begreiflich zu machen ſuchte. Während dieſer theilweiſe pantomimiſchen Unterhaltung hatte ſich ein Theil der Mitreiſenden um uns geſammelt, der Neugierde folgte Theilnahme und Mitleiden und ich ſah, daß Leute, welche offenbar der ärmſten Klaſſe angehörten, ihr Scherflein in die Ledertaſche des Pilgers ſteckten. »Povor diavol!« ſagte ein altes Mütterchen, »quest si fa ogni mort de vescov.« (Der arme Teufel! So etwas kommt jezt ſelten vor.)

In der Nähe des Maſtes war ein Bilderhändler bemüht die Aufmerkſamkeit der Reiſenden von dem Pilger abzulenken und ſeiner Waare Kunden zu gewinnen. Er war am Gardaſee, »a piè dell' Alpi che serran Lamagna sovra Tirolli.« wie Dante ſagt, zu Haus und hatte etwas von dem »Zingaro« in ſeinem Geſicht wie in ſeinem ganzen Benehmen. Die Heiligenbilder, welche er feil bot, waren nicht nur ungewöhnlich ſchön und wohlfeil, ſondern erhielten eine wunderbare Kraft, indem er jedes einzelne Blatt, welches er verkaufte, mit einem Amulet in Berührung brachte, das er am Halſe trug und in welchem eine koſtbare Reliquie eingeſchloſſen ſeyn ſollte. Ich hörte ſeinen verſchmizten Lockungen, welche er in die gutmüthigſte Einfalt kleidete, eine geraume Weile zu, könnte aber nicht ſagen, daß er bei den Piemonteſen und Piemonteſinnen, aus denen neun Zehntheile meiner Reiſegefährten beſtanden, erkleckliche Geſchäfte gemacht hätte. Die „Proa" unſeres Boots war der geſchmückteſte und anziehendſte Theil des Verdecks; hier verbreitete eine nach Mailand beſtimmte Sendung ſeltener Blumen in milchweißen Porcellantöpfen den lieblichſten Duft; in ihrer unmittelbaren Nähe hatten die hübſchen Kinder aus dem obern Stafferathal, deren oben gedacht worden, Platz genommen. Der ſchmalrandige Binſenhut legte ſich kokett, als wüßte er, daß er nur der Zierde wegen da ſey, auf die linke Seite des Kopfs, während auf der rechten Monatröschen aus dem rabenſchwarzen Haar blickten; Mieder und Rock waren von dunkelbraunem Wollenzeug und reich mit rothem Wöllenband beſezt. Ein ländlicher Vagheggino, der Tracht nach ein Seealpler, war bemüht die Schönen zu unterhalten, und erzählte ihnen eben, als ich mich der Gruppe näherte, von den Heldenthaten des berüchtigten Meino von Spinetta, welcher mit einer Bande verwegener Geſellen die von Turin nach Nizza führende Straße unſicher machte, nach dem Berichte des jungen Schönbarts öfters in einer und derſelben Stunde an der Riviera und in der Gegend von Coni geſehen wurde und, da er ſeine Seele dem Nabiſſo verſchrieben hatte, ſich ſtets geneigt zeigte, reiche Prälaten auf ihren Luſtfahrten und Rundreiſen in jeder erdenklichen Weiſe zu necken, zu ſchrecken und alles deſſen zu berauben, was ſie an weltlicher Habe mit ſich führen mochten. — „Sähe dieſes Bürſchchen," ſagte der Schiffsmeiſter, der wieder heran kam und die lezten Worte gehört hatte, „nicht ſo einfältig aus, ſo würde ich glauben, er nenne den Räuberhauptmann und meine einige hochgeſtellte Herrn, welche nicht wenig Luſt haben, die ſardiniſche Geiſtlichkeit aller Sorgen für irdiſche Güter zu überheben. — Ah, ſchmucke Dirnen das, Herr! Werden ihr Glück in Mailand machen! Dürften nicht ſo keck und ſpröde dreinblicken, wenn ſie nach ein paar Jahren in ihre heimiſchen Felſenlöcher in dem Gebirg drüben zurückkehren. Das andere Volk, welches der Herr hier zuſammengeſtreut ſieht, ſucht faſt ohne Ausnahme, gleich jenen ſtolzen Schönen, wenn auch auf andern Wegen, ſein Glück in der Hauptſtadt der Lombardei oder in ihren Umgebungen zu machen, oder doch in längerer oder kürzerer Zeit ſo viel zu verdienen, daß ſie während der Wintermonate keine Noth leiden. Sind auch in dem Lande gern geſehen, dieſe unterſezten, nachhaltig kräftigen Leute beiderlei Geſchlechts, da ſie ſich mit geringem Lohn begnügen und raſcher, zumal ausdauernder bei der Arbeit ſind, als die Bewohner des Flachlandes, welche — che paesan! (Landsleute hin, Landsleute her) — ein gar behagliches, bequemes Völkchen ſind und ſtatt zu arbeiten am Tage im Kühlen ruhen und plaudern, Nachts aber den »papass« ſpielen (Muthwillen treiben)."

Die Nähe der erſten Schleuße rief den Schiffsmeiſter zu ſeinen Geſchäften, denn dieſe Schleußenplätze ſind, wie die Poſt- und Eiſenbahnſtationen, zur Auf- und Abnahme von Perſonen und Gütern beſtimmt. Der ziemlich lange Aufenthalt war mir äußerſt willkommen, denn dieſe Schleuße iſt in der unmittelbaren Nachbarſchaft der berühmten, nach Pavia benannten Certosa (Karthauſe) angelegt und unſer Boot hatte ſich kaum ſo hoch gehoben, daß ein Sprung auf das Land möglich war, als die beiden Engel über dem Portal ihre Flügel über mir ſchwangen und die wundervolle Vorderſeite der Kirche mit ihren reichen Kunſtſchätzen ſich meinem Blicke erſchloß. Die Viertelſtunde, welche mir vergönnt war dieſen aus Beſchreibungen und Zeichnungen bekannten, prachtvollen Tempel Gottes wieder zu ſehen, ſchwand wie ein kurzer Augenblick, und ſeine Wunder begannen erſt vor meinem innern Auge zu entſchweben, als ich den Kirchthurm des von Risaie (Reisfeldern) umgebenen Borgo Binasco ſich am dunkelblauen Himmel abzeichnen ſah.

Binasco iſt ein ungemein freundlicher Flecken, den

man für eine Schöpfung der Neuzeit halten würde, blickte die alte Kirche und der rothe Thurm des Caſtells nicht über die ganz zierliche, nach dem großen Brande vom Jahr 1798 aufgeführte Häuſerreihe herüber. Die Farbe des Schloßthurms erinnert an das Blut der ſchönen Beatrice Visconti, welche ihr Gemahl in dem Hofe des Caſtells enthaupten ließ, weil ſie ihm angeblich die Treue gebrochen hatte, in Wahrheit aber, weil der ſonſt ſo gefürchtete Mann der Sklave einer Buhldirne war, welche die Rolle des berüchtigten Galeotto übernahm. — Und weiter ging es durch die reich bevölkerte, vom Segen des Himmels überſchüttete Ebene dem ſchönen Mailand entgegen, über deſſen Häuſergewimmel ich längſt die Marmorſpitzen des Wunders dieſer Stadt glänzend emporragen ſah. Das lärmende Gedräng des „Hafens," die Förmlichkeiten der Paßabnahme am Teſſinthore, die »oggionon« (mailändiſch: „ſtechende Blicke") einiger in der jetzigen Zeit nichts weniger als überflüſſigen Diener der öffentlichen Sicherheit, die Zudringlichkeiten eines halben Dutzends »monej« (mail. Gaſſenjungen), die ſich meines Reiſetäſchchens zu bemächtigen ſuchten, — alles dieß war vergeſſene »cosazze,« ſobald ich das weit geöffnete Thor des Hotels Reichmann vor mir ſah.

Mailand iſt ſo oft und ſo vortrefflich beſchrieben, daß es, wie die Italiener ſagen, „Holz in den Wald tragen" hieße, wollte ich mich auf eine Schilderung des Ganzen oder einzelner Merkwürdigkeiten einlaſſen; auch iſt es, trotz der großen und kleinen Stürme, welche durch ſeine prachtvollen Straßen tobten und pfiffen, eine heitere, lebensfrohe Stadt; ſeine mit reizenden Villen überſäete Umgebung übt ſtets ihren Zauber auf den Beſucher aus, und der weibliche Theil ſeiner Bevölkerung, beſonders in den höheren Ständen, zeichnet ſich durch Schönheit, Lebhaftigkeit und treffliche Erziehung aus, während der männliche ſich mit Recht des Rufes erfreut, in den verſchiedenen Zweigen des Handels und der Gewerbe, der Wiſſenſchaften und Künſte glänzendere Erfolge als vielleicht der irgend einer andern Stadt der Halbinſel aufweiſen zu können. Indeſſen will ich nicht von Mailand ſcheiden, ohne meines erſten und letzten Ganges nach dem Dom zu gedenken.

Ich war noch keine Stunde in der Stadt, welche vorzugsweiſe »la grande,« wie Genua »la superba,« Florenz »la bella« heißt, als ich durch die Contrada de' Moroni dem nahen Domplatze entgegen eilte. Der Zudrang zu dem Haupteingange war bedeutend, da ein beliebter Kanzelredner die Nachmittags- oder richtiger Abendpredigt hielt. Unter dem Portal ſagte mir ein Polizeiofficiant im Vorbeigehen, ich möchte auf meine Taſchen achten. Die Warnung fiel mir auf. Ich war früher hundertmal in dem Dom geweſen, ohne einen Thorwächter dieſer Art geſehen, ohne eine Mahnung dieſer Art von irgend jemanden gehört, ohne geahnt oder gar erfahren zu haben, daß es einer ſolchen bedürfe; ferner hatte ich Mailand wochenlang zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht durchſtreift und nie Veranlaſſung gehabt, meine herkömmliche Sorgloſigkeit zu bereuen. Als ich etwa eine Stunde ſpäter wieder aus der Kirche kam und den „Mahner," welcher noch auf derſelben Stelle ſtand, gewahrte, griff ich, faſt ohne es zu wiſſen, in meine Taſche, und ſiehe, mein Taſchentuch war verſchwunden. Dem Polizeimann ſagte ich natürlich keine Sylbe von meiner Entdeckung oder vielmehr „Nicht"-Entdeckung, theilte aber den kleinen Unfall einem Freunde mit, der mich verſicherte, der Dom nicht ſowohl als der Domplatz ſey bereits ſeit einiger Zeit der Tummelplatz der Mailänder »ladroncelluzzi,« die es in der Geſchicklichkeit, eine Taſche zu leeren, mit den geübteſten »pick-pockets« in St. Giles zu London aufnähmen. Als eingefleiſchter Ghibelline, der er war, ſezte er hinzu: „Pio nono hat uns nicht nur eine ganze Legion großer, ſondern auch eine ziemliche Anzahl ſolcher kleinen Teufel auf den Hals gehezt, und es wird lange dauern, ehe wir ſie wieder ganz los werden." In der That verging während meines Aufenthalts in Mailand kaum ein Tag, an welchem nicht trotz der rührigen, muſterhaften Aufſicht kleinere oder größere Diebereien vorgekommen wären.

Mein lezter Gang in Mailand war in jedem Sinne ein „erhebender;" er galt der Galerie, welche um die höchſte der vielen milchweißen Marmornadeln läuft, die vom Dome emporſteigen. Der Morgen war herrlich klar, ſo daß das großartige Rundbild, welches dieſer Höhepunkt darbietet, ſich in ſeiner ſtolzen Ausdehnung und Pracht vor dem Blicke ausbreitete. In weitem Halbkreis ſchimmerte über Matten und Thäler, über Berge und Hügel die mächtige Silberkette der Alpen von den hohen Felsſtöcken an, deren ſüdlichen Fuß die blauen Wellen der Riviera di Ponente küſſen, bis zu den Eisfeſten Rhätiens und Tirols hinüber, deren Flühen ſich im Azur des Himmels baden. Vor allen den Gebirgskoloſſen, welche den weiten Horizont umlagerten, hob der Monte Roſa ſein ſilberſtrahlendes Haupt ſtolz empor; ſeine Diamantkrone funkelte und blizte im Glanz der jungen Sonne, ſeine kalte Bruſt ſchien ſich im Gefühl dieſer wonnigen Stunde zu beleben, ſein Erzgürtel zu erglühen, die Adern ſeiner ſchwarzgebrannten Füße zu ſchwellen. Dort der Monte Viſo, ſein nie erſtürmtes Haupt in die Falten eines lichten Nebels hüllend, der aus dem Pothale empor ſteigt; hier die ſtolzen Hörner des Tombo, des Azeda, und wie alle dieſe Nadeln, Spitzen, Baſteien und Rieſenwälle heißen mögen, welche dieſe geſegnete Ebene von dem rauheren Norden ſcheiden. Mein Blick wendet ſich jezt dem Süden zu. Dort löst ſich faſt terraſſenartig ein Gebirgszug von den Seealpen ab und läuft maleriſch ausgezackt und in tiefes Blau gekleidet erſt in öſtlicher, dann in ſüdöſtlicher Richtung fort, in dieſer Weiſe ſeinen rechten Fuß in das mittelländiſche, den

linken in das adriatiſche Meer ſtemmend und das ganze Land, welches mein Blick jezt beherrſcht, von dem „eigentlichen“ Italien ſtreng ſcheidend; denn wenn auch hier „die Zitronen blühn und im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,“ und „Marmorbilder dich anſehn“ — der Garten der Hesperiden beginnt erſt jenſeits des Apennins. Immerhin aber iſt dieſes „Pſeudo-Italien zu meinen Füßen, dieſe von tauſend Silberadern durchzogene, mit Städten, Dörfern und Villen geſchmückte Ebene nicht minder wie das ſüdlichere Land es werth, ein vom Himmel gefallenes Stück Erde zu heißen.

Während ich mit dem Studium der wundervollen Karte, welche vor mir ausgebreitet lag, beſchäftigt war, begannen zwei junge Geiſtliche aus der Umgegend von Como, welche die Galerie mit mir betreten hatten, die Frage zu erörtern, ob man von dieſem Höhepunkt aus einen Theil des Comerſees ſehen könne oder nicht. Die frommen Herrn waren entgegengeſezter Anſicht und das ſüdliche Blut machte ſich ſofort bemerklich. Der Ton wurde ſchnell lebhafter, die Ausdrücke heftiger, ungeſtümer; einer blieb dem andern zu lange im Beſize des Fernrohrs, und als ſie ſich endlich doch darüber vereinigt hatten, daß wirklich ein kleiner Streifen ihres Sees ſichtbar zu ſeyn ſcheine, begann der Hader von neuem, denn der eine verſezte den winzigen Waſſerſpiegel auf den ſogenannten See von Lecco, während der andere ihn auf dem weſtlichen Arm des Sees zu ſehen glaubte. Die Gründe für und wider flogen wie ein Weberſchiffchen hin und her, die Zungen wurden ſchärfer, die ſchwarzen Augen blizten wie blanke Dolche, und ich war eben im Begriff, der heftigen Scene dadurch eine Ende zu machen, daß ich, auf meine vortreffliche Karte mich ſtüzend, den angeblichen Waſſerſtrahl zwiſchen St. Abondio und die Ausmündung des Sarzinathals verlegte, als der Zufall jeder weiteren Verfolgung der Frage ein Ziel ſezte. Aus den durch die Sonne erhizten Thälern und Schluchten der Alpen ſtiegen leichte Dünſte auf, hoben ſich gleich einem dichter und dichter werdenden Flor und hüllten raſch den ganzen Geſichtskreis in ein Meer von grauem Dunſt, gegen welchen die Sonne lange vergeblich ankämpfte und der ſich gegen Abend in fliegenden Regenſchauern über Stadt und Land ergoß.

Das ſchöne Mailand war noch in Schlaf und Nebel gehüllt, als ich ihm am nächſten Morgen Lebewohl ſagte und auf der Eiſenbahn Como entgegen flog. Der Zufall führte mich zu ſehr liebenswürdigen Reiſegefährten, mit denen ich den kurzen Aufenthalt zu Monza benuzte, um die Stelle zu ſehen, wo das Kloſter geſtanden, in welchem die „Signora di Monza“ einen Theil ihrer ſchönſten Tage in ſtiller Abgezogenheit hingebracht hat. Ein ſehr proſaiſches, dreiſtockiges Fabrikgebäude breitet ſich da aus, wo einſt das Kloſter, in dunkeln Ulmenſchatten gehüllt, der ſchönen Büßerin Geltrude die Pforte geöffnet hatte, innerhalb welcher für eine kurze Weile

„Ogni suo palpita,
Ogni desio
Ogni suo giubbilo
Era di Dio —“

und aus der ſie nur flüchtete, um einen kurzen Sinnesrauſch mit dem lebenslangen Schmerz der Reue und Verlaſſenheit zu büßen. Die Schöpfungen Manzonis und Giovanni Roſinis boten auf dem kurzen Weg nach Como reichen Stoff zur Unterhaltung und ließen mich faſt vergeſſen, nach der reizenden Gegend auszuſchauen, welche wir durcheilten und die, je näher der See herantritt, um ſo zaubervoller, wechſelnder, friſcher und farbenreicher wird. Der ſchwarze Rauch ſtieg kerzengerade aus dem Schlote des Dampfſchiffs in die dunkelblaue Luft empor, als ich den „Hafen“ von Como erreichte; ſofort rief die Glocke zum lezten mal an Bord und eine bunte Menge war beeilt, ſich auf dem Verdeck einen bequemen Platz zu ſuchen. Ein lebhafter Südwind ſprang bald nach der Abfahrt auf, ſchwellte das raſch gelöste Segeltuch und geſellte ſeine Kraft der des Dampfes zu, ſo daß wir im wahren Sinn des Worts über die blauen Waſſer dahin flogen. Wer nennt ſie alle, dieſe Städtchen, dieſe Dörfer, dieſe Villen und Viletten, die hier ihren Fuß in dem reizenden See baden, dort einen Bergvorſprung empor klettern, hier ſich kokett im ſilberhellen Waſſer ſpiegeln, dort neugierig aus einem Seitenthälchen herüber lugen, hier ſich an der Sonne wärmen und dort in die Schatten der Ulmen, der Oliven, der Pinien hüllen!

Zu Cadenabbia verließ ich das Boot und ſuchte, nachdem ich die Tramezzina, wie man dieſen paradieſiſchen Bezirk bis zum Cap Lavedo nennt, durchſtreift hatte, ein kühles Plätzchen in dem Park der Villa Guglielmina (Sommariva) auf. Der laue Südwind trug den Duft der Orangenblüthen von der nahen Terraſſe herüber und vor mir nickten und neigten ſich die Wipfel einiger jungen Cypreſſen, an deren graziöſen Bewegungen der Wind ſelbſt ſeine Freude zu haben ſchien, denn er wurde des neckiſchen Spiels keinen Augenblick müde. — Nach einer kleinen Weile kamen ein junges Ehepaar und zwei ältliche Herrn aus Piacenza, meine Reiſegefährten von Mailand her, aus einem der Schattengänge und luden mich ein, mit ihnen in den „Palaſt“ zu gehen. Die Kunſtſchätze, welche er enthält, haben ſchon manche Feder in Bewegung geſezt, daher ich nur bemerken will, daß ich hier, freilich nur auf wenige Sekunden, eines der ſchönſten weiblichen Weſen ſah, die mir in dieſem Lande vorgekommen ſind. Als wir nämlich die inneren Marmortreppen empor ſtiegen, öffnete ſich links eine Seitenthür, welche in die Wohnung der Dienerſchaft führt, und ein Mädchen, der Tracht nach halb Fräulein, halb Zofe, das große braune

Auge, das marmorblaſſe, antik geſchnittene Geſicht, von einem breitrandigen Hut überſchattet, muſterte uns einen Augenblick mit ihren ſtolzen Augen, und rief dann ziemlich gebieteriſch „Lodovigo!“ worauf ſie verſchwand und ein Burſche heraustrat, der zu nichts weniger als zum Cicerone geeignet ſchien, denn er ſah äußerſt trübſelig drein, ſezte ſich in jedem der Säle auf einen Stuhl an der Thüre und that als ſchliefe er. Als wir auf die Terraſſe zurück kamen, bemerkte unſere Piacentinerin, ſie glaube ſich nicht zu irren, wenn ſie behaupte, zwiſchen dem „Cameriere“ und der hübſchen „Damigella“ müſſe »una piccola briga« ſtattgefunden haben, denn der Burſche habe verweinte Augen gehabt und in der Stimme des Mädchens, das ihn herausrief, ſey ein leiſes Beben bemerklich geweſen.

Der wahrſcheinliche Liebeszwiſt des jungen Paares hatte eben ſo wenig Einfluß auf unſere heitere Laune wie die Beutelſchneiderei unſeres Gaſtwirths zu Cadenabbia, der von ſeinem Mittagstiſch eine unverhältnißmäßig hohe Meinung zu haben ſchien und darnach den Preis beſtimmte; es iſt jedoch bekannt, daß die meiſten Wirthe an den Ufern des Comerſees den Genuß der geſunden Luft und die tauſendfachen Reize der Gegend mit in ihre Rechnung aufnehmen. Gegen Abend fuhren meine Piacentiner Reiſegenoſſen nach Bellagio hinüber, ich aber wanderte allein noch ein Stündchen ſeeaufwärts und kehrte für die Nacht in einem beſcheidenen Wirthshauſe zu Menagio ein, wo ich Angeſichts des ſchönen Sees und des rebenbegrenzten Bergpfads, welchen ich am nächſten Morgen verfolgen wollte, den Abend mit der ſehr einfachen und liebenswürdigen Familie verplauderte. „Signer Toni“ hatte, wie die Mehrzahl der italieniſchen Wirthe, alle Arten von Geſchäften: er war Fiſcher und Bootführer — zwei ganz hübſche kleine Fahrzeuge lagen in der Duobezbucht vor dem Haus —; er hatte einen ziemlich ausgedehnten Weinbau und verſorgte die Wirthe in den rauheren Thälern mit ſeinem und ſeiner Nachbarn Gewächs; endlich war er eine der Hauptſtüzen der Ortsobrigkeit und ſchrieb es ſich allein zu, daß Menagio aus den Tagen der »rivolusion« ſo rein und ſchuldlos hervorgegangen wie ein »bambinett,« während rings umher, beſonders „Seeab,“ der Rabiſſo und ſein hölliſches Gefolge ihr Unweſen trieben. Während Signer Toni dieſen mannigfachen Beſchäftigungen und Pflichten außer dem Hauſe oblag, hatte „Signera Dorotea“ für das Hausweſen, die Wirthſchaft und die zwei zehn- und ſiebenjährigen Töchterchen zu ſorgen, die ſich, die Mutter mochte ſagen was ſie wollte, ſo vertraulich an mich drängten, als ſey ich ein jahrelanger Hausfreund.

Am nächſten Morgen trat die Sonne leicht umflort aus den Bergen, die in ein duftiges Blau gekleidet waren und das glänzende Weiß der Alpenhörner, welche den Norden von dem Süden abzuſchließen ſchienen, auf das lebhafteſte hervorhoben; der Südwind war lau und reiſte den See faſt unmerklich, auf dem da und dort ein von Lachmöven umſchwärmtes Boot tanzte. Toni, der mich eine kleine Strecke begleitete, ſagte mit dem ihm eigenen Selbſtvertrauen: „Wenn der Herr, bevor das Wetter umſchlägt, Lugano erreicht, iſt anzunehmen, daß er unter dem beſondern Schutze unſerer ſüßen Madonna ſteht.“ Am Fuße des Gebirgs trennten wir uns mit einem herzhaften Händedruck und ich begann den Anſteig. Der ſteil ſich hebende Weg iſt, ſo weit die Rebenpflanzungen an der öſtlichen Bergſeite emporſteigen, rechts und links von den in Italien unvermeidlichen, ſtark mit Kalk bekleideten Mauern eingeſchloſſen und die Höhe derſelben geſtattete hier nur dann und wann einen Blick auf den See und deſſen öſtliche Ufer, während ſie jedem kühlenden Luftzug den Zutritt wehrten und die Glut der zuweilen aus ihrer Nebelhülle brechenden Sonne doppelt fühlen ließen. Die Ausſicht von dem Gipfelpunkt des Berges war jedoch des Schweißes werth, mit welchem ich mich zu ihm empor gearbeitet hatte. Der breiteſte Theil des dreigezackten Sees lag, ſo zu ſagen, zu meinen Füßen, da ſonnenhell, dort im Schatten dunkler Wolken, da von grünem Gelände umkränzt, in welches weiße Villen wie Perlen eingeſezt waren, dort von ſchroffem, zerriſſenem Gebirg überragt, das ſeinen Fuß keck in die Fluth ſtemmte und ſeine weiße Kalkbruſt wohlgefällig in den Wellen ſpiegelte, Boote jeder Größe mit braunen und weißen Segeln gleiteten über die cryſtallne Fläche und belebten das ausgedehnte Waſſerbecken. Faſt alle kamen ſie von Norden herab, als wenn das mildere Klima, die belebteren Oertlichkeiten, die üppigeren Städte, die reicheren Villen, die geſteigerte Thätigkeit und der höhere Wohlſtand die Bevölkerung der vergleichsweiſe kalten, nackten, wild zerklüfteten Küſte des obern Sees verlockte, den Süden aufzuſuchen.

Noch einen Blick auf dieſes zauberiſche Rundgemälde, welches ſeinen Mittelpunkt in dem ſtolz ſich im Waſſer ſpiegelnden Vorgebirg hat, das die Gärten und den Park der Villa Gerbelloni ſchmücken, — noch einen Blick auf den maleriſch ausgezackten Kranz der Berge mit den lilienweißen Häuptern der Veltliner Alpen im nördlichen Hintergrunde, und raſchen Schrittes verfolgte ich den um einen mächtigen Felsklumpen ſich windenden Weg. Hier ſah ich mich auf einer öden, einſamen, von Steinen bedeckten Ebene, und als dieſe ſich nach Weſten zu ſenken begann, führte der abfallende Weg geradezu vor ein Beinhaus, in welchem zu geeigneter Erbauung der Reiſenden mehrere hundert weißgebleichte und auf Latten ſymmetriſch geordnete Schädel aufgeſtellt und dem Schutze eines Crucifixes anvertraut ſchienen, an deſſen Armen friſche Blumenkränze aufgehängt waren und ſich phantaſtiſch über den Reſten ehemaliger Bewohner des nahen Dörfchens Gruna wiegten. Einen heitereren Anblick gewährte links der ſaftiggrüne Wieſengrund, welcher das kleine Waſſer-

becken des Lago di Piano einfaßt, und das zur Rechten ſich öffnende idylliſch reizende Cavargnathal, das wegen der Schönheit ſeiner Töchter und der maleriſchen Tracht derſelben berühmt iſt. Eine raſche Wendung des Weges ließ mich den faſt ſenkrecht abfallenden Felsſtock gewahren, deſſen Fuß der See von Lugano beſpült und an deſſen Seite ſich das romantiſch gelegene Porlezza aufbaut. Ich beabſichtigte mit dem Cavargnathal nähere Bekanntſchaft zu machen, und von dort einen Weg durch das Gebirg nach Bellinzona zu ſuchen; die eben ſo hübſche als freundliche Wirthin zu Porlezza theilte jedoch Signer Toni's Anſicht und nannte mein Vorhaben doppelt »rischioso;« „denn," ſagte ſie, „erſtens wird der Herr zwei in dieſer Jahreszeit bereits bedenkliche Bergpäſſe zu überſchreiten haben, und zweitens deuten alle Zeichen auf einen nahen Wechſel des Wetters." Da ein alter Fiſcher, welcher vor dem Wirthshauſe am See ſeine Netze ausbeſſerte, ebenfalls von bevorſtehenden Regentagen ſprach, beſtieg ich gegen Abend ein nach Lugano gehendes Boot, das, nach der erſten halben Stunde ſchon in ſchwere Nebel gehüllt, mühſam gegen den »libeccio« (Südweſt) ankämpfte und uns fünf lange Stunden auf dem ungeſtüm bewegten Waſſer ſchaukelte. Als ich am nächſten Morgen in dem trefflichen Gaſthaus zur Poſt in Lugano mein Fenſter öffnete, ſtrömte ein ſchwerer, kalter Regen, wie Dante ihn die Schlemmer peitſchen läßt, nieder und nahm von Stunde zu Stunde an Heftigkeit und Ungeſtüm zu, ſo daß ich mich freute, als der von Mailand über den Gotthard fahrende Eilwagen in unſer Hofthor rollte. Erſt Angeſichts der Wieſengründe des lieblichen Uferdörfchens Flüelen ſah ich die Sonne wieder durch das ziehende Gewölk brechen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Niederſachſen, September.

Eine untergegangene Stadt

Vor ſieben Jahrhunderten die größte, reichſte und mächtigſte Handelsſtadt zwiſchen Elbe und Weſer — und jezt ein dorfähnlicher Flecken mit Gemüſegärten, an welchem Tauſende mit der Sturmeseile des Dampfes vorüberfliegen, ohne zu ahnen, welche welthiſtoriſche Erinnerungen ſich an die Stätte knüpfen, die ſie kaum eines Blickes würdigen. Hier, wo einſt der Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwiſchen Sachſen und Slaven war, die Niederlage aller Waaren, die beide Völker einander zuführten, wo die Erzeugniſſe des blühenden Italiens neben denen des rauhen Nordens prangten, wo die prächtigen Häuſer reicher Handelsherren ihre hohen Giebel zum Himmel emporſtreckten; hier, wo einſt der mächtige Frankenkaiſer Karl dem kühnen Sachſenherzog Wittekind die Hand zum Frieden bot, wo die von ihren Unterthanen verjagten Wendenfürſten Miſtewoi und Buthue eine ſichere Zufluchtsſtätte fanden, wo Heinrich IV. mit dem Dänenkönige Suen III. einen Bund zur Unterjochung des Sachſenvolkes ſchloß, wo Kaiſer Lothar mit den deutſchen Fürſten tagte, wo der Fuß des größten Hohenſtaufenkaiſers und des mächtigen Welfen, Heinrichs des Löwen, wandelte — an dieſer Stätte gewahrt das Auge jezt nichts als eine geringe Anzahl einfacher Bauerhäuſer, die im Schatten dunkellaubiger Bäume neben weiten einförmigen Gärten und Feldern liegen. Das ſtolze und reiche Bardewik iſt von der Erde verſchwunden, nur der Name und die Stätte, wo es geſtanden, ſind übrig geblieben.

Die Geſchichte und der Untergang der Stadt ſind weltbekannt. Treulos gegen ihren Herrn und Gebieter, erblickten die Bürger am 28. Oktober 1189 den aus der Verbannung heimgekehrten ergrimmten Löwen mit ſeinen Schaaren vor ihren Mauern, und drei Tage ſpäter, am Tage Simonis und Judä, war die ſtolze feſte Stadt ein Trümmerhaufen. Es erhoben ſich zwar ſpäter wieder einzelne Gebäude auf der wüſten Stätte, allein eine hiſtoriſche Bedeutung erlangte das neue Bardewik nicht wieder. Obwohl ſechshundertfünfundſechzig Jahre ſeit jenem unheilvollen Tage Simonis und Judä vergangen und ſo viele Generationen mit ihnen im Strom der Zeiten verſchwunden ſind, ſo hat Bardewik bei näherer Betrachtung doch heutiges Tages noch manches, was an die einſtige Größe deſſelben erinnert, und ſeine Bewohner zeichnen ſich noch durch ſo viele Eigenthümlichkeiten vor den benachbarten niederſächſiſchen Landleuten aus, daß man bei der Vergleichung eines Bardewikers mit einem Bauern aus einem der nächſten Dörfer glauben ſollte die Abkömmlinge von zwei verſchiedenen Stämmen vor ſich zu ſehen.

Bardewik liegt in einer ebenen Gegend am linken Ufer der Ilmenau und hat einen größeren Umfang als die etwa eine Stunde entfernte Stadt Lüneburg, obgleich die Zahl der Einwohner kaum 1800 beträgt. Die alten Stadtviertel laſſen ſich noch ſehr deutlich aus der Richtung der jetzigen Hauptſtraßen erkennen, an denen die Häuſer durch ziemlich große Zwiſchenräume von einander getrennt liegen. Den Raum zwiſchen den Häuſern und Straßen nehmen die großen Gemüſegärten ein, welche die Hauptnahrungsquelle der Bewohner Bardewiks bilden. Die Bauart der Häuſer iſt jedoch trotz ihrer ſtadtmäßigen Ordnung durchaus ländlich und der Hauptſache nach dieſelbe, wie bei andern niederſächſiſchen Bauernhäuſern. Gleich den lezteren haben ſie nur ein einziges Stockwerk, eine große Lehmdiele, welche auf beiden Seiten von Stallungen und Futterräumen eingeſchloſſen iſt, einen großen Haupteingang an einer der Giebelſeiten — die ſogenannte „große Thür," welche aus zwei Flügeln beſteht und eine beträchtliche Höhe hat — und zwei kleinere Thüren an den langen Seiten des Gebäudes, ein Strohdach u. ſ. w. Die Straßen ſind größtentheils ungepflaſtert; an manchen Stellen liegt noch das Steinpflaſter der alten Stadt einen bis zwei Fuß tief in der Erde.

Dieſes alte Steinpflaſter, der Dom, die Stiftsgebäude und eine wallartige Erhöhung weſtlich vom Ort ſind die einzigen Ueberreſte aus Bardewiks Vorzeit, obgleich ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen läßt, aus welchem Jahrhundert dieſelben herſtammen. Der gewöhnlichen Annahme nach ſollen der Dom und die andern acht Kirchen, welche Bardewik einſt beſaß, bei der Zerſtörung der Stadt durch Heinrich den Löwen verſchont geblieben ſeyn; allein die Bauart des Doms widerſpricht dieſer Annahme. Die an der Weſtſeite deſſelben von Quaderſteinen aufgeführten Gewölbe haben Rundbogen mit korinthiſchen Kapitälen in Mannshöhe und könnten demnach, da ſie den Stempel der byzantiniſchen Bauart tragen, aus der Zeit vor der Zerſtörung der Stadt herſtammen; der ganze übrige Dom aber iſt in gothiſchem Styl von Backſteinen erbaut, und da der leztere vor dem dreizehnten Jahrhundert in Deutſchland nicht angewendet worden iſt, ſo folgt daraus, daß der Haupttheil des Doms ſpäteren Urſprungs ſeyn muß. Von den zahlreichen Seitenaltären findet ſich keine Spur mehr; das gothiſche Schnizwerk am ehemaligen Hauptaltar und an den Stühlen der Chorherrn ſtammt ohne Zweifel aus ſehr alter Zeit. Beſonders bemerkenswerth ſind einige uralte Bilder, von denen das eine — in Stein gehauen — die vormalige Stadt Bardewik vorſtellt, über welcher die Kreuzigung Chriſti ausgeführt iſt. Leider hat der Zahn der Zeit dieſes gewiß ſehr werthvolle

Denkmal ſtark beſchädigt. Ueber dem Portal des Doms ruht ein aus Holz geſchnizter Löwe mit der Unterſchrift: »Leonis vestigium.«

Von den alten Kirchhöfen ſind mit Einſchluß des benachbarten Hoſpitals St. Nicolaihof, welches ebenfalls eine Kirche beſizt, heutigen Tags noch fünf im Gebrauch; die übrigen ſind ſpurlos verſchwunden. Vor einiger Zeit hat man jedoch beim Ausroden von Bäumen auf der Stelle, wo der Stephanikirchhof einſt gelegen, zahlreiche menſchliche Gebeine gefunden. — Auch ein Theil der alten Stiftsgebäude iſt noch vorhanden und iſt noch in den lezten Decennien von den Canonicis und Vicarien bewohnt geweſen. Da das Stift jedoch nach einem im Jahr 1849 erlaſſenen Geſez mit dem Tode der jezt noch im Genuſſe der Pfründen befindlichen Domherrn aufhört und die Rechte, Revenuen und Verpflichtungen deſſelben der königlichen Kloſterkammer zufallen, ſo gehen die Gebäude nach und nach durch Kauf in die Hände von Privatperſonen über. — Das alte Siegel des Stifts verdient in hiſtoriſcher Beziehung eine Erwähnung, da es eine Begebenheit andeutet, welche in der heidniſchen Zeit bei Bardewik vorfiel. Auf demſelben befindet ſich nämlich unter den Bruſtbildern der Apoſtel Petrus und Paulus, welche die Schuzheiligen der Stiftskirche waren, eine Brücke, neben der ein Mann betend auf den Knien liegt. Dieſer lezere ſoll den Marianus vorſtellen, den Schüler des Willehad, des erſten Biſchofs zu Bremen, welcher den heidniſchen Bardewikern und den benachbarten Sachſen täglich das Chriſtenthum predigte, nach dem furchtbaren Strafgericht Karls des Großen bei Verden aber von den ergrimmten Bewohnern Bardewiks neben der über die Ilmenau führenden Brücke am 3. November 782 erſchlagen wurde. Zu Ehren dieſes Märtyrers ward ſpäter auf der Stelle, wo er den Geiſt ausgehaucht, eine Kirche erbaut und nach ſeinem Namen genannt.

Die im Weſten des Orts gelegene wallartige Erhöhung, welche ſich etwa ſechs Fuß über die Ebene erhebt, wird gewöhnlich für einen Ueberreſt der alten Stadtwälle gehalten, obgleich ſich dieſe Behauptung nicht mit Sicherheit begründen läßt. Der lezte Wall ſoll vor einem halben Jahrhundert abgetragen worden ſeyn.

Die Eigenthümlichkeiten der Bewohner Bardewiks in Hinſicht auf Charakter, Lebensweiſe, Tracht, Sitten und Gebräuche verdienen alle Beachtung. — Die Bardewiker ſind von mittlerer Größe und kräftigem Wuchs, ſtehen aber den niederſächſiſchen Bauern an Körperſtärke nach, wie man dieſelben denn trotz ihrer ländlichen Beſchäftigung und ihrer durchaus ländlichen Umgebung keine Bauern nennen kann. Ihre Geſichtsbildung, ihre Tracht, ihr Charakter und ihre Lebensweiſe haben mehr oder weniger etwas von ſtädtiſchem Gepräge. Unter den jungen Mädchen ſieht man bisweilen wahrhaft edle Geſtalten mit Angeſichtern ſo fein und anmuthig, daß mancher Maler bei ihrem Anblick in Entzücken gerathen könnte. Die hübſche, vortheilhafte Tracht des weiblichen Geſchlechts trägt allerdings viel dazu bei, die Anmuth der Geſtalt und des Antlizes hervorzuheben, jedenfalls aber können es die Bardewikerinnen hinſichtlich der Schönheit mit allen benachbarten Landmädchen aufnehmen.

In Betreff des Charakters unterſcheiden ſich die Bewohner Bardewiks ſehr bedeutend von den lüneburgiſchen Landleuten. Man könnte ſagen, daß dieſelben noch einige Eigenſchaften von ihren berühmten Vorfahren geerbt haben. Dahin gehören vor allen eine große Betriebſamkeit und ein ſehr reges Streben nach Erwerb, eine Art von Handelsgeiſt, welcher bei manchen Schattenſeiten doch weſentlich zur Förderung der allgemeinen Wohlhabenheit beiträgt. Da der Bardewiker entweder ganz beſizlos, oder doch auf einen ſo geringen Grundbeſiz beſchränkt iſt, daß ein Stück Land von der Größe eines bei den niederſächſiſchen Bauern wenig geachteten und benuzten ſogenannten „Apfelhofes“ oftmals ſchon für etwas Rechtes gilt und häufig eine ganze Familie erhalten muß, ſo lernt er bereits in früher Jugend begreifen, daß er ganz auf ſeine eigene Kraft angewieſen ſey, und daß er nur durch die ausdauernde Thätigkeit ſich und die Seinigen zu ernähren vermöge. Arbeitſamkeit und unverdroſſener Fleiß ſind daher allgemein vorherrſchende Tugenden. Aber eben weil der Bardewiker ſo raſtlos ſtrebt und ringt, gewinnt er auch in der Regel bedeutend mehr, als zur Friſtung des menſchlichen Daſeyns nöthig iſt, und kann ſich daher an Sonn- und Feſttagen ſeines Lebens recht aus dem Grunde freuen. Vor allen ſind es die jungen Burſchen und Mädchen, welche in den der Ruhe und Erholung gewidmeten Stunden und an feſtlichen Tagen eine wahrhaft beneidenswerthe Heiterkeit und Fröhlichkeit entwickeln. Muſik und Tanz gehen ihnen über alles, und namentlich zeigt das weibliche Geſchlecht eine beſondere Vorliebe für beides. Die jungen Mädchen, welche truppweiſe faſt täglich mit ihren Gemüſekörben auf dem Kopf nach dem nahen Lüneburg wandern, werden unterwegs bisweilen plözlich von einem „Tanzſchauer“ befallen, ſtellen ihre gefüllten Körbe in das blumige Gras neben dem breiten Pfade und führen unter dem blauen Himmelszelt nach dem Geſang einer ſtimmbegabten Marktbeſucherin lachend und ſcherzend irgend einen „Schottiſchen,“ einen „Langſamen“ (nämlich Walzer) oder einen „Jägerſchottiſchen“ aus, ſchwingen dann ihre Gemüſekörbe wieder auf den Kopf und wandern wohlgemuth weiter. Daß den Wirthshäuſern und Tanzböden durch dieſen Frohſinn der jüngeren Welt ein nicht unbedeutender Gewinn zufließt, iſt leicht zu erachten. Der niederſächſiſche Bauer kann zu Zeiten auch recht luſtig ſeyn, allein ihm klebt ſtets eine gewiſſe Schwerfälligkeit an, welche dem Bardewiker gänzlich fremd iſt. Dieſer beſizt auch einen bei weitem aufgeweckteren und lebendigeren Geiſt als jener; er weiß, daß er mehr iſt als ein gewöhnlicher Bauer, und tritt deßhalb auch mit ungleich größerer Sicherheit auf. Schon in früher Jugend lernt er friſch und frei von der Leber weg ſprechen und iſt nicht um eine Antwort verlegen, wenn er gefragt wird.

Obgleich die Nationaltracht mehr und mehr verſchwindet und ſich der ſtädtiſchen Kleidung nähert, ſo ſieht man bei betagten Leuten und bei den jungen Mädchen doch noch manche Spuren derſelben. Beide Geſchlechter haben eine kirchliche und eine weltliche Tracht. — Das weibliche Geſchlecht, das faſt in allen Ländern mehr Originelles in der Tracht bewahrt hat als das männliche, zeichnet ſich auch hier durch eine complicirtere und koſtbarere Kleidung aus. Als allgemeiner Charakterzug iſt

die äußerſt kurze Taille der Mieder und die ſtarke Zuſammenſchnürung von Hüfte und Bruſt hervorzuheben. In Betreff der Kirchentracht haben die Frauen und Mädchen eine ſtrenge und genaue Kleiderordnung, indem ein Unterſchied zwiſchen einem gewöhnlichen Sonntag und den hohen Feſttagen gemacht wird. Am erſten Weihnachts-, Oſter- und Pfingſttage erſcheinen alle, von der betagten Frau bis zum jüngſten Mädchen herab, in ganz ſchwarzer Kleidung; an den zweiten Feſttagen werden dagegen hellfarbige, mit Silber- oder Goldſtickerei verſehene und mit bunten Bändern gezierte Mützen getragen, welche einen Hauptſchmuck des weiblichen Geſchlechts in Niederſachſen bilden. — Wenn Frauen und Mädchen zur Communion gehen, ſo tragen ſie ſchwarze Mieder von Seide oder geblümtem Damaſt, ſchwarze tuchene oder ſogenante „ſtoffene" Röcke und Strümpfe von hellblauer Wolle. Der frühere originelle Kopfſchmuck der jungen Mädchen, eine ziemlich hohe, mit ächten Spitzen beſezte weiße Haube von Kammertuch, welcher durchſichtige Stoff den ganz mit roſafarbenem Band umwickelten „Haarknuſt" gar anmuthig durchſchimmern ließ, iſt faſt ganz außer Gebrauch gekommen und von der oben beſchriebenen ſogenannten „Lüneburger Mütze" verdrängt worden. Das ſchwarze ſeidene, in ſchmale Falten gelegte Tuch, welches den Hals verhüllte und aus welchem das mit ächten Spitzen beſezte feine ſchneeweiße Hemd hervorſchaute, ſtach vortheilhaft gegen jenen alterthümlichen Kopfputz ab. Einen beſondern Schmuck der kirchlichen Tracht bilden die ſilbernen Ketten und Schlöſſer, welche das Mieder vorn auf der Bruſt zuſammenhalten und ſich auf dem dunkeln Grunde hübſch ausnehmen. Das ſtattliche, reich mit Silber beſchlagene und mit einem goldenen Schnitt verſehene Geſangbuch, mit welchem die Frauen in der Kirche erſcheinen, iſt ein Geſchenk, welches jeder Bräutigam ſeiner Braut zu machen pflegt. Bei weltlichen Feſten und Feierlichkeiten tragen Frauen und Mädchen durchweg hellfarbige und bunte Kleider und Bänder; die ſcharlachrothen, von oben bis unten in zahlloſe Falten gelegten langen Röcke von ſchweren Stoffen und die feinen weißen, den Rock faſt ganz umſchließenden Schürzen, die einen Hauptbeſtandtheil der alten Nationaltracht bilden, ſieht man von Tage zu Tage weniger. Vor einigen Jahrzehnten, als dieſe ſcharlachrothen Röcke und die weißen Schürzen noch faſt allgemein getragen wurden, gewährte der geräumige Marktplatz in Lüneburg zu den Stunden, wo die Schaaren der Bardewikerinnen dort ihre Gemüſe feil boten, einen höchſt eigenthümlichen Anblick; jezt verliert die Scene von Tage zu Tage mehr an Eigenthümlichkeit, und nach einigen Jahrzehnten wird man die originellen hübſchen Gemüſeverkäuferinnen hinſichtlich der Tracht ſchwerlich mehr von den niederſächſiſchen Bäuerinnen oder von den Weibern und Mädchen der Mittelklaſſe in den Städten unterſcheiden können. Die Mieder von geblümten ſeidenen oder halbſeidenen Stoffen, in denen Frauen und Mädchen auf Hochzeiten und Tanzböden erſcheinen, haben enganſchließende Aermel, welche nur den Oberarm und den Ellbogen bedecken.

(Schluß folgt.)

London, September.

Die Utilitarians und »Hard times« von Dickens.

Thatſachen — „Facts," nichts als reine, trockene Thatſachen, das iſt die Hauptſache, alles andere iſt nicht allein Nebenſache, ſondern ſogar verderblich für „Geiſt und Gemüth," und muß daher ſorgfältig aus jedem Programm eines vernünftigen Unterrichtsſyſtems geſtrichen werden. Das iſt der Grundſatz der Mancheſter-Schule, der ſogenannten Utilitarians und aller Cottonlords in England. Zauber- und Wundergeſchichten, wie Grimms Hausmährchen und Tauſend und eine Nacht, müſſen demnach als verderbliche Bücher verbrannt werden; ſie leiten vom reinen Thatbeſtand ab und geben der Phantaſie des Kindes zu große Nahrung. Das Kind ſoll keine Phantaſie haben, ſoll ſich nicht wundern, ſoll ſich nicht in Träume verlieren. Die Träume eines Kindes ſollen keine Kinderträume ſeyn; das Kind ſoll bloß von vernünftigen Sachen träumen, von Dingen, die ſich beweiſen laſſen, von mathematiſchen Figuren, die demonſtrirt werden können. Der Geſchmack ſelbſt iſt etwas Abgeſchmacktes, ſobald er nicht vom Thatſächlichen geleitet und geläutert wird. Wenn es ſich z. B. darum handelt, ein Zimmer mit Teppichen zu belegen, ſo ſieht ja zu, daß ſich in dieſen Teppichen keine gewirkten Blumen befinden. Tritt man etwa auf Blumen? Geht man im Leben auf Blumen einher? Wenn man im Leben nicht auf wirklichen Blumen wandelt, ſo dürfen ſich um ſo weniger gewirkte Blumen auf Teppichen finden. Das wäre gegen alle Regeln des Geſchmacks, wie dieſelben ſich aus der Theorie des Thatbeſtandes entwickeln. Was in den Teppich gehört, das ſind ſymmetriſche, geometriſche Figuren, Figuren, die Sinn und Bedeutung haben, Dreiecke und Vierecke und Vielecke, alles, nur keine Blumen. Was bedeuten Blumen? Blumen ſind etwas rein Phantaſtiſches, und die Mancheſter-Schule iſt faktiſch und praktiſch und will das Faktiſche und Praktiſche allenthalben wiederfinden und das Phantaſtiſche überall und in allen Formen, in denen es erſcheinen mag, ausgerottet wiſſen. Könnten die Utilitarians die Blumen von der Erde vertilgen, ſie würden keinen Augenblick anſtehen, es zu unternehmen, zu Gunſten der Baumwolle und der Kohle, wie ſie bereits in allen Manufakturdiſtrikten gethan, wo ſie Himmel und Erde mit ihrem Rauch ſchwarz gefärbt haben und keine Blume aufkommen kann.

Gegen dieſes Ueberhandnehmen des Faktiſchen erhebt ſich nun Dickens in ſeinem neuen Roman: »hard times« (ſchwere Zeiten); er tritt für die Blumen gegen die Ziffern und geometriſchen Figuren der Mancheſter-Schule auf. Er will die Blumen retten vom Untergang, den ihnen die Leute des nackten Thatbeſtandes drohen, und er ſucht daher auf jede mögliche Weiſe die Sympathie des Publikums für die zarte Blume, die wir Gefühl nennen, zu wecken, und dieß iſt ihm allerdings trefflich gelungen. Die »household words,« eine Wochenſchrift, in welcher der Roman erſcheint, iſt von 80,000 Abonnenten auf nahe an 200,000 geſtiegen und gehört in dieſem Augenblick zu den geleſenſten Zeitſchriften Englands. — Was dem Roman beſonderes Intereſſe verleiht, iſt der Umſtand, daß derſelbe ſein Hauptmotiv aus der Wirklichkeit ſchöpft, aus den ſogenannten Strikes oder Arbeitseinſtellungen, wobei Arbeiter und Meiſter ſich in eigentlicher Fehde gegenüber ſtehen. Die Perſonen des Romans gehören alle dem einen oder dem andern Stande an, und wir ſehen das Leben dieſer beiden Stände auf meiſterhafte Weiſe dargeſtellt.

Die Fabrikherrn haben ſo gut ihre Philoſophen wie jede andere Klaſſe der Geſellſchaft, und auch die Fabrikphiloſophen ſtellen ſich als Ideologen heraus. Als Vertreter der Philoſophie der Induſtrie tritt in Dickens Roman Gradgrind auf. Parlamentsglied und einer der angeſehenſten Einwohner von Coketown. In ſeinem Syſtem erkennt er gar nichts an, als was gemeſſen, gezählt, gewogen werden kann. Die Leidenſchaften, die nicht nach Maß und Gewicht beſtimmt werden können, gehören um ſo weniger in ſein Syſtem, als ſie ſich nicht verwerthen laſſen. Freundſchaft, Sympathie, überhaupt alle Gefühle ſind Imponderabilien, die er aus ſeinem Syſtem verbannt wiſſen will. Er hat eine Schule gegründet, die er ſelbſt beaufſichtigt und in welcher die jungen Gemüther ſtreng nach dieſen Principien erzogen werden, und es kann nicht fehlen, daß bei ſolcher Bildung die jungen Gemüther alles, was ſie an Gemüth in die Schule bringen, in kurzer Zeit vollkommen abſtreifen. — Gradgrind hat ſelbſt Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, die er mit der äußerſten Sorgfalt nach den Lehren der reinen induſtriellen Vernunft, des reinen berechnenden Verſtandes erzieht, und von denen er nichts ſo fern hält als alle Einflüſterungen des Herzens. Das Herz hat mit dem Menſchen und der Induſtrie nichts zu ſchaffen; die Bewegungen der Maſchine werden nicht mit dem Herzen ermeſſen, die Baumwolle wird nicht mit dem Herzen bearbeitet, die Werthsbeſtimmung der verarbeiteten Baumwolle hängt nicht mit dem Herzen zuſammen, und was man zu Markte bringt, ſind nicht Empfindungen oder Rührungen oder ſonſtiger Unſinn, ſondern Twiſt und Calico. Die Erziehung der Gradgrindſchen Kinder wird abgeſondert von andern Kindern in einem beſondern Zimmer betrieben, das Dickens »hair-cutting room« nennt, wegen der Aehnlichkeit, die es in allen Beziehungen mit den Räumen hat, wo den Soldaten die Haare ordonnanzmäßig geſtutzt werden. Kein Wunder, daß die Kinder freud- und leidenſchaftslos heranwachſen. Gradgrind hat indeſſen noch ein armes, verwahrloſtes Kind in ſein Haus aufgenommen, das wirklich noch ein Herz hatte und Blumen beſſer als Ziffern kannte; er hat es aufgenommen nicht etwa, damit es ſeinen eigenen Kindern zur

Unterhaltung diene, ſondern vielmehr als ein warnendes Beiſpiel von der verderblichen Einwirkung der Gefühle, die, wie Gradgrind am Mädchen nachweiſt, im Stande wären die ganze Arithmetik über Haufen zu werfen und den Menſchen auf immer unfähig zu machen, im Leben mit Berechnung zu Werke zu gehen. — Gradgrinds beſter Freund iſt ein gewiſſer Bounderby, ein reicher Fabrikant, der in derſelben Stadt lebte und ſich vom kleinſten Anfang zu einer der bedeutendſten Stellungen in der induſtriellen Welt emporgeſchwungen hat. Bounderby iſt das verwirklichte Ideal Gradgrinds. Bounderby verdankt alles ſich ſelbſt und ſeiner Liebe zu der reinen, nackten Thatſache. Von ſeiner dem Trunke ergebenen Mutter und Großmutter in früheſter Kindheit verlaſſen, hat er, mit Lumpen bedeckt, ſich durch den Schmutz von London zu ſeiner jetzigen Stellung durch und empor zu arbeiten gewußt. Dieſe Lumpen und dieſer Schmutz und ſeine trunkene Mutter und Großmutter bringt er bei jeder Gelegenheit vor, um ſeine jetzige Lage in deſto glänzenderes Licht zu ſtellen. Es iſt ſeine höchſte Freude, ſeinen urſprünglichen Schmutz den feinen Gentlemen und Ladies gegenüber geltend zu machen, und er ſcheint es ihnen ordentlich zum Vorwurfe zu machen, daß ſie nicht auch in ihrer Jugend Trunkenbolde zu Eltern, Lumpen zur Bedeckung und das Pflaſter zur Schlafſtätte gehabt haben. Wie Gradgrind in der Geſtalt eines verlaſſenen Mädchens ſich ein Herz im Hauſe hält, das er ſpeiſt und kleidet, um dieſes Herz dem Kopfe, d. h. den Köpfen ſeiner Kinder als Warnung vorzuhalten, ſo hält ſich Bounderby eine Lady, die aus glänzenden Umſtänden zum Range einer Haushälterin herabgeſunken iſt, und dieſe glänzende Lady hat nichts zu thun, als Bounderbys einſtigen Lumpen als Folie zu dienen. Die Lady, pflegt Bounderby aller Welt zu ſagen, war eine Beſucherin der italieniſchen Oper und verſäumte keine Vorſtellung. Auch Bounderby hat in ſeiner Jugend die italieniſche Oper gekannt, aber von einer andern Seite: er kannte von der italieniſchen Oper nur die harten Steine unter den Arkaden, die ihm manchesmal als Nachtlager dienen mußten. Und wie ſonderbar hat ſich alles gewendet! Dieſe Lady hält er, Bounderby, ſich jetzt als Haushälterin, und gibt ihr das Gnadenbrod nebſt hundert Pfund Sterling jährlich. Alles das trug denn auch nicht wenig dazu bei, Bounderbys Ruhm in der Stadt zu mehren und ſeinen Kredit zu heben. — Als Gradgrind eines Morgens mit dem „Herzen“ in Bounderbys Wohnung tritt und ihn mit ſeinem Plane bekannt macht, das „Herz“ zu ſpeiſen und zu kleiden und es mit Ziffern und Thatſachen zu nähren, ſtatt mit Gefühlen und Empfindungen, vergißt das arme Herz in ſeiner Ueberfülle von Dank der vornehmen Dame und jetzigen Haushälterin des reichen Fabrikanten ſeine Verbeugung zu machen. Wie Bounderby dieß bemerkt, werden die alten Lumpen in ihm rege und er beginnt zu toben. „Die Lady hier am Theetiſche,“ ſpricht er zum Herzen, „iſt eine highly connected lady. Sie iſt meine Haushälterin, und ich ſage dir allen Ernſtes, du haſt, ſo oft du hieher kommſt, dieſer hohen Dame deine unterthänigſte Verbeugung zu machen.“ Er, Bounderby, der jetzige Fabrikant und Bankier, iſt nichts, gar nichts, und es liegt ihm verdammt wenig daran, wie man ſich gegen ihn beträgt; aber er will, daß man die Lady begrüßt und ihm in der Lady Ehre erweiſt; denn die Lady iſt in ſeinen Dienſten, er iſt Eigenthümer derſelben; er, der aus dem Schaume der Erde hervorgegangen, hat eine Lady zur Haushälterin, die mit den erſten Familien Englands in Verbindung ſteht, und er will, daß man dieſes Dienſtverhältniß anerkenne, und daß ſich alle Welt vor der Lady beuge.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 40. 1. Oktober 1854.

— Now and then an ample tear trill'd down
Her delikate cheek; it seem'd, she was a queen
Over her passion, who, most rebel-like,
Sought to be king o'er her.

Shakespeare.

Skizzen aus dem norddeutſchen Leben.

(Schluß.)

Wir wurden durch die ſich nähernde Jagd unterbrochen, der Amtmann eilte an ſeinen Poſten zurück und ich blieb mit meinen Gedanken über das eben beendete ernſte Geſpräch allein. Ich habe in meinem Leben oft das Glück oder Unglück gehabt, zum Vertrauten in den zarteſten und geheimſten Angelegenheiten gemacht und zu manchem hinzugezogen zu werden, was mich eigentlich gar nichts anging. Noch immer hatte ich Rath und Troſt und zuweilen auch Hülfe gewußt. Aber noch nie war mir's ergangen wie hier; vergeblich ſah ich umher und ſuchte einen guten, freundlichen Ausweg; überall fand ſich Hecke an Hecke, an denen ſich leicht ein paar ſchöne, tüchtige Herzen zerreißen konnten. Es geht im Leben wohl einmal zu wie im Mährchen, ſo wunderbar, ſo ungewöhnlich, ſo fremdartig, allein wenn es zum Ende des Mährchens kommt, wird es leider meiſtens nur gar zu irdiſch und natürlich, und die Wirklichkeit drückt ihr ſchweres, hartes Siegel auf die ſüßen Phantaſien und Träumereien.

Dieſe Wirklichkeit trat nun alsbald auch in meine Gedanken herein, da die Jagd heranzog und mit all ihren Einzelnheiten aufregend vorbeiwirbelte. Doch will ich euch davon nicht erzählen. Einen Hirſch ſchießt man dort nicht anders todt als hier, das Jauchzen und die Begrüßungen luſtiger Jäger ſind überall ziemlich dieſelben und von gleicher cordialer Weiſe. Buſche war wie gewöhnlich wild und zutraulich; als wir vom Nachhauſegehen zu reden anfingen, lachte er uns aus und meinte, wozu denn ſein Haus nur eine Viertelſtunde entfernt wäre? Von Ablehnen war bei ſeiner Weiſe keine Rede, und ſo folgten wir ihm durch den Wald, gefaßt auf ein mehr als lautes und luſtiges Mahl und einen mehr als ausgelaſſenen Tag. Auf der Wanderung kamen wir auch am ſchwarzen See vorbei. Das iſt ein ſtilles Waſſer, geheimnißvoll mitten im tiefen Wald; rings umher ziehen ſich in ununterbrochener, gedrängter Maſſe hohe Tannen, woher denn auch die dunkle Farbe der Fluth und der Name rühren mag. Im Volk gehen darüber und über den See ſelbſt freilich ganz andere Sagen. Eine Nymphe hauste hier, die ſich in einen Ritter verliebte und von ihm betrogen und verlaſſen ward. Sie hatte ihn wahrhaft geliebt, darum ward ſie auch auf den Tod betrübt und ſank für immer hinab in die tiefſten Gründe. Da ſitzt ſie noch und trauert immerdar, und die Waſſer trauern mit ihr, ſchwarz und ſtill, ſie regen ſich kaum, denn ſie mögen der Herrin Schmerz nicht ſtören. Nur wenn jemand die Tiefe meſſen will, brauſen ſie wild auf

und verſchlingen den Frechen. Fiſche ſind in der Fluth nie bemerkt worden, aber die weißen Waſſerlilien breiten überall ihre großen Blätter aus und wiegen ihre träumeriſchen, duftvollen Köpfe.

Es ward ein ſplendides, luſtiges und wildes Mahl, wie wir vermuthet, es ward ein ausgelaſſener Nachmittag, noch über Vermuthen hinaus. Vom Kaffee und den übermüthigen Anekdoten und Schnurren trieb er uns zum Schießſtand und von dort an die Spieltiſche, wo es gleichfalls wild und abenteuerlich genug herging. Und als auch das ſein Ende erreicht, ward noch lange nichts aus dem von uns gewünſchten Aufbruch. Im Garten war ein langes Berceau von grünen dichten Hagebuchen, mit Tiſchen und Bänken darin. Dorthin führte er uns, da fanden wir kalte Speiſen aufgeſtellt, den Wein im Eis und alles bereit zu einer neuen Sitzung. Als wir gegeſſen hatten und die Cigarren anzündeten, ſaß Buſche ſelbſt ſchweigend und ließ mit einer gewiſſen andächtigen Aufmerkſamkeit einen Korken aus der erhobenen Hand ſo auf den Tiſch fallen, daß er auf die Harzſeite zu ſtehen kam. Und als ihm wunderbarer Weiſe das neunmal hinter einander gelungen war, ſprang er auf, klatſchte in die Hände und rief: „Sapperment, Jungen, heut' wird's fein! wir dürfen Sect trinken! He da! du Schiesbein, verdammtes, laufe und hole uns einen Korb voll und friſches Eis!" Dieſe Spielerei mit den Korken war nämlich die Probe, die er ſein Verlangen nach Champagner jedesmal beſtehen ließ, in deren Ausgang er ſich ſtets fügte. Freilich hatte er nachgerade eine ſolche Gewandtheit erlangt, daß ihm, wenn er wollte, das Experiment ſelten mißlang. Der Wein kam und die Gläſer wurden ſchnell voll und leer.

„Und nun, was gibt es Neues?" rief er wieder luſtig. „Nichts? Ei! ſo will ich euch was erzählen, und was Schmuckes. Alſo ihr kennt unſern Nachbar, den Commerzienrath auf Treibnitz. Der hat einen Taglöhner im Dorf, heißt Hinz, der vor kurzem ſeine Frau verloren und ſich für ſeinen Hausſtand und ſeine drei kleinen Kinder natürlich eine neue ſuchen muß. Er kennt von Alters her die Eva, die hier bei mir auf dem Hofe dient, fragt bei ihr an und freut ſich, da ſie Ja ſagt; 's iſt auch ein wackeres Stück von einem Mädel, verliere ſelber ſie ungern. Darauf beſtellt er beim Paſtor das Aufgebot und zeigt es ſeinem Herrn an. Was thut der? — „Daraus wird nichts," ſagt er, „ich habe im Dorf da die Wittfrau, welcher der Mann neulich geſtorben, die muß verſorgt werden, die ſollſt du nehmen." — „Das kann ich nicht, Herr," ſpricht der Hinz; „die hat ſechs kleine Kinder, wie ſoll ich nun die alle Neun durchbringen?" — „Das geht mich nichts an, anders wird es nicht, richt' dich darnach ein," ſagt der Commerzienrath. Hinz geht und ſcheuert ſich hinter den Ohren, doch will er die Eva nicht aufgeben, und die andere nehmen kann er nicht; er macht ſich alſo am folgenden Tag zum Paſtor, um dem ſeine Noth zu klagen. Der Paſtor hat aber ſchon einen Brief von dem Herrn erhalten, darin ſteht zu leſen: er wolle, daß der Hinz die Wittfrau heirathe und anders keine, und der Paſtor ſolle ſich nicht unterfangen, ihn mit einem andern Weibsbilde aufzubieten. Beſtehe der Menſch auf ſeinem Vorſatz, ſo könne er als Herr ihn zwar nicht daran verhindern, könne ihn auch zur gewöhnlichen Umzugszeit erſt aus dem Dienſt entlaſſen, werde ihm aber bis dahin alles in den Weg legen und ihn malträtiren, wo und wie er könne; der Paſtor möge ihm das auseinanderſetzen. — Nun, ihr Herren, der Alte antwortet ihm, dergleichen ſey nicht ſeine Sache, er werde thun, was ſeines Amtes, — bedeutet dem Mann, er möge ruhig ſein Vorhaben ausführen, und kündigt ihn mit der Eva. Was meint ihr dazu?"

Die andern ſchüttelten die Köpfe. „Es iſt ſchier nicht möglich," bemerkte ich. — „Bah, mein Schatz, ich habe den Brief ſelbſt geleſen!" rief er. „Bei den Menſchen iſt noch mehr möglich; die möchten in ihrem Hochmuth und Bauernſtolz am liebſten das alte Sklavenweſen, die Leibeigenſchaft, wieder aufbringen. Die denken nicht, daß der gemeine Mann auch ein Geſchöpf iſt, das von einem Weibe geboren. Bah! ich habe dem armen Teufel ſagen laſſen, er ſolle ſich nicht kümmern noch grämen; wenn er dort wegziehe, werde der Buſche noch eine Hauſung für ihn finden." — Und damit trank er ſein Glas und ſtürzte ſich in die ausgelaſſenſte, wildeſte Luſtigkeit und riß uns, ſo gut er's vermochte, mit fort. Ganz mißlang ihm das auch nicht, denn man weiß, wie in ſolchem Uebermuth und in ſolchem Wirbel etwas Fortreißendes und Anſteckendes liegt. Es war eine bunte, thörichte, tolle Nacht, und erſt lange nach Mitternacht kamen wir zum Aufbruch. Da, während wir vor der Thür ſtanden und auf einen Nachzügler warteten, ſagte er, der neben mir ſtand, plötzlich zu mir: „Na, Schatz, ſcheint es Euch was Abſonderliches zu ſeyn mit dem Buſche? Meint Ihr, es ſey zu toll? Stoßt Euch nicht! Glaubt nur, mit dem iſt's lange zu End', der Buſche kommt nimmer mehr zu Platz, er iſt flöten." — „Herr von Buſche —" ſprach ich betroffen. — „Schon gut, Schatz, ſchon gut," erwiederte er und wandte ſich ſcherzend an einen andern. Als ich unterwegs Stamberg um eine Erklärung dieſer Rede anging, meinte er: „Nun, er fühlt ſelbſt, daß er herunter kommt bei dieſem Leben, aus dem er ſich nicht mehr herauszureißen vermag, und das will er oft betäuben. Aber wie das Exempel zeigt, kommt es zuweilen doch einmal zu Platz."

Als wir nach Hauſe kamen, ſchlichen wir, um die andern nicht zu ſtören, leiſe in unſere Betten und überließen uns dem nothwendig gewordenen Schlaf. Ueberreizt waren wir nicht, man wird das dort zu Lande nicht ſo ſchnell und leicht, aber wir waren von all dem Treiben und Lärmen gänzlich müde und abgeſpannt. Davon

kurirte nicht die Fahrt durch die ſtille Nacht, davon kurirte uns auch nicht die Ruhe der wenigen Stunden bis zum Morgen; wir bedurften der Stille und Ordnung des Daheimſeyns, wir bedurften der friſchen, leichten Luft, der Sommerfrühe. Und ſo ging auch ich nach dem Frühſtück in den Garten und ſuchte mir einen Platz zum Raſten und Alleinſeyn. Vordem habe ich euch einmal von einem Bosquet jenſeits des großen Raſenplatzes erzählt, welches mit ſeinen Büſchen, Bäumen und Blumen den Steintiſch und die Bank umgibt, die man Margarethensruh nannte. Neben der Bank hatten wir uns einmal in das hier weiter ziehende Gebüſch gedrängt, drinnen eine kleine Stelle gefunden, wo im dichten Schatten mancher Strauch und Zweig abgeſtorben war, ſie geſäubert und auch hieher eine Bank zum beſondern Schmollplatz geſchleppt. Dahin ging ich, in den Schatten, in die Kühle und Stille, da ſtreckte ich mich hin.

Ich mochte gedämmert haben, wie man dort den Zuſtand nennt, wo man zwiſchen Schlafen und Wachen ſchwebt, denn ich hatte nicht bemerkt, daß jemand ſich nahe, und fand doch plötzlich, daß vor mir im Bosquet zwei Menſchen waren und mit einander redeten. Durch die dünne Gebüſchwand konnte ich ſie auf's Genaueſte ſehen und hören, während ſie mich in meiner dunkeln Kleidung zu bemerken wohl kaum im Stande waren. Das war mir nicht angenehm; aber fort konnte ich nur auf dem Wege an ihnen vorbei und ſtören wollte ich ſie nicht, da ich aus den erſten Worten eine Erörterung vorausſah, die durch mein Erſcheinen vielleicht wieder zurückgehalten wurde und doch in meinem Sinn nicht länger verſchoben werden durfte. Es war der Oberſt und Margarethe; ſie ſtand neben ihm und hatte den heißen Kopf an ſeine Schulter geſchmiegt, während ſein Arm leicht um ihre ſchlanke Taille lag.

„Margarethe," ſprach er, „meine Perle, Sie gehen nun alſo fort?" — „Ja," war die leiſe Antwort, „ich muß wohl, die Tante ruft mich." — „Mein Kind," ſprach er wieder, und mit einem unendlich ſanften und milden Tone, „mein geliebtes Kind, ich ſehe Sie beinahe traurig ſcheiden. Wiſſen Sie wohl, Sie haben mich alten Mann verwöhnt mit Ihrem Weſen; ich habe nie ein eigenes Kind gehabt, nie für eines ſorgen können, und das muß doch ſo ſüß ſeyn, ſo ſüß! Ich merke es jetzt!" — Sie ſchwieg, aber ſogar ich ſah, wie ſie zitterte. „Margarethe," fuhr er fort, „mein Kind, wollen Sie mir Eines verſprechen, aber auch recht treu und feſt?" — Sie nickte, ohne ihn zu erheben, nur heftig einigemal mit dem Kopf. — „Sie haben einen prächtigen, klaren, einſichtigen kleinen Kopf," redete er ſanft weiter und zog ſie noch feſter an ſich, „Sie haben eine ſtarke Seele und ein feſtes Herz; — wollen Sie nun einſehen, daß es mit Ihrer Heftigkeit, Raſtloſigkeit und Regſamkeit nicht ſo fort geht, daß Sie davon aufgerieben werden, daß Sie ſich zügeln und mäßigen müſſen, daß, wenn niemand ſonſt, Sie ſelbſt auf ſich zu achten, ſich zu ſchonen und zu pflegen haben? Kind, ich ſeh's mit Angſt, mit Angſt, mein Kind, wie Sie ſich aufreiben und aufregen, wie Sie verglühen. Sie ſind ſtets wie im Fieber, Sie ſind nicht wohl; — ſehen Sie nur, wie Sie jetzt zittern, wie heiß Ihre Wangen ſind! Mein Kind, wollen Sie dem alten Mann das nicht verſprechen, der Sie wie ſein Eigenthum liebt und wie ſein Herzblut?"

Er beugte ſein Haupt zu dem ihren nieder und ſah ihr zärtlich und liebevoll in's Geſicht. Nach einer Pauſe erſt ſagte ſie leiſe und den Kopf noch tiefer ſenkend: „Nein, das kann ich nicht, denn ich thue es doch nicht; das muß ein anderer thun, der muß für mich ſorgen, mich ſtützen, mich lieb haben, und mich auch für ihn ſorgen und ihn lieb haben laſſen. Und das —" Sie richtete ſich auf, ihr Geſicht glühte, ihre Augen waren mit einem hinreißenden Ausdruck von leidenſchaftlicher Liebe zu den ſeinen erhoben, „und das ſind Sie, Oberſt; nehmen Sie mich doch hin, Sie wiſſen wohl, daß Margarethe Ihr eigen iſt." — Und ihr Kopf ſank an ſeine Schulter zurück. Er lächelte ſchwermüthig. „Ja, wollte Gott, ich dürfte das, Sie würden einen guten, liebevollen, nachſichtigen Vater an mir haben. Aber Sie wiſſen auch, man gibt Sie mir nicht, Sie wilder, ſchöner, kleiner Phantaſt. Doch Sie ſollen mir ſchreiben und ich will Ihnen rathen, Sie ſtützen und behüten, wie ich es kann, wenn Sie mir verſprechen, mir wie einem rechten Vater alles zu ſagen, mir zu vertrauen, auf mich zu hören. Und wenn Sie wieder herkommen, ſoll es auch mündlich ſo ſeyn; nicht?"

Sie richtete ſich auf. „Sie verſtehen mich nicht," ſagte ſie mit einer zuerſt ein wenig ſchwankenden, aber bald feſter und feſter werdenden Stimme. „Nehmen Sie mich doch hin, Papa, ganz — ganz! Nicht als Ihr Kind, ich bin das nicht, nein, als die Ihre, denn die bin ich, Papa, ganz bis in's Leben! Sahen Sie's denn nicht, daß ich nur von Ihnen noch weiß? Sahen Sie's denn nicht lange, daß ich Sie liebe, ſo, o ſo! Daß ich nichts will als die ſeyn, die Sie lieb haben, die Sie pflegt, die Sie mit aller Liebe eines Menſchen umgibt und ſtets bei Ihnen iſt und ſtets ihr Glück aus Ihrem Herzen klingen hört, aus Ihren Augen blinken ſieht? Wiſſen Sie das nicht, wollen Sie das nicht?" — Er war ſtumm und ſtarr ihr gegenüber. — „Sehen Sie," fuhr ſie fort und legte ihm die ſchlanken Arme leiſe um den Hals, „ſo liebe ich Sie, ſo werbe ich um Sie, Stephan, was Sie thun ſollten, denn ſo liebe ich Sie. Und es ſieht und weiß das jetzt kein Menſch, aber ich wollte es vor aller Welt ſagen, ſo hoch, ſo feſt, ſo ſchön ſtehen Sie in mir, Stephan, und eine rechte Liebe weiß von nichts als vom Geliebten, der iſt ihr Stolz und Ruhm, ihr Glück und Recht. Wollen Sie die Margarethe nicht nehmen? Wollen wir

nicht für einander ſorgen, uns ſtützen und pflegen das Leben lang? Sie, mein ſtolzer, lieber, edler Ritter!“ Und da legte ſie die glühende Wange an ſeine Bruſt und ſah mit ihren tiefen, heißen Augen zu ihm auf, im wechſelvollſten Ausdruck des Blicks, nun liebevoll und nun angſthaft, jetzt ſehnſüchtig und dann faſt gramvoll. So was habe ich nie geſehen.

Erſt jetzt brach ſein Schweigen und ſeine Starrheit; er war blaß geworden, nun zuckte er zuſammen, nahm ihre Arme von ſeinem Hals, ihre Hände in die ſeinen und ſchob ſie alſo leiſe von ſich. „Barmherziger Gott!“ ſagte er dumpf und ſchlug die Augen zum Himmel auf und ließ ſie wieder zu dem Mädchen vor ſich hinab ſinken; „barmherziger Gott! das habe ich nicht gefürchtet.“ — Sie fuhr auf, ſie riß ſich los. „Bin ich Ihnen ſo zuwider, Oberſt?“ — „Mein Kind, mein geliebtes Kind!“ rief er und faßte ihre Hand. „Margarethe, meine Perle, beſinnen Sie ſich, ich bin ein alter, invalider Mann, — ſo können Sie mich ja gar nicht lieben!“ — Sie trat wieder näher, glühend und erregt. „Papa — Sie geben mir alſo einen Korb? — Aber, ſehen Sie, ich glaube das nicht, Sie lieben mich doch ein wenig, Papa!“ — „Margarethe, mein Liebling, faſſen Sie ſich,“ ſprach er zärtlich und traurig; „es iſt ja nicht möglich, es wäre ja eine himmelſchreiende Sünde! Es iſt unmöglich!“ — „Bah, Papa!“ rief ſie ſtolz und mit leuchtendem Lächeln; „ich will aber! Iſt das nicht genug für die Möglichkeit?“ — Er ſah ſie nachdenklich an, runzelte dann leicht die Stirn, zog ihren Arm in den ſeinen und ſagte beinahe — finſter, möchte ich es nennen: „Kommen Sie, Margarethe, laſſen Sie uns einen Gang machen und ernſt reden; vor allen Dingen müſſen Sie ſich faſſen.“

Sie folgte ihm ſchweigend. Ich blieb zurück, ohne recht zu wiſſen, was ich denken, wie ich in mir darüber urtheilen, entſcheiden ſollte. Nur das wußte ich, der Oberſt war auch hier ſo, wie ich ihn ſtets gekannt. Ich ging nach vorn in das Boskett und blieb dort eine geraume Zeit, denn ich mochte noch nicht hinein; es kam auch niemand. Und als wir uns Mittags bei Tiſch trafen, war den beiden nichts oder nur noch wenig anzumerken; ſie waren nur ſtiller als ſonſt.

Am Nachmittage fuhr Adele mit einem Auftrage der Mutter zum Paſtor in's Pfarrdorf hinüber, und als der Wagen von dannen rollte, ſagte Stamberg zu mir, ich möge mit ihm auf's Feld kommen, ein tüchtiger Spaziergang werde uns beiden ſehr erſprießlich ſeyn. Ich folgte ohne Einwendung, da ich mir wohl denken konnte, weßhalb man ſo reines Haus machte. Und in der That ſprach er zu mir, da wir draußen waren: „Meine Frau ſoll mit Margarethen reden, Franz. Der Oberſt hat uns von einem Geſpräch mit ihr geſagt und gebeten, daß auch wir ihm bei der Aufklärung des thörichten Kindes helfen möchten. Ich habe dafür gedankt, ſo was iſt Frauenſache.“ — „Darin bin ich Ihnen ganz entgegen,“ gab ich zur Antwort; „ich weiß ſchon, es iſt die gewöhnliche Anſicht, aber ſie iſt nichts deſtoweniger unrichtig. Ein freundlicher Mann, vor dem das Mädchen Reſpekt und zu dem es Vertrauen hat, um die ſehr natürliche Scheu zu überwinden, mit der es all ſein Inneres verbirgt, wird dergleichen Angelegenheiten ſtets beſſer, zärter und liebevoller auffaſſen und ſicherer und klarer zu Ende führen als eine Frau. Das klingt nur parador. Und zu Ihnen, dächt' ich, hat ſie Vertrauen, vor Ihnen hat ſie Reſpekt. Doch gleichviel, auch Ihrer Frau wird es gelingen, was der Oberſt begonnen, zart und milde zu beſchließen. Ich weiß von der Sache.“ Und ſo erzählte ich ihm im Weitergehen von der Scene des Morgens, daß er mir geſpannt und bewegt zuhörte.

Dabei kamen wir auf's Feld, wo die Arbeit noch immer unaufhörlich fortging; die Mäher waren drüben in den Schlägen mit Sommergetreide, hier fuhr man den Weizen ein, und man eilte noch mehr als gewöhnlich, weil im Weſten, dem ſteten Wetterloch, Wolken ſtanden, die uns mit Regen bedrohten. Dem Amtmann ging es ſogar noch nicht ſchnell genug, er trieb ein wenig ungeduldig. Was wollt ihr? Wer wie wir eben Herz und Gemüth bewegt fühlt, und unmittelbar daraus in das Treiben der Alltäglichkeit tritt, überträgt ſeine Aufregung, freilich modificirt, nur zu leicht auf die neuen Gegenſtände. Der Wirthſchaftslehrling hatte das Geſpann des Knechts übernommen, der Adelen fuhr, und kam nun mit dem hochvollen Erntewagen über das Feld daher. Den Graben, welcher die Kornfläche vom Wege ſchied, hatte man für die Erntezeit auf einer Stelle ausgefüllt, um für die Fuhren einen näheren Weg zum Hofe zu haben. Da jedoch die loſe Erde zuſammengefahren war, ſo ſenkte ſich das Fuhrloch — das iſt der ziemlich wunderliche Name für eine ſolche ausgefüllte Stelle — immerhin genug, um für ein hohes Fuder einigermaßen gefährlich zu ſeyn. Der junge Menſch nahte ſich daher langſam und vorſichtig der Stelle, wo auch wir zufällig ſtanden. Wie geſagt, der Amtmann war ärgerlich, und ſo rief er, über die Langſamkeit noch mehr erzürnt, an deren Grund er im Augenblick nicht dachte: „Nun, Herr Storm, ſchlafen Sie oder können Sie nicht fahren?“ Der Lehrling ward purpurroth auf dieſe wirklich ungerechte Rede, drückte das Sattelpferd zuſammen, daß es ſich unter ihm hob, und ſchlug mit der Peitſche zwiſchen die vordern, daß ſie aufſtürmten, um ein Haar den ſchnell bei Seite ſpringenden Stamberg getroffen hätten und im ſcharfen Trabe durch den Graben den Weg entlang gingen. Der Amtmann ſah ihnen ein wenig beſtürzt nach, nahm den ihm entfallenen Hut auf, lachte dann, indem er ſeine Priſe nahm und ſagte: „Donnerwetter, das iſt ja ein teufelmäßiger Burſch, jagt mich beinah über! Aber mag's

leiden, ich hatte es verdient, und das will ich ihm nachher auch ſagen."

Wir machten uns auf den Heimweg und ich fand im Hauſe Briefe, die auch mich endlich wieder in die Heimath riefen. „Sie ſehen ernſt aus, Franz," ſprach Stamberg zu mir, als ich geleſen und die Blätter nachdenklich zuſammen faltete. „Doch nichts Schlimmes?" Ich reichte ihm ſtill meines Bruders Brief. „Alſo auch Sie nun fort!" meinte er kopfſchüttelnd. „Margarethe gleichfalls — wie ſoll das werden? Was wird meine Frau ſagen? Wir haben uns ſo an euch beide gewöhnt, ihr gehört zum Hauſe, ihr Creaturen, und wir wenigſtens ſehen eines unſerer Kinder immer mit Wehmuth ſcheiden." Ich mußte mit Gewalt eine Thräne niederdrücken; die ihr ein Familienleben habt und niemals allein ſtandet, wißt nicht, wie ſo ein einſamer Menſch das entbehrt, wie er ſich darnach ſehnt, wie ihm das Herz aufgeht und jede Faſer ſeines Weſens bewegt und angeſpannt wird, wenn er gleich mir einmal Monate lang all das Herzliche, Innige und Schöne im reichen Maß genießen konnte, was ein rechtes Familienleben gewährt. Und nun ſcheiden! „Machen Sie mir das Herz nicht noch ſchwerer als es iſt," ſagte ich traurig; „Gott weiß, Amtmann, wie trüb mir zu Muth iſt. Aber Sie wiſſen, da hilft kein Klagen und Sperren, es muß geſchieden ſeyn." Er drückte mir die Hand und ich ging in den Garten. Im Bosquet ſaß Margarethe allein, die Arme über der Bruſt zuſammengelegt und den Kopf tief geſenkt. Durch meinen Schritt aufgeſtört ſah ſie empor. Sie war leichenblaß, was bei ihrer ſonſtigen lebenswarmen Farbe um ſo mehr auffiel, und die Wangen waren feucht von Thränen. Ich wollte ſtill vorüber gehen, aber ſie rief mich.

„Kommen Sie nur," ſprach ſie, „ich habe dumme Gedanken und möchte ſie verplaudern. Glauben Sie wohl, daß es mir ſchwer wird, morgen zu gehen, ſo ſchwer!" — „Wie mir," verſetzte ich, „denn auch ich habe meinen Ruf gekriegt. Und nun, Sie ſcheues Kind," fuhr ich fort, „reden Sie nicht von dummen Gedanken. Ich bin ehrlich, Margarethe, ich habe leider Ihr Geſpräch heute Morgen gehört, weil ich dort auf der Bank lag, nicht fort konnte und nicht fort wollte. Denn es *mußte* einmal dahin und zu Ende kommen." — Sie ſah mich ſchweigend an. — „Es iſt mir recht, daß Sie's gehört," entgegnete ſie endlich lebhaft. „Sie wiſſen alſo, daß ich mich nicht darüber ſchäme. Er ſteht ſo hoch, ſo rein, ſo ſchön in mir, daß er wie die Sonne alle Schatten verſcheucht. Und nun — o Franz, ich ſehe es ein! Mein Kopf iſt wohl zu heiß, mein Herz zu ſchnell, ich mag Unrecht haben, ich mag mich täuſchen, es mag ſo beſſer ſeyn, ich will es ja zu glauben verſuchen, wie ſie's mir zur Pflicht gemacht. Aber jezt —" ſie legte die Hand an die Stirn — „mir iſt, als ſey hier nichts wie Eis, und mein Herz iſt wie todt. Das iſt ein gräßlich Gefühl!" Sie ſchüttelte heftig und mit einem wilden Lächeln den Kopf. „O, das zu ertragen — und dort zwiſchen den kalten, ſteifen Menſchen — o das —!" — „Muth!" ſagte ich tröſtend, „Muth! Es geht, Margarethe, glauben Sie nur, trauen Sie nur. Der Oberſt hat Recht, es wäre eine Sünde vor Gott und Ihnen ſelbſt. Sie werden ſelbſt bald empfinden, wie unmöglich das geweſen. Und Ihr jetziger Schmerz — nun, weinen Sie doch, aber ſeyen Sie dann wieder das muthige, friſche, unverſtändige Kind wie ſonſt. Denken Sie kraftvoll; nur der *lebt*, der etwas erlebt, der leidet, ringt, kämpft und ſiegt. Möchten *Sie* mit Ihrem ſtolzen, trotzigen Herzen durch ein Daſeyn gehen, das dem Sumpfe gleich iſt, flach, ſtehend und arm, durch ein Daſeyn, wie es die faulen, die ſogenannten Glückskinder führen? Friſch auf den Kopf! Nur die Feigen verzagen, klagen und unterliegen, denn die verläßt Gott." — „Sie ſind kein ſanfter Tröſter," antwortete ſie leiſe. — „Nein," verſezte ich hart, „die Milde iſt für die Schwächlinge und Armen. Sind Sie ſchwächlich und arm? Nein, Sie ſind ſtark und hart. Und was ich Ihnen ſagte, haben Sie alles in ſich, — ich will es auch nur wecken."

Wir redeten noch lange mit einander, und es ward bereits dunkel, da wir hinein gingen und uns zu den andern geſellten. Sie war ruhig und gefaßt geworden, wie ich es von dieſer Natur erwartet. Aber den Abſchiedstag fürchtete ich, und vor dem Schlafengehen ſprach ich zum Amtmann und ſeiner Frau: „Seyen Sie barmherzig und richten Sie es ſo ein, daß wir in der Plauderſtunde morgen alle droben zuſammen ſind, damit nichts Beſonderes, Einzelnes mehr aufkommen kann. Sie ringt ehrlich, aber ſchwer." — „Wir haben auch ſchon daran gedacht," entgegnete Stamberg freundlich. „Gute Nacht, lieber Franz!"

Zuſammen waren wir denn auch alle zur gewohnten Zeit, im gewohnten, heimlichen, friedlichen Raum, und jeder gab ſich Mühe, heiter und unterhaltend zu ſeyn. Allein es wollte nicht gehen; wir alle waren gedankenvoll und traurig. Und die Gedanken des Menſchen beſchränkt keine Macht der Welt.

Da wir abgegeſſen hatten, eilten Margarethe und ich auf unſere Zimmer, um das Lezte zu packen uud die Reiſekleider anzulegen, denn das Anſpannen war bereits beſtellt und hinunter kommend fanden wir den Wagen auch vorgefahren. „Nun, Kinder," ſprach Stamberg, „ihr müßt jezt gehen, und ſo ſey es drum, denn jeder hat ſeine Pflichten, und ein rechter Menſch leiſtet ihnen ruhig Folge. Zum Ernteſeſt aber ſehen wir euch beide wieder hier, ſicher! Sie, Franz, können, ich weiß es, und du, Margarethe, ſprichſt ſchon morgen darüber mit deiner Tante wie von einer abgemachten Sache. Ich werde auch ſelbſt noch an ſie ſchreiben."

Wir nahmen Abſchied. Margarethe blieb ſtehen

und ſah ſich ſuchend um. „Wo iſt er — der Oberſt?“ fragte ſie erröthend. — „Ich habe ihn hinaufgeſchickt — er läßt dich vielmal — vielmal grüßen,“ ſagte die Mutter und nahm das Mädchen in ihre Arme. — „O geh' ſo, Liebſte, geh' ſo!“ bat Adele, die Augen voll Thränen. — „Es iſt beſſer, mein Kind,“ meinte auch Stamberg. — Sie ſah ſie alle der Reihe nach an. „Ihr Thoren,“ ſprach ſie dann, „was fürchtet ihr? Das — das — bin ich jezt los! Das iſt vorbei! — Aber ſehen will ich ihn! Ich muß, ich kann nicht anders!“ Und als habe er's droben vernommen, ſo kam gerade jezt der Oberſt die Treppe herab und zu uns. „Es hilft nichts, ich muß dem Kinde denn doch Adieu ſagen,“ waren ſeine an Frau Stamberg gerichteten Worte. Und er trat zu dem Mädchen, und ein wunderbares, leuchtendes Lächeln war ſein Lohn. Sie ſtand vor ihm, ſie hob wieder langſam die Arme und ließ ſie um ſeinen Hals fallen. „Adieu, Papa, adieu!“ Er beugte ſich und drückte ſeine Lippen leicht auf ihren Scheitel. „Will mein ſchönes, liebes, klares Kind nun auch ſtark, gut und muthig ſeyn? Will es den Worten ſeines alten Freundes hier glauben, und will es mich lieb haben, wie mein rechtes, eigenes Kind?“ — „Papa, o Papa!“ Sie hauchte das nur. Sie ſtand vor ihm, ſie ſah ihn an, und Thräne auf Thräne rollte langſam über ihr nicht in Einem Zuge ſonſt verändertes Geſicht. „Gott befohlen, mein geliebtes Kind!“ ſagte er leiſe. — Sie ſah ihn noch einmal an, ſchüttelte dann heftig den Kopf, nickte den andern flüchtig zu und wandte ſich aus dem Zimmer zum Wagen. Wir fuhren raſch vom Hofe. Von der Gartenecke flatterten uns noch die Tücher nach.

Wir haben unterwegs kein Wort geſprochen.

Edmund Hoefer.

Ueber Ehre und Ruhm.

II.

Der höchſte tragiſche Erfolg des Ehrgefühls zeigt ſich bei der Verletzung deſſelben durch einen Andern im Ehrenkampf auf Tod und Leben. Dieſer kann zwiſchen ganzen Völkern, Staaten und Geſellſchaften, ſo wie unter einzelnen Individuen ſtattfinden; wir reden bisher immer nur von der Ehre des Individuums, alſo auch hier vom Duell.

Viel iſt über und gegen dieſe leider immer noch nicht bloß hiſtoriſch intereſſante Erſcheinung, welche allen Anſprüchen der Religion und der Sittlichkeit Hohn zu bieten ſcheint, geſprochen worden; den pſychologiſchen Grund, die innerſte Urſache derſelben hat man noch nirgends entwickelt, kaum irgend berührt, wie zahlreich auch die Werke und Werkchen, die darüber handeln. Die meiſten Gegner des Duells richten ihre Widerlegung gegen das zu ſtarke, unſittliche Rachegefühl, in welchem ſie die Urſache des Duells finden. Ihre Reden ſind deſto fruchtloſer, je offenbarer es iſt, daß ſie den wahren Grund nicht treffen, je deutlicher in den meiſten Duellanten das Bewußtſeyn iſt, daß ſie von jedem Rachegeiſt fern ſind, je ſtärker der Glaube, daß ſie nicht aus irgend welchem individuellen Trieb, ſondern aus ſittlicher Nothwendigkeit kämpfen. Wie ſtimmte auch ein bloßes Rachegelüſte zu der eigenen Gefährdung und vollends zu der häufigen Erfahrung, daß die Duellanten ſich nicht bloß freundlich umarmen, ſondern oft wahre Freunde werden oder bleiben, wenn ſie, durch Gunſt des Zufalls unbeſchädigt, ihren Muth gegenſeitig bewieſen haben?

Wohl in den ſeltenſten Fällen kann das Duell als ein Erfolg des Rachedurſtes angeſehen werden, aus dieſem allein würde eher noch der Meuchelmord folgen. Auch bei dieſem aber müßten wir uns fragen: wie kommt ein vernünftiger und halbwegs ſittlicher Menſch dazu, nicht bloß in der erſten Hitze der Leidenſchaft, ſondern bei — um nicht zu ſagen ruhiger Beſinnung, ſo doch — kaltem Blute, die Verletzung der Ehre mit dem Leben zu ſtrafen? Wir ſind an die Thatſache, ſcheint es, ſo gewöhnt, daß wir nach dem Grunde zu fragen ganz vergeſſen; denn ſollte es nicht mehr Staunen noch als ſelbſt Unwillen erregen, daß der Einzelne eine Beleidigung, die der Staat und das öffentliche Recht vielleicht mit vierwöchentlicher Haft belegen, mit dem Tode beſtrafen zu dürfen, ja zu müſſen meint? Freilich Calderons Don Gutierre, der ſeine Gemahlin wegen Untreue ermorden läßt, antwortet uns:

> Daß meiner Ehre Arzt genannt ich werde,
> Bedeck' ich meine Schande mir mit Erde.

Aber worin, fragen wir ſelbſt hier, findet ein vernünftiges Weſen das Recht, weil der Glanz der Ehre getrübt iſt, das Licht des Lebens zu verlöſchen? — Daß es nicht eine bloße Ungerechtigkeit des hölliſchen Rachegeiſtes iſt, ſondern auch im umgekehrten Fall die Ehre dem Leben gleich und ſelbſt höher geſchätzt, daher jene ſtrenger als dieſes geſchont wird, drückt in demſelben Werk Calderons Leonore deutlich aus, indem ſie zu Don Arrias, da er Miene macht, die Ehre ihres Feindes ungerecht anzugreifen, verweiſend ſagt:

> Tief gekränkt hat er mich zwar,
> So daß ich den Tod ihm gönnte,
> Ihn ihm gäbe, wenn ich könnte;
> Dennoch ſpräch ich nie fürwahr,
> Nie von ſeiner Ehre ſchlecht.

Dieß weiß der Duellant und fühlt ſich frei von dem Vorwurf des Moraliſten und erhaben über deſſen Anſchauung, der nicht mit Don Arrias hat

> — gehört,
> Wie auf hohem Rednerſtuhle,
> In der Ehre ernſter Schule,
> Sinnvoll ihn ein Weib belehrt.

Bei dieſer Anſchauung iſt die Geſinnung des Duellanten und der Sinn der Ausforderung alſo offenbar nicht ſowohl Rache, als Recht zu gewinnen, welches man auf einem andern Wege — etwa dem gerichtlichen — theils wegen der compromittirenden Oeffentlichkeit nicht zu ſuchen geneigt iſt, theils nach den geſetzlichen Beſtimmungen nicht zu finden hofft. Unter Recht hat man nämlich nicht ſowohl die bloße Beſtrafung des Ehrverletzenden zu verſtehen (dieß wäre Rache), ſondern eben auch die rechtliche Entſcheidung, daß jene Beleidigung unwahr, ungerecht ꝛc., daß die Ehre des Beleidigten durch des Richters Spruch wieder hergeſtellt würde.

Der ſpaniſche Dichter läßt ſeinen König, als den höchſten Richter und Rechtsvertreter, ſelbſt behaupten, daß er nicht im Stande ſey, durch ſeinen Spruch den Ehrenſtreit zu ſchlichten, die verletzte Ehre durch ſeinen Spruch wieder herzuſtellen, indem er ihm die hochbedeutſamen Worte in den Mund legt: „Ich bin nicht der Seelen König." — Bei uns aber behauptet die Juſtiz allerdings dieſe Macht zu beſitzen und beſtraft

deßhalb den Duellanten wegen Selbſtrecht. Dieß aber erkennen eben die Duellanten nicht an. Dieſe Verſchiedenheit des Ehren-Rechtsbewußtſeyns für den Staat und für die genannten drei Stände iſt um ſo größer und natürlicher, als jener ſein Geſetz für alle Bürger gleich und nach gemeinſamen Grundſätzen gibt, die Ehrenſchätzung für dieſe aber aus den oben angeführten Gründen faktiſch eine andere iſt, als bei andern Ständen. Wie aber hofft der Herausfordernde durch das Duell Recht, in dem obigen Sinn, zu finden? in wie fern ſoll dieſes eine rechtliche Entſcheidung enthalten oder vertreten?

Am deutlichſten ſehen wir dieß, wenn der Herausfordernde nicht für ſich ſelbſt, ſondern für einen Andern, ſeine Dame, ſeinen Stand ꝛc. in die Schranken tritt, um eine Beleidigung, beſonders eine Verläumdung, zurückzuweiſen. Es liegt dabei das ritterliche Streben zu Grund, durch ſeinen Kampf zu beweiſen, daß jene Verläumdung eine Lüge ſey, durch den eigenen Kampf (und Tod) die Ehre deſſen, für den man kämpft, zu bezeugen. Hier iſt der Zuſammenhang mit der altgermaniſchen Sitte des Zweikampfs am deutlichſten. Dieſer galt in alten Zeiten bekanntlich als ein geſetzliches, öffentlich zu Recht beſtehendes Beweismittel; aber wohlgemerkt! nur dafür, daß der Sieger im Recht ſey, es mochte ſich dieſes auf Ehre oder Beſitz oder irgend etwas beziehen, worüber geſtritten wird. Jeder Streit wird durch den Kampf entſchieden; auf weſſen Seite der Sieg, auf deſſen Seite iſt auch nicht bloß Gewinn und Macht, ſondern Recht und Wahrheit. Dieſe Anerkennung des Sieges als Beweismittel ruhte auf dem religiöſen Glauben, daß die Gottheit dem Rechte im Kampf immer den Sieg verleihe; daher „für Greiſe, Gebrechliche, Kampfunmündige und Frauen der nächſte Agnat als Vormund die Pflicht des Kampfes übernimmt.“ Und ein Beweis, daß dieß nicht eine perſönliche Vertretung iſt, wie ſie heute vorkommt, nicht ein Kampf, den ich für den Andern, weil ich ſeine Geſinnung theile und ſchützen will, zu meinem eigenen mache, ſondern eine bloße Macht- und Kraftvertretung, liegt darin, daß man im Nothfall auch „einen gemietheten Fechter“ zum Kämpfer nimmt.

Im neueren Duell fehlt bekanntermaßen dieſer Glaube als Grund gänzlich, und daher auch die Folge: nicht der Sieg, ſondern der Kampf iſt das Beweismittel, denn die Ehre iſt gerettet, auch deſſen, der fällt. Man kann deßhalb mit Gneiſt ſagen, daß „das neuere Duell nur ein Nothrecht ſey, getragen von alter Sitte, doch mit dem Bewußtſeyn, daß hier nicht wirkliches Recht gewonnen, ſondern nur eine Demonſtration gemacht wird, der Welt zu zeigen, daß wir das Bedürfniß fühlen, unſer Recht geltend zu machen.“ Etwas mehr als dieſe bloße „Demonſtration der Rechtsforderung,“ welche das lezte Ergebniß der hiſtoriſchen und juriſtiſchen Betrachtung iſt, zeigt allerdings die pſychologiſche im Duell, nämlich ein wirkliches Beweismittel für die Ehre, beſonders deſſen, der für ſich ſelbſt kämpft, einen Beweis des Rechts, wenn auch keinen Spruch; auf dieſen verzichtet der Ehrenfeſte, wenn er nur jenen geführt. Dieß geſchieht aber durch die Vorausſetzung: wer ſein Leben um der Ehre willen preis gibt, hat ſie gewiß nicht verlezt; dadurch alſo wird der Zweifel an ſeiner Ehre, den der Verläumder erregt, aufgehoben, und wenn der Tod nicht erfolgt, iſt die Ehre dadurch dennoch gerettet. Hier kehrt ſich das Verhältniß gegen das altgermaniſche geradezu um: nicht bloß wenn und weil einer dem andern das Leben nimmt, ſondern weil er ſelbſt für die Ehre in den Tod geht, zeigt er ſeine Ehrenhaftigkeit.

Iſt dieß die höchſte, ſittlichſte und ſo zu ſagen ehrenhafteſte Deutung des Duells, ſo führt ſie doch immer noch zu der Frage: woher kommt es aber, daß ein Menſch, um die Ehre zu retten, das Leben wagt? das eigene und das andere? Welch einen Werth legt er der geretteten Ehre bei, wenn er ſelbſt zu Grunde geht, oder ſie mit dem Blute des Andern erkauft iſt? woher, um es wiederum kurz zuſammen zu faſſen und alle früheren Fragen mit einzubegreifen, woher die Gleichſtellung von Ehre und Leben?

Nur in unſerer oben gegebenen Erklärung der Ehre finden wir eine Antwort, welche den Duellanten nicht als wahnſinnig erſcheinen läßt. Ehre iſt die Erweiterung der eigenen Exiſtenz in Andern; wo nun die Ehrliebe und das Ehrgefühl im höchſten Grad vorhanden iſt, da wird die geiſtige Exiſtenz im Andern als die eigene geradezu aufgefaßt, wenigſtens ihr ſehr gleich geſtellt, wie dieß namentlich bei jenen drei Ständen der Fall iſt, in denen jeder Einzelne nicht in ſich allein, ſondern vorwiegend in der Geſammtheit ſein geiſtiges Daſeyn findet. Die Herausforderung hat hiernach den pſychologiſchen Grund: der Beleidigte will nicht in dem Geiſte des Andern als ein Erniedrigter (Verleumdeter, Beſchimpfter) exiſtiren; daß der Andere niedriger von ihm denkt, als er iſt oder ſich fühlt (oder als er dem Geiſt des Standes nach ſeyn ſoll), will er nicht ertragen; er mag nicht leben, ſo lange er weiß, daß er erniedrigt lebt, ſey dieß auch nur mit einem Theil ſeines Selbſt, d. h. in wie fern er in dem Geiſte des Andern lebt. Deßhalb nur will er im Kampf den Andern vernichten oder ſelbſt vernichtet werden; in beiden Fällen befreit er ſich von jener Erniedrigung. — Daß ein Duell nur unter Ebenbürtigen oder Gleichgeehrten ſtattfindet, beſtätigt dieß und iſt ſelbſt daraus erklärlich; denn meine Exiſtenz in einem Andern, der unter mir ſteht, iſt mir gleichgültig, ich rechne ihn nicht zu meinem Selbſt; ſo wie es umgekehrt nicht gleichgültig iſt, ob mein Name, wie der des Herrn Rieß v. Theudobach*

* Katzenbergers Badereiſe von Jean Paul.

in den Fenſterſcheiben der Gaſthöfe oder auf dem Friedrichsdenkmal eingegraben iſt.

Als die ſchneidendſte Conſequenz dieſer Anſchauung erſcheint offenbar das aſiatiſche Duell, in welchem die beiden Gegner immer unfehlbar fallen, und zwar jeder ſich ſelber tödtet. Der Entehrte will und kann nicht, der Entehrende ſoll nicht leben; jener verdammt ſich ſelbſt und zwingt dieſen zum Untergang, weil ſeine Ehre untergegangen. — Dem entgegengeſezt iſt das Duell mit nicht lebensgefährlichen Waffen eine deutſche Gutmüthigkeit des Charakters, welcher ſeine Ehre zu retten ſich mit einem gelungenen „Schmiß" begnügt, wobei man nicht bloß das Leben, ſondern auch bei öfterer Wiederholung den Ruf der Geſchicklichkeit bequem conſerviren kann.

Nur daraus, daß das Ehrgefühl als die nur veränderte Form und Erweiterung des Selbſtgefühls erkannt iſt, welches der innere Grund und die eigentliche Manifeſtation des Lebens und Lebensgefühls iſt, wird es begreiflich, wie ein vernünftiger Menſch die Ehre — die Meinung des Andern über und deſſen Handlung gegen ihn — zur Bedingung des Lebens machen und eine Verletzung derſelben wie eine des Lebens anſehen kann. So ſpricht der an ſeiner Ehre gekränkte Don Juan Alfonſo * in ſeiner Verhüllung:

> Wer ich bin, ſoll Niemand wiſſen,
> Denn ich bin nicht, eh' nicht Rache
> Mir zu Theil ward.

Daher denn auch nur diejenigen Punkte einer Ehrverletzung ein Duell nach ſich ziehen, welche den eigentlichen Kern des menſchlichen Selbſt treffen, d. h. ſich auf die allgemein humanen Anlagen und beſonders den Charakter des Menſchen beziehen, während ein Tadel irgend einer einzelnen Aeußerung des innern Lebens (die zwar auch dem Selbſtgefühl angehört, es aber nicht wie die ſittliche Natur, der Charakter, ganz ausfüllt), z. B. eine tadelnde Kritik eines Buches, eines Kunſt- oder andern Geiſteswerkes gewiß ſelten ein Duell herbeiführt. Alſo nur diejenige Ehre, welche die eigentliche Würdigkeit der Exiſtenz angeht, welche ſich auf den Grundzug des Menſchen richtet, von welcher mit Recht jene königlichen Worte geſagt werden können:

> „Ehre heißt der heilge Ort,
> Wo die Seele ganz ſich findet."

weil ſie das ganze Selbſtgefühl des Menſchen umſpannt, nur dieſe erſcheint als eine Bedingung des Lebens. **

Iſt uns demnach der Verſuch gelungen, nachzuweiſen, wie das Duell in unſern Zeiten und unter Vernünftigen überhaupt nur möglich iſt, ſo wolle man ihn doch nicht etwa als einen zur Vertheidigung des Duells anſehen, als ob wir darum daſſelbe als vernünftig oder ſittlich betrachteten.

Mit Abſcheu, ja mit Ekel wenden wir zunächſt unſere Blicke von jenen Schmarren und Hieben, die bei Jena und Leipzig ſitzen geblieben, aber nicht in den dortigen Schlachten, ſondern in Duellen der Raufbolde, welche die Gelegenheit dazu vom Zaune gebrochen, und erſt mit der Ehre wie Gaſſenbuben geſpielt, um ſie hinterher wie Männer zu rächen. Das Selbſtgefühl dieſer Menſchen und demnach auch ihre Ehre beruht hauptſächlich in der Sehnen- und Muskelkraft; dieſe dürſtet nach Anerkennung, die in der civiliſirten Geſellſchaft allerdings nicht zu finden iſt, außer allein auf der Menſur. — Nicht mindern Widerwillen erregen jene traditionell ſogenannten „feineren Ehrenfragen," welche das Duell häufig unter Leuten herbeiführen, bei denen auch „Ehrenſchulden" (dieſe ſchlimmſte Mesallianz des Ehrbegriffs) heimiſch zu ſeyn pflegen; denn gerade dieſe feinere Ehre geht gemeiniglich aus Kleingeiſterei, fader Perſönlichkeit und würdeloſem Stolze hervor; das Selbſtgefühl iſt hier ohne einen höheren und kräftigeren Lebensinhalt, die Ehre deßhalb ein morſches geſchmackloſes Gewand, von Spinneweben aus den verfallenen Räumen einer veralteten Kulturepoche bereitet, ein Plunder und Zunder, der am leiſeſten Funken Feuer fängt.

Nur die wirkliche Leerheit des Lebens an Thaten und Ideen, und eine gänzliche Bewußtloſigkeit über deſſen Beruf und Bedeutung macht, daß es bei ſo vielen an dem Zwirnsfaden rein conventioneller Ehrbegriffe hängt, der in jedem Augenblick der Parzenſcheere eines Ebenbürtigen von gleichem Kaliber preisgegeben iſt. Ein Duell aber wegen grober und gemeiner Schimpfwörter ſollte in unſern Zeiten wahrlich nicht mehr vorkommen; denn wer ſie gebraucht, ſollte eben deßhalb ſchon nicht als ebenbürtig, vielmehr trotz ſechzehn Ahnen als ein Ehrloſer gelten, von welchem man keine Satisfaction fordert, wie denn auch die engliſche Juſtiz, offenbar aus keinem andern Grunde, Schimpfwörter nicht als Injurien betrachtet.

Abgeſehen aber von allen jenen Duellen, welche aus nichtiger Perſönlichkeit, die im eigentlichen Sinne ehr-, weil ſinn- und herzlos iſt, oder aus nichtigen und kleinlichen, nur hiſtoriſch anerkannten Gründen hervorgehen, die in jedem Betracht als widerſinnig und unſittlich erſcheinen, kann man das Duell ſelbſt unter wahrhaften Ehrenmännern (die mit Recht von außen keinen Makel dulden wollen, wo ſie innen keinen haben), wegen einer aus Irrthum oder in der Hitze der Leidenſchaft zugefügten wirklichen Beleidigung, dennoch vor dem Richterſtuhle der Vernunft und Sittlichkeit nicht

---

* Calderon, der Maler ſeiner Schande.

** Wie die verſchiedenen Nationen ſich in dem, was als ehrenhaft, als höchſte, als nothwendige Ehre oder als „Tuſch" gilt, unterſcheiden, iſt ein intereſſantes nationalpſychologiſches Kapitel, worauf wir hier für dießmal nicht eingehen können.

freisprechen. Immerhin bleibt es ein unverantwortlich übertriebener Egoismus, das Leben des Andern ganz zu zerstören, weil ein Theil von mir in ihm — in seinen Gedanken — erniedrigt ist; und weit entfernt, daß die gleichzeitige eigene Lebensgefährdung zur Entschuldigung dienen könne, liegt vielmehr hierin nicht bloß eine Verdoppelung der Schuld, sondern ein unverzeihlicher und unsittlicher, ja, was das Wichtigste ist, ein unehrenhafter Mangel an Selbstständigkeit, wenn man, um in dem Gedanken des Andern nicht niedriger zu seyn, sein Leben ganz aufgeben mag. Der wahrhafte Muth und die wahrhaftige Ehre muß sich darin bewähren, daß sie durch sich fest steht und nicht von jedem Einzelnen abhängig ist; nur ein Armer kann und darf nichts von seinem Besitze verlieren; nicht die ängstliche Richtung auf ungestörten Genuß und allseitigen Empfang, sondern das ernste Streben nach stetigem Erwerb und Verdienst der Ehre ist die ächte Feuerprobe derselben. Für wen also die Selbstehre unerschüttert, auch die Ehre bei Andern im Allgemeinen fest begründet ist, der wird eine Verletzung derselben durch einen Einzelnen zwar nicht ruhig ertragen, aber doch durch ruhigere und sittlichere Mittel zu heilen suchen.

Denn jedenfalls bleibt das Mittel — Duell — zum Zweck — Wiederherstellung der Ehre — durchaus unzureichend und unangemessen. Gilt es die Ehre in den Augen der Genossen und Mitwissenden zu retten, so ist es ganz vergeblich; denn entweder ist die Beleidigung eine verdiente, der Leumund ein wahrer, dann sind alle Beweise des Muthes umsonst, um die Ehre herzustellen: der erlittene Tod wird die Schmach nicht unverdient machen, der Tod des Andern aber zur Schande noch den Mord fügen. Ist die Beleidigung unverdient, die Behauptung des Feindes eine Verläumdung, dann wird sie, wo es sonst unerweislich, durch Säbel und Pistole nicht widerlegt, da auch der Gegner kämpft, und wer auch falle oder siege, die Wahrheit kommt dadurch nicht an den Tag und die Ehre bleibt nach dem Duell zweifelhaft wie zuvor. Beide haben ihre Ehrenhaftigkeit, d. h. im Punkte des Muthes, durch den Kampf bewiesen, aber darum kann der eine noch ein Schurke im Lügen, der andere in der That seyn, welche ihm vorgeworfen wurde. In dieser Beziehung ist das Duell also baare Unvernunft und beruht lediglich auf der falschen Umkehrung des Satzes: wer ehrenhaft ist, schlägt sich, in den Satz: wer sich schlägt, ist ehrenhaft. Das Duell fügt in Wahrheit nur eine neue Ehrenfrage (Schlagen oder Nichtschlagen) zu der alten (welche Ursache desselben ist); aber die günstige Entscheidung jener ist eben noch lange keine für diese. Gilt es aber in der Seele des Gegners selbst gereinigt zu werden, so ist es wahrlich vergebens, ihm das Licht des leiblichen Lebens auszublasen, seine Meinung und sein Urtheil mit dem Degen niederzuschlagen, oder selber zu Grunde zu gehen. Man wird in diesem Falle nicht die Schande, in jenem nicht den Schänder los, denn die Gedanken können weder durchspießt, noch durchschossen werden.

Wunderliche Mischung von Idealismus und Materialismus! Die ganze Wesenheit und der Inhalt der Ehre ist, wie wir gesehen haben, ein Ideales, Gedanken, Meinungen, Vorstellungen, inneres Daseyn im Andern; und das Duell hat doch nur im Materialismus seinen Grund, in der Meinung, mit dem Leibe auch die Seele niederzuschlagen, die eigene oder die fremde. Und gleich wunderliche Mischung von Kühnheit und Feigheit! Man flieht feige vor dem Gedanken des Andern und kann ihm geistig nicht entgegenstehen — und geht kühn auf seinen Leib los. Ist die Ehre verwundet, so sollte sie als ein geistiges Wesen auch mit dem Geiste durch geistige Mittel geheilt werden; der geistige Kampf der Ehre kann durch die Ehre des leiblichen Kampfes nicht entschieden werden. Vor der Klinge ist die Schande hieb- und stoßfest wie ein Gespenst, und so wenig als jemand seine Ehre verliert, wenn er gemordet wird, so wenig kann er sie erringen dadurch, daß er einen andern mordet.

Längst wäre auch das Duell antiquirt, wenn nicht jene Stände wirklich forderten, daß der Einzelne wegen jeder Beleidigung sich duellire. Wenn nun faktisch seine Ehre davon abhängt, er mag noch so rein und unschuldig dastehen, so ist es wohl begreiflich, daß auch der Vernünftigste, wenn gleich mit sittlichem Widerwillen, darauf eingeht. Gegen die Aechtung der das Duell Abweisenden und nicht gegen das Duell, gegen die Genossen- und Körperschaften und nicht gegen die Duellanten sollten die Strafgesetze sich richten; das Corps sollte bestraft werden, so oft ein Duell stattfindet, und zwar mit öffentlichen Ehrenstrafen, nicht aber die Einzelnen, welche ein Opfer des Gemeingeistes sind. Freilich würde auch dieß wahrscheinlich wenig nützen, denn eine Rechtsanschauung, welche zur Sitte geworden, haftet fester im Bewußtseyn und hat größeren Einfluß auf den Willen, als daß sie durch eine gesetzliche Bestimmung verdrängt oder geschwächt werden könnte. Nur steigende Cultur und Einsicht, vor allem wachsender Ernst des sittlichen Berufs, tiefer eindringende Ueberzeugung, daß nicht der glückliche Genuß, sondern die Pflichterfüllung Zweck des männlichen Lebens ist, würden im Stande seyn diese Sitte zu entwurzeln. Denn woher ihre Zähigkeit? woher kommt es, daß jene duellirenden Stände noch immer jener Meinung anhängen? Vorwiegend von der, aus einer roheren Zeit stammenden Ueberschätzung des animalischen Muths und der animalischen Kräfte, so daß diese als höchstes Zeichen und faktischer Beweis der Ehrenhaftigkeit gelten. Das Verkehrte, ja Niedrige dieser Anschauung liegt aber auf der Hand. Wohl soll der Ehrenmann des Muthes nicht entbehren, nicht feig zurückbeben vor der Gefahr selbst des Lebens, wo es die Ehre gilt;

aber nicht wer ihn beſizt, iſt darum ein Ehrenmann; der Feige verliert, aber der Todesmuthige gewinnt darum noch nicht an Ehre; ſie wird durch den Muth bedingt, aber nicht erzeugt, daher er auch nicht als entſcheidendes Zeichen für dieſelbe gelten kann.

Wohl zu den Zeiten des Fauſtrechts mochte, und unter den Wilden mag noch jezt der animaliſche Muth und die Bereitwilligkeit, das Leben zu wagen — ohne Rückſicht auf den ſittlichen Zweck — die größte Selbſtſtändigkeit und Würde verleihen; in unſerer Zeit und Geſellſchaft ſoll der Mann nicht bloß den Werth der Selbſtſtändigkeit, ſondern eine Selbſtſtändigkeit des Werthes, nicht bloß Würde der Kraft, ſondern Kraft der Würde beſitzen; kurz: eine gute Klinge oder ſcharfgezielte Piſtole zu führen und beide todesmuthig zu handhaben, iſt weit davon entfernt, dem Manne in unſern Tagen und Verhältniſſen Werth und Würde, alſo Ehre zu verleihen, ſo wie er deſſen, im Unterſchied von früheren Zeiten, zu ſeiner Selbſtſtändigkeit vollſtändig entbehren kann. Das Ziel und nicht die Kraft, der Preis und nicht der Kampf ehrt den Mann; denn muthiger als ein ganzes Dutzend Duellanten iſt der Wilde in den Prairien, und ſein Leben wagt auch der Raubmörder, um Gold zu erbeuten.

Nicht das juridiſche Unrecht, nicht die moraliſche Sünde, ſondern die ſittliche Würdeloſigkeit, die unehrenhafte Schätzung der Leibeskraft und des Leibeslebens ſollte man den Duellanten zeigen, um ſie von ihrem Irrthum zu überzeugen. — Der Student ſuche ſeine Ehre in moraliſchem Wandel und geiſtiger Befähigung; darin wird er die Waffen finden, jeden Angriff auf ſeine Ehre geiſtig zu vernichten; die Kraft ſeines Armes kann ſeine Ehre weder ſchüzen noch retten, denn die Ehre des Studenten iſt nicht die des Gladiatoren. Der Adelige aber und der Soldat, ſie ſtählen ihren Arm und ihren Muth, um ihre Kraft nicht gegen Verläumder und Schimpfredner, ſondern gegen den Feind des Vaterlandes zu beweiſen; iſt es doch des Soldaten Beruf, auf den Tag zu warten, da er mit der eigenen Ehre zugleich die des Vaterlandes beweiſen und retten kann.

Die Alten kannten das Duell — den Privatkampf — nicht; ſie fochten nur für das Vaterland und nicht für ſich. Die Alten kannten freilich auch die Privatehre kaum, faſt nur die, welche vom Staate kam, nur Bürgerehre; wenn wir aber demnach auf einem höheren Standpunkte ſtehen, auch für die Individuen und jede individuelle Tugend eine Ehre anerkennen, nun dann ſollten wir ſie um ſo weniger mit der materiellen Kraft, welcher aller Individualität entbehrt und mit der edelſten nichts gemein hat, nicht in ſo nahe Verbindung bringen.

Wenn wir aber ſeit Menſchengedenken bei allen Völkern, auch auf den höchſten Punkten der Kultur, dieſelbe Schätzung der materiellen Kraft und des animaliſchen Muthes ſehen, ſo daß die militäriſche Ehre allezeit die empfindlichſte Stelle ihres Ehrgefühls war, ſo muß man bedenken, daß es ſich hier wirklich um die Nationalehre handelt. Denn hier erreicht der Kampf, der Krieg, durchaus verſchieden darin vom Duell, wirklich ſein Ziel, die Ehre zu retten. Von der militäriſchen Kraft hängt die Selbſtſtändigkeit der Nationen ab, und dieſe iſt der erſte und wichtigſte Maßſtab für den Werth und die Würde einer Nation als ſolche. — Aber auch der Krieg wird ja nur als ein nothwendiges Uebel angeſehen und in gebildeten Staaten möglichſt vermieden; der Abſcheu vor ihm und ſeiner Rohheit wäre ſicherlich noch größer, wenn „nicht in jeder bedeutenden Kraft etwas ſo Bewältigendes läge, daß man ihre tyranniſche Erſcheinung vergißt, wenn ſie vorüber iſt, und nur die ideale Kraft und der Erfolg von ihr in Erinnerung bleibt."

Etwas hievon kommt allerdings auch dem Duell leider zu gute; aber während im Kriege für das Vaterland oft die heiligſten Saiten des Menſchenherzens harmoniſch erklingen, rührt und ſprengt das Duell ſie meiſt mit ſchreienden Diſſonanzen gegen Kindes-, Gatten-, Vater-, Bürger- und Menſchenpflicht überhaupt.

Wir haben hier den Punkt berührt, wo die Ehre des Individuums zugleich zur National- und Staatsehre wird, bei dem Feldherrn und König nicht bloß, ſondern auch bei jedem einzelnen Krieger. Vor dieſer aber entwickelt ſich ſchon aus der individuellen die Familien- und Stammehre, Gewerbs-, Künſtler- und Standesehre. In allen dieſen Verhältniſſen bezieht ſich das Selbſtgefühl nicht auf das eigene Selbſt nach ſeinem individuellen Inhalt, ſeiner Bildung, Leiſtung und Stellung, ſondern es faßt ſich als ein Glied einer dieſer Geſammtheiten auf, ſeine Ehre iſt die der Geſammtheit und umgekehrt. Es liegt ein ſo eigenthümlicher Reiz und Genuß in dieſem Bewußtſeyn, zu einer Geſammtheit zu gehören, an ſie ſeine Perſönlichkeit hinzugeben, um dieſe dadurch erweitert, mit einem größeren und namentlich beſtimmten Inhalt erfüllt zu ſehen, daß faſt alle Menſchen das Bewußtſeyn, der individuellen perſönlichen Selbſtſtändigkeit dafür gern opfern oder doch ihr unterordnen. * Nicht bloß der Stolz des Soldaten auf ſeinen königlichen und des Geiſtlichen auf ſeinen kirchlichen Rock, ſondern auch der Künſtlerhut, die Corpsmüze und das Verbindungsband, der Sammtrock und die Kanonenſtiefeln und alle Gewerbsabzeichen ſind die Zeugen, daß man lieber in zünftiger Allgemeinheit als in perſönlicher Selbſtſtändigkeit ſich präſentirt. Selbſt Bediente in Privathäuſern machen ſelten Gebrauch von der etwaigen Erlaubniß, ſtatt einer Livrée einen beliebigen Rock zu tragen.

* Dieß iſt einer der weſentlichſten national-pſychologiſchen Gründe der ſtändiſchen Gliederung jedes Volks.

Unter den Bauern auf dem Lande begründet es öffentlich und darum auch im Gemüthe des Einzelnen einen wahrhaften Genuß von Ehre, zu einer großen und ausgebreiteten Familie zu gehören. Aber ſelbſt in Städten wird der Einzelnſtehende, Fremde, wenn nicht mit Verachtung, ſo doch mit Gleichgültigkeit angeſehen, ſobald nicht beſondere perſönliche Vorzüge ihm einen eigenen Werth beilegen. Jeder Angehörige einer Familie, wenn er ſich ihrer würdig beweiſt, genießt der Achtung und Ehre, die einige in ihr ſich durch Geiſt oder Charakter, Kunſt oder Reichthum erworben haben, ſo wie der Werth ſelbſt der Nationen an den Größen der Männer und Charaktere, welche ſie hervorgebracht, gemeſſen, und jeder Einzelne geſchäzt wird nach der Nation, welcher er angehört. Jeder alſo betrachtet ſich und wird betrachtet, außer ſeiner eigenen Perſönlichkeit, nach dem Charakter und der Würde der Einheit, zu welcher er mit andern gehört. Und dieß iſt der tiefſte Zug in aller Menſchennatur, daß jede, zwar einerſeits nach Selbſtheit und Selbſtſtändigkeit ringend, doch andererſeits nach Zuſammenſchließung und Einheit mit andern dürſtet, ſich hier aus der Maſſe emporarbeitet zur Eigenthümlichkeit und Beſonderheit, um ſich dort wieder mit ihr hinzugeben an dieſe oder jene Geſammtheit und geſchloſſene Einheit; der Menſch ſucht in und für ſich ſelber Kraft und Befriedigung, aber er findet ſie immer wieder nur in einer Gemeinſchaft; jeder trennt ſich von dem Boden, darauf er gewachſen, mehr oder weniger ab, aber er kehrt wieder zurück oder ſucht einen neuen, darin er feſtwurzelt, welcher weiter und breiter iſt. Das weiteſte und zugleich feſteſte Band iſt aber nach aller Erfahrung das der Nationalität, alſo auch der Nationalehre.

Auch hier aber findet das Gemüth des Menſchen in ſeinem Ringen nach Einigung die lezte Befriedigung noch nicht; ſchon Kunſt und Wiſſenſchaft machen ſich frei von den Feſſeln der Nationalität und ſchließen die Geiſter in noch größeren Kreiſen zuſammen, obgleich dieſelben ſich ſelten ganz von dem Boden der Heimat löſen. Aber die Verbindung der Menſchen durch die Religion durchbricht die Schranken der Nationen auf eine gar ſieghafte Weiſe, ebenſo die eines Welttheils, als einer einigen Civiliſationsgeſammtheit: ſo gibt es eine Ehre des Chriſten, Juden, Muſelmans und Buddiſten, abgeſehen von Stand, Land und Nation, und die Ehre eines Europäers, Amerikaners. — Die größte aber und lezte Verbindung iſt die aller Menſchen, und die höchſte Ehre die Ehre der Menſchheit. So ſagt man auch von den beſten und größten Thaten, daß ſie zur Ehre der Menſchheit vollbracht ſind; man eignet ſie nicht den einzelnen Nationen oder Religionen, ſondern der geſammten Menſchheit zu, um dieſer und den Thaten zugleich die höchſte Ehre zu geben. Hier iſt die Beziehung allerdings nicht mehr eine faktiſche, äußerliche Verbindung, ſondern die geforderte geiſtige und ſittliche Einheit der Menſchen, die Einheit des Begriffs des Menſchen oder der Menſchheit überhaupt, welchem durch jede wahrhaft menſchliche That, ohne Rückſicht auf alle Partikularität der Intereſſen, ein Genüge geſchieht, Ehre angethan wird. Und ſo wird denn auch im umgekehrten Falle die ſchlechteſte und niedrigſte That als eine die Ehre der Menſchheit (aller Menſchen) verletzende betrachtet, weil ſie eben dem Begriff der Menſchheit (des Menſchenthums) zuwider iſt. — Indem dieſer Begriff: Ehre der Menſchheit, ganz allgemein und jede Beſonderheit aufhebend erſcheint, ſchließt ſich damit der Kreis, denn ſie iſt, weil für alle in gleicher Weiſe und für jeden Einzelnen dieſelbe, wiederum die höchſte Ehre des Einzelnen, als Menſchen.

Und eben dieſes Ende, die Ehre des Menſchen als Menſchen, iſt zugleich der Anfang geweſen, der Grund jedes Anfangs irgend einer Ehre überhaupt; wo ſie fehlt, kann von Ehre nicht geredet werden. Dieß iſt die wunderbare und eben darin heilige Natur des Menſchen, daß er auf der unterſten Stufe ſeines Daſeyns und ſeiner Entwicklung ſchon Menſch iſt und ſeyn muß, um zur Entfaltung nur gelangen zu können, und daß er auf der höchſten wiederum nur Menſch ſeyn kann und ſoll: Menſch zu ſeyn iſt das Niedrigſte, was man von jedem fordern, das Höchſte, was einer leiſten kann, die geringſte Ehre, die er anſprechen, die höchſte, die er erringen kann. — Um jedes Menſchen Haupt legt die Ehre ihre Krone; aber ſie iſt von unzähligen concentriſchen Kreiſen gebildet, von der Enge des einzelnen Ichs bis zur Weite der Menſchheit; in des Menſchen Wahl iſt es gegeben, wie weit er die Ehre ſeines Lebens und Handelns an Werth ausdehnen will; er kann ſich allein, aber auch Familie und Stadt, Land und Stand, Nation und Religion, er kann der Menſchheit zur Ehre dienen und ihre Kronen tragen.

In allen dieſen Formen und Weiſen der Ehre iſt mein Selbſtgefühl nicht bloß ſubjektiv erweitert, indem Andere außer mir ſelbſt mich denken und ſchäzen, ſondern auch objektiv, indem nicht bloß mein individuelles Selbſt, ſondern zugleich die Geſammtheit, zu welcher ich gehöre, in mir geſchäzt und geehrt wird. Dieß ſoll in einem lezten Artikel etwas weiter ausgeführt werden.

Der Einmarſch eines deutſchen Heers in die Donaufürſtenthümer.

Der Einmarſch eines öſterreichiſchen Heers in die Moldau und Wallachei iſt vorausſichtlich von ſo großem Einfluß auf Deutſchland und den Krieg gegen Rußland, daß er veranlaßt, frühere Ereigniſſe ähnlicher Art in's Gedächtniß zurückzurufen und einige Bemerkungen darüber anzureihen.

Die Länder, in welche das öſterreichiſche Heer nun einrückt, ſind ein Theil der alten Heimath der Deutſchen; jedenfalls liegen ſie auf dem Weg, auf dem ſie in der Urzeit aus Aſien in das jetzige Deutſchland gekommen. Wie die neueſte Geſchichtsforſchung auf überzeugende Weiſe nachgewieſen hat, wohnten die Deutſchen unter dem ihnen von den Griechen gegebenen Namen Thracier und Geten viele Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung bis zur Völkerwanderung ſüdlich vom Balkan bis zum Bosporus, bis in die Gegend, wo jetzt Conſtantinopel ſteht, und nördlich bis an den Dnieſter an den Ufern des ſchwarzen Meers, auf beiden Seiten der untern Donau, insbeſondere in den beiden Fürſtenthümern Moldau und Wallachei, auch in Beſſarabien und in einem Theil der Bulgarei und Rumeliens.

Was die griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber, insbeſondere Herodot, Thucydides, Xenophon, Livius, Strabo, von den Eigenthümlichkeiten der Thracier und Geten, insbeſondere von ihrer Tapferkeit, ihrem ritterlichen Sinn, ihrer Sittenſtrenge in geſchlechtlicher Beziehung, ihrem ausgebildeten Glauben an die Fortdauer nach dem Tod und ihren religiöſen Ueberzeugungen überhaupt neben manchen Untugenden, z. B. Neigung zum Trunk u. ſ. w. erzählen, iſt ein Bild unſerer Vorfahren in ihrer jetzigen Heimath und ſtimmt ganz überein mit dem, was Tacitus von den Deutſchen am Rhein zu ſagen weiß. Der Name Gete iſt nur der dem Mund der Griechen unbequemte Name Gothe. Auch verſchwindet der Name Gete, ſo wie der Name Gothe auftritt. Die Geſchichtſchreibung, welche Geten und Gothen nicht als Bezeichnung Eines Volks nimmt, iſt nicht im Stande zu erklären, wohin das früher ſo mächtige Volk der Geten, und woher das auf einmal auftretende große Volk der Gothen gekommen ſeyn ſollten. Auch als die untern Donaugegenden von den Gothen, die weiter weſtwärts zogen, verlaſſen und von andern Völkern, insbeſondere von Römern, Griechen, Slaven, Türken überſchwemmt wurden, blieben naturgemäß viele germaniſche Elemente dort zurück.

Daß ſolche Elemente in den Donaufürſtenthümern, dem Mittelpunkt und Kern dieſer Urſitze der Deutſchen, ſich noch erhalten haben und noch vorhanden ſind, ergibt ſich vor allem aus der Verfaſſung dieſer Länder. Bei allen wichtigeren Veranlaſſungen entſchieden ihre Fürſten nicht allein, ſondern gemäß uralten Herkommens nur nach vernommenem Rath einer Verſammlung der Großen, der Bojaren. Oft hatten die Bojaren noch größeren Einfluß, beſonders bei Beſetzung der Fürſtenwürde, wobei etwas auf Erbfolge, mehr aber noch auf Wahl ankam. Es galt daher hier ganz die Verfaſſung, welche Tacitus bei den weſtlichen Deutſchen fand und welche überall in Deutſchland ſo lange ſich erhalten hat, eine halb republikaniſche, halb ſtändiſche oder repräſentative Einrichtung. Die Donaufürſtenthümer bildeten das äußerſte Vorwerk der Länder mit freierer Verfaſſung gegen den deſpotiſch regierten Oſten. Erſt unter der türkiſchen Oberherrſchaft wurden dieſe Einrichtungen nach und nach unkenntlich. Indeſſen zeigt uns die neueſte Geſchichte, wie viel Anklang der Ruf nach Freiheit auch dort gefunden hat.

Nicht minder deutlich ſind die Spuren germaniſcher Herkunft zu erkennen in den Namen ſo vieler Familien des Adels dieſer Länder, ſo weit ſie nicht romaniſirt und gräciſirt wurden. Die Namen Weida, Wlad, Dan, Drakul, Radul, Nagul, welche wallachiſche Fürſten führten, ſind unverkennbar deutſch. Ebenſo erkennt man dieſe Abſtammung in vielen Gebräuchen und Sitten der Vornehmen. Vorzüglich aber beurkunden ſich die germaniſchen Elemente in der uralten Zuneigung der Bewohner dieſer Länder zu den Deutſchen. Wenn wir kürzlich geleſen haben, mit welchen Zeichen der Freude die öſterreichiſchen Truppen bei ihrem Einmarſch in die Fürſtenthümer empfangen wurden, ſo iſt das keine vereinzelte neue Erſcheinung, auch nicht bloß aus dem Wunſch zu erklären, von den bisherigen Gäſten und Drängern befreit zu werden. Es ſind dieſe Zeichen der Freude vielmehr der Ausdruck alter Anhänglichkeit und Folgen der Stammverwandtſchaft.

In den Kriegen, welche die Deutſchen in den Jahren 1682 bis 1740 gegen die Türken führten, zeigte ſich dieſe Zuneigung oft auf auffallende Weiſe. Bei der Belagerung von Wien im Jahr 1683 waren 4000 Wallachen und 2000 Moldauer, welche die Fürſten dieſer Länder als Vaſallen des Großherrn zu ſtellen hatten, und dieſelben wurden von den Türken als Zimmerleute und Pontoniers beim Schlagen von Brücken oberhalb und unterhalb Wiens verwendet. Wenn gleich

aus Mißtrauen in die Treue der Fürſten Achmet, der Paſcha von Moraſa, dieſe Hülfstruppen führte, gelang es doch dem Fürſten Scherban, den Belagerten täglich Nachrichten zukommen zu laſſen und ihnen ſonſt nützlich zu ſeyn. Er ſoll ſogar ſeine Kanonen mit Streh geladen haben, ſtatt mit Kugeln, um beim Angriff der Wiener auf die Brücken den Angreifern keinen Schaden zu thun und doch ſich den Schein zu geben, als vertheidige er die Brücken, was alles beim Mißtrauen der Türken und ſeiner von türkiſchen Befehlshabern beſchränkten Thätigkeit nicht möglich geweſen wäre, wenn er nicht der gleichen Geſinnung ſeiner Untergebenen hätte vertrauen können. Auch die ſiegreichen Heereszüge der Deutſchen in den folgenden Jahren unterſtützte Fürſt Scherban auf ſehr wirkſame Weiſe, daher er auch ein ſorgfältig geheim gehaltenes Diplom des Kaiſers als deutſcher Reichsgraf erhielt. Auch als im Frieden von Carlowiz (26. Januar 1699) an das Haus Oeſterreich nur das Fürſtenthum Siebenbürgen und nicht die Moldau und Wallachei abgetreten wurden, erloſch die Anhänglichkeit der Wallachen und Moldauer an die Deutſchen keineswegs. Fürſt Scherban hatte noch dieſe gefährliche Anhänglichkeit den Türken mit großer Kunſt und vieler Sorge zu verhüllen gewußt und war mit Ehre und im Frieden geſtorben; aber ſein Nachfolger Brankowan, der Tochtermann Scherbans, mußte ſeine Zuneigung für die deutſche Herrſchaft und die vom deutſchen Kaiſer für treue Dienſte ihm verliehene Reichswürde im Jahr 1714 ſchwer büßen. Er wurde unvermuthet verhaftet, nach Conſtantinopel geführt, gefoltert und hingerichtet. Aber auch dieſe Grauſamkeit vermochte die alte Zuneigung nicht zu ſchwächen, beſonders weil das von türkiſcher Herrſchaft befreite Siebenbürgen vielen Flüchtigen Sicherheit bot und den Unterſchied deutſcher und türkiſcher Herrſchaft klar vor die Augen legte. Der Krieg, welcher in den Jahren 1716 bis 1718 unter der Leitung des berühmten Feldherrn Eugen von Savoyen gegen die Türken geführt und durch glorreiche Siege bei Peterwardein und Belgrad verherrlicht wurde, war für die Deutſchen beſonders wegen der Anhänglichkeit der von den Türken beherrſchten Einwohner jener Länder von ſo großem Erfolg.

Nach der Eroberung von Temeswar am 17. Oktober 1716 rückten 1200 Mann unter der Führung des bayeriſchen Oberſtlieutenants Dettin mit auffallender Begünſtigung der wallachiſchen Bauern und Bojaren, den Türken ganz unerwartet, in Bucharest ein. Die ganze wallachiſche Bevölkerung hatte, wie auf gemeinſchaftliche Verabredung, den Türken den Marſch geheim gehalten und ſogar das Schießen, welches bei der Ueberrumpelung eines türkiſchen Trupps von 400 Mann entſtand, als ein Freudenſchießen wegen eines Kirchenfeſtes den Türken darzuſtellen gewußt. Es war zwar nur ein Streifzug ohne augenblicklichen Erfolg; aber er enthüllte doch von neuem die Geſinnung der Bewohner und beförderte den günſtigen Frieden von Paßarowiz (27. Juli 1718), in Folge deſſen ein großer Theil der Wallachei, das Temeswarer und Crajovaer Banat und Serbien an Oeſterreich abgetreten, allen wallachiſchen Emigranten vollkommene Amneſtie ſammt dem Beſitz ihrer Güter zugeſichert wurde, und nur noch Niſſa, Widdin, Nikopolis und Sophia Grenzfeſtungen des türkiſchen Reichs blieben.

Dieſer glorreiche und erfolgreiche kurze Krieg befeſtigte ſich ſo tief im Bewußtſeyn und Andenken des geſammten deutſchen Volks, daß die Hauptſchlachten deſſelben Gegenſtand von Volksliedern wurden, die heute noch im Volk leben, ein Erfolg, deſſen gleichen alle ſpäteren, ſo zahlreichen Schlachten nicht hatten, ſelbſt nicht die glorreichen der Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815. Zwar nur zwanzig Jahre ſollten die in dieſem Frieden glücklich wieder gewonnenen Landſtriche unter deutſcher Herrſchaft bleiben. Unglückliche Treue, welche Oeſterreich gegen Rußland bewies, in Folge eines Defenſivbündniſſes, das es mit dieſem Staat abgeſchloſſen, führte ſchon im Jahr 1737 zur Erneurung des Kriegs mit der Pforte, zur ungünſtigſten Zeit, als Karls VI. Regierung ihrem Ende nahte und neue Zwiſte, beſonders mit Preußen, zu beſorgen waren. — Der Krieg wurde unglücklich geführt und noch unglücklicher zu früh wegen des Todes des Kaiſers beendigt, nämlich durch den unglücklichen Frieden von Belgrad, in welchem alle Länder wieder aufgegeben wurden, die Prinz Eugen erobert hatte, und mit einziger Ausnahme von Siebenbürgen alle ſeit 1680 gewonnenen Länder wieder zur Türkei kamen. Aber auch dieſer kurze Beſitz von zwanzig Jahren ließ Erinnerungen bei den Bewohnern der unter türkiſche Herrſchaft zurückgegebenen Länder zurück, die jezt noch leben und die heute noch deutſche Fortſchritte in jenen Ländern begünſtigen.

Die Kämpfe, welche nun Oeſterreich gegen Preußen mit wenigen Unterbrechungen von 1740 an beinahe fünf- und zwanzig Jahre lang auszufechten hatte, hinderten das durch den unzeitigen und unglücklichen Frieden von Belgrad Verlorene wieder zu gewinnen. — Die Abtretung der Bukowina im Jahr 1772 an Oeſterreich war nur ein kleiner Erſatz, und diente nur dazu, den Unterſchied zwiſchen deutſcher und türkiſcher Herrſchaft von neuem zu zeigen. Der kurze Krieg, den Oeſterreich in den Jahren 1788 und 1789 gegen die Türkei unternahm, wurde im erſten Jahr unglücklich geführt, im zweiten mit mehr Erfolg. Er ward verherrlicht durch Siege unter Coburg in der Wallachei und durch die Eroberung von Belgrad unter Laudon, brachte aber die verlorenen Länder nicht zurück. — Die Krankheit Kaiſer Joſephs, ſein bald darauf erfolgter Tod, die Unruhen in Belgien, die Revolution in Frankreich und die Beſorgniß vor einem Krieg mit dieſem Land nöthigten den Krieg abzubrechen, gerade als er für die Bewohner der türkiſchen Provinzen und für Deutſchland große

Hoffnungen erregte, und den Frieden zu Sziſtowa im Jahr 1790 zu ſchließen, der den bisherigen Zuſtand befeſtigte und das Verlangen der türkiſchen Unterthanen nach Aenderung der Herrſchaft nicht befriedigte.

Seit dem Jahr 1790, alſo jezt ſeit 64 Jahren, hinderten fortdauernde Kämpfe gegen Frankreich und fortdauernde Sorge vor revolutionären Bewegungen von dieſer Seite, wieder aufzunehmen, was im Jahr 1789 zur Unzeit unterbrochen worden, wieder zu erringen, was im Jahr 1739 durch den Frieden von Belgrad aufgegeben worden, die Heimath des deutſchen Volks in ſeiner Urzeit, das geſegnete Land an der untern Donau wieder zu erobern. Aber jezt, wo hoffentlich kein Bürgerkrieg in Deutſchland mehr droht, wie damals, als von 1740 bis 1762 Oeſterreich und Preußen im Kampfe lagen, jezt, wo auch nicht mehr Frankreich hindert, vielmehr zum Vorgehen im Oſten drängt, jezt kann das ſo lange, ſo unnatürlich und gewaltſam unterbrochene und gehemmte Streben der Deutſchen nach dem Oſten, nach ihrer alten Heimath, der Zug der Bewohner jener öſtlichen Länder nach Deutſchland eine naturgemäße Befriedigung finden, bald vielleicht auf eine die Mächte, welche im Augenblick dazu drängen und auffordern, überraſchende Weiſe. Das Vorrücken aus benachbarten ſichern, den Rückzug deckenden Grenzen und auf einem vaterländiſchen Strom iſt ein ganz anderes Ding, als ein Einfall, der nur durch koſtſpielige Flotten auf weiten unſichern Meeren bewerkſtelligt werden kann, und die Rückkehr in eine alte Heimath iſt auch etwas anderes, als das Eindringen in fremde, ferne Länder, wo die Ausſichten auf bleibenden Erfolg von Niederlaſſungen ſehr gering ſind. Während die Deutſchen an der untern Donau mit Leichtigkeit Colonien für ihre zahlreichen Auswanderer werden gründen können, wäre ſolches Ruſſen, Engländern und Franzoſen kaum möglich.

Aber dieſer Einmarſch deutſcher Truppen in die Donaufürſtenthümer erhält noch weitere Bedeutung durch die Ereigniſſe der neueſten Zeit ſeit den lezten zwei Jahren. In den erſten Decembertagen des Jahres 1852 ſchienen alle Stürme, die das Jahr 1848 gebracht, glücklich beendigt. Auch die lezte Folge dieſer Bewegung, der Staatsſtreich vom 2. December 1851 war vorübergegangen, ohne die Beſorgniſſe zu rechtfertigen, welche er für die Ruhe Europas im erſten Augenblick erregt hatte. Selbſt die mit den Zuſtänden unzufriedenen und auf neue Stürme hoffenden Männer dachten nicht an den baldigen Ausbruch derſelben. Ganz Europa ſchien auf lange Zeit in Schlummer verſenkt. Da meldeten die Zeitungen, das kleine Bergvolk der Montenegriner habe, um eine erlittene Gewaltthat zu rächen, die zwei kleinen türkiſchen Bergfeſtungen Spuz und Zebliak beſezt. Die Flintenſchüſſe in dieſem abgelegenen Winkel Europas waren die Vorboten des Donners, den bald aus tauſenden von Feuerſchlünden die mächtigſten Staaten Europas gegen einander ertönen laſſen ſollten; dieſer kleine Zwiſt wurde der Vorläufer eines Kriegs, welcher bald über einen großen Theil Europas ſich verbreitete.

Zwar ſchien der drohende Feuerbrand bald gelöſcht, als Oeſterreich, durch ſeine Lage zur Vermittlung zunächſt berufen, raſch und kraftvoll dazwiſchen trat, und bald die Auflöſung des türkiſchen Heeres das Ende des blutigen Streits herbeiführte. Aber dieſer Erfolg der Vermittlung weckte die Eiferſucht der Macht, welche mehr Anſprüche darauf zu haben glaubte; er veranlaßte die großen, bisher in dem Maße unerhörten Forderungen Rußlands, und als dieſe nicht erfüllt wurden, ſchon in den lezten Tagen des Junius 1853, ſchon ſieben Monate nach dem kleinen Krieg von Montenegro, den Einmarſch eines ruſſiſchen Heeres in die Donaufürſtenthümer.

Noch bemühte ſich die Kunſt der Diplomaten, auch dieſen größeren Feuerbrand zu löſchen. Aber nach wenigen Monaten erklärten die Türken den Krieg, ſchon in den lezten Tagen des Januars, ſieben Monate nach dem Eindringen der Ruſſen, folgten die gleichen Erklärungen Frankreichs und Englands und drangen ihre Flotten in die ihnen bisher verſchloſſenen Meere. Noch bemühten ſich die deutſchen Mächte zu vermitteln, den großen Brand zu bewältigen. Aber am 28. Auguſt, wiederum ſieben Monate nach der Kriegserklärung Englands und Frankreichs, rückte auch ein öſterreichiſches Heer in die Fürſtenthümer ein, zwar noch nicht als erklärter Feind Rußlands, aber unter Umſtänden, die zu einem Krieg mit dieſem Land führen zu müſſen ſcheinen.

So ſind von den drei Hauptſtämmen europäiſcher Völker, den Germanen, Slaven und Romanen, im erſten Abſchnitt die Slaven auf dem Kampfplatz erſchienen, im zweiten die Romanen mit Germanen, im dritten ausſchließend Germanen. So hat zuerſt die gelungene und dann die mißlungene Dazwiſchenkunft der Mächte das Feuer des Kriegs immer weiter verbreitet, wie ein Feuerfunke in leicht entzündlichen Stoffen durch jede Bewegung, auch durch die zum Unterdrücken unternommene, leicht zur Flamme wird, und der kleinſte Streit Weniger in einer aufgeregten Menge eſt große Maſſen erhizt und entzweit. So iſt der Dämon des Kriegs, dieſe unheimliche Geſtalt des Verderbens, noch im December 1852 ſo klein, kaum bemerkbar, in gleichen Zeitabſchnitten, von Stufe zu Stufe, nach ſieben Monaten durch das Erſcheinen der Ruſſen, nach vierzehn Monaten durch das Auftreten der Engländer und Franzoſen, nach einundzwanzig Monaten durch den Einzug der Oeſterreicher in die Fürſtenthümer zu einer Rieſengröße und einer alle Macht der Mächtigſten überwältigenden Stärke emporgewachſen.

Man ſchreibt in neuerer Zeit den Seuchen, ſo namentlich der Cholera, ein organiſches Leben, eine

beſtimmte Dauer ihres Wachsthums und ihrer Abnahme, ſo wie ihres Fortſchreitens zu. Man vergleicht ſie Rieſenſchlangen, die unſichtbar fortſchleichen, unvermuthet, oft unbegreiflich ſchnell heranwachſen und zu einer erſchreckenden Größe aufſchwellen, um dann wieder zu ſchwinden und zu verſchwinden und an andern Orten aufzutreten. Der Dämon des Kriegs, verwandt dem der Seuchen, und auch immer von dieſen begleitet, hat auch ein organiſches Leben. Sein Lebensprincip iſt eine die Völker unwiderſtehlich eine Zeitlang beherrſchende Stimmung, in der ſie nicht mehr den Gründen der Vernunft, nur noch dem Klang der Waffen, dem Donner des Geſchützes Gehör ſchenken; ſeine äußere Erſcheinung, ſein Leib iſt der Tod von Tauſenden; ſein bezeichnendes Symptom iſt aber eine nach kurzen, beſtimmten Zeitabſchnitten zu meſſende Entwicklung. Während die Pflanzungen des Friedens, die Einrichtungen zur Beförderung der Kultur und des Wohlſtands meiſtens Jahrzehnte gebrauchen, um zu einem geſicherten Daſeyn zu gelangen, wächst der Dämon des Kriegs meiſt zu einer furchtbaren Größe und Stärke heran, nach Zeitabſchnitten, die ſich nach Monaten meſſen laſſen. Die Seuchen haben die kürzeſte Zeit des Lebens und Vergehens. Sie nehmen ab, ſo wie ſie nicht mehr zunehmen; ihre Zeit läßt ſich oft nach Wochen meſſen. Die Wuth des Kriegs wächst oft ſo ſchnell als die Seuchen, ſie dauert aber dann oft Jahre lang fort. Alle Erfindungen des Friedens, alle guten Einrichtungen wachſen langſam, erfordern oft eine Zeit, welche länger iſt als das Leben des Erfinders, haben dann aber oft auch ein unendliches Leben.

Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß jezt ſchon, mit der jetzigen Verwicklung, der gegenwärtige Krieg ſeine volle Größe und Stärke erreicht hat. Vielmehr iſt zu vermuthen, daß Preußen und die übrigen Länder Deutſchlands die jezt bald durch die Jahreszeit gebotene Waffenruhe zu neuen Unterhandlungen benützen, wenn aber auch dieſe, wie wahrſcheinlich iſt, mißlingen, im nächſten Frühjahr, alſo auch wieder ungefähr ſieben Monate nach dem Vordringen eines öſterreichiſchen Heeres, wohl oder übel gerüſtet auf dem Kampfplatz ſich einfinden werden. Die vielen einem ſolchen Schritt jezt noch widerſtrebenden Neigungen und Intereſſen werden denſelben nicht länger aufhalten. Auch Oeſterreich hatte viele Neigungen und Beſorgniſſe zu überwinden, bis es ſeinem Heere vorwärts zu gehen befahl, auch dem Entſchluß Frankreichs und Englands ging eine Zeit des Wartens und Beſinnens voraus. Wie dieſe Mächte endlich doch auf dem Kampfplatz ſich einſtellen mußten, ſo wird es auch mit den deutſchen Mächten der Fall ſeyn.

Dem Bund Oeſterreichs, Preußens, Englands und Rußlands vom 13. Juli 1841 wegen Egyptens gingen auch zwei Jahre dauernde Unterhandlungen vorher; der Bund vom 6. Juli 1827 wegen Griechenlands war die Frucht von Berathungen, die Jahre gedauert hatten; der Bund der Großmächte vom Juli 1813 gegen Napoleon kam erſt nach geheimen und offenen Unterhandlungen zu Stande, die mehr als ein Jahr in Anſpruch genommen.

Wenn aber im nächſten Frühjahr endlich alle Mächte einem Gegner, welcher den allgemeinen Frieden geſtört, kampfgerüſtet und eng verbunden gegenüberſtehen, dann kann auch der Krieg ſchneller vorüber gehen, als er begonnen hat. Im Jahr 1814 war Napoleons Macht vernichtet, ſechs Monate nachdem die europäiſchen Mächte endlich zu einem feſten Bund ſich vereinigt hatten. Schon drei Monate nach dem Bund vom Juli 1827 wegen Griechenlands war in der Schlacht von Navarin die Macht der Türkei zertrümmert. Der Vierbund von 1840 gegen den Vicekönig von Egypten erreichte ſein Ziel nach wenigen Monaten. Wenn im nächſten Jahr, wie zu hoffen iſt, durch einen großen Bund aller Mächte endlich ohne weiteren Krieg oder nach kurzer Dauer deſſelben der Friede hergeſtellt wird, dann hatten ſeit dem Jahr 1813 die Großmächte Europas immer je nach vierzehn Jahren, nämlich in den Jahren 1813, 1827, 1841, 1854 ſich zu einem Bund zur Ordnung der Verhältniſſe Europas vereinigt. Und ſo wäre denn nicht bloß in den Werken der Zerſtörung, ſondern auch in den Bündniſſen zu Herſtellung des Friedens ein Rhythmus als Zeichen innern organiſchen Lebens zu bemerken.

Vielen ſind dergleichen Zeitberechnungen widerwärtig und widerſinnig. Aber ſie ſind ja nur ein Verſuch, einem uralten Gedanken einen neuen zeitgemäßen Ausdruck zu geben. Sie ſollen nur dazu dienen, dem Uebermuth der Menſchen, die mit ihren Gedanken die Geſchicke der Menſchheit lenken zu können glauben, entgegen zu treten und in neuer Form auszuſprechen, daß auch die Entwürfe der Mächtigſten der Erde nur Werkzeuge und Mittel einer unſichtbaren Weltregierung ſind. Sie unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Verkündigungen dieſes uralten Gedankens nur dadurch, daß ſie nicht von einem willkürlichen, wunderähnlichen Eingreifen dieſer Weltregierung, ſondern von noch zu erforſchenden Geſetzen derſelben ausgehen und ſie wollen nichts ſeyn als Andeutungen zur Erforſchung dieſer Geſetze.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Theaterſtaatsſtreich. — Die Rachel. — Bomarſund im Hippodrom. — Die Marquiſe von Taillefer.

Die neue Verwaltung der großen Oper hat mit einer alten und veralteten Berühmtheit, hingegen mit einem ganz neuen Lärm der Künſtler- und Journaliſtenwelt die lang verſchloſſenen Thore der Rue Lepelletier eröffnet. Die alte und veraltete Künſtlerin iſt Madame Stolz, von welcher wir in unſerem vorigen Briefe geſprochen haben. Fould ſcheint gefühlt zu haben, daß er mit dieſem kühnen Griff weder Glück noch Aufſehen machen werde, darum hat er durch eine durchgreifende Reform in der Verwaltung die Gemüther überraſchen, erſchüttern wollen. Er fand, daß die alte Direktion unter der Laſt von 700 Freiplätzen erlegen wäre, wenn nicht noch drückendere Laſten ſie erdrückt hätten, und da der Staatsminiſter für halbe Maßregeln keinen Sinn hat, hat er mit einem Schlage alle und jede Freiplätze aufgehoben. An den wenigen Abenden, an welchen die Oper volles Haus macht, Abende, die man jährlich auf den Fingern herzählen kann, wird die neue Direktion um 3 bis 4000 Fr. mehr als die alte einnehmen, dagegen dürfte es an vielen Abenden, wo ohne dieſe 700 Freiplätze das Theater faſt leer wäre, für alle Welt ein Räthſel ſeyn, daß man die Künſtler aus ihrer Ruhe geſtört hat, um etwa zwanzig Perſonen zu unterhalten. Leute vom Fache wollen daher behaupten, daß die 700 Freiplätze faſt eben ſo viel einbringen, als ſie etwa in den ſeltenen Fällen, wo ſie gekauft würden, die Kaſſe beeinträchtigen; denn nichts ſchade einem Theater in den Augen des Publikums ſo ſehr, als der Anblick eines leeren Hauſes. Abgeſehen von dieſen vielleicht nicht für alle Theater und zu allen Zeiten gleich maßgebenden Rückſichten mochte man es begreiflich finden, daß Fould die Freiplätze beſchränkte im Hinblick auf das künftige Jahr, wo man ein außerordentliches ſtehendes Contingent von 60,000 Fremden und darüber während der Ausſtellung der Weltinduſtrie in Paris erwartet, wodurch die Füllung des Hauſes in Ausſicht ſteht. Allein unter den 700 Freiplätzen befindet ſich eine Anzahl, welche der Kritik zur Verfügung geſtellt wurde, und da die Kritik zu allen Zeiten und in allen Ländern freien Zutritt in die Häuſer hatte, welche ihre Darſtellungen beſprechen und würdigen laſſen wollten, ſo hat Foulds Staatsſtreich beſonders in dieſen Kreiſen ungeheuern Lärm gemacht. Der 2. December, welcher die politiſche Preſſe ſo viel wie vernichtet hat, weil er die Kritik der Staatsangelegenheiten unmöglich gemacht, hatte wenigſtens das Gebiet der Kunſt und der Wiſſenſchaft der Kritik nicht entzogen. Fould aber, ſo wenigſtens glaubte man, wollte, ſo weit das eben in ſeiner Macht ſteht, die Kunſt, die unter ſeiner Leitung ſtehende Kunſt von der Kritik emancipiren, und erklärte, die Kunſt brauche keinen Tribut an Freiplätzen zu zahlen. Wenn die Kunſtrichter ihren Ausſpruch fällen wollen, mögen ſie ihre Plätze bezahlen. Die Oper bedarf der Kritik nicht!

Man hat viel über die Freiplätze geſchrieben, die Fould autonomiſch entſchieden, ob es beſſer ſey, daß die Kritik Freiplätze habe oder ihre Plätze bezahle. Es iſt, nicht meine Abſicht, dieſen Proceß des weiteren hier zu verhandeln; ſo viel iſt gewiß, daß die Kunſt der Vermittlung der Kritik bedarf — was auch Fould dagegen ſagen oder glauben mag — und die leztere in keine Abhängigkeit der Kunſt gegenüber geräth, wenn ſie den Darſtellungen unentgeldlich beiwohnt. Unter einem Regiment alſo, wo die Gewalt nicht in lezter Inſtanz entſcheidet, hätte in einem ſolchen Streite der Staatsminiſter zum Kreuze kriechen müſſen; denn ſämmtliche Journale hatten ſich verabredet, ſo lange die Leiſtungen der Oper nicht zu beſprechen, bis man ihre „alten Rechte“ anerkannt habe. Einige, wie das Journal des Débats, ſind dieſer Verpflichtung treu geblieben, allein die andern gaben nach, eingeſchüchtert von den Drohungen des Miniſters, von dem ſie abhängen. Es iſt wahr, daß Fould ſelber einige Zugeſtändniſſe gemacht und jedem Journal einen Sperrſitz zuerkannt hat, während früher jedes bedeutendere Blatt zwei Logenplätze nebſt einem Sperrſitz hatte. Das Sonderbare in dieſer Angelegenheit, an der die ganze elegante Welt Antheil nahm, war, daß gerade Madame Stolz am entſchiedenſten und heftigſten gegen den Staatsminiſter auftrat und es zwiſchen ihr und ihm im Foyer der Oper zu förmlichen Scenen kam. Es iſt das aber ganz natürlich: niemand bedurfte ſo ſehr als eben Madame Stolz des Beiſtands der Kritik, d. h. der Rechtfertigung ihrer Wiederaufnahme nach einer ſiebenjährigen Abweſenheit.

Weniger Lärm machte Mlle. Rachels Wiedererſcheinen im Théâtre français ſeit dem Tode ihrer Schweſter. Das Publikum empfing die Künſtlerin um ſo wärmer, als in der lezten Zeit ernſtlich davon die Rede war, ſie wolle ſich von der Bühne zurückziehen. Es wäre das für die Tragödie ein unerſetzlicher Verluſt, wie ihre Abweſenheit lebhaft genug hat fühlen laſſen. Alle Verſuche, ſie zu erſetzen, waren geſcheitert, und wenn ihre Nachfolgerin vielleicht ſchon geboren iſt, ſo iſt ſie erſt noch aufzufinden, wie man einſt die Rachel aufgefunden hat. Die Rolle, womit ſie dießmal ihre Saiſon eröffnete, gehört nicht zu denen, worin ſie am meiſten glänzt, vielleicht iſt es aber nicht ihre Schuld, daß ſie noch nicht zum

rechten Verſtändniß derſelben gekommen. Maria Stuart iſt vom franzöſiſchen Vermittler dieſes deutſchen Meiſterwerks ſo verkleinert worden, daß man ſich nicht wundern darf, wenn die Künſtlerin, welche nur durch Lebrun zur Auffaſſung einer der franzöſiſchen Tragödie allerdings fremdartigen Schöpfung gelangte, dieſelbe noch nicht ganz durchdrungen hat. Merkwürdig und eine Huldigung für den deutſchen Dichter iſt es, daß dieſes Stück trotz ſeiner Verflachung, die es durch den Uebergang aus einem Idiom in's andere erlitten, dennoch zu den Lieblingsſtücken des Publikums der franzöſiſchen Tragödie gehört, und daſſelbe nicht minder anzieht, als irgend ein Stück von Racine oder Corneille. Bei weitem richtiger hat Rachel die Rolle der Adrienne Lecouvreur aufgefaßt, vielleicht aus Charakterverwandtſchaft mit dieſer Schauſpielerin des vorigen Jahrhunderts. Es iſt dieß übrigens die einzige Rolle des modernen Dramas, in welcher die Vermittlerin von Corneille und Racine ſich mit Erfolg verſucht hat. Vielleicht geſchieht es, um ſie zu weiteren Verſuchen im modernen Drama aufzumuntern, daß ihre Verehrer ſie gewöhnlich nach der Darſtellung der Adrienne Lecouvreur im Triumphe nach Hauſe geleiten. Huldigungen dieſer Art ſind übrigens ſchon ſo abgenüzt, daß ſie der vielerfahrenen Künſtlerin kaum ſonderlich ſchmeicheln können.

Iſt es das ſchöne Wetter — der Sommer hat heuer erſt in der zweiten Hälfte Auguſt begonnen und nimmt glücklicherweiſe die Miene an, bis in den Oktober hinein ſich dehnen zu wollen — iſt es das ſchöne Wetter, iſt es das Intereſſe an der alles bewegenden Angelegenheit, iſt es die Eitelkeit der Franzoſen, die vorläufig im Siege von Bomarſund eine genügende Entſchädigung finden für die Lorbeeren, die ſie an der Donau und Newa zu ſammeln geträumt haben, oder iſt es dieſes Wetter und das Intereſſe am Kriege gegen Rußland und die Eitelkeit der Franzoſen zuſammen, was das Publikum zur Einnahme von Bomarſund in den Hippodrom lockt? Alte Militärs verſichern, dieſes Schauſpiel werde mit einer Wahrheit dargeſtellt, daß auch ſie fortwährend unter der Macht der Täuſchung bleiben. Dieſe Wahrheit ſcheint auf's Publikum nicht ohne Wirkung geblieben zu ſeyn, denn in den erſten Vorſtellungen drückte es ſeine Entrüſtung über den geringen Widerſtand, welchen die Ruſſen geleiſtet, energiſch aus, und empfing den General Bodisco mit Ziſchen und Pfeifen. Um ſolchen Aeußerungen, die leicht mißdeutet werden konnten, vorzubeugen, hat man im Hippodrom in den folgenden Vorſtellungen die hiſtoriſche Wahrheit verlezt und eine Scene eingeſchoben, welche dem General ſeine Ehre ein wenig rettet.

Uebrigens machen die andern Theater weniger durch Vorſtellungen ihrer alten und neuen Stücke, als durch eines ihrer nun ehemaligen Mitglieder von ſich ſprechen. Mlle. Conſtance hat auf den kleineren Bühnen nicht minder durch ihre phyſiſchen Vorzüge als durch ihre dramatiſchen Talente ſich die Gunſt des Publikums erworben. Das iſt ſo wahr, daß die ſchöne Künſtlerin außerhalb der Bühne, wenn nicht mehr, doch mindeſtens feurigere und beharrlichere Bewunderer als auf der Bühne gefunden. Sie rühmt ſich, unter dieſe Verehrer einſt eine ſehr hohe und ſeitdem noch bei weitem mehr erhöhte Perſon gezählt zu haben, und die Theaterkönigin meint ſogar, hätte ſie es nur recht verſtanden, würde manche Täuſchung ihres Theaterlebens eine Wahrheit, eine Wirklichkeit geworden ſeyn. Ob das ihre größte Täuſchung ſey, mag dahingeſtellt bleiben, ſo viel iſt gewiß, daß ſie es am Ende verſtanden, einen Anbeter aus einem edlen Geſchlecht zu feſſeln und ſeinen Namen ſich anzueignen. Der Marquis von Taillefer, überdieß ein Mann von 100,000 Franken Renten, hat ihr 25,000 Fr. Renten, alſo genau den vierten Theil ſeines Vermögens als Morgengabe verſchrieben, worauf ſie in der Mairie des zweiten Stadtbezirks bürgerlich getraut wurden und von dort nach Marſeille fuhren, um nach Corſika ſich einzuſchiffen, wo ſie ihrem Bunde den prieſterlichen Segen geben laſſen und dann die Honigmonde in Italien zubringen werden. — Dieſes Ereigniß hat das Faubourg St. Germain und die elegante Männerwelt gewiß nicht minder als die Expedition nach Sebaſtopol beſchäftigt. Es brachte einen förmlichen Aufruhr hervor, und Familie und Freunde des Marquis ſezten noch in der lezten Stunde alle Springfedern in Bewegung, um das Unglück zu verhindern. Der Jokeyclub ſchickte eine Deputation aus ſeiner Mitte an den Marquis, beſtehend aus in Abenteuern dieſer Art meiſt erfahrenen Männern. Aber der Marquis blieb taub für alle Vorſtellungen wie für alle Bitten, und Mlle. Conſtance ſagte dem Vaudeville Lebewohl, um nach einigen Jahren als Marquiſe von Taillefer im Faubourg St. Germain auftreten zu können, denn der Marquis iſt feſt überzeugt, daß ſeine Geliebte alle Tugenden beſizt, welche die Grundlagen des häuslichen Glücks ſind, und es nichts als Zufall war, wenn ſie auf die Bühne gerathen, für die ſie nie Beruf gehabt habe. — Der Entſchluß des Marquis kann, je nach dem Standpunkte, auf den man ſich bei Beurtheilung ſolcher Entſchlüſſe ſtellt, als eine Thorheit oder als Heroismus betrachtet werden; als Thorheit, wenn der Marquis über die rein ſinnliche Leidenſchaft die Stimme der Vernunft wie die ſeiner Freunde und Verwandten überhört hat; als Heroismus, wenn er, geleitet von edleren Gefühlen, in ſeiner Geliebten wirklich ein anderes Weſen als eine bloße Virtuoſin im Spiele der Liebe und des Zufalls entdeckt hat und ein ſolches Weſen aus ihr entwickeln und zu erziehen hofft. Dann mag er der Meinung der Welt trozen, und wenn die Erziehung ihm gelingt, ſtolz auf die Rettung einer verlorenen Seele ſeyn. — Auch die neue Marquiſe wird keines großen Aufwands moraliſcher Anſtrengung bedürfen, um den Heldenmuth ihres Mannes zuvörderſt zu belohnen und nicht dem Geſpött der boshaften Welt preis zu geben, und dann um ſich mit Anſtand in einer ganz neuen geſellſchaftlichen Sphäre zu erhalten, vorausgeſezt, daß ſie früh oder ſpät im Faubourg St. Germain aufgenommen wird. Da es in unſerer Zeit bei weitem öfter als ſonſt geſchieht, daß man auf der Bühne ſeine Lebensgefährtin ſucht, ſo wäre es vielleicht ein dankbares Unternehmen, wenn ein Philoſoph ein Handbuch für Schauſpielerinnen ſchriebe, eine Anweiſung, wie ſie ihren Uebergang von den Brettern, die die Welt, auf die Bretter, welche die Familie bedeuten, zu vollziehen und nach vollbrachtem Uebergang in dem

neuen Kreiſe, ohne an den alten zu erinnern oder erinnert zu werden, ſich zu verhalten haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ſolches Handbuch nur für jene Schauſpielerinnen beſtimmt wäre, die, gleich der Mlle. Conſtance, die Hochzeit vor der Heirath gefeiert hatten, auf leztere überhaupt von vorne herein verzichtet zu haben ſchienen, und erſt plözlich für ein anderes als das Theaterleben Begeiſterung verſpüren. Schauſpielerinnen hingegen, deren Namen unbeſcholten geblieben und die im Umgang mit der Kunſt nur veredelt wurden, hätte ein ſolches Buch nichts zu lehren. Um wieder auf den edeln Marquis von Taillefer zurückzukommen, wünſchen wir ihm, daß es ihm nicht wie einem ſeiner Schickſalsgenoſſen ergehe. Ein junger Menſch hatte nämlich eine Schauſpielerin, ungefähr von demſelben ſcheinbaren Caliber, als die nunmalige Marquiſe, aber Mitglied einer minder bekannten Bühne, geheirathet. In der erſten Nacht vermißte er das ihm angetraute Weib. Auf die Vorwürfe hierüber ſagte die Dame: „Was wollen Sie, lieber Freund? Man kann nicht ſo in Einem Tage oder in Einer Nacht auf Gewohnheiten ſeines ganzen Lebens verzichten. Ich bin Ihre Frau, und dieſe Stellung hat ihre Pflichten, ich weiß es; mit der Zeit werde ich mich daran gewöhnen.“

Aus Niederſachſen, September.

(Fortſetzung.)

Eine untergegangene Stadt.

Einen Bardewiker wird der mit dem gewöhnlichen Lüneburgiſchen Dialekt Vertraute auf der Stelle an der in mancher Beziehung abweichenden Ausſprache und Betonung der Worte erkennen. Faſt allen Bardewikern iſt das Hochdeutſche ebenſo geläufig, als das Niederſächſiſche oder Plattdeutſche, was man von den Landleuten der Provinz Lüneburg im Allgemeinen durchaus nicht ſagen kann. Der gewöhnliche niederſächſiſche Bauer lernt in der Schule und während ſeiner Militärdienſtzeit in der Stadt allerdings hochdeutſch ſprechen und manche wiſſen ſich auch ziemlich gut in dieſer Mundart auszudrücken, allein zu einer gewiſſen Fertigkeit bringen es die wenigſten. Die Bardewiker laſſen ſich in dieſer Beziehung der Mittelklaſſe in den niederſächſiſchen Städten an die Seite ſtellen, welcher das Hochdeutſche und das Niederdeutſche gleich geläufig ſind. Trotz der Nähe der Stadt Lüneburg und trotz des ſteten Verkehrs, der zwiſchen dieſem Ort und Bardewik ſtattfindet, weicht ſowohl das Plattdeutſch als das Hochdeutſch, welches die Bardewiker ſprechen, nicht unweſentlich vom Lüneburgiſchen ab. Ihr Plattdeutſch hat Aehnlichkeit mit dem Dialekt, der in den Marſchen bei Hamburg und in dieſer lezteren Stadt ſelbſt geſprochen wird. Es verwandelt unter anderem das ö in eu, klingt bedeutend weicher, als das Niederſächſiſche, welches man in der Nähe von Lüneburg hört, und zeichnet ſich überdieß durch einen eigenthümlich ſingenden Ton aus. Die garſtigen Provinzialismen, welche das Hochdeutſche der geringeren Klaſſe in der Stadt Lüneburg entſtellen, die das a vor einem r regelmäßig wie ä und das e vor einem r wie a ausſpricht, ſind dem Bardewiker fremd.

Durch Handel ward Bardewik einſt die reichſte und mächtigſte Stadt Niederſachſens, durch Handel gewinnen ſeine Bewohner noch heutiges Tages hauptſächlich ihren Lebensunterhalt. Da die meiſten Hauseigenthümer nur wenig Ländereien beſitzen und daher nicht im Stande ſind eine ausgedehnte Oekonomie zu betreiben, ſo kultiviren ſie die wenigen Grundſtücke, welche ihnen gehören, mit deſto größerer Sorgfalt. Die Gemüſe, welche auf der Stätte gebaut werden, wo einſt die hohen Giebelhäuſer der ſtolzen Handelsherren zum Himmel ragten und die Herrlichkeiten des Südens und des Nordens aufgehäuft lagen, finden in dem fünf Meilen entfernten Hamburg ſo wie im benachbarten Lüneburg großen Beifall und werden wöchentlich und täglich in großer Menge zu Waſſer und zu Lande nach beiden Städten gebracht. Außerdem trägt der Verkauf von friſcher Milch den Bardewikern manchen Thaler ein. „Von Lüneburg kommt der tägliche Groſchen, von Hamburg aber kommen die Summen,“ ſagt man, und darum wird die eine Stadt wie die andere mit derſelben Regelmäßigkeit beſucht. Ein anderer nicht unbedeutender Erwerbszweig iſt die Schifffahrt, die trotz allen Hinderniſſen und Schwierigkeiten, welche die nicht immer ſchiffbare Ilmenau, die ſeit einigen Jahren eröffnete Harburg-Hannoverſche Eiſenbahn, die beſondern Privilegien der Stadt Lüneburg u. dgl. in den Weg legen, dennoch die Concurrenz mit der Dampfkraft aushält. Zu den Privilegien des lezteren Ortes gehört unter andern, daß der Bardewiker ſtromabwärts — alſo von Lüneburg aus, da ein Waarenverkehr von Bedeutung einzig und allein zwiſchen dieſer Stadt und Hamburg (Harburg) beſteht — nur Waaren auf eigene Rechnung verladen darf. Eine andere wichtige Erwerbsquelle iſt der Handel mit Sämereien, welcher durch die weitverzweigten Eiſenbahnen in den lezten Jahren einen beträchtlichen Aufſchwung genommen hat. Der Bardewiker durchfährt und durchwandert mit ſeinen Sämereien den größten Theil des Königreichs Hannover, das Holſteiniſche, Mecklenburgiſche, Lauenburgiſche, und ſeit der Aufhebung der Zollſchranken auch die benachbarten preußiſchen Provinzen, und verdient ſich anſehnliche Summen damit. Während des Winters beſchäftigen ſich die Bardewiker eifrig mit Korbflechten; das Spinnen, welches vor Zeiten ganz unbekannt war, iſt in den lezten Jahren mehr und mehr in Aufnahme gekommen. Die Lebensweiſe der Bardewiker hat im ganzen wenig Charakteriſtiſches. Da ſie ſich durch ihren unermüdlichen Fleiß und durch ihre Gewandtheit im Handel mehr erwerben, als die gewöhnlichen Dorfbewohner in der Provinz Lüneburg, ſo können ſie auch mehr drauf gehen laſſen. Sie eſſen und trinken daher beſſer als mancher Bürger in den kleinen Provinzialſtädten und halten außerdem ungemein auf Ordnung, Reinlichkeit und Akkurateſſe. Ihre Häuſer und Kleider ſind ſtets höchſt ſchmuck und ſauber. Alles trägt das Gepräge der Wohlhabenheit, ja des Reichthums.

Die Gebräuche bei Kindtaufen, Hochzeiten und Beerdigungen haben in Bardewik ein durchaus germaniſches Gepräge. Während ſich in andern, bedeutend weiter weſtlich gelegenen Gegenden unverkennbare Spuren ſlaviſcher Gebräuche finden — wohin beſonders die noch an der äußerſten Nordweſtgrenze des Fürſtenthums Lüneburg vorkommende rein wendiſche Sitte gehört, daß bei einer Beerdigung die nächſten weiblichen Angehörigen des Verſtorbenen dem Sarge in einem die ganze Geſtalt verhüllenden weißen Ueberwurf folgen — iſt in den Gebräuchen der Bardewiker nicht allein keine Aehnlichkeit mit denen der benachbarten Wenden zu entdecken, ſondern es ſcheint faſt, daß man im Gegenſatz zu den lezteren bei manchen Feſtlichkeiten abſichtlich den Brauch wählte, der bei den

Wenden für unheilig gehalten wird. Da die Ilmenau, an welcher Bardewik liegt, einſt die Sprachgrenze zwiſchen Germanen und Slaven bildete und die Abneigung, die zwiſchen beiden Stämmen herrſchte, ſich hier ganz beſonders auf mannigfache Weiſe offenbarte, ſo war es natürlich, daß man in Allem und Jedem der rein germaniſchen Sitte treu blieb und alles vermied, was an die Gebräuche und den Glauben der Slaven hätte erinnern können. Daher findet man in Bardewik denn auch keine Spur von der Furcht vor dem böſen Gotte Pha oder Zernebog, vor den „Doppelſaugern“ oder Vampyrn und vor den „Unterirdiſchen“ oder Zwergen, welche die Kinder aus der Wiege ſtehlen und ihre mißgeſtalteten Kreaturen ſtatt derſelben hineinlegen, und all die unzähligen kleinen Regeln und Gebote, welche der Aberglaube der ängſtlichen Wenden faſt für alle Verhältniſſe des Lebens vorgeſchrieben hat, und welche hin und wieder in andern germaniſchen Orten vorkommen, ſind den Bewohnern Bardewiks gänzlich unbekannt.

Bei Kindtaufen finden in der Regel keine große Feſtlichkeiten Statt. Die Gevattern und die Hebamme begeben ſich mit dem Täufling am Sonntag nach beendigtem Gottesdienſt oder an einem Wochentage nach dem Hauſe des Predigers, wo die Ceremonie in aller Stille vor ſich geht. Die Taufkleider, mit denen das Kind geſchmückt wird, werden von der Pfarre gehalten. Beim „Gevatterbitten“ pflegen die Eltern eine genaue Stufenfolge unter den Graden der Verwandtſchaft zu beobachten. Dem jüngſten Gevatter liegt die Verpflichtung ob, das Kind „über die Taufe zu halten.“ Nach beendigter Taufhandlung werden die Gevattern von den Eltern des Täuflings mit Kaffee und Kuchen bewirthet. Bemittelte Eltern ſuchen der kirchlichen Ceremonie dadurch mehr Feierlichkeit zu verleihen, daß ſie dieſelbe während des Gottesdienſtes kurz vor dem Beginn der Predigt vornehmen laſſen. Beſonders pflegen Erſtgeborne auf dieſe Weiſe getauft zu werden. Der junge Weltbürger und Chriſt bleibt dann ſo lange in der Kirche, bis der Morgengottesdienſt gänzlich beendet iſt, damit derſelbe ſogleich des Segens theilhaftig werde, den der Prediger am Schluß über die ganze Gemeinde ausſpricht. In ſolchen Fällen genügt es den glücklichen Eltern denn auch nicht, die Gevattern nur mit Kaffee und Kuchen zu bewirthen; es wird ein ſtattliches Mittagsmahl angerichtet, zu welchem außer denen, die bei der Taufhandlung fungirt haben, meiſtens auch noch Verwandte und Freunde eingeladen werden. Daß dann alles aufgeboten wird, was Küche und Keller zu liefern vermögen, verſteht ſich von ſelbſt.

Bei den Hochzeiten findet ein ähnliches Verhältniß ſtatt wie bei den Kindtaufen; es gibt kleine und große. Unbemittelte oder minder begüterte Brautpaare erſcheinen gewöhnlich ſchon an demſelben Sonntage, wo ſie zum zweitenmal proklamirt worden ſind, mit den nächſten Angehörigen und einigen Zeugen nach Beendigung des Gottesdienſtes in der Kirche, laſſen ſich vom Pfarrer kopuliren und begehen den feſtlichen Tag ganz in aller Stille im engen Familienkreiſe. Da die großen Hochzeiten, trotzdem daß die Eingeladenen die Theilnahme an der Feſtlichkeit mit baarem Gelde erkaufen müſſen, viele Koſten verurſachen, ſo kommen dieſelben nur ſelten vor. Der Verlauf einer ſolchen großen Hochzeit iſt folgender. Iſt der Tag, an welchem die Trauung ſtattfinden ſoll, nach Rückſprache mit dem Pfarrer feſtgeſezt, ſo wird der ſogenannte „Köſtenbitter“* an alle diejenigen abgeordnet, welche Verwandtſchaft, Freundſchaft oder ſonſtige Gründe berechtigen, eine Einladung zur Hochzeit zu erwarten. Daß die Gäſte zu einer Feier, wo es ſich darum handelt, möglichſt viel Menſchen zuſammen zu bringen, nicht nur im Orte ſelbſt geſucht werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der „Köſtenbitter,“ deſſen Hut und Stab von der Braut mit bunden Bändern geſchmückt werden, wandert im beſten Sonntagsſtaat von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus und trägt ſein Einladungscarmen, in welchem häufig all die zur Hochzeit geſchlachteten Vierfüßler, Gänſe, Hühner und Kapaunen, die Bier- und Branntweintonnen und die Kuchen und Puddinge, welche der Vertilgung harren, aufgezählt werden, in drollig feierlichem Schulmeiſterton vor, wofür er von den Geladenen mit Branntwein, Bier, Kaffee und Kuchen bewirthet und mit Geld und Bändern beſchenkt wird, welche er ſich an der hintern Seite des Huts befeſtigen läßt, ſo daß ſie luſtig im Winde flattern.

Die Hochzeit wird ſtets im Hauſe der Braut und in der Regel an einem Donnerſtage gefeiert. Bei den Wenden der Provinz Lüneburg wird ſie dagegen faſt immer im Hauſe des Bräutigams und niemals an einem Donnerſtage gehalten, da dieſer Tag vor Alters dem böſen Gotte geweiht war und noch heute für unglückbringend angeſehen wird, obgleich ſich niemand des Grundes bewußt iſt. „Wenn man am Donnerſtag freit, ſo donnerts in der Ehe,“ ſagen die wendiſchen Bauern in einigen Gegenden, mehr wiſſen ſie nicht gegen den Donnerſtag vorzubringen. — Der Mittwoch Abend iſt der ſogenannte Polterabend, an welchem nach altem Brauch die Hauptſtücke der Ausſteuer der Braut auf dem „Kiſtenwagen“ nach dem Hauſe des Bräutigams gefahren werden. Der nächſte Verwandte des leztern, welcher ein Geſpann Pferde beſizt, hat die Verpflichtung, den Roß- und Wagenlenker zu ſpielen, muß aber vor allem darauf ſehen, daß er den Wagen in einem ſcharfen Trabe vom Hauſe der Braut nach dem des Bräutigams ſchafft. Da dieß bei der Lage der betreffenden Gebäude oder bei der Unerfahrenheit des deſignirten Roſſelenkers mitunter keine leichte Aufgabe iſt, ſo übt dieſer ſich ſchon mehrere Wochen zuvor auf dieſes Kunſtſtück ein, bis er ſeiner Sache gewiß zu ſeyn glaubt. Neben den Hauptbeſtandtheilen der Mitgift, die auf dem Wagen paradiren, thronen zwei ältere Frauen aus der nächſten Verwandtſchaft der Braut, denen die Behütung der Ausſteuer obliegt und die Obſt und Kuchenſtücke unter die den Wagen umhüpfende und laut jubelnde Jugend auswerfen.

Hat der Wagen den Ort ſeiner Beſtimmung glücklich erreicht und ſind die darauf befindlichen Gegenſtände abgeladen, ſo verſammeln ſich die jungen Mädchen mit den Geſchenken, welche ſie den Verlobten zugedacht haben, im Hauſe der Braut, wo ſich mittlerweile auch die Muſikanten eingefunden haben. Hier ſtellen ſich alle paarweiſe auf und ſchreiten in geordnetem Zuge nach dem Hauſe des Bräutigams. Die Braut und die Muſikanten eröffnen denſelben; ihnen folgen die jungen Mädchen, deren jedes

* Köſt, im Niederdeutſchen Hochzeit.

ein Geſchenk oder ein kleines Stück der Ausſteuer trägt. Dort beginnt dann nach Ueberreichung der Geſchenke das Tanzen auf der „großen Diele,“ welches bis tief in die Nacht hinein dauert.

Am Donnerſtage, dem erſten Hochzeitstage, wo die Trauung ſtattfindet, begeben ſich Braut und Bräutigam mit ihren Verwandten, Freunden und Bekannten in zwei verſchiedenen Zügen nach der Kirche. Alle ſind dabei in die oben beſchriebene kirchliche Tracht gekleidet. Jeden Zug eröffnet eine Anzahl Muſikanten, welche auf dieſem feſtlichen Gange das ſchönſte und fröhlichſte Stück vortragen, das ſie zu ſpielen wiſſen. Die Braut, deren Gefolge ſich bei ihr — im Hauſe ihrer Eltern — eingefunden hat, zieht mit demſelben zuerſt nach der Kirche; der Bräutigam kommt bald darauf mit der Schaar ſeiner Angehörigen und Freunde nach. Eigenthümlich iſt es, daß weder die Eltern der Braut noch die des Bräutigams in der Kirche erſcheinen und der Trauung ihrer Kinder beiwohnen dürfen. — Wenn die kirchliche Einſegnung vollzogen iſt, bietet der Bräutigam der Braut den Arm und führt ſie unter luſtigen Klarinetten-, Flöten- und Hörnerklängen nach dem Hochzeitshauſe (dem Hauſe der Braut); die vorhin getrennten Züge vereinigen ſich vor der Kirchthür und folgen den Neuvermählten mit fröhlichem Jubel. Dort angelangt, ziehen alle auf die große Diele, und es beginnen vor dem feierlichen Hochzeitsmahl die ſogenannten „Ehrentänze,“ welche die Neuvermählten nach altem Brauch mit ihren nächſten Angehörigen, mit ihren Brüdern, Schweſtern, Oheimen, Tanten u. ſ. w. tanzen müſſen. Gewöhnlich beläuft ſich die Zahl dieſer Tänze auf ſieben; die übrigen Hochzeitgäſte dürfen jedoch keinen Theil daran nehmen. Sobald dieſem gewiß uralten Herkommen Genüge geſchehen iſt, beginnt das Eſſen. Da die Zahl der Eingeladenen auf ſolchen großen Hochzeiten eine ſehr bedeutende iſt, ſo gehört oft nicht geringe Geſchicklichkeit dazu, dieſelben ſämmtlich zu placiren. Alle Zimmer, die obere Flur zwiſchen den beiden kleineren Hausthüren, die große Diele, kurz alle möglicherweiſe zu benutzenden Räume ſind mit gedeckten Tiſchen beſetzt, auf denen die Lieblingsgerichte der Bewohner Niederſachſens paradiren.

(Schluß folgt.)

London, September.

(Schluß.)

Die Utilitarians und »Hard times« von Dickens.

Bounderby iſt, wie wir geſehen haben, Gradgrinds Ideal, und der leztere glaubte daher ſeinem Syſtem am treueſten zu bleiben, wenn er ſeine Tochter Louiſe an Bounderby verheirathete und ſeinen Sohn Thomas unter die unmittelbare Aufſicht deſſelben ſtellte und ihn auf des Fabrikanten Comptoir arbeiten ließ. Daß Bounderby beinahe dreißig Jahre älter iſt als Louiſe, das ſchien in den Augen des Ideologen eben kein Hinderniß von Belang. Ihrerſeits ſehnten ſich die beiden Kinder nach nichts ſo ſehr, als das väterliche Haus und die Stube, wo die Haare geſtuzt wurden, zu verlaſſen. Bei Thomas lag dieſem Verlangen einzig und allein die Ausſicht zu Grunde, ſich in Vergnügungen aller Art für die traurigen Jahre ſeiner Gefangenſchaft zu entſchädigen. Sein Kopf war dabei bereits ſo entſchieden entwickelt, daß er auf den Einfluß Louiſens auf Bounderby zählte, um ſeine Freiheit ſo gut als möglich zu nüzen. In Louiſen dagegen hatte bereits das Herz gegen den Kopf ſich zu empören angefangen. Im Umgang mit Cecilie — ſo heißt das verlaſſene Mädchen — hatten ſich Gefühle bei ihr eingeſchlichen, die ihr früher ganz fremd geweſen. Sie hatte angefangen, wenn Cecilie ihr von ihren früheren Schickſalen erzählte, ſich zu wundern und zu intereſſiren, obgleich das Wundern gar nicht in das Erziehungsſyſtem Gradgrinds gehört, und das Intereſſiren nur Gegenſtänden gegenüber paſſirt, die unter die Sinne fallen, und gemeſſen, gezählt oder verwerthet werden können. Sie iſt daher auch weit entfernt die Zuneigung ihres Vaters für Bounderby zu theilen, und als jener gar mit ſeinem lang gehegten Plane einer Heirath zwiſchen ihr und Bounderby herausrückt, iſt ſie nahe daran, ihren durch Erziehung unterdrückten Gefühlen freien Lauf zu laſſen. Aber da ihr Vater ihr hundertmal die Werthloſigkeit ſolcher Gefühle vordemonſtrirt, und da ihr Bruder, der ganz die Demonſtrationsweiſe des Vaters erlernt hat, ihr zu verſtehen gibt, daß ſie in dieſer ihrer neuen Stellung ihn vor der harten und rauhen Behandlung Bounderbys ſchüzen könne, ſo willigt ſie ein. In Ermanglung eines Gegenſtandes, auf den ſie die in ihrem Buſen erwachten Gefühle übertragen könnte, wählt ſie ihren Bruder, der dieſe Sympathie am wenigſten verdient, und wird ihm zu Liebe die Gattin Bounderbys.

Alles dieſes fällt zu einer Zeit vor, wo von Coketown aus die Strikes ſich über ganz Lancaſhire verbreitet haben. Die Bounderbys und Gradgrinds kennen die Arbeiter nur als kollektive Maſſen, als Zahlen, die nach Hunderten und Tauſenden berechnet werden. Sie wiſſen aufs genaueſte anzugeben, wie viel Calico aus ſo und ſo viel Rohmaterial mit ſo und ſo viel „Händen“ herausgebracht werden kann. Wie die Hände leben, wie ſie wohnen, wie ſie als Individuen denken und handeln und fühlen, das liegt außerhalb ihrer Berechnung. Mit ihren Leiden haben die Bounderbys und Gradgrinds nichts zu ſchaffen. Die Arbeiter ſind bloß geſchaffen, das Glück der Fabrikanten zu begründen; ihr eigenes Glück, ihre eigene Wohlfahrt kümmert die Fabrikanten ſo wenig, daß ſie im Gegentheil ſehr geneigt ſind, die ganze Claſſe als ein verworfenes Geſchlecht zu betrachten, ein Geſchlecht, das nicht zu rechnen verſteht und daher gar keine Berückſichtigung verdient. Die Arbeiter ſpielen, wie oben geſagt, eine Hauptrolle im Roman, und die Art, wie Dickens die Leiden der engliſchen Arbeiter darſtellt und ſie gegen alle ungerechten Angriffe vertheidigt, erinnert uns unwillkürlich an Freiligraths Geſänge, nur mit dem Unterſchied, daß das, was Freiligrath als Lyriker gethan hat, Dickens als Epiker thut.

Coketown, die Reſidenz Bounderbys und Gradgrinds, iſt ein wahrer Triumph des ſteinernen Faktums, nichts als unendliche Schornſteine, unendliche Maſchinen, die die Stadt in eine förmliche Feſtung umwandeln, wo die Natur eben ſo ſorgfältig ausgemauert als verpeſtete Luft und tödtendes Gas eingemauert ſind. Die engen Straßen und ſchmuzigen Höfe mit den kleinen, dumpfen, dunkeln Häuſern, in denen die Menſchen wie Bienenſchwärme auf- und nebeneinander gedrückt ſind, das alles ſcheint bloß der Schornſteine wegen da zu ſeyn, das alles exiſtirt bloß durch die unendlichen Schornſteine, die Quelle alles Lebens und alles Schmuzes. Die Menſchen, welche in dieſen Bienenkörben hauſen, heißen ſchlechtweg Hände, und der einzige Verdruß Bounderbys iſt, daß dieſe Geſchöpfe nicht geradezu in Hände aufgehen. In ſeiner Vorſtellung ſollten ſie aus nichts anderem zuſammengeſezt ſeyn, als aus einem Paar Händen und höchſtens einem Magen, um die Hände lebendig zu erhalten, gerade wie manche Seethiere, die wir am Meeresufer finden, aus nichts beſtehen als aus Klauen und Magen. Aber ſtatt deſſen laſſen ſich die Hände beifallen, Herz und Kopf zu haben, Gradgrinds Syſtem zum Trotz, der die Exiſtenz des Herzens im Allgemeinen bezweifelt und den Händen den Kopf wegdemonſtriren will; und was noch ſchlimmer iſt, die Molusken vermeſſen ſich, von friſcher Luft und grüner Natur zu ſprechen, und ſich gegen die Schornſteine zu empören, die ihre Wohnungen in Höllen umwandeln; ſie beſtehen ferner darauf, ihren alten Fluß wieder zu haben, der früher mit ſeinem klaren Waſſer ſich durch Coketown geſchlängelt und der jezt dermaßen mit allem möglichen von den Schornſteinen ausgeworfenen Unrath angefüllt iſt, daß er ſich nicht mehr fortbewegen kann und wie eine geſättigte Schlange mitten in Coketown ſtille liegt. Wie kann Bounderby auf dergleichen Vorſtellungen eingehen? Iſt er nicht ſelbſt aus dem Schlamm der Erde hervorgegangen? und hat ſeine trunkene Mutter ihn nicht an eine ähnliche Pfüze

hingeſetzt, es ihm ſelbſt überlaſſend, wie er ſeinen Weg weiter finden mochte? Aber nein, die Molusken ſind eine nie zu ſättigende Race; ſie haben Schlamm nach Herzensluſt und ſind dennoch nicht zufrieden. So ſpricht Bounderby, ſo ſprechen die engliſchen Fabrikanten, und ſo haben ſie jedesmal geſprochen, wenn die Arbeiter auch nur die mindeſte Verbeſſerung ihrer Lage verlangten. Die Maſchinen, wie man weiß, arbeiten wie raſende Elephanten, und die Hände bewegen ſich um die Rüſſel hin und her, gerade wie die Fliegen. Es wäre nun nichts leichter, als dieſe Fliegen, denen manchmal Flügel und Füße abgeſchlagen werden, wenn ſie den Elephanten zu nahe kommen, durch einfache Vorkehrungen vor dem Rüſſel zu ſchützen. Aber nein, dieſe Vorkehrungen könnten das Produkt der Arbeit beeinträchtigen, und Hände ſind Hände, Fliegen ſind Fliegen, und die Hände werden bezahlt und die Fabrikanten haben ſich nicht darum zu kümmern, wenn die ſchneidenden Werkzeuge der Maſchine den Händen manchmal die Finger zerhacken. Iſt es zu verwundern, wenn unter dieſen Umſtänden die Hände es für beſſer halten, ganz von den Maſchinen abzulaſſen und ſo lange ſich von ihnen entfernt zu halten, bis man ein wenig beſſer für Schornſtein und Rüſſel geſorgt hat? Dieſes Ablaſſen geſchieht nun mit ſolcher Einſtimmigkeit, die Arbeiter ſtehen ſo feſt zuſammen, ſtehen ſich in ihren Nöthen mit ſolcher Selbſtverläugnung bei, jede egoiſtiſche Berechnung bei Seite laſſend, daß Bounderby geradezu glauben muß, ſie haben den Kopf verloren, und wie er früher in ihnen nichts als Hände und Magen ſah, ſo ſieht er ſich jezt genöthigt, da ſie ſogar auf den Magen verzichten und ſich die härteſten Entbehrungen auferlegen, in ihnen nichts als Hand und Herz zu erblicken, die unſinnigſte Combination, die er ſich denken kann.

Was Dickens Roman ſo großes Intereſſe verleiht, iſt, wie geſagt, der Umſtand, daß hier zum erſtenmal die ſociale Frage der Strikes, die eine ſo bedeutende Rolle in der ſocialen Frage Englands im allgemeinen ſpielen, poetiſch bearbeitet iſt, und zwar werden die Strikes hier von einer Seite aufgefaßt, die neu iſt in der engliſchen Preſſe. Gerade die feindſelige Haltung der Preſſe war Schuld daran, daß die Aufſtände der Arbeiter für dieſelben einen ſo unglücklichen Ausgang genommen haben. Wäre Dickens mit ſeinem Roman zur Zeit aufgetreten, wo die Arbeitseinſtellungen auf ihrem Höhepunkt waren, ſo möchte es ſchwerlich der Aſſociation der Meiſter gelungen ſeyn, den Forderungen der Arbeiter auf die Dauer Widerſtand zu leiſten. Die Theilnahme des Publikums würde ſich allenthalben für die Arbeiter gegen die trockene, kalte Nützlichkeitstheorie der Mancheſterſchule erklärt haben. — Die Utilitarians fühlen das Bedürfniß, ihre abſtoßende Theorie in ein anziehendes Gewand zu kleiden; es wäre keineswegs erſprießlich, den Leuten zu ſagen, das ganze Leben beſtehe nur in den Operationen des Kaufens und Verkaufens und jeder Zoll der menſchlichen Exiſtenz von der Geburt bis zum Grabe müſſe hinter dem Ladentiſch erhandelt werden. Die Utilitarians fühlen dieß ſehr wohl, und wir ſehen daher in Dickens Roman, daß Bounderby und Gradgrind ſich eifrig bemühen, ſich mit Männern in Verbindung zu ſetzen, welche im Stand ſind die trockenen Wahrheiten der Nützlichkeitstheorie im Parlament auf würdige Weiſe zu vertreten und die Rechte der raſenden Elephanten, d. h. die Rechte der Maſchinen, welche die Finger abſchneiden, gegen die Rechte der Hände, d. h. gegen die Rechte der Arbeiter zu behaupten. Nun gibt es zwiſchen den Landlords, welche Korn, und den Cotton-lords, welche Calico produciren, eine eigene Claſſe von Menſchen, die ebenfalls noch Lords genannt werden können, da ſie durch die Bande des Bluts mit der hohen Landariſtokratie in Verbindung ſtehen, die aber weder Haus noch Hof beſitzen und weiter nichts zu produciren im Stande ſind, als gefällige Manieren und Worte, und nichts anderes repräſentiren, als den engliſchen Gentleman, minus die Rente. Jeder Art moraliſcher Ueberzeugung wie jeder Art materiellen Beſitzes baar, ſind ſie deſto geeigneter, in jeden beliebigen Ideengang einzugehen, für jedes beliebige Syſtem einzuſtehen, ſofern ſich daſſelbe als vortheilhaft für ſie erweiſt. Solche Männer ſind es, welche die Fabrikanten zu gewinnen ſuchen, um durch dieſelben ihre Ideen vom Calico auf würdige Weiſe im Parlament vertreten zu laſſen, und einen ſolchen Phraſeologen der Calicoideen ſehen wir in Dickens Roman in der Perſon von Hardhouſe auftreten.

Was die weitere Entwicklung von Dickens Roman betrifft, ſo ſagen wir hier nur ſo viel, daß die Kinder Gradgrinds, Thomas und Louiſe, indem ſie dem Kopfe allein Gehör geben, gerade in Folge der Muſtererziehung, die ſie von ihrem Vater erhalten, an den Rand des Abgrunds gerathen, und daß Cecilie, jenes verlaſſene Mädchen, die Retterin der Familie wird. Eben ſo ſtellt ſich heraus, daß die Lumpen und der Schlamm und die trunkene Mutter, mit denen Bounderby beſtändig prahlt, rein erlogen ſind, und daß er ſich mit dieſem Elende aus keinem andern Grunde brüſtete, als um ſeine Stellung um ſo intereſſanter zu machen, und Männern wie Hardhouſe zu zeigen, daß die Arbeiter, trotz ihrer jetzigen Lumpen, ſich ſo gut wie er zu den erſten Fabrikanten hinaufarbeiten könnten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 41. 8. Oktober 1854.

— Warum von tauſend Vätern
Juſt eben dieſen Vater mir? Und ihm
Juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
— — Mir ahnet
Ein unglückſeeller Augenblick!

Schiller.

Der Sonnenwirth.

Schwäbiſche Volksgeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert

von H. Kurz.

Die meiſten Leſer erinnern ſich wohl, daß wir vor einigen Jahren (1846, Februar) mehrere Bruchſtücke dieſer Geſchichte mitgetheilt haben. Dieſelbe ſchien damals ihrer Vollendung nahe; aber unſer Mitarbeiter iſt durch die Zeitverwicklungen daran verhindert worden, und erſt jetzt wird es ihm möglich, unſern Leſern im Folgenden noch ein Fragment ſeiner Novelle vorzulegen, die er nächſtens erſcheinen laſſen wird (in der „deutſchen Bibliothek," Meidinger, Sohn und Comp. in Frankfurt).

Zur Würdigung des Buchs iſt vor allem das Verhältniß deſſelben zu Schillers bekannter Novelle in's Auge zu faſſen und zu bezeichnen. Am beſten geſchieht dieß, wenn wir hier zum Theil die Worte wiederholen, mit denen der Verfaſſer ſelbſt die von uns mitgetheilten erſten Capitel ſeines Romans eingeleitet hat.

„Der Held dieſer Erzählung iſt derſelbe, den Schiller in der Novelle „der Verbrecher aus verlorener Ehre" ſeines großen Pinſels gewürdigt hat. Indem ich dieß ausdrücklich vorausbemerke, muß ich zugleich verſichern, daß ich hiedurch keine Vergleichung herauszufordern beabſichtige. Der kraftvolle Geiſt, deſſen Gepräge unſer Dichter auch dieſer kleinen, von ihm ſelbſt nicht ſonderlich beachteten Nebenarbeit aufgedrückt hat, macht ſie für immer zu einer unübertrefflichen Erfindung. Auch gebührt ihr, was jedem ächt poetiſchen Erzeugniſſe zukommt, die Eigenſchaft der allgemeinen Wahrheit. Dagegen in dem Sinne, welchen Schillers Ueberſchrift: „eine wahre Geſchichte," anzudeuten ſcheint und in welchem auch gewöhnlich eine ſolche Ueberſchrift verſtanden wird, in dieſem Sinne iſt ſie gerade nicht wahr; vielmehr weicht ſie in den Hauptmotiven und in dem größeren Theile ihres ganzen Verlaufs von den Begebenheiten, die ihr zu Grunde liegen, völlig ab. Mit Unrecht alſo wird ſie von den Biographen unter Schillers hiſtoriſche Arbeiten gerechnet.

Der Name des ſogenannten „Sonnenwirthle" — ſchwäbiſch ſtatt: Sohn des Sonnenwirths — war und iſt heute noch in Schwaben ſo ſprichwörtlich bekannt, daß man vorausſetzen darf, Schiller müſſe ſchon in ſeinen früheſten Jahren von dieſem Helden einer damals noch ganz neuen Volksſage gewußt haben. Beſondern Anlaß hiezu bot ihm in Stuttgart der Umgang mit ſeinem Freund und Lehrer, dem bekannten Pſychologen Abel, der als Knabe den „Sonnenwirthle" im Gefängniß geſehen hatte und deſſen Vater der Richter des Verbrechers geweſen war. Bei einem Beſuch in Mannheim, wo ſich der Dichter nach ſeiner Flucht aus Stuttgart aufhielt, ſoll Abel (gewiß nicht zum erſtenmal) von dieſem Stoffe mit ihm geſprochen haben. Schiller bearbeitete den Stoff aber erſt 1786, alſo in Dresden, für die Thalia. In dieſer ſpäteren Zeit, da er ſo mannigfaltige Anſchauungen und Schickſale durchlaufen hatte, mochte ihm nur noch eine verblaßte Erinnerung an die heimiſche Märe vorſchweben, während ihn gleichwohl

eine alte Anhänglichkeit, verbunden vielleicht mit einem äußern Bedürfniſſe ſeiner Zeitſchrift, jene wiederzubeleben trieb. Statt der vergeſſenen, vielleicht von jeher aus oberflächlicher Mittheilung vernommenen Motive, lieh ihm der rege Dichtergeiſt andere Züge dar; und ſo hat er uns ſtatt einer ſtreng geſchichtlichen Thatſache eine markige Dichtung voll innerer Wahrheit, eine meiſterliche pſychologiſche Novelle geſchenkt. — Auch Abel fühlte ſich gedrungen, dem „Sonnenwirthle" ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Er ſchrieb, gleichzeitig mit Schiller oder unmittelbar nach ihm, eine hiſtoriſch-pſychologiſche Abhandlung, welche jedoch ſonderbarer Weiſe in einem Hauptpunkte, übereinſtimmend mit Schillers Novelle, den geſchichtlichen Pfad verläßt. Sie erſchien 1787.

„Außer dieſem ziemlich ſelten gewordenen Büchlein haben mir ein günſtiger Zufall und freundliche Bereitwilligkeit die Proceßakten des Helden nebſt andern ihn betreffenden Papieren * in die Hände gelegt. Dieſe Urkunden enthüllten meinem Auge in und zwiſchen ihren Zeilen ein Lebensbild, grundverſchieden von dem bisher gekannten, aber belebender Darſtellung gewiß nicht minder werth. Indem ich eine ſolche verſuchte, mußte ich allerdings die Erfindung zu Hülfe rufen, jedoch keine willkürliche, ſondern diejenige Art von Erfindung, welche die vorhandenen geſchichtlichen Züge, eine trockene, zerſtreute Maſſe, zu verbinden und zu erklären unternimmt. Meine Erzählung iſt keine bloß thatſächliche; ſie iſt Dichtung, aber innerhalb ſtreng gegebener Grenzen."

Die erſten Capitel des Buchs, welche in dieſen Blättern abgedruckt worden ſind, erzählen, wie Friedrich Schwan, Sohn des Sonnenwirths zu Ebersbach im Filsthal, ſchon in früher Jugend einmal wegen eines muthwilligen Streiches gegen ſeinen Vater, und das zweite mal wegen einer Prügelei mit dem Zuchthaus beſtraft wurde. Nach ſeiner Zurückkunft verſpricht er gegen den Willen ſeines Vaters der Tochter eines armen Bauers im Ort die Ehe, und die Kämpfe, welche dieſe angefochtene Verbindung zur Folge hat, geben den Wendepunkt ſeines künftigen Schickſals ab. Von einem Müllerknecht durch ein kleines Anlehen in den Stand geſetzt, nach Stuttgart zu gehen, ſetzt er es durch, daß er von der Regierung für volljährig erklärt wird und Heirathserlaubniß erhält; aber trotz zweimaliger Proklamation weiß es der Amtmann des Orts, in Verbindung mit dem Vater und der Stiefmutter Friedrichs, dahin zu bringen, daß die Heirath wieder rückgängig wird. Die Verzweiflung hierüber treibt den jungen Burſchen auf der abſchüſſigen Bahn immer weiter. Um die Noth ſeiner Geliebten zu ſtillen, die wegen ihres Fehltritts in der übelſten Lage iſt und von ſeinem Vater nur kärglich unterſtützt wird, hat er dieſem Korn entwendet. Da der Vater ſich ſeines Geizes ſchämt, ſo vertuſcht er dieſes Vergehen, welches aber durch die nachfolgend erzählte Begebenheit an's Licht gebracht wird.

* * *

Raſſelnd und donnernd fuhren eines Vormittags mehrere Jagdequipagen die Straße herauf. Mitten im vollen Jagen hielt die vorderſte vor der Sonne und nöthigte dadurch die andern zu einem eben ſo plötzlichen Halt. In der Sonne gab es ein Laufen und Rennen Trepp' auf und ab. Herzog Karl ſelbſt war es, der in der erſten Kaleſche ſaß und im raſchen Vorbeijagen nach dem Schurwald einen Trunk vom Beſten begehrte. Die Ehre war groß, noch größer aber die Eile, mit welcher der Befehl ausgeführt werden mußte, denn es war bekannt, daß der Herr nicht gern wartete und weder im Großen noch im Kleinen ein Hinderniß ſeines Willens gelten ließ. Der Sonnenwirth flog daher wie ein Jüngling von achtzehn Jahren, und wenig fehlte, ſo wäre er die Treppe hinabgefallen; doch brachte er den alten Familienpokal glücklich an den Wagen. Sein Sohn ſah vom Fenſter aus zu, wie ihn der Herzog in Empfang nahm und nach einem guten Zuge wieder zurückgab; er ſah, wie der junge Fürſt gnädig, aber immer haſtig mit ſeinem Vater ſprach, wie dieſer unter tauſend freudigen Bücklingen ſich weigerte die Zeche zu machen, aber von dem bei dem Herzog im Wagen ſitzenden Hofherrn einen mit einem gebieteriſchen Wink begleiteten Silberthaler annehmen mußte. Neugierig betrachtete er den von Jugend und Jagdluſt ſtrahlenden Landesherrn, deſſen Allmacht ihm die Zahl ſeiner Jahre voll machen und doch den Wunſch ſeines Herzens nicht erfüllen konnte: das ſchöne freie Geſicht mit den herriſch umherſchweifenden hellblauen Augen drückte eine machtbewußte Sorgloſigkeit aus, welche die Freuden des Lebens in vollen Zügen ſchlürfte und ſich dabei um keinerlei Bedenken zu kümmern hatte. So mußte es wenigſtens einem jungen Menſchen erſcheinen, dem die Kehrſeite dieſer Herrlichkeit verborgen blieb. „Nur ein Scherflein von dieſer Freiheit und Ungebundenheit!" ſeufzte er; „ich wollt' es ja nur dazu benutzen, um an meinem Weib und Kind ein rechtſchaffen Werk zu thun!"

„Wer wird denn da ſtehen und gucken, wenn's alle Händ' voll zu thun gibt!" rief eine Magd, die in die Stube ſtürzte. „Die Herren in den andern Kutſchen wollen auch Wein. Fort! im Hausgang drunten ſtehen ſchon Butellen g'nug; 's fehlt nur an Händen, um ſie 'nauszutragen."

Er eilte hinunter, ergriff mechaniſch ein paar Flaſchen und trug ſie vor das Haus, wo ſein Vater ſo eben, trunken vor Glück, von dem Wagen des abfahrenden Herzogs zurücktrat und, beſtändig complimentirend, ſeinem Sohne rücklings in die beladenen Arme taumelte. In dieſem Augenblick erhob ſich ein Angſtgeſchrei. Das vordere Pferd am herzoglichen Wagen, durch die neugierig umherwogende Menge oder vielleicht

---

* „Acta von dem inn und außer Lands bekannten Erzböſewicht Friedrich Schwahn, einem Sohn des Sonnenwirths Schwahnen allhier." Dieſe letzteren, Amtsprotokolle, Briefe und dergleichen enthaltend, liegen auf dem Rathhauſe zu Ebersbach, wo der Verfaſſer zugleich die für die Unbefangenheit ſeiner Darſtellung nicht wenig förderliche Nachricht erhielt, daß das Geſchlecht ſeines Helden völlig ausgeſtorben ſey.

durch irgend eine muthwillige Unthat der lieben Jugend ſcheu gemacht, bäumte ſich ſo unverſehens und heftig, daß der Jagdpoſtillon die Meiſterſchaft zu verlieren in Gefahr war und die andern Pferde gleichfalls unruhig wurden. Das Geſchrei der Menſchen, beſonders aus den hintern Kaleſchen, ſteigerte die Verwirrung der Thiere, der Poſtillon ſchwankte im Sattel, die umſtehenden Männer, die zufällig keine Helden waren, wichen zurück und verſperrten kräftigeren Händen den Platz, ſo daß nachgerade die Sicherheit des Herzogs an einem Haare hing. Da ließ Friedrich ſeine Flaſchen fallen, daß ſie klirrend am Boden zerbrachen, mit einem Sprung hatte er ſich des ungebärdigen Roſſes bemächtigt, das ihn auf und nieder ſchleuderte, endlich aber ſeiner markigen Hand ſich fügen mußte. Als der ſtärkſte Widerſtand des Thieres gebrochen war, ſprang noch ein Knecht herbei, der es vollends bändigen half, und nun kam Alles was Hände hatte, um die überwundene Gefahr noch einmal zu überwinden. Der Herzog, ärgerlich, daß ſeine Allgewalt vor den Augen der Sterblichen einen kleinen Eintrag erlitten hatte, rief: „Hat nichts zu ſagen! Vorwärts! Keine Umſtände weiter!“ nickte aber im Fortfahren dem jungen Menſchen, der ihm dieſen Dienſt erwieſen, gnädig zu, griff dabei in die Weſtentaſche und warf ihm ein Goldſtück hin, während der vordere Poſtillon, ſeine wiedergewonnene Haltung mit verbiſſenem Grimm behauptend, die Peitſche gegen die herzudrängende Menge aufhob und der Jagdzug in donnerndem Laufe davonbrauste. Ein Gelächter folgte den unglücklichen Hofherren, die über dem Abenteuer ihres Gebieters nichts zu trinken bekommen hatten und ſich ohne Zögern anſchließen mußten, um ihren Durſt im Schatten der Wälder oder vielleicht im Blute des Ebers zu kühlen. Noch einen Augenblick, und die ganze ſtolze Erſcheinung war verſchwunden und die Straße mit den ſtädtiſch großen, aber einförmig grauen Gebäuden ſah wieder ſo werktäglich aus, als ob ſich gar nichts zugetragen hätte.

Friedrich war ſogleich in das Haus zurückgekehrt, während ſein Vater noch im Vollgenuß der gehabten Ehre mit den Nachbarn ſprach, wobei er nicht unterließ, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß der Flecken früher eine Poſt gehabt habe, von welcher er behauptete, daß ſie mit der Sonne verbunden geweſen ſey.

„Wo haſt dein' Goldvogel?“ fragte er ſeinen Sohn vergnügt, als er mit dem Knechte heraufkam, um zu Mittag zu eſſen. „Der Johann ſagt, es ſey ein Goldſtück geweſen, was dir der Herzog zugeworfen habe.“ — „Ich hab's nicht aufgehoben,“ antwortete Friedrich. — „Was? Biſt von Sinnen?“ ſchrie der Sonnenwirth. — „Ich hab' eine Menſchen- und Chriſtenpflicht gethan,“ ſagte Friedrich, „und dafür laſſe ich mich nicht mit Geld auszahlen. Zudem weiß man wohl, für was der Herzog die Dukaten in der Weſtentaſche trägt — für die Weibsbilder. Das iſt kein Geld für mich.“

„Haſt's ſo übrig?“ fragte der Vater, indem er den Löffel niederlegte, den er mit dem beſten Appetit zu handhaben begonnen hatte. Das Eſſen wollte ihm nicht mehr recht ſchmecken. „Du biſt mir der Recht, zum obenaus ſeyn,“ ſetzte er hinzu. — „Dann hätt' das Geld wenigſtens mir gehört,“ maulte der Knecht, „denn ohne mein' Beiſtand kann man nicht wiſſen, wie das Ding ausgangen wär'.“ — „Warum haſt's nicht genommen?“ ſagte Friedrich. „Ich hätt's dir nicht mißgönnt.“

„Such', Johann, ſuch'!“ rief der Sonnenwirth. Aber der Knecht war ſchon aufgeſprungen und man hörte ihn die Treppe hinunterpoltern. Nach einer guten Weile kam er finſter zurück und ſagte: „Ich hätt' mir's ſchon denken können, daß ſo was nicht lang liegen bleibt; wer's aber genommen hat, iſt ein Dieb. Der ſoll mir kommen! Ich werd's ſchon 'rausbringen, wer den gelben Vogel im Käfig hat. Der Fiſcherhanne, der iſt, glaub' ich, am nächſten dabei geſtanden. Dem grünen Spitzbuben werd' ich aufpaſſen.“ — „Schäm' dich, Johann,“ ſagte Friedrich, „daß du dein' Nebenmenſchen ſchlecht machſt, eh' du weißt, ob er's iſt. Der Fiſcherhanne iſt nicht mein Freund und wird's auch nicht werden, aber ich thät' mich doch zweimal beſinnen, eh' ich ihn einen Dieb hieß' ohne allen Grund und Beweis. Und dir hat er nie was zu Leid gethan. Eſel, warum haſt das Geld nicht gleich aufgehoben?“ — Der Knecht ſah ihn giftig an und murmelte halblaut Flüche in ſeine Suppe hinein. — „Das Aufheben wär' an dir geweſen, du übermüthiger Menſch,“ ſagte der Sonnenwirth zu ſeinem Sohn. „Du nimmſt, wo du nichts anrühren ſollſt, und läßt liegen, was dein iſt.“

Friedrich ſchwieg. Er hatte einem Advokaten in Göppingen geſchrieben, ob er ſich ſeiner nicht annehmen und ſeine Sache gegen ſeinen Vater führen wolle. Inzwiſchen gedachte er jeden unnützen Streit mit dieſem zu vermeiden und ſich, ſo lange er ihm ſein mütterliches Erbe nicht herausgab, als Kind von ihm ernähren zu laſſen, was er ihm durch ſeine Dienſte hinlänglich zu vergelten glaubte; denn wenn er auch mitunter, von Zorn und Ueberdruß ergriffen, in ſeiner Arbeit nachließ, ſo meinte er ſich doch das Zeugniß geben zu dürfen, daß ſein Vater mit Unrecht über ſolche Unterbrechungen klage, die im Vergleich mit ſeinem ſonſtigen Fleiß und Eifer kaum in Rechnung zu bringen ſeyen.

Der Sonnenwirth ſchwieg gleichſam und beſchäftigte ſich wieder mit Eſſen. Im Ganzen hatte er doch keinen Grund, ſich den Appetit vergehen zu laſſen. Sein Sohn hatte dem Herzog einen nicht unbedeutenden Dienſt geleiſtet, der jedenfalls der Sonne zu ſtatten kommen mußte. Konnte dieſes Ereigniß aber nicht vielleicht auch das Glück des jungen Menſchen machen und ihn ſogar aus ſeiner verkehrten Richtung herausreißen? Der Herzog war gegen ſeine Gewohnheit weggefahren, ohne ein Wort zu verlieren; denn wenn er

auch das Land wenig ſchonte, ſo pflegte er doch den Leuten ein gut Geſicht zu machen und konnte auch mit dem Geringſten im Volke freundlich reden. Nach einigen Tagen, auf der Rückfahrt, oder auf einer ſpäteren Durchreiſe, falls er jezt einen andern Rückweg einſchlug, fragte er gewiß nach dem Jüngling, deſſen kräftiger Arm ihn vor einer Gefahr bewahrt hatte, und je kleiner dieſer ſein Verdienſt machte, deſto höher konnte er in der Gunſt des Herrn ſteigen. Poſthalter von Ebersbach! Der Alte konnte dieſen Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen. Da war aber freilich immer wieder dieſe fatale Liebſchaft im Wege.

Während der Sonnenwirth dieſen Gedanken nachhing und dazwiſchen wieder dem Eſſen zuſprach, dachte ſein Sohn an nichts, als daß morgen der dritte Sonntag ſey, an welchem er hätte proklamirt werden ſollen, und daß heute die Antwort auf ſeinen Brief aus Göppingen eintreffen müſſe. Um dieſelbe geheim zu halten, hatte er nicht die Poſt, ſondern einen Bekannten benüzt, der in Geſchäften droben war und zu dieſer Stunde zurückkommen ſollte. Er ſtand vom Eſſen auf und ging die Straße hin, um den Brief in Empfang zu nehmen, mit welchem er ſodann unter die Erlen an dem Flüßchen eilte. Der Advokat ſchrieb, er miſche ſich nur höchſt ungern in Händel zwiſchen Kindern und Eltern, zudem ſcheine ihm die Sache ſehr verwickelt, der Ausgang ungewiß, und ohne einen Vorſchuß könnte er ſich nicht in dieſe Geſchichte einlaſſen. Abermals eine vereitelte Hoffnung! Er knirſchte mit den Zähnen, ſchüttelte einen alten Weidenbaum, daß er in den Wurzeln krachte, und ging kranken Herzens, denn jezt wußte er nicht mehr, womit er Chriſtinens tägliches Wimmern ſtillen ſollte, in das väterliche Haus zurück.

Er war dort heute nichts weniger als überflüſſig. Dieſelbe Straße, auf welcher des Herzogs leichte Kaleſchen den Staub aufgewirbelt hatten, kamen jezt ſchwere Frachtwagen langſam vor die Sonne dahergefahren. Friedrich half die Pferde ausſchirren und verſorgen. Dann ging es an die leibliche Pflege der Fuhrleute, die keine geringen Anſprüche machten und mehr Geld ſitzen ließen als der Herzog ſammt ſeinem ganzen Hof. Hier war die Sonnenwirthin an ihrem Platze. Sie wußte nicht bloß das Bedürfniß und den Geſchmack der Gäſte zu befriedigen, ſondern auch eine Unterhaltung mit ihnen zu pflegen, bei welcher wenigſtens der Verſtand nicht zu kurz kam.

Kaum waren die Fuhrleute bedient und zum Theil nach ihren Roſſen zu ſehen gegangen, ſo kamen abermals Gäſte, und zwar dießmal zu ungewohnter Stunde aus dem Flecken ſelbſt. Es war der junge Müller Georg mit einem Mädchen von nicht ungefälligem Ausſehen, das er als ſeine Braut vorſtellte, und einem Schwarm von Sippſchaft aus benachbarten Orten hinterdrein, worunter ſich auch der Knecht des andern Müllers des Orts befand. Derſelbe gehörte, wie ſich aus dem Geſpräch ergab, zur Verwandtſchaft, und hatte als Unterhändler dieſes Verlöbniß zu Stande bringen helfen, daher er billig beim Brauttrunke ſich mitfreuen durfte. Die vergnügte Miene des Müllers verrieth es, und derbe Andeutungen der andern Verwandten ſagten es noch lauter, daß die Braut „Batzen" habe. Ehe die Gäſte ſich ſezten, fand eine lange Begrüßung ſtatt, bei welcher der Sonnenwirth in ehrerbietigerem Tone als gewöhnlich und die Sonnenwirthin mit ſauerſüßem Geſichte dem Müller Glück wünſchten.

„Ja ja," ſagte dieſe, „jezt habt Ihr das recht' Waſſer auf Eure Mühle gefunden; der Silberbach, nicht wahr, der wird ſie beſſer treiben als der Ebersbach?" Die ganze Verwandtſchaft lachte ſehr geſchmeichelt zuſammen. Nun trat auch Friedrich zu dem jungen Manne, den er wohl leiden konnte, obgleich er in lezter Zeit mit ihm, der ſehr eingezogen lebte, nur ſelten in Geſellſchaft geweſen war. Er ſchüttelte ihm die Hand, begrüßte die Braut gleichfalls, und brachte ſeinen Glückwunſch mit wenigen, aber herzlichen Worten an. „Jezt thu' Wein her, Frieder, und das nur g'nug!" ſagte der Müller. „Heut muß was draufgehen! Du mußt auch mitthun, wir haben ſchon lang nicht mehr mit einander getrunken." — „Ja, ich will ſo frei ſeyn," erwiederte er freundlich und eilte in den Keller.

„Ihr habt heut 'n Glückstag gehabt, Herr Sonnenwirth," begann der Bräutigam, als die Geſellſchaft, den Wirth und ſeine Frau mit eingeſchloſſen, an dem runden Tiſch Platz genommen hatte. „Ich bin nicht dabei geweſen, hab's aber gehört. Und der Frieder, das iſt ja ein Kerl wie ein Löw'! Nun, der hat die Wurſt nach der Speckſeit' geworfen; der Herzog wird ſich's hinter die Ohren geſchrieben haben." — Der Sonnenwirth erzählte unmuthig, wie ſein Sohn das ihm zugeflogene Goldſtück verſchmäht habe. Die Geſellſchaft hörte mit Verwunderung und Kopfſchütteln zu. Die junge Braut lachte überlaut. Dieß ärgerte zwar den Sonnenwirth ein wenig, doch glaubte er darin ein Zeichen von vielem Menſchenverſtand erkennen zu müſſen.

„Ja, er iſt ſein Lebtag ein beſonderer Kopf geweſen," ſagte der Bräutigam. „Aber das muß man ihm doch laſſen, hülfreich iſt er und meint's vielmals gut. Denkt's Euch noch, wo er die Schramm' her hat, die man immer noch auf ſeiner Stirn ſieht? Da iſt einmal der Todtengräber mit ſeinem Weib und ſeinem Mädle am Burggarten 'runtergefahren, haben ein Wägele mit Heu, glaub' ich, geführt, und wie eben die Leut' vergeßlich ſind, oder vielleicht auch aus Armuth haben ſie keine Kette bei ſich gehabt, und ein mageres Kühle vorgeſpannt, und haben die Weibsleut' den Radſchuh machen müſſen, wie's auch ſonſt im Leben oft vorkommt."

Die Geſellſchaft lachte. „Iſt auch oft nöthig!“ rief eine rüſtige dicke Frau, die für die Braut den Mund aufthat. „Wenn ein Mann Kopf über Kopf unter bergabe will, ſo thut's ihm wohl Noth, daß er ein tüchtiges Weib hat, das ihm den Rappen anhält und den Wagen ſperrt.“

„Ueber das,“ fuhr der Müller fort, „iſt das Wägele in Schuß kommen, das Kühle hat's nicht mehr verheben können, und wer weiß, wie's gangen wär'; da kommt auf einmal der Frieder des Wegs daher, ſieht den Unſtern und ſpringt bei, er iſt ſchier kaum ſechzehn Jahr alt geweſen. Anhalten hat er das Wägele auch nicht mehr können, aber 'rum hat er's ſammt dem Kühle geriſſen, ſo daß das Rad am Mäuerle aufgefahren iſt und am Verſprung feſtgeſeſſen. Kuh und Wagen und Leut', keinem hat's was gethan, aber den Frieder hat's mit der Stirn an die Mauer geſchlenkert, daß man ihm hätt' mit einer Latern' in Kopf hinein zünden können.“ — „Ja, ich weiß wohl noch, wie man mir den gottloſen Buben halbtodt in's Haus 'bracht hat,“ ſagte der Sonnenwirth.

Die Thüre ging auf und Friedrich erſchien mit den Flaſchen. Der Müller, der ſich entweder ſehen laſſen oder auch vielleicht das Geſpräch noch länger fortſetzen wollte, rief: „Was, das iſt Alles? Gleich wieder in Keller! Der ganz' Tiſch muß vollgepfropft ſeyn. Kann dir nicht helfen, Friederle, heut muß ich dir müde Füß' machen.“

„O ich thu's ja gern!“ rief Friederich und eilte wieder in den Keller. — „Ich hab' oft zu mir geſagt,“ hob der Müller wieder an, „aus dem Buben kann noch was werden.“ — „Im Guten oder im Böſen,“ erwiederte der Sonnenwirth. „Ich hab's auch ſchon gedacht, daß er nichts Halb's werden will. Seit einiger Zeit aber hat er ſich ganz auf die eine Seit' geneigt. Ihr wiſſet's ja ſelber, wie er mir Verdruß und Kümmerniß macht.“

„Darin will ich ihm den Kopf nicht heben,“ ſagte der junge Müller, indem er ſeine Braut zärtlich anſah. „Beſſer iſt beſſer, das weiß ich. Aber wenn die Sach' eben einmal ſo weit iſt, wie bei dem Frieder — ich ſag's ganz unmaßgeblich, Herr Sonnenwirth, ich red' bloß von mir — wenn ich 'n Sohn hätt' und er ging' in ſolchen Schuhen und wollt' eben um Gottes oder's Teufels Willen ſeinem Schatz Wort halten und ſein Kind vor Elend bewahren — ich weiß nicht, was ich thät, aber ſo viel müßt' ich mir doch immer ſagen: das Kind, das iſt dein Enkel.“ — „Unſer Herrgott wird davor ſeyn, daß dir ſo was zuſtoßt,“ ſagte die dicke Frau, welche die Sprecherin machte, mit ſcharfbetonter Mißbilligung. „Hätt'ſt wenigſtens gleich dazu ſagen ſollen: unbeſchrieen! An einem Tag, wie der heutig', mußt kein ſo Ding reden.“

Der Bräutigam wurde gewahr, daß er einen großen Bock geſchoſſen. Er wandte ſich zu ſeiner Braut, welche blutroth geworden war, und flüſterte ihr unausgeſetzt gute Worte zu, ohne weiteren Antheil an dem Geſpräch zu nehmen. Anfangs ſchien ſie etwas ſcheu und widerwillig zu ſeyn, auch zog ſie den Arm weg und rückte ein wenig, wenn er ſie berühren wollte; nach und nach aber ließ ſie ſich wieder begütigen.

„Das wär' mir eine neue Erziehung,“ nahm die Sonnenwirthin nach der Tadlerin das Wort, „wenn des Menſchen Eigenſinn Gottes Will' heißen müßt'. Des Teufels Will', ja, das iſt recht geſagt.“ — Sie ſah ſich im Kreiſe um und begegnete, wenigſtens bei den weiblichen Mitgliedern deſſelben, lauter beifälligen Geſichtern.

„Herr Sonnenwirth,“ begann ein alter Fuhrmann, der beinahe unbeachtet in der Ecke am andern Fenſter ſaß und dem Geſpräch ſehr aufmerkſam zugehört hatte; „laſſet ein Wort mit Euch reden und gebet Eurem Sohn das Mädle, daß das Geſchrei unter den Leuten einmal aufhört. Bei Canſtatt drunten hab' ich eine ähnliche Geſchichte erlebt. Da hat auch ein Wirthsſohn eine arme Taglöhnerstochter geheirathet, und die ganz' Verwandtſchaft iſt dagegen geweſen, aber er hat's durchgeſetzt, warum? weil er Herr im Haus geweſen iſt nach ſeines Vaters Tod. Es iſt aber ganz gut gerathen. Anfangs, freilich, hat man auch dem Teufel ein Bein brechen müſſen, denn die jung' Frau hat ein wenig hochmüthig ſeyn wollen auf ihr fein's Geſicht und ihren neuen Stand, und hat dabei natürlich von der Wirthſchaft nichts verſtanden und der Schwieger nicht folgen wollen; aber der Mann iſt geſcheid geweſen und hat zu ſeiner Mutter gehalten und ſein Weib links und rechts hinter die Ohren geſchlagen, bis ſie parirt hat. Jetzt geht's und die Einkehr bei der ſchönen Wirthin iſt groß und die Mutter, die früher am ärgſten gegen die Heirath geweſen iſt, ja, die trägt jetzt ihre Tochter ſchier auf den Händen.“

„Das paßt wie eine Fauſt auf ein Aug',“ lachte die Sonnenwirthin. „Freilich, wenn ein Vater todt iſt, da kann ihm ſein Sohn ſein' Sach' und ſeinen Namen verſchimpfiren, und niemand fragt darnach. Aber ſo lang der Vater am Leben iſt, wird er doch auch noch dreinreden dürfen, wenn ihm der Sohn Schimpf und Schand' in's Haus bringen will.“

„Herr Sonnenwirth!“ ſagte der hartnäckige Fuhrmann, ohne die Einrede der Frau zu beachten, „Ihr müſſet ja doch einmal abfahren und dann kutſchirt Euer Sohn. Wollet Ihr ihm auf dem Bock ſitzen bleiben und ihn ſein Leben lang ſpazieren führen? Das geht ja doch nicht an; drum gebet nach, ſo lang's noch Zeit iſt und eh's zum Aeußerſten kommt. Denn ich kenn' euch beide: 's hat jeder von euch ein Sperrholz im G'nick.“ — „Recht ſo!“ ſagte die Sonnenwirthin, „alſo muß der Sohn dem Vater das G'nick brechen!“

Der Sonnenwirth, der eine Weile etwas unſchlüſſig dreingeſchaut hatte, fuhr auf. Vom Sterben hörte er gar nicht gern reden, eine Rüge war auch nicht nach ſeinem Geſchmack, und der etwas herbe Ton des alten Mannes, den er zwar ſeit vielen Jahren kannte, reizte ihn ſo, daß es nur einer kleinen Nachhülfe von ſeiner Frau bedurfte, um ihn in Harniſch zu jagen. „Ich brauch' das Geſchwätz nicht," ſagte er kurz angebunden, „brauch' mir in meinem Haus nichts befehlen zu laſſen. Hier bin ich Herr!" — „Adje, Herr Sonnenwirth," antwortete der Alte, indem er ſich mit gemeſſener Eile erhob und der Thüre zuging; „'s gibt noch mehr Wirthshäuſer in Ebersbach." — „Mein'twegen!" rief der Sonnenwirth.

Der Alte ging hinaus, nachdem er der Geſellſchaft „Adje beiſammen!" zugerufen hatte. Draußen traf er auf Friedrich, der die Treppe langſam und nachdenklich heraufkam. „Frieder," ſagte er zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter, „wir kennen einander ſchon lang, ich hab' dich oft 'rumtragen, wie du noch klein geweſen biſt, und hab' dich auf meine Gäul' ſitzen laſſen." — „Ha freilich, Vet'!" erwiederte Friederich aufgeheitert. „Wir ſind immer gute Freund' geweſen. Wißt Ihr's nimmer? ich hab' Euch ja einmal den Wagen ausplündert, dem langen Mathes, dem Knecht, zum Torten." — „Weiß wohl, Friederle, dir iſt aber auch mancher Tort geſpielt worden, und mein kleiner Finger ſagt mir, es ſtehen dir noch ärgere bevor. Komm, Frieder, komm du mit mir! Alt bin ich, kein Kind hab' ich nicht, mein Handwerk kennſt du — ich will dich annehmen. Ich ſpür's, deines Bleibens iſt nicht mehr in dem Haus da, es thut nicht lang mehr gut. Komm mit mir, ſag' ich. Du kennſt mich: ich halt' dich rauh, wie ich ſelber bin, und wie's bei meinem Weſen hergeht, aber ich halt' dich wie ein Vater."

„Botenjakob!" ſtammelte Friedrich betreten und zögernd, „das iſt ein Wort, das alles Dank's werth iſt — aber Ihr werdet mir's gewiß nicht verargen, wenn ich ſag': es will überlegt ſeyn. Was ſollt' denn aus meiner Chriſtine werden?"

„Mein Fuhrweſen," ſagte der Alte, „trägt dich und mich, aber ein Haus voll Kinder trägt's nicht mehr, ſeit die Straß' durch's Remsthal verbeſſert iſt, und du kannſt mir nicht zumuthen, daß ich in meinem Alter noch Hunger leiden ſoll."

„Wie könnt' Ihr meine Frage ſo auslegen?" unterbrach ihn Friedrich tief verletzt. „Haltet Ihr mich im Ernſt für ſo undankbar und unverſchämt?"

„Nein, nein!" verſetzte der Alte mit ſanfterer Stimme. „Mußt nicht gleich ſo auffahren, wie dein Vater. Man red't ja nur. Deine Chriſtine wirſt freilich nicht mitnehmen können, aber wenn ich einmal ſterb', ſo ſitz'ſt in meinem ganzen Brod und kannſt ſie holen. Sag' dir's ſelber, ob du hier auch nur ſo viel vorausſehen kannſt."

Friedrich hielt ſeine Flaſchen krampfhaft feſt. Es arbeitete mächtig in ihm. Der Vorſchlag, das erkannte er wohl, war ein rettender Ausweg, aber er wurde ſo plötzlich und unvorbereitet damit überraſcht, daß ſein ſonſt ſchneller Geiſt wie gelähmt war. Wohl hatte er mit leichter Zunge von Verzicht auf ſeines Vaters Haus und Erbe geſprochen, aber jetzt, wo die Wirklichkeit ihn auf die Probe ſtellte, ſchien ihm der Schritt doch ziemlich ſchwer.

Der Alte, der ſeinen Kampf beobachtet hatte, fuhr fort: „Wenn du nicht willſt, ſo hilf mir wenigſtens meine Gäul' aus dem Stall bringen." — „Die ſind aber noch lang nicht ausgeruht," ſagte Friedrich, „ſie werden noch nicht einmal ganz gefreſſen haben." — „Ich bleib' auch noch im Ort," murrte der Alte. — „Was?" rief Friedrich, der erſt jetzt den Sinn der Rede begriff, „Ihr wollet die Sonne aufgeben, wo Ihr mehr als zwanzig Jahr' lang Gaſt geweſen ſeyd? Wer vertreibt Euch denn?" — „Die Sonne ſcheint mir zu heiß für meine alte Tag', ich will's im Stern probiren. Mach' nur vorwärts, ich will mir nicht zum zweitenmal ausbieten laſſen in dem Haus da. Ich ſchwätz' viel zu lang, hab' in acht Tag' nicht ſo viel Wort' gemacht." — „Nein, Jakob," ſagte Friedrich, „ſo gern ich Euch in Allem zu Willen wär', das thu' ich nicht. Hat mein Vater Euch beleidigt oder gar Euch das Haus verboten, und vielleicht um meinetwillen, denn ſo was ſchwebt mir vor, ſo will ich wenigſtens keinen Finger dazu rühren, daß mein Haus um einen Freund ärmer wird. Wenn Ihr durchaus fort wollet oder müſſet, was Ihr ſelber am beſten verſtehen werdet, ſo müſſet Ihr den Knecht zu Hülf' nehmen. Ich führ' Euch keinen Gaul aus'm Stall — und Ihr werdet mir glauben, daß mir's dabei nicht um den Nutzen iſt."

Der Alte fuhr ſich mit dem rauhen Rücken der Hand über die Augen. „So eine abſchlägige Antwort," ſagte er, „muß ich mir gefallen laſſen. Aber ich wiederhol's noch einmal: Komm mit mir, und komm gleich. Nicht daß mich's nachher reuen könnt', aber ich ſpür', 's iſt ein Unglück im Anzug. Du weißt, in mir iſt ein Geiſt, der mir ſchon manchmal etwas vorausgeſagt hat. Es kann auch nicht anders ſeyn: wenn's der Ein' hebt und der Ander' nicht fahren läßt, ſo muß es zuletzt ein Unglück geben. Schmeiß' deine Butellen hin," ſetzte er eifrig drängend hinzu, „und geh' mit, wie du gehſt und ſtehſt. Komm, nimm die Hand, die ich dir biet', ſo eine Gelegenheit kommt nicht zum zweitenmal."

Friedrich lächelte ein wenig, denn er glaubte ſich zu erinnern, daß nicht alle Unglücksprophezeiungen des Alten eingetroffen ſeyen. Auch glaubte er kaum zweifeln zu können, daß zu der guten Geſinnung, die derſelbe gegen ihn ſelbſt hegte, ſich einige Rachelust gegen

ſeinen Vater gefällt habe. „Jakob,“ ſagte er, „in Stern mit Euch zu gehen, daraus würd' ich mir unter andern Umſtänden gar nichts machen, denn der Stern iſt mir ein ganz honettes Haus. Aber bedenkt: wenn ich Euch, nach dem was zwiſchen Euch und meinem Vater vorgefallen ſeyn muß, gleichſam aus der Sonne in den Stern ausziehen hülf' und vom Stern aus mit Euch fortzög', um meinem Vater und Vaterhaus gleichfalls Valet zu ſagen — wie arg thät' man mir das 'rumdrehen! Euer Anerbieten, ich ſag's noch einmal, iſt tauſend Danks werth und verdient alle Ueberlegung, und daß ich gern bei Euch bin, das wiſſet Ihr ja ſchon lang. Aber ſo im Hui kann ich nicht mit. Ich kann den Wein nicht auf den Boden ſchütten, wie ich heut ſchon einmal gethan hab', denn ich hätt' jezt nicht ſo viel Geld, um ihn zu zahlen, und möcht' Euch doch auch nicht gleich zum Anfang für mich in unnöthige Koſten bringen. Und dann, wenn ich jezt fortlief', während noch der Georg mit ſeiner Braut da iſt, ſo thäten die Leut' natürlich ſagen, ich hab' mich dran geſpiegelt und geſchämt und hab's nicht ausgehalten neben ſo einem vernünftigen, braven, rechtſchaffenen, reichen Paar, und was dergleichen Zeugs iſt. Ich ſeh' Euch ja fortfahren, denn wenn Ihr auch aus'm Stern abfahrt, ſo müſſet Ihr ja doch da vorbei, und dann geb' ich Euch auf alle Fäll' das Geleit', wie einem Vater, und wir reden weiter mit einander. Darum ſag' ich Euch jezt auch nicht Adje.“ — „Er thut's nicht,“ brummte der alte Mann, während er die Treppe hinunterſtieg. „Der Stolz läßt's ihm nicht zu. Es iſt Einer wie der Ander'.“

(Fortſezung folgt.)

Ueber Ehre und Ruhm.

III.

Außer den bisher betrachteten gibt es noch eine andere, höhere Form der objektiven Erweiterung der Persönlichkeit, welche zugleich die höchste Stufe der Ehre iſt. Während in allen bisherigen der Einzelne ſeine Persönlichkeit nur in ſo fern erweitert, daß er die der Geſammtheit repräſentirt, abſpiegelt, daran Theil nimmt, iſt die höchſte Stufe, daß er die Ehre der Geſammtheit ſelbſt bildet, ſchafft, daß er den Werth derſelben in ſich ſelber wirklich trägt oder trug, und ſie vielmehr daran Theil nehmen läßt. Die Ehre des Standes, der Familie u. ſ. w. erbt der Einzelne oder erwirbt ſie höchſtens; durch ſein eigenes Thun tritt er die Erbſchaft, den Beſitz des Charakters und der Vorzüge der Gemeinſchaft an: die wahrhaft objektive Ehre aber ſchafft der Einzelne ſich, indem er der Geſammtheit den Charakter und die Vorzüge erſt ſelbſt verleiht. Das Streben nach dieſer Ehre geht dahin, nicht bloß von den Andern und durch ſie, ſondern in den Andern geachtet zu ſeyn; der Menſch will ſeine Gedanken und Thaten nicht bloß ſelbſt denken und vollbringen, ſondern auch Andere ſollen ſie denken und thun, ſo daß zu ſeinem Selbſtgefühl nicht bloß ſein eigenes Leben und Wirken, ſondern auch das der Andern gehört; nicht Abbild der Geſammtheit, ſondern Vorbild will er ſeyn, nicht Blüthe und Frucht, ſondern Samenkorn. Wenn Andere, was ſie thun, durch mich und nach mir thun, dann thu' ich es in ihnen und durch ſie; ſie ſind mit dieſem Thun Theile meines Selbſt, meiner durch ſie erweiterten Perſönlichkeit.

Hieher gehören vor Allem alle Stifter von Gemeinſchaften, in wie fern ſie die Idee und die Richtung derſelben in ſich getragen und beabſichtigt haben; ſo will auch der Lehrer nicht bloß von den Schülern, ſondern in ihnen geehrt ſeyn; ſein Selbſtgefühl umſpannt den Kreis der von ihm belehrten Schüler, denn er denkt und fühlt ſich in ihnen, in ſo fern ſie die von ihm empfangenen Gedanken denken. So will ein König in ſeinem Volke (nicht bloß von ihm), ein Plato, ein Brutus, ein Shakeſpeare und Leſſing in ſeiner Nation leben und geehrt ſeyn, ſo ein Feldherr in ſeinem Heere.

Dieß iſt nichts anderes als Ehrgefühl, beruht ſicherlich mit ihm auf Einem Grunde, iſt aber freilich gänzlich verſchieden von jenem bloßen „ſich in Andern erkennen;" denn nicht das Urtheil und die Anerkennung des Andern über ſeine Thaten, ſondern deſſen Nachahmung, Aneignung und Wiederholung derſelben erſtrebt er, ſeine eigene objektive Perſönlichkeit ſoll nicht bloß vielfach beurtheilt (alſo ſubjektiv erweitert), ſondern verdoppelt und vervielfacht werden in der nachahmenden, gleichſtrebenden Perſönlichkeit der Andern. Nicht der Ruf, ſondern die That, nicht das Lob, ſondern das Werk, nicht die Schätzung, ſondern der Schatz des Gedankens ſoll ſich mehren in Andern durch ihn. Dieß iſt kaum verſchieden von der objektiven Darſtellung und Hineinbildung der eigenen Perſönlichkeit in Kunſt- und andere Werke, welche die Ehre des Meiſters ſind; nur daß dieſe ſelbſt ihre Bedeutung erſt wieder darin haben, in andern Perſonen Bilder, Gedanken und Thaten zu wecken, was der eigentliche Erfolg und das Ziel ihrer Schöpfung iſt, ſo daß ſie im Grunde nur Mittel ſind zur Erfüllung des objektiven Ehrgefühls.

Mit dieſem kann natürlich und wird oft das Streben nach ſubjektiver Ehre, nach innerer und äußerer Anerkennung gleichzeitig und verbunden ſeyn; am reinſten aber und erhabenſten ſteht diejenige Perſönlichkeit da, welche mit ihrer That- und Schöpfungskraft ſich Andern mittheilt, nicht um zu empfangen, ſondern nur um zu geben, nicht ein günſtiges Urtheil für ſich, ſondern nur einen günſtigen Boden für die Sache zu bereiten, Anerkennung und thätige Theilnahme nicht für ſich, ſondern für die Idee, in deren Dienſt ſie ſchafft und ſtrebt, zu erzielen. Nur in dieſem Sinne kann auch von der „Ehre Gottes" die Rede ſeyn.

Aus der Ehre in dieſem erhabenſten Sinne gehen alle großen, die Entwicklung und den Fortſchritt ganzer Nationen bildenden Thaten hervor, aber ſie hängt mit den früheren Stufen der Ehre auf's Innigſte zuſammen. Denn der, wenn auch oft unbewußte Grundgedanke der Ehre: daß ein Anderer, indem er ſeine eigene Perſönlichkeit, ſein ſelbſt, d. h. den Kreis ſeiner Vorſtellungen im Gefühl oder Bewußtſeyn erfaßt, mich, meine Thaten und Gedanken, mitdenken muß, gibt dem ſo Geehrten den Impuls, nicht nur für ſich, ſondern auch für die Andern zu denken und zu handeln; der Gedanke und die That, die ich in der Seele des Andern zu ſeyn wünſche, ſoll auch ſein Eigenthum werden. Der Geehrte iſt ja doch, eben durch ſein Selbſtgefühl, das er im Andern hat, mit ihm Eins. Daher wirkt ein Mann von höchſtem Selbſtgefühl, von hoher reiner Ehrliebe für die Geſammtheit, denn mit und durch ſeine That wird er mit ihr Eins und will es werden. Wenn er ſo gewirkt hat, iſt er ja eben nicht mehr dieſer Eine, Einzelne, ſondern er iſt

der Vor-, Aus- und Abdruck (Protoplaſt) der Geſammtheit, ein Haupt zu den Gliedern. Sein Bewußtſeyn und ſein Streben iſt dann und deßhalb auch nicht mehr das eines Einzelnen, ſondern das Bewußtſeyn und das Streben der Geſammtheit, das ſich nur in ihm erfüllt und bethätigt. So iſt z. B. Leſſing nicht dieſer einzelne Mann, ſondern der Mann der deutſchen Nation, die deutſche Nation iſt in ihm Ein Mann. Jeder Deutſche hat in ſeinem Selbſtbewußtſeyn (wenn er eines hat) den Leſſing als einen Theil ſeines Selbſt, d. h. ſeines Vorſtellungskreiſes (in ſeiner Bildung, ſeinem Glauben, ſeiner Sprache ꝛc.), ohne daß er ſich deſſen bewußt zu ſeyn braucht, daß dieſer Theil ſeines Selbſtbewußtſeyns dem Leſſing angehört. — Daher iſt das Selbſtgefühl eines ſolchen Mannes ſo erhaben und gewaltig, weil er weiß, daß er in ſeinem Selbſt nicht nur ſich, d. i. ſein Ich, ſondern die ganze Nation fühlt und denkt, in welcher er lebt und welche in ihm lebt, und dieß eben dadurch, daß ſein Denken und Thun nicht für ihn ſelbſt, ſondern für die Nation iſt.

Jeder große Denker und Lehrer, Staatsmann oder Künſtler lebt ſo in ſeiner Nation, denn ſeine Gedanken und Thaten werden Gedanken und Thaten der Nation, und jeder Einzelne aus ihr denkt in jenen Gedanken wiederum einen Theil von ihm, dem Denker, Dichter und Staatsmann. Hier ſind die That und der Lohn in Eins gegeben: wer ſich in der Geſammtheit objektivirt, indem er für ſie denkt und wirkt, den denkt die Geſammtheit und jeder Einzelne in ſich, und das iſt die höchſte Stufe der Ehre.

Dem Fürſten iſt die Stelle gegeben, in ſich ſelber eine Nation zu ſeyn, d. h. ſeine Perſönlichkeit zu ihr zu erweitern, ſein eigenes inneres Leben mit Werken zu erfüllen, welche das Leben der ganzen Nation umfaſſen, nicht bloß metaphoriſch ab-, ſondern ſchöpferiſch vorbildend; und jener König von Frankreich hätte Recht, wenn er oder durch ihn der Staat das leiſtet, was er leiſten kann, wenn er wirklich die geſammte Lebenskraft des Staates in Bewegung ſezt, und wenn er — es nicht ſagt. Luther iſt — mindeſtens zu ſeiner Zeit — die proteſtantiſche Kirche; aber er iſt es nicht mehr, wenn er es ſeyn will, wenn er von ſich ausſagt, er ſey es; kurz: wenn er die proteſtantiſche Kirche zu ſeinem Selbſt rechnet und nicht vielmehr dieſes der proteſtantiſchen Kirche hingibt. Luther kann die Kirche, aber die Kirche nicht Luther ſeyn; ſo ſoll ein König der Staat, aber ein Staat nicht der König ſeyn. — Von dieſer Umkehrung hängt die Entſcheidung ab über die tiefſte ſittliche Lebensfrage; hier berühren ſich die weiteſten Extreme der in größter Hingebung vollendeten höchſten Sittlichkeit, und der raffinirteſten Unſittlichkeit in umfaſſendſter Selbſtſucht. Hier fallen die Würfel nicht bloß über königliche Charaktere, ſondern über die Geſchicke der Nationen. Hier iſt das untrügliche Kennzeichen der wahren oder falſchen Apoſtel, der patriotiſchen Helden und der ſelbſtſüchtigen Eroberer, mit Einem Worte derer, welche durch ſich die Nation, und derer, die durch die Nation ſich ſelbſt erheben wollen.

Dieſe lezte und höchſte Stufe der Ehre führt in unſerer Betrachtung wie im Leben zum Ruhm. Er iſt ſeinem Weſen nach nichts anderes als Ehre, d. h. in dem Sinne, wie wir ſie aufgefaßt haben, als Erweiterung des eigenen Selbſtgefühls in Andern. Denn von dem Benehmen und Handeln des Andern gegen uns, worauf bei der gewöhnlichen Anſicht von Ehre das meiſte Gewicht gelegt wurde, kann beim Ruhm eigentlich keine Rede ſeyn. Gerade in Bezug auf den Ruhm fehlte deßhalb bisher alle pſychologiſche Erklärung, weil die der Ehre ungenügend war.

Die Ehre und der Ruhm unterſcheiden ſich aber zunächſt durch den Umfang der Perſonen, bei denen man ſie ſucht. Lezterer will nicht bloß den Kreis des Umgangs und der Bekanntſchaft, ſondern auch die Grenzen der Zeit durchbrechen; Ehre leitet unſere Handlungen nur vor denen und wird verlangt nur von denen, die uns kennen und uns bekannt ſind. Zwar nicht eine Namensbekanntſchaft ſezt die Wirkung des Ehrtriebs voraus, ſondern nur eine derjenigen Eigenſchaften, worauf ſich die Nothwendigkeit des beſtimmten Ehrgefühls gründet; ſo wird ein Offizier in Uniform auch vor den unbekannteſten Perſonen nichts unternehmen, was ſeiner militäriſchen Ehre zuwider iſt, und jeder Menſch wird unter allen Menſchen das unterlaſſen, was die Ehre des Menſchen als ſolchen verbietet. Immer alſo bezieht ſich die Ehre doch nur auf die, im näheren oder entfernteren Sinne Gegenwärtigen und Bekannten, daher man paſſend die Auszeichnung und Würdigung eines Verſtorbenen als die „lezte Ehre" bezeichnet. — Der Ruhm aber iſt das Andenken und die Anerkennung auch unter denen, welche uns nicht bekannt ſind, in den weiteſten oder auch ohne alle Grenzen des Raums und der Zeit. — Mit Recht iſt deßhalb in unſerer Sprache Ehre und Geiz, aber nicht Ruhm und Geiz zu Einem Begriffe verbunden; denn der Geiz bezeichnet ein kleinliches Zuſammenſcharren und Feſthalten eines Beſitzes, was wohl bei der Ehre, die mehr von einer ungefähr beſtimmbaren Summe bekannter Individuen herkommt, einen Sinn hat, nicht aber beim Ruhm, welcher auf ſchrankenloſe Größen gerichtet iſt.

Aber auch innerlich ſind beide verſchieden: die Ehre verſezt ſich in das Urtheil des Andern und will ganz die Forderungen deſſelben erfüllen; der Ruhm will die Forderungen des Andern übertreffen. Darin liegt auch der Grund, daß er die Forderungen nicht bloß ſeiner Genoſſen, ſondern aller Mitlebenden und ſelbſt der Nachwelt erfüllen, ja übertreffen will. So entſpricht denn die Ehre dem Edlen, der Ruhm dem Erhabenen; denn wie das Edle geht die Ehre mit ihrem Thun oft über die ſittliche Verbindlichkeit hinaus, wiewohl ſie in

den Grenzen der Erfahrung von der menſchlichen Fähigkeit und Leiſtung bleibt; gleich dem Erhabenen aber ſchreitet der Ruhm über unſere Kenntniß menſchlicher Geiſtes- und Willenskraft hinaus, ohne darum immer die ſittliche Verbindlichkeit einzuhalten; es kann daher Einer nach Ruhm ſtreben und doch auf Ehre verzichten.

Die Ehre alſo will dem Urtheil und der Erfahrung genügen, der Ruhm über Urtheil und Erfahrung hinausgehen; daher verlangt die Ehre nur Anerkennung, der Ruhm aber Bewunderung und Staunen, was am meiſten im Begriffe der gloria ausgedrückt iſt. Indeſſen kann der Ruhm als die durch Zeit und Raum weiter ausgedehnte Ehre, oder Erweiterung und Erhaltung ſeiner Selbſt im Geiſte Anderer, die oben näher entwickelten verſchiedenen Tendenzen dieſer Erweiterung verfolgen, und, um es kurz anzudeuten, entweder eine ſubjektive oder objektive erſtreben; jenes, wenn die Abſicht der Großthaten dahin geht, nur für ſich „ein Monument aufzurichten, dauernder als Erz," nur ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, während das Werk ſelber weit entfernt iſt in der Nachwelt als ein würdiges fortzuleben, ſo daß man ſagen könnte, ſein Schöpfer lebe in ihm und denen, die es anſchauen und genießen, objektiv weiter. Nicht bloß Heroſtratus, gar viele Andere haben ſo ihre Namen auf die Nachwelt gebracht, daß ihr Werk nur Zerſtörung, ihre That nichtig oder vernichtend war. Es iſt aber natürlich, daß man eine Hungersnoth nicht ſo bald vergißt als ein geſegnetes Jahr, und einen Orkan weniger als einen friedlichen Sonnenſchein voller Fruchtbarkeit. — Der wahre und höhere Ruhm dagegen zielt darauf, ſeine objektive Perſönlichkeit ungemeſſen zu erweitern, d. i. ſolche Thaten und Werke und dergeſtalt auf die Nachwelt zu bringen, daß ſie lebend und belebend in ihr fortdauern und fortwirken, daß ihr Erfolg ein unaufhörlicher iſt, daß, ſo oft dieſe Gedanken wieder gedacht werden, jene Perſönlichkeit, aus der ſie ſtammen, neu auf- und weiterlebt. Schön bezeichnet Ennius dieſe ſeine Hoffnung mit den Worten:

„Ehre mich Niemand mit Thränen und traurigem Leichengepränge,
Weil ich die Zeiten durchſtieg', lebende Geiſter erfüll'."

Die bei Thermopylä und bei Leipzig, bei Poitiers und bei Belle Alliance Gefallenen haben nicht ihre Namen, aber die Freiheit ihrer Nation der Nachwelt überliefert; und Roms glorreicher Name iſt dauernder und lebendiger in dem Rechte, das es hinterlaſſen, als in vielen Schlachten, die es geliefert. Noch leben Griechenlands Denker und Dichter durch halb Europa, als wenn ſie ungeſtorben wären; ihr Name nicht bloß, ihr Leben, deſſen beſter Theil doch ihr Denken und Dichten war, wird täglich wiederholt und erneut.

Noch Eines Unterſchieds zwiſchen Ruhm und Ehre, beide im ſubjektiven Sinn, müſſen wir erwähnen, der in allem Vorigen ſeine Begründung ſo offenbar hat, daß wir den Punkt nicht ausdrücklich zu entwickeln brauchen; nämlich: Ehre kann man mit vielen Andern zugleich erſtreben und genießen, Ruhm ſchließt dieſe Gemeinſchaft aus, beruht und dringt auf Alleinheit und Einzigkeit in ſeiner Zeit und Art. Ehre gründet die Republik im Reiche des Gemüths und der Sittlichkeit, Ruhm die Deſpotie. Ehre erlangt jeder tapfere Kämpfer in dem Siege für das Vaterland, Ruhm nur der Feldherr und Führer der Schlachten; Ehre jeder Arbeiter am Bau des Staats und der Wiſſenſchaft, Ruhm nur der Baumeiſter und Gründer; Ehre der Jünger, Ruhm der Meiſter.

Daraus folgt jene unendlich größere Triebkraft des Ruhms, oft neben geringerem ſittlichen Werth, die Größe der Kraft und des Erfolgs ohne Hoheit und Würde der Geſinnung. Beides ſpricht ſich in dem Ausruf des ſonſt ſo liebenswürdigen Heißſporn deutlich aus:

Bei Gott! mich dünkt, es wär' ein leichter Sprung.
Vom blaſſen Mond die lichte Ehre reißen,
Oder ſich tauchen in der Tiefe Grund,
Wo nie das Senkblei bis zum Boden reichte,
Und die ertränkte Ehre bei den Locken
Heraufziehn, dürft' ihr Retter ihre Würden
Dann alle tragen, ohne Nebenbuhler.
Doch pfui der ärmlichen Genoſſenſchaft!

Hier klingt ſchon die Ruhmſucht an mit ihrem inhumanen deſpotiſchen Charakter, welcher auf einem wenn gleich erhabenen, dennoch unedlen Egoismus gegründet iſt, der den Zweck und die Würde der Handlung bald ganz aus dem Auge läßt, um ſich ſelbſt zu befriedigen. Wird doch der als patriotiſcher Held gewiß unübertreffliche Percy dadurch zum Rebellen; in weniger reinen und unſchuldigen Gemüthern aber entfaltet jener Egoismus die verheerenden und zerſtörenden Kräfte, deren Schöpfungen Ruinen ſind, deren Thaten Leiden der Nationen, deren Leben Tod von Millionen. — Das rechte Maß und die würdige Richtung der Ruhmbegierde iſt durch den oben bezeichneten objektiven Ruhm hinlänglich beſtimmt.

Wir haben nunmehr noch von der ſittlichen Natur des Ehrgefühls zu handeln, es gegen die mannigfachen Angriffe ſeitens der Moral und Religion zu ſchützen, die Grenzen ſeiner Berechtigung zu beſtimmen und die damit verwandten Begriffe, Beſcheidenheit, Anmaßung, Hochmuth und Demuth, Eitelkeit und Stolz, wenn auch nur flüchtig zu berühren.

Das Streben nach objektiver Ehre bedarf nach unſerer Darlegung ihres Weſens kaum der Vertheidigung; nur ein blöder Rigorismus wird es bekämpfen und verwerfen wollen. Werke zu ſchaffen, damit ſie in der Menſchheit fortleben, ſeinen Geiſt zu bilden, damit er ſich in Andern fortpflanze, iſt ſelbſt nur der

Ausdruck der höchſten ſittlichen Aufgabe des Menſchen. Weit entfernt, daß hierin irgend welcher ſittliche Mangel verborgen wäre, iſt es vielmehr nur die ſittliche Erfüllung der menſchlichen Natur: nicht nur in und für ſich allein, ſondern in immer größeren und weiteren Kreiſen zu leben und zu wirken, immer tiefere und umfaſſendere Gemeinſchaft der Geiſter zu ſtiften, indem man ihnen, ſey es Worte oder Kunſtwerke, Geſetze oder Freiheit, in Allen aber Gedanken und Ideen gibt, woran ſie ſich gemeinſam erheben und fortbilden.

Aber auch die ſubjektive Ehre, das Streben nach Anerkennung des eigenen Werths in Andern, hat ſeine moraliſche Berechtigung. Wir wollen uns nicht auf die großen und oft ſo ſegensreichen Erfolge deſſelben berufen; in der moraliſchen Schätzung darf die Handlung nicht nach dem Erfolg, der aus ihr, ſondern nur nach der Geſinnung, aus der ſie hervorgeht, gewürdigt werden, ſonſt würde der niedrigſte Egoismus oft dieſelbe Anerkennung fordern dürfen wie die höchſte Aufopferung. Aber es iſt ein ſittliches Recht deſſen, der ſeine eigenen Vorſtellungen und Handlungen in moraliſcher und anderer Beziehung richtig ſchätzt, der nach einer höheren Schätzung durch Erwerbung und Vollziehung höherer Gedanken und Thaten fortſchreitend ſtrebt, deſſen Recht, ſage ich, iſt's, auch in der Vorſtellungswelt des Andern ſo zu leben, wie in der eigenen. Der Genuß dieſes Rechts ſoll allerdings nicht das Ziel, aber eine Triebfeder zum Handeln ſeyn; die ſittliche Idee allein darf der Zweck, aber die Ehre ein Motiv ſeyn. Das Ehrgefühl iſt ein natürlicher Erfolg des Selbſtgefühls, alſo eine natürliche Kraft des Menſchen, die er im Dienſte der Idee in Bewegung ſetzen ſoll; die Ehre iſt zugleich ein Beſitz wie alle andern Güter, der aber auf ſittlichem Wege erworben und für ſittliche Zwecke verwendet werden ſoll. Zwar ein irdiſches Gut, aber das geiſtigſte, frei wie der Geiſt von Zeit und Raum, iſt die Ehre; ſie iſt der reinſte, edelſte Genuß auf Erden, der Nektar der Seelen, der erfreut, belebt, beſeelt und beſeligt und — berauſcht.

Der Erwerb der Ehre iſt aber nicht bloß ein Recht, ſondern eine Pflicht des Menſchen, er darf nicht bloß, er ſoll darnach ſtreben; denn das Urtheil des Nebenmenſchen ſoll ihm nicht gleichgültig ſeyn. Wie viele ſind durch Erziehung und Umſtände ſo geartet, daß mit ihrer äußern Stellung auch ihr innerer Charakter ſinkt, daß mit höheren Bekannten ihr höheres Selbſtbewußtſeyn, mit der Achtung von Andern ihre Selbſtachtung verloren geht! Dieſe haben nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, der Stellung und dem Umgang, durch die allein ſie in einer gewiſſen Höhe erhalten und vor innerer Erniedrigung bewahrt werden, den höchſten Werth beizulegen und ſie mit allen Mitteln zu vertheidigen. Predige man dieſen ja nicht gegen die Ehre, denn das point d'honneur iſt gar oft der lezte Nothanker der Sittlichkeit.

Aber auch der in ſich ſelbſt Ehrenhafte und Würdige wird zwar gegen Verläumdung taub ſeyn; wer ſie vorbringt und wer darauf hört, ſteht zu tief unter ſeiner Würde, als daß er ſie beachten ſollte; der Unſchuldige wird kraft ſeiner Selbſtehre die Verläumdung ſammt ihren Erfolgen verachten, in der Selbſtehre den Panzer finden, an welchem alles, was zur Verletzung von außen kommt, unverletzend abprallt; ſein Lebensinhalt iſt vollwichtig genug, daß die Wahrheit in der Wagſchale der Selbſtehre jede Unwahrheit in der der äußern Ehre aufwiegt. Wenn er aber auch durch das Bewußtſeyn von der wahren That ſeines Lebens die Verbreitung von falſchen Thatſachen gleichgültiger anſehen darf, ſo wird und ſoll er dennoch das Urtheil ſeiner Nebenmenſchen, die Beurtheilung ſeines wahren Lebens nicht gering ſchätzen. Man mag die eigene Individualität ſchätzen und ſchützen, aber die Anſichten der Geſellſchaft, in der man lebt, und ihr Urtheil als unberechtigte Irrthümer anſehen, bleibt immer eine Anmaßung, und heißt die Ehre der Geſammtheit und damit auch ſeiner ſelbſt vernichten. Wer das Urtheil aller Menſchen verachtet, iſt ſelbſt verächtlich.

Die religiöſe Moral hat ſich oft und ſtark gegen die Triebfeder und die Wirkung des Ehrgefühls gekehrt, weil es ein falſches Ziel vor Augen habe; namentlich im Chriſtenthum hat einerſeits der Grundſatz, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt, den natürlichen Erfolg der Ehre, und andererſeits die bittere Erfahrung, daß das Hohe ſo oft verachtet, das Niedrige gekrönt wird, den Werth der Ehre in Mißkredit gebracht. Aber die Ausdehnung der Antipathie und der Gleichgültigkeit von der falſchen Ehre auf die Ehre überhaupt beruht auf einem Mißverſtand. Nur in wie fern nach dem eiteln Beifall der Menge geſtrebt, und in wie fern in ihm Lohn und Ziel des Handelns geſucht wird, iſt er verwerflich — ſo weit iſt auch die Abweichung vom Sinn des Heidenthums berechtigt —; aber die Anerkennung des Guten gehört zur Gemeinſchaft der Kirche, und der lezte Gedanke des religiöſen Lebens: Ehre ſey Gott in der Höhe, iſt die Sanction der innern Anerkennung des Höchſten im Menſchen ſelber. Wie ſehr deßhalb auch die Kirche das Ehrenweſen zu unterdrücken ſtrebte, weil von ihr allein alles Heil und alle Würde ausgehen ſollte, ſo blieb doch die Ehre, was ſie von jeher war, eine Art von eigener Religion für die germaniſchen Völker.

Freilich innerhalb des religiöſen Ideenkreiſes ſelbſt verſchwindet der Begriff der Ehre; ſie hat oder ſoll keine Stelle darin haben, denn der einzige Maßſtab des Wirkens und Handelns iſt weder im Menſchen ſelbſt noch im Nebenmenſchen, ſondern in Gott, alſo dem Höchſten. Aber die menſchliche Natur wird unendlich ſelten ganz und rein von der religiöſen Vorſtellung durchdrungen; oft und leicht geſchieht es deßhalb durch ſie, daß beide Extreme des Ehrbegriffs: Demuth und Hochmuth, zugleich ſich im Menſchen erzeugen;

Demuth, weil man dem höchſten Maßſtab nie genügt; Hochmuth, daß man eben am höchſten Maßſtab gemeſſen wird, ob man ihm auch nicht genüge. Sind doch die Frommen oft genug ſtolz, ſelber auf ihr Sündenbewußtſeyn, weil nur ſie es haben, und es doch immer die Vorſtufe des Heils iſt. Faſt durchgängig findet man ja bei Pietiſten und Quäkern den widerlichſten Stolz, den Stolz der Demuth: demüthig gegen Gott und eben deßhalb und darauf ſtolz gegen die Nebenmenſchen. — Dieſe ſpecifiſche Demuth hat auch dahin geführt, den Menſchen für ein Niedriges, für ein Nichts zu achten; aber je größer dieſe Demuth, eben deſto größer der Stolz, der ſich darin verbirgt, denn dahinter folgt denn doch immer: „und dennoch bin ich ein Kind des Lichts, der Gnade Gottes," und was ſonſt noch geſagt oder vielmehr nur gedacht wird, wodurch ſich der Demüthigſte weit über den Würdigſten der Welt erhebt.

Erkennen wir alſo, daß der Pfad der Ehre auf dem rechten Lebenswege liegt, ſo werden wir uns doch nicht verhehlen, daß er leicht auf Abwege führt. Der Ehrliebende, der das fremde Urtheil zur Triebfeder ſeiner Handlungen macht, geräth zunächſt in die Gefahr, durch falſchen Schein zu beſtechen; wer nur in der Vorſtellung des Andern von ihm geſchäzt ſeyn will, wird es mit der Selbſtſchätzung ſo genau nicht nehmen. Aber ſelbſt hievon abgeſehen, wenn jemand wirklich achtungs- und ehrenwerth handelt, aber nur um von Andern geachtet und geehrt zu werden, ſo hat er eben eine falſche Schätzung, er ſtellt den Schein über das Seyn, denn er will ja eben im Geiſte des Andern wiederſcheinen, alſo ſcheinen; ſein Seyn iſt nur um des Scheines willen da. Wer vollends in ſich ſelber ehrlos und ohne ſtrenge Selbſtſchätzung nur nach Ehre von Andern ſtrebt, in deren Geiſt er geſchäzt ſeyn will, gleicht der nicht einem Häßlichen, der von ſich ein ſchönes, d. h. geſchmeicheltes Porträt malen läßt? Er hat dadurch aber in Wahrheit nichts erreicht, denn das iſt eben kein Porträt von ihm, ſondern einem Phantom; ſo muß jener ſich ſagen, daß im Grunde nicht Er, ſondern das gemeinte und vorgeſpiegelte Lebensbild geehrt und geſchäzt wird.

Dieſen Gedanken ſollten Erzieher ſo früh als möglich dem Kinde begreiflich zu machen, mit allem Nachdruck einzuprägen ſuchen, um die Ehrliebe von der falſchen Bahn der Ehrerſchleichung abzulenken. Sollen wir nicht auch dieß noch erwähnen, daß ſelbſt das Streben nur nach verdienter Ehre den Menſchen eben ſo wohl ſchlechter wie beſſer machen kann, als er nämlich ohne jenes geworden wäre? beſſer, wenn er den Hohen, über ihm Stehenden genügen will: dieß iſt der ächte und rechte, der ſtärkende und erhebende Ehrgeiz; ſchlechter, wenn er einer größeren Menge unter ihm Stehender ehrenwerth zu ſeyn ſich begnügt; dieß der falſche und niedrige, erſchlaffende und lähmende Ehrgeiz.

Ehrloſe Demuth und falſcher Ehrgeiz aller Art bilden ſo die klippenreiche Scylla und Charybdis, welche nur derjenige Ehrenmann glücklich durchſchifft, der das Steuer ſeines Lebensfahrzeugs allezeit ſcharf und einzig in der Richtung der Selbſtehre lenkt. — Wer in irgend einer Lebensrichtung ein hohes Streben verfolgt, wird gar bald einſehen, daß man der großen Maſſe und faſt allen Menſchen leichter genügt, als ſich ſelber; er wird ſelbſt einen höheren Maßſtab für ſich anlegen, als er in Andern gehandhabt findet, aus dieſem Grunde die Selbſtehre höher achten, als die Ehre. Kein Wunder, daß ihm dieſe dann deſto mehr zu Theil wird und, wie die Erfahrung lehrt, die Ehre dem folgt, der ſie flieht, den flieht, der ſie verfolgt; denn nicht bloß einen höheren, auch einen feſteren Maßſtab legt jener an ſeine Handlungen, dieſer aber geräth (und verräth ſich) nothwendig in ein Schwanken des Urtheils und Handelns, das er nach dem Urtheil Anderer und deßhalb je nach dem Umgange und den Verhältniſſen einrichtet.

Aus Hochachtung gegen die Geſellſchaft, in welcher er lebt, und um ſeiner ſittlichen Natur, welche auf innere Gemeinſchaft der Geiſter zielt, zu genügen, wird demnach jeder würdige Menſch nach Ehre, d. h. nach Erweiterung ſeines Selbſtgefühls in Andern und durch ſie ſtreben, und darin wie in dem eigenen Selbſt die Kraft und den Genuß ſeines Lebens vermehren, eine geringere Schätzung im Andern gleich einer in ſich ſelbſt ſchmerzlich empfinden und zu vermeiden ſuchen; aber keine täuſchende Vorſtellung wird er in dem Andern hervorzubringen ſuchen, die ſein wahres Selbſt ja in Wahrheit nicht erweitert, und nicht herab-, ſondern hinaufſteigen wird er mit ſeinem Selbſt zu denen, die an Würde über ihm ſtehen, vor Allem und zumeiſt aber mit ſeines Gleichen ſich zuſammenſchließen zu einer Einheit des Urtheils über ſich.

Beſcheidenheit und Anmaßung ſind Gegenſätze, die zwar nicht ausſchließlich, aber doch vorwiegend bei dem Anſpruch auf Ehre angewendet werden; ſie bezeichnen das entgegengeſezte Maß der eigenen Schätzung in zwiefacher Hinſicht, nämlich erſtens der Größe des eigenen Verdienſtes, und zweitens des Werthes oder Preiſes deſſelben. Der Anmaßende nämlich wird nicht bloß das Maß und Gewicht ſeiner Leiſtung höher annehmen, als es wirklich iſt, ſondern auch den Lohn dafür wiederum größer erwarten, als er ſelbſt dann ein Recht hätte. Beide Momente ſind nur ſcheinbar Eines, in der That verſchieden. Jener minutiöſe Philolog, Numismatiker, Heraldiker und dergleichen überſchäzt zwar nicht die Größe ſeiner Leiſtung (im Vergleich mit Berufsgenoſſen), aber den Werth derſelben und ſeines Wiſſens (im Vergleich mit andern Gebieten). Wo aber eine allgemeine Geltung und öffentliche Schätzung des Gebiets vorhanden iſt, finden wir bei Einzelnen häufig eine übergroße Meinung von ihren Leiſtungen für daſſelbe, worin Dichterlinge ſich ganz beſonders auszuzeichnen pflegen.

Der Anmaßung und Beſcheidenheit entſprechen Hochmuth und Demuth. Sie ſind Folge von jenen, aber im Weſen dennoch verſchieden und nicht etwa bloße Verſtärkung derſelben. Ihr wahrer Sinn iſt vielmehr dieſer: Hochmuth bedeutet das Anſinnen an Andere, ſich ſelbſt in Vergleichung mit uns gering zu ſchätzen, Demuth dagegen die innere Gewährung, daß der Andere ſich in Vergleichung mit uns höher und uns ſelbſt niedriger ſchätze. Anmaßung und Beſcheidenheit alſo drücken die Forderung des Maßes aus, wonach der Andere uns, Hochmuth und Demuth des Maßes, wonach der Andere ſich ſelber (in Vergleich mit uns) beurtheilen ſoll.

Gleich der Anmaßung iſt auch die Eitelkeit eine Ueberſchätzung des eigenen Selbſt, aber nicht ſowohl durch einen falſchen Maßſtab der Größe als einen falſchen Prüfſtein des Werthes der eigenen Vorzüge. Der Eitle legt ſich wegen verhältnißmäßig nichtiger und werthloſer Dinge einen Werth bei. Seltener aber gründet er darauf, wie der Anmaßende, einen ungebührlichen Anſpruch an Andere, vielmehr pflegt er ſelbſtgefällig und genügſam in dieſem vermeintlichen Werthe auch Selbſtzufriedenheit zu finden. Dieſe gehört auch zu den Eigenheiten des Stolzes, der dadurch leicht zu der leidigen Gemeinſchaft mit der Eitelkeit gelangt. An ſich aber iſt der Stolz edel; er beruht auf der Erkenntniß des eigenen, wahrhaften Werthes, aus welcher ein befriedigtes Selbſtbewußtſeyn hervorgeht, das gegen die Gunſt der Höheren, wie gegen Schmeichelei der Niederen unabhängig iſt. Der Stolz iſt ſo nichts Anderes, als die Selbſtehre des Mannes, welche groß genug iſt, ihn auf äußere Ehre, ſelbſt von Höheren verzichten, die ſelbſt genußreiche Gemeinſchaft von Niedern fliehen zu laſſen; der Stolz iſt der Ausdruck der innern Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit.

Sogar bei äußerer Abhängigkeit behält die innere Unabhängigkeit, obwohl der Contraſt leicht eine komiſche Wirkung hervorbringt — im ſogenannten Bettelſtolz, — immer noch etwas Würdehaftes. Nur wer auch von der Gemeinſchaft mit gleichgeſtellten Ehrenmännern, oder von dem natürlichen ehrenhaften Verkehr mit Untergebenen ſich überhebend zurückzieht, hat einen dummen Stolz. Der Stolz aber in den Grenzen und nach dem Maße des Verdienſtes (d. h. des eigenen und nicht bloß der Vorfahren) iſt nicht nur kein Laſter, ſondern eine Tugend, er iſt nur das Maß der ſelbſtbeſtimmten Würde des Mannes. Das Verdienſt erzeugt den Stolz und der Stolz adelt das Verdienſt und befeſtigt es; auf dem offenen Felde eines ſtolzloſen feilen Herzens ſind die Saaten alles Verdienſtes preisgegeben, die feſte Schutzmauer des Stolzes aber wird ſeine ſchönſten Früchte zur Reife kommen laſſen; denn wer von ſich ſelbſt geehrt ſeyn will, muß in ſich ſelbſt den Werth erzeugen und erhalten.

M. Lazarus.

Eine Donaufahrt zur türkiſchen Grenze.

I.

Die untere Donau beſizt alles, was der Luſtwanderer am meiſten begehrt: ſchöne Gegenden voll eigenthümlichen neuen Reizes, die an großartiger Pracht die geprieſenſten Rheinſtrecken noch übertreffen und ſich in ihrem wildromantiſchen Gepräge von denſelben auffallend unterſcheiden; bequeme Reiſegelegenheit auf trefflichen und zahlreichen Dampfern; das Verdienſt der werdenden zeitgeſchichtlichen Bedeutung, denn die Donau ſteht jezt im Begriff, ihren Rang als Weltſtraße wieder einzunehmen, und mehr als hunderttauſend friſche Burſchen in des Kaiſers weißem Röcklein haben begonnen die Bahn zu brechen. Nur eines fehlt der Donau noch: die reiſenden Briten. Ich rede im vollen Ernſte. Die Engländer waren ſeit mehr als einem halben Jahrhundert noch überall der Vortrab des großen Zugs der Luſtreiſenden; ſie haben den Rhein, die Schweiz, Italien in die Mode gebracht, und ſie werden — wenn nicht alle Zeichen trügen, in ziemlich naher Zeit — auch die Donau in Aufnahme bringen. Es gehört zwar zum neueſten Ton, ich weiß es recht gut, über die Menge der Engländer loszuziehen, welchen wir in vielbeſuchten Gegenden auf Schritt und Tritt begegnen; namentlich geben ſich dieſer Laune einige franzöſiſche Feuilletoniſten hin, voran der ruſſenfreundliche Jules Lecomte, ſonſt ein angenehmer Plauderer; aber bei alledem iſt der Donau gar nichts beſſeres zu wünſchen, als daß der Zug der vielgeſchmähten und vielverlachten Engländer baldigſt ſich einſtelle, und zwar recht maſſenhaft; denn unſere werthen Angloſaronen ſind in Maſſe verehrenswerth, wenn auch der Einzelne nur gar zu häufig abgeſchmackt und widerwärtig iſt. Bei uns Deutſchen herrſcht bekanntlich das umgekehrte Verhältniß; einzeln erſcheinen wir oft liebenswürdig und gewöhnlich erträglich, während dieſe ſchäzbaren Eigenſchaften ſich verringern, je mehr von uns beiſammen ſind.

Die Donau bedarf alſo eines Heeres von mehr oder weniger albernen Gentlemen und Ladies auf Reiſen, welche — die lange Erfahrung lehrt es — gewohnt ſind, durch ihre Hartnäckigkeit die Zuſtände nach ihren Anſprüchen umzuformen. Die Briten allein ſind im Stande den Wirth (und wer ſonſt mit den Reiſenden als ſolchen zu ſchaffen hat) mit ſanftem Zwange dahin zu führen, daß er für das theure Geld, welches er unter allen Umſtänden uns abnimmt, auch wirklich die entſprechende Leiſtung unverkürzt darbiete. Albions rothborſtige Söhne und übertrieben blonde Töchter bringen aus ihrer freien Heimath zweierlei feſt ausgeprägte Gefühle unverſehrt in den Polizeiſtaat des Feſtlandes mit: das Bewußtſeyn der perſönlichen Geltung und den Trieb des Wirkens zur gemeinſamen Wohlfahrt. Das eine verbietet ihnen, auch den kleinſten Widerſtand gegen ihre Anſprüche mit gutmüthiger Ergebung hinzunehmen, während der andere ſie anſpornt, dieſe Anſprüche wenigſtens für die Nachfolgenden um ſo mehr geltend zu machen, als das, was ſie verlangen, in den Sitten ihrer Geſellſchaft begründet iſt. Der Deutſche erträgt eine Uebequemlichkeit, ſo verdrießlich ſie ihm auch erſcheine, mit Stillſchweigen, bloß um nicht zanken zu müſſen. Er hat das Uebel einmal überſtanden, und wer nach ihm kommt, ſoll zuſchauen, wie er ſich durchbringt. Nicht ſo der Brite, der in aufgeklärter und wohlverſtandener Selbſtſucht auch die kleinſte Unbehaglichkeit rügt und keinerlei Scheu trägt, dem Heren Eigenthümer auch des größten Gaſthofes etwas Unangenehmes zu ſagen. Nun möchte ich den Wirth ſehen, der ſich nicht endlich entſchließt, in Küche, Keller, Speiſaal und Schlafzimmer die entſprechenden Anſtalten zu treffen, wenn er auch nur vier Wochen lang Tag für Tag, Stunde für Stunde hinter einander dieſelben Forderungen wiederholen hört, laut, entſchieden und ſo übereinſtimmend, als hätten alle dieſe Herrn und Damen ihre Anſprüche aus einem und demſelben Buche auswendig gelernt. Der Tropfe höhlt den Stein, der Brite erzieht den Wirth, und die Früchte dieſer Erziehung kommen dann auch dem geduldigen Deutſchen zu gut, der vor allen andern Menſchenkindern es liebt, ſich die Tauben gleich gebraten in den Mund fliegen zu laſſen. Alſo: Engländer her, das Uebrige findet ſich dann von ſelber.

Einſtweilen aber nehmen wir die Dinge, wie ſie ſind, und befahren die große Weltſtraße, bevor ſie vollends zur Straße aller Welt geworden. Darnach ſtand mir ſchon längſt der Sinn. Ich kenne ſeit meiner Jugend den Strom von ſeiner kalten Wiege zu Donaueſchingen bis Wien, aber von Wien war ich bisher nicht über die Kaiſermühlen hinausgekommen, und doch war es ein Lieblingsplan von mir, von Wien bis nach Sulineh und über das ſchwarze Meer hin nach Conſtantinopel zu fahren. „Von Betſch nach Stambul," hieß und heißt noch die Loſung meiner wachen Träume. Ich wäre immerdar gar zu gern im Vortrab derjenigen gelaufen, welche die gewaltige Bewegung

des Weſtens gen Oſten gleich Sturmvögeln verkündeten, ohne ſich ihrer Sendung bewußt zu ſeyn; doch allerlei Unfälle und ſonſtige Hinderniſſe hängten ſich mir an's Bein, ein Block um den andern. Jezt aber iſt dem friedlichen Wanderer der Weg nach Conſtantinopel wenn nicht unbedingt verſperrt, ſo doch wenigſtens arg verleidet. Ich habe darum meine Reiſeluſt, weil ich juſt Zeit und Gelegenheit zu einem Ausflug fand, einſtweilen mit einer Abſchlagszahlung abgeſpeiſt, indem ich zur türkiſchen Grenze hinabfuhr, den Reſt für gelegenere Zeiten vorbehaltend. Es iſt übrigens ein rechtſchaffen langes Stück Weg von Wien, welches der Türke „Betſch" nennt, bis nach Adakaleh, der Inſelveſte, welche wir Abendländer Neu-Orſova heißen.

Beſagte Strecke reiht einen ganzen Roſenkranz von neuen Bildern und Eindrücken aneinander. Einige dieſer vielen Perlen habe ich mir für euch aufbewahrt, und indem ich in meiner gewohnten Weiſe Begegniſſe, Empfindungen und Gedanken aufzeichne, geſchieht es in der Ueberzeugung, daß Bedeutung und Wichtigkeit des (für Luſtwanderer verhältnißmäßig noch ſo neuen) Schauplatzes die Mittheilung mancher kleinen Einzelheit erheiſchen, welche unter andern Umſtänden billig verſchwiegen bliebe. Die ſchöne Welt, welche den Rhein, die Schweiz und Italien auswendig weiß, hat die untere Donau noch kennen zu lernen, welche Bekanntſchaft ihr zum größten Vergnügen gereichen wird, wie ich vorläufig mit dem beſten Gewiſſen verſichern kann. Die nachfolgenden Bruchſtücke aus den flüchtigen Aufzeichnungen in meinem Tagebuch mögen, ſo gut ſie können, dieſe Verſicherung unterſtützen.

Peſth, 1. Sept. Abends. Ein Aegidiustag, wie der Jäger ihn wünſcht, ging heute über der Reichshauptſtadt auf, um uns zur Hauptſtadt des Kronlandes Ungarn zu leuchten. Der erſte Tag des Septembers gilt bekanntlich auch beim Landmann für einen „Lostag," und gläubig wiederholt er den alten Waidſpruch: „Wie der Hirſch in die Brunſt tritt, ſo tritt er auch wieder aus." Der Spruch trifft übrigens in den meiſten Fällen richtig zu, wenn man billig genug iſt, die Prophezeiung nicht auf den Einen Tag zu beſchränken, ſondern zuzugeben, daß vom Bartholomäustag bis zum Ende des Auguſtmonats der Charakter des Wetters ſich im Ganzen für vier bis ſechs Wochen feſtſtellt. Eine ähnliche Bewandtniß hat es — nebenbei bemerkt — nicht nur mit allen andern Lostagen, ſondern auch mit den ſonſtigen Ausſprüchen der Volksweisheit, nämlich den Sprichwörtern im Allgemeinen.

Die Schiffe, welche den Strom befahren, liegen nicht ſo unmittelbar bei der Stadt, wie dieß anderwärts der Fall zu ſeyn pflegt, denn Wien ſteht nicht an der eigentlichen Donau, ſondern am ſogenannten Kanal, dem Arm, welcher bei Nußdorf ſeine Einmündung hat und bei den Kaiſermühlen ſich wieder mit dem Hauptfluß vereinigt. Bei Nußdorf iſt der Landungsplatz für die Schiffe der oberen Fahrt; bei den Kaiſermühlen, am äußerſten Ende des Praters, liegen die Dampfer, welche den Verkehr zwiſchen Wien und Galacz unterhalten. Dieſer leztere Landungsplatz iſt zu Lande nur mit großer Unbequemlichkeit zu erreichen, doch hat die Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft ſeit ein paar Jahren dem Uebelſtande nach Kräften abgeholfen, indem ſie ihre Reiſenden auf zwei kleinen Dampfern, nicht größer als die Neckarboote, von der Leopoldſtadt nach den Kaiſermühlen befördert, und zwar unentgeltlich. Beide „Zwergdampfer" (wie man ſie allgemein nennt) waren heute von Reiſenden überfüllt, als ſie um ſechs Uhr in der Früh den Kanal hinabplätſcherten. An dieſer Seite bietet die Stadt nicht eben den vortheilhafteſten Anblick, ſobald man die ſtattliche Häuſerreihe der Leopoldſtadt hinter ſich hat, welcher nicht einmal eine entſprechende Reihe am rechten Ufer gegenüber ſteht, ſondern nur die Vorſtadt Weißgärber mit ihren öden Holzgeſtätten (Holzplätzen) und ihren kleinen Häuſern. An die Leopoldſtadt ſchließt ſich der grüne liebe Prater, an die Weißgärber reihen ſich die zum Theil recht hübſchen Häuſer von Erdberg in ihrer Einfaſſung von lachenden Gärten. Erdberg war vor alten Zeiten ein Dorf, von Fiſchern bewohnt; ſein Name iſt berühmt, weil Richard Löwenherz dort gefangen wurde, um die verdiente Züchtigung für den Uebermuth zu erhalten, womit er im heiligen Lande dem Herzog von Oeſterreich begegnet war. Wir bemerken dort unter den hübſchen Landhäuſern den Wohnſitz des Herrn Eduard Warrens, des Herausgebers und Eigenthümers der Zeitung „Wiener Lloyd." Warrens iſt einer der ausgezeichnetſten Zeitſchriftſteller unſerer Tage, geiſtreich, klar, ſchlagfertig und keck, ſo daß ſein Vortrag uns auch dann noch wohl gefällt, wo wir mit dem Inhalt nicht einverſtanden ſind, welchen Mangel an Uebereinſtimmung wir gewöhnlich ſehr beſcheiden durch die Formel bezeichnen: „wo der Verfaſſer Unrecht hat." Wir ſelbſt können ja niemals Unrecht haben. — An Erdberg grenzt die Simmeringer Haide, das Marsfeld von Wien. Das hohe Ufer wehrt uns den Ueberblick der öden Fläche. Wir wenden den Blick rückwärts nach dem entſchwindenden Stephansthurm, und da erhebt ſich zu unſerer Linken plötzlich ein anziehendes Bild: das neue Arſenal taucht in der Ferne auf, immerhin noch nahe genug, um ſeine großartige Zierlichkeit und ſeine zierliche Großartigkeit uns deutlich vor Augen zu führen. Der gewaltige Bau ſteht unfern des ſüdlichen Bahnhofs auf der Höhe des Wiener Berges. Als Twing-Wien beherrſcht er die Stadt und die Vorſtädte in ihrer ganzen Ausdehnung. Sobald er vollendet, wird er die Baſteien überflüſſig machen, welche die innere Stadt weniger vertheidigen als einengen, und deren ſteinerner

Gürtel die naturwüchsige Entwicklung mit schmerzlicher Gewalt unterdrückt.

Wir erreichen das Ende der waldigen Insel, welche den Prater trägt. Die Zwergdampfer legen sich an die Seite des größeren Fahrzeugs und überantworten ihm ihre lebendige Fracht. Das Hinterdeck wimmelt von Reisenden. Auf dem Vorderdeck gibt es ein förmliches Gedränge, weil die Reisenden des zweiten Platzes die Zuflucht der Cajüte verschmähen und bei denen des dritten bleiben, welchen der Eintritt in den gedeckten Raum untersagt ist. All dieses Volk wirbelt noch unstät durcheinander, bis es den rechten Fleck für sein Handgepäck, die verhältnißmäßig angenehmste Stelle gefunden, um sich zu setzen oder zu lagern. Dann hebt eine neue Sorge an: man will frühstücken. Die feineren Leute beginnen mit dem Kaffee, die derberen Naturen fangen gleich mit dem „Krenfleisch" an. Aber auch die schöne Welt geht bald genug zum zweiten Frühstück über, denn Wasserluft, Langeweile und Gelegenheit schärfen die Eßlust. Geschäftig schleppen sich die Kellner mit Kalbsschnitzeln, Rostbraten und jenem fabelhaften Dinge, welches man hierlands Beefsteak heißt, das aber nichts anderes ist als ein in seiner Ausbildung gehemmtes „Rostbradl." Es fehlt uns nicht an Ochsen, an wohlgemästeten, aber Beefsteak und Rostbeef werden wir nicht eher zu kosten bekommen, als bis auf jedem Schiff vier Wochen lang täglich zwanzig bis fünfzig Stück Engländer gefrühstückt haben werden. Die Gründe dafür habe ich oben angedeutet.

Die Fahrt geht zwischen buschigen Auen hin. Sobald wir das Ende der Inselgruppen erreichen, sehen wir zwar etwas mehr Wasser, aber die Umgebung bleibt sich gleich. Den majestätischen Strom fassen flache Ufer mit grünen Wäldern ein. Die Einförmigkeit unterbricht sich nur durch die Schiffmühlen auf dem breiten Wasserspiegel, durch aufsliegende Schwärme von Wildenten, durch das Erscheinen von Reihern, Möven und Nebelkrähen. Eine Strecke lang geben uns noch die Höhen des Kahlenbergs das Geleit, in blauer Ferne verdämmernd, dann dampfen wir durch eine völlig flache Wildniß hin. Wenn ich „dampfen" sage, so meine ich nicht allein den rauchenden Schlot, sondern auch die Wölkchen des nicotischen Opfers. Die hochmüthige Lanza, die stolze Regalia, die selbstbewußte Milares, der aristokratische Papelito, der bürgerliche Cabano und die bescheidene Kreuzercigarre spenden ihre mehr oder weniger durchdringenden Düfte. Auch fehlt nicht der Tschibuk, die Türkenpfeife mit der kolbigen Bernsteinspitze, dem langen Weichselrohr und dem weitgeöffneten rothen Kopf. Der Türke hat wenigstens zum Rauchen einen offenen Kopf. Türkisch zu rauchen wird jezt auch wieder bei Leuten Mode, die kein rothes Fez tragen.

Die Eintönigkeit der grünen Wildniß dauert nicht lange genug, um das Auge zu ermüden. Ich wenigstens fand sie bei dem hellen Sonnenschein noch hinlänglich anziehend, als die Abwechslung sich einzustellen begann. Allmählig hebt sich am rechten Ufer das Land über Busch und Baum. Einzelne Kirchthürme, blank getüncht, blinken hell und grell hervor, das Daseyn bewohnter Ortschaften verrathend. Inmitten grüner Umgebungen ragt in finsterem Grau ein alterthümliches Schloß, einfach massenhaft mit seinen dicken Mauern und kleinen Fenstern. Petronell heißt es. In seiner Nähe steht ein Marktflecken, den mehr als tausend Einwohner bevölkern. Doch wir sehen nichts von der Ortschaft und ihren regsamen Insassen, sondern nur das einsame Schloß der Grafen von Abensperg und Traun, und wenn nicht zu unsern Häuptern der Schlot rauchte, zu unsern Füßen die dampfgetriebenen Räder geräuschvoll schaufelten, der Anblick könnte uns leicht in die Zeiten zurückversetzen, in welchen der alte Bau unter dem himmlischen Schutz der heiligen Petronilla die östliche Grenzmark des Reichs gegen die wilden Ungarn hüten half. — Die Gegend erscheint immer wohnlicher. Wir erreichen Deutsch-Altenburg mit der alterthümlich malerischen Kirche auf der Höhe und seinem Schloß von schier klösterlicher Form. Dann kommt Hainburg, ein berühmter Name — im Ernst wie im Scherz. Der Ernst ist hier gelehrter Art. Die Trümmer auf der Höhe des Bergs gehören einem Römerkastell, wo später die Hunnen festen Fuß faßten. Im Nibelungenlied heißt der Ort Hunnenburg, wenn wir nicht lieber sagen wollen: Heinrichs von Ofterdingen Hunnenburg ist das heutige Hainburg, die Heimath der schwarzen drei Könige und der rothen drei Könige, welche vor dem Reiche der Cigarre alles österreichische Land von der Leitha und von der March bis zu den westlichen Grenzen beherrschten. Nur in Ungarn hatten sie nichts zu sagen, weil es dort kein Tabaksmonopol gab. Hainburg war nämlich in der vormärzlichen Zeit die größte Tabaksfabrik und alle Welt rauchte das kaiserliche Kraut, das in Paketen mit dem Bildniß der heiligen drei Könige verkauft ward, in schwarzem Druck zu höherem, in rothem zu etwas billigerem Preise. Selbiges Kraut wird auch heute noch gebeizt, geschnitten, gepackt und in großen Massen verbraucht, wenn schon sein Reich zu Ende, wie die Herrschaft der Wiener Meerschaumpfeife, die zur Cigarrenspitze eingeschrumpft ist. Meinetwegen dürfte der Dreikönig aber ganz verschwinden, denn wenn er auch dem Schmauchenden recht angenehm schmeckt und riecht und gehörig stark erscheint, so besitzt er die ärgerliche Eigenschaft, daß der kaltgewordene Rauch in geschlossenen Räumen an die Düfte jenes finstern Reichs mahnt, worin nicht Mozarts Königen der Nacht waltet.

In der Erinnerung an jenes gestürzte Regiment besteht Hainburgs geheimnißvoll schauerlicher Reiz; was ist dagegen das Bild des blutdürstigen Königs Etzel am Römerthurm? Der Anblick der Oertlichkeit macht

einen lebhaft angenehmen Eindruck. Das Städtchen, am Geſtade gelagert und am Abhang emporwachſend, trägt ein wohnlich friſches Ausſehen. Seine Häuſer ſind meiſtens ſeit dem großen Brande von 1827 neu erſtanden. Neben ihnen erheben ſich römiſche Streitthürme und Ringmauern, verwittert und doch ſo haltbar wie alte Seefahrer. Ueber dem Städtchen thront am Abhange des waldigen Berges mit dem Caſtell ein neues Schloß von ſehr herrſchaftlichem Ausſehen, welchem auch das Innere entſprechen ſoll. Oben auf dem grünen Bergkegel ragen die grauen Trümmer. Wir haben dieſen Kegel ſchon von weitem geſehen; jezt, da wir zu ſeinen Füßen ſtehen, ſcheint er ſich zwiſchen die Berge des Thales zurückzuziehen, doch wird er abermals vorſpringen, ſobald wir uns gegen Preßburg zu entfernen.

Zu Hainburg ſteigt eine halbe Compagnie Fußvolk mit Ober- und Untergewehr an's Land; unſer Dampfer „Maria Dorothea" hat gleich einem trojaniſchen Roß dieſe Bewaffneten in ſeinem Bauche hergeführt, ohne daß wir etwas davon merkten. Wir würden ſie etwa ſonſt weiter mitgenommen haben, um ſie als Ballaſt zu verwenden, den wir ſelber ſtreckenweiſe vorſtellen müſſen. Die Maria Dorothea iſt nämlich eines von den ſchon älteren Fahrzeugen und kann nicht überall ohne künſtliche Nachhülfe ihr Gleichgewicht behaupten, während der bereits ſehr niedere Stand des immer mehr fallenden Waſſers das Zurücklaſſen der beweglichen Ballaſtkiſten für das Verdeck vorſchreibt. So bleibt denn kein Ausweg, als die Reiſenden ohne Rückſicht auf ihre Unterhaltung bald da, bald dorthin zu weiſen, damit ſie nicht — auf einen Punkt zuſammengedrängt — das Uebergewicht einer Seite verurſachen.

(Fortſezung folgt.)

Liebeslieder

des Giovanni Meli von Palermo († 1815) nach dem Sicilianiſchen von Ferd. Gregorovius.

Die Augen.

Schwarze Augen, wenn ihr blicket,
Fallen Häuſer, fallen Städte,
Und ich ſchwache Wand von Lehme,
Denket nur, ob ich wohl falle!

Sey's Natur, ſey's Kunſt des Zaubers,
Ihr erglänzt von ſolcher Schöne,
Daß mit Liebreiz ihr vermöget
Selbſt den Marmor zu verrücken.

Wenn mit Anmuth halbverſchleiert
Eure ſüßen Sterne funkeln,
Fällt mein Herz in Wonnetaumels
Marterſelige Verzückung.

Wenn ihr ſchmachtet, ſchwarze Augen,
Wer kann ſolches Weh ertragen?
Mich begräbt dann ein Ermatten,
Sinnlos löst ſich meine Seele.

Aber was beſagt dieß Lachen,
Liebſte Augen, Paradieſe?
Mir durchrieſelts gleich den Buſen,
Und mein Herz tanzt wie auf Nadeln.

Welche Thränen habt ihr, Augen,
Mir gekoſtet, welche Krämpfe!
Ach! erbarmt euch meines Elends,
Lacht nur, und ich bin geneſen!

Die Lippe.

Sag mir, ſag mir, kleine Biene,
Wohin fliegſt du alſo früh?
Denn die Gipfel der Gebirge,
Schau', noch nicht erglühen ſie.

Es erzittert ja der Thau noch,
Der die grünen Wieſen netzt;
Drum gib Acht, daß du nicht ſtreifend
Deine goldnen Flüglein netzſt.

Schläfrig liegen noch die Blumen
In den Bettchen dicht verhängt,
Und ſie halten ihre lieben
Taumelköpfchen noch geſenkt.

Doch dein Flügelchen bemüht ſich,
Doch du eilſt und ruheſt nie;
Sag' mir, ſag' mir, kleine Biene,
Wohin fliegſt du alſo früh?

Suchſt du Honig? ihn verſchließt noch
Jeder Kelch; drum laß den Flug,
Zeigen will ich dir ein Oertlein,
Honig gibt es dort genug.

Kennſt du nicht mein ſüßes Liebchen
Mit den Augen licht und klar?
Ihre Lippe hegt erleſ'ne
Honigſüße immerdar.

Auf den roſenrothen Lippen
Von dem allerliebſten Kind
Gibt's den wonneſamſten Honig;
Saug' ihn, ſaug' ihn, flieg geſchwind!

Denn auf ihnen hat die Wonne
Sich ihr Blumennetz gewebt,
Anzulocken jede Seele,
Die von Liebesluſt erbebt.

Nimmer gibt's ein ſüßer Schickſal
Auf dem weiten Erdenrund,
Als zu ſaugen, als zu küſſen
Meiner Nice kleinen Mund.

Der Mund.

Dieſe blonden Ringellocken,
Gärten ſind's voll Blüthenflocken,
Alſo herrlich, alſo wonnig —
Ihres Gleichen gibt's nicht mehr.

Doch das Mündchen mit den feinen
Perlenzähnen elfenbeinen,
Gold'ne Locken, die mich blenden,
Ach! verzeiht, iſt ſchöner noch.

Ich geſteh' es, liebe Brauen,
Herrlich ſeyd ihr anzuſchauen,
Seyd ſo wunderſam gezogen —
Eures Gleichen gibt's nicht mehr.

Doch das Mündchen alſo ſüße,
Wenn es hauchet Lispelgrüße,
Schöne Brauen, liebe Brauen,
Ach! verzeiht, iſt ſchöner noch.

Augen, Amors Allgewalten
Müſſen ſich in euch entfalten,
Euer Zucken, euer Blicken,
Flammenpfeile ſind's von ihm.

Doch das Mündchen, wenn es leiſe
Sich erſchließt zur Sangesweiſe — —
Augen — weh! ihr ſchaut herüber —
Ach! verzeiht, ich ſag' nichts mehr!

Die Stimme.

In den Lüften fliegt ein Stimmchen,
Alſo lieblich, alſo linde,
Daß das Herz es ſtill empfinde,
Leiſe, leiſe ſchwebt es auf.

Auf der Amorinen Flügeln
Wie's im Gleichgewichte ſchaukelt,
Steigt und fällt und zierlich gaukelt,
Wieder ſtille ſteht im Lauf!

Gleich als hätte es den Schlüſſel
Aller Herzen und Gefühle,
Oeffnet, ſchließt es ſie im Spiele,
Mit der Anmuth Zauberbann.

Bis hinab zur Seele ſchlüpft es,
Hebt empor ſie ſchmeichelnd leiſe,
In ſo liebeſüßer Weiſe,
Die man nicht beſchreiben kann.

Wenn es wehmuthsvoll und klagend
Körper leiht dem tiefen Grame,
Gibt ſelbſt Amors wonneſame
Harfe nicht ſo bangen Schall.

Wenn es luſtig dann entflattert,
Wenn es ruht und wenn es trillert,
Scheint die Luft, als ob ſie ſchillert,
Glanz und Jubel überall.

Wenn es abbricht eine Note,
Von den Grazien verführet,
Wird's dem Hörer, als verlieret
Er den Odem auch dazu.

Wenn es endlich ſchwach und ſchwächer
Schwindet, ſtirbt im leiſen Falle,
Reißt es um die Herzen alle;
Sag' es, Amor, ſag' es du!

Amor der Pilot.

Wem im Meer der Liebe
Soll die Fahrt gelingen,
Muß an Borde bringen
Viel Matroſenmuth.
Iſt es ſchlecht gerüſtet,
Wird das Schifflein ſinken,
Und er ſelbſt ertrinken
In der erſten Fluth.

Erſt ein Weilchen fiſcht man
Und ſondirt behaglich,
Iſt doch gar zu fraglich
Solch ein Ocean.
Dann die Augenſterne
Fragt man, was ſie meinen,
Ob ſie günſtig ſcheinen
Klippenvoller Bahn.

Amor, der Pilote,
Doppelruder regt er,
Und die Woge ſchlägt er
Luſtig her und hin.
Die Milchſtraße prüft er
Und beſchaut ſie weiſe,
Lenket dann die Reiſe
Ganz nach ſeinem Sinn.

Nach der Regel achtet
Er auf die Buſſole,
Richtet nach dem Pole
Seiner Luſt den Lauf.
Und der Venus kehrt er
Zu des Schiffes Prora,
Spannt mit der Aurora
Alle Segel auf.

Hat das Cap der Guten
Hoffnung er paſſiret,
Friſchen Wind er ſpüret,
Dreiſter wird ſein Herz.
Von Gibraltar ſchreckt ihn
Nicht die Meeresenge,
Solch ein Fluthgedränge
Macht ihm bloſen Scherz.

Kommt die Windesſtille,
Friſch die Segel theert er,
Und dann weiter fährt er
Mit dem erſten Weſt.
Nun genug gerüttelt,
Kommt er in den Hafen,
Geht es gleich an's Schlafen,
Und da halt' ihn feſt!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Venedig, September.

Volkscharakter und Dialekt. — Kunſt.

Den ganzen Juli hindurch hat die Hitze, wie ſie Ende Juni angefangen, unerbittlich fortgewüthet und das Meer wurde für Einwohner und Ankömmlinge von Tag zu Tag mehr eine unentbehrliche Zuflucht. Immer weniger genügten die Bäder im Innern der Stadt, und weder die Lagunen, deren trübes und verſchlammtes Waſſer für alle Sinne immer unbequemer ward, noch auch die reinere und bewegtere Fluth des großen Canals ſind für die fanatiſchen Schwimmer, für die ächten Turner in der wogenden Arena der bevorzugte Tummelplatz. Hinaus eilen ſie an den Lido, an das weite Meer, und nehmen höchſtens mit dem breiten, ſchon golfähnlichen Canal der Giudecca vorlieb. An dieſem lezteren Orte dauert das Getümmel oft bis Mitternacht fort, und wäre die venetianiſche Jugend nicht ſo ausnehmend geſchwäzig, ſo könnte man ſie durch eine Rückkehr heidniſcher Götterlaune in Delphine und Goldfiſche verwandelt glauben. Allein die Venetianer ſind die redſeligſten Sonntagskinder dieſer Erde; das ſüße Farniente, das ſie ſo ungemein gern ihrem Körper und auch ihrem Geiſte gönnen, ſie verſagen es ihrer Zunge, und das Plaudern um des Plauderns willen ſteht nirgends in ſo hoher Gunſt, noch in ſo glänzender Blüthe, als an der Adria. Was und worüber geſprochen wird, darauf kommt es am wenigſten an, und wenn der Witz in dem Epigrammenaustauſch ſchnippiſcher Franzöſinnen häufig die Oberhand über den nie völlig abweſenden Ernſt behält, ſo iſt den venetianiſchen Cirkeln nicht viel daran gelegen, wenn an geiſtvollem Scherz eben ſo viel Mangel iſt als an genialem Ernſt, und die Armuth an Witz ſtört im glückſeligen Venedig die Fülle des Behagens keineswegs. Damit iſt nicht geſagt, noch im entfernteſten gemeint, daß Anlage für neckiſch ergötzliche Einfälle oder Sinn und Scharfſinn für aufmerkſame und eingehende Beſprechung gewichtiger Fragen hier ganz mangeln: es gibt in Venedig noch Männer und Frauen von wahrem Gehalt und wahrer Anmuth. Ich wollte nur das Weſentliche betonen, und das ſchien mir, ſo weit ich aus dem bisher Geſehenen und Gehörten etwas Allgemeines abzunehmen berechtigt bin, die Beſchäftigung des Mundwerks, gleichviel in welcher Abſicht und mit welcher Kraft. Schon der Klang des Worts ſagt die Sache, und wie groß der Abſtand iſt zwiſchen der italieniſchen, aber beſonders venetianiſchen chiacchiera und der franzöſiſchen causerie und jenem Zeitwort »deviser,« deſſen ſich die Franzoſen bedienen, um ein vertrauliches Geſpräch über ſchwierige und ſelbſt erhabene Dinge zu bezeichnen. Zu dieſem leichten Zeitvertreib durch die Sprachwerkzeuge, der nicht den mindeſten Aufwand geiſtiger Anſtrengung erfordert, eignet ſich nun die venetianiſche Mundart unvergleichlich. Sie iſt gleichſam der joniſche Dialekt der italieniſchen Sprache, ohne Herodots Herz und Anmuth, das verſteht ſich von ſelbſt; es iſt die weichſte Form des Idioms, und wenn das Toskaniſche, wie es in Dante und Machiavell erſcheint, wo es nur immer geht, den Ueberfluß der Selbſtlauter, an dem das Italieniſche, man kann ſagen, leidet, durch zweckmäßiges Aufräumen der Endſylben eindämmt und ſo die Sprache nerviger, männlicher und zur Einkleidung erhabener und geheimnißvoller Ideen, wie in der göttlichen Comödie, zum Ausdruck ſtaatsmänniſcher Wahrheiten und zur Erzählung bedeutender Ereigniſſe geeigneter macht, wirft das Venetianiſche, wo es nur immer kann, die Mitlauter über Bord, häuft die Vokale, ſezt voio ſtatt voglio, pioia ſtatt pioggia, ſchwächt die doppelten und verwickelten Conſonanten, die im Italieniſchen ſo markig und ſo ſchön ſind, zu einfachen Buchſtaben ab, ſezt tasa ſtatt tazza, mesa ſtatt mezza, gorno (lies gorro) ſtatt giorno, scaia ſtatt scala, scoia ſtatt scuola, kurz macht das Italieniſche ſo weichlich und weibiſch als möglich, daher für flüchtiges Liebesgekos oder zweckloſes Schwazen ungleich tauglicher als für die Entfaltung kräftiger Gedanken und die Kunde energiſcher Thaten.

Die Adria iſt, trotz der Ahnung von Ebbe und Fluth, die an ihren Ufern ſich verſpüren läßt, zu gelaſſen und hat zu viel Lebensart, um ohne die außerordentliche Dazwiſchenkunft eines wilden Wetters die Rührigkeit der venetianiſchen Zungen zu übertäuben. Der alte Ocean iſt da lange nicht ſo rückſichtsvoll. Es gibt zwar Tage, wo er halb zu ſchlummern ſcheint, das aber iſt ziemlich ſelten, und wer die ſalzigen Sturzbäder kennt und liebt, mit denen er Haupt und Nacken übergießt, wer gern von ihm ſich begraben und auf den Strand werfen läßt, der wird ſo ganz von ihm übermannt und in Anſpruch genommen, daß es ihm ſchwerlich einfällt, etwas Süßes zuflöten, etwas Schnurriges zuflüſtern zu wollen. So oft ich in ſeinem Schooß mich tummelte, war mir alles andere aus den Sinnen entrückt, aus dem Geiſt verwiſcht.

Einen ähnlichen Eindruck machen auf mich in Venedig nicht ſowohl die Adria noch alle die Canäle, die hier ihr zuſtrömen, nicht ſowohl die Betrachtung der entſchwundenen Republik, noch die tändelnde Gegenwart der noch pulſirenden Stadt, als die Meiſterwerke der Malerei, die Venedig ſein koſtbares Beſitzthum zu nennen berechtigt iſt, und vor allem die farbenbrennenden Juwelen, die Tizian der Welt und insbeſondere Venedig hinterlaſſen hat. Einige ſeiner köſtlichſten, aber in den lezten Zeiten aus verſchiedenen Gründen dem Auge von jedermann entzogenen

Gemälde ſollen nächſtens wieder dem öffentlichen Genuſſe anheim gegeben werden. Einſtweilen müſſen die Liebhaber, zu ſieben Achttheilen Fremde, und die Copiſten, die auch zu einem guten Drittel Deutſche, Engländer und Franzoſen ſind, die nicht aus dem venetianiſchen Italien ſtammenden Italiener ungerechnet, mit den allerdings ausreichenden Herrlichkeiten, welche die jezt ſchon offenen Säle füllen, vorlieb nehmen.

Unter dieſen wird kein Bild ſo häufig beſucht und copirt als die Himmelfahrt Mariä von Tizian, bekanntlich ein Werk von bedeutendem Umfang und ſeltenem Schwung des Genius. Auf kein anderes Bild ſind die Ankömmlinge ſo geſpannt, keinem gehen ſie entgegen mit ſo ungeduldiger Erwartung, keines wird mit ſichtbarerer Ehrerbietung, wenn auch nicht mit eindringenderer Aufmerkſamkeit betrachtet, und Jahr aus Jahr ein ſtehen größere oder kleinere Staffeleien vor dem mächtigen Gemälde und mehrere Regierungen haben daſſelbe in Lebensgröße copiren laſſen. Es iſt vor allem die überwältigende Geſammtwirkung, welche die Beſchauenden ergreift, und nicht bloß der erſte Blick wirkt dieſen elektriſchen Schlag, ſo oft ich hinkomme, empfinde ich ihn von neuem; mir iſt immer, als ſäh' ich das Bild zum erſtenmal, und bliebe ich Jahre hier, und ſähe es, wie ſeit meiner Ankunft, jeden Tag an, ich könnte, was Titus von ſeiner Berenice ſagt, auf mein Gefallen an dieſem hohen Bild anwenden:

> Depuis cinq ans entiers chaque jour je la vois,
> Et crois toujours la voir pour la première fois.

Doch nicht bloß als wundervolles Ganzes, nicht bloß durch das vollkommene Zuſammengreifen und die gemeinſame Erhebung der Geſtalten, auch mit geiſtreichen und energiſchen, mit pracht- oder huldvollen Einzelheiten überraſcht, erquickt, ergreift mich ſtets von neuem die wunderſame Schöpfung. So oft ich dieſe Apoſtel, die gleichſam zu ebener Erde des Bildes liegen, ſtehen, knien und von der himmliſchen Viſion der Auffahrt zu den ſtürmiſchſten Bewegungen fortgeriſſen werden, betrachte, fühle ich mich von der Größe, die hier waltet, erſchüttert. Ob die Gnade über ſie gekommen, ob ſie mit der urſprünglich ihnen inne wohnenden Kraft zu dem ſeligen Gebilde über den Wolken ſich aufſchwingen, darüber ſagt uns das Gemälde nichts daran läßt es uns nicht einmal denken; die Apoſtelgeſtalten ſind ſo mächtig und ſo majeſtätiſch, daß wir uns an ihnen wie an Helden, faſt wie an Göttern erfreuen; alle ſind übermannt von dem Schauſpiel, das über ihnen ſich aufthut in den Höhen des Aethers, und ſcheinen mit ihrem Geiſte der verklärten Mutter des Herrn nachzueilen in die Unendlichkeit. Ihre Glieder ſind großer Naturen durchaus würdig; der inneren Energie entſpricht die äußere Stärke, und die chriſtliche Vollkommenheit iſt hier nicht in der Kaſteiung des Fleiſches, ſie iſt in der vollendeten Harmonie von Leib und Geiſt verſinnlicht, und zu dem Ungeſtüm der edlen Köpfe, zu der gewaltigen Plaſtik des heroiſchen Körperbaus, zu dem Schwunge der Bewegungen kommt auch die glühendſte Farbengebung der Gewänder und die glücklichſte Vertheilung des Lichtes. Ausſtellungen hat die Zeichnung hervorgerufen, und namentlich die Weiſe, wie einige der Apoſtel in ihrer Extaſe ſich biegen, wird mit der Möglichkeit des Aufrechtſtehens unvereinbar erklärt. Auch die Ausbeſſerung, um den dem Bilde während ſeines Aufenthalts in der ſogenannten Bruderkirche durch die Nachläſſigkeit der Mönche erwachſenen Schaden zu heilen, wird ungenügend und ſelbſt entſtellend gefunden. Dieſes leztere Uebel, obgleich geübte oder wenigſtens darauf hingewieſene Augen zur Wahrnehmung deſſelben vonnöthen ſind, kann man nicht anders als bedauern, allein über die Zeichenfehler, die der Wirkung auf das Gemüth eines unbefangenen Zuſchauers nicht den mindeſten Eintrag thun, Buch zu führen, dabei Tizians verhältnißmäßig geringes Augenmerk auf die Reinheit und den Adel der Linien zu beklagen, das überlaſſe ich denen, die ſo unglücklich ſind, mehr von der Sache zu verſtehen als ich.

Ohne den geringſten Einwurf bewundert wird dagegen der Engelſchwarm, der die heilige Jungfrau umgaukelt und umdrängt, durch einzelne Sendlinge bis zu den Apoſteln hinabreicht und ſie gleichſam zu verſpotten ſcheint, daß ſie der Verklärten mit all ihrem guten Willen nicht nach können, am andern Ende des Bildes, in den höchſten, geheimnißvoll beleuchteten Regionen, in ein ſchimmerndes Chaos von Kinderköpfen verſchwimmt und in der Nähe des ewigen Vaters jauchzt und betet, während dieſer den ihm die frohe Kunde bringenden Boten gelaſſen lächelnd mit väterlichem Humor zu antworten ſcheint: „Du ſagſt mir nichts Neues, das hab' ich alles ſchon gewußt von Anfang an.“ Jedermann freut ſich an der fleiſchigen Grazie dieſer kleinen und holden Weſen, an den wunderſam mannigfaltigen Spielen des von Tizian entzückend ſchön über das ganze himmliſche Knabenheer, aus dem die Cherubim und Seraphim wie reizende, edle Jünglinge hervorragen, vertheilten Lichts, und wenn Tizian als ächter Venezianer von der Wirklichkeit mit ungemeiner Energie in Farbe und Umriß den glänzenden Schaum und die üppige Decke abhebt, ſo ſteht er doch hoch über den andern Virtuoſen ſeiner Schule, die gleich ihm in ſaftiger Wiedergabe des Lebendigen ſich groß zeigten, aber weder in dieſer Bravour das gehörige Maaß zu halten, noch über daſſelbe hinaus in die Sphäre einer höheren Welt ſich aufzuſchwingen wußten. Er iſt wohl zu Hauſe in den Regionen, die Dantes Genius durchzogen, und die reinſten, die kindlichſten Ergüſſe frommer Stimmung und frommen Sinns finden in ſeiner Kunſt eine vollkommen würdige Vertreterin. Aber wie hoch er auch ſteigt, er entrückt ſich der Erde nicht, ſeinen heiligſten Heiligen ſieht man es an, daß ſie einſt Menſchen waren, und ſo iſt auch dieſe Maria der Himmelfahrt, mitten in ihrer Verklärung und trotz der fortſchreitenden Entfernung von dem Gebiet des Staubs, noch ein Weib von Fleiſch und Blut, die einſt Mutter geworden, wußte ſie auch ſelbſt nicht wie, die als Mutter gewacht und geſorgt, als Mutter Freud und Angſt empfunden und als Mutter endlich den geliebten Sohn beweint, als ob er ſterblich wie ein anderer Sohn geweſen wäre. Sie ſchwebt mit Beklemmung dem ewigen Ziel entgegen, ſie weiß nicht, was mit ihr vorgeht, und wie die Lauterkeit iſt ſie auch die Beſcheidenheit ſelbſt Eine Jungfrau von Francia und Fra Angelo iſt ſie nicht, aber dem Glauben der Kirche eben ſo gemäß als die Madonnen jener alten Florentiner, und mehr können auch die zornigſten Eiferer nicht verlangen. So hat er auch

in seinem Schwanengesang, den Palma nicht mit ebenbürtigem Geist vollendet, einem sehr häufig kopirten Werk, der heiligen Magdalena am Grab des Herrn von dem Stolz und der sinnlichen Weiblichkeit, die man der gefeierten Büßerin vor ihrer Bekehrung, im vollen Glanze ihrer Sündenpracht beilegen kann, noch ein gutes Theil gelassen, aber die Reue, die Zerknirschung und die Hingebung an den geschiedenen Meister üben darum nicht minder ihre Macht. Das Uebrige steht dieser Figur so bedeutend nach, daß man die Inschrift an dem untern Saum des Bildes: „Palma hat das von Tizian Begonnene, aber durch den Tod des Meisters Unterbrochene mit frommer Hand zu Ende geführt," auf fast sämmtliche Gestalten des Werkes außer der Magdalena auszudehnen versucht ist. Da es die lezte That Tizians war, so wird es auch deßhalb, doch wohl nur um der Magdalena willen, von eifrigen Anhängern des Meisters nachgebildet.

Zu den Gemälden, die von den Copisten aller Länder und beiderlei Geschlechts am meisten belagert werden, gehören die Sachen des Bonifacio, eines Malers, der außer Venedig wenig bekannt scheint, im Pariser Museum gar nicht vertreten ist, und sich zwar nicht durch große, hinreißende Eigenschaften, aber durch frische, liebliche Farbengebung, anmuthende Gesichtsbildung und einen äußerst glücklichen Gebrauch des Lichts auszeichnet. Tintorettos oft verzerrte, fleischbeladene, wild durcheinander geworfene, aber mit ungeheurer Kraft sowohl gemalte als gezeichnete Figuren ziehen zahlreiche, meist begabte Copisten herbei, unter denen ein deutscher Künstler aus München, Teppemann oder Deppemann, durch die treue, lebendige, markige Wiedergabe der Farbe allgemeines Aufsehen erregt.

Einige der vortrefflichsten Sachen aus dem Nachlasse Tintorettos befinden sich im Dogenpalast, der von fremden Gästen noch viel mehr, aber auch viel blödsinniger besucht wird, als die Akademie der schönen Künste. Die Pilger des Auslands und des übrigen Italiens werden in kleinen Heerden von Lohnbedienten durch die verschiedenen Säle geführt und bei einer Anzahl von künstlerischen oder geschichtlichen Merkwürdigkeiten vorbeigeführt, die der Zufall vor kurzer oder längerer Zeit hier zurückgelassen, und die seitdem sämmtliche Fremdentreiber mit den selben Worten jeden Tag und vor den Ankömmlingen aller Völker nennen und erläutern. Ich kann jedoch Eine der feinen Schattirungen, womit aus Rücksicht auf den Charakter der zum Beschauen Angelangten diese alltäglichen Formen beschränkt oder erweitert werden, nicht unerwähnt lassen. In einem kleinen Saale der ehemals den aufwartenden oder Audienz nehmenden Gesandten als Wartezimmer diente, befindet sich eine Entführung der Europa von Paolo Veronese. Es ist dieß ein Gemälde von unstreitig bedeutendem Werthe, übt durch reizende Frische der Fleischfarben einen gewaltigen Zauber aus, und reiht durch die verwegene Koketterie der um die Prinzessin, die den Stier besteigt, thätigen Zofen, so wie des göttlichen Stiers selbst, der den niedlichen Fuß der jungen Fürstin rückhaltsvoll beleckt, sich den galantesten Sachen, die das in dieser Beziehung so reiche Venedig einschließt, ruhmvoll an. Dieses Bild wird nun von den erwähnten Herolden venetianischer Merkwürdigkeiten Jahr aus Jahr ein nicht sowohl wegen des ihm inwohnenden Werthes als des Umstandes wegen, daß es in Paris gewesen und wieder zurückgebracht worden, einer besondern Erwähnung gewürdigt. Keiner von diesen Dienern der kosmopolitischen Neugierde führt seine Briten-, Deutschen-, Franzosen- oder Italienertruppe an dem Bilde vorbei, ohne ihr dessen Entführung nach Paris und seine Rückkehr nach dem Frieden mitgetheilt zu haben. Stato a Parigi e ritornato, das ist die lakonische Formel, die all diesen Vermittlern mit wenigen Abänderungen geläufig ist und an das Sprichwort einer Figur von Raimund, „zwei Jahre in Paris gewesen," sehr lebhaft erinnert. Jezt aber, da durch den Abgang des Regiments Prohaska neue Truppen und mit diesen neue Offiziere gekommen, diese Offiziere aber zum großen Theil Deutsche sind, und folglich als gut österreichisch betrachtet werden, wird für diejenigen unter ihnen, welche die Säle des Dogenpalastes besuchen, der stereotype Satz »stato a Parigi e ritornato« in ein gebrochenes Deutsch übersezt, welches etwa folgendermaßen lautet: „Von Bonaparte nach Paris, von Kaiser Franz wieder zurück."

(Schluß folgt.)

Aus Niederſachſen, September.

(Schluß.)

Eine untergegangene Stadt.

Nachdem wacker geſchmauſt und gezecht worden iſt, legen die meiſten die Haupttheile der kirchlichen Tracht ab und vertauſchen ſie mit der weltlichen Kleidung. Iſt das geſchehen, ſo beginnt buntes Leben im Hochzeithauſe. Die älteren Männer ſetzen ſich an den Tiſch, ſpielen Karten und rauchen und zechen; die Frauen poſtiren ſich gruppenweiſe, wo ſie Platz finden, und vertreiben ſich mit Plaudern, Kaffeetrinken und Kucheneſſen die Zeit; die jungen Burſchen und Mädchen aber verſammeln ſich auf der von Tiſchen, Stühlen und Bänken befreiten großen Diele und überlaſſen ſich ihrer Lieblingsneigung, dem Tanz. Jeder Burſche pflegt in der Regel ſeine beſtimmte Tänzerin zu haben, welche den ganzen Abend mit ihm tanzt. Sobald ein neuer Walzer oder ein neuer „Schottiſcher“ beginnt — dieſe beiden Arten von Tänzen ſind faſt die einzigen, welche getanzt werden — klaſcht der Burſche einmal kräftig mit den Händen, und auf dieſes wohlbekannte, in ganz Niederſachſen gebräuchliche Zeichen ſpringt jene von der Bank auf, wo ſie geſeſſen, „hakt ihren Tänzer ein“ (legt ihren Arm auf den ſeinen) und tritt mit ihm zum Tanze an.

Das Coſtüm und die Haltung der jungen Burſchen während des Tanzens gewähren oft einen eigenthümlichen Anblick. Der Rock oder das Wamms werden mitunter bald nach den erſten Tänzen abgelegt, der Hut dagegen darf nicht vom Kopfe kommen; wenn er auch hin und wieder eine etwas ſchiefe Richtung nimmt, das linke oder das rechte Ohr läßt ihn nicht gänzlich ſinken. In früheren Zeiten war der Hut des jungen Burſchen dreieckig (ein ſogenannter „Puſthut“) und mit Sträußen von künſtlichen Blumen geſchmückt, welche ſein Schatz und ſeine Tänzerin ihm geſchenkt hatte. Mancher Burſche, der zugleich ein leidenſchaftlicher Raucher iſt, behält während des Tanzens ſeine Pfeife oder Cigarre im Mund und raucht ſelbſt im ſchnellſten Wirbel tapfer drauf los, ohne ſich um die Feuersgefahr zu kümmern, welche den Bändern und Kleidern ſeiner Tänzerin droht, die gelegentlich mit einem kleinen Feuerregen überſchüttet wird. — Vor Tagesanbruch wird den Muſikanten keine Ruhe gegönnt, und wenn ihnen gleich die ſchweren Augenlieder dann und wann zufallen, ſie müſſen ſo lange geigen und blaſen, als die tanzwüthige Jugend Luſt und Kraft zum Tanzen hat.

Wenn ſich die Neuvermählten gegen Mitternacht zurückziehen, ladet die Braut ſämmtliche verheirathete Frauen ein, ſich bei ihr am folgenden Morgen einfinden zu wollen. Dieſer Einladung leiſten dieſelben denn auch Folge, und nachdem ſie gemeinſchaftlich mit der Braut den Kaffee eingenommen haben, geleiten ſie dieſe zur Kirche, wo alle ein ſtilles Gebet verrichten. — Gegen Mittag wird es allgemach im Hochzeithauſe wieder lebhaft. Die Gäſte, welche bei Verwandten und Bekannten im Ort übernachtet haben, ſtrömen wieder herbei; Eſſen und Trinken, Jubel und Tanz beginnen von neuem und dauern abermals bis tief in die Nacht hinein. Erſt am Abend des dritten Tage iſt die Hochzeit zu Ende.

Die in den meiſten Gegenden Niederſachſens noch üblichen ſogenannten öffentlichen Beerdigungen mit Glockengeläut, Geſang der Schulknaben und Leichenpredigt ſind in Bardewik ganz abgekommen; an deren Stelle ſind die „ſtillen Beerdigungen“ getreten, bei denen das Trauergeleit nur aus den näheren Verwandten beiderlei Geſchlechts beſteht und bei denen weder geläutet noch geſungen wird. Bei ganz beſondern Trauerfällen werden indeſſen wohl einige Strophen eines Sterbeliedes geſungen und wird von dem Prediger eine Rede im Trauerhauſe am offenen Sarg oder auf dem Friedhofe neben der offenen Gruft gehalten. Nach der Beſtattung begeben ſich ſämmtliche Leidtragende nach dem Trauerhauſe, wo ſie zuerſt mit Kaffee und Butterkuchen und hernach mit Bier und Branntwein, Butterbrod u. dgl. bewirthet werden. In der Regel verſammeln ſich die leidtragenden Frauen aus der nächſten Verwandtſchaft in einem beſonderen kleineren Zimmer und überlaſſen das größere den übrigen. Unter ruhigen Geſprächen bleiben alle bis gegen zehn Uhr Abends beiſammen. Die Gegenwart des Predigers bei dieſer Gelegenheit wird außerordentlich gern geſehen und ſeinen Worten ein aufmerkſames Ohr geliehen.

Gleich den meiſten niederſächſiſchen Landleuten glauben auch manche Bardewiker noch an den Nutzen ſympathetiſcher Mittel, an die Wirkſamkeit von Beſprechungen und an ähnliche Dinge, welche der Aberglaube zur Beruhigung banger Gemüther erſonnen hat. Allein gegen die zahlloſen, mitunter höchſt kraſſen abergläubiſchen Gebräuche, Vorſchriften und Meinungen der benachbarten ſlaviſchen Bevölkerung verſchwinden jene unſchuldigen Mittel gänzlich.

Ein Privilegium und Eigenthum ganz beſonderer Art beſitzen die Bardewiker in Hamburg. Es iſt dieß das ſogenannte „Zippelhaus“ (Zwiebelhaus), ein uraltes umfangreiches Gebäude in der Nähe der St. Catharinenkirche, in welchem hundert Bardewiker Grundbeſitzer eine Schlafſtelle und einen Raum zur Aufſtapelung und Aufbewahrung ihrer Gartengewächſe, Früchte u. dgl. haben. Nach einer Stelle in Schlöpkes Chronik ſoll das Zippelhaus den Bardewikern gleich nach der Zerſtörung ihrer Stadt von den Hamburgern überlaſſen worden ſeyn, weil

Heinrich der Löwe den lezteren für dreihundert Mark Quaderſteine aus den Trümmern Bardewiks zum Bau der Hafenmauern verkauft hatte. Jene hundert Grundbeſitzer müſſen dieſes Privilegium jedoch in Gemäßheit eines im Jahr 1604 abgeſchloſſenen Vertrags alljährlich an einem beſtimmten Tag erneuern. Gegen eine Vergütung von 110 Mark „guten, gangbaren Silbergeldes“ iſt die Stadt Hamburg verpflichtet, das Zipprelhaus in baulichem Stand zu erhalten. Faſt das ganze Jahr hindurch wohnt darin eine von den Bardewikern beſoldete Verkäuferin der dort lagernden Vorräthe.

Eine noch in keine Sagenſammlung aufgenommene hiſtoriſche Sage, welche ſich bis auf den heutigen Tag im Munde des Volks erhalten hat, iſt die von dem Ochſen und der „falſchen Furt.“ Als nämlich Heinrich der Löwe Bardewik von allen Seiten eingeſchloſſen und zwei Tage hindurch vergeblich beſtürmt hatte, gerieth am dritten Tage zufällig ein Ochſe in das rings um die Stadt aufgeſchlagene Lager. Von den Kriegsleuten hin und her gejagt und wild gemacht, ſtürzte er der Ilmenau zu und watete dem Südende der Stadt gegenüber durch den Strom. Da ihm das Waſſer nur bis an den Bauch ging, ſo ließ Heinrich der Löwe ſogleich berittene Krieger an dieſer Stelle durchwaten, welche denn auch mit leichter Mühe das jenſeitige Ufer erreichten. Da das Waſſer ſehr ſeicht war, ſo ſchritt das Fußvolk in ganzen Maſſen nach, und ehe die Belagerten noch von dem Geſchehenen Kunde erhalten, hatten die Krieger Heinrichs des Löwen ſchon die niedrige Mauer erſtiegen, welche an dieſer Seite der Stadt aufgeführt war. Die Bürger warfen ſich den Eindringenden entgegen und kämpften mit dem Muth der Verzweiflung, allein die Feinde, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs, eroberten einen feſten Punkt nach dem andern und waren binnen kurzer Zeit Herrn der ganzen Stadt. — Die Stelle in der Ilmenau, wo der Ochſe hindurch gewatet, erhielt den Namen „die falſche Furt“ und hat ihn bis zum heutigen Tag behalten. Dieſelbe befindet ſich oberhalb des Guts Vreſterf, dem Hoſpital Nicolaihof gegenüber. Neugierige werden indeſſen wohl thun, wenn ſie keinen Bewohner Bardewiks nach der „falſchen Furt“ fragen, ſie möchten ſonſt einen eben nicht allzu höflichen Beſcheid erhalten. Die Bardewiker lieben es nicht an jenen Vorfall erinnert zu werden.

E. Z.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 42. 15. Oktober 1854.

— Veteris vestigia flammae.
Virgil

Von Straßburg nach Seſenheim.

Von dem Verfaſſer der Aufzeichnungen.

I.

Die Gründe, welche einen jüngeren Mann auf das Pferd treiben können, ſind mannigfaltig. Neben Krankheit und Eitelkeit, Uebermuth und Unmuth, Langeweile und Herzensfülle, drängt auch das Verzweifeln zum Bügelſchwung, wenn es, die Thätigkeit, aber nicht die Hoffnung lähmend, die geſellige Aufheiterung unmöglich und die brütende Einſamkeit unerträglich macht. In ſolch einer Lebensſtimmung, gegen die man ſich, wenn irgendwo, noch im Sattel aufrecht erhält, ſchnallte ich an einem der reinſten Herbſtmorgen des vorigen Jahrs Reiſehalfter und Mantelſack und ritt, um zu reiten, dem Schwarzwald zu.

Von der leichten, doch unabläſſigen Sorge um Tritt und Pflege des Pferdes auf den Straßen des Unterlandes wohlthätig zerſtreut und dann von der unvermeidlichen Schönheit des Oberlandes wieder geſammelt und aufgerichtet, machte ich, nach einer Reihe anſtrengender Tagemärſche, zwei Stunden ſüdlich von Baden-Baden in Steinbach Raſt, das, als Geburtsſtädtchen des Baumeiſters der Straßburger Kathedrale, einen geläufigen Klang in der Kunſtgeſchichte hat. Auf einem nahen, zu Stadt und Ebene ſanft abfallenden Hügel — den der Magiſter Erwinus de Steinbach, gubernator fabricae ecclesiae Argentinensis, im Knabenſpiel manchmal mag umtummelt haben — ſteht nun ſeit ein paar Jahren das Standbild des Meiſters, das, in Sandſtein getreu und redlich gearbeitet, ein ſechs Jahrhunderte übergreifendes Brudergeſchenk des noch in Straßburg lebenden Bildhauers Andreas Friedrich iſt. Eine zäh nachhaltige, der Darſtellung Erwins, als eines Dichters „ſteinerner Rhythmen," wohlziemende Begeiſterung malt ſich im Angeſicht; der Blick ſchaut gleichſam ſteuermannsartig nach dem Münſter hinüber, das in ſechsſtündiger Entfernung groß und ſcharf ſich von ſeiner duftverſchwommenen Umgebung abhebt und dem beſcheidenen Denkmal natürlich und mächtig eine Erklärung gibt, die bei manch anſpruchsvollem Reſidenzmonument oft nur in einer nichtigen Zeile des genealogiſchen Kalenders ſizt. Was Immermann rühmt, daß das hiſtoriſche Gefühl ſo überaus ſelig mache, läßt ſich innig — wenn auch einem deutſchen Herzen nicht ohne wehmüthige Zuthat — auf dem gärtneriſch geſchmückten, reinlich geebneten Hügel empfinden, von dem aus, mit dem wiedererſtandenen Altmeiſter im Vordergrund, auch das ferne Domwerk noch einmal neu aus der geheimnißthueriſchen Bauhütte

hervorzugehen ſcheint und uns an Zeiten mahnt, in denen es zwar ſo wenig deutſche als franzöſiſche Eiſenbahnen, aber ſo gut ein deutſches als ein franzöſiſches Vaterland gab.

Wer nun, wie auf dieſer bildgekrönten Anhöhe, Straßburg und das ganze untere Elſaß in breiter Längsſchau in Sicht liegen und Dichtung und Wahrheit geleſen hat, der wird nicht bloß an Druſus und Alemannen, das Bisthum und die Reichsſtadt, die länderfreſſenden Reunionskammern und die nur Franzoſen freſſenden Freiheitskriege, ſondern auch an Wolfgang Goethe denken, der auf der Münſter-Hochſchule am 6. Auguſt 1771 zum Doctor utriusque juris promovirte und damit für ewig in Straßburg die Rechtswiſſenſchaft, aber nicht die Wiſſenſchaft, und in dem Pfarrdorf — hier der Anhöhe gerade rheinüber — die Geliebte, aber nicht die Liebe verließ.

Ein Dichterleben, ſtandesgemäß geführt, braucht Menſchenopfer; daß viel Unſchuld und Schönheit bei dieſem göttlichen Götzendienſt ſich verglühen muß, wird jezt als leerer Lehrſatz überall gewußt, aber doch immer nur an den Stätten lebendig gefühlt, von denen ſichere oder ſagenhafte Kunde die Meldung ſolchen Schickſals thut, das da — wonnig geflochten, ſchmerzlich zerriſſen — ſpät in unlöſchlichem dichteriſchen Lichte ſich die geſchichtliche Verklärung gewonnen. Aus allen Dichterepochen ſind derartige weihevolle Reminiscenzen hinterlaſſen, doch waltet hiebei zwiſchen der älteren und neuen Zeit für uns Epigonen ein Unterſchied. Denn je unbeſtimmter die Ueberlieferungen ſind, je zauberhafter wirken ſie; je umſtändlich beſtimmter aber die Berichte ſprechen, je mehr werden die Gefühle jenes romantiſchen Zaubers entkleidet und dafür mit ſolidem Gehalt beſchwert, der durch den nachdrücklichen Reiz concreter Wirklichkeit die Schwärmer zum Denken und die Nüchternen zum Mitfühlen zwingt und, weil natürlich maßvoll, dem parodirenden Hohn keinen Angriffspunkt gibt. So tönt in ſüß weichen muſikaliſchen Accorden, doch durch ſonſt nichts vergegenwärtigt, von dem Strande des Arno Beatrice, von dem Vaucluſethale Laura her; aber deutliche Bilder, die als porträtirende Abgüſſe der Dichtungsmodelle gegen jene ſelbſt wieder poetiſirende Traditionen faſt proſaiſch abſtechen, liefert nur die Neuzeit und da vollkommen nur das Goethe'ſche Leben, das hierin ohne Concurrenz iſt, ſeit Thomas Moore, als Großinquiſitor der engliſchen Convenienz, die Memoiren Byrons verbrannte, die, wenn auch ſchwerlich die unbefangene Schilderung des deutſchen Dichtergreiſes erreichend, gewiß unſchätzbare, noch dazu andern Volks- und Standesſitten entnommene Einſichten eröffnet hätten.

Goethe hat durch Bekenntniß und Beiſpiel überhaupt wohl zuerſt der Welt gründlich gezeigt, daß die Dichtung nicht vom Himmel auf die Erde fällt — was ja das Sprüchwort ſich rückſichtlich der Gelehrten längſt abgeſehen — ſondern daß ſie von irdiſchen Dingen, als da ſind Meeresſturm und Roſenduft und Mädchenlippe, im Vollendungsaufgang gen Himmel wächst. Darum mag es ſich erklären, wie ihn, den großen Gelegenheitsdichter, im ſechzigſten Jahre der Drang überkam, die holden Geſtalten jener freundlichen Göttinnen der Gelegenheit wieder vorzurufen und ſie dem unalternden Andenken der Nachwelt in farbiger Lebensfriſche auszuliefern, was ihm mit keiner — nicht mit Lotte, noch Lili — ſo rein und ſpiegeltreu und doch ſo tief und liebevoll warm gelungen, als mit Friederike, der Pfarrerstochter von Seſenheim.

Dem Landſtriche, wo dieſe Blume heimathlich geblüht, einmal nahe gekommen, lag auch die Regung ihn zu betreten nahe, was ſelbſt bei einem Muſterreiter verzeihlich wäre, bei einem Spazierreiter aber halb Schuldigkeit iſt, da er ja, gleich dem Bettelmann, nirgendshin einen Umweg macht. Rebleute, im Morgenſchatten des Hügels verſchnaufend, die ſchweren Tragbütten auf Krückſtöcke geſtützt, legten mir freundlich die Gegend aus und hießen mich, über Schwarzach und Greffern hin ſenkrecht die Rheinlinie kreuzend, den Punkt ſuchen, wo drei Stunden von Steinbach und drei Viertelſtündchen vom linken Ufer entfernt, ſich hinter Obſtbäumen und Rheindammalleen Seſenheim birgt. Der Tag, im hellſten Sonnenſchein über Laub und Wieſen glänzend, lud zur Weiterreiſe ein, die, mit Halbirung der Raſt, um ſo räthlicher ſchien, als ein erfriſchender Weſt dem Pferd auch am Mittag die Wohlthat der Abendkühle, dem Pilger aber, der eine liebesheilige Landſchaft gern im vollen Schmuck des Lichtes ſehen und ſo wenigſtens die äußeren Reize jener verklungenen Seligkeit nachfühlen wollte, das baldige Eintreten einer Regenzeit und herbſtlicher Trübung verhieß. Mein Thier, eine ungariſche Stute, die einſt wohl bei manchem Eljen ſiegreich geſprungen und dann mit dem Raſtatter Regiment heraus in das Reich und in den Handel gekommen war, lief noch willig Tag für Tag zehn Poſtmeilen ab. Nach Tiſch ſaß ich auf und ritt — in dem blauen Landſtreifen jenſeits den Weg rechtwinklig vor Augen, den Goethe ſo oft mit Straßburger Studentenkleppern durchgetrabt — der Ueberfahrt hinter Greffern zu, in der Meinung, auf dieſem unklaſſiſchen Weg alsbald in Seſenheim klaſſiſches Quartier zu beziehen. Da aber der Ferge, lebhaft und herzlich den vorbeihuſchenden Franken Fährgeld bedauernd, meldete, daß der Pferdenachen beim Schiffbauer ſey, ſo wurde ich, als zur nächſten Uebergangsſtelle bei der geringen Paſſage, nach Straßburg, alſo — durch Noth ſtatt Gewiſſenhaftigkeit — auf die correcten Goethe'ſchen Hufſpuren gedrängt. Schon vor Kehl überfiel mich die Nacht; dann in der total finſtern Allee vom Rhein bis nach Straßburg von zahlloſen Eiſenbahnfiakern in der Front und im Rücken bedroht, kam ich doch glücklich an das Stadtthor, wo die

militäriſche Polizei meine Lederhoſen für einen Paß gelten und mich in die Feſtung einziehen ließ. Das Wiederſehen einer ſchon beſehenen Stadt iſt auf die frühere Arbeit ein wohlverdienter Genuß; ſo durfte ich, der Pflichten gegen das Reiſehandbuch hier ſchon von lange her ledig, „zu Straßeburg, zu Straßeburg“ nach Neigung herumſchlendern und das Münſter auf dem Grunde des Nachthimmels ohne Neugierde und in der Detailbeleuchtung des Morgenlichtes ohne Verwunderung ſehen.

II.

Wer in einer lebhaften Stadt nicht vor Tag aufbricht, wird, wenn der Pfiff der Lokomotive keine Macht über ihn hat, durch die wechſelnden Straßenbilder leicht bis zum Mittag zurückgehalten. So ſchlug es Zwölf, bis ich vom Straßburger Pflaſter fortkam und die freie Landſtraße gewann, auf der einſt Goethe alle die bewegten Phaſen ſeiner Liebe abritt, vom ahnungsloſen Aufgang bis zum vorgeahnten und darum gewiſſensquäleriſchen Untergang. Hier zog „der junge Ritter, der ſich ſchon angewöhnt hatte alle abzumüſſigenden Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen,“ mit ſeinem Tiſchgenoſſen Weyland aus — beide beſten Humors „durch die ſchöne Chauſſee, das herrlichſte Wetter und die Nähe des Rheins“ — um bei dem Landgeiſtlichen in Seſenheim einzuſprechen, „der, im Beſitz einer guten Pfarre mit einer verſtändigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern,“ ein Haus hielt, „deſſen Anmuth und Würde immer höchlich gerühmt ward.“ Luſtig war der Jüngling jenes erſtemal ausgezogen, „durch einige erborgte Kleidungsſtücke und die Art die Haare zu kämmen wunderlich zugeſtuzt,“ ſo daß den flotten und ſeit Leipzig elegant gekleideten Juriſten der Freund für einen armen Studioſen der Theologie ausgeben konnte; — und der Mißfallſüchtige gefiel ſich unterwegs „die Haltung und Gebärden ſolcher Figuren, wenn ſie zu Pferde ſitzen, und die man lateiniſche Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen.“ Doch von dem „Widerhacken,“ den er ſo ſchnell im Herzen fühlte, aber und aber rückgezogen, ritt und fuhr er noch zahllos oft dieſen Bäumen und der räumlichen Ortſchaften Häuſerreihen entlang, in anfangs ſich ungeduldig abkürzenden, gegen das Ende ausgangsbang ſich verlängernden Beſuchspauſen, bis zu jenen peinlichen Abſchiedstagen, deren Erinnerung ihm nicht geblieben iſt und von denen er nur zu ſagen weiß, daß ihm ſehr übel zu Muthe war, als er Friederiken die Hand noch vom Pferde reichte.

In Druſenheim, wo der Seſenheimer Weg von der Rue nationale weſtnordweſtlich abbiegt, ſaß ich ab. Goethe hatte hier bei der Vermummungsfahrt, um ſich ſeine Rolle zurückzurufen, aus der er „gelegentlich zu fallen fürchtete,“ einen Augenblick angehalten, war dann des andern Tags — bei der aufkeimenden Neigung über „die verwünſchte Garderobe“ erſchrocken, die er ſich „freventlich ausgeſucht“ und die ihm durch die kurzen Aermel des abgetragenen grauen Rocks „das abgeſchmackteſte Anſehen gab“ — „in raſendem Unmuth galoppirend“ hieher geeilt und hatte ſich hier in einem Einfall glücklicher Liſt, denn „Liebe und Noth ſind die beſten Lehrmeiſter,“ aus der abſtrakten Maske eines armen Kanzelreiters in die concrete des zu Fuß gehenden, ſauber gekleideten Wirthsſohns George über-, und dadurch in der Pfarre Vater, Mutter, Schweſter, Bruder nebſt Knecht und Magd künſtlich angeführt, die ſich ſelbſt täuſchende Geliebte aber durch allzuraſche Enttäuſchung zu einem tieferen Athemholen gebracht, „ſo daß ihre bläßlichen Wangen ſich mit dem ſchönſten Roſenroth gefärbt.“

Ein Rheiningenieur von deutſchem Blut, der ſchon ſeit Jahren in Druſenheim wohnt, ſich für die Goetheerinnerungen intereſſirt und in der Ausgabe lezter Hand alle lokalbezüglichen Stellen von „Wahrheit und Dichtung“ mit Zeichen belegt und angeſtrichen hat, ſagte mir, daß es ihm nie gelungen ſey, irgend etwas von der Familie Georgs, noch auch nur ungefähr das Wirthshaus zu ermitteln, da ſeit jener Zeit alte Schilder eingegangen ſeyen. Wer urgründlich ſucht, der trifft oft unter dem Schutte die verſteckte Wahrheit an, nimmt aber auch, wenn er ſich durch läſtigen Eifer auffällig macht, oft in der notizenhungrigen Schreibtafel eine ſchimpfliche Tracht Lügen mit. Als mir daher der beſonnene Mann, deſſen Geſchäft und Angeſicht einen ernſten Lebensverſtand andeuteten, auf meine allgemeinen und Einzelfragen eine erſchöpfende, rund erzählende Antwort gegönnt, die zugleich von den umherſitzenden Ortsbürgern, ſo weit der Stoff in ihren Wiſſenskreis einſchlug, beſtätigt worden war, ſtand ich von einer hauſirenden Forſchung ab, die mir, den empfangenen Mittheilungen gegenüber, vergeblich und noch dazu, weil mißtrauiſch, unfreundlich geſchienen hätte.

Als uns die Sonne in gar herrlichem Untergangsroth auf das ſchlechte Glas Bier zu ſcheinen begann, mit welchem wir anſtoßend unſern guten Willen einander zu erkennen gaben, ſtangte ich mein literariſches Dienſtpferd wieder auf — dem vielleicht manches Kartätſchenfeuer auf ungariſchem weichem Boden weniger unbequem als jezt die ſteinharte Friedensſtraße geweſen war — und ritt nach einem Kilometer Chauſſee in den mäßig zerfahrenen, ein halbes Stündchen langen Feldweg ein, der direkt nach Seſenheim führt.

Wenn die Goethe'ſche topographiſche Schilderung auch mit Sternenſchrift an den Himmel geſchrieben wäre, ſo würde man dennoch nicht vermögen, die concordanten Punkte der ebenen, nur durch Hecken und Gräben coupirten Gemarkung im Abenddämmer herauszufinden. Doch mußten es dieſe Felder und Wieſen ſeyn, wo Friederike, „die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar,“ „ſchlank und leicht, als wenn ſie

nichts an ſich zu tragen hätte, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte," wo dann „die Anmuth ihres Betragens mit der beblümten Erde und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern ſchien." Und da in Schwarzwald und Vogeſen ſich inzwiſchen kein Jerullo gehoben hat, ſo waren auch die zackigen Nachtlinien des öſtlichen und die welligen des weſtlichen dieſer Gebirgszüge dieſelben noch, über welche der Herzensgefangene mit landſchaftskundigem Auge einſt hingeſchweift und den Bann ſeiner kreiſenden Entzückung ſich am Horizonte abgeſteckt.

III.

Das Dorf Seſſenheim — Goethe hat die der gedehnten landesüblichen Ausſprache nach richtige, der officiellen Orthographie nach unrichtige Schreibart Seſenheim eingeführt — bildet eine gebogene, ziemlich lange Straße, von der ein paar kürzere ſeitlich abgehen. In einem ſehr ungefährlichen und wenig eiligen Kirchthurmrennen ritt ich dem Kirchthurm zu, der auf plattem Lande, wie der Maienbaum die durſtigen Kehlen zum Wirthshaus, ſo die durſtigen Seelen zum Pfarrhaus leitet, das in Seſenheim, von der lehmfarbigen Kirche und dem umgebenden, grün berasten Todtengelände nur durch die Straße geſchieden, am Südende des Dorfes liegt. Der Eindruck des ländlich verwahrloſten Friedhofs iſt der Friede, der Pfarrhof aber, mit einem überwachſenen Gitter an die Haupt- und eine Nebenſtraße ſtoßend, zeigt eine ſtattliche Ordnung und ſtellt mit dem neuen, großfenſtrigen, von einem ſchmalen Vorgärtchen umſäumten Wohnhaus mehr das Behagen eines ſtädtiſchen Landſitzes zur Schau.

Nachdem ich Kirche und Pfarre ein paarmal umritten, hielt ich zwiſchen beiden und erlaubte mir von meinem leicht beweglichen Hochſitz aus — der übrigens kaum dreizehn Fauſt betrug — vor- und rückwärts das unveräußerliche Terrain ſo keck zu muſtern, als wenn ich es in Auftrag des deutſchen Muſeums hätte zu kaufen gehabt. Daß aber der literargeſchichtliche Affektionswerth des Bodens, ſelbſt für die unterſte Gemeindeſchichte, kein Geheimniß ſey, mußte ich ſogleich erfahren; denn indem einige Ortsinſaſſen, die der Kleidung nach Taglöhner oder höchſtens kleine Eigenthümer ſchienen, ſich um mein Pferd ſammelten, trat, als ich mich mit ihnen durch Grüßen in völkerrechtlichen Bezug geſetzt, Einer vor und fragte, ob ich nicht wegen dem Herrn Gede käme. Da ich bejahte, ſo rückten auch die andern zutraulich näher und beſtätigten jenem, daß er es ſchon beim erſten Hin- und Herreiten „gleich geſagt." Dieſer Mann war nun nicht bloß eine gewöhnliche, ſondern, wie aus ſeiner Erzählung hervor ging, durch Erbgang eine quellenmäßige Auskunftsperſon, denn ſein Vater hatte, „wann als der Herr Gede mit den Fräulein Brion Luſtpartien machte," den Speiſekorb getragen und dann noch oft und lang von jenen Zeiten erzählt. „Der Herr Gede," ſprach der überlebende Sohn des Augenzeugen weiter, „iſch a ſuferer Ma g'ſi" (iſt ein ſauberer, d. h. ſchöner Mann geweſen) und hat ſehr muntere Späße gemacht." So einſtmals — wir verdelmetſchen den Bericht — warf er beim Hanfröſten den Bauermädchen die Strohhüte in das Feuer; jede war dann, je nachdem ſie ihren Hut unverſehrt oder angebrannt wieder herausbrachte, vergnügt oder böſe, bald aber umgekehrt, da der Thäter den erſteren nichts und den lezteren dreifache Entſchädigung zahlte. Ein einmüthiges Gelächter, dem man anhörte, daß es nicht der Neuheit, ſondern der Schönheit des Erzählten gelten ſollte, ſchloß die Geſchichte, die wahrſcheinlich gerade vermöge ihrer etwas eulenſpiegeliſchen Dürftigkeit die dankenswerthe Funktion erfüllt, dieſen Leuten den einfachen Menſchen Goethe gegen die andrängende Wucht des unfaßlichen Ruhmes als einen alten Bekannten lebendig zu erhalten.

Da mein Gewährsmann nichts Beſonderes mehr auf dem Herzen hatte, ſo ritt ich ein paar Häuſer weiter in die mit langem Arm winkende Schenke zum Anker, die, als die älteſte und dem Pfarrhaus nächſt gelegene, allem Vermuthen nach die nämliche iſt, in der Goethe ſein Pferd eingeſtellt. Auch hier empfing mich, ſchon beim Abſitzen, gleichfalls ein Bruchtheil ſolch angeerbter Familientradition; denn als ich den Wirth, zunächſt um ſeinen Fragen zu entgehen, verſuchsweiſe fragte, ob er noch etwas von den Zeiten des Pfarrers Brion wiſſe, lehnte er zwar ſich als Sachkundigen ab, verwies mich aber auf ſeine Mutter, die ein paar Schritte weiter in dem Stammhauſe ſeines auch noch lebenden Vaters wohne, hier im Anker geboren und „ein Göttel (Pathchen) der Mamſell Riekchen" ſey.

Nachdem ich im Stall das Nöthige befohlen und in der Küche das Mögliche erbeten hatte, ging ich wieder dem Pfarrhaus zu, um mir dort für die Morgenſtunde eine Audienz zu verſchaffen. Als ich jedoch der Magd — der ganz unzweifelhaften Nachfolgerin jener Lieſe, die einſt geſenkten Auges vor Goethe ſtand, um von ihm, dem vermeintlichen Georg, einen höchſt lockenden Heirathsantrag zu vernehmen — mein Geſuch vortrug, kam der Hausherr ſelbſt herunter, bat trotz der ſpäten Abendſtunde noch bei ihm einzutreten und erklärte mich, da ich ſein erſter Goethe-Wallfahrer ſey, kurzer Hand zum Gaſtfreund, was ich denn, wenn ich meinen Reiſezweck nicht verläugnen wollte, wenigſtens für den andern Tag annehmen und frei genießen durfte, da es gar willig und gewinnend geboten war.

Die Landgeiſtlichen bilden bekanntlich, durch die lutheriſche Kraftſprache gebunden, das deutſcheſte und darum dem Franzoſenthum mißliebigſte Element im Elſaß; da ich nun dem jungen Inhaber der Pfarre als ein

lehrender Lehrling deutſcher Hochſchule gegenüber ſtand und für das Alte, was es hier in Seſenheim gab, Neues aus dem jenſeitigen akademiſchen Leben berichten konnte, ſo kam ſogleich über uns beide das behaglich ſichere Gefühl, daß die Begegnung gegenſeitig eine angenehme ſey.

Nach einem ruhigen Schlaf in der Ankerſchenke — in der ohnehin aus der Goetheſchen Geiſterwelt höchſtens das Geſpenſt ſeines Kleppers umgehen kann — traf ich früh bei dem Pfarrer ein, der mir zunächſt das Innere der Hofraithe und den Wechſel der Baulichkeiten zeigte. Haus, Scheune und Stall — die zu Goethes Zeit, etwa wie noch jezt manche politiſche Conſtitution, „ſich in dem Zuſtande des Verfalls befanden, gerade auf dem Punkte, wo man unſchlüſſig, zwiſchen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können" — haben noch faſt ſiebzig Jahre auf die Radikalkur warten müſſen, was der alte baulustige Brion gewiß nicht ahnen mochte, der ſchon 1770 Goethen klagte, daß er ſich vor Ungeduld kaum mehr zu faſſen wiſſe, und ihm ſo Gelegenheit gab, ſich durch neu gearbeitete ſchmucke Plane das väterliche Herz anhänglich und für die Häufung der Liebesbeſuche nicht bloß duldſam, ſondern ſogar dankbar zu machen.

Die frühere Eintheilung des Pfarrhofs iſt nun in der jetzigen kaum wieder zu erkennen, denn während das alte Wohnhaus an der ſüdlichen Grenzlinie mit der Front gegen Norden ſtand, befindet ſich das jetzige am nördlichen Ende, und zwar oſtwärts gekehrt. So wie die Anordnung des Hofes, iſt auch in dem nächſtangrenzenden Theil die des Gartens hiedurch mannigfach verändert. Doch grünt hinter der nur reparirten Scheune die alte Jasminlaube noch, die man wohl als „die geräumige Laube," in der Goethe das Mährchen von der neuen Meluſine erzählte, und vielleicht auch als den Ort anſprechen muß, wohin Friederike, die im Tanz nicht weiter fortraſen durfte, mit ihrem geübten Partner ging, der da ſchreibt: „wir entſchädigten uns durch einen einſamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem ſtillen Platze durch die herzlichſte Umarmung und die treulichſte Verſicherung, daß wir uns von Grund aus liebten."

Noch ſchloß mir der Pfarrer, ehe wir einen hiſtoriſchen Ausfall vor das Dorf antraten, die Kirche auf, die unter neuem Anſtrich die alte iſt. Die innere, ganz unveränderte Einrichtung wirkt durch die überlaſtende Emporbühne niederdrückend; wenn man ſich aber erinnern will, daß hier Goethe an Friederikens Seite „eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand," ſo läßt ſich denken, daß dieſe beengende Architekturwirkung unter Umſtänden auch den Charakter des Heimlichen annehmen kann.

Die Erhaltung jener Laube iſt doppelt dankenswerth, denn über ein anderes, zehn Minuten vor dem Dorfe gelegenes, einſt dicht belaubtes Liebesplätzchen geht jezt der Pflug. Es iſt dieß die „Friederikens-Ruhe," von der man nichts mehr als die unbedeutende Erderhöhung ſieht, auf der aber ſonſt ein kleines Wäldchen — in der Jagdſprache nennt man ſolche Zufluchtsorte des Feldwildes Remiſen — mit ein paar Bänken und der genannten, höfiſche Gebräuche parodirenden Inſchrift ſtand. Noch zeigt ſich hier wie damals „das Dorf und der Kirchthurm, Druſenheim und dahinter die waldigen Rheininſeln, gegenüber die vogeſiſchen Gebirge und zulezt der Straßburger Münſter;" aber die Bäume, welche den Liebenden ein Zelt und der Ausſicht „buſchige Rahmen" boten, ſind ſo gründlich ausgerodet, daß ſelbſt kein Wurzelausſchlag zurückgeblieben. Wenn eine freigebige Hand durch Setzung eines Denkſteins an die Bedeutung der Seſenheimer Mark mahnen wollte, ſo wäre dieſe Stätte — an der Goethe an jenem erſten Sonntagmorgen Friederiken ſein Fortſtürmen in der entſtellenden und ſein Wiederkommen in der gefälligen Verkleidung „mit aller Beſcheidenheit zwar, doch leidenſchaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in hiſtoriſcher Form hätte gelten können," erzählte — für den Wanderer gewiß die einer Auszeichnung bedürftigſte. Wie der private Landbau dieſes Wäldchen zerſtörte, ſo hat von Staats wegen auch der Waſſerbau ein gleichfalls erfriſchendes, aber flüſſiges Erinnerungsmal aufgezehrt; denn der Bach — „der, ſo wie die Wieſenſtreifen, durch die er hinlief, zwei Fußpfade ziemlich auseinander hielt" und dadurch Goethen günſtiges Terrain verſchaffte, ſich an den Bauernkleidern und dem als „Creditiv" beigegebenen Kindtaufkuchen von den mit Weyland jenſeits wandelnden beiden Schweſtern als Georg errathen zu laſſen — iſt durch indirekte Wirkung der Rheinſtromcorrektionen ausgetrocknet. Für dieſes Attentat auf die literaturgeſchichtliche Geographie darf freilich kein Klagewort verlauten; müſſen doch ſelbſt die noch zu Sophokles Zeiten „ſchlummerloſen Gewäſſer" des Kephiſſos nun durch Wälderverwüſtung einen ſteinharten Sommerſchlaf halten.

(Schluß folgt.)

Der Sonnenwirth.

Schwäbiſche Volksgeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert

von H. Kurz.

(Fortſetzung.)

Es war hohe Zeit, als Friedrich mit den Flaſchen in die Stube geeilt kam; denn der Vorrath von vorhin war bereits ausgetrunken. Doch fand er die Geſellſchaft in munterer Unterhaltung begriffen. Sein Vater hatte den Familienpokal geholt, aus welchem der Herzog heute getrunken; derſelbe ging von Hand zu Hand und mußte jezt, noch einmal gefüllt, die Runde machen, da Jedes einen gewiſſen Reiz dabei empfand, das Gefäß, das die landesherrlichen Lippen berührt hatten, an den Mund zu ſetzen. Von dem Herrn ſelbſt ſprach man in verdeckten Wendungen und halben Andeutungen, wie jung er noch ſey und wie lebensluſtig, und wie viel man noch von ihm hoffen könne, wenn er einmal älter ſeyn werde; denn die Menſchen bauen ja ſtets auf die Zukunft: bei der Jugend bauen ſie auf das Alter und beim Alter auf die Jugend derer, die dem folgenden Geſchlecht angehören werden. Aber auch von der Gegenwart wurde geſprochen, von den Frucht- und Brodpreiſen und ähnlichen Gegenſtänden, die Keinem gering ſcheinen dürfen, weil bei der allgemeinen Ernährung Alle betheiligt ſind. Gleichwohl zeigte der Sonnenwirth, der ſich um dieſe Dinge ſonſt oft mehr bekümmerte, als um manche andere noch wichtigere, heute auffallend wenig Sinn dafür. Die Brautſchaft des jungen Müllers und die Vergleichung derſelben mit der Liebſchaft ſeines Sohnes war es, was ihm beſtändig im Kopfe herumging. Die Braut gefiel ihm über die Maßen wohl. Der herrſchenden Sitte gemäß, ſprach ſie äußerſt ſelten, beinahe nur wenn ſie gefragt wurde; und es däuchte dem Sonnenwirth früh genug, wenn Eine erſt als verheirathete Frau „das Maul brauchen lernte.“ Was ſie ſprach, das ſchien ihm „eine Heimath zu haben,“ und es klang auch mitunter ſo rund, wie ein harter Thaler. Bei luſtigen Anläſſen brach ſie in ein ſchallendes Gelächter aus, das ihm zu ihren weißen Zähnen und derbrothen Wangen ganz prächtig zu ſtehen ſchien. Von der Braut mußte er wieder auf den Bräutigam blicken, der in der Fülle ſeines Glückes neben ihr ſaß und das einemal leiſe Liebesworte mit ihr wechſelte, das anderemal wieder lebhaft zu der Unterhaltung der Geſellſchaft beitrug, deren Bewirthung er übernommen hatte. Der Sonnenwirth erinnerte ſich, daß er dieſem jungen Manne einſt ſeine Tochter vorenthalten, und konnte gar wohl ermeſſen, daß in der Ehre, die er ihm mit ſeinem Beſuch erwies, auch eine kleine Bosheit verborgen ſeyn mochte, daß er da, wo man ihn einſt, wenn auch in noch ſo leiſer und unbeſtimmter Weiſe, verſchmäht hatte, ſich jezt als „gemachter Mann“ ſehen laſſen wollte; ja, die Zärtlichkeiten, die er ſeiner Braut erzeigte, gaben manchmal dem Sonnenwirth einen Stich durch's Herz, als ob ſie wie ein Spott auf ihn gemünzt wären. Er dachte aber nicht daran, um wie viel beſſer er ſeine Tochter verſorgt haben würde, wenn er ihr dieſen nach ſeinem eigenen Geſtändniß ſo wackern, fleißigen und angenehmen jungen Mann hätte zu Theil werden laſſen, und welch ein gutes Beiſpiel für ſeinen Sohn ein Schwager geweſen wäre, der, gleichfalls jung und der Lebensfreude nicht abhold, doch das Erfreuliche im Nüzlichen zu ſuchen und bei ſeiner Wahl, wie es wenigſtens ſchien, Liebreiz mit Verſtand und Reichthum vereinigt zu finden wußte. Er dachte nur daran, daß ſein Sohn in allen Stücken das Gegentheil von dieſem jungen Manne, daß deſſen Braut, ſo ſehr ſie ihm und eben weil ſie ihm gefiel, ein wahres Spottbild auf die Wahl ſeines Sohnes vorſtelle.

Friedrich indeſſen dachte an gar nichts als an ſeine und Chriſtinens verzweifelte Lage, an den niederſchlagenden Brief des Advokaten, von dem er kaum hoffen konnte, daß er reinen Mund halten würde, und an den liebreichen Antrag des alten Boten, der ihn ſo ſeltſam beſtürmt hatte. Während ihn dieſe Gedanken unaufhörlich beſchäftigten, mußte er dazwiſchen, von Georg aufgerufen, der ihn durchaus heiter ſehen wollte, mit der Geſellſchaft ſchwatzen, einmal über das andere Beſcheid thun, auf das Geheiß des ſplendiden Bräutigams Wein aus dem Keller holen, wieder ſchwatzen und lachen und immer wieder trinken, ſo daß er zulezt kaum mehr wußte, ob er ſeinen Kopf oder das Mühlrad ſeines Freundes auf den Schultern habe.

Wie es gerade in lebhafteren Geſellſchaften nicht ſelten vorkommt, war nach einer Reihe ernſthafter Geſpräche und luſtiger Späße auf einmal die Unterhaltungsſpule abgelaufen, und es entſtand jene Stille, während welcher jedes Mitglied ſich den Kopf zu zerbrechen pflegt, um wo möglich einen neuen Stoff zur Verarbeitung aufzutiſchen. Der Sonnenwirth, der den Wein gleichfalls ſpürte, hielt ſich vor Allen als Wirth

und Hausherr verpflichtet, in die Lücke zu treten, und der Anlaß zu einer Aeußerung lag ihm nur allzu nahe. Hatte ihm der Bräutigam vorhin, wohl mehr aus Höflichkeit als Ueberzeugung, wie ihn däuchte, ſeinen Sohn gelobt, ſo glaubte er dieſe ſchmeichelhaften Reden jezt im entgegengeſezten Sinne erwiedern zu müſſen. „Das muß ich ſagen," begann er, „ſo ein fein's Brautpaar hab' ich lang nicht an meinem Tiſch gehabt; da muß Einem ja das Herz im Leib drob lachen!" Dann ſprach er die vortheilhafte Meinung aus, die er von den beiden jungen Leuten hegte, und ſpendete beſonders der Braut ein derbes Lob, das ſie mit Erröthen, jedoch keineswegs unwillig hinnahm. Nun aber wendete er ſich gegen ſeinen Sohn. „Da kannſt jezt ſehen," ſagte er zu ihm, „wie viel Freud', anſtatt ſo viel Verdruß, du mir hätt'ſt machen können, wenn du mir ſo ein brav's Weibsbild in's Haus bracht hätt'ſt, ſtatt dem Menſch, mit dem du dich vergangen haſt."

„Jezt kommt's!" dachte Friedrich, aber er hielt an ſich und ſah finſter ſchweigend vor ſich hin. — „Es muß eben auch Schatten in der Welt geben," bemerkte ſeine Stiefmutter ſpöttiſch, „ſonſt thät' man ja" — bei dieſen Worten deutete ſie auf die Braut — das Licht nicht ſehen." — „Laſſet's gut ſeyn, Herr Sonnenwirth und Frau Sonnenwirthin!" ſagte der Bräutigam begütigend. „Wir ſind ja ſo vergnügt bei einander. Komm, Frieder, ſtoß' an mit mir: Dein Wohl und unſer Leben lang lauter gut Ding!" — „G'ſegn' dir's Gott, Georg!" erwiederte Friedrich. „Obwohl du ein Kind des Lichts biſt," ſezte er bitter lächelnd hinzu, „ſo will ich doch in meiner Finſterniß auf dein und deiner Braut Wohl trinken und will dir wünſchen, daß ſie dir immer ſo lieb bleiben mög', wie meine Chriſtine mir."

Die Braut machte ein ſaures Geſicht. Die Sonnenwirthin ſtieß ein grelles Gelächter aus, in das der weibliche Theil der Geſellſchaft halblaut einſtimmte, indem ſie einander unwillig anſahen. — „Ich laß' meine Gäſt' nicht beleidigen!" fuhr der Sonnenwirth zornig auf. — „Ich hab' niemand beleidigt," erwiederte ſein Sohn mit kalter Stimme, während ſeine blauen Augen immer wilder glühten. — „So eine Vergleichung," rief die Sonnenwirthin mit aufreizendem Tone, „die ſoll keine Beleidigung ſeyn!" Die Weiber nickten ihr lebhaft zu. Der Bräutigam ſchwieg verlegen, er ſah ein, daß er den Freund, mit dem er ſo eben noch angeſtoßen, nur auf Koſten ſeiner Braut vertheidigen könnte.

„Was!" ſchrie der Sonnenwirth, „ſo eine rechtſchaffene Perſon vergleichſt du in meinem Haus mit einer —" — „Vater!" unterbrach ihn Friedrich mit dem Tone der Verzweiflung und ſtand auf, „ich bitt' Euch um Gotteswillen, ſeht Euch vor und hütet Eure Zung'! Ich hab's einmal für allemal erklärt und geſchworen, daß ich ſie nicht 'runterſetzen und ſchlecht machen laß', weder von Vater noch Mutter. Sie iſt mein Weib vor Gott, und was ich geſchworen hab', halt' ich, müßt' man auch in Ebersbach etwas erleben dergleichen ſeit Menſchengedenken nicht geſchehen iſt."

„O du blutrünſtiger Heiland, er droht ſeinem leiblichen Vater!" rief die Sonnenwirthin, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. Die Weiber ſtießen Laute des Grauens und Entſetzens aus. Der Sonnenwirth, der ſich gleichfalls erhoben hatte, ſtand in ungewiſſer Haltung an die Stuhllehne angeklammert, ſchoß aber wüthende Blicke nach ſeinem Sohne. Er fürchtete ihn, weil er ihn zu allem fähig glaubte, und eben dieſe Furcht erhöhte ſeine Wuth.

„Vater," begann Friedrich wieder, nach der Wand deutend, wo neben dem Bilde des jungen Herzogs das Bild des Gekreuzigten hing, und ſeine Stimme, die er zu mildern ſuchte, zitterte: „Vater, ſeht Ihr Ihn, der nicht ſchalt, da er geſchlagen ward, und nicht dräuete, da er litt? Ich will ihm ja gern nachfolgen, ſo gut ich's kann. Wälzet Berg' auf mich von Schimpf und Schmach, ich will nicht widerbellen, will's tragen als Euer Sohn. Aber auf mein Weib laſſ' ich nichts kommen, eh' mag das größt' Unglück draus entſtehen. Und leſet im Teſtament, Vater: hat Er nicht ſeine eigene Verwandtſchaft verleugnet und geſagt, die ſeyen ſeine Eltern, Brüder und Schweſtern, die ſein Wort hören und den Willen Gottes thun? Iſt aber das Gottes Will', die Armuth verachten und unterdrücken? Und iſt er nicht auch ſcharf geweſen? Hat er nicht mit der Geißel ausgefegt? Hat er nicht die ewig' hölliſch' Verdammniß ausgegoſſen über die, ſo ſein Volk betrübt und den Armen und Wittwen ihre Häuſer gefreſſen und langes Gebet vorgewendet haben? Und was hat er geſagt, wie ſie die Eh'brecherin vor ihn bracht haben, die doch gewiß eine größere Sünderin geweſen iſt, als mein Weib? Wer unter euch ohne Sünde iſt, hat er geſagt, der werfe den erſten Stein auf ſie."

„Der kann predigen!" ziſchelte die Braut mit unterdrücktem Kichern gegen ihren Bräutigam hin. Friedrich, der es gehört hatte, warf ihr einen Blick der Verachtung zu. — „Man ſollt' ſchier gar glauben," ſagte die Sonnenwirthin mit ätzendem Spott, „wir haben da den lieben unſchuldigen Heiland in unſrer Mitte — verzeih' mir Gott die Sünd'. Ich hab' aber nirgend in der Bibel geleſen, daß er ſo zu ſeinem Vater geredt hat."

Der Sonnenwirth war eine Zeit lang ſprachlos und außer ſich. Die Anrufung der Religion, als Anklägerin wider ihn, machte ihn raſend; gleichviel ob ſein Sohn mit Recht oder Unrecht zu dieſem Mittel gegriffen, es erſchien ihm als Bruch der lezten Schranke kindlicher Scheu. „Ich brauch' weder 'n Hauspfaffen, noch 'n Hausdieb!" ſchrie er; „wenn ich eine Predigt brauch', ſo will ich ſie in der Kirch' vom Pfarrer hören, und nicht von ſo — ſo —."

Die Stimme verſagte ihm. Der Bräutigam und die andern Männer, die an der Haltung von Vater

und Sohn erſahen, daß es Ernſt wurde, ſprangen dazwiſchen und ſuchten zu vermitteln, indem Alles zu gleicher Zeit zuſammenſchrie. Aber bei dem Vater hatte Wein und Wuth über die Furcht geſiegt, und vielleicht gab ihm auch das Dazwiſchenſpringen der Männer, das ihn von ſeinem Sohne trennte, ein Gefühl der Sicherheit. Er fuhr in den höchſten Kehltönen, blauroth im Geſicht, zu toben und zu ſchimpfen fort, und durch den ohrzerreißenden Lärm der andern drang von Zeit zu Zeit ſeine Stimme vernehmlich durch. „Ich laſſ' mir in meinem eigenen Haus von Niemand befehlen — — ich ſag' was ich mag — und was ich ſag', iſt wahr — — — Sie iſt ein ſchlecht's Menſch!" — Er hatte ſich Bahn zum Tiſche gebrochen und ſchlug mit der Fauſt darauf, daß Flaſchen und Gläſer tanzten und umfielen. „Ein ſchlecht's Menſch, ſag' ich — ein ganz ſchlecht's, ſchlecht's, ſchlecht's —"

Seine Stimme überſchnappte und zugleich erſtarb ihm noch aus einer andern Urſache das Wort im Munde, denn mit weit geöffneten Augen zurückbebend ſah er, daß ſein Sohn das Meſſer gezogen hatte und ihm mit der funkelnden Klinge gegenüber ſtand. Die Weiber kreiſchten fürchterlich, die Männer wegten hin und her und wichen theils zurück. Mit wild rollenden Augen war der Unglückliche vorgetreten, die Spitze des Meſſers nach ſeinem Vater gekehrt. Wenn man der Leidenſchaft in ihrem vollen Ausbruche zutrauen darf, daß ſie noch einen Reſt von Beſinnung in ſich birgt, ſo kann man wohl nicht zweifeln, daß er froh geweſen wäre, ſich durch irgend ein dazwiſchenplatzendes Hinderniß die Haltung ſeines blinden Eides unmöglich gemacht zu ſehen. Auch wurde ihm dieſer Wunſch, wenn er vorhanden war, erfüllt. Der Müllerknecht, hinter welchem die andern allmählig zurückgewichen waren, ſprang ohne Weiteres auf ihn zu und packte ihn kräftig am Arme, um ihn zurückzuhalten. „Meſſer weg!" ſchrie er, gleichfalls entbrannt, mit zornig gebietender Stimme und wildem Blick; aber ehe er vollenden konnte, hörte man aus dem Munde des Wüthenden einen tollen Schrei, ſah ſeinen Arm mit dem Meſſer zucken, und das Blut ſchoß dem zurücktaumelnden Knechte am Arme herab. Die Sonnenwirthin ſtürzte aus der Stube: „Feurio! Mordio! Feurio! ein Dieb! ein Mörder!" hörte man ſie nach einem Augenblick auf der Straße ſchreien, daß es durch die ganze Nachbarſchaft gellte. Unten und oben erſchallte verworrenes Geſchrei. Die Gäſte, den Sonnenwirth in der Mitte, ſtürzten der Frau vom Hauſe nach. Die Braut ließ ſich, an ihrem Bräutigam hängend, von dieſem mit fortſchleppen und weinte überlaut über die böſe Vorbedeutung dieſes Unglückstages. Der Bräutigam wollte den Getroffenen mit ſich ziehen, aber dieſer riß ſich los und blieb ſteif und ſtarr vor ſeinem Angreifer ſtehen, während ihm das Blut fortwährend vom Arme niedertroff.

Friedrich kam wie aus einer langen Betäubung zu ſich und gewahrte, daß er mit dem Knecht allein in der Stube war. Er hatte das Meſſer noch immer in der Hand. „Da nimm's," ſagte er zu dem Opfer ſeines Jähzorns, „und ſtich mich über den Haufen, du thuſt ein gut's Werk!" — Der Knecht wies das dargebotene Meſſer zurück. „Ich bin kein Mörder wie du," ſagte er, während ſeine gläſern gewordenen Augen ſich nach und nach wieder belebten. — „Peter! um Gotteswillen! hat's dir was gethan?" rief Friedrich, dem ſeine That erſt jezt zum klaren Bewußtſeyn kam. „Laß mich ſehen, komm, ich will dich verbinden, du verblut'ſt dich ja."

Der Knecht ſtieß ihn zurück. „Iſt ſchon recht," murmelte er, „'s iſt recht, ja, ja — ſein' Wohlthäter ſtechen — iſt eine neue Art ſeine Schulden zu zahlen — 's iſt aber ſchon recht — ich will dich finden — ja, ja, 's iſt recht, iſt ganz recht." — Er wiederholte dieſe Worte wohl ein Dutzendmal, während er langſam aus der Stube ging und erſt jezt daran dachte, ſeinen verwundeten Arm mit der andern Hand zuſammenzuhalten.

Friedrich blieb allein und wie verbert in der Stube zurück. Er blickte auf den Tiſch, der ſo eben noch voll Menſchen geweſen war, dann auf das Meſſer in ſeiner Hand, dann auf das Bild des Gekreuzigten, zu dem er vorhin emporgedeutet und dem er nachzufolgen gelobt hatte. War das eine Nachfolge? ſagte eine Stimme in ihm. Er hatte gelobt, jede Schmähung zu dulden, die nur über ihn ſelbſt ausgeſchüttet würde, und dieſer Arme hatte nicht einmal ihn, geſchweige Chriſtinen geſchmäht. Wenn auch ſeine Zunge vielleicht Schmähworte beherbergt hatte, die nur durch den Stoß des Meſſers abgeſchnitten worden waren, wenn auch der herausfordernde überlegene Ton, womit er ihm Entwaffnung geboten, ſich, wie ſeine nachherigen Worte zu zeigen ſchienen, auf eine Gefälligkeit berufen wollte, die zwar eine Verpflichtung, aber keine Abhängigkeit begründet, wenn auch ein chriſtliches Verzeihen ihm fremd und fern zu ſeyn ſchien — was war das alles gegen einen Mörderſtreich? Stolz und Zorn — dieß ſagte ihm die innere Stimme mehr oder minder klar — hatten ihn in einem Augenblick zu dem Gegentheil von dem gemacht, was er den Augenblick vorher zu ſeyn ſich vermeſſen hatte.

Indeſſen blieb ihm wenig Zeit, ſolchen Gedanken nachzuhängen. Der Lärm vor dem Hauſe wurde ſtärker und die Anzahl der Stimmen mehrte ſich. Er hörte den Knecht, deſſen Betäubung allmählig in Wuth überzugehen ſchien, aus den andern Stimmen heraus brüllen: „Er iſt nicht bloß ein Mörder, er iſt auch ein Dieb! Sein eigener Vater hat ihn 'n Dieb geheißen!" — „Ja," ſchrie die gellende Stimme der Sonnenwirthin, „er hat ſeinem Vater Frucht geſtohlen und an ſein Menſch gehängt." — „Man muß ſeiner habhaft werden!" rief eine neue Stimme, an welcher er den Amtmann erkannte. — „Ja!" gellte die Stimme der Sonnenwirthin,

„kriegen muß man ihn, und wenn man das Haus anzünden müßt'!" — Bald konnte er auch durch die offen gebliebene Thüre Tritte im Hausgang und auf dem untern Treppenabſatz vernehmen. Die Verfolger kamen. Das Bewußtſeyn, daß er es mit aufgebrachten, wüthenden Menſchen zu thun habe, entflammte auch in ihm, der kaum zuvor einem Strahl der Wahrheit und Demuth Raum gegeben hatte, von neuem die mörderiſche Wuth, zu welcher ſich nun ein unbeſtimmter Trieb bevorſtehenden Uebeln zu entgehen geſellte. Er flog die obere Treppe hinauf auf den Boden, wo er ſich rücklings auf einen Kaſten legte, ſein Meſſer in eine daneben ſtehende Bettlade ſteckte und in dieſer Verfaſſung die Verfolger erwartete. „Er muß auf der Bühne ſeyn!" rief's unten und die Schaar drang herauf. Die vorderſten waren der Amtsknecht, der Flurenſchütz und der Fiſcher; hinter ihnen drängte es ſich auf der Treppe Kopf an Kopf. „Komm mir keiner zu nah!" rief der tolle Burſche und griff nach dem Meſſer. Sie ſtutzten und wichen zurück. „Holet ein Gewehr!" rief einer. — „Da iſt ſchon eins!" antwortete es vom Fuß der Treppe. — „Her da!" rief's oben, „man muß nach ihm ſchießen, bis ihm der „Krattel" vergeht!"

Er fuhr von ſeinem Lager auf, ließ das Meſſer ſtecken und ſtürzte nach einem Dachladen, durch den er alsbald verſchwand. Ein Geſchrei von unten erſcholl. „Er hat ſich hinuntergeſtürzt!" ſchrie der Amtsknecht. Die einen warfen ſich auf das Meſſer, um ſich deſſelben zu bemächtigen, die andern rannten nach dem Dachladen. Der Fiſcher war der Erſte, der daſelbſt ankam und den Kopf hinausſtreckte. Er zog ihn aber alsbald zurück und rief: „Nein, er ſchiebt ſich das Dach hinauf und hat mich mit einem Ziegel auf den Kopf ſchlagen wollen." — „Das Dach aufgehoben!" ſchrieen einige und machten Anſtalt, am Sparrenwerk hinaufzuklettern; da flog durch eine Lücke ein Ziegel herein, der zwar keinen traf, aber alle von dem vorgeſchlagenen Unternehmen abſchreckte. Fluchend und ſchreiend verließen ſie den obern Boden und gingen auf die Straße hinunter, von wo ſie nun ſehen konnten, wie des Sonnenwirths Frieder, dem ganzen Flecken zum Schauſpiel, auf dem Dachfirſt ſeines väterlichen Hauſes ritt. Es war lächerlich und jämmerlich zugleich anzuſchauen, obgleich er ſich feſt wie im Sattel eines Pferdes hielt, ſeine Verfolger höhnte und heraufzukommen einlud. Der ganze Platz um das Haus war voll Menſchen, und aus den anſtoßenden Gaſſen drängten ſich immer neue Zuſchauer herbei. „Was gibt's? was gibt's?" riefen die einen; — „'s iſt e' Kuh fliegig worden!" ſchrieen andere. — „Dem Sonnenwirth ſitzt ein fremder Vogel auf'm Haus!" — „Schießet ihn vom Dach abe!" — „Holet ihn mit der Feuerſpritz' 'runter!" — ſo ging das Geſchrei und Gelächter durch einander. Ein Wagen, der auf der Straße herausfuhr, mußte Halt machen, weil ihn das Gedränge nicht durchließ. Bei den Pferden ſtand der alte Fuhrmann und blickte, traurig den Kopf ſchüttelnd, nach dem verwahrloſten Jüngling hinauf, den er hatte retten wollen. In ſeinen gefurchten Zügen malte ſich eine trübſelige Befriedigung; er nickte ein paarmal und ſagte vor ſich hin: „Hab' auch wieder einmal eine richtige Ahnung gehabt."

Der Sonnenwirth, der ſich halbtodt ſchämte, hatte ſich mit dem verwundeten Knecht zu ſeinem Schwiegerſohn, dem Chirurgen, zurückgezogen und ſchickte dieſen, ob er dem ſchmählichen Auftritt nicht auf irgend eine Weiſe ein Ende machen könne. Der Chirurg, nachdem er die Wunde des Knechts unterſucht und verbunden, drängte ſich durch die Menge, wurde von dem Amtmann, der rathlos, was er befehlen ſollte, in der Hausthür der Sonne ſtand, herbei gewinkt und mit einem heimlichen Auftrag verſehen, drängte ſich wieder in die Straße durch und gab Zeichen nach dem Dach, um die Aufmerkſamkeit ſeines jungen Schwagers auf ſich zu ziehen. Friedrich, der ihn mit ſeinen Falkenaugen ſchon längſt bemerkt und angerufen hatte, ohne in dem Tumult vernommen zu werden, ſchrie mit einer Stimme, die alle übertönte: „Still da drunten!" Ein zerniges Gelächter der Menge antwortete ihm. Der Chirurg aber bat und beſchwor die Umſtehenden ſo lange, bis wenigſtens in der Nähe der Lärm ſich etwas legte und eine nothdürftige Stille entſtand. „Herr Schwager!" rief jetzt Friedrich herab, „was macht der Peter?"

„Er iſt den Umſtänden nach ganz wohl," antwortete der Chirurg durch die vorgehaltenen Hände, mit welchen er das etwas ſchwache Erzeugniß ſeiner Lunge zu verſtärken ſuchte. „Die Wunde iſt gar nicht gefährlich." — „Gott ſey Lob und Dank!" rief Friedrich und ſchlug die Hände erfreut zuſammen. — „Gib doch Acht! ſey nicht ſo frech!" ſchrien einige von denen, die ihm wohlwollten. — „Das hat kein' Noth!" antwortete er und drehte ſich wie der Blitz herum, ſo daß er, die Kniee ſchnell wieder an das Dach anſtemmend, nach der entgegengeſetzten Seite gerichtet ſaß. Das tolldreiſte Kunſtſtück, das er in der Freude ſeines Herzens machte, rief bei der Menge einen Schrei des Entſetzens hervor, welchem ein ſchallendes Gelächter folgte. — „Schwager, geh' Er herunter!" rief der Chirurg. — „Wenn mir der Herr Schwager ſicheres Geleit' verſpricht," antwortete Friedrich; „ſonſt thut ſich's ganz wohl da oben." — „Ich gebe ihm mein Ehrenwort, daß Ihm nichts zu Leid geſchieht!" rief der Chirurg hinauf. — „Sein Ehrenwort?" — „Mein Ehrenwort!"

Er verließ ſeinen luſtigen Sitz mit einem leichten Ruck, der unten von einem Schrei des Schreckens und zugleich der Bewunderung begleitet wurde. „Der ſitzt vom Dachgrath ab wie ein Reiter von ſeinem Gaul!" ſchrie die Menge. Im nächſten Augenblick hatten ſie Urſache ihn mit einer Katze zu vergleichen, ſo leicht

ſah man den behenden Burſchen auf Händen und Füßen am Dach herab rutſchen, bis er den Laden wieder erreicht hatte, durch welchen er im Nu verſchwand, noch einmal mit einem Fuße hinauszappelnd, gleichſam zu Ehren des verſammelten Publikums, das hierüber in ein wieherndes Gelächter ausbrach.

Nach wenigen Sekunden verrieth eine Bewegung der in und vor der Hausthüre ſtehenden Leute, daß in dem verlaſſenen Haus ſich etwas Lebendiges regte und die Treppen herunter kam. Der Amtmann flüchtete ſich in den dichteſten Schwarm heraus. „Der Burſche hat heut' Vormittag ſchon gezeigt, was er für ein gefährlicher Kerl ſeyn kann!“ ſagte er und verſammelte alsbald eine Schaar handfeſter Männer um ſich, worunter der obere Müller nicht fehlte, der durch das Geſchrei, daß des Sonnenwirths Frieder ſeinen Knecht geſtochen habe, herbeigezogen worden war. Jezt erſchien der Held des Tags, von niemand um ſeinen Lorbeer beneidet, in der Hausthür. Ruhig, als ob er nicht begreifen könne, warum die Leute ſo zuſammengelaufen, kam er heraus und ſuchte mit den Augen ſeinen Schwager, auf den er ſodann zuging. Man ließ ihn vorbei.

„Da bin ich,“ ſagte er zu dem Chirurgen; „ein Mann, ein Wort.“ — „Ich halte, was ich verſprochen habe,“ entgegnete der Chirurg mit ſchlauem Lächeln. — „Du biſt kein Mann, du biſt ein Bub'!“ ſchrie ihn der dabei ſtehende Richter an; „dir braucht man nicht Wort zu halten!“ — „Greift ihn!“ befahl der Amtmann, und ehe der zuverſichtliche Burſche ſich's verſah, befand er ſich unter der Gewalt von mehr als zehn Fäuſten. Er wehrte ſich wie ein Eber, ſchimpfte, tobte, ſchlug um ſich, aber zulezt erlag er der Uebermacht und wurde zu Boden geſchlagen. In dieſem Kampfe, der lange dauerte und an welchem ſeine Widerſacher ſich wetteifernd betheiligten, erhielt er jeden böſen Gruß, den er in Worten oder Werken unter ſeinen Mitbürgern ausgetheilt hatte, mit Wucherzinſen heimbezahlt. Zulezt banden ſie ihn mit Stricken, ſo daß er ganz zuſammengerollt am Boden lag und ihnen zu den vielen Thierbildern, die ſie heute ſchon an ihm erſchöpft hatten, auch noch die Vergleichung mit dem verachteten Igel auf die Zunge legte. — „Etwas hat ihm gehört,“ ſagte der gleichfalls anweſende Heiligenpfleger, der ſich als Zahlmeiſter auf volle Summen verſtand; „jezt wär's aber genug.“ — „Narr! jezt geht's erſt recht an,“ erwiederte der Richter lachend ſeinem Collegen, den er, im Range etwas höher ſtehend, dieſer vertraulichen Anrede würdigte. — „Fort mit ihm auf's Rathhaus!“ rief der Amtmann. — Der Gebundene wurde aufgehoben und fortgetragen. Ein Theil der Menge folgte, andere blieben zurück und redeten noch lange mit einander über die Begebenheit, welche die alltägliche Ruhe des Fleckens völlig unterbrochen hatte.

„Das iſt aber ein Menſch, Kreuzwirth!“ ſagte eine der auswärtigen Frauen von der Brautgeſellſchaft, die ſich jezt dem Schauplatze näher wagte, zu einem dort ſtehenden leibarmen Manne mit kleiner ſpizer Naſe. „Das iſt ein Menſch, ſag' ich! Hat der ſeinem Vater eine Predigt gehalten und hat ihm die Bibel ausgelegt, wie wenn er der Pfarrer wär'! Es iſt mir ganz kalt aufgangen und ich hab' mich ganz drüber vernommen. Und kaum iſt die Predigt aus geweſen, ſo hat man geſehen, wer ihn regiert: der Teufel, der Mörder von Anbeginn!“

„Ja,“ erwiederte der Angeredete, „der Sonnenwirth hat heut' einen ſauren Tag erlebt. Dem ſizt gewiß kein Storch mehr auf's Dach. Aber die Zuchtruth iſt ihm geſund, er ſoll nur ſein demüthiger werden, er hat's nöthig. Das iſt mir ein Chriſtenthum, wenn man durch eigennüzige Conceſſion im Metzgerhandwerk ſeinen Mitmenſchen das Brod vom Maul wegnimmt, durch Geld und Argliſt mehr Freiheit im Handwerk an ſich reißt als ein anderer ehrlicher Meiſter! Nun zeigt ſich's, was das fruchtet. Der Gewinner, ſagt das Sprichwort, muß einen Verthuner haben. Das Auge Gottes ſiehet Alles, höret Alles, ſtraft Alles zu ſeiner Zeit. Das Wort des großen Gottes geſchahe zu dem Propheten Eli: Darum daß du nicht einmal ſauer geſehen haſt zu dieſer deiner Kinder Bosheit, ſo ſoll die Miſſethat an dem Hauſe Eli nicht verſöhnet werden, weder mit Speisopfer noch Rauchopfer, ewiglich, im erſten Buch Samuelis, im dritten. An den Früchten erkennet man den Baum. Kann man auch Trauben leſen von den Dornen, oder Feigen von den Diſteln? Jezt hat er's und muß zuſehen, wie der Sohn ſeines Vaters ruhmwürdiges Wirthshaus blamirt. Iſt's nicht ſo, Adlerwirthin?“ — „'S iſt eben e' Welt!“ antwortete dieſe, welche ſich nicht näher in lizliche Erörterungen einlaſſen wollte. „Jezt kann ich mich aber nicht länger aufhalten, denn es will Abend werden, heißt's im Evangelium, und der Tag hat ſich geneigt. Meine Leut' werden ungeduldig, ſie wollen fort. Ja, ja, ich komm' ja!“ winkte ſie gegen ein Häuflein der Umſtehenden hin, worunter ſich die Ihrigen befanden, „B'hüt Gott, Kreuzwirth, Ihr wiſſet ja, der Menſch will eben heim.“

Unterdeſſen hatte man den gefangenen Wildling in das Rathhaus geſchleppt, wo man ihn gebunden, wie er war, in ein Gelaß warf und liegen ließ. „Der Burſche ſcheint mir ziemlich betrunken zu ſeyn,“ ſagte der Amtmann; „er mag ſeinen Rauſch ausſchlafen, dann will ich ihn morgen Vormittag verhören. Der Herr Pfarrer wird nichts dagegen haben, wenn man einmal am Sonntag Juſtiz ausübt und ein nöthiges Exempel ſtatuirt. Nun wollen wir aber gleich heute noch mit dem Allernöthigſten beginnen.“

Er ließ zwei Urkundsperſonen rufen und begann ſofort eifrig zu amten; denn wie der Staat im Fürſten, ſo war in ihm die Gemeinde aufgegangen, ja noch weit mehr. Gleichwie ein abſterbender alter Baum, deſſen

Stamm nach unten ſchon mürbe und hohl geworden iſt, doch noch in manchem Frühling durch ſeinen grünen Wipfel zeigt, daß die Wurzel noch friſchen Saft nach der Krone zu treiben vermag, ſo war von der alten würtembergiſchen, aus ſchwäbiſch-deutſchem Recht erwachſenen Verfaſſung an der Spitze des Staatslebens ein Reſt zurückgeblieben, der, neben argem Scheinholz zwar, noch lebendige Beſtandtheile enthielt und dem giftigen Pfropfreiſe der fürſtlichen Alleinherrſchaft empfindliche Hinderniſſe zu bereiten wußte, während das Gemeindeleben beinahe völlig vom Wurm zerfreſſen und ertödtet war. Die Gemeindebehörde, beſtehend in Gericht und Rath, den morſchen Ueberreſten des altdeutſchen Gleichgewichts von Gewalt und Beſchränkung, war, in den größeren Ortſchaften wenigſtens, unter das Regiment eines fürſtlichen Beamten geſtellt; ſie hatte zwar nicht ganz nichts, aber doch herzlich wenig zu ſagen, und war von der Wurzel des Gemeindelebens losgeriſſen, denn ſie pflanzte ſich, wie der dem Fürſten zur Aufſicht beigegebene ſtändiſche Ausſchuß, — aber nicht ſo wie dieſer von dem noch nicht ganz zugefallenen öffentlichen Auge überwacht — auf dem verrotteten Wege der Selbſtergänzung fort, welche noch obendrein in den meiſten Fällen ungeſcheut von dem Beamten ſelbſt in die Hand genommen wurde. Von dieſem alſo, der die fürſtliche Herrſchaft bei der Gemeinde und die Gemeinde bei der Herrſchaft zu vertreten hatte, hing es beinahe ausſchließlich ab, welche der beiden Vertretungen, die nur eine geſunde Zeit im Gleichgewichte halten konnte, er bei ſich überwiegen laſſen wollte. Die eine verſprach ihm von einem Volke, dem ſein eigenes Rechtsleben fremd geworden war, beinahe mehr Verwirrung als Dank; die andere trug ihm von einem Hofe, der ſeinen Dienern unbedingt befahl und bald ſo weit kommen ſollte, daß er ſich ihre Stellen abkaufen ließ, ja ſogar Gemeindedienſte, über die er gar nicht verfügen durfte, bis auf den niedrigſten herunter um Geld vergab, lockenden Lohn oder wenigſtens Ruhe vor Verfolgung ein. Wenn es in ſolcher Zeit doch immer noch einzelne Beamte gab, die ihre ſchwere Doppelſtellung gegen oben zu kehren und dem ſtändiſchen Widerſtande wider die fürſtliche Willkür Nachdruck zu geben vermochten, ſo mußte dieß dem Lande, deſſen Geſchichte ihre Namen zum Theil aufgezeichnet hat, ein tröſtliches Zeichen ſeyn, daß die alte gute Wurzel noch nicht völlig erſtorben ſey und in beſſeren Tagen den kranken Baum vielleicht wieder zu erneuern vermögen werde. Für einen wilden Schößling aber findet ſich in einem ſelbſt faulen Gemeindeleben nicht immer ſo leicht ein Gärtner, der ihn durch Strenge und Milde zugleich in ein geſundes Reis zu verwandeln verſteht. Statt die wilden Triebe, die ſie mit ſchlimmen Thiernamen brandmarken, einzudämmen, und die Kraft, die ſie mit dem Bilde des Löwen bezeichnen, für das kleinere oder größere Gemeinweſen brauchbar zu machen, eilen ſie, weil jeder mit ſich ſelbſt genug zu thun hat, ihn als einen ſchädlichen Knorren auszureißen und in's Feuer zu werfen. So war es und ſo oder ähnlich wird es immer ſeyn, wo — nicht ohne Schuld der Glieder, doch mehr noch durch die zum Tode oder zu einer reicheren Zukunft führende Entwicklungskrankheit — in dem Baume ſelbſt die ſchaffende und heilende Lebenskraft für eine Zeit verkümmert iſt.

Die Nämlichen, die in ihrem Feuereifer für das Geſetz ihren verhaßten Gegner geſchlagen, niedergeworfen und gebunden hatten, drängten ſich jezt bereitwillig in das Verhör, um anzugeben, was ſie Böſes von ihm zu ſagen wußten oder was ihnen an ihm zuwider war. Jedes ungeſchickte Wort, das er im Zorne ausgeſtoßen, wurde zum Ankläger gegen ihn, und die gefährliche Geſinnung, die in dieſen unbedachten Worten zu liegen ſchien, erhielt ihre ergänzende Beſtätigung durch die Gewaltthat, welcher er ſich heute ſchuldig gemacht hatte. Der geſtochene Knecht, obgleich ſeine Wunde ſich als unbedeutend erwies, ſchnaubte unverſöhnliche Rache und war über die Abſicht, die er der That unterlegte, noch weit mehr aufgebracht, als über dieſe ſelbſt. Schon auf der Straße hatte ſein Geſchrei zu vernehmen gegeben, daß gegen den Gefangenen noch eine weitere Unthat vorliege, und auf Befragen des Amtmanns erzählte er nun, die eigenen Eltern deſſelben haben ihn mehr oder weniger unverblümt eines Diebſtahls bezichtigt. Hierauf verhörte der Amtmann den Sonnenwirth. Dieſer entſchuldigte ſich, daß er die Thatſache theils um der Schande ſeines Hauſes willen, theils wegen der Geringfügigkeit des Betrages habe vertuſchen wollen, gab aber, durch das heutige Betragen ſeines Sohnes und durch das Zureden ſeiner Frau vollends aufgeſtachelt, zu verſtehen, daß nach den neueren Ausſagen des Knechtes der Diebſtahl wohl beträchtlicher geweſen ſeyn möge. Der Amtmann ließ ſogleich den Knecht aus der Sonne rufen, welcher, dem Strome des allgemeinen Unwillens folgend, angab, der Beſuch auf dem Kornſpeicher ſey in jener Nacht mehrmals wiederholt worden und ein größerer Abmangel zu verſpüren, ſodann auch noch, nach der Aufführung des Angeklagten überhaupt gefragt, zur Vermehrung ſeiner Schuldhaftigkeit erzählte, er ſey einmal in die Worte ausgebrochen, wenn man ihm kein Geld gebe, ſo wolle er ſolches nehmen und ſeine Stiefmutter während der Kirche an das Ofengeräms henken. Auf dieſe Anzeige ſchickte der Amtmann Gerichtsmitglieder ab, um in der Sonne und zugleich im Hauſe der Geliebten Friedrichs Hausſuchung zu halten. Friedrichs Vormund, der die erſtere vorzunehmen hatte, kam bald wieder; er brachte ein Briefſtein und ein bemaltes Blatt, von der Art der Heiligenbilder, ein mit einem Schwert durchſtochenes Herz darſtellend. „Außer dem Helgle," ſagte er, „iſt nichts aufzutreiben geweſen, was eine Auskunft gäb', als vielleicht der Brief da. Dem Inhalt nach iſt er

von einem Weibsbild, ſchätz' wohl, von der Jungfer Ohnekranz. Iſt mir eine neue Mode, daß ein Mädle einem Mannsleri etwas Schriftlichs ſchreibt; das thut auch kein recht's Menſch, aber die Welt wird alle Tag' ärger und die Jugend immer verderbener." — Nun kam auch der „Augenſchein" vom Hirſchbauer zurück, in deſſen Hauſe man jedoch gar nichts gefunden hatte, als Noth und Jammer ohne Ende. „Das iſt ein Heulen und Schreien, daß Einem Hören und Sehen vergeht!" ſagte der Heiligenpfleger, der zu dieſer Verrichtung beordert worden war. „Wenn ſo ein leichtfertiger Bub' nur auch bedenken thät', was er für Unglück ſtiften kann, ſo ging' er vielleicht vorher in ſich und auf beſſere Weg'. Da iſt ein Buſchel Brief' von ihm, die Alt' hat's gleich 'rausgeben; die Jung' liegt auf'm Bett und iſt ganz weg, und der Vater wird's auch nimmer lang treiben."

Der Amtmann nahm die Briefe und legte ſie zu den Akten, um hiemit ſein heutiges Tagwerk zu beendigen, welches mit einem Verhör der Sonnenwirthin ſchloß oder vielmehr zu einer vertraulichen Unterredung mit derſelben in Gegenwart der Amtmännin überging. Die Sonnenwirthin hatte es jetzt ganz in der Hand, die Wetterwolke, die ihr Stiefſohn über ſein Haupt heraufbeſchworen, in der gewünſchten Richtung zu entladen, und ſie benutzte die Gelegenheit ſo eifrig, daß ſie darauf beſtehen wollte, auch gewiſſe verfängliche Reden, die ihr Sohn gegen den jungen Herzog geführt haben ſollte, in's Protokoll zu bringen.

Hier machte jedoch der Amtmann ein ſehr ernſthaftes Geſicht. „Na, na, Frau Sonnenwirthin," ſagte er, „man muß doch nicht ganz alle Bonhommie hinter ſich werfen. Zum cumulus brauchen wir das nicht, es iſt cumulus genug da, ein Berg, an dem er mindeſtens ein paar Jahre abzutragen haben wird. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Wenn ich in meinem Bericht an die Herrſchaft — denn vom Oberamt geht er nach Stuttgart ab — dieſes delikate Sujet berühre, und wenn der Herr ſelbſt etwas davon erfährt, ſo macht er ſich Gedanken. Bei einem jungen Menſchen gilt der Grundſatz: leben und leben laſſen. Wenn daher ein junger Menſch auf anzügliche Weiſe moraliſirt, ſo ſagt man ſich gleich: das hat er nicht aus ſich, das hat er von Andern aufgegabelt. Da entſteht nun die Frage: woher hat er's? von Vater oder Mutter? oder ſollte gar der Amtmann oder der Pfarrer, ich will nicht ſagen in eigener Perſon unvorſichtige oder mißverſtändliche Ausdrücke gebraucht, aber vielleicht bei den Untergebenen gewiſſem einfältigem Geſchwätz nachgeſehen haben? Wenn man ſich aber einmal Gedanken macht, ſo kommt man an allem Möglichen und Unmöglichen herum, und da kann Niemand wiſſen, was zuletzt noch für Calamitäten draus entſtehen mögen. Wollen's ſtecken laſſen, Frau Sonnenwirthin, wollen's ſtecken laſſen. Beruht!"

„Und da wir juſt unter uns Pfarrerstöchtern ſind, wie man zu ſagen pflegt," ſetzte die Amtmännin hinzu, „ſo will ich erſt noch den Herzog in Schutz nehmen. Wenn eine Frau meint, ſie habe ſich über ihren Mann zu beklagen, ſo fragt ſich's oft, ob nicht ſie den erſten Anlaß gegeben hat. Die Hoffahrt, ſagt das Sprüchwort, muß etwas leiden. Man mag von ihm ſagen, was man will, er hat etwas, das ihn von vielen andern großen Herren unterſcheidet: er neigt ſich zur Landesart, hat etwas Populäres in ſeinen Manieren und ſchämt ſich nicht, mit dem Unterthan auf einer espèce von gleichem Fuß zu ſtehen. Gerade das geht aber ihr (der Herzogin) völlig ab: ſie hält es für gemein und wird ſich nie darein finden. Da iſt's nun kein Wunder: wenn ſich die Köpfe nicht in einander fügen, ſo bleibt auch zwiſchen den Herzen eine Kluft. Dann hat ſie an ihrem Baireuther Hof ſich an den hohen Ton, den feinen Gout, an Oper und Ballet gewöhnt, und er hat, ihrem Geſchmack zu Lieb', Hofdamen, Sänger und Sängerinnen aus Italien, Tänzer und Tänzerinnen aus Paris, alles hat er ihr angeſchafft. Nun haben wir die Beſcheerung. Die Damen und Demoiſellen ſind hübſch, ſie iſt vornehm, er leutſelig und nicht von Stein — da hat man leicht prophezeien können, wie es kommen wird."

„Jetzt ſeh' ich erſt," ſagte die Sonnenwirthin liſtig lächelnd, „welch ein groß' Zutrauen die Frau Amtmännin zu ihrem Herrn haben muß, denn die Cathrine wär' doch kein ganz übler Biſſen." — Die Amtmännin lachte aus vollem Halſe. „Ich bin nicht eiferſüchtig," rief ſie. „Mein Mann iſt ein großer Jäger vor dem Herrn, ein Nimrod; der hat ein Herz von Marmor und geht lieber auf was Wildes als auf was Zahmes aus." — Dem Amtmann kam die Wendung des Geſprächs gleichfalls höchſt ſpaßhaft vor, und unter lautem Gelächter wurde die Sonnenwirthin entlaſſen.

Am Sonntag Morgen berief der Amtmann, innerlich vergnügt über dieſe gute Gelegenheit, die Predigt ſeines geiſtlichen Mitbeamten zu ſchwänzen, ſeine beiden Scabinen oder Gerichtsbeiſitzer, welche als amtliche Zeugen bei dem Unterſuchungsverfahren, das ſie bewachen ſollten, aber häufiger beſchliefen, den faulſten Ueberreſt der alten Volksgerichtsbarkeit bildeten. Er befahl dem Schützen, den er als Diener der Gemeindebehörde benutzte, den Gefangenen vorzuführen. Der Schütz fand denſelben auf einer Bank ruhig ſchlafend und mußte ihn mit einigen Stößen wecken. „Er hat, ſcheint's, alles vergeſſen, was geſtern vorkommen iſt," brummte er ihn an. — „Nein," ſagte Friedrich, die Augen ausreibend, „es fällt mir alles wieder ein, auch daß Ihr mich losgebunden habt und ich Euch mein Wort gegeben hab', über Nacht nicht durchzugehen." — „Sein Wort hat Er gehalten, das muß ich ihm laſſen," verſetzte der Schütz; „jetzt muß ich Ihn aber wieder handfeſt machen, damit's der Herr nicht merkt, daß er über

Nacht frei geweſen iſt, ſonſt bin ich um den Dienſt.“ — Friedrich ſtreckte gutwillig die Hände hin und der Schütz legte ihm Feſſeln an, worauf er ihn nach dem Amtszimmer führte.

„Er iſt von der ganzen Burgerſchaft, wie auch von Seiner eigenen Familie wegen gemeingefährlicher Aufführung, dann auch wegen mörderiſchen Attentats gegen einen Seiner Nebenmenſchen und wegen Diebſtahls an Seinem leiblichen Vater angeklagt und hat ſich allhier zu verantworten,“ begann der Amtmann, nachdem er den Eingang des Protokolls geſchrieben hatte. — Friedrich blickte auf ſeine Ketten und ſchwieg. — Der Amtmann, der ihn eine Weile aufmerkſam betrachtet hatte, hielt ihm in Kürze die Hauptpunkte der Anklage vor und fragte: „Was hat Er hierauf zu erwiedern?“

Der Gefangene verharrte in ſeinem ſtörriſchen Schweigen. — „Muß ich Ihn durch Prügel zum Geſtändniß bringen?“ fuhr der Amtmann auf. — Ein Zucken lief über den Körper des Gefangenen, ſo daß ſeine Kette klirrte, aber er that den Mund nicht auf. — „Dich ſollt' man im Mörſer zerſtoßen!“ rief Friedrichs Vormund, der neben einem kleinen Specereigeſchäft allerlei mehr oder minder einträgliche Aemtchen bei der Gemeinde und darunter auch das eines Gerichtsbeiſitzers verſah. — Friedrich blickte ihn verächtlich an.

„Laß' Er mich nur machen,“ ſagte der Amtmann verweiſend zu der eifrigen Urkundsperſon. Dann hielt er eine eindringliche Rede an den Gefangenen. Er fragte ihn, wie er es vor ſeinem Vater, vor ſeiner Mutter, die ſich im Grab umkehren müſſe, vor ſeiner ehrbaren Verwandtſchaft verantworten könne, ſo viel Unruhe über die Gemeinde zu bringen und noch obendrein dem Gerichte durch ſeine Halsſtarrigkeit zu ſchaffen zu machen. „Und was ſoll ich Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht antworten,“ fuhr er fort, „wenn Hochſelbige ſich herabläßt, ſich nach dem jungen Menſchen zu erkundigen, der vor den höchſten Augen eine unleugbare Bravour bewieſen hat? Wenn die Antwort lautet, er habe Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, endlich ſogar ſeinem Richter die ſchuldige Ehrerbietung verweigert, und durch bösartigen Trotz ſich ſelbſt noch tiefer in Schaden geſtürzt, muß dann nicht der Herr, der ſonſten das Verdienſt zu belohnen geneigt iſt, ſich beeilen, einen ſolchen Namen wieder aus dem fürſtlichen Gedächtniß auszulöſchen?“

„Ich hab' kein' Lohn begehrt,“ erwiederte der Gefangene trotzig. Es waren die erſten Worte, die er ſprach. — „Nun, ſo vergrößere Er wenigſtens Seine Strafe nicht,“ ſagte der Amtmann, der das Eis gebrochen ſah und raſch auf der gewonnenen Bahn fortfuhr. „Er hat es in der Hand, vielleicht ſchwerere Bezichte von ſich abzuwälzen. Mir geſchieht es ſauer genug, ein hieſiges Burgerskind criminaliter proceſſiren zu müſſen. Aber ſo viel wird Er ſelbſt einſehen: wenn die ganze Burgerſchaft klagt, ſo kann ich doch die Sache nicht vor Ohren gehen laſſen.“

Friedrich lächelte bitter. „Es mögen wohl Viele hier ſeyn,“ ſagte er, „die mich gern am Galgen ſehen möchten, aber Alle nicht. Wenn's aber doch mit mir aus ſoll ſeyn, und ich ſoll kein ehrlicher Mann werden können — vor dem Flecken draußen ſteht ja das Hochgericht. Alſo machen Sie vorwärts, Herr Amtmann! Je kürzer der Proceß, deſto beſſer iſt's für mich.“

(Schluß folgt.)

Eine Donaufahrt zur türkiſchen Grenze.

(Fortſetzung.)

Das linke Ufer beginnt nun ſich zu heben und geſtaltet ſich zu maleriſchen Landſchaften, gleichſam zum Erſatz dafür, daß ſpäter vom rechten die Berge ſeitwärts weichen ſollen. Ein ſteiler Felſen ragt drohend und düſter empor, mit Trümmern gekrönt. Zu ſeinen Füßen ergießt ſich die braune March in die Donau. Am rechten Ufer der March dehnt ſich das fruchtbare Marchfeld aus, deſſen fetten Boden ſchon manche weltgeſchichtliche Schlacht mit Menſchenblut gedüngt; an ihrem linken erheben ſich die Grenzhügel von Ungarn. Das Schloß auf dem Felſenkamm und die Ortſchaft daneben führen den Namen Theben. Ich weiß nicht, ob ich zu viel oder zu wenig Böotier bin, um zu wiſſen, wie der klaſſiſche Namen in die romaniſche Gegend ſich verirrt; eben ſo wenig iſt mir bekannt, wie Schloß und Markt auf magyariſch heißen, obſchon ich überzeugt bin, daß die Benennung ganz anders lautet in jener ſeltſamen Sprache, deren fremdartige Klänge für unſer Ohr etwas Rührendes haben, da ſie uns wie die Stimme eines Sterbenden gemahnen, von dem wir wiſſen, daß er nur noch durch künſtliche Mittel ſein Daſeyn mühſelig friſtet. Von der ſteilen Seite, die ſchroff aus der March emporſtrebt, ſenkt ſich der Felſen von Theben als geſtreckter Kamm gegen die Thalſchlucht hin, worin die Ortſchaft zwiſchen Reben und Wald wie in einer Wiege ruht. Den Grath, die Flanken des ragenden Geſteins ſchmücken noch zahlreiche Reſte der zertrümmerten Burg, welche in ihrem Daſeyn zweierlei Zerſtörungen erfahren hat. Durch die erſte ward ſie aus einer Veſte eine Ruine, durch die zweite wurden ihre ſtattlichen Ueberreſte vollends zertrümmert. Lezteres geſchah im Jahr 1809 durch die Franzoſen, und zwar aus unbekannten Gründen. Die Bewohner des Donauſtrandes behaupten, es ſey ohne Urſache aus reinem Uebermuth geſchehen. Die Ortſchaft hat ein zierlich deutſches Ausſehen mit ihren wohlgehaltenen ſaubern Häuſern. Sie iſt die Heimath zahlreicher Schiffleute, und eine unverhältnißmäßig große Menge der Mannſchaft auf den Dampfern ſtammt von Theben. Unterhalb des Marktfleckens erhebt ſich vor den Bergen wiederum ein felſiger Grath, worauf zwei ſteinerne Säulen neben einander ſtehen. Ehemals verband dieſe Säulen in der Höhe ein Querbalken, und am ſelbigen Querbalken hat ſeiner Zeit mancher arme Sünder ſich zu Tode gezappelt. Die Säulen waren nämlich das bleibende Wahrzeichen für das jus gladii, welches gewöhnlich vermittelſt des Stranges ausgeübt ward. Auch in Ungarn pflegte, wie im lieben Deutſchland, der Galgen die maleriſchſte Stelle der Umgebung zu zieren, doch hatte man in Ungarn manchmal noch etwas voraus durch den abenteuerlichen Anſtrich der Auswahl; ſo gibt es in der Slovakei einen Ort, wo der Fahrweg zwiſchen den Säulen des Galgens unter dem Querholz durchführt, welches Querholz noch kurz vor dem lezten Umſchwung der Dinge eine von jenen Früchten getragen haben ſoll, die, ſobald ſie reif ſind, nicht abfallen, ſondern im Gegentheil hängen bleiben.

Bald liegt das liebliche Thal von Theben mit ſeinen maleriſchen Einfaſſungen hinter uns. Aus der Ferne grüßt uns das ausgebrannte Schloß der ehemaligen Krönungsſtadt Preßburg. Der Preßburger Zwieback iſt den Wienern eine beliebte Schnabelweide; vom Preßburger Frieden (26. December 1805) hören ſie minder gern ſprechen, und wir haben das beſte Recht, davon zu ſchweigen, nachdem die Friedensſchlüſſe von Paris dieſe Scharte längſt ausgewezt. Die Stadt zeigt dem Strom ihre ſchöne Seite und vermuthlich auch die ſtattlichſten ihrer achtzehnhundert oder zweitauſend Häuſer, die angenehm ländlich in der Umgebung von Rebhügeln ſich ausbreiten, einladend wohnlich und behaglich. In früheren Zeiten wurde dieſer Einladung vielfach entſprechen, namentlich von alternden Beamten, welche ſich mit ihrem Ruhegehalt aus der Hauptſtadt in eine weniger geräuſchvolle und wohlfeilere Zuflucht zurückzogen. Die vielgeprieſene Billigkeit des Lebens hat jezt zu Preßburg (wie auch zu Graz) ihr Ende erreicht, und vorüber ſind die Zeiten, in welchen mein Freund und Gönner Stierle-Holzmeiſter, Gott habe ihn ſelig, mit ſeiner jungen Frau, ſeiner Jagdflinte und ſeiner beſcheidenen, aber wohltönenden Lyra gen Preßburg zog, um — wie er damals ſagte — bequem leben zu können, ohne ängſtlich zu rechnen. Jezt müßte der werthe Mann wiederum ſehr genau rechnen, und würde etwa nach Wien zurückkehren, um ſein Daſeyn behaglicher zuzubringen. In den Provinzen lebt ſich's gegenwärtig theurer als in der Hauptſtadt, und die Jünger Adam Smiths ſagen, das komme von der verkehrten Anordnung, welche den alten Zunftzwang auf den Gewerben laſten läßt und dabei der Mitbewerbung der fremden Gewerbsthätigkeit freien Zutritt gönnt. Oeſterreich bedürfe, ſagen die Männer der großen Wiſſenſchaft unſerer Tage, vor allem der Gewerbefreiheit im Innern, und noch für ein Jahrzehnt des Schutzzolles nach außen; hernach möge man die Schranken öffnen, und der Wetteifer werde wohlthätige Folgen herbeiführen, während der Freihandel jezt nur dazu diene, die gefeſſelten Gewerbe vollends zu Grunde zu richten und

uns von Tag zu Tage das Leben koſtſpieliger zu machen. So viel ich als Laie von der Staatswirthſchaft zu begreifen vermag, haben dieſe Anſichten ihren guten Grund.

Bei Preßburg treffen wir von Wien aus auf die erſte Brücke. Sie ruht auf Schiffen, von denen ein paar ſich ausreihen, um uns durchzulaſſen. Der Zoll, welchen die Verwaltung für dieſen Durchlaß von der Dampfſchifffahrt erhebt, beläuft ſich jährlich auf eine bedeutende Summe, deren Ziffer mir leider entfallen iſt. Wir verlaſſen die anmuthigen Gelände der Krönungsſtadt von ehedem und der Strom trägt uns, ſich ſelbſt verflachend und theilend, in flaches Land hinab. Zwiſchen den Armen der Donau bilden ſich die große und die kleine Inſel Schütt, deren Namen in den jüngſten Jahren nur zu oft genannt wurden. — Zu Preßburg hat ſich die Reiſegeſellſchaft vermehrt und großentheils erneuert. An das Ohr ſchlagen mehr romaniſche, ungariſche und ſlaviſche als deutſche Laute. Ich unterhalte mich an dem zutraulichen Geplauder eines kleinen Mädchens aus dem Lande der Jazygen. Die Kleine heißt Aranka. Der Name iſt mir lieb und werth; er gehört einem lieben Kinde, das in Jokais leſenswerthem Roman, „Türkenwelt in Ungarn," vorkommt. Ich werde im Verlauf meiner Reiſeerinnerungen wohl noch auf die genannte Dichtung zurückkommen. Den Namen des Mägdleins zeichne ich einſtweilen für diejenigen auf, welche für ihre Täuflinge gern etwas Beſonderes und Neues hätten und oft nicht wiſſen, welchem oder welcher Heiligen ſie ſich verloben ſollen, um einen nicht verbrauchten wohlklingenden Namen aufzutreiben. Für dieſe wird übrigens noch zu bemerken ſeyn, daß die Betonung des Worts auf der erſten Sylbe liegt und demnach Aranka im Tonfall gerade wie Urſula oder Cordula zu behandeln iſt. Der Magyar legt immer den Ton ganz entſchieden auf des Wortes erſte Sylbe. Seine Sprache erhält vorzugsweiſe dadurch ihren ſeltſam polternden Ausdruck.

Indeſſen entwickeln ſich aus der winzigen Schiffsküche Maſſen von Schüſſeln voll dampfender Gerichte. Die leitenden Herren des Fahrzeugs, das Schiffsvolk, die Cyclopen der Maſchine erhalten ihre Mahlzeit, von der unbegreiflich ſcheint, wie ſie zwiſchen allen den vielen Schnitzeln und Roſtbratein bereitet werden konnte. Die Vorkajüte wird abgefüttert und auch einige Deckreiſende, obſchon dieſe zu neun Zehnteln eigene Küche führen: ſchwarzes Brod und weißen Speck, gewürzt mit brennrother Paprica und „ungariſcher Vanille," die man bei uns daheim Knoblauch nennt. Nach der Vorkajüte kommt der erſte Platz in's Treffen zur gemeinſamen Tafel, über deren Beſchaffenheit ich erſt noch einige Erfahrungen auf verſchiedenen Schiffen ſammeln will, bevor ich mich darüber auslaſſe.

Wir nähern uns Komorn, der gewaltigen Veſte, deren eigenthümliches Geſchick es war, in die Hände meineidiger Verräther zu fallen, um zu allererſt gegen den rechtmäßigen Herrn ihre ſchier unüberwindliche Stärke zu bewähren, und durch ihre feſte Lage einigen Elenden das verwirkte Leben zu retten, die ſonſt am Galgen ihr Ende gefunden hätten. Komorn iſt nämlich nicht erobert worden, ſondern mit Vertrag übergegangen, nachdem viel Blut in ſeiner Umgebung gefloſſen. Jezt wird gegenüber der Stadt am rechten Ufer der Donau eine abgeſonderte Befeſtigung aufgeführt, deren Nothwendigkeit die Belagerung dargethan haben mag. Unſereins ſieht übrigens dem Kibitzneſt Komorn gar nicht an, wie feſt es iſt. Wir ſehen nur ein paar niedrige Baſteien, freilich von unendlich viel Waſſer umgeben, das ſich weder ſtauen noch abgraben läßt. Eine Vorſtadt, bei der wir landen, liegt harmlos offen am Ufer in der Flanke einer vorgeſchobenen Umwallung. Die Geſchütze ruhen friedlich unter hölzernen Dächern, welche wie etwas große Hundehütten ausſehen. Die Hunde in dieſen Hütten beißen verdammt ſcharf, wenn es darauf ankommt, aber ſie werden hoffentlich nichts zu beißen bekommen, ſondern ihren beweglichen Kameraden draußen beim Pruth das Geſchäft allein überlaſſen, — wenn es überhaupt zum Beißen kommen ſollte.

Die Glocke ertönt zum drittenmal, die Dampfpfeife ſchrillt, wir fahren ab. Hut ab, meine Herrn! In dieſen Niederungen rings umher liegt manch ein wackerer Oeſterreicher begraben, der für des Reiches Einheit den Heldentod ſtarb, — für die Größe und Macht des gewaltigen Kaiſerſtaates, welcher jezt ſo rühmlich für des deutſchen Vaterlandes Ehre eintritt, und — indem er dem neuen Hunnenthum das gewaltſam genommene Pfand wieder abzwingt — zugleich ein Pfand gibt für die glänzende Zukunft, welche wir als das Vermächtniß des edeln Felix Schwarzenberg betrachten. Das Vermächtniß iſt allerdings noch nicht flüſſig, aber der Zahltag wird nicht ausbleiben. Noch einmal: Hut ab und ein Stoßgebet für die Helden, welche hier für unſere Zukunft ſtarben, nachdem Verrath und Verblendung der Magyaren ihnen ſelbſt wie uns die Gegenwart von damals verdorben!

Unter Komern heben ſich blaue Berge. Wir ſteuern mit raſchem Schaufelſchlag ihnen zu und erreichen bald eine gebirgige Gegend voll maleriſchen Reizes. Der majeſtätiſch breite Strom hat bei Komorn ſeine Arme wieder zu einem großen Ganzen vereint. Den ungeheuern Spiegel beleben ungezählte Schwärme von Wildenten, wie ich ſie in ſolcher Menge nie beiſammen ſah. In der Berge Nähe wird das Waſſer etwas ſchmaler, doch bleibt es immerhin noch gewaltig breit. Von weitem erblicken wir auf dem vorgeſchobenen Hügel, den ehemals eine Burg krönte, die neue Kirche, an welcher man ſeit mehr als einem Menſchenalter ſchon baut. Sie iſt die Metropolitankirche des Königreichs, und der Erzbiſchof von Gran iſt Primas von Ungarn. Sie macht von weitem einen großartigen Eindruck, der in der Nähe ſich wieder verwiſcht. Genau

betrachtet gleicht der Bau einem länglich viereckigen Kaſten, auf welchem die thurmartige Kuppel mit ihren angeklebten Säulen kaum zur Noth Raum findet. Das Werk iſt nüchtern, ſtatt einfach, groß, aber nicht großartig, eine verunglückte Nachahmung des Renaiſſanceſtyls, und mahnt an die zwei Bethäuſer am Gendarmenmarkt zu Berlin. Wenn das Innere dem Aeußern entſpricht, ſo dürfte es wohl eher für einen rationaliſtiſchen Prediger ſich ſchicken, als für den fürſtlichen Erzbiſchof, deſſen erſten Vorfahr der heilige Stephan eingeſezt. — Wir fahren durch die Schiffbrücke. Die Berge treten hoch und ſteil an beide Ufer. Ihre Formen ſind eigenthümlich großartig, von oben bis unten in Grün gehüllt, das noch ganz ſommerlich in ſaftiger Friſche prangt. Leider beſtehen auch hier, wie am Mittelrhein, die Wälder nur aus Buſchwerk; der Anblick thut mir im Herzen weh, dazu bin ich Waldmann genug, wenn auch nicht Forſtmann. Gegenüber von Gran erreicht der Schienenweg das Geſtade und zieht ſich auf mühſam gewonnenem Pfade unter dem ſteilen Hang am Waſſer hin. Ein Zug, wie eigens beſtellt, brauſt vorüber. Pfeifend begrüßt die Lokomotive die ältere Schweſter auf der Fluth, um bald zu verſchwinden. Jünger und raſcher, wie ſie iſt, mag ſie ihrer Ueberlegenheit ſich bewußt ſeyn. Ich ſehe ſie ohne Neid von dannen fahren; bin ich doch nichts weniger als eilig. Gelaſſen wende ich den Blick nach dem rechten Ufer, wo von hohem Felſenhange die Trümmer der alten Königsburg Viſſegrad, auf deutſch Plintenburg, noch ſtolz in ihrem Verfalle niederſchauen. Eine ſtattlichere Pfalz hat es wohl kaum gegeben, als dieſe Burg, welche in den Tagen Königs Karl I. über dreihundert Gemächer zählte, deren prachtvolle Einrichtung von den Zeitgenoſſen bewundert ward. Am Fuße des Berges ſteht, eine Vorburg, auf ſteilem Abhang ein halbgeöffneter Thurm; — er führt den Namen Salomons, den ſein Vetter Ladislav dort gefangen hielt. Die Geſchichte iſt weit über ſiebenhundert Jahre alt, doch fällt mir die genaue Jahreszahl nicht ein. Hat nichts zu ſagen; wenn ich in die Geſchicke dieſer Pfalz mich vertiefen wollte, würde ja meine flüchtige Aufzeichnung zum Buche, und dazu iſt hier nicht Ort und Zeit. Raſch dampfen wir vorüber, aber lange, recht lange wende ich den Blick nach rückwärts. Kaum vermag ich mich loszureißen von dem ſtolzen Bilde, das herablaſſend genug iſt, uns recht weit das Geleit zu geben. Ich weiß von allen den vielen Burgen am Rheinſtrom keine, die einen großartigeren Eindruck hervorbrächte. Vielleicht aber trägt die Seltenheit ſolcher Erſcheinungen an der Donau dazu bei, uns empfänglicher zu machen.

Eine Strecke unter der bewunderniswerthen Königspfalz treten die Berge zurück. Zwiſchen flachen Ufern hinfahrend erreichen wir Waizen, wo die Donau in ſcharfer Wendung ſich gen Süden kehrt. Die Ortſchaft trägt ein ungariſch weitläufiges Gepräge, und ſieht bei aller Belebtheit ſchauerlich öde aus, weil einige ausgebrannte Gebäude von rieſigem Umfang die bewohnten Häuſer überragen. Ich weiß nicht, was dieſe öden Bauwerke zu bedeuten haben, ob weltliche, ob geiſtliche Kaſernen. Am luſtigſten iſt noch der Landungsplatz des Dampfers anzuſchauen, wo hinter grünen Bäumen das blanke Wirthshaus ſteht. Seine Aufſchrift lautet: „Zum weiſen Schiff.“ Dieſe „weiſe“ Rechtſchreibung iſt bezeichnend für Land und Leute, ein Vorgeſchmack der Barbarei, der wir unbedingt entgegenfahren werden, nachdem wir der Oaſis Peſth einmal den Rücken gewendet. Die Anlände zeigt ſich überaus belebt, wie denn überhaupt der Verkehr zu Waizen, namentlich nach Peſth hinunter, ſehr ſtark iſt.

Der Tag neigt ſich dem Ende zu, bevor noch die Reiſe zum heutigen Ziele gelangt. Unterhalb St. Andrä ſehen wir in der Abenddämmerung den Blocksberg, die beherrſchende Höhe bei Ofen, welche ſich vom berüchtigten Herenberge gleichen Namens vielfach unterſcheidet, unter anderm auch dadurch, daß ſie edle Reben trägt. Allmählig wachſen die Gebirge empor, deren Ausläufer und Flanken das Schloß und die Stadt von Buda tragen. Der Mond iſt ſchon aufgegangen; eine helle Scheibe, faſt voll in ſeinem Glanze, ſpiegelt er ſich in der ruhigen Fluth und beleuchtet mit mildem Strahle die großartige Doppelſtadt, welche auf den beiden Ufern ſich weit hindehnt. Rechts ſchaut vom Berge das Ofener Schloß, neu hergeſtellt, ſchmuck und ehrwürdig zugleich auf ſeine alte Buda herab. Links prunkt und prangt auf ebenem Boden in ſchier endloſer Zeile eine Reihe von Paläſten auf dem breiten Uferdamm. Ueber die Donau ſpannt ſich, die Schweſterſtädte verbindend, die Kettenbrücke, ein Weltwunder unſerer Tage. Das Schiff rauſcht unter der Kettenbrücke hindurch, ohne den Schlot zu ſenken. Wir landen zu Peſth, und nachdem wir ſammt den Beſchwerlichkeiten auch die polizeilichen Förmlichkeiten der Ausladung überſtanden, laufen wir in den Hafen der Königin von England ein. Das Haus behagt mir von innen, wie ſein Anblick mir von außen gefällt; ich werde einige Tage hier verweilen, — aber nicht jezt, ſondern erſt nach meiner Rückkehr von der Türkengrenze. Für dießmal bleibe ich nur über Nacht, um im Morgengrauen weiter abwärts zu dampfen. Es zieht mich oſtwärts nach Peterwardein und Belgrad, nach Orſova, nach dem eiſernen Thor, nach den gewaltigen Bergen, wo im Thale der Eſerna die Wunderquelle von Mehadia ſprudelt. Nicht eher, als bis ich dieſe Ungeduld beſchwichtigt, wird es mir möglich ſeyn, in gelaſſener Empfänglichkeit die Eindrücke von Ofen-Peſth in mich aufzunehmen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Die Cholera in golden square.

Golden square, das goldene Quadrat! Man kann dieſen Namen kaum mehr ausſprechen, ohne daß Einem ein geheimer Schauder überläuft, denn das goldene Quadrat iſt die Stelle, wo die Cholera ſo plötzlich, ſo unvermuthet, ſo heftig, ja man möchte ſagen ſo rachſüchtig ausgebrochen iſt und ſo ſchreckliche Verheerungen angerichtet hat. Man war keineswegs verwundert, die Peſt in den ſchmutzigen, ungeſunden Stadttheilen von Lambeth und Blackwell wüthen zu ſehen. Wenn etwas auffiel, ſo war es nur, daß ſie nicht früher an dieſen Stellen ausgebrochen. Aber kein Menſch erwartete ſie in golden square, in einem Bezirke, der früher von ihr verſchont geblieben und wo die Menſchen und die Häuſer ſo reſpektabel ſind, ſo reinlich und anſtändig ausſehen. Und nun vollends mit ſolcher Heftigkeit!

Bekanntlich werden in London die Straßen nach den Squares benannt, die ſich in ihrer Nähe befinden, oder vielmehr gehören zur Bezeichnung einer Straße in London zwei Namen: einmal der Name der Straße ſelbſt und dann der Name des Squares, oder, in Ermanglung eines ſolchen, der nächſten Hauptſtraße. Golden square nun iſt ein ſehr beſchränkter Bezirk, höchſtens aus fünf Straßen beſtehend, und gerade nur in dieſen trat die Cholera ſo heftig auf. In Broadſtreet, einer Straße, die mit Recht dieſen Namen führt, iſt auch kein Haus verſchont geblieben, und jedes hatte wenigſtens drei bis vier Todte. Das gleichzeitige Auftreten der Cholera in dieſen Straßen, das blitzſchnelle Einſchlagen derſelben — und alle Schläge von denſelben Symptomen begleitet — ließ auf ein Miasma in dieſem Bezirke ſchließen. Was dieſe Annahme noch mehr beſtärkte, war der Umſtand, daß viele, die durch ihre Geſchäfte oder auch bloß durch Neugierde nach golden square geführt wurden, bei ihrer Rückkehr nach Hauſe von der fatalen Krankheit befallen wurden. — Was nun aber die beſondere Urſache betrifft, die den furchtbaren Ausbruch der Cholera in golden square herbeigeführt, ſo ſind die Meinungen verſchieden. Die einen ſchreiben die Schuld der Todtengrube zu, die ſich in dieſer Gegend befindet, und in welche zur Zeit der großen Peſt im ſiebzehnten Jahrhundert die Leichname zu Tauſenden geworfen wurden. Vor einigen Monaten nun, als man die Sewers oder Abzugskanäle in beſſeren Stand zu ſetzen verſuchte, ſah man ſich veranlaßt, die Stelle, wo die Todtengrube ſich befindet, ebenfalls zu durchwühlen, wodurch ſchädliche Ausdünſtungen aller Art in der Nachbarſchaft verbreitet wurden, welche der Cholera allerdings nur zu viel Nahrungsſtoff bieten mußten. Nach andern iſt es der ſchlechte Zuſtand der Abzugskanäle im Allgemeinen, was in dieſem einzelnen Diſtrikt das Umſichgreifen der Cholera ſo ſehr befördert hat. Es hat eine eigene Verwandtniß mit dieſen Abzugskanälen. Obgleich der Geſundheitszuſtand des Londons, das über der Erde gebaut iſt, ſo weſentlich bedingt iſt vom unſichtbaren London unter der Erde, ſo iſt doch dieſes unterirdiſche London von jeher ungemein vernachläſſigt worden. Sogar in den beſſern Diſtrikten hat man nicht einmal die Vorſicht gebraucht, die unterirdiſchen Kanäle mit Mauerwerk zu verſchließen. Kein Wunder, daß die Ausdünſtungen, die aus denſelben in Straßen und Häuſer drangen, die Luft verpeſteten und das Auftreten der Cholera begünſtigten. So lange es ſich für den Engländer darum handelt, ſein eigenes Haus comfortabel zu machen, iſt er zu allen Opfern bereit. Sobald er aber ein Opfer bringen ſoll für das Haus ſeines Nachbars, ſobald er dafür ſorgen ſoll, daß auch in den entfernten Häuſern die nothwendigſten Maßregeln der Geſundheitspolizei beobachtet werden, verſchließt er ſich in ſeinem engliſchen Egoismus und in ſeinem eigenen Haus wie in einem »castle« und behauptet, jedes Haus ſey, als unverletzlich, auch von aller Verbindung mit den andern Häuſern abgeſchloſſen. Das unterirdiſche London erkennt aber weder die Unverletzbarkeit noch die Verbindungsloſigkeit der Häuſer an. Die einzelnen Häuſer ſind im Gegentheil ſehr eng mit einander verbunden durch die gemeinſamen Sewers, die ſelbſt wieder eine gemeinſame Ausmündung in die Themſe haben und das Waſſer der Themſe, das alle Engländer trinken, vergiften. Und gerade dieſem Umſtand iſt es zuzuſchreiben, daß die Cholera an Stellen ausbrach, wo man ſie am wenigſten erwartete. Aus den vernachläſſigten unbedeckten Sewers in den ärmeren Diſtrikten ſtiegen in ſtiller Nacht die Effluvien auf und wanderten wie Geſpenſter zu den beſſeren Diſtrikten.

Der Anblick, den golden square heute noch, wo die Cholera bereits nachgelaſſen, darbietet, iſt höchſt ergreifend. Wo man hinblickt, ſieht man Menſchen in Trauer; da iſt faſt keiner, der nicht Verwandte verloren. Die Straßen werden noch jeden Abend mit einer weißen kalkhaltigen Flüſſigkeit begoſſen, und das ſchwarze Gewand, in das die Menſchen, und das weiße Leichentuch, in das die Straßen gehüllt ſind, geben dem ganzen Diſtrikt ein wahrhaft herzergreifendes Anſehen. Dazu kommt noch, daß ſehr viele Läden geſchloſſen ſind, die ihre Eigenthümer verloren haben. In der erſten Zeit der Herrſchaft der Seuche waren alle Läden geſchloſſen, ſogar die public houses, die Bierhäuſer; die Engländer hatten alle Luſt und Liebe zu ihrem Geſchäft, was ihnen das theuerſte auf Erden iſt, verloren; das business, welches ſie über das

Leben ſtellen und das den Tod überlebt, hatte dießmal der Furcht vor dem Tode weichen müſſen. Aber kaum war dieſe Furcht einigermaßen vorüber, ſo trat das Buſineß wieder mit um ſo größerer Kraft und Energie hervor. Der Krämer läßt ſich nicht unterdrücken, der Shopkeeper ſtirbt im Engländer nicht aus, und ſobald er die Cholera nicht mehr fürchtet, ſpekulirt er auf die Cholera. An allen Ecken und Winkeln finden ſich Anzeigen von Heilmitteln gegen die Cholera angeſchlagen. — Castor-oil und Calomel werden zu den billigſten Preiſen an den Fenſterläden der Krämer angeboten. Einer hat ſogar ein ganzes Faß mit »Cloride of Lime« vor ſeiner Thür ausgeſtellt und ladet die Vorübergehenden ein, ſich eine Flaſche von dieſer gegen Anſteckung ſichernden Flüſſigkeit zu kaufen. Für einige wenige Pence, heißt es, kann man ſich gegen die Cholera ſicher ſtellen, und der muß wirklich nicht einen Penny in der Taſche haben, der anſteht, ſich um einen ſo billigen Preis von der Seuche loszukaufen.

Nicht minder erheiternd ſind mitten in dieſer Plage die tauſende von Anſchlagezetteln, welche Vorleſungen über die Cholera ankündigen. Allopathen, Homöopathen und Hydropathen wetteifern, das Publikum an ſich zu reißen. Bei manchen dieſer Vorleſungen iſt der Eintrittspreis nicht höher als zwei Pence. Aber es iſt weniger auf die Pfennige abgeſehen, als auf die Patienten, deren man ſich dadurch verſichern will. Jezt, wie geſagt, wo die Cholera nachgelaſſen hat, fängt man an die Cholera auszubeuten. Am aufrichtigſten ſind die Straßenjungen, deren Zänkereien damit endigen, daß ſie ſich gegenſeitig mit der Cholera bedrohen. Das ärgſte, was einer dem andern ſagen kann, iſt: „Du verdienteſt, daß die Cholera dich holte!“

Was man auch immer von der Cholera denken mag, ob ſie unter der Erde oder über der Erde haust, ob ſie epidemiſcher oder contagiöſer Natur, ob ſie im Waſſer oder in der Luft brütet, ſo viel ſteht feſt, daß bei der Art und Weiſe, wie ſie ſich in London gezeigt hat, ihre Gefährlichkeit darin liegt, daß ſie ſocialer Natur iſt, d. h. daß ſie eine Krankheit iſt, die, wenn auch nicht durch ſociale Uebelſtände erzeugt, doch durch ſociale Uebelſtände am meiſten befördert wird. — Wenn, wie in London, die Luft zum Monopol geworden und dem gemeinen Volk in ſo kärglichem Maaße und in verpeſtetem Zuſtande zugetheilt wird, iſt es da zu verwundern, wenn ſie aus den Grenzen, welche das Monopol ihr angewieſen hat, heraustritt und Tod und Verderben in das Lager derjenigen trägt, die im Beſitz des Monopols ſind?

Saarbrücken, September.

Stadt und Umgegend. — St. Arnual. — Eiſenbahn. — Neunkirchen und der Park.

Ich ſchreibe Ihnen aus einer etwas entlegenen, aber äußerſt intereſſanten Gegend unſeres deutſchen Vaterlandes. Es iſt jener weſtliche Winkel, wo die Grenzen Preußens, Bayerns und Frankreichs zuſammenſtoßen. Es iſt der tief unterwühlte Boden, der von gewaltigen Revolutionen zeugt, nicht von ſolchen, welche die Menſchen gemacht, ſondern von ſolchen, die die umgeſtaltenden Mächte der Natur vor vielen Jahrtauſenden bewirkt haben, wobei kein menſchliches Auge zugeſehen, kein menſchliches Ohr den Donner einbrechender Berge und das unheimliche Toſen gewaltiger Fluthen vernommen hat. Es iſt das Land der Steinkohlen und der Erze, über dem Tag und Nacht die ſchwarzen Rauchwolken ſchweben, durch deſſen Thäler und Wälder das Schnauben und Aechzen der Maſchinen und das Dröhnen wuchtiger Hammerſchläge ſchallt. Zwiſchen hinein tönt von Zeit zu Zeit der ſchrille Pfiff der Lokomotiven und das dumpfe Rollen der Eiſenbahnzüge, die das ſonſt ſo ſtille Land mehr und mehr aus ſeiner Verborgenheit in das öffentliche Leben hineinziehen. Ja, es iſt ein intereſſanter Winkel, und ich wünſchte nur, ich könnte Sie mit dem kundigen Auge des Geologen in demſelben umherführen. Indeß denke ich, Sie werden auch die Fingerzeige des gewöhnlichen Touriſten nicht verſchmähen, der mehr auf der Oberfläche bleibt und nicht zu lange im Bauch der Erde, in den finſtern, ſchmutzigen Gruben verweilt, in denen uns der Athem zu kurz zu werden droht.

Ich ſitze in der anmuthig gelegenen Doppelſtadt St. Johann-Saarbrücken, umgeben von grünen Hügeln und mäßig hohen Waldbergen, von denen ein friſcher Hauch über das breite, ſchöne Wieſenthal zieht, durch das die Saar ſich raſch und munter windet. Vor mir ſpannt die ſchon ältere, ziemlich koloſſale Brücke ihre hohen Bögen über den tiefen Wieſengrund und das Flüßchen, um die beiden Schweſterſtädte mit einander zu verbinden. Ihre Pfeiler ruhen meiſt auf trockenem Grund, denn um dieſe Saar in ihrem gewöhnlichen Zuſtande durchzulaſſen, genügt ein einziger dieſer Bögen; aber in Zeiten, wo die Höhen rings umher und weit hinauf ihre Waſſer maſſenweiſe zu Thal ſenden, wird das ganze Wieſenthal zum breiten Strom. Auf und ab erſcheinen maleriſch gelegene Dörfer, in der Nähe Alleen und hübſche Spaziergänge auf Anhöhen und in ſchattigen Gründen, und drüben auf der rechten Seite, unfern von St. Johann, erhebt ſich auf kahler Anhöhe ein koloſſales neues Gebäude, gleich einer Burg. Es iſt der Eiſenbahnhof, aus Quadern von buntem Sandſtein hoch, maſſiv und feſt gebaut, wie man ſelten einen ſieht. Zu beiden Seiten des Portals auf hoher Terraſſe ſpringen zwei hohe viereckige Thürme mit ſchönen Mauerkronen vor, vier ähnliche, nur niedriger, an den Ecken. Das Gebäude hat vier Stockwerke, ſämmtlich mit gekoppelten, reich und ſchön gegliederten Rundbogenfenſtern geziert. Wohl ſieht das Ganze kaſtellartig aus, aber Styl, Maaße und Material, Gliederung und Ausführung im Einzelnen ſind imponirend ſchön. Die ganze Bahn von Mainz bis Paris dürfte, abgeſehen von dem prächtigen Bahnhofe zu Metz, wenig Gebäude aufzuweiſen haben, die dieſem den Rang ablaufen.

Von St. Johann-Saarbrücken ſelbſt weiß ich wenig zu ſagen. Es ſind zwei recht gewerbſame ältere Städtchen, jenes etwas neuer, ebener und winkelrechter, dieſes etwas krummer und unebener. Von Alterthümern und charakteriſtiſchen Gebäuden fällt, außer den wenigen, eine Viertelſtunde entlegenen Ueberreſten eines Deutſchherrenhauſes aus dem dreizehnten Jahrhundert, nichts in's Auge, * denn ſelbſt die Kirchen gehören, eine einzige ausgenommen, in die Zeit des wuchernden Ungeſchmacks. Beamten- und Herrſchaftshäuſer aus der Zeit, da noch die Fürſten von Naſſau-Saarbrücken ihre Reſidenz hier hatten, ſind an ihren Rococoſchnörkeln noch wohl kenntlich, aber was wäre daran ſehenswerth? Selbſt das aus der Zerſtörung durch die Revolution recht bürgerlich wieder erſtandene Reſidenzſchloß auf dem höchſtgelegenen Theil der Stadt, mit ſeiner herrlichen Ausſicht über das Saarthal, hat nichts von ſeinem Ausſehen in früheren Jahrhunderten übrig behalten. Auch der Schloßgarten mit ſeinen Muſchelgrotten und ſonſtigen Herrlichkeiten der Zopfzeit iſt verſchwunden, vielmehr in die Hände von Privaten übergegangen, die ihn ſo zertheilt haben, daß er unter dem Namen der „ſieben Herrengärten“ figurirt. Der Ausſicht mag man ſich erfreuen, ſonſt aber lohnt es nicht der Mühe, ſich bei dem ehemaligen Schloſſe lange aufzuhalten, um ſo weniger, als es in ſeinen Räumen wie in ſeiner Umgebung gar öde und einſam iſt. Ueberhaupt iſt es gegenwärtig, von dem gewöhnlichen Handwerks- und Verkehrslärm abgeſehen, recht ſtille hier. Das Gymnaſium hat ſeine Ferien, die zwei preußiſchen Schwadronen, die hier garniſoniren, ſind drüben bei Saarlouis im Lager und machen die großen Manöver mit; nur die altidylliſche Sitte, zufolge der die Wäſcherinnen hier noch ihr Geſchäft an den mit großen Waſchtrögen verſehenen öffentlichen Markt- und Straßenbrunnen betreiben, gibt dem Ganzen eine etwas erhöhte Lebendigkeit. Auch die Saarzeitung und der Saarbote, die hier erſcheinen, und neben denen vorzugsweiſe die Kölniſche und das unvermeidliche Frankfurter Journal geleſen werden, machen wenig Lärm.

Bei allem dem bleibt Saarbrücken ein angenehmer Aufenthalt auf kurze Zeit, beſonders für den, der es auf

* Einzelne Privaten beſitzen ziemlich reiche und intereſſante Sammlungen römiſcher Alterthümer.

kleine Ausflüge in die interessante Umgegend abgesehen hat. In unmittelbarer Nähe liegt außer den genannten Resten der alten Deutschordens-Comthurei, eine freundliche Höhe, der Halberg, mit seiner sogenannten Druidenhöhle und der lachenden Aussicht, aber das fürstliche Lustschloß auf demselben mit seinen Gartenanlagen ist verschwunden. Gegen Norden mag man den ehemaligen Park Ludwigsberg aufsuchen, der mit seinen schönen Baumgruppen ebenfalls nur an untergegangene Herrlichkeiten aus der Zeit des weiland römischen Reiches und seiner zahllosen Fürsten und Herren erinnert. Eine kurze Strecke unterhalb der Stadt fesselt eine großartige Eisenbahnbrücke mit ihren Bögen und Pfeilern das Auge. Der interessanteste Punkt in der nächsten Umgebung der Stadt ist aber das stromaufwärts gelegene Dorf St. Arnual, das man von der Brücke aus recht malerisch hingelagert sieht. Dort steht eine uralte Stiftskirche, die im Jahr 893, also unter Kaiser Arnulf, und vielleicht gar zu Ehren seines Namens, von dem Bliesgaugrafen Odoaker II. aus dem ardennischen Geschlechte gegründet wurde. Schon als Baudenkmal merkwürdig, ist sie es auch als Ruhestatt der alten Grafen von Nassau-Saarbrücken, deren Grabmale in großer Zahl die kühlen, dämmernden Hallen schmücken. Das älteste derselben ist aus dem Jahr 1455, ein Sarkophag, mitten im Chore aufgestellt, auf dem das gut gearbeitete Reliefbild einer Dame liegt. Die Seiten schmücken die Wappen von Saarbrücken, Nassau, Lothringen und Vaudemont, die Umschrift aber lautet: „Hie liget die Hochgeborne Frauwe Elisabeth von Lothringen, Gräffinne zu Nassauwe und zu Sarbrucken, die starff des Jares MCCCCLV. uf sant Antoni Dag. Der Seelen Gott gnädig sey." Gleich beachtenswerth ist ein anderer Sarkophag mit drei Steinbildern neben einander. Das Denkmal ist aus dem Jahre 1472 und stellt den Grafen Johann mit seinen beiden Gemahlinnen Johanna von Loen und Elisabeth von Württemberg-Mömpelgard dar. Das Volk hat aus diesem Johann einen zweiten Grafen von Gleichen, aus einer der beiden Damen schon um ihrer Zöpfe willen eine Sarazenin gemacht, während hier doch nur zwei Ehen, aber keine Doppelehe stattgefunden. Ja die Württembergerin, die das Grabmal auch für sich errichten ließ, hat nicht einmal ihre lezte Ruhe hier gefunden, weßhalb in der auf sie bezüglichen Inschrift Jahr und Tag auch nicht ausgefüllt sind. Auch aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stehen noch zahlreiche Standbilder an den Wänden umher, darunter eines aus dem Jahr 1574 in voller ritterlicher Rüstung. Ich rathe jedem Reisenden, der die Gegend berührt und Sinn für alte Kunst und Geschichte * hat, an der Kirche von St. Arnual nicht vorüber zu gehen, und möchte ihn nebenbei noch auf die vier Stunden westwärts von Saarbrücken an der Straße nach Saarlouis gelegene uralte und berühmte Abtei Wadgassen aufmerksam machen. Dem Freunde der Industrie aber mag noch als Zielpunkt die nicht fern von Saarlouis gelegene, ausgedehnte Fayancefabrik zu Wallerfangen (Vaudrevange) empfohlen seyn.

Ich selbst schlage den entgegengesezten Weg ein. Es ist mir zunächst um den merkwürdigen Landstrich zu thun, den die Eisenbahn bis zur nahen bayerisch-pfälzischen Grenze durchzieht. Eine Fahrt bis Neunkirchen nimmt kaum drei Viertelstunden in Anspruch, aber sie führt an zahlreichen Merkwürdigkeiten vorüber. In den Wänden der tiefen Bergeinschnitte liegen zwischen anderem Gestein die dünneren Kohlenschichten klar zu Tage, und das Ganze fliegt vorüber wie ein langes gestreiftes Band von hellen und dunkeln Farben. Hart an der Bahn stehen da und dort neue massive Gebäude, welche die Maschinen bergen, um die Kohlen zu Tag zu heben, die in unterirdischen Gängen aus größerer oder kleinerer Entfernung herzugeführt werden, um sie alsbald verladen und in's Weite führen zu können. Von Zeit zu Zeit läuft ein kleiner Schienenweg neben der Eisenbahn aus, und die Kohlen, die er aus einer nahen Grube bringt, liegen da aufgehäuft. Dichte Rauchwolken steigen zur Rechten aus dem grünen Thale und zur Linken von den nahen Rainen auf, wo die Cokesöfen allenthalben in langen Reihen neben einander unaufhörlich glühen. Auch die großartige Backsteinbrennerei bei Dudweiler, die Glashütten bei Sulzbach und Friedrichsthal und die andern Werke, die das Thal beleben, liefern ihr Contingent zu diesen Rauchwolken, welche die schönen grünen Wälder durchziehen und an trüben Tagen mit den Wolken um die Wette den Himmel verdüstern. Auch an einem Tunnel fehlt es auf dieser kurzen Strecke nicht, doch gehört er nicht zu denen, die uns lange durch Nacht und unheimliches Getöse betäuben.

Neunkirchen, wo ich die Eisenbahn verließ, die nun in eine ziemlich einförmige, unschöne Gegend hinausläuft, kündigt sich schon von weitem als einen der Orte an, in denen Vulkan sein geräuschvolles Wesen treibt. Die wohlgeschwärzten Hüttenwerke der Familie Stumm heben ihre hohen Schlote aus der Tiefe eines grünen Thalkessels, und all das Getöse, das mit ihnen verbunden ist, schlägt laut an's Ohr. Recht lieblich aber contrastirt mit diesen rußigen Gebäuden die ganze Umgebung. Ueber grüne Hügel hingebreitet liegt das Dorf, zwei Kirchen schauen von der Höhe, zwischen Obsthainen senken sich die herbstlich glatt geschorenen Matten zum Wiesengrunde des Bliesthales herab, und rings darum her erheben sich etwas höhere waldige Berge. Die Grafen von Nassau-Saarbrücken hatten den Ort nicht übel gewählt, um sich auch hier ein Lustschloß zu erbauen. So stattlich aber auch dieses Viereck mit seinen runden Eckthürmen, seinen verschnörkelten Giebeln und seiner geräumigen Plattform aus dem winkelrecht ausgehobenen Teiche herausgeschaut haben mag, die Franzosen haben keine Spur davon übrig gelassen. Dafür haben die Männer der Industrie ihre Werkstätten angelegt, auf die Höhen stattliche Wohnungen gebaut, und der jezige Stumm'sche Park ist sicherlich ungleich schöner, als irgend einer der gräflichen Gärten jemals war. In der That, dieser Park, den jezt die Eisenbahn am nördlichen Ende durchschneidet, ist schöner, als man ihn in solcher Gegend zu finden erwartet. Die Kunst hat hier der Natur nur wenig nachzuhelfen gehabt. Hügel und Thal, Wald und Felsen, Wiesenhang und Wasserspiegel hat diese

* Für Geschichtsfreunde sey hier einer fleißigen Bearbeitung der „Geschichte des vormaligen Nassau-Saarbrückschen Landes und seiner Regenten, von Friedrich Köllner, mit Zeichnungen und Karten," Erwähnung gethan.

geliefert, man brauchte nur die gewundenen Gänge hinein zu ziehen, da und dort ein traulich Ruheplätzchen herzurichten oder eine Perſpektive zu eröffnen, Brückenſtege anzubringen und einige Häuschen zu erbauen, wie das nette Bauernhäuschen und das bijouartige Blockhüttchen am Teich. Wie wohlgepflegt dieſes ſchöne Beſitzthum iſt, das ſieht man gleich beim Eintritt in daſſelbe. Wie niedlich das Bowlingreen, in das man aus der Veranda hinter dem Wohnhauſe ſchaut; wie zierlich die Beete von Verbenen und andern kleinen Blumen, die aus dieſem Grün leuchten; wie reinlich jeder Weg und Pfad! Wahrhaft überraſchend aber iſt der Anblick einer neuen gothiſchen Kapelle, deren reiche, zierliche Frontſeite mit dem hohen, ſchlanken Thürmchen dort drüben auf der Anhöhe aus dem Waldesdunkel ſchaut. Sie iſt eine Zierde, aber keine Spielerei. Das kleine Gebäude iſt maſſiv aus röthlichen Sandſteinquadern bis zu Knopf und Kreuz hinauf im reinſten deutſchen Style aufgebaut und reich verziert. Und wenn Sonntags das Glöcklein läutet, ſo iſt das nicht leerer Schall; es ruft wirklich zum Gottesdienſte in die nette Halle mit ihren farbigen Spitzbogenfenſtern, wo der Hauslehrer der Familie Stumm, ein Geiſtlicher, die Predigt hält. Ich hebe das beſonders hervor, weil ein Fremder, der dem Kirchlein nahe tritt, leicht irre werden könnte. Stehen ja doch auf den Eckſteinen der Kniemauer, welche die Terraſſe vor dem Portal umfaßt, zwei wunderliche Heilige, bei deren Anblick man ſich des Lachens nicht erwehren kann, wenn man ſich nicht gar über ſie ärgert. Minerva iſt's und Diana, zwei lebensgroße Statuen, zum mindeſten hundert Jahre und darüber alt, denen der entſetzliche Zopf ellenweit heraushängt, dazu dick mit Oelfarbe übertüncht, kurz zwei abſcheuliche Fratzen oder Mißgeburten, von denen kein Menſch begreift, wie ſie gerade hieher kommen. Ich denke, ſie ſollen nur probweiſe debutiren und bald einem Paulus und Johannes Platz machen, denn es wäre ſonſt wirklich unbegreiflich, wie neben ſo viel Geſchmack ſolche Abgeſchmacktheiten Platz finden konnten.

Noch darf ich einer Merkwürdigkeit nicht zu erwähnen vergeſſen, die der Stummſche Park einſchließt. Es iſt das ein Abſchnitt eines foſſilen Baumſtamms, der ſchon vor langer Zeit aus einer der zahlreichen Kohlengruben der Gegend zu Tag gefördert worden iſt. Er ſteht nahe dem Teiche, leider von Jahr zu Jahr mehr verwitternd, denn es blättert ſich, wenn ich ſo ſagen ſoll, ein Jahresring nach dem andern ab. Freilich iſt er noch immer kräftig genug, um eine hübſche Zahl von Jahren auszudauern, da er bei einer Höhe von ſechs Fuß nahezu zehn Fuß im Umfang mißt. Es ſoll der Strunk einer antediluvianiſchen Palme ſeyn. Ich wage nicht, ihn botaniſch zu klaſſificiren, und bemerke nur, daß bei den Erdarbeiten auf der Bahnſtrecke zwiſchen Neunkirchen und Saarbrücken neben den zahlreichen Abdrücken von Farrenkräutern ein ähnlicher Baumſtamm ausgegraben und eine Menge verſteinerter Palmnüſſe, meiſt neſterweiſe beiſammen, aufgefunden worden ſind.

Der ſchöne Park hat mich länger gefeſſelt, als darauf die glühenden Räume des Hochofens, der Puddlingsöfen und des Walzwerks. Wer mag da lange aushalten, wenn er nicht eben muß, wie dieſe bleichen, halbnackten Cyklopen? Ich habe nur geſehen, welche Maſſen von Eiſen da verarbeitet werden, beſonders zu Eiſenbahnſchienen, deren nicht genug geliefert werden können. Das Erz aus der Nähe reicht dazu lange nicht aus, es wird ſolches maſſenweiſe weither gebracht, namentlich aus der Lahngegend. Die Ausdehnung des Geſchäfts mag man ungefähr bemeſſen, wenn man weiß, daß dieſes Etabliſſement 13 bis 1400 Menſchen beſchäftigt.

(Schluß folgt.)

Venedig, September.

(Schluß.)

Kunst. — Gesellschaft.

In demselben Saale finden sich auch vier Stücke von Tintoretto, drei davon aus der antiken Sagenlehre gegriffen, das vierte, nach meinem Dafürhalten das lieblichste und geschmackvollste, obgleich ebenfalls in mythologischem Gewande, die Versinnlichung einer Abstraktion: der Fleiß, der Wohlstand, oder ein anderer Friedensgott, der in den romanischen Idiomen weiblichen Geschlechts ist, weist den Krieg ziemlich höflich aus dem Revier; ich habe nie etwas Allegorisches von so sinniger Anlage und von so verführerischem Adel in der Ausführung gesehen. Die Farbe, wie fast immer bei diesem Maler, ist magisch, und die Form der einschmeichelnd gebogenen Glieder durchzuckt einen mit der feinsten Wollust. Es ist etwas von der köstlichen Weichheit des Correggio in dem Bild, und man könnte es einen Tintoretto-Correggio nennen. Ein anderes Bild von Tintoretto, Merkur, der den Grazien, ich kann nicht sagen aus welchem Grunde, seine Aufwartung macht, hat unstreitig ungemeines Verdienst; die Fleischfarben der Huldgöttinnen sind von einer Kraft, Frische und Wahrheit, daß selbst den Beschauern, denen eine solch überschwengliche Masse von Sinnlichkeit zuwider ist, ein bedeutendes Maß von Bewunderung aufgedrungen wird. Allein daß hier ein Mißbrauch vorwaltet in Anwendung der Lebenselemente, der Elemente des venetianischen Lebens zumal, womit man die leiblichsten Triebe der Menschen ködert, als Reizmittel der Kunst, das lasse ich mir von dem Urtheil des spruchfähigsten Malers nicht aus dem Sinne bringen. Ein ziemlich frecher Franzose, nachdem er einen Blick auf das Gemälde geworfen, das man als eine Gruppe der Grazien bezeichnet hat, äußerte sich folgendermaßen: »Vous appellez cela les grâces, quant à moi, se n'y vois que des grasses.« Das Wortspiel ist in der Form unvergleichlich schlecht, aber es drückt die Wahrheit aus. Dieses maßlose Auftragen, diese Anbetung des Fleisches ist eine böse Gewohnheit der Venetianer. Paolo Veronese, der große Paolo Veronese hat ebenfalls auf diesem Gebiete des Guten viel zu viel gethan; auch Tizian, der sich in gleicher achtungsvoller Entfernung von allen Extremen hält, hat hie und da in diesem Punkt gesündigt, und es ist kein Wunder, daß der Widerstand gegen diese Uebertreibung des rein Sinnlichen dem steifen Giovanni Bellini so viele Anhänger, namentlich seit dem Falle der Republik verschafft hat.

Eine der Folgen dieser Hingebung an das Fleisch und seine Erfordernisse ist die allenthalben in Venedig sichtbare Lust zum Müßiggang und die hieraus entspringende Langsamkeit, der unpünktliche Gehorsam gegen die Pflicht in den Verrichtungen des täglichen Lebens und die Unordnung, die hiedurch in den gegenseitigen Verkehr der Stände und der Einzelnen kommt. Es läßt sich dieß bei Befriedigung der geistigen wie der leiblichen Bedürfnisse sehr oft und sehr deutlich wahrnehmen. Die Gläubigen, die von dem Geläute, welches in andern Gegenden den unmittelbaren Beginn der Messe bedeutet, sich in die Kirche führen lassen, müssen oft eine Viertelstunde, wenn nicht länger bis zum Anfang der heiligen Handlung warten. In den Schenken verlangt man, selbst wenn man ein Stammgast ist, oft zwei, drei, fünf, sechsmal das Gewünschte, ehe man bedient wird. Wie es aber bei keinem Volke etwas Seltenes ist, daß die Gewohnheiten der Zunge mit dem übrigen Thun und Treiben im Widerspruch stehen, so ist auch in den hiesigen Wirthschaften nichts häufiger als die kräftigsten Betheuerungen einer schleunigen Bedienung. Subito ist das große Wort, mit dem der anlangende Kunde, so wie er etwas begehrt hat, beruhigt, der hungrig harrende, hungrig heischende Gast nach wiederholter Mahnung vertröstet wird.

Diese Unfähigkeit zu rascher und bestimmter Arbeit, dieser Mangel an Wetteifer in der rechtzeitigen Besetzung des angewiesenen Postens, der natürlich auch einen geringen Grad von Augenmerk und Wachsamkeit vermuthen läßt und zum Theil die schlechten, traurigen Ergebnisse der italienischen Kriegsunternehmungen erklären kann, hat in dem saumseligen Fortschritt und dem wiederholten Stillstand des Brückenbaus, welcher das der Akademie gegenüber liegende Ufer des großen Canals mit diesem Gebäude in Verbindung bringen und so die ziemlich zahlreiche Klasse hiesiger Einwohner, die Kunststudien obliegt, von den Lasten der Gondelüberfahrt befreien soll, eine abermalige Probe ihres zähen Daseyns abgelegt. Man hatte trotz des Schneckengangs, in dem das Geschäft der Anlegung dieser Eisenbahnbrücke nach ihrer Ankunft aus London sich dahin schleppte, fest darauf gerechnet, daß am 13. August, dem Tage, wo die Ausstellung der von den Künstlern der hiesigen Schule eingesandten Leistungen beginnen sollte, auch die Brücke der Akademie für das Publikum bereit seyn würde. Allein die Ausstellung ist eröffnet und die Brücke nicht geschlagen worden; die außerordentliche Vermehrung im Besuche der Akademie kommt daher den Gondolieren, welche die Ueberfahrt mit ihren kleinen Schiffen besorgen, zu gut, und nach den Vorarbeiten zu urtheilen, wird die Brücke bald nach dem Schluß der Ausstellung an Ort und Stelle seyn.

Der außerordentliche Zudrang des venetianischen Publikums zu dieser Sammlung moderner Bilder, namentlich an Sonn- und Feiertagen, wo der Eintritt frei ist, erklärt sich nur aus dem eingewurzelten Antheil der Venetianer an jeder festlichen Episode des Alltagslebens, aus ihrer eitlen Sympathie für alles, was als ein Fortleben ihrer früheren Herrlichkeit schlecht und recht sich auslegen

läßt, oder auch aus der Genügsamkeit der jetzigen Bevölkerung in Sachen der Kunst. Diese venetianische Kunstschau ist, mit Ausnahme eines halben Dutzends gelungener Sachen, die fast alle von Ausländern herrühren, ein keineswegs glorreiches Zeugniß venetianischer und überhaupt italienischer Kraft im Gebiete plastischer Thätigkeit. Allenthalben großartige Ansprüche, die sich in schreienden, nicht in glühenden Farben, in der Wahl patriotischer oder philosophischer Gegenstände, in der Sucht, die verworrenen Sagen von christlich-germanischer Kunst und die wenig bekannten Proben, die davon über die Alpen kommen, mehr oder minder ehrlich, wie es sich eben thun läßt, zu benützen, so wie in meist unmächtigem Wetteifer mit französischer Fertigkeit und Wärme sich kundgeben; aber nur gar wenige Beweise angeborener und verständig entwickelter Gaben, nur seltene Spuren treuen und freien Anschlusses an die glänzenden Beispiele der altvenetianischen Malerei: kurz von wahrhaft lebendigen und wahrhaft heimischen Eigenschaften ist so gut wie nichts wahrzunehmen. Der venetianischen Baukunst wurde durch mehrere Abbildungen wichtiger und hervorragender Bauten aus der Vorzeit gehuldigt, allein wohl keiner dieser Versuche gibt viel von der Wirkung wieder, welche die steinernen Urschriften unter dem freien, zumal abendlichen Himmel Venetias hervorbringen. Die Landschaften, die den Ueberschriften zufolge meist berühmte Gegenden darstellen sollen, suchen durch grellen Farbenauftrag und scharfen Lichteraufsatz die sinnige Vertiefung in die Natur zu ersetzen, die nur durch ein enges Bündniß von innigem Naturgefühl und genauer Kenntniß des Handwerks sich erreichen läßt. Unter den Landschaften, die ich hier ausgestellt sah, schienen mir nur Surrogate dieser Vorzüge sich zu finden. Wohl ist darunter manches Bessere; die Sachen von Cecchini, der nordfranzösische Scenen gemalt, und namentlich Uferplätze an der Seine, aus der Umgebung von Paris, zur künstlichen Nachahmung gewählt, hat die freundliche Anmuth ohne Schwung und Größe, die der Stempel jener reichen Gegenden ist, recht sprechend veranschaulicht. Die Bekanntschaft mit den französischen Landschaftern geht aus mehreren dieser Leistungen hervor, und selbst der sinnige, stille, für die Masse der Beschauer etwas unscheinbare Corot hat unter den Malern des hiesigen Salons einen Jünger gefunden, dessen er sich nicht zu schämen braucht. Wie überall ward biblische und nicht biblische Geschichte hier von verschiedenen Farbenhistorikern behandelt und namentlich die Vergangenheit Venedigs ausgebeutet. Ein pathetischer Auftritt aus dem Leben des Dogen Foscari wird viel besprochen und auch viel gerühmt, da der Urheber desselben Professor an der Akademie der schönen Künste zu Mailand ist und hier seine Laufbahn durch eine erotische Gruppe von seltener Kühnheit in der Anlage und seltener Virtuosität der Ausführung begonnen hat. Allein es würde das geschichtliche Bild, das er auf die heurige Ausstellung brachte, vielleicht strenger beurtheilt werden, wenn es von einem minder empfohlenen Manne herrührte; man würde die emphatische Haltung der Personen und das kalte Farbenspiel verdammen, wenn man auch die Beleuchtung von oben und die architektonische Zugabe als ziemlich befriedigend, ja die erstere sogar als wirkungsreich anerkennen dürfte. Im Aquarell, das hier sehr stark getrieben wird, sind verdienstvolle, wenn auch nicht geniale Leistungen zu sehen und die graziösen Gaben der Bildhauerei, zumal ein schlummernder Knabe, sind durchaus nicht zu verachten.

Ich gebe Ihnen kein Urtheil über die riesige Assunta, die geometrisch gemessen doppelt so groß ist als Tizians Himmelfahrt Mariä, der ich im Laufe dieser Skizze einige Zeilen gewidmet habe; denn ich halte es für überflüssig von einem Venetianer unserer Zeit im Ernst zu sprechen, der, weil er Michelangelo heißt, mit einem Tizian in die Schranken zu treten wagt und seine Ueberlegenheit über den gefeierten Todten nicht besser bekunden zu können glaubt, als wenn er eines größeren Flächenraums von Holz oder Leinwand sich bemächtigt und ein so ungeheures Stück Arbeit zu Tage gefördert hat, daß es wegen seiner Masse und Höhe nicht in die Akademie geschafft werden konnte und in der St. Margarethenkirche zu sehen ist. Ich will zur Erklärung dieses staunenswerthen Phänomens bloß die Geschichte mittheilen, die hierüber unter den Künstlern und Müssiggängern Venedigs als etwas völlig Authentisches im Umlauf ist. Ein ungarischer Bischof, also schon etwas näher an der Barbarei zu Hause als wir, war nach Venedig gekommen, um eine Himmelfahrt Mariä etwa vom doppelten Umfang der Tizianschen und mit denselben, aber anders eingekleideten Ideen für den barbarisch geräumigen Tempel, dem er das Riesenwerk zudachte, zu bestellen, und er hatte in Professor Michelangelo Grigoletti seinen Mann gefunden. Da, wie gesagt, diese gigantische Schöpfung nicht in der Akademie untergebracht werden kann, so müssen die Schaulustigen nach Santa Margherita wandern, und durch all diese Umstände hat sich unter den Patrioten und Patriotinnen Venedigs das Gerücht verbreitet, ein neuer Tizian, größer als der Erste, sey auferstanden. Lassen wir diesen Tizian nach Ungarn ziehen und rechten wir nicht mit der Kunst, die nur nach Brod geht; lassen wir auch die Festreden zu Ehren der Künstler, der Kunstwerke und der Grundsätze, die Sonntag den 20. August durch die Vertheilung ausgesetzter Preise triumphirten, ohne weitläufigen Commentar verhallen, werfen wir höchstens einen eiligen vergnügten Blick auf das Leben an der Canalfahrte zur Akademie, wo eine ganze Gondelflotille zusammen gekommen war, und in einer einzigen Barke fünf bis sechs Pilger, mit Gefahr bei dem geringsten Stoß in's Wasser zu stürzen, sich aufrecht an einander drängten, und verweilen nur noch bei den allerliebsten Hundebildnissen, den kleinen vierbeinigen Menschenfreunden von sehr feinem Stamm, mit weichem, weißem Zottelhaar, sprühenden Augen, einschmeichelnden und gefälligen Manieren gegen jedermann, einem nett geringeltem und leicht beweglichen Schweif zu diesem Behufe, einer zu jeder Liebkosung bereiten Zunge und Pfoten, wie sie keine Gazelle niedlicher haben kann.

Dieser liebenswürdigen Race zugehörige, aber lebendige Wesen stellen sich jeden erträglichen Abend auf dem Markusplatz unter gebührender Begleitung ein und bilden einen der angenehmsten Bestandtheile der wirren und wimmelnden Gesellschaft, die unter den Launen und Spielen des abendlichen Dunstkreises dort zusammen kommt. Wohl nirgends in der ganzen Welt fließen und weben die träumerischen Regungen einer durch die Scheide von Tag

und Nacht mannigfaltig bestimmten Natur mit dem in keine Regel eingezäunten Gewirre großstädtischer Erholung glücklicher ineinander. Die Abendwolken sah ich freilich noch nie hier in Purpurglanz oder Juwelenstaat glühen, wie ich das am Ocean und an der Seine, wie ich es in fast unvergleichlicher Pracht in und um Triest, das so nahe bei Venedig liegt, gesehen habe; allein die Wolken bilden dünne Fäden, färben sich mit dunklerem oder hellerem Roth, die Fäden vereinen und verdichten sich zu einem Gespinnst, in das auch graue Stränge und Fasern sich einmischen; und wenn das Ganze, da und dort von den lezten Strahlen des Tags durchschimmert, an die phantastische Markuskirche und ihre Nachbarschaft sich schwimmend ansezt, so werden jene wundersam räthselhaften heiligen, aus morgenländischen Stoffen und europäischem Bildnersinn zusammengeschmolzenen Gebäude noch mystischer und geisterhafter, als sie es bei ungetrübtem Lichte sind. In der neuesten Zeit wurden die Reize dieses merkwürdigen Salons im Freien noch dadurch vermehrt, daß wir seit dem Abgang des Regiments Prohaska zwei Musiken statt der einen, die uns genommen wurde, bekommen haben, und so der abendliche Ohrenschmaus uns häufiger und regelmäßiger zu Theil wird. Die böhmische Musik des Regiments Wocher namentlich thut Wunder, und einen Offizier eines andern, eines Croatenregiments habe ich im warmen Erguß des Lobes, das er dem Nebenbuhler seines eigenen Regiments spendete, sagen hören: „Wir machen doch den Italienern so männliche und so innige Musik, wie sie von ihren Trillerköniginnen keine bekommen; allein wir rühren sie damit eben so wenig als wir mit unsern Bajonetten, trotz all unserer Siege, sie gebessert haben. Sie sind ärger als die Bestien des Orpheus; sie sind taub gegen unsere Musik, wenn sie es auch nicht gegen unsere Kartätschen sind.“ Trotz dieses humoristischen Ausfalls eines zugleich unmuthigen und gutmüthigen Soldaten, ist der Platz, wenn Wocher spielt, zumal an Sonn- und Feiertagen, gewöhnlich so gesteckt voll wie ein Schauspielsaal, wenn eine Prima Donna Assoluta Furore macht; nur am Geburtsfest des jungen Kaisers schienen mir die Reihen der Zuhörer ziemlich dünn und die Antipathie gegen das Fest stärker als die Freude an der Musik. Neben den Spielleuten der Garnison ließen mehrere Abende hindurch auch die Tonkünstler der Kirchen sich vernehmen. Die so lang währende, unausgesezte, unerbittliche Hitze sollte mit den geistlichen Heilmitteln des Gebets bekämpft werden, und in allen Kirchen war jeden Abend, wenigstens eine Woche hindurch, von Gesang begleitetes Flehen um gedeihlichen Regen angeordnet. An welcher der drei- bis vierhundert Kirchen Venedigs man vorbei kam, es drangen gehaltene, einschmeichelnde und melodisch bittende Töne etwas verworren aus den heiligen Räumen hervor. Der Aufruf zu dem, der die Sonne aufgehen läßt über die Guten und über die Bösen, fand, den Spöttereien der Freigeister zum Trotz, baldige Erhörung. Der Sirocco, der hier wie ein Dämon des Meeres und der Erde, der Luft und des Feuers betrachtet wird, dem man alles Gute und Böse zuschreibt, wie einem, der zugleich ein Diener Gottes und Satans wäre, brachte mehrere befruchtende Regenschauer, ein bedeutender Nachlaß der Hitze läßt sich verspüren und ein Zephyr bläst uns in den Nacken und in's Gesicht, auf eine Weise, die nicht die süße „Bavasele,“ die lenzige Treiberin verliebter Gondeln verräth, sondern schon wie ein erster Vorläufer des Herbstes sich ausnimmt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 43. 22. Oktober 1854.

— Scopulis se porrigit Aetna perustis.
Aetna giganteos nunquam tacitura triumphos.
Claudian.

Eine Aetnafahrt.

Ich war noch ein Kind und trabte allmorgentlich mit meinen Büchern unter dem Arm in die lateiniſche Schule meiner Vaterſtadt, als ich bereits keinen lebhafteren Wunſch kannte, als dereinſt den Gipfel des Rieſen unter den feuerſpeienden Bergen Europas zu beſteigen. Die Schilderungen der Wunder fremder Länder in Reiſebeſchreibungen und geographiſchen Lehrbüchern waren von jeher meine Lieblingslectüre geweſen, und meine Phantaſie war lebhaft genug, um die mir vorgeführten Bilder und Farben auszumalen, die, wenn nicht getreu, doch oft noch greller und glühender waren als die des Originals ſelbſt. Nichts aber reizte meine Einbildungskraft ſo ſehr, nichts flößte mir ſo große Sehnſucht ein, als die Schilderungen ragender Alpenhörner, und vor allem der einſam aufſteigenden Kegel der Vulkane mit ihren Lavaſtrömen und dem finſtern, geheimnißvollen, Verderben ſprühenden Schlunde auf ihrem Gipfel. Da las ich einſt in den engliſchen Lehrſtunden, die mir eine ältere Couſine ertheilte, die Beſchreibung einer Aetnabeſteigung. Ich erinnere mich nur noch, daß ſie in einer alten, ſteifbrochirten und vergilbten Anthologie ſtand, in der ſich unter anderem weitläufige Auszüge aus Lord Cheſterfields Briefen an ſeinen Sohn befanden. Nach dem einzigen Paſſus, der mir im Gedächtniß geblieben iſt und der ſich auf den Anblick des geſtirnten Himmels vom Thurme des Empedokles aus bezog, müſſen die Farben ziemlich ſtark aufgetragen geweſen ſeyn. Er ſchloß mit den Worten: »but here description must fall short.« Aber meine Einbildungskraft ließ ſich dadurch nicht aufhalten. So lebhaft ſtand mir der Berg ſelbſt und der Blick von ſeinem Gipfel herab ſeit jener Zeit vor, daß er mir nachher unzählige mal und immer in derſelben Geſtalt in meinen Träumen erſchien, und es mir zuweilen ſelbſt im Wachen ſo vorkam, als ſey ich wirklich ſchon einmal da oben geweſen.

Jahre auf Jahre waren ſeitdem vergangen, aus dem Kinde war ein Mann geworden, und in der Proſa des Schulmeiſterlebens verblaßten nach und nach die Farben meines phantaſtiſchen Aetna. Da führte mich eine unerwartete Wendung meines Schickſals ſüdwärts über die Alpen an die Ufer des Arno, und nach vieljährigem Aufenthalt in den blühenden Auen des „Gartens von Italien“ feierte ich das Oſterfeſt des Jahres 1853 in der Baſilica des heil. Petrus und durchſtreifte im Wonnemond wochenlang die herrlichen Geſtade des Golfs von Neapel. Als ich aber — es war gegen Sonnenuntergang am 10. Juni — vom Cap Gallo,

dem äußersten Vorgebirg des Monte Pellegrino am Busen von Palermo, zuerst die gewaltigen Umrisse des Aetna wie ein Nebelbild über die nahen Gebirge aufsteigen sah, da traten plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, jene kindischen Bilder wieder lebendig vor mich hin und es ergriff mich wie ein Gefühl andächtigen Entzückens, als ich den alten Lieblingstraum so zur Wirklichkeit geworden sah.

Drei Wochen lang durchritt ich, eine köstliche odysseische Irrfahrt, mit meinen Gefährten die Wüsten und Paradiese des innern Siciliens, und am 29. Juni traf ich meine Vorbereitungen, um mit dem lezten von ihnen — die übrigen waren in den Ruinen von Agrigent zurückgeblieben — von Catania aus den Gipfel des Aetna zu erklimmen.

Unter den zahllosen Miethkutschern, die uns ihre Dienste angeboten, während wir unter dem Zelte vor dem Café de Sicilia den köstlichen Sorbet schlürften, hatten wir einen jungen, muntern Catanesen und seine einspännige Carrozzella ausgewählt. Pferd und Mann schienen von Einem Schlage: klein, braun, gedrungen und kräftig. Wir wurden bald Handels einig, für vier Unzen (vierzehn Thaler) sollte er uns in vier Tagen über Nicolosi und Taormina nach Messina führen. Auch haben wir beiderseits den Handel nie bereut, und Zeit meines Lebens wird mir die herrliche, zwanglose Fahrt im offenen Wagen durch den schönsten Theil Siciliens und eine der reizendsten Gegenden der Welt in freudiger Erinnerung bleiben. An jedem schönen Platz verweilten wir, jeden Vorübergehenden redeten wir an, jede einladende lauschige Stelle des Gestades wurde zu einem erfrischenden Seebade benuzt, das Eis jeder Sorbetterie gekostet und werthvolle praktische Erfahrungen über die verschiedenen Sorten des feurigen Aetnaweins gesammelt. Von allen den seltsamen Klippen und abenteuerlich gestalteten Bergen und den noch abenteuerlicher aussehenden Städtchen und Schlössern, die rings um die Felsgipfel hingen, wußte unser Pferdelenker uns seine bunten Sagen und Geschichten zu erzählen, von denen wir freilich das meiste errathen mußten, da er, wie er sich selbst ausdrückte, nur sicilianisch und nicht italienisch verstand. Seine Unwissenheit war grenzenlos, sein natürlicher Verstand für einen Sicilianer stumpf genug; aber es war eine treue, ehrliche Seele, und er schloß sich so an uns an, daß ihm die dicken Thränen aus den Augen rollten, als er im Gasthof zu Messina von uns Abschied nahm.

Es war in der vierten Nachmittagsstunde eines glühendheißen Sommertags, als wir über den schönen Marktplatz von Catania hinweg, in dessen Mitte das kleine Gärtchen, wie die Miniaturausgabe eines Londoner Square, den Obelisken umgibt, langsam die schnurgerade Strada Etnea hinauf fuhren. Der tiefblaue Himmel strahlte in der ganzen Pracht eines südlichen Junitags; nur um den hohen Gipfel des Aetna gerade vor uns verdichteten sich die weißen Dampfknäuel, die dem weiten Krater entstiegen, von Zeit zu Zeit zu guirlandenförmigen Wolken, die nach wenigen Minuten, in stetem Gestaltenwechsel, von den glühenden Sonnenstrahlen gleichsam aufgesogen, in die Luft zerflossen, um sich alsbald von neuem zu bilden, ein Spiel, das die Aufmerksamkeit nicht minder fesselt und zu träumerischem Sinnen ladet, als das wechselnde Aufflackern und Verglimmen der brennenden Holzscheite im Kamin an einem stürmischen Winterabend, oder der Kampf der andringenden, brechenden und zurückrollenden Wogen am Felsgestade des Meeres.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Aetna aus der Nähe, und zumal von Catania aus gesehen, in Bezug auf seine Erhebung über die nahe Meeresfläche keineswegs den imposanten Eindruck macht, den man von vorn herein empfangen zu müssen glaubt. Niemand, dem die unzweifelhaften Resultate positiver Messungen, dem die wirkliche Entfernung des scheinbar so nahen Gipfels und die Wirkungen der Verkürzung durch sanft und ununterbrochen aufsteigende Linien unbekannt sind, würde demjenigen Glauben beimessen wollen, der ihm versicherte, daß die Oeffnung, welcher die lichten Dampfknäuel entsteigen, mehr als 10,000 Pariser Fuß über seinem Haupte liege.

Anders und gewaltiger erscheint der Riesenberg schon von dem östlichen Gestade bei dem Flecken le Giarre oder von den malerischen Trümmern des griechischen Theaters von Taormina aus, denn nach Norden und Osten ist der Abfall ungleich jäher und kühner. Erblickt man ihn dagegen aus weiter Ferne, wie er über niedere Hügelrücken oder weitgedehnte Hochebenen einsam aufsteigt, so erscheint er dem Auge in all seiner gigantischen Majestät. Nie werde ich des Eindrucks vergessen, den sein Anblick auf mich machte, als ich ihn zuerst scharf und deutlich umrissen, wie es in dieser Ferne nur durch die durchsichtige Luft eines sicilianischen Sommerabends möglich ist, von der Terrasse des Nordthors von Terranuova, der Stadt Kaiser Friedrichs II. aus, am nördlichen Horizont sich erheben sah; oder nochmals, als ich ihn von den imposanten Trümmern der Feste Labdalen betrachtete, die der ältere Dionys an der äußersten Grenze der Epipolä von Syrakus errichten ließ. Mächtiger und überwältigender noch soll die Wirkung seyn, die er auf die Schiffenden hervorbringt, welche sich von Griechenland aus der Ostküste Siciliens nähern. Ein Amerikaner, mit dem ich später von Messina nach Civita-Vecchia fuhr, versicherte mir, wenn man, noch weit vom Gestade entfernt, seine Spitze hoch über den Nebeln des Horizonts in den reinen Aether ragen sehe, so sey sein Anblick kaum minder majestätisch als der des vielgerühmten Orizava, „des Sterns der mexicanischen Berge," von der Küste von Veracruz aus — ein Anblick, dessen gewaltige Wirkung uns Scalsfield so trefflich geschildert

hat. Da mag er auch wohl dem von dem heimathlichen Griechenland herkommenden Pindar erſchienen ſeyn, als er ihn (mit größerem Rechte als ſeine Vorgänger den Atlas) die Säule nannte, auf die das Gewölbe des Himmels ſich ſtütze.

In großen Windungen zieht ſich die breite, ſchlecht unterhaltene Straße, die den, freilich immer zweideutigen Ruhm, die beſte Siciliens zu ſeyn, längſt eingebüßt hat, die ſanfte Berglehne hinan. Sie iſt mit Lava chauſſirt, mattſchwarzer Lavaſand bedeckt ſie, wie alle Wege rings um die weitgedehnte Baſis des Bergkegels, die Straßen der Dörfer und Städtchen nicht ausgenommen. Die Mauern, die ſie von den Weingärten und Villen zu beiden Seiten trennen, ſind aus rohen, meiſt ganz unbehauenen Lavablöcken aufgerichtet; aus dem Innern der Weinberge erheben ſich von Zeit zu Zeit mächtige, den mexicaniſchen Teocallis ähnlich, in ſtets verjüngten, viereckigen Terraſſen aufſteigende Lavapyramiden. Wunderbar iſt der Contraſt zwiſchen der üppig wuchernden Vegetation und den öden, nackten Rücken der neueren Lavaſtröme, die ſich wie ſchwarze Bänder durch das lichtgrüne Kleid der untern Bergregion ziehen. Das Bild des friſcheſten, üppigſten Lebens liegt unmittelbar neben dem Bilde des Todes und der Vernichtung. Dicht an den Gebüſchen von Dattelpalmen, Agaven, Cactus, Granatäpfel- und Feigenbäumen, erheben ſich die düſtern Steinklippen, die durch Farbe, Nacktheit und Geſtalt auf das Auge und das Gefühl einen außerordentlich widrigen Eindruck machen. Das einförmige Schwarz ohne Glanz und Schattirung, die rauhe, gleichſam zerfreſſene Oberfläche, die ſeltſamen, oft einem Haufen ineinander gewirrter Eingeweide nicht unähnlichen Maſſen des erſtarrten Feuerbreis, deren Umriſſen jede liebliche Rundung eben ſo ſehr abgeht wie jede kühne Schärfe — alles das flößt uns bald einen wahren Abſcheu gegen dieſe ächten Höllenprodukte ein, ſo daß ich nach zweitägigem Herumirren auf und am Aetna mit wahrer Freude in der Nähe von Taormina wieder die erſten neptuniſchen Geſteine begrüßte.

Zwiſchen Catania und Nicoloſi freilich iſt das Grün noch weit überwiegend, ſo daß die dunkeln Bänder es faſt wohlthätig unterbrechen. Dazwiſchen erſcheinen, meiſt längs der Straße gereiht, bald zu kleinen Gruppen, bald zu Dörfern und Flecken vereinigt, zahlreiche, weiß angeſtrichene Häuschen von gefälligem, Wohlhabenheit verkündendem Aeußern. Im Schatten des vorſpringenden Daches mit den zierlich doppelt übereinandergereihten Ziegeln ſitzen vor allen Hausthüren Frauen und Mädchen, von friſchen, blühenden Kindern umſpielt, mit Spule, Spindel und Haſpel, oder auch wohl mit dem Webſtuhl beſchäftigt; denn Seide und Baumwolle machen neben dem Wein den Reichthum der Gegend aus. Darauf deuten ſchon die zahlreichen Maulbeerbäume, welche die Felder einfaſſen, und die Baumwollenplantagen zu beiden Seiten des Weges.

Und wie die ganze Landſchaft hier durch ihren reichen und ſorglichen Anbau einen ſcharfen Contraſt bildet gegen die öden, vernachläſſigten Hochebenen und Thäler des Südens und des Innern der Inſel, ſo nicht minder auch die Bewohner beider Geſchlechter. Sie ſind hier ſchöner, kräftiger, lebendiger; das Geſicht hat einen Ausdruck hoher geiſtiger Regſamkeit. Dabei fehlt es nicht an einer gewiſſen natürlichen Feinheit und Höflichkeit, die man bei den halbbarbariſchen Bewohnern der Südküſte meiſt vergeblich ſucht. Das Betteln auf offener Heerſtraße, das auf dem italieniſchen Feſtlande ein ſo einträgliches und allgemein betriebenes Handwerk für die untern Volksklaſſen bildet, fand ich in Sicilien nur in ſeltenen Ausnahmen. Nur in den großen Städten, in Palermo und vor allem in Meſſina hat ſich dieſe Peſt des italieniſchen Lebens eingeniſtet. Da iſt's denn freilich auch arg genug. Ich erinnere mich, daß ich einſt vor einer Sorbetterie an dem herrlichen Kai der leztgenannten Stadt durch einen Angriff von mehr als zwanzig ekelhaften und über allen Glauben unverſchämten Bettlern förmlich in die Flucht geſchlagen wurde. Auch das freche Anſtieren der Fremden, das für die neapolitaniſchen Tagediebe — in den kleineren Orten wenigſtens — einer ihrer Hauptlebensgenüſſe geworden iſt, hat man auf der Inſel weniger zu beſorgen. Der Sicilianer iſt weit ernſter und ſtolzer als ſein feſtländiſcher Nachbar: er hat etwas von der würdevollen Grandezza des Spaniers. Mehr als *einmal* fiel es mir auf, wie ſelbſt die Arbeiter auf dem Felde und die Bauern in den Dörfern, an denen wir auf unſerem karawanenartigen Zuge durch das Innere vorbeiritten, kaum von ihrer Arbeit aufſahen, und wie gewöhnlich nicht die leiſeſte Veränderung in ihren Zügen den Eindruck verrieth, den der Anblick der fremden Geſtalten in ihnen hervorbrachte.

Da wo ſich, etwa auf halbem Wege nach Nicoloſi, die rechts am Abhange des Berges zum Meeresufer bei le Glarre hinführende Straße abzweigt, ergießt eine immer fließende Quelle, eine ſeltene Erſcheinung am Aetna wie an allen vulkaniſchen Bergen, ihren hellen Strahl in ein längliches ſteinernes Becken. Unſer Kutſcher hielt nach ſiciliſcher Sitte an, um ſein Pferd zu tränken. Aber es war nicht leicht anzukommen. Schaaren von Landleuten aus den umliegenden Ortſchaften hielten den Brunnen beiezt und ganze Heerden lagerten umher, ungeduldig harrend, daß die Reihe an ſie komme, ſich zu erfriſchen bei dem furchtbaren Sonnenbrande. Die lang anhaltende Dürre — ſeit Mitte April war kein Regen mehr gefallen — hatte längſt alle Ciſternen der Umgegend ausgetrocknet und die Bewohner des noch über anderthalb Stunden entfernten Nicoloſi ſelbſt mußten hier ſich ihren Waſſervorrath holen. Solche Dürre, die natürlich am Ende auch der Vegetation, die in der meiſt dünnen Humusſchicht über dem heißen Lavaboden keine tiefen Wurzeln

ſchlagen kann, verderblich wird, iſt die größte Landplage für die Anwohner des Aetna. Im Hochſommer tritt ſie faſt ausnahmslos auf mehrere Monate ein, und im Auguſt und September, verſicherten mir die Bewohner ſelbſt, bieten die verdorrten Felder und Fluren einen traurigen Anblick. Dieſes Jahr ſchrieb man der langen Trockenheit — gewiß mit Unrecht — auch die Traubenkrankheit zu, deren furchteinflößende Spuren ſich zum erſtenmal in dieſen Gegenden trotz der frühen Jahreszeit bereits zu zeigen begannen.

Um die fünfte Nachmittagsſtunde erreichten wir das Dorf Nicoloſi, das von allen Ortſchaften auf der Südſeite des Vulkans der Waldregion am nächſten liegt, und von wo aus faſt alle Aetnabeſteigungen unternommen werden. Der erſte Anblick iſt nicht viel verſprechend: ſchwarze Lavamauern faſſen auch hier die mit Lavaſand bedeckten Straßen ein, und die aus demſelben Material gebauten, zerſtreut liegenden Häuſer ſind nicht geeignet Licht in das Gemälde zu bringen. Wir fragten nach der Locanda Domenico Mazzaglia's, die uns ein reiſender Landsmann empfohlen hatte: man wies in einen rings von hohen Mauern kloſterähnlich umſchloſſenen Hofraum, in deſſen Mitte das kleine, aber (nach ſicilianiſchen Begriffen) wohnlich eingerichtete Häuschen ſtand. Die Bewohner empfingen uns mit freundlicher Zuvorkommenheit, obwohl der Beſitzer verſicherte, daß ſein Haus eigentlich keine Locanda ſey, und daß er nur aus Gefälligkeit Fremde bewirthe. In der That wollte es uns am andern Tage bei unſerer Rechnung bedünken, als ſey die Gefälligkeit *implicite* mit auf unſer Soll gebracht.

Nach eingenommener Mahlzeit ließen wir uns zu dem Doktor Gemmellaro, dem Orakel der Reiſenden, und wenn ich ſo ſagen darf, dem Thürhüter und Schlüſſelbewahrer des Aetna, führen. Wir fanden den Doktor in dem Gartenſaale ſeines kleinen Landhauſes, deſſen offene Thüren auf die blumengeſchmückte Lavaterraſſe hinausgingen. Er war gerade mit einer Arbeit über die letzte Eruption des Vulkans beſchäftigt, hieß uns aber bei unſerem Eintritt, noch ehe wir uns ihm hatten vorſtellen und unſer Anliegen vorbringen können, freundlich willkommen und lud uns zum Sitzen auf dem Divan an der offenen Thür, wo die kühlere Luft, die von der See herauf ſtrich, einigermaßen die Glut des ſinkenden Tags mäßigte.

Welcher Aetnafahrer kennt nicht den kleinen, dicken, freundlichen Mann mit den lebhaften ſchwarzen Augen, deſſen ganzes Leben, Denken und Thun ſo mit dem gewaltigen Berge, den er bewohnt, verwachſen iſt, daß ſich einer ohne den andern kaum noch denken läßt. Er ordnet alle Beſteigungen an; von ihm hängen ſämmtliche Führer ab, er ſezt ihre Reihenfolge, ihre Anzahl und die Preiſe der Fahrt feſt; er iſt immer bereit, den Fremden guten Rath zu ertheilen, von den Anweiſungen über Bekleidung und Proviſionen an bis zu den ſchätzbarſten Winken für den wiſſenſchaftlichen Forſcher. Die Geſchichte des Berges iſt ihm bekannt wie die ſeines eigenen Lebens. Von allen den Wiſſenſchaften, die bei der Unterſuchung des Aetna in Frage kommen, hat er ſich wenigſtens durch Routine einige praktiſche Kenntniß erworben. Er verfertigt Plane, Reliefkarten und Abhandlungen, bei denen freilich, wenigſtens was die Karten anlangt, zuweilen mehr der gute Wille als die gelungene Ausführung Anerkennung verdient. Immer bereit, die zahlreichen Beſucher mit Rath und That zu unterſtützen, verlangt er dafür keinerlei Vergütung; aber er hat natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn ihn begüterte Aetnafahrer erſuchen, ihnen von ſeinem Vorrath an Schriften, Karten und Aetnacurioſitäten etwas zu überlaſſen. So iſt er ein Typus jener Claſſe von Menſchen, die Sicilien (und vielleicht allen Ländern in gleichen Verhältniſſen) eigenthümlich iſt, und von der wir bei uns vergebens ein Specimen ſuchen würden. In den beiden Vettern Politi in Girgenti und Syrakus hatten wir bereits zwei Exemplare dieſer Species kennen gelernt. An Orten wohnend, die, ſey es durch Kunſtdenkmäler und hiſtoriſche Erinnerungen, ſey es durch großartige Naturerſcheinungen, ein hohes Intereſſe in Anſpruch nehmen und deßhalb alljährlich eine Fluth von Reiſenden anlocken, haben ſie die Beſchäftigung mit denſelben, meiſt anfangs durch Zufall, ſelten durch Neigung oder Spekulation dazu gebracht, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Die Rohheit und Unwiſſenheit der übrigen Bewohner iſt ſo groß, daß die Fremden genöthigt ſind ſich an ſie um Auskunft und Unterſtützung zu wenden. Um den an ſie gemachten Anforderungen genügen zu können, müſſen ſie ſich mit allen den bei „ihren Merkwürdigkeiten" in Frage kommenden Hülfswiſſenſchaften bis auf einen gewiſſen Punkt bekannt machen. Die ſtete Berührung mit Männern vom Fach trägt dazu bei, ihnen die techniſchen Ausdrücke geläufig zu machen und ſie ſelbſt mit dem Nimbus der Wiſſenſchaft zu umgeben. So gelten ſie bald unter ihren Landsleuten für Orakel; jeder kennt ſie, nennt ihren Namen mit Ehrfurcht und verweiſt den fragenden Fremden, den er ſelbſt nicht befriedigen kann, auf ſie als auf die alles Wiſſenden. Die Dankbarkeit der beſuchenden fremden Gelehrten macht ſie im Auslande bekannt, und mehrere von ihnen können die Diplome als wirkliche korreſpondirende oder Ehrenmitglieder der Akademien und wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften des Nordens vorzeigen, Diplome, die dann meiſt unter Glas und Rahmen ihre Beſuchzimmer ſchmücken. Ehrengeſchenke und der Verkauf von Curioſitäten und Tractaten bewirken, daß der äußerliche Menſch nicht unter dieſer Pflege des innerlichen leidet. Der Erfolg bringt ſie oft dahin, ſich mit mehr oder weniger Grund für Univerſalgenies zu halten. Daß Polyhiſtorie und Oberflächlichkeit dabei dominiren müſſen, verſteht ſich von ſelbſt; denn bei weitem den meiſten fehlt es an jeder wiſſen-

ſchaftlichen Vorbildung. Nichts deſto weniger ſind dieſe »Sapientia« eine höchſt intereſſante Erſcheinung, wenn auch zuweilen noch in höherem Grade für den Pſychologen als für den Archäologen und Naturforſcher.

Mit allen nöthigen Anweiſungen zur bevorſtehenden Fahrt ausgerüſtet, traten wir wieder auf die Terraſſe hinaus, als eben die Sonne feuerglühend hinter dem nahen Monte Roſſo verſank, die Kuppeln von Catania und den Meeresſpiegel weithin vergoldend. Wir blieben bewundernd ſtehen, den Blick auf die blühende Landſchaft gerichtet, die ſich zu unſern Füßen über die ſanfte Abdachung des Berges und die reiche Ebene hin bis zu den kahlen Höhen von Lentini, und weiter links, die aufgereihten Buſen der Seeküſte entlang, bis zu der weit verſpringenden Landzunge dehnt, an deren Spitze die Stadt Auguſta liegt, bis Land und Meer in dem mattvioletten Dämmerlicht verſchwammen.

Mit dem Läuten der erſten Nachtſtunde (un ora di notte, etwa 8½ Uhr p. m.) ſollten wir aufbrechen, um noch vor Sonnenaufgang den Gipfel erreichen zu können. Während die Maulthiere hergeholt und Wein, Fleiſch und Brod eingepackt wurden, blätterte ich in dem Fremdenbuch und erbaute mich an den Herzensergießungen, welche die Aetnafahrer nach ihrer Rückkehr vom Gipfel darin niedergelegt hatten. Alle hatten unter dem erſten friſchen Eindruck des Geſehenen und Erlebten geſchrieben, und doch wechſelten die Empfindungen, denen ſie hier Worte liehen, zwiſchen dem höchſten Entzücken und offen eingeſtändener, verdrießlicher Enttäuſchung. Der eine konnte nicht Worte genug finden, um alle glücklich zu preiſen, denen die Gelegenheit zur Beſteigung des Berges ſich darböte, der andere, um von eben dieſer Beſteigung dringend abzurathen. Am anziehendſten war die Beſchreibung einer Aetnafahrt im Winter von einem Franzoſen, deſſen Name mir entfallen iſt. Damals hatte der Schnee, der jetzt nur in breiten Streifen und Flecken in der höchſten Region dicht unter dem Aſchenkegel erſchien, den ganzen Berg von der Waldregion an fußtief bedeckt. So waren die lebhaft geſchilderten Strapazen der Erſteigung faſt übermenſchlich geweſen, und ſo entzückt auch der Reiſende von dem Gipfel und ſeinen Wundern war, ſo räth er doch männiglich wohlmeinend, von dieſem Unternehmen in der rauhen Jahreszeit abzuſtehen. Was mir die Führer erzählten und was ich ſelbſt bei meiner Beſteigung, die in der günſtigſten Jahreszeit und unter den günſtigſten Umſtänden ſtattfand, in Erfahrung brachte, bewies mir, wie ſehr er Recht hatte, und ich möchte deßhalb für diejenigen meiner Landsleute, welche zu einer ſolchen winterlichen Aſcenſion etwa Luſt empfinden ſollten, meine Warnung mit der ſeinigen vereinen.

Anders verhält es ſich mit einem Inſerate ähnlichen Inhalts Seitens zweier liefländiſcher Barone, welche, obgleich ſie die Beſteigung bei gutem Sommerwetter unternommen, doch allen ihren Nachfolgern aus voller Kehle ein non plus ultra zuſchreien, weil das, was man dort oben ſehe, die großen Beſchwerden des Weges keineswegs wett mache. Es gehört wirklich ein bedeutender Grad anmaßender Beſchränktheit dazu, bloß aus dem Grunde, weil uns ſelbſt für eines der großartigſten Naturſchauſpiele, hier vielleicht das großartigſte von allen innerhalb der Marken unſeres Welttheils, der Sinn zu und das Herz todt iſt, auch andere von dem Genuſſe deſſelben zurückhalten zu wollen. Aber viele der Repräſentanten des Lehnsadels der deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, die alljährlich in beträchtlicher Anzahl als Zugvögel im ſüdlichen und weſtlichen Europa erſcheinen, bringen überhaupt aus ihrer kalten Zwitterheimath einen ſolchen Mangel an Empfänglichkeit für die Reize der Natur, die Kunſt und das Volksleben mit, als ich bei keiner andern Claſſe von Touriſten je bemerkt habe. Sie ſcheinen das deutſche Accommodationsvermögen eingebüßt zu haben, ohne den ſtoiſchen Gleichmuth des Engländers dafür einzutauſchen. Die Unbequemlichkeit des Reiſens, die ſchlechten Wirthshäuſer, die Bettler und die vielen Sehenswürdigkeiten ſtehen alle für ſie in derſelben Kategorie der Reiſeleiden. Nur in den faſhionablen Cirkeln der großen Städte fühlen ſie ſich wohl und geben deßhalb Paris und Wien — nächſt Petersburg wenigſtens — den Vorzug vor der ganzen Welt, während ſie von Italien nur Florenz und Neapel erträglich finden. Einſt reiſte ich mit einem ſolchen Herrn, einem Baron S. aus Liefland, von Florenz nach Rom. Sein fortwährendes Seufzen nach den Fleiſchtöpfen Aegypti und nach der guten ruſſiſchen Polizei hatte etwas unbeſchreiblich Komiſches. Er betrachtete die kleinen Unannehmlichkeiten, die von einer Reiſe in Italien unzertrennlich ſind und die für den unbefangenen und empfänglichen Reiſenden oft ſogar wieder eine Quelle des Genuſſes werden, als einen ihm perſönlich angethanen Affront, und verwünſchte ſein Schickſal, daß er dieſe abſcheuliche Tour machen müſſe, weil es nun einmal zum guten Ton gehöre, in Italien geweſen zu ſeyn.

Die Nacht war vollſtändig hereingebrochen; die Maulthiere harrten unſer geſattelt und gezäumt an der Pforte; mein Gefährte hatte ſein vertrauliches Tête-a-Tête mit der hübſchen Tochter des Wirths, dem dieſer nicht ohne deutliches Mißbehagen von weitem zugeſchaut, beendigt; der nöthige Mundvorrath war in die Sattelkaſchen gepackt, wir legten raſch noch einige wärmere Kleidungsſtücke an, ſo weit es unſer beſchränkter Vorrath erlaubte, ſchnallten unſere Mäntel auf dem Sattel feſt und ſchwangen uns auf unſere Thiere. Auf unſere Bitte ſollte uns der Sohn des Wirthes als Führer dienen, obgleich eigentlich die Reihe nicht an ihm war. Was wir bis jetzt von ihm geſehen und gehört, hatte uns Vertrauen zu ihm eingeflößt. Es war ein junger Mann von kräftigem, hohem und ſchlankem Körperbau, ſchönen und ausdrucksvollen Zügen, lebhaften, blitzenden

Augen und beduinenartig brauner Geſichtsfarbe. Sein Weſen und Benehmen wie ſeine Worte zeugten von einer, ſey es erworbenen, ſey es angeborenen, jedenfalls feineren Bildung, als ſie unter dieſer Klaſſe in Sicilien gewöhnlich iſt. Domenico Mazzaglia diente nicht nur als Aetnaführer, ſondern geleitete die Reiſenden auch durch ganz Sicilien und Calabrien. Dazu kam, daß er, eine ſeltene Erſcheinung, nicht nur das uns faſt unverſtändliche ſicilianiſche Patois, ſondern auch geläufig toskaniſch ſprach. Ein zwölf- bis vierzehnjähriger Knabe mit einer Laterne zu Fuß war der vierte im Bunde. Bei dem ſichern Tritte der Maulthiere iſt eine ſolche, bei gutem Wetter wenigſtens, kaum nothwendig, und ich habe unſern Führer im Verdacht, daß er nur dazu rieth, um im Nothfalle ſelbſt eine Unterſtützung zu haben und dem armen Jungen zugleich ein Verdienſt zu verſchaffen, ein ſaures Verdienſt freilich, bei nächtlicher Weile durch den tiefen Sand und die Lavablöcke ſechs bis ſieben Stunden lang aufwärts zu klimmen bis zur Casa ingleſe um weniger Tari willen! *

Die Glocken von Nicoloſi läuteten die erſte Stunde, als wir, die düſtern Gaſſen des Fleckens verlaſſend, in die ſchweigende Nacht hinausritten. Die kurze Dämmerung dieſer ſüdlichen Gegenden war längſt erloſchen; nur hoch oben am Krater des Vulkans weilte noch ein blaſſer, weißgrauer Schein. Kein Wölkchen trübte den ſternebeſäten, mondloſen Himmel. Die Luft war weich und warm, aber rein und ohne Schwüle. Der Führer ritt an der Spitze des Zuges, ich folgte, und mein Gefährte machte den Schluß. Denn die Maulthiere ſind gewohnt nur eines hinter dem andern zu gehen und widerſtreben mit unbeſiegbarer Hartnäckigkeit jedem Beſtreben, auch nur wenige Minuten lang Seite an Seite zu reiten. Die Laterne des Knaben leuchtete wie ein Irrlicht bald vor, bald neben, bald hinter uns. Der Weg führte zwar ſehr allmählig aufwärts; aber der tiefe Lavaſand, mit rauhen, loſe liegenden Blöcken untermiſcht, nöthigte die Thiere zu langſamem, vorſichtigem Schritte. Nahe zu unſerer Linken ſtieg der Doppelgipfel des Rothenberges (Monto roſſo) empor, aus dem im Jahr 1669 der furchtbare Lavaſtrom quoll, der einen Theil von Catania vernichtete, und den ſchönen Hafen zerſtörend, als gewaltiger neuer Molo ſich weit in den Meerbuſen vorſchob. Von Zeit zu Zeit erhob es ſich ſchwarz wie ein zackiger, weithingeſtreckter Bergrücken dicht vor uns; es waren alte Lavaſtröme, die unſern Weg durchkreuzten, und die wir überſteigen oder in gewundenen, hohlwegartigen Päſſen durchziehen mußten. Aus den flachen Geſchieben erhoben ſich hie und da düſtere, ſeltſam geformte Zacken. Das Ganze erinnerte oft unwillkürlich an einen ſchwarzen Gletſcher, den hier das erſtarrende Feuer, wie ſonſt das erſtarrende Waſſer gebildet hatte.

Nach anderthalb Stunden erreichten wir die obere Grenze der erſten Region (regione pedemontana oder coltivata), und bald umfing uns die noch tiefere Nacht des Waldes. Der Boden wurde feſter, aber zugleich der Aufſtieg ſteiler und beſchwerlicher. Vergebens hoffte ich auf weichen Moos- oder Grasboden; die Baumſtämme erhoben ſich unmittelbar aus der ſchwarzen, aſchenreichen Erdſchicht, welche die feſte Lava dürftig verhüllt, und oft ſtreckten ſich halbentblößte Wurzeln ſchlangenartig über unſern Pfad. Vom unſichern Scheine der Laterne erhellt, tauchte hie und da der weißliche Stamm eines Cerro (Quercus cerris) mit den niedern, weitverbreiteten Aeſten wie ein rieſiges Waldgeſpenſt dicht vor uns auf, um im nächſten Augenblick wieder im nächtlichen Dunkel zu verſchwinden. Von Zeit zu Zeit rauſchte ein von den nahenden Hufritten aufgeſcheuchter Vogel zwiſchen den Zweigen, oder der Schrei einer Eule ertönte über uns aus den hohen Wipfeln. Von den Wölfen, die nach des Führers Verſicherung noch häufig genug die Waldregion (regione nemoroſa) bewohnen ſollen, kam uns keiner zu Geſicht.

Nach anderthalbſtündigem Ritte lichtete ſich der Wald, nur noch einzelne hohe Bäume hoben ſich, die düſtern Maſſen vor uns überragend, von dem helleren Hintergrunde des Himmels ab. An einem der letzten machte der Führer Halt. „Hier iſt unſer Ruheplatz," ſagte er; „die Thiere ſind es gewohnt, hier zu raſten und ſich zu erquicken, und weder Güte noch Gewalt würden ſie hundert Schritte weiter vorwärts bringen."

Die friſche Nachtluft hatte unſern Appetit gereizt und der dreiſtündige Ritt uns hinlänglich ermüdet, um dem Verlangen unſerer Thiere ohne Widerſpruch gerecht zu werden. Der Führer koppelte ſie zuſammen und band ſie an den niederhängenden Eichenaſt. Wir ſuchten inzwiſchen, nicht ohne mehr als einmal über die umherliegenden Lavatrümmer zu fallen und uns an dem rauhen Geſtein Hände und Geſicht aufzuritzen, trockenes Reiſig zuſammen und zündeten zum Schutz gegen die kühl von Oſten herziehende Nachtluft ein Feuer an, das bald in hellen Flammen auflohte. Dicht in die Mäntel gehüllt, lagerten wir uns auf dem rauhen Lavaboden, unſern einfachen Mundvorräthen zuſprechend, während die große Korbflaſche voll feurigen Vulkanweins die Runde machte. Der Führer ermahnte, eine halbe Stunde zu ſchlafen, es warte unſer noch Mühe und Anſtrengung genug, um alle unſere Lebensgeiſter in Anſpruch zu nehmen. Er ſelbſt und ſein junger Begleiter gingen uns mit gutem Beiſpiel voran, und

* Der ſicilianiſche Tari iſt gleich dem neapolitaniſchen Carlino, d. h. etwa 3½ Silbergroſchen unſeres Geldes. Die Koſten einer Aetnabeſteigung belaufen ſich auf einen Piaſter für jedes Maulthier und 1½ für den Führer; alſo mit Einſchluß des Trinkgeldes für zwei Perſonen auf etwa 5 Piaſter (7 Thaler). Sind es mehr als vier Perſonen, ſo müſſen zwei Führer genommen werden.

bald verkündeten meines Reisegefährten tiefe und regelmäßige Athemzüge, daß er nicht gezögert habe, dem Rathe Folge zu leisten. Die Thiere selbst, unbeweglich, schienen zu schlummern. Nur mir war es unmöglich die Augen zu schließen. Auf dem Rücken liegend, die Cigarre im Munde, schaute ich empor zu dem schwarzblauen, sternebesäeten Himmel, der sich hier bereits in einer der Ebene und dem Norden unbekannten Glorie zu entfalten begann. Wie ein kronentragender König unter seinen Vasallen leuchtete Jupiter mit mildem, ruhigem Glanze zwischen dem Heere der Fixsterne im Südwesten hervor. Das dem Erlöschen nahe Feuer warf, von Zeit zu Zeit aufflackernd, einen grellen Schein bald auf die knorrigen Aeste der Eiche über unsern Häuptern, die, in dem ungewissen Lichte lebendig geworden, wie Schlangen durcheinander zu gleiten schienen, bald auf meine rings um den Stamm gelagerten fest schlafenden Gefährten. Ueber den Bereich des Baumes hinaus war alles in nächtliches Dunkel gehüllt, das noch undurchdringlicher schien durch die schwarze, glanzlose Farbe des Gesteins. Nur tief unten in weiter Ferne schimmerte der Leuchtthurm von Catania wie ein Glühwürmchen durch die Nacht und darüber hinaus erschien in weit geschwungener Linie ein bleicher Streifen, die Grenze zwischen Land und Wasser andeutend. Nichts unterbrach das todte Schweigen, als das Knistern der Flamme in dem trockenen Reisig, der dumpfe Ruf eines Nachtvogels aus dem Eichenwipfel und das leise Flüstern des Windes in den leicht bewegten Zweigen. Eben sank auch mir das müde Haupt auf das harte Lavakissen und Sterne und Zweige fingen an vor den halbgeschlossenen Augen zu verschwimmen, als der Führer aufsprang mit dem Rufe: »Signori, a cavallo, o non saremo in tempo per vedere levarsi il sole.« (Zu Pferde, meine Herrn, oder wir versäumen den Sonnenaufgang.) Dagegen galt kein Protestiren: eine Minute später ritten wir wieder aufwärts in die finstere Nacht hinein, die uns gleichsam zu verschlingen schien.

Der gewöhnliche Weg auf den Aetna führt über Casa di bosco (d. h. Waldhaus, eine am obern Rande der Waldregion erbaute Hütte) und die Ziegenhöhle, eine natürliche Lavagrotte. Wir hatten einen kürzeren und steileren eingeschlagen, der uns rascher zum Ziele führen sollte. Mühsam klommen unsere Maulthiere zwischen Lavasand, Asche und rauhem Geröll langsam aufwärts. Der Gipfel des Berges war uns längst entschwunden, aber eine Kuppe nach der andern zeichnete sich düsterschwarz auf dem gestirnten Horizonte vor uns; vergebens hofften wir von der Höhe jeder neuerstiegenen aus den Aschenkegel zu erblicken. Anfangs hörten wir noch dann und wann das Bellen eines Hirtenhundes von dem kräuterreichen Waldrande her, an dem hie und da die Feuer der Kohlenbrenner wie dunkelrothe Sterne glänzten. Höher hinauf erschienen einzelne Feuer der Schneewächter zwischen den schwarzen Lavafelsen, die, von der Flamme angestrahlt, so grell und unheimlich aus dem rings herrschenden Dunkel hervortraten, daß mir unwillkürlich alle die alten Märchen von schätzehütenden Gnomen und Zwergen dabei in den Sinn kamen. Herrlicher und herrlicher aber entwickelte sich die Sternenpracht über unsern Häuptern. Zahllose Sterne, die in der Ebene nur das bewaffnete Auge entdeckt, erschienen hier auch dem unbewaffneten in scharfer deutlicher Begrenzung; ja die Milchstraße selbst schien sich ganz in einzelne Funken aufzulösen. Jupiter war im Westen verschwunden; aber Capella leuchtete wie ein Planet vom Zenith herab, und funkelnd stieg im Osten das prachtvolle Sternbild des Orion, die Plejaden verfolgend, aus dem Meere empor. Um die dritte Morgenstunde erblich der Glanz der Gestirne vor dem helleren Schimmer im Osten: langsam stieg die Sichel des schwindenden Mondes empor, ein unbestimmtes Halblicht über die düstern Aschenfelder und Lavaklippen werfend.

Es war ein Nachtstück würdig des Pinsels eines Honthorst oder Höllenbreughel, als wir einer hinter dem andern, von dem in fast erschreckendem Glanze schimmernden Halbmonde angestrahlt, über eine schmale Lavafirst ritten und unsere Schatten in hundertfacher Vergrößerung über den tiefen, finstern Abgrund neben uns hinweg auf die jenseitige Höhe geworfen, uns wie Riesengeister zu begleiten schienen. Immer schneidender ward die Luft, trotz Mantel und Handschuhen erstarrten unsere Glieder. Vergebens machte ich mehrere Versuche zu Fuß zu gehen; nur den Maulthieren war es möglich in dem losen Lavageröll, trotz des herrschenden Halbdunkels, sichern Schrittes aufwärts zu klimmen. Vor uns erschienen weite Schneefelder wie ungeheure weiße Tücher über den schwarzen Grund gebreitet, weithin durch die Nacht leuchtend. Nochmals verschwanden sie vor unsern Blicken, als wir einen steilen, von hohen Lavawänden eingeschlossenen Engpaß emporklommen. Plötzlich glitt das Thier des vorantreitenden Führers aus, stürzte und rutschte abwärts dem meinigen vor die Füße, das sich am ganzen Leib zitternd bäumte. Wir sprangen ab; glücklicherweise hatten sich weder Mann noch Thier erheblich verletzt. Am obern Ende des Passes erreichten wir, in etwa 8000 Fuß Höhe, das erste Schneefeld; mühsam, stets ausgleitend, arbeiteten sich die Thiere in Schlangenlinien auf dem festgefrorenen Boden aufwärts. Die Laterne unseres jungen Begleiters war längst erloschen, dieser selbst weit zurückgeblieben, auch wir selbst, da jeder es seinem Thier überließ, den besten Weg zu finden, oft durch weite Zwischenräume getrennt, bis uns der laute Ruf des Führers, von dem Echo der Lavafelsen zurückgeworfen, wieder zusammenführte. Endlich war das lezte Schneefeld überschritten, die lezte Kuppe erstiegen, und der Aschenkegel selbst erhob sich

ſcheinbar dicht über uns in die Lüfte. Vor uns aber lag ein längliches niederes Gebäude, aus rauhen und rohen Lavablöcken aufgeführt, das ſogenannte engliſche Haus (Casa inglese), welches zum Schutz und Zufluchtsort der Aetnafahrer im Jahr 1814 auf Betrieb und durch freiwillige Beiträge engliſcher Offiziere von Dr. Gemellaro in Nicoloſi erbaut wurde.

Wir ſtiegen ab und banden unſere Thiere an der Oſtſeite des Hauſes an, wo der erſte Sonnenſtrahl ſie treffen mußte. Denn hier hat das Reiten ein Ende. — Müde und ſteif, mit erſtarrten Gliedern und vor Froſt zähnklappernd, hatten wir beide hier auf Ruhe und Erquickung gehofft; vergebens. Nicht allein daß das Innere des ungaſtlichen Gebäudes mehrere Fuß hoch mit Schnee angefüllt war und daß es uns hier in der eiſigen Kälte (das mitgenommene Thermometer zeigte kaum ½ ° R. über Null, während wir zwölf Stunden vorher bei der Abfahrt von Catania im Schatten 28 °, in der Sonne aber wenigſtens 44 ° gehabt hatten) * an allem Material zur Feuerung fehlte: der Führer deutete auf die erſten ſchwachen Spuren des nahenden Morgens, der bereits am äußerſten öſtlichen Horizont aufzudämmern begann. So folgten wir denn ohne Aufenthalt, wenn gleich mühſam und nicht ohne einen tiefen Seufzer der Reſignation, dem rüſtig Voranſchreitenden.

* Nach der gewöhnlichen Annahme beträgt die Temperaturabnahme in ſenkrechter Richtung in der gemäßigten Zone für die Sommermonate etwa 1 ° C. auf jede 420 Pariſer Fuß. Die Casa inglese liegt in 9400′, dividirt man dieſe Zahl mit 420, ſo findet man für Catania am Meeresufer (22⁹⁄₁₀ + ¾) faſt genau 23 ° C. = 18½ R., was für dieſe Stunde (3¼ U. M.) vielleicht etwas zu hoch ſeyn möchte.

(Schluß folgt.)

Von Straßburg nach Sesenheim.

Von dem Verfaſſer der Aufzeichnungen.

IV.

Nachdem wir, im Aufſuchen dieſer Punkte, das Dorf umkreiſt, ſtreiften wir in weiteren Zügen die Gemarkung und einen nahe gelegenen Eichenwald durch, der, als ſeine alten Stümpfe ſtatt des jezt etwa dreißigjährigen Stangenholzes noch ihre eigenen Kronen trugen, die Liebenden oft in ſeinen Schatten nahm. Der verſchwundene Bach nämlich, der canaliſirt war, durchlief quer dieſen Wald, und jener Speiſekorbträger hat, wie mir am Frühmorgen ſein Sohn erzählte, Goethe und die Familie Brion vielmal im Kahn hier herauf gefahren. Aus dem Gehölz wieder heraustretend, waren wir durch deſſen kühlere Luft für die erſchlaffende Wirkung des ungetrübten Sonnenſcheins widerſtandskräftiger, für die glanzvolle Pracht aber, die er über die fruchtbaren, wellenförmig gehügelten Felder hingoß, empfänglicher gemacht. Doch gerade inmitten dieſer blendenden und erhebenden Reize, von denen man ſich nicht bergen darf, daß ſie kein hier localer, ſondern ein allgemeiner Schmuck jeder gebirgsnahen Gegend ſind, drängt ſich dem biographiſchen Betrachter am entſchiedenſten die Meinung auf, welch hoher Theil der Seligkeit, womit Goethe dieſe Landſchaft aufgefaßt, der irradiirenden Begeiſterung der Liebe gehört. Keineswegs zwar übergriff die ruhevolle, zeichneriſch erfahrene Hand das Maaß oder gar die Gattung der vorhandenen Wirklichkeit; denn es ſind nicht Bergesſchluchten noch Alpenformen, ſondern nur die einfachen terreſtriſchen und atmoſphäriſchen Bezüge, an welche die ſpät entworfene und doch ſo hochglühende Schilderung mahnt. Allein die Schärfe und Innigkeit, womit das Auge hier alles ſah, was ſonſt, weil faſt nirgends fehlend, überſehen wird, zeigt, daß der mäßigen äußeren Anregung eine tiefe innere entgegengewogt.

Hören wir ihn ſelbſt, der „an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande genoß, wie ſie uns der unſchätzbare Hebel vergegenwärtigt hat,“ und „das herrliche Elſaß, immer daſſelbe und immer neu,“ in einer Wortfuge beſchreibt, die von der durchdringenden und doch den Stoff nicht verſehrenden Kraft liebesbebender Gefühlsſchwingung ein Zeugniß gibt, das ohne Gleichen iſt.

„Man durfte ſich nur,“ ſo lautet die Stelle, „der Gegenwart hingeben, um dieſe Klarheit des reinen Himmels, dieſen Glanz der reichen Erde, dieſe lauen Abende, dieſe warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätheriſche Morgen, wo der Himmel ſich in ſeiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüſſigem Thau getränkt hatte; und damit dieſes Schauſpiel nicht zu einfach werde, thürmten ſich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieſer, bald in jener Gegend. Sie ſtanden Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und ſelbſt die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das ſchon wieder im Sonnenſchein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte.“

Indem wir dieſe tendenz- und ſentenzloſen Worte vollſtändig wiedergeben, hoffen wir bei der Einſicht Nachſicht zu finden, da die Schilderung nicht bloß die landſchaftlichen Eindrücke, ſondern zwiſchen den Zeilen hervor, auch den Dichter verdeutlicht, der durch ſein Betrachtergenie, das ihm aus Fülle und Wahrheit die Schönheit reifen ließ, über den ideenjagenden Jahrhunderten der Neuzeit als ein Einſamer ſteht.

Unter leichtem, discretem Geſpräch, das von der Beſchauung des umgebenden Naturgemäldes nicht abzog, hatte mich indeſſen mein gaſtfreundlicher Führer wieder dem Dorf zu gebracht, wo uns, wohl in denſelben Klängen und Geſten wie in den Zeiten des Brion'ſchen Kirchenregiments, das Grüßen der Bauern und alsbald in dem Speiſezimmer des Pfarrhauſes ein Mittagstiſch empfing, welcher der alten Hoſpitalität gewiß alle Ehre machte. Da nun bei einem klaſſiſchen Gaſtmahl, wie es hier aufgeführt werden ſollte, die Zahl der Theilnehmenden nicht unter die der Grazien ſinken darf, ſo hatte der Hausherr noch einen benachbarten Collegen gebeten, der ihm gern, ſo wie er ihm, die Einförmigkeit des ländlichen Lebens durch eine heitere Stundenreihe unterbrechen half.

Schon indem wir uns niederſezten und das erſte Glas zu gemeinſamem Willkomm erklingen ließen, fühlten wir alle drei, daß wir jener Menſchen Gedächtniß nicht durch Grübeln, ſondern, damit erfüllt werde wie geſchrieben ſteht, durch Genießen zu feiern hätten, was uns denn, „weil hierbei ein guter Landwein keineswegs geſchont wurde,“ in vollem, aber nicht gerütteltem Maaße und darum gar trefflich gelang.

Ein ſchöner, raſch durchlebter Tag pflegt ein ſaumſeliges Ende zu nehmen. Schon wuchſen die weitgeſtreckten Schatten, allmählig in eine einheitliche Dämmerung

zuſammenfließend, bis zur Kirche empor, und wir ſaßen noch, uns mit dem Bewußtſeyn ſchmeichelnd, die Gebräuche eines literariſchen Opferfeſtes hausgeſchichtlich getreu zu erfüllen, beim Mittagsmahl, das wir wirklich erſt aufhoben, als es durch eine höchſt wohlgemeinte Botſchaft aus der Küche ſich in ein Abendmahl zu verwandeln drohte. Die Furcht vor uns ſelbſt gab meinem Mitgaſte und mir die Schnellkraft, aus dieſem Haus des Behagens aufzubrechen, das wir ohne Dankworte verließen, da man bei perſönlichen Berührungen, was man innig fühlt, gerade um deßwillen nicht zu ſagen braucht.

Indem ich den Mann bis an die Gemarkungsgrenze geleitete, trat aus den Wirkungen des Nachthimmels auch das Andenken der Liebenden hervor, denen dieſe Gegend, wenigſtens für jeden, der in Seſenheim fremd, in der Literatur aber heimiſch iſt, als ein Eigenthum angehört. Gleich an ſeinem erſten Beſuchabend hatte Goethe, die Candidatenmaske durch das Dunkel neutraliſirend, von dem Freund und der Schweſter gefolgt, an Friederikens Arm einen Spaziergang unternommen, wobei ſie immer redſeliger, er immer ſtiller wurde, und wobei es ihm — da er „nur ihre Stimme vernahm, ihre Geſichtsbildung aber im Dämmer ſchwebte“ — war, als ob er in ihr Herz ſähe. Der Inhalt dieſer Stunde und gleichſam ein Nachgefühl der Geſtalten umquoll mich neben meinem Gefährten, mit dem ich zuſammen nur als ein abſtraktes Paar menſchlicher Schattenriſſe über den Feldweg glitt, und ſo zogen wir „durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenſtand habend, als die Erde, die ſich neben uns in der Breite verlor.“ Die Sterne funkelten in dem milden Glanz, wie er den Nächten des erſten Mondviertels eigen iſt; im Zenith leuchtete Wega aus der Leier und am Untergang Spica aus dem Sternbilde der Jungfrau her und verſinnlichten durch dieſe irdiſche Kreuzung ihrer Strahlen das Schickſal jener und aller Dichterliebe, indem ſie das Symbol des Dichters auf culminirender Höhe zeigten, das der Geliebten aber am Verderbensrande.

Da die laufende Jahreszeit gerade die der Abreiſe Goethes war und folglich auch derſelbe Stand der Geſtirne einſt den bangen Aufblick des Verlaſſenden und der Verlaſſenen empfing, ſo hemmte der Abſchied von meinem guten Tagesgenoſſen den Zug dieſer Gefühle nicht. Von der bewegenden Stille des Heimwegs noch empfindſamer gemacht, trieb es mich noch einmal in die Nähe des Pfarrgärtchens, dann aber hinüber dem Friedhof zu, wo ich mir am Morgen bei Beſichtigung der Kirche das an der öſtlichen Außenwand befindliche Grab des alten Pfarrherrn und ſeiner Ehefrau gemerkt. Die beiden Leichenſteine liegen horizontal und zwar, in mittelalteriger Weiſe, völlig dem Boden gleich. Als hier die friſchen Erdſchollen — und gewiß auch von manch dankender und ſegnender Hand geworfen — auf den Sarg niederrollten, der den ökonomiſchen Halt dieſer Familie barg, war Goethes Ruhm ſchon von italieniſchen Sonnen beſchienen, auf Friederikens Wangen aber die Jugendblüthe lange hinweggegrämt. Die ſchmerzlichen Einflüſſe, welche das mehr ideelle Ereigniß einer Liebestäuſchung auf die Stimmungen des weiblichen Herzens übt, ſind indeß nicht ſo regelmäßig auf den erſten Eintritt des Erlebniſſes concentrirt, daß man ſie mit Sicherheit gerade auf dieſen Zeitpunkt erſchließen könnte; daß aber bei dem Hinſterben des Vaters, das die rückbleibende, im Geben ſeliger als im Nehmen geweſene Familie durch den Verluſt der Pfründe mittellos ließ, verzweifelte Erſchütterungen Friederiken heimgeſucht und hier auf dieſer Stätte dem ſorgenvollen Auge des einſt ſo holden Mädchens viel heiße Thränen entquellen mochten, wird jedem ſich im Gemüth ankünden, der da, des Sachverhalts kundig, den Fuß auf dieſe Steinplatte ſezt.

Wer aus Gefühlsdrang einen Kirchhof beſucht hat und dann aus Nothwendigkeit unmittelbar darauf in das Wirthshaus muß, für den gibt ſolch jäher Wechſel eine zwar rohe, aber zur Scheidung grundwüchſiger und angeſchwärmter Empfindungen zuträgliche Störung ab. Als ich in die Schenkſtube trat, zwangen mich die vorher ſo lauten bäuerlichen Gäſte, indem ſie mir ein erwartungsvolles Schweigen entgegenrichteten, wider Willen zu einem Geſpräch, das — ſonſt hätte ich mich einmal nicht bei Bauern und zweitens nicht in Frankreich befunden — zunächſt die Ernte und dann ſogleich die Politik betraf. Was ich ehrenhalber reden und verzehren mußte, war bald geſchehen, und da nun meine Tiſchnachbarn, wie in der geordneten Wiederholung eines Singkanons, durcheinander riefen: „Sehen Se, lieber Herr, wir welle Ruh hewwe, wir brauche nix als Ruh,“ ſo begab ich mich, das Nomen für ein Omen nehmend, auch zur Ruh, doch nicht ohne den für meinen Glauben tröſtlichen Hintergedanken, daß ja alle ernſtlichen Revolutionen nur gemacht werden, weil der Geplagte an die Befriedigung ſeines Ruhebedürfniſſes ſein Leben wagt.

Da ich mich an dieſem erſten, in Seſenheim ganz vollbrachten Tag mit allen denkwürdigen Oertlichkeiten vertraut gemacht, ſo ſezte ich für den folgenden meine Abreiſe feſt, die mir zwar ſchwer, aber doch leichter als das Dableiben fiel, von dem ich fürchtete, daß es den reinen Geſammteindruck, den ich durch gaſtliche Güte voll und raſch empfangen, durch müſſiges Zaudern entmarken möchte. Aber noch lag mir für den Vormittag ob, mich mit einem Beſuch bei der Mutter des Ankerwirths einzudrängen, die, als Pathin Friederikens, das lezte lebendige und, wie ich hörte, ſehr bedrohte Denkmal aus deren perſönlicher Umgebung war.

Auf dieſe einzige Zeugin nimmt auch die einzige, aus jenen Zeiten noch in Seſenheim übrige Urkunde Bezug, nämlich ein Brief Friederikens, den durch

amtsbrüderliches Fideicommiß der Pfarrer verwahrt. Der Brief iſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus einem Oertchen des oberen Elſaß an das mütterliche Großelternpaar des jetzigen Ankerwirths geſchrieben und enthält, für eine Zuſendung von Dürrfleiſch und ähnlichem Landtribut, innige Dankſagungen an die „lieben Gevattersleute," wobei dann die „treue Gevatterin Friederike Brion" in gemüthvoller Wendung die Verſicherung beifügt: „das Liebſte, was wir von euch hier haben, iſt doch immer euer Rielchen." Die Schriftzüge machen den Eindruck einer klaren, derben Beſtimmtheit und mußten wohl, wenn Goethe bei Gelegenheit der erſten Antwort, welche er von Friederiken empfing, ſich „ihrer leichten, hübſchen, herzlichen Hand" mit Recht erfreute, im Laufe der zwiſchenliegenden neunundzwanzig Jahre ziemlich gealtert haben.

Indem mir der Pfarrer dieſes gevatterliche Dankſchreiben Morgens noch einmal vorzeigte, erklärte er mir zugleich den näheren Zuſammenhang, und zwar gerade ſo, wie ich ihn alsbald an der Quelle vernahm. Die beiden verwaisten Schweſtern hatten nämlich, zur Erwerbung ihres Unterhalts, in jenem oberhalb Straßburg gelegenen Oertchen eine Art Erziehungsinſtitut gegründet, in dem ſie wohlhabenderen Bauerstöchtern weibliche Handarbeit und Manieren, hauptſächlich aber, was in dortigen Landen natürlich über alles gilt, einige franzöſiſche Sprachfertigkeit anzubilden ſuchten. Gleich andern Töchtern aus anhänglichen Familien des Kirchſpiels wurde auch die Erbtochter aus dem Anker dieſer Läuterungsanſtalt für Leib und Seele anvertraut und dadurch aus einem ceremoniellen in ein wirklich kindliches Verhältniß zu ihrer Pathin übergeführt.

So durch Schrift und Wort vorbereitet, begab ich mich zu der Frau, die in direkter kirchenrechtlicher Folge Friederikens Namen trug, und nun, ſo wie ſie dieſer einſt als hülfloſes Kind auf ſchmuckem Traglikſen in den dichteriſch geweihten Armen, jetzt, zu ähnlicher Hülfloſigkeit rückgekehrt, vor mir als ein verſchrumpftes Mütterchen auf dem leidenhauchenden Krankenbett lag. Der gleichalterige, jedoch keineswegs ſo tithoniſirte Ehemann führte mich ein, zog ſich aber auch bald wieder aus Geſpräch und Nähe, da ſeine Frau, wie er ſagte, alle die Sachen beſſer wiſſe. Ohne daß mir die Schuld und Laſt einer Lüge zugefallen wäre, nützte doch meinen Beſtrebungen, vielleicht nicht unbeträchtlich, eine Unwahrheit; denn indem ich, als ein dilettantiſcher, übrigens dem Strafgeſetz zu Ehren nur theoretiſcher Pfuſcher der Kranken den Puls fühlte und in kliniſchem Styl Muth einſprach, hielt ſie mich, den ſie als den „fremden Doktor aus dem Anker" ſchon nennen gehört, für einen Mediciner und zeigte mir, ſelbſt mit ſchmerzenden Anſtrengungen, die ganze Hingebung, welche der Siecke für die Berufsklaſſe hat, die ſeine genialen Helfer und, wie Fauſt und die pathologiſche Anatomie geſtehen, ſeine „frechen Mörder" birgt. Unregelmäßige, matt lebhafte Pulsſchläge, quälende Huſtenanfälle, in welchen die Exſpirationsmuskeln der Stärke des Reizes nicht zu antworten vermochten, und dabei allgemeine, marasmiſche Hinfälligkeit malten indeſſen auch dem Laienauge dieſe Zuſtände mit ungefährer Deutlichkeit zu einem Krankenbild aus, bei dem man ſich der Vorherſage nicht erwehren konnte, daß die Auflöſung unvermeidlich ſey.

Was nun die Mittheilungen betrifft, welche die gute, und wie man zum Ausſchluß ländlicher Unbefangenheit zu ſagen pflegt, gar manierliche Frau über die Brionſche Familie überhaupt machte, ſo wüßte ich das Einzelne nicht wortgetreu wiederzugeben, da der Inhalt nicht in beſtimmten, diſtincten Thatſachen — die ja auch allein das Leſen lohnen würden, — ſondern nur in dem immer beſtärkend wiederholten Urtheil beſtand, daß jene Familie bei der ganzen Gemeinde eine auszeichnende Achtung und Liebe und nach ihrer Zerſtreuung, nachdem ſchon lange der nächſtfolgende Pfarrer ſeßhaft geweſen, ein beſonderes und zwar durch Beihülfe werkthätiges Angedenken genoſſen habe.

Das vorgängige mediciniſche Geſpräch hatte die Kranke erleichtert, das Berühren der Brionſchen Zeiten aber auf ſie eine verklärend anregende Wirkung geäußert, die ſich ſichtlich ſteigerte, als wir auf Friederike zu reden kamen. Um was es mir nun dabei gelten mußte, iſt delikater Natur und war mir, ſo wie dort im Fragen, ſo hier im Niederſchreiben peinlich, da der Ausdruck eine ſchonende Einkleidung verlangt, die doch nicht in Unkenntlichmachung überſchlagen darf. Der Fragepunkt, deſſen Erörterung bei Lebenden die Klatſcherei, bei beredenswerthen Todten aber die memoiriſirende Geſchichte beſorgt, und der hier, in der Hoffnung widerlegender, aber auch mit dem Riſico beſtätigender Ergebniſſe, einem unerſetzlichen Zeugen aktenmäßig zu ewigem Gedächtniß ſollte abgehört werden, zielt dahin, zu wiſſen, ob Goethe — der ja nicht zu blöd war, ſpäter in den Elegien ein didaktiſches Tag- und Nachtbuch glühend beſonnen geübter Liebeswerke vor die Oeffentlichkeit zu ſtellen — mit Friederiken in einem begrenzten oder unbegrenzten Verhältniß gelebt und ob dieſe überhaupt je durch einen derartigen, geſellſchaftlich ruinirenden Erfolg ſich gekennzeichnet habe.

Indem ich meinem Mütterchen, das ſich inzwiſchen an den dicken Flaumkiſſen aufgerichtet und ſo hör- und ſprechfähiger gemacht hatte, Sinne und Erinnerung dieſen Läſterlichkeiten zulenkte, die als Meinung gewordene Vermuthung in Deutſchland mündlich umlaufen und gerade in der lezten, böszüngigſten Verſion als nicht undeutlicher Wink in eine Specialſchrift übergegangen ſind, thaten ſich die Augen der Alten groß und befremdet auf. Als ich aber, das Geſpräch immer beſtimmter ſchraubend, den Fragecharakter ganz unverkennbar machte, kam ihr mit dem Verſtändniß auch die Indignation. „Oh, ſeiner Leben nit!" rief ſie, „ſeiner Leben nit! Die Mamſell Rielche iſch a kreuzbrave Perſon

gſt; ſeiner Leben iſch ſo nix geſchäh', ich hätt's ja höre müſſe. Wenn Ihnen die Leut ſo was gſagt henn, ſo kennen ſe halt die Mamſell Brion nit." Wer nun mir geneigter Weiſe dieſe Erzählung glaubt, der wird dann wohl aus Schuldigkeit den erzählten Worten glauben, deren perſönlich vollberechtigter Beweiskraft nichts gegenüber ſteht, als jenes urſprungslos vagabundirende Hörenſagen, das ſich — da in der Liebe alles möglich und darum, wenn nur einmal ausgeſprochen, auch dem Wißbegierigen ſogleich plauſibel iſt — pſychologiſch von ſelbſt erklärt. Auch der Pfarrer, der dieſe Bezichtigungen aus fernen Kreiſen kennt, traf bei allen lokalen Erkundigungen nie auf irgend einen Anhaltspunkt.

Die Aufwallung, in welche das beleidigte „Göttel" gerathen war, hielt lange an und verzog ſich erſt, als wir, über Indifferentes hinaus, wieder zu Reinem und Erfreulichem kamen, indem mir die Alte erzählte, daß es Friederiken wirthſchaftlich wohl manchmal hinderlich, aber doch niemals ſchlecht gegangen ſey. „Gegen Ende ihres Lebens," ſo ſchloßen die Mittheilungen, „zog ſie zu ihrer Schweſter hinüber, deren Mann als Pfarrer im badiſchen Oberland ſtand. Kurz nach meiner Verheirathung hat ſie mich hier noch einmal beſucht. Es war Anno fünf und das leztemal, daß ich ſie geſehen; denn zwei Jahre darauf ſtarb ſie dort, wo ſie im ſchwägerlichen Haus eine ganz gute Unterkunft gefunden hatte."

Als ich der Alten im Scheidegruß die fieberiſchen Hände drückte, fühlte ich wohl, daß es weniger für Leben als für Sterben ſey und daß ſie ſchwerlich zur Wiederhelung ihres Zeugniſſes vor einem Nachfolgenden die Lippen noch einmal würde aufthun können. Auch will ich nicht bergen, daß im Augenblick des Scheidens, obgleich mein Zweck nichts mit der Perſon, ſondern nur mit deren Ausſagen zu thun hatten, doch in mir der Antheil für die erſtere beinahe den für die lezteren überwog, aus welcher ſubjektiven Empfindung ich übrigens, gewiß mit Recht, mir ein endliches Moment für die Glaubwürdigkeit des Angehörten herleiten durfte.

Von den Spitaleindrücken des Krankenzimmers machte mich bald die liebe Sonne und dann von den Banden des Wirthshauſes die Entrichtung der Zeche frei. Das lezte Viertelſtündchen wartete ich, verabredeter maßen, bei dem Pfarrer ab, und als nun dieſer meinen Bitten nachgab, mich ohne gaſtliche Einrede ziehen zu laſſen, that mir — es iſt dieß ein Eigenſinn des Menſchengemüths — der Abſchied doppelt leid. Unter dem Mittagsgeläute wurde mein Pferd vorgeführt. Indem mich nun der Freund beim Aufſitzen wohlleben und wiederkommen hieß, tauchte mir, halb durch innerliche Zuſtände, halb durch die äußern Umſtände geweckt, die Hafiſiſche Stelle auf:

> Da, horch, der Karavanenglocke Stimme gellt,
> Und wieder in das weite, wüſte, wilde Feld
> Des Lebens iſt die heißbethränte Fahrt geſtellt.

Dieſe Worte als Fenion hinterlaſſend, ſezte ich mein Thier in Gang. Die Grenze der Seſenheimer Gemarkung war bald erreicht und ſomit auch die meines Rechtes, von dieſen Reiſetagen ein öffentlicher Berichterſtatter zu ſeyn.

Der Sonnenwirth.

Schwäbiſche Volksgeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert

von H. Kurz.

(Schluß.)

Der Amtmann lachte. „So kurzen Proceß kann ich nicht machen,“ ſagte er. „Stock und Galgen haben wir wohl noch, aber der Stab iſt etwas abgekürzt. Der Oberſtab iſt in Göppingen, wo Er Sein Urtheil empfangen wird. Deßhalb will ich Ihn in Güte darauf hingewieſen haben, daß Er ſich nicht das Protokoll durch weitere Hartnäckigkeit ſelbſt verdirbt. Denn das Sprüchwort ſagt bekanntlich: wie man berichtet, ſo richtet man. Uebrigens ſeh' ich nicht ein, wie Er behaupten kann, man wolle Ihn nicht ehrlich werden laſſen. Wer verwehrt Ihm denn das? Im Gegentheil, es handelt ſich ja darum, Ihn auf den rechten Weg zurückzubringen.“

„Ich hab' meinem Schatz verſprochen, daß ich ſie und ihr Kind zu Ehren bringen will,“ murrte Friedrich mit einigem Unmuth, daß er nicht verſtanden worden war. „So lang' ich mein Wort nicht halt', bin ich auch kein ehrlicher Mann, und man leid't's ja nicht, daß ich's halten ſoll.“ — „Ja ſo, das iſt's,“ verſetzte der Amtmann. „Das ſcheint die Urſache geweſen zu ſeyn, nicht wahr, daß Er die verſchiedenen Redensarten ausgeſtoßen hat, die ich Ihm jezt vorhalten muß?“

Mit dem befriedigenden Bewußtſeyn, durch ſeine Bonhommie dem trotzigen Delinquenten das Band der Zunge gelöst zu haben, zählte ihm der Amtmann die Sünden dieſer Zunge auf, welche ſeine Ankläger zu Protokoll gegeben hatten. Friedrich gab einige als möglich, andere als wirklich zu, wieder andere zog er in Abrede. „Das ſind mir Klagen!“ ſagte er. „Dergleichen Redensarten kann man von jedem Kind in Ebersbach hören. Aber man ſollt' meinen, der ganz' Flecken red' franzöſiſch und ich allein ſchwätz' deutſch.“

Der Amtmann protokollirte, während ſeine Beiſitzer gähnten und der Gefangene gelangweilt das Bild der Juſtitia betrachtete. Nachdem der Amtmann kunſtgerecht das Gebäude der Ausſagen zuſammengetragen hatte, aus welchen die Bosheit der Geſinnung hervorleuchtete, nahm er eine neue Priſe und ging ſodann zu dem Meſſerſtich über, in welchem der thätliche Ausbruch dieſer Geſinnung erblickt werden konnte.

„Es thut mir leid,“ ſagte Friedrich, „daß der Peter ſo verbost auf mich iſt. Ich hab' ihn um Verzeihung gebeten, wiewohl vergeblich, und würd's gern noch einmal thun, wenn ein gut's Wort eine gute Statt bei ihm fänd'. Ich ſeh' wohl ein, daß es nicht recht geweſen iſt, aber ich hab's, weiß Gott, nicht ſo bös gemeint; ich hab's eben in der Hitz' aus Unvorſichtigkeit und Uebereilung gethan, und wie ich gehört hab', daß ihm's nichts geſchad't hat, ſo iſt mir's geweſen, als wär' ich aus Ketten und Banden erlöst. Er ſollt' aber jezt auch keinen ſolchen Keſſel überhängen. Was! das bisle Aderlaß iſt ihm geſund geweſen; er iſt ja ein Kerl wie ein Ochs.“

„Nun ja, Er darf freilich Gott danken, daß die Sache ſo gut abgelaufen iſt,“ ſagte der Amtmann etwas zutraulich; „mit Blutvergießen iſt nicht zu ſpaßen, da geht's gleich um den Kopf. — Aber,“ fügte er hinzu, „wenn Er in der Rage zugeſtoßen hat, ſo hat Er doch nicht ſo gewiß wiſſen können, ob der Stoß nicht tiefer oder bis an's Leben gehen werde.“ — „Ich bin freilich in der Rage geweſen,“ antwortete Friedrich, „aber ich hab' ihm doch nicht viel thun können, denn er hat mich ja am Arm gepackt gehabt, und alſo hab' ich eigentlich gar nirgends anders hinſtoßen können als nach ſeinem Arm.“

„Glaubt Er,“ forſchte der Amtmann, „Er habe das ſo ſicher berechnen können? Es iſt doch nicht wohl anzunehmen, daß man im Zorn zugleich kalt und beſonnen zielt. Man ſtoßt eben zu, und dann kann der Stoß eben ſo wohl am Arm vorbei und in den Körper gehen.“ — „Ja, gezielt hab' ich freilich nicht,“ erwiederte Friedrich, „und hab' mir auch nicht fürgenommen, wie tief es gehen ſoll. Ich hab' ja ſchier nicht gewußt, daß ich nur geſtochen hab'. Wenn ich kein Meſſer in der Hand gehabt hätt', ſo hätt' ich ihm eben die Fauſt zu Gemüth geführt.“ — „Da hätte Er ja aber auch das Meſſer vorher weglegen können,“ ſagte der Amtmann. — „Ja was! wenn man im Zorn iſt, ſo denkt man an nichts und ſtoßt eben zu. Wenn man je was denkt, ſo denkt man höchſtens im Unſinn: Kerl, hin mußt ſeyn!“ — „Hin?“ fragte der Amtmann, die Gerichtsbeiſitzer anblickend und raſch der neuen Fährte folgend. — „Das iſt Einem aber nicht Ernſt,“ verbeſſerte der Gefangene, dem es nachgerade ſchien, er ſey im Begriff, zu viel zu ſagen. „Man iſt nachher heilig froh, wenn's nichts gethan hat.“

Der Amtmann protokollirte fleißig drauf los, während dem Gefangenen eine dunkle Ahnung verrathen

mochte, ſeine Vorſicht komme zu ſpät und er habe wohl ſchon viel zu viel geſagt. Auch reichte ſeine Vernehmlaſſung vollkommen hin, um die Anklage wegen eines Attentats zu begründen, bei welchem er eine Tödtung wo nicht beabſichtigt, ſo doch auch nicht gefliſſentlich vermieden, jedenfalls aber eine mehr oder minder lebensgefährliche Verwundung vorausgeſehen habe.

Zufrieden mit dem bisherigen Erfolge der Unterſuchung, legte der Amtmann die Feder nieder und nahm das Verhör wieder auf. „Jezt kommen wir an den Fruchthandel," ſagte er. „Er wird nicht in Abrede zu ziehen gemeint ſeyn, daß es ein etwas einſeitiger Handel iſt, wenn man Frucht einſackt, ohne Bezahlung dafür zu leiſten. Pro primo aber, um die Ausſagen unter ſich in Einklang zu bringen, muß ich fragen: wie viel iſt's denn eigentlich geweſen?"

„Herr Amtmann," antwortete Friedrich, „ich hab' meinem Vater gleich im erſten Augenblick erklärt, daß er durch den Handel um keinen Kreuzer kommen ſolle, und wenn's jezt an dem iſt, daß er aus meinem Mütterlichen ſchadlos gehalten werden ſoll, ſo will ich kein Körnle verſchweigen. Natürlich hab' ich's in der Nacht und in der Eil' nicht ſo accurat abzählen können, auch iſt in einem Sack mehr geweſen und im andern weniger, aber ich thu' meinem Vater gewiß nicht Unrecht, wenn ich's im Ganzen auf ein Scheffel ſechs oder ſieben ſchätz', Dinkel und Haber, ungefähr zu gleichen Theilen — ganz genau kann ich das natürlich jezt nicht mehr ſagen."

„Sechs bis ſieben Scheffel Dinkel und Haber," ſagte der Amtmann, den Kopf auf die Hand ſtützend. „Ja, ja, das müſſen wir ſo praeter propter berechnen. Wo ſind die pretia rerum?" fragte er, in den auf dem Tiſche liegenden Akten kramend. „Ja ſo, meine Frau wird die Zeitung haben. Herr Senator, geh' Er geſchwind zu meiner Frau hinüber: ich laſſe ſie auf einen Augenblick um die Wöchentlichen Anzeigen bitten."

Der Richter ging und brachte das amtliche Landesblatt, auf deſſen Rückſeite die Frucht-, Wein-, Holz- und Salzpreiſe verzeichnet waren. Der Amtmann nahm das Folioblatt, legte es vor ſich auf den Tiſch, ſtärkte ſich zuvor durch eine Priſe und ſuchte dann mit dem Finger im Schrannenzettel. „Da ſteht's," ſagte er: „Göppinger Schranne, Dinkel drei Gulden dreißig, Haber zwei Gulden dreißig." — „Ja," ſagte der andere Gerichtsbeiſitzer verdrießlich, „ſeit der Ernt' hat der Dinkel um dreißig Kreuzer abgeſchlagen, im Auguſt hat er noch vier Gulden koſt't."

Der Amtmann rechnete mit dem Bleiſtift auf einem Stück Sudelpapier. „Vier Scheffel Dinkel," murmelte er, „thut vierzehn Gulden; drei Scheffel Haber, thut ſieben Gulden dreißig, beides nach jetzigem Preis. Zuſammen alſo einundzwanzig Gulden und dreißig Kreuzer. Iſt Er mit der Taxation zufrieden?" — „Herr Amtmann," antwortete Friedrich, „ich hab' zu meinem Vater geſagt, wenn der Fruchtpreis bis zur Abrechnung anziehe, ſo ſolle das ſein Nutzen ſeyn; alſo ſollt's eigentlich mir zu gut kommen, wenn der Preis unter der Zeit gefallen iſt, weil mein Vater ja doch damals nicht hat verkaufen wollen. Aber ich bin nicht ſo intereſſirt. Machen Sie nur das Ungerade voll und rechnen Sie zweiundzwanzig Gulden, daß die Zahl rund iſt."

„Ich weiß nicht, was Er will," ſagte der Amtmann. „Ich habe ja nach dem heutigen Preis, alſo zu Seinen Gunſten gerechnet." — „Richtig, Herr Amtmann," erwiederte Friedrich, „aber Sie haben vier Scheffel Dinkel und drei Scheffel Haber angenommen, und es können eben ſo gut vier Scheffel Haber und drei Scheffel Dinkel geweſen ſeyn, oder auch gradaus halb und halb." — „Iſt mir das eine Strohhalmſpalterei!" rief der Amtmann verdrießlich. Die beiden Gerichtsbeiſitzer lachten. — „Wenn's hoch kommt, ſo macht's 'n Gulden Unterſchied, und 'n halben Gulden will er ja ſelber drein geben," ſagte der eine. — „Kommſt endlich in's Rechnen?" rief Friedrichs Vormund: „'s wär' wohl Zeit, daß du dran dächteſt; hätt'ſt aber ſchon früher anfangen ſollen." — „Damit Er ſieht, daß Ihm kein Unrecht geſchieht, ſo will ich's Ihm vorrechnen," ſagte der Amtmann und griff wieder zum Bleiſtift. — „Ach, mir iſt's ja nicht um's Geld!" ſagte Friedrich zugleich ärgerlich und beſchämt. Ihn hatte bloß das verdroſſen, daß man von den möglichen Grundlagen der Berechnung die ungünſtigſte angenommen hatte.

Während der Amtmann noch rechnete, hörte man vor der Thüre, die der Schütz aus Neugier ein wenig offen gelaſſen hatte, einen ſchweren Tritt, der von wiederholtem Räuſpern des Kommenden begleitet war, dann einen Wortwechſel mit dem Schützen, welcher endlich ſagte: „Wenn Er mit Gewalt 'nausgeſchmiſſen ſeyn will, ſo probir' Er Sein Glück." Darauf klopfte es an der Thüre erſt leiſe und demüthig, dann etwas lauter. Der Amtmann ließ einen grimmigen Blick nach der Thüre hinlaufen, rechnete aber ſtillſchweigend fort. Es klopfte wieder. „Daß dich das Wetter!" rief der Amtmann und warf den Bleiſtift hin; „was iſt das für ein unverſchämter Kerl?" Einer der Gerichtsbeiſitzer ging auf den Zehen nach der Thüre und öffnete. Ein halb ſtädtiſch, halb ländlich gekleideter Mann ſtand davor, der, da er ſich auf einmal dem Amtmann gegenüber ſah, ein paar tiefe Kratzfüße machte. „Mit Ihrem Wohlnehmen, Herr Amtmann!" wollte er beginnen. Zugleich rief der Gefangene, der ſich neugierig umgeſehen hatte: „Das iſt ja der Vetter aus Hattenhofen! Grüß' Gott, Vetter!"

„Still!" gebot der Amtmann. „Hab' jezt keine Zeit!" rief er dem Ankömmling zu. „Sieht Er denn nicht, daß hier etwas Dringendes verhandelt wird? Und wie kann Er ſich unterſtehen, am Sonntag zu kommen?" — „Ereüſe, Herr Amtmann," ſagte jener, ſchon halb

auf dem Rückzuge begriffen, „'s iſt ja eben wegen der Sach'."

„Halt!" rief der Amtmann. „Herein da! Hat Er etwas wider den Angeklagten vorzubringen?" — „Ach nein, Herr Amtmann, wenn Sie's erlauben," antwortete der Mann etwas weinerlich; „ich verklag' ihn nicht, gewiß nicht, und was er von mir hat, das hat er aus gutem freiem Willen, und ich will aber auch hoffen, daß ich wieder zu meinem Sach' komm'." — „Alſo eine Schuldklage!" rief der Amtmann enttäuſcht. „Dazu iſt jetzt keine Zeit, das iſt nachher vorzubringen. Fort!"

„Der iſt pfiffig!" ſagte der Gefangene lachend; „der weiß den Pelz zu waſchen, ohne ihn naß zu machen. Ich möcht' aber nicht haben, daß er in der Sorg' wär', er könnt' durch mich um etwas kommen, und weil wir ohnehin juſt an der Abrechnung von meinem Mütterlichen ſind, ſo iſt mir's lieber, wenn das auch gleich dazu geſchrieben wird."

„Ich hab's ihm aus gutem freiem Willen gelaſſen, Herr Amtmann," wiederholte der Vetter, erfreut über die Willfährigkeit des Gefangenen, indem er ſich zugleich, dem Befehl des Beamten gehorchend, aber ſo langſam, daß er jeden Augenblick zurückgerufen werden konnte, nach der Thüre zurückzog. — „Gelaſſen? aus gutem Willen gelaſſen?" ſagte der Amtmann ſtutzend. „Was iſt denn das?" — Der Mann zuckte die Achſeln verlegen lächelnd und blieb an der Thüre ſtehen. — Der Amtmann ſah den Gefangenen ſcharf an. „Ich hab's ihm von meinem Mütterlichen zurück verſprochen," ſagte dieſer. — „Halt!" rief der Amtmann. „Er bleibt da! Bring' Er Seine Sache vor! Ich muß wiſſen, wie es ſich damit verhält."

„Ich will's ſelber ſagen," nahm der Gefangene das Wort. „Ich hab' ja gleich mit 'rausrücken wollen, ſobald ich meinen Vetter geſehen hab'. Alſo, wie ſich's um das Strafgeld für meine Chriſtine gehandelt hat, und der Herr Amtmann hat mir die Höll' heiß gemacht und all die Unehr' und Schmach fürgeſtellt, die über ſie hätt' ergehen ſollen, da hab' ich nicht gewußt, wo hinaus und wo hinein, und weil der Herr Amtmann mit dem Geld ſehr preſſirt hat, ſo bin ich noch in der nämlichen Nacht gen Hattenhofen geſprungen und hab' bei meinem Vetter da einen Beſuch gemacht."

„Und iſt der Vetter bei dem Beſuch auch ſelbſt zugegen geweſen?" fragte der Amtmann, immer aufmerkſamer werdend, den Vetter von Hattenhofen. — „Neinle, neinle, Herr Amtmann, ich bin nicht dabei geweſen," antwortete dieſer mit ſeinem verlegenen Lächeln. — „Das iſt mir ein Galgenvogel!" ſchrie der Richter auf. „Alſo noch ſo ein Stück!" — „Still!" befahl der Amtmann. „Kann Er behaupten, daß Sein Vetter Ihn eingeladen oder aufgenommen habe, und was hat Er bei Nacht in dem fremden Haus gethan?"

„Es iſt mir kein fremdes Haus geweſen, Herr Amtmann," ſagte der Gefangene, „und wenn mich auch mein Vetter ſelbigsmal nicht hat einladen können, weil er juſt zu der Zeit geſchlafen hat, ſo hab' ich doch von früher gewußt, daß er ſein Haus nicht vor mir verſchließt." — „Ja freile, freile!" ſagte der Mann von Hattenhofen, eifrig bekräftigend. „Mir iſt ja die Sonne auch nicht verſchloſſen und ein' Ehr' iſt der andern werth" — „Und was hat Er in dem Haus gethan?" wiederholte der Amtmann. — „Die Straf' für meine Chriſtine geholt, wie ich ja ſchon von Anfang hab' ſagen wollen!" antwortete der Gefangene etwas gereizt.

„Alſo hat er Ihm Geld genommen?" fragte der Amtmann den Mann vom Lande. — „Beileib net, Herr Amtmann, b'hüt uns Gott!" ſagte dieſer; „bloß e' biſſele Zwetſchgen und e' biſſele Trilch und e' biſſele Garn und e' biſſele Flachs, und aber über alles das hat er mir eine Quittung geben." — „Hat Er die Quittung da?" — „Ha freile, Herr Amtmann," rief der Nichtkläger, dem die Freude, ſein Anliegen ſo geſchickt anbringen zu können, aus den Augen blinzelte, und reichte die Quittung mit weit vorgebeugtem Leib und ausgeſtrecktem Arm dem Amtmann hin.

„Hat Er die Quittung in jener Nacht zurückgelaſſen?" fragte der Amtmann den Gefangenen. — „Nein, Herr Amtmann, damals hat mir's zu arg preſſirt. Ich hab' dann gleich den Tag darauf das Sach' verhandelt und das Geld meiner Chriſtine gebracht, damit's mit der Straf' in Richtigkeit kommen ſoll. In etlichen Tagen hernach bin ich aber bei Nacht wieder hinaus und bin meinem Vetter abermals in's Haus kommen und hab' ihm die Quittung ehrlich und redlich auf den Tiſch gelegt, er kann's ſelber nicht anders ſagen. Und wiewohl ich rechtſchaffen Hunger gehabt hab', ſo hab' ich doch für mich nichts angerührt."

„Ja, der Frieder iſt recht, das muß man ihm laſſen," ſagte der Vetter unter fortwährendem leiſen Gelächter der beiden Gerichtsbeiſitzer. „Ich wär' auch zufrieden geweſen mit der Quittung, denn ſein Wort iſt mir ſo lieb wie baar Geld, trag ihm auch gar nichts nach, und aber nur weil ich geſtern Nacht gehört hab', daß er in Ungelegenheit kommen ſey, ſo hab' ich gemeint, ich müſſ' doch ſehen, daß ich wieder zu mei'm Sächle komm', eh' jemand anders die Hand drauf deckt."

Der Amtmann ſelbſt konnte das Lachen kaum verbeißen. „Hat Er denn nach dem erſten Beſuch Sein Haus nicht beſſer verwahrt, daß ihm der ungeladene Gaſt noch einmal hat hineinkommen können?" fragte er. — „Freile," antwortete der Vetter vom Lande; „aber wo Der 'nein will, da hilft kein Verwahren nichts. Dem iſt nichts zu hoch und nichts zu tief, der kommt eben hin."

„Ein ſchönes Prädikat!" bemerkte der Amtmann. Darauf fragte er beide, ob ſie mit der Quittung und

der darin enthaltenen Schätzung der auf ſo ungewöhnliche Weiſe entlehnten Gegenſtände einverſtanden ſeyen. Friedrich erwiederte, er habe mehr angeſetzt, als er bei dem Verkaufe, mit dem es geeilt, erlöst habe. Auch der Vetter ließ ſich die Preiſe ſehr gerne gefallen und erklärte: „Wenn mir's der Frieder abkauft hätt', ich hätt's ihm grad ſo geben. Wir ſind ja immer Ein Kuch und ein Muß geweſen; gelt du, Friederle?“ — „Es will mir auch ſo vorkommen,“ ſagte der Amtmann mit einer gewiſſen Strenge. „Er ſucht mir da Seinem Conſorten behülflich zu ſeyn und dem Streich den Nimbus eines freiwilligen Anlehens zu geben. Weiß Er, daß ich ihn beim Eſſen behalten und etwan in puncto stellionatus prozeſſiren könnte?“

Der Mann von Hattenhofen erſchrack in's Herz hinein: er glaubte ſeine Sache unübertrefflich gut gemacht zu haben, und ſah ſich jezt dennoch in der Gefahr, von einem der vielen Rädchen der Juſtizmaſchine, dem er vielleicht zu nahe gekommen, erfaßt zu werden. Doch nahm er ſich zuſammen und erwiederte: „Wenn's der Herr Amtmann nicht ungütig nehmen will, mein Herz weiß nichts davon und ich verſteh' auch kein Wörtle, warum ich geſtraft werden ſoll.“ — „Dafür,“ ſagte der Amtmann, „daß Er Schleichereien macht und die Leute, ja ſelbſt die Obrigkeit irre führen hilft.“

„Mit Verlaub, Herr Amtmann,“ hob der vormundſchaftliche Gerichtsbeiſitzer an, „wenn man fragen darf, woher hat denn das Ding da ſeinen Namen? Das Wort lautet ſo gar curios und kommt Einem ſo oft vor. Ich hab' ſchon etlichemal fragen wollen.“ — — Der Amtmann wurde etwas roth. „Ich kann's Ihm ſchwarz auf weiß zeigen, wenn Er zweifelt,“ ſagte er und ging nach einem Aktenſtänder, auf welchem mehrere ſeinen Incipienten gehörige Bücher aufgeſtellt waren. — „Ich hab' ja kein' Zweifel, gewiß nicht!“ rief der Gerichtsbeiſitzer in wahrer Verzweiflung. „Ich glaub' ja Alles auf's Wort, wie mir's der Herr Amtmann ſagt.“

Dieſer aber, dem mit ſolcher Bereitwilligkeit im vorliegenden Falle nicht ſehr gedient ſeyn mochte, zog ein Buch heraus und blätterte ſchnell darin. „Beſtie!“ fluchte er halblaut, da er das Gewünſchte nicht fand, ſtieß das Buch wieder hinein, riß ein dickeres heraus, ſchlug es auf, zeigte mit dem Finger auf die Stelle und ſagte beruhigt: „Da ſteht's, da kann Er ſelber ſehen! Stellio, eine Art Eidechſe, welches ein ſehr liſtiges und ränkevolles Thier, daher stellionatus, das Verbrechen, wo einer ränkevoll handelt, ſonderlich mit Schleichereien in Geldſachen, und das Verbrechen doch keinen Namen hat, daher extra ordinem und secundum arbitrium zu beſtrafen iſt. — Da übrigens Inquiſit geſtändig iſt“ — wandte er ſich an den bange harrenden Vetter — „und da Er mehr eine Art Gerechtmacherei als einen eigentlichen Vortheil bezweckt hat, ſo will ich nicht den ſtrengſten Maßſtab anlegen, ſondern die Sache für dieſesmal hingehen laſſen! Merk' Er ſich's aber für die Zukunft, damit Er gewitzigt iſt.“

Der Amtmann, dem eine ſtille Ahnung ſagen mochte, daß er mit ſeiner Geſetzesanwendung denn doch bei den eigentlichen Juriſten durchfallen könnte, protokollirte nun ein Langes und Breites, ließ dann den von Hattenhofen unterſchreiben und ſchickte ihn fort. Da dieſer aus Reſpekt das Thürſchloß nicht in die Klinke fallen zu laſſen wagte, ſo hörte man, wie er draußen im Weggehen leiſe vor ſich hinpfiff. Denn dieß iſt die Art des Landbewohners: wenn er zu einer Verhandlung mit Herren oder ſonſt zu einem wichtigen Handel kommt, ſo räuſpert er ſich, als ob er einen Stein vom Herzen weghuſten müßte, und wenn er fortgeht, ſo pfeift oder ſummt er bald mehr bald minder zufrieden, entweder weil es nach ſeinem oft ſehr ſchlauen Kopfe gegangen iſt, oder weil er denkt, es habe doch wenigſtens den Kopf nicht gekoſtet und hätte ja noch ſchlimmer gehen können, als es gegangen.

„Wir kommen nun auf das vorige Chapitre zurück,“ begann der Amtmann wieder. „Er iſt alſo geſtändig, außer dem hier verhandelten, bei Seinem Vater einen Diebſtahl, den Er auf zweiundzwanzig Gulden anſchlägt, begangen zu haben?“ — „Herr Amtmann,“ ſagte der Gefangene, „ich kann mir's nicht gefallen laſſen, daß man das einen Diebſtahl heißt. Ich bin in meinem Eigenen geweſen und hab' ja meinem Vater gleich geofferirt, daß ich's ihm aus meinem Mütterlichen wieder erſetzen will.“ — „Davon nachher,“ erwiederte der Amtmann. „Wer ſind Seine Helfershelfer geweſen und wo hat Er das Geld hingebracht?“ — „Ich hab' die Frucht ganz allein auf meines Vaters Bühne gehelt, es iſt kein Menſch mit mir droben geweſen,“ antwortete der Gefangene, den Sinn der Frage durch den Wortlaut ſeiner Ausſage umgehend. — „Man hat Verdacht, daß Seine Perſon und einer ihrer Brüder Ihm dabei behülflich geweſen ſeyn werden,“ inquirirte der Amtmann.

Friedrich wiederholte ſeine Verſicherung und erbot ſich einen Eid zu ſchwören, daß keines von den beiden auf ſeines Vaters Speicher gekommen ſey. Der Amtmann belehrte ihn, daß ein Angeklagter nicht zum Eide zugelaſſen werden könne, und hielt ihm dann jenen bei dem Müller begangenen Bienendiebſtahl vor, deſſen ſich der eine ſeiner angeblichen Schwäger mehr als verdächtig gemacht habe; es ſey beinahe ſo gut wie erwieſen, daß er ſelbſt bei jenem Vergehen im Complott geweſen ſey, und man müſſe jenen mit allzu großer Nachſicht bei Seite geſezten Fall jezt hervorziehen, weil er auch auf den neueren Vorgang ein Licht zu werfen ſcheine. Friedrich war nicht wenig froh, den Verdacht von ſeinem Lieblingsſchwager auf deſſen für ihn wie für die Familie unbedeutenderen Bruder abgelenkt zu ſehen, betheuerte jedoch, er habe demſelben an dem Abend, an welchem er den Diebſtahl begangen zu haben

beſchuldigt ſey, unwiſſentlich und zufällig auf der Brücke gepfiffen und ſich lediglich hiedurch verdächtig gemacht. Der Amtmann ſezte ihm ſcharf mit Kreuz- und Querfragen zu, brachte aber nichts aus ihm heraus, was einen Anhalt zum Einſchreiten gegen ſeinen Mitbeſchuldigten darbieten konnte. Eben ſo wenig war ihm über das aus der Frucht erlöste Geld ein Geſtändniß abzupreſſen. Da er weder den dritten Genoſſen verrathen, noch ſich einer Hülfe, die ſeinem Mädchen in der Noth zu ſtatten kommen konnte, entſchlagen wollte, ſo blieb er beharrlich dabei, er habe das Geld vollſtändig ausgegeben und ſein Vater ſolle es eben an ſeinem eigenen Vermögen abziehen.

„Wie hat Er das Geld verwendet?“ fragte der Amtmann, immer ſchärfer in ihn dringend. — „Ich hab's verthan,“ antwortete er, um der Unterſuchung jeden Weg abzuſchneiden. — „Wie hat Er's verthan?“ rief der Amtmann wild. — „Verſoffen!“ antwortete er trotzig. — „Du Hallunk!“ ſchrie ſein Vormund, während der Amtmann erſchöpft in den Seſſel zurückſank. Nachdem dieſer etwas Athem geſchöpft, richtete er ſich wieder auf und ſagte gleichmüthig: „Ich muß und will annehmen, daß Er die Wahrheit ſagt; in dieſem Fall kommt eben zu Seinen andern Reaten auch noch der Punkt des aſotiſchen Lebenswandels hinzu. Ich hab's ihm ja erklärt, daß es ganz bei Ihm ſtehe, wie Sein Protokoll ausfallen werde.“

Der Amtmann war im Ganzen nicht unzufrieden mit dem Ergebniß der Unterſuchung, das ihm ziemlich ausgiebig erſchien. Er hielt dem Gefangenen ſeine Hauptvergehen vor und ging ſchließlich in den Ton der Rüge und Ermahnung über. „Hat Er denn ganz vergeſſen,“ rief er, „was ich Ihm damals ſo eindringlich geſagt habe, als Er das erſtemal auf Seinen böſen Wegen betreten wurde, und was ich Ihm dann wieder gepredigt habe, als Er von Seiner erſten Strafe zurück kam?“ — „Nein, Herr Amtmann, ich weiß es noch,“ antwortete der Gefangene; „Sie haben geſagt, das Zuchthaus ſey eine Schule des Laſters, und ich ſolle mich wohl in Obacht nehmen, daß ich nicht wieder hinein komme.“ — „Und was hat Er von ſich ſelbſt denken müſſen, daß Er doch wieder hinein gekommen iſt, und was muß Er heute von ſich denken, daß Er abermals, und zwar tertia vice, bei ſolcher Jugend, reif dafür geworden iſt?“ — „Ich hab' gedacht und denk', für einen jungen Menſchen, an dem noch nicht alles verloren ſeyn kann, ſey es doch hart, wenn er in die Schule des Laſters gethan wird, wie Sie's ja ſelber nennen.“ — „So?“ rief der Amtmann zornig, „wenn Ihm das Zuchthaus nicht gut genug iſt, ſo kann man Ihn ja für ſeine Mord- und Diebsthaten auf die Schandbühne und von da auf die Galeere bringen, vermittelſt des Vertrags, den gnädigſte Herrſchaft mit der Republik Venedig geſchloſſen hat.“

Den Gefangenen überlief es, daß ſeine Kette klirrte. „Ich muß freilich auseſſen, was man mir kochen will,“ ſagte er; „ich bin ja ſchon mehr dabei geweſen und weiß jezt, wie man's macht, aber ich hab' weder eine Mordthat noch einen Diebſtahl begangen.“ — „Diebſtahl mit nächtlichem Einbruch!“ rief der Amtmann, mit der Spitze des Fingers auf das Protokoll klopfend. — „Da drinnen ſteht's vielleicht ſo,“ entgegnete Friedrich, „aber in meinem Herzen heißt's anders, wenn ich Weib und Kind mit dem, was mir mein Vater ſchon als Vater ſchuldig wär', vom Hungertod erretten muß.“

Der Amtmann milderte ſeinen Ton etwas. „Wenn Er mit dieſer Auslegung durchzudringen hofft, ſo gratulir' ich Ihm dazu,“ ſagte er. „Bei Gericht aber nimmt man die Dinge nicht nach der Auslegung, ſondern wie ſie ſind. Angenommen, es habe Einer einen Proceß mit einem andern und es ſey auch das Recht ganz auf ſeiner Seite, ſo darf er darum doch nicht in ſeiner eigenen Sache den Executor machen, oder den Erretter, wie Er's heißt, und ſich ſelbſt an Hab' und Gut des andern regreſſiren.“

„Dawider will ich nicht ſtreiten, Herr Amtmann,“ erwiederte Friedrich, „'s hat alles Händ' und Füß', was Sie ſagen. Aber nicht wahr? wenn ich meinen Vater bei Ihnen verklagt hätt', daß er meiner Chriſtine nichts zu ihrem Unterhalt gibt, ſo hätt' ſie lang verhungern können, bis ich hätt' Recht bei Ihnen gefunden.“ — „Halt Er Sein Maul, Er ewiger Rechthaber!“ ſchrie der Amtmann entrüſtet. „Er ſteht als Angeklagter hier und nicht als Advokat!“

Er griff wieder zu der Feder und ſchrieb eifrig und zornig fort. Friedrich ſah ihm eine Weile zu. „Ich ſeh' wohl, was Sie ſchreiben,“ ſagte er dann: „„Unerachtet ſeiner äußerſten Bosheit will er immer noch Recht haben.““ — Der Amtmann fuhr zurück, daß ein Theil der Akten zu Boden fiel. „Iſt der Kerl vom Teufel beſeſſen?“ murmelte er vor ſich hin. Die Gerichtsbeiſitzer ſahen ihn erſchrocken an, Friedrich lächelte. „Ich kann mir's nämlich denken,“ fügte er hinzu, da er die Worte von der Kirchenconventsverhandlung her im Gedächtniß behalten hatte.

„Heb' Er mir die Akten auf!“ befahl der Amtmann dem einen Gerichtsbeiſitzer. „Den Schützen!“ rief er dem andern zu. — „Er führt den Arreſtanten vorläufig in ſein Loch zurück und holt mir den Johannes Müller!“ wies er den eintretenden Schützen an. — „Wo der Teufel nicht hinkommt, ſchickt er die Obrigkeit,“ murrte der Gefangene halblaut, während er abgeführt wurde. — „Wird gleichfalls zu Protokoll genommen!“ rief ihm der Amtmann nach.

Das auf Grund der Akten von dem Vogt zu Göppingen eingeleitete Verfahren war bald abgethan und endigte damit, daß eine eingeholte hochfürſtliche Reſolution dem jugendlichen Uebertreter der Geſetze

wegen ſeiner verſchiedenen Verbrechen — puncto diversorum criminum, hieß es in der amtlichen Anzeige — eine anderthalbjährige Zuchthausſtrafe gnädigſt zuerkannte, wobei er allerdings die Wahl hatte, ob er ſich unter dem Centnergewicht der Anſchuldigungen für die gnädige Strafe bedanken oder in dieſer eine Verurtheilung der Anklage erblicken wollte. Die Bewohnerſchaft des Zuchthauſes aber beſtand nach den gleichzeitigen öffentlichen Bekanntmachungen theils in „freiwilligen Armen“ ohne Strafe, theils in Züchtlingen und Sträflingen, und die Geſellſchaft der beiden lezten Ordnungen bildeten Räuber, Diebe, ſo viel ihrer nicht gehenkt oder gerädert waren, Falſchmünzer, Fälſcher, Betrüger, Aſoten, Verſchwender, Vaganten, Heiligenſtürmer, verunglückte Selbſtmörder, Ehebrecher, Mädchen, die ſich zum drittenmal vergangen, Calumnianten, Einer, „wegen übler Aufführung und irreſpectuoſen Bezeigens gegen Ober- und Unterbeamte,“ Einer „wegen enormruchloſer und ſündlicher Reden,“ Einer „wegen Soldatendebauchirens,“ einer »puncto lasciviae,« eine Magd wegen feuergefährlicher Verwahrloſung des Lichts, und endlich mehrere „wegen verſchiedener Vergehen.“

Friedrich trat den Weg nach Ludwigsburg an, begleitet von einem Bewaffneten, einem armen Bürger von Göppingen, der einen Fluchtverſuch des jungen rüſtigen Burſchen zu verhindern unfähig geweſen wäre. Er würde die Welt, wenn er nicht ſeine Chriſtine darin zurückgelaſſen hätte, ohne Schmerz mit jener Anſtalt vertauſcht haben, die ihren Namen in einem beſſeren Sinn führte, ſo lange dort der Waiſenpfarrer, der ſich ihm tief in die Erinnerung eingeprägt, manches rohe Herz zur Zucht zurückzuführen verſtand. Freilich, was ſollte er ihm antworten, wenn der alte Seelſorger ihn fragte, was ihn denn hieher zurückgebracht habe? ob er nicht mehr wiſſe, wie ſeine Predigt ihn vor dem Zorn, dem Mörder von Anbeginn, gewarnt und zur Sanftmuth ermahnt habe? ob er den Vorkämpfer, den er doch ſelbſt ſein Vorbild genannt, ſo ganz vergeſſen habe, „ihn, der nicht ſchalt, da er geſcholten ward, und nicht dräuete, da er litt?“ * Das Herz ſchlug ihm, als er des nahe bevorſtehenden Wiederſehens gedachte.

Als ſie in Ludwigsburg einzogen und ſich dem Zuchthauſe näherten, fanden ſie den Weg durch eine große Menſchenmenge geſperrt. Ein Leichenzug kam daher, umgeben von zahlreichen Zuſchauern und Zuſchauerinnen, die beinahe mehr Trauer als Neugierde blicken ließen. Hinter dem Sarg ging zunächſt eine Schaar von Waiſenkindern in ihrer grauen Tracht; ihnen folgte eine lange Begleitung von Männern, geiſtliche und weltliche Beamte an ihrer Spitze; nach einem größeren Zwiſchenraume kam noch ein Zug Strafgefangener in der Zuchthauskleidung, von Aufſehern bewacht. Alle hatten die Haltung von Leidtragenden, und ſelbſt in den Reihen dieſer vom Leben halb ausgeſtoßenen Männer ſah man naſſe Augen. — „Wen begräbt man hier?“ fragte der Führer des einzuliefernden Sträflings eine ſich herzudrängende Frau. — „Den alten Waiſenpfarrer,“ war die Antwort.

Friedrich drückte die Hände gegen die Bruſt. So manchmal, wenn es ihm in der Welt weh und bange war, hatte er ſich nach dieſer Heimath, die man in der Welt eine Schule des Laſters nannte, zurückgeſehnt, und nun war der gute Geiſt, der darin waltete, auf immer dahin. Die Welt ſchien ihm ausgeſtorben. Er kehrte ſich ab und weinte bitterlich. Niemand ſah dieſen Schmerz, welchen er bei ſeinem Einzug in das Zuchthaus, obgleich ihm der Gedanke an ſein Weib und ſein Kind beinahe zu Boden drückte, hinter einer dumpfen Gleichgültigkeit verbarg.

---

* Vielleicht erinnert ſich der Leſer noch der hierauf bezüglichen Stelle in dem erſten Abſchnitt der Erzählung, der vor längerer Zeit in dieſen Blättern mitgetheilt wurde.

St. Helena.

Von den Inſeln, die Venedig Sateliten gleich umkreiſen,
Wird der liebſten eine Santa Helena geheißen.
Dieſes Namens wegen wird ſie von dem Volke hoch verehrt,
Und ihr Reiz durch ihren Namen in des Volkes Geiſt vermehrt.
Wenn im täglichen Geſpräche nun ihr Name wiederklinget,
Wenn ein Maler ihre Formen in des Bildes Rahmen bringet,
Da ertönen gleich die Worte wie ein oft geſung'nes Lied:
Iſt das nicht der Inſel Name, wo der große Mann verſchied?
Wie der Künſtler nur ſich anſchickt, von dem grünen Nirenſitze
Zu entwerfen eine leichte, doch getreue Farbenſkizze,
Wird's im Volk, das ihn umſtehet, plötzlich rege, plötzlich laut,
Während aus den klugen Augen ehrerbiet'ge Freude, ſchaut.
Wie ein Heiligthum des Volkes, wie ein Zeichen, daß es Treue
Dem verbannt geſterb'nen Helden zu bewahren ſich nicht ſcheue,
Und ihm dankt für die Befreiung aus der langen Sklaverei,
Wenn er auch mit neuen Ketten brach das alte Joch entzwei,
Wird, im Schooße blauer Wogen friſch und freundlich aufgebauet,
Dieß Sanct Helena von weitem wie zur Huldigung beſchauet.

Doch die Inſel wird geliebet von dem Volke nicht allein:
Auch ein edler Königsſproſſe nennet ſie für heute ſein.
Der aus ſeiner fernen Heimath ſchon als Knabe ward verwieſen
Und die königlichen Ehren im Exil nur darf genießen;
Der geſpielet in dem Hauſe, wo geherrſcht Napoleon,
Eh' er in dem Oceane fand den öden Felſenthron;
Der zur Macht ward aufgezogen in dem Schloß der Tuilerien,
Doch bevor er ſie vermochte zu mißbrauchen, mußte fliehen;
Der im Anfang ſeiner Laufbahn, ach! ſein Waterloo ſchon ſah,
Will wie jener Allvermeßne haben ſein St. Helena.
Aber das Aequatoreiland, wo der müde Held erblichen,
Seit der Stern, der ihn ſo lange treu geführet, ihm entwichen,
Wo er ſtille dulden mußte den gewiß verdienten Lohn,
Nicht gegönnet ward dieß Eiland dem beſcheidnen Königsſohn.
Von der Inſel, die des Weltmeers Schiffer ſich von ferne zeigen,
Hat des größten Thrones Erbe jetzt den Namen nur zu eigen,
Wie das Schickſal, das ſo viel ihm in der Wiege ſchon verhieß,
Ihm von allen ſeinen Würden nur den leeren Namen ließ. *

* Graf Chambord hat die Inſel St. Helena bei Venedig zur Benützung auf unbeſtimmte Zeit gemiethet, was das Volk zum Glauben veranlaßte, er habe ſie käuflich an ſich gebracht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die elektriſirten Engländer.

Wenn man jezt aus London ſchreiben will, muß man mit der Politik anfangen. Die Cockney's bekümmern ſich in dieſem Augenblicke kaum um etwas anders, und die Leſer werden nicht von mir verlangen, daß ich gegen den Strom ſchwimme. Bis vor Kurzem noch nahm die Maſſe hier an allem, was im Auslande geſchah, nur wenig oder gar keinen Antheil. Selbſt der gegenwärtige Krieg, ſo tief er auch die Intereſſen Englands berührt, wurde mit ziemlicher Gleichgültigkeit betrachtet. Es iſt wahr, Abends beim Glaſe Bier oder „Brandy und Waſſer" kannegießerten die guten Spießbürger etwas lauter als ſonſt, ſie kritiſirten mit Kennermiene die militäriſchen Operationen und ſchüttelten Originalfeldzugsplane aus dem Aermel, die einen Napoleon in Erſtaunen verſezt hätten, ſie ſchimpften über Lord Aberdeen und die Ruſſen, und munkelten ſogar manchmal von Hoch- und Landesverrath, aber das war auch alles. Im Grunde genommen war ihnen der Krieg ein unterhaltendes Schauſpiel. Er hinderte ſie nicht in ihren Geſchäften und amuſirte ſie mehr als das brillanteſte Spektakelſtück in Aſtley's Theater, dem Londoner Cirque Olympique. Durch die hölzernen Mauern gegen alle Unannehmlichkeiten geſichert, ſahen ſie mit Behaglichkeit zu, wie ſich die Völker dort hinten in der Türkei herumſchlugen. Was kann es beneidenswertheres geben, als bequem und warm daheim zu ſitzen, wenn der Sturm draußen tobt? England iſt in der That ein glückliches Land. Gleich dem blitzeſchleudernden Jupiter verharrt es in olympiſcher Ruhe, während es ſeine Donnerkeile gegen den Feind entſendet.

Erſt vor wenigen Tagen iſt das Publikum aus ſeiner bisherigen Indolenz aufgerüttelt worden. Die wahren, und noch mehr die falſchen Nachrichten aus der Krimm, die ganz Europa in Bewegung ſezten, haben in England einen unbeſchreiblichen Eindruck hervorgebracht. Der Funke des elektriſchen Telegraphen wirkte auf das „öffentliche Gemüth" (the public mind) wie die galvaniſche Batterie auf einen regungsloſen Körper. Die phlegmatiſche Indifferenz verwandelte ſich mit einemmal in die ängſtlichſte Theilnahme. Der Reiche vergaß der fashionable intelligence und der Arme der theuren Brodpreiſe. Die Theater und ſonſtigen Vergnügungsorte ſtehen leer, und die Kaffeehäuſer und Leſezimmer ſind überfüllt. Die Zeitungen werden mit wahrem Heißhunger verſchlungen. Leute, die ſonſt kein Wort mit einander gewechſelt hätten, bleiben jezt ſtehen, wenn ſie einander begegnen, und ſprechen von den latest news. Die „laufenden" Ereigniſſe bilden den ausſchließlichen Gegenſtand der Unterhaltung; jedes andere Thema iſt verbannt. Beginnt man von Kunſt oder Literatur, ſo antwortet man uns mit der Alma und Sebaſtopol. Vor den Läden der Buchhändler, wo Landkarten und Plane aushängen, finden wir zu allen Tageszeiten Gruppen von Männern und Frauen, die ſich mit den klaſſiſch gewordenen Lokalitäten vertraut machen wollen und die Ereigniſſe diskutiren. Vor den Shops der Stationers (Zeitungsverkäufer), wo „die lezten Neuigkeiten" im Lapidarſtyl angeſchrieben ſind, kann man kaum vorbeikommen, ſo groß iſt das Gedränge.

Als die „Siegespoſten" zuerſt bekannt wurden, herrſchte hier ein wirklich überſchwänglicher Enthuſiasmus. Die Leute waren wie außer ſich; ſie ſahen gar nicht mehr aus wie Engländer. Unzählige Spaziergänger — an Wochentagen geht der Engländer ſonſt nie ſpazieren — wogten auf den Trottoirs hin und her, und auf den Geſichtern glänzte die lebhafteſte Freude. Freilich, hie und da bemerkte man auch jemanden, deſſen Züge andere Empfindungen ausdrückten. Ich werde ein altes, zerlumptes Mütterchen nicht vergeſſen, das mir damals in Charing Croß (wo die Nelſonſäule ſteht) begegnete. Es hatte eine Nummer der Times in der Hand, die es mit der ängſtlichſten Aufmerkſamkeit durchbuchſtabirte. Das arme Weib hatte gewiß einen Sohn bei der Expeditionsarmee und wollte ſehen, ob er ſich unter den Gefallenen oder Verwundeten befinde. Sie wußte nicht, daß die Todtenliſte noch Wochen lang ausbleiben muß, und hat ihre Pence — vielleicht die lezten — umſonſt ausgegeben.

Leider hat der allgemeine Enthuſiasmus ziemlich raſch ein trauriges Ende genommen. Wie gewöhnlich iſt dem Rauſch der Katzenjammer gefolgt. Von den glorreichen Nachrichten hat ſich nur Eine beſtätigt, die andern waren eine Ente. Es iſt allerdings ein wichtiger Sieg erfochten worden, aber Sebaſtopol iſt nicht gefallen und der Schmerz über den Verluſt des imaginären Triumphs iſt größer als die Freude am wirklichen. So ſind nun einmal die Menſchen. — Die Engländer werden ſich der lezten Woche noch lange erinnern. Niemals waren ſie in ſolcher Extaſe und niemals wurden ſie ſo grauſam enttäuſcht. Das Nebelbild, welches ihnen der elektriſche Telegraph hingezaubert, iſt zerfloſſen und ſie ſind jezt in ähnlicher Stimmung wie Abu Haſſan im arabiſchen Mährchen, als er nach vierundzwanzigſtündiger Sultansherrlichkeit wieder als ſimpler Philiſter aufwachte. Wenn ſie nur nicht noch obendrein, gleich dem unglücklichen Haſſan, eine tüchtige Tracht Prügel bekommen! Doch nein! Für John Bull braucht es uns nicht bange zu ſeyn. Jedenfalls wird er ſich nicht eher zur Ruhe begeben, als bis er die goldene Frucht, von der er im Traume gekoſtet hat, wirklich beſizt.

Mit der Sonnenhize fängt auch die Cholera an zu verſchwinden. Dieſe geheimnißvolle Krankheit, heute noch eben ſo unergründet, wie bei ihrem erſten Erſcheinen, iſt niemals in einer bösartigeren Form aufgetreten, als dieſes Jahr, obgleich ſie bei früheren Heimſuchungen im Ganzen mehr Opfer gefordert hat. Dießmal verſchonte ſie einige Stadttheile beinahe vollſtändig, aber in andern wüthete ſie dagegen mit unerhörter Heftigkeit, und ſonderbarerweiſe waren es gerade die reicheren und geſunderen Viertel, in denen ſie ihre tödtliche Geißel am zornigſten ſchwang.

Aus Schwaben, Oktober.

Ein moraliſches Muſterbild aus der Thierwelt.

Wären deutſche Verdienſtorden oder franzöſiſche Tugendmedaillen auch unter Thieren geſucht und angebracht, ſo ſollte einer jungen Singdroſſel (Turdus musicus), die ich ſo eben vor Augen habe, der Jahrespreis für Wohlthätigkeit und Selbſtverleugnung zu Gunſten der Bedürftigen nicht entgehen können. Nun weiß aber bekanntlich ſolch ein unkluges Geſchöpf weder den Werth jener glänzenden Gnadengaben, noch auch die hohe Ehre zu ſchätzen, die ihm aus der öffentlichen Verkündigung ſeiner Verdienſte entſprießt, und wenn ich mich gleichwohl nicht entbreche, die moraliſche Großthat meiner kleinen Sängerin kund zu thun, ſo geſchieht es, weil ich damit den Freunden der Natur und, freilich in anderem Sinn, auch denjenigen einen Dienſt zu leiſten hoffe, die wunderviel gethan zu haben meinen, wenn ſie dem Hungernden einen kargen Theil ihres Ueberfluſſes ablaſſen.

Vor einigen Tagen wurde mir ein junger, übrigens ſchon vollſtändig befiederter Kukuk zugetragen, deſſen ich mich, obwohl ſeinesgleichen nicht eben zu den anmuthigſten Stubenvögeln gehört, in der Abſicht annahm, ihm, wenn er dem drohenden Hungertode entriſſen und zur Selbſtſtändigkeit herangezogen wäre, die Freiheit wiederzugeben. In Ermanglung eines andern paſſenden Gelaſſes erhielt das Thier ſeine Unterkunft neben einer jungen Droſſel, die ſelbſt erſt ſeit fünf Tagen der Fütterung durch fremde Hand entwachſen war. Nun iſt bekannt, daß der Kukuk kein eigen Neſt baut, daß vielmehr das Weibchen ſeine unverhältnißmäßig kleinen Eier in die Neſter anderer Vögel, der Grasmücken, Rothkehlchen und ähnlicher Inſektenfreſſer legt, die ſich denn auch des Wechſelbalgs getreulich annehmen und ſogar ihre eigene Nachkommenſchaft verkümmern laſſen, damit nur dem gefräßigen Eindringling, der den Pflegeeltern bald genug über den Kopf wächst, nichts abgehe. Bekannt iſt ferner, daß, wenn endlich die gepreßten Pfleger die ſteigenden Bedürfniſſe des Waiſen bei aller Anſtrengung aus eigener Kraft nicht mehr zu befriedigen vermögen, ſich die wundervolle Fürſorge der Natur für alles Geſchaffene erſt recht in ihrem glänzendſten Lichte zeigt. Denn nun bereifern ſich alle Inſektenvögel der Nachbarſchaft, von der Droſſel herab bis zum Zaunkönig (der ſich aber wohl vorzuſehen hat, daß er nicht ſelbſt im gewaltigen Rachen des Waiſen verſchwindet), mitleidig angeregt von dem bittenden Zirpen des letzteren, den Pflegeeltern beizuſtehen und dem Kukuk um die Wette Nahrung zuzutragen, der ſich denn auch die Bedienung trefflich behagen läßt und ſich viel ſpäter erſt, als die meiſten andern jungen Vögel, dazu verſteht, ſein Fortkommen in der Welt ſelbſt zu ſuchen.

Die junge Droſſel nun, von der ich oben ſprach, betrachtete ſich anfänglich den neuen Stubenburſchen mit ſichtlicher Unzufriedenheit, und was ſie, den ſcheelen Blick von der Seite her auf ihn gerichtet, an ihm empor zwitſcherte, klang nicht eben wie Willkommen. In der That war auch das Ausſehen des Kukuks, der noch dazu um einen Vogelkopf größer war als die Droſſel, nicht ſonderlich geeignet, ihr Vertrauen zu gewinnen. Das Junge des Kukuks, dieſes myſteriöſen Vogels (nebenbei geſagt, des einzigen muſikaliſch gearteten in der ganzen Schöpfung, da ein honneter Kukuk unabänderlich die kleine Terz ſingt, während ſelbſt die Nachtigall nicht ſingt, ſondern in unnotirbaren Tönen, obwohl melodiſch, ſpricht), hat etwas Koboldartiges, einen großen Kopf mit vaſtem Rachen, dreht ſich in wunderlichen Windungen hin und her und tobt, wenn es ſich vergnügen will, in grobem Ungeſtüm durch den Bauer; lauter Eigenſchaften, die einen Turdus musicus nicht ſonderlich erbauen konnten. Allein kaum öffnete der Verwaiſte den Schnabel zu zirpend bettelndem Rufe, als die Droſſel — wie geſagt, ſelbſt erſt ſeit fünf Tagen der Amme entwöhnt — plötzlich umgewandelt, geſchäftig nach dem Futtertroge eilte, dort aufnahm, was ihr Schnabel faſſen mochte, und den Kukuk zu äzen begann. Seitdem wiederholt ſich das rührende Schauſpiel ununterbrochen, in gemeſſenen Zwiſchenräumen; und ſo erpicht iſt das liebenswürdige Thier auf ſeinen Dienſt, daß es, wenn jemand anders ſich unterfangen will, den Kukuk zu füttern, mit Liſt oder Gewalt den Brocken zu erhaſchen ſucht, und wenn's gelang, ihn triumphirend dem Pfleglinge zuträgt. Da der Kukuk die Hausmannskoſt der Droſſel, milchfeuchte Weckenkrume, nicht liebt, vielmehr die Pflegerin, wenn ſie ihm einen Biſſen der Art präſentirt, unberückſichtigt ſtehen läßt und ihren koſend einladenden Demonſtrationen beharrlich einen ſtörriſch und verächtlich geſchloſſenen Schnabel entgegenhält, ſo beſchränkt ſich die Droſſel gänzlich auf die vom Kukuk verſchmähte Speiſe; jede Ameiſenpuppe dagegen, jeder Mehlwurm, jede Fleiſchfaſer, Dinge, die ſonſt das Leckermahl der Droſſeln bilden, wird dem Fremdlinge zugetragen; nicht ein einziger dieſer köſtlichen Biſſen findet den Weg in den Magen des Droſſelkindes. Und all das geſchieht in ſichtlich freudiger Reſignation; fröhliche Geſangſtudien bezeugen das ſtete Behagen des kleinen Waiſenvaters, und nur ein Umſtand trübt neuerdings auf Augenblicke ſeine volle Zufriedenheit. Der Kukuk hat ſeit zwei Tagen angefangen ſeinen Durſt aus dem Trinkgeſchirre unmittelbar zu löſchen, was die Droſſel für einen ſchweren Eingriff in ihr Ammenrecht zu halten ſcheint, wenigſtens ſucht ſie dem erwachenden Unabhängigkeitsſinne ihres Mündels jedesmal dadurch zu begegnen, daß ſie ihn bald an den Schwingen, bald am Schweife vom Trinkgefäſſe hinwegzuzerren ſtrebt. — Ein Schauſpiel zum Malen: das Bild zweier Waiſen, deren eine der andern die beſten Biſſen ihres Almoſens reicht; ein Bild, zur Beherzigung geeignet auch für diejenigen, die ſtets mit dem Alltagsſpruche bei der Hand ſind: „man darf Menſchen und Thiere nicht zuſammenſtellen.“

Blaubeuren, 1854.

H. F. Linck.

Saarbrücken, September.

(Schluß.)

St. Ingbert. — Der brennende Berg. — Sulzbach. — Friedrichsthal. — Nachfahrt

Auch einige hiſtoriſch-äſthetiſche Betrachtungen habe ich in den weiten Hofräumen angeſtellt, wo das alte Eiſen haufenweiſe übereinander liegt. Da liegen alte Oefen von Urgroßvaterszeiten bis herab auf die jüngeren Tage, wunderliche Formen, die uns ein Lächeln abnöthigen, wenn wir ſie in ihrer Plumpheit mit den zierlichen Oefen unſerer Tage vergleichen. Sie werden alle verdrängt, um ihre Metamorphoſe durchzumachen und in gefälligerer Geſtalt wieder in die eleganter gewordenen Stuben zurückzuwandern. Irren würde man indeß, wollte man den geläuterten Geſchmack als den Hauptfactor dieſer Umgeſtaltung hinſtellen. Er iſt es namentlich bei dem ſogenannten Volke nicht. Die alte ererbte Form wäre dieſem noch lange gut genug, ja eben ihr traditionelles Anſehen würde ſie ſchon halten, aber die Nothwendigkeit iſt auch in dieſen eiſernen Dingen die eiſerne. Man muß ſich profitabler, nicht bloß comfortabler einrichten, denn die Zeit der alten Klötze und dicken Scheite, die im Ofen ſo recht nachhaltig wirkten, iſt längſt vorüber. Nicht verhehlen kann ich mir dabei, daß die dünnen, zierlichen Oefen unſerer Zeit, die ſo plötzlich roth glühen und ſo ſchnell wieder erkalten, recht charakteriſtiſch ſind und als Sinnbilder in dieſe Zeit vortrefflich paſſen.

Es war Abend geworden, als ich in Jochums Gaſthaus trat, das dem Hüttenwerk gerade gegenüber liegt. Während des Eſſens brachte ein Eiſenbahnbedienſteter die Nachricht, daß auf der Strecke zwiſchen Saarbrücken und Neunkirchen ein Weib vom Kohlenzug überfahren und buchſtäblich in Stücke zerriſſen worden ſey. Der Zugführer war nicht mehr im Stande geweſen, den ſchweren Train zum Halt zu bringen, als er die Unglückliche im Dämmerlicht auf den Schienen liegen ſah. Ich habe mittlerweile in Saarbrücken erfahren, daß ſie ohne Zweifel ſelbſt den Tod geſucht. Die Nachricht hat mir den Abend in etwas verdorben. Wie ſchwer muß ein Herz, wie müd ein Haupt ſeyn, wenn es auf dieſem Eiſen eine Stelle ſucht, um zur Ruhe zu kommen!

Ich ging auf mein Zimmer, um zu ſchlafen, aber da wartete meiner noch ein recht impoſantes Schauſpiel. Leuchtender Feuerſchein flog draußen vor dem Fenſter auf, und als ich hinaus ſchaute, da warfen alle die Bogenfenſter der gegenüber liegenden Gebäude ihren Schein heraus in das umnachtete Thal. Die hohen Schlotmündungen mit ihren durchbrochenen eiſernen Kronen glühten wunderſam in der dunkeln Luft. Von Zeit zu Zeit leuchtete es durch die Fenſter heller auf, wie der Glanz eines großen rothglühenden Sterns, der tauſend Strahlen wirft und Funken ſprüht. Links drüben warf das thurmartige Kamin des Hochofens ſeine Flammen aus und die ſchwarzen Rauch- und die weißen Dampfwolken, die von Zeit zu Zeit ziſchend aufwirbelten, flogen bald dunkler, bald heller beleuchtet dahin. Fern über einer Höhe aber ſchimmerte es am Himmel, wie kommendes Frühlicht oder verglimmendes Abendroth. Es war der Wiederſchein der Coaksöfen, die da drüben brannten. Dazu das Rollen, Dröhnen, Rauſchen und Sauſen des ganzen Getriebes, das Tag und Nacht nicht verſtummt und in der Stille der Nacht nur lauter tönt. Ich glaubte vor all dem Licht und Geräuſch nicht ſchlafen zu können, und doch hat mich das leztere ſchneller eingeſungen, als ich's dachte.

Des andern Morgens früh, als eben erſt die Bergleute mit ihren Grubenlichtern und den kleinen Brodſäckchen zur Arbeit gegangen waren, um in der finſtern Tiefe ſich neues Brod zu verſchaffen, machte ich mich auf, um gen Süden über die bayeriſche Grenze nach St. Ingbert zu wandern. Es iſt ein Weg von etwa zwei Stunden, nicht eben ſonderlich ſchön, aber doch auch nicht aller Reize baar. Die Hügel und mäßig hohen Berge, über die er führt, tragen nichts ſonderlich Charakteriſtiſches an ſich. Wenn aber auch weder das Erhabene noch das eigentlich Pittoreske vertreten iſt, ſo bieten doch ſchöne Laubwälder und liebliche Gründe manch anmuthiges Bild, und ſelbſt die Romantik ſpielt ein wenig herein. Links drüben in ziemlicher Ferne tauchte einigemal eine alte Ruine mit hohem Thurme empor. Es iſt die des alten Bergſchloſſes Kirkel, deſſen Name auf römiſchen Urſprung deutet und das einſt aus dem Beſitz der Grafen von Saarwerden in den der Kurfürſten von der Pfalz und ſpäteren Pfalzgrafen von Zweibrücken übergegangen und vor und während des dreißigjährigen Kriegs längere Zeit von denſelben bewohnt worden war. Schweden und Franzoſen von der einen Seite und Gallas mit ſeinen Oeſterreichern auf der andern hatten ſich lange um dieſe Feſte geſtritten. Sie iſt aus jener Verwüſtung wieder erſtanden, nicht mehr aber aus der, welche der Orleans'ſche Erbfolgekrieg über ſie gebracht hat. In der Nähe habe ich ſie nicht geſehen, denn mein Weg führte, wie geſagt, zunächſt nach St. Ingbert, der preußiſchen Grenze wieder näher zu.

Die Gegend, obwohl im engeren Sinne zum alten Bliesgau gehörig, zählt doch zum Weſtrich, das die Lateiner des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts geradezu das Wüſtreich nannten, indem ſie es mit regnum desertum überſezten. Den Namen verdient es heutzutage nicht mehr. Die viel dichter gewordene Bevölkerung ringt dem freilich magern Boden ab, was möglich iſt, der Staat hebt den Schatz aus der Tiefe und beſchäftigt eine große Menſchenzahl, und reiche Privaten haben erhöhtes Leben in das ſtille Wald- und Bergland gebracht. Wie in Neunkirchen die Familie Stumm, ſo betreibt bei St. Ingbert die Familie Krämer ein großartiges Eiſenwerk, dem ebenfalls

viel Erz aus der Ferne zugeführt wird und das seine zahlreichen und mannigfaltigen Fabrikate wieder weithin versendet und in jüngster Zeit besonders große Lieferungen für die Eisenbahnen effectuirt. Die zwölf Coaksöfen, die in seiner Nähe brennen, liefern nur den eigenen Bedarf, außer welchem noch eine große Menge von Steinkohlen, die hier von besonderer Güte sind, in ursprünglichem Zustand verbraucht wird. Auch die Maschinenfabrik von Lamarche und Schwarz und ein paar Glashütten machen bedeutende Geschäfte. All dieses betriebsame Wesen sammt dem Grenzverkehr auf guter Straße hat das ehemalige ärmliche Dorf St. Ingbert, das vor der Revolution zu der gräflich von der Leyen'schen Herrschaft Blieskastel gehörte, zur kleinen Stadt heraufgehoben, die gegenwärtig zwischen vier- und fünftausend Seelen zählt, während noch vor fünfzig Jahren wenig über eintausend hier wohnten. Reich sind die Leute natürlich nicht, aber was Hände hat und arbeiten will, findet hier das ganze Jahr hindurch Arbeit und Verdienst, der zum Auskommen hinreicht.

Von der Saarbrücker Eisenbahn bei Sulzbach und Friedrichsthal wieder nur eine Stunde entfernt, strebte ich zu derselben zurück. Der Weg führt durch schönen Buchenwald über die Berge, unter denen die Schlägel und Hauen der Bergleute unaufhörlich arbeiten. Ich hätte sogar in einem unterirdischen Stollen den größten Theil des Weges zurücklegen können, aber es war mir doch lieber da oben in der freien Gottesluft unter blauem Himmel und grünem Laubdach, als da unten in Schweigen und schwarzer Finsterniß. Ueberdieß liegt ja die hervorragendste Naturmerkwürdigkeit der Gegend, die ich mir betrachten wollte, auf einem Berggipfel. Es ist dieß der brennende Berg zwischen den Orten Sulzbach und Dudweiler, kaum eine Meile von Saarbrücken entfernt. Den Pfad, der von dem Krämer'schen Hüttenwerke dahin führt, ließ ich mir wohl beschreiben, bin aber doch erst nach einigen Kreuz- und Querzügen an der rechten Stelle angelangt, nachdem mich ein Holzsammler zurechtgewiesen. Da fand ich denn mitten im Walde auf einer Höhe von etwa 800 Fuß eine kleine enge Schlucht, an der manche Augen etwas kraterförmiges sehen wollen, was indeß den meinigen nicht gelungen ist. Ob sie vor langer Zeit ausgegraben, ob von selbst eingesunken ist, will ich nicht entscheiden. Kurz, in dieser höchstens fünfundzwanzig Fuß tiefen Einsenkung voll Geröll stehen auf einer Seite schroffe, scharfkantige Sandsteinfelsen zu Tag, aus deren Spalten heißer Dampf von schwefeligem Geruch dringt und zuweilen etwas rascher und dichter hervorgestoßen wird. Was man da und dort liest von der Hitze auf der ganzen Oberfläche des Berges, die so stark, daß ein darauf gelegtes Ei in kurzer Zeit gesotten sey, gehört in's Reich der Fabel, es müßte denn zu anderer Zeit ganz anders hier ausgesehen haben, was keineswegs glaublich erscheint. Daß ein Ei, unmittelbar in eine solche Dampf ausstoßende Felsenspalte gebracht, zum Sieden kommen mag, das will ich zugeben, aber von all der andern Hitze, zumal außerhalb dieses Kessels, habe ich wenig oder nichts bemerken können. Wohl mag es seyn, daß bei regnerischer Witterung mehr Dampf aufsteigt, als jetzt nach langer Dürre, aber daß manche mündliche und schriftliche Berichte über diesen brennenden Berg an einiger Uebertreibung laboriren, davon bin ich für meinen Theil überzeugt. Ich habe gelesen, man dürfe nur mit dem Stocke in die Erde stoßen, um kleine Flämmchen hervorbrechen zu sehen; an Ort und Stelle habe ich keine Spur eines solchen Naturwunders gefunden. Man soll das Brausen im Innern des Berges hören, mein Ohr war dazu, wie es scheint, nicht fein genug. Ich habe nichts als das leise Zischen des hervorströmenden Dampfes vernommen. Die allzugroße Hitze soll die Untersuchung des Naturwunders unthunlich machen und die Arbeiter, welche seiner Zeit hier gegraben, sollen geflohen seyn, weil plötzlich die Flammen emporgeschlagen: ich kann's nicht glauben, es müßten denn die Recht haben, die behaupten, vor Zeiten habe der Berg weit stärker gebrannt als jetzt. Die schönen Bäume und Sträucher, die ihre Wurzeln schon lange tief in diesen Boden treiben, scheinen mir die Häupter dazu zu schütteln. Leider ist mir niemand aufgestoßen, der mir einen auf wissenschaftliche Untersuchung gegründeten Aufschluß hätte geben können, während ich mit Vermuthungen genugsam abgespeist worden bin. Der eine will ein brennendes Kohlenflöz da unten wittern, das noch dazu durch ein Hirtenfeuer oder aber durch einen Blitzstrahl in Brand gerathen seyn soll. Der andere erklärt das rundweg für unmöglich, weil ja sonst der Brand schon weiter hätte um sich greifen, oder bei mangelndem Zutritt der Luft erlöschen müssen. Und so soll denn der Dampf von glimmenden Schwefelschichten herrühren, und dieß um so mehr, als man ja auch Schwefelkies in der Nähe finde. Hier behauptet einer, das Phänomen stehe so vereinzelt da, daß es nur in Sibirien noch sein Pendant finde, der andere will wissen, in den Kohlenbergwerken komme dergleichen öfter vor. Ich bin außer Stande, ein entscheidendes Wort darüber beizubringen. So viel aber ist gewiß, daß das allerdings seltene und höchst interessante Phänomen schon vor anderthalb Jahrhunderten bemerkt worden ist und keineswegs den Anschein hat, als sey es dem Verschwinden nahe.

Vom brennenden Berg herab habe ich den Weg nach Sulzbach eingeschlagen. Zwischen den Bäumen durch schimmerte bald das schöne Grün eines sanft anlaufenden Wiesenthals, und beim Heraustreten lag im tieferen Grunde das Dorf mit seiner neuen gothischen Kirche recht malerisch schön zwischen seinen wohlbebauten Hügeln, welche die höheren waldigen Berge rings überragen. Ueber die dunkelgrauen Häuser mit ihren weiß getünchten Fensterwänden schaut von der Höhe ein stattliches Gebäude herüber, gleich einer Burg. Aber sie ist nicht alt, sondern ganz neu mit zwei hervortretenden, bezinnten thurm- oder pylonenartigen Flanken, zwischen denen sich ein gewaltiger Schlot erhebt. Es ist eine der modernen Burgen, wie unsere Tage sie bauen, in denen statt des Waffengeklirrs die Maschinen rasseln und stöhnen. Diese zumal steht so recht mit unterirdischen Gängen und Höhlen in Verbindung, aber es sind das keine Verließe, keine Schlupfwinkel, keine Flucht- und Rettungswege. Die Knappen, die darin hausen, sind eben Bergknappen und die Ritter sind die der Industrie, freilich keine Industrieritter. Hier im Bilde thut das Gebäude auch in malerischer Beziehung das Seine, es hebt die Landschaft, ähnlich wie ein stattliches

Schloß, wenn es auch die Phantaſie nicht in's romantiſche Land trägt.

Preußiſche und bayeriſche Kohlengruben ſind hier dicht neben einander, reich ergiebig hüben und drüben, doch hat Preußen ſeiner Zeit den beſſeren Theil erwählt. Zuſammen genommen kann dieſe kohlenreiche Gegend, auch bei dem in neuerer Zeit ſehr erhöhten Betrieb, noch auf mehr als fünfzigtauſend Jahre hinaus ihren Tribut liefern, ohne völlig ausgebeutet zu ſeyn. Die preußiſche Regierung ſcheint das bisher betriebene Geſchäft der Coaksbrennerei nach und nach den Privaten überlaſſen zu wollen, denn eben bei Sulzbach iſt eine franzöſiſche Geſellſchaft daran, ganz neue, weſentlich verbeſſerte Oefen herzurichten und das Geſchäft mit erhöhtem Schwung zu betreiben. Ueberhaupt ſuchen und finden auf dieſer Grenzmarke des deutſchen Landes nicht nur die beiden Staaten, ſondern auch ſehr viele Private ihre Rechnung. So ſind gleich bei Sulzbach einige bedeutende Etabliſſements, darunter eine Berlinerblaufabrik und eine Leimſiederei. Zum Glück verdirbt einem die früher hier betriebene Salmiakfabrik, die dem Gebäude den Namen „Stinkhütte" eingetragen, nicht mehr den Genuß der Gegend, der ohnehin zu Zeiten durch Kohlenrauch genug beeinträchtigt wird.

Ein ausgedehntes Privatgeſchäft wird eine kurze Strecke thalaufwärts auf der ſogenannten Schnappbach betrieben. Es iſt eine Glashütte, die viele Arbeiter beſchäftigt, welche theilweiſe in wohlgebauten Wohnungen untergebracht ſind. Ihr nahe auf bayeriſchem Gebiete ſtehen wieder einige anſehnliche Gebäude, die zu den dortigen Kohlengruben gehören. Einige Minuten weiter hinauf liegt die große preußiſche Grube Altenwald mit langen Reihen von Coaksöfen, mit Schienenbahn und Tunnel zur nahen Eiſenbahn. Dann folgt ein hübſches Wieſenthal mit waldiger Berghalde, wie man ſie nicht ſchöner ſehen kann, mit den Kühen und Ziegen zuſammen, die die Knaben weiden, ein prächtiges idylliſches Bild. Ich bin noch bis zu dem nahen Dorfe Friedrichsthal hinaufgegangen, bei dem abermals eine Kohlengrube ſich befindet und nicht weniger als vier Glashütten betrieben werden, die, wie jene auf dem Hofe Schnappbach, weiter nichts als Glastafeln und Flaſchen, dieſe aber in großer Anzahl liefern.

Hätten mich dieſe Fabriken nicht angezogen, ich wäre doch dem Thalbache bis hieher entgegen gegangen, da ich es auf eine Nachtfahrt abgeſehen hatte. Sie hat nur zwanzig Minuten gedauert, aber ſie war eigenthümlich ſchön. Bald rechts, bald links, hier auf der Höhe, dort in der Tiefe lohten die vom Dunkel höher gehobenen Flammen der Coaksöfen auf und warfen ihren rothen Schein auf die ſchwarzen Rauchwolken und auf die Wälder, in welche dieſe wie lichtſcheue Nachtgeſpenſter flohen. Die Dörfchen mit ihren erleuchteten Hütten und Hüttenwerken flogen vorüber, der Himmel mit ſeinen ſanfteren ſilbernen Lichtern ſtand tief blau und klar über den wunderſam wechſelnden Bildern voll grellen Lichts und tiefen Schattens, und zu der Höhe des Saarbrücker Bahnhofs ſchimmerten die tauſend Lichter der beiden Schweſterſtädte hell herüber, als wollten ſie die Schatten der Nacht mildern, die ſich über das ſchöne grüne Thal der Saar gelagert hatten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. 29. Oktober 1854.

Nil intentatum nostri liquere poetae.
Horat:

Gedichte in Westricher Mundart

von Ludwig Schandein. *

Zu den eigenthümlichen Erscheinungen unserer neuesten Literatur gehören die sich immer mehrenden Versuche, die mannigfaltigen Mundarten, in welche die deutsche Sprache zerfällt, als Form für volksthümlichen poetischen Inhalt zu gebrauchen. Es fließt dieß zunächst aus derselben Quelle wie die Literatur der Volks- und Dorfgeschichten. Nur die Gedankenlosigkeit kann in beidem nichts als eine flüchtige bedeutungslose literarische Mode erblicken. Liegt es doch auf der Hand, daß diese poetische Richtung nur der Reflex ist des in der Wissenschaft erwachten Bestrebens, das Wesen und die Zustände der Gesellschaft, und namentlich der untern Schichten derselben, ganz anders als bisher, recht eigentlich naturwissenschaftlich aufzufassen und zu begreifen. Die mundartliche Lyrik und Epik hängt aber daneben auf's engste zusammen mit einer der großartigsten Schöpfungen unserer Zeit, mit der modernen Sprachforschung, der die Dialekte nicht mehr zufällige und willkürliche Entartungen und Verdrehungen des gemeinsamen Idioms, sondern selbst wieder organische, in sich berechtigte Bildungen sind, deren Studium sich für die Entwicklungsgeschichte der Sprache als höchst fruchtbar erweist.

Diese in ganz neuem und eigenem Sinne populäre Poesie bildet bereits im Garten der Literatur ein gesondertes Beet, auf dem bisher viele zweideutige, übelriechende und nichtsnutzige Kräuter, aber auch manche frische, duftende Blumen gewachsen sind. Der rheinpfälzische Dialekt mit seiner Fülle eigenthümlicher, oft höchst origineller Formen ist bis jezt am glücklichsten von Franz von Kobell gehandhabt worden. Die vorliegenden Gedichte in Westricher, der eigentlich pfälzischen nahe stehender Mundart stellen sich den Kobellschen in sehr ansprechender Weise zur Seite. Wir theilen hier einige Stücke aus der Sammlung mit und schicken die Bemerkungen voraus, mit denen der Verfasser den Lesern, deren eigene Mundart einem wesentlich andern Kreise angehört, das Verständniß seiner Dichtungen erleichtert.

„Die Westricher Mundart wird von der eigentlich pfälzischen durch das Hardgebirge, den nördlichen Auslauf der Vogesen, geschieden. Rechts lehnt sich die reichgesegnete Rheinebene an mit ihrem frohen lebensmuthigen Menschenschlage; links davon breitet das rauhere Westrich sich aus, die Grenzen der Pfalz überschreitend, bis gegen Lothringen, Luxemburg und mit Einschluß des Hunsrück bis in die Gegend der Lahn. Die Sprechweisen dieser Gaue sind in ihren Grundzügen sich vollkommen ähnlich, jeder aber entfaltet innerhalb seiner selbst wieder eine so mannigfaltige Abstufung des Lautlebens, daß es der schriftlichen Darstellung schwer fallen muß, aus diesem vielfachen Wechsel von Lauten ein einheitliches, allgültiges und allverständliches Gesetz zu erzielen, wenn sie der Treue und Wahrheit des mundartlichen Sonderausdruckes nur irgend

* Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1854.

gerecht werden will. Das Westrich iſt ein wald- und waſſerreiches, großentheils fruchtbares Bergland; ſeinen Boden bebauen fleißige, ſchlichte, genügſame Menſchen, welche bei all ihrer Innerlichkeit und Naivetät den ſtarken Zug einer gewiſſen Schalkhaftigkeit nicht verläugnen. Dieſe Eigenheit macht ſich beſonders bemerkbar in dem Sprachgeſange der Mundart, welcher als der unmittelbarſte und wahrſte Ausdruck des Gemüthslebens überhaupt, bei dem Weſtricher Volke in gezogenen ſingenden Tönen ſich langſam bewegt und für ſich allein ſchon hinreichend wäre, das Eigenartige des Weſtricher Idioms von der raſcheren Sprache des Pfälzers ſtreng zu unterſcheiden. Wie ſehr man auch bemüht iſt, die ſchriftliche Aufzeichnung wird dem ganzen und vollen Leben einer Mundart in allen Farbenſtufen des Klanges doch niemals gleichkommen, und mit einer bloß annähernden, aber einheitlich durchgeführten Bezeichnung darf man ſich zufrieden geben. Es ſollen darum einige überſichtliche Andeutungen zur Kenntniß der Ausſprache, wie zum Verſtändniſſe des Textes hier folgen."

„Die Weſtricher Mundart hat durchgängig nur reine, ungetrübte Vokale; das hoch- oder ſchriftdeutſche ö und ü, wenn auch des leichteren Verſtändniſſes wegen in den Text aufgenommen, wird niemals gehört, ſondern immer wie e, ee oder eh und wie i oder ie ausgeſprochen. Die gewählte Bezeichnung der andern Vokale erklärt ſich folgendermaßen:

„Das Zeichen - gilt als Dehnung und ^ als Zuſammenziehung eines Doppelvokals zur einfachen Länge; â ſteht alſo für au, das hellgeſprochene ê für ei, zuweilen auch eu, und das etwas getrübte lange ô für au. Ei und eu lauten durchgehends ai; î und ie vertreten das û, und ie wird nicht i-e, ſondern immer wie ein langes klares i ausgeſprochen. O vor einem einfachen Konſonanten lautet etwas gedämpft und iſt lang, vor einem zuſammengeſetzten oder Doppelkonſonanten hingegen immerhin hell. Ausnahme machen die abgeleiteten Formen des Zeitworts."

„Der Apoſtroph ' nach einem Vokal bezeichnet die Auslaſſung des n, wo jener alsdann durch die Naſe, wie im Franzöſiſchen, gedehnt wird: a' — an; ei' — ein. Nach einem Konſonanten hingegen gilt der Apoſtroph für die Auslaſſung eines e der Mehrzahl oder einer andern Endſylbe; Kinn — Kind, Kinn' — Kinder."

„Die Lippenlaute b, bb, öfters auch p und pp zwiſchen zwei Vokalen gehen zumeiſt über in w: leben — lewe; hinüber — niwer; krabbeln — krawele; zappeln — zawele. B wird häufig b, namentlich als Anlaut mit folgendem e oder i: Pech — Bech; piyen — bibſe. Pf als Anlaut wird p: Pfarrer — Parre; als In- und Auslaut dagegen pp oder bb: Tropfen — Troppe; Knopf — Knopp."

„Das Eigenthümlichſte und Alleineigene dieſer Mundart iſt die Neigung, die Zahnlaute d, t, dd, ja ſelbſt tt nach langem, häufig aber auch nach kurzem Vokale, namentlich bei nachfolgendem e oder i, in das flüſſige r oder rr zu wandeln: laden — lare; ledig — lerig; leidig — lirig; lauter — laurer; Weiden — Weire; Faden — Farem; Gewitter — Gewirrer u. ſ. w. Des leichteren Verſtändniſſes wegen ſind die dd und tt in der Schreibung belaſſen, das Ausſprechen mit r oder rr überbleibt alſo dem Leſer. Die flüſſigen l, m, n mit folgendem d oder ſeltener t, wenn dieſe nicht als Auslaute von Zeitwörtern ſich zeigen, ebenſo, aber viel ſeltener, r mit folgendem de, werden in der Regel verdoppelt mit Abſtoßung des d oder t: halten — halle; mild — mill; Hemd — Hemm; Hemde — Hemmer; werden — werre u. ſ. w."

„Eine andere Eigenheit iſt die durchgängige Wegſtoßung der Endſylben n und en oder et in der Nennform und dem Mittelworte der Vergangenheit des Zeitwortes: laufen — läfe; gelaufen — gelefft; gelten — gelle; gegolten — gegoll, goll; ſchlachten, geſchlachtet — geſchlacht u. ſ. w. Eben ſo auch mehrere Endungen in der Mehrzahl der Hauptwörter."

* * *

Die Dann un das Wellche.

Am Waſſerfall der Dannebâm
Guckt trib dorei', als hätt er Gram,
Er dut zum Wellche brummle:
„Ei horjemol, du Läſer du,
Warum dann hoſcht de do ke' Ruh,
Du'ſcht dabberche dich dummle?
Dort unne an der Blumewiß,
Wo's gar ſo hibſch, ſo freundlich is,
Gell dert, dert gehſcht de ruhig?" —
Dun weirem guckt das Wellche nuf
Un hot ihm dabber zugeruf:
„Ei mênſcht, ich dât mich ducke?
Du alter Narr, das duh ich:
Bin jo e' junges junges Blut,
Un alte Leut ſteht's gar net gut,
In Spichel noch ſe gucke!"

Hertebu.

Mei' Kihhorn un mei Gêſchelſtock,
Das is mei' ganz Geſcherr;
Un blos ich als die Kih eraus
Un klapper recht das Dor enaus:
Do mên ich, do mên ich,
Ich mên, ich wär e' Herr!

Un far ich in de' Wald enaus,
Der Wald der is mei' Reich;
Der kann jo niemand annerſcht ſei',
Die Kih, die Kälwer bin jo mei':
Do mên ich, do mên ich,
Kê' König is mer gleich!

Un han ich trucke Brot im Sack,
Is Waſſer ah mei' Trunk,
Do ſchmackt mer's awer noch ſo gut,
's macht helles Ah un friſches Blut:
Do han ich, do han ich,
Do han ich glatt genunk!

Un ſar ich wirer hämezu,
Far häm in ener Hatz,
Un wann ich bei mei' Schätzche kumm
Und han em ebbes mitgenumm:
Do krieh ich, do krieh ich,
Ich krieh e' gure Schmatz!

Un hammer uns Gunacht geſaht,
Un geh' ich dann zur Ruh,
Dann ſchlof ich awer noch ſo gut,
Bis frih der Ha' mich wecke dut:
So leb ich, ſo leib ich
Un bleib ich Hertebu!

Mei' Herz is 's Millerädche.

Mei' Herz is 's Millerädche —
Un 's Bächelche is deins;
Un wann das nimi läſe dut —
Do geht ah nimi meins.

Mei' Herz is ah das Bächelche —
Un 's Quellche dann is deins;
Un wann das nimi ſpringe dut —
Do läſt ah nimi meins.

Mei' Herz is ah das Quellche —
Der Felſe dann is deins;
Und wann der nimi treiwe dut —
Do ſpringt ah nimi meins.

Mei' Herz is ah der Felſe —
Was awer dann is deins?
Nau' kann ich nimi weirer geh' —
Dei' Herz is alſo meins!

So hammer dann e' Herzche,
's lebt ens im ann're nor;
Wann deins mol nimi kleppe dut —
Is meins dann ah verlor!

Verrot.

Do geh ich heut im Gärte rum,
Do war's, wie wann es wiſchbert:
Dann Blat un Blat un Blum un Blum,
Die han ſich was gepiſchbert.

Uf jerem Blat, wie wann's es wißt,
Do ſcheint geſchribb, ich les es:
„Ülſch-äſch, der hot ſei' Schatz geliſſt,
Wul hämlich, doch m'r wäß es!"

Der Deurel! wie geht's nore zu?
Kä' Menſch un Seel kunnt horje:
War alles doch in dieſer Ruh
Bis zum geſchlah'ne Morje.

Battuljeros verrot's im Krés,
Die Bas, die kann net wärte:
Dann wie die was ſe rätſche wäß,
Do wäß es ah der Gärte.

Der Gärte saht's dem Winn in's Or,
Der traht's zu Berg un Lecher,
Un endlich, guck, do pfeifen's vor
Die Spatze uf de' Dächer.

Battuljeros, die Blabberkätt —
Wo han ich das bedabbelt? —
Die hot's vum Schatz, 's is annerſcht net:
Der Mond, der hot's gebabbelt!

Was ſoll das nor bedeure?

Als letſcht ich bei meim Marlche hock
Im Wiſſeſtick im Gräsche,
Is hinnig uns e' Gäſebock,
Der ſpaßt ſich mit ſeim Gäsche.

Mei' Marlche holt jung Läbche bei,
Ich mach's em um als Kränzche:
Mei' Gäſebock der macht ſeglei
E' zickeldöricht Dänzche.

Zu ſelig bimmer alle bäd
Un merkens net beizeire:
Der Bock hatt' 's Kränzche abgewäd —
Was ſoll das nor bedeure?

Die Dann.

Im Dunkeldal do war e' Dann,
Do han mel zwä beiſammeſtann,
Sich Treu geſchwor, die Ring gedauſcht,
Hot's owe in de' Näſcht gerauſcht:

„Un wann ich daufig Lewe hätt,
Verloße mich mei' Zaß'le net,
Verloßen euch ſelewe net,
Ich gebb euch 's Holz zum Hochzigbett!"

Die Lieb un Treu war ball verbei,
Bin druf geſtorb nohnannerglei;
Un wunnerbar es zu ſich traht:
Sie gebbt en' 's Holz zur Dorelad.

Beim Schlofe.

Schlof, ſchlof, mei' liewes Bu'che,
Schlof, ſchlof, mei' liewer Bu!
Im Ställche draus 's Hamuhche
Macht ah ſei' Auhe zu!
Die Böckelcher, die Zickelcher,
Die Wutzewutzegickelcher,
Die Spätzelcher, die Böchelcher,
Die ſchluppe in ehr Lechelcher:
Mach ah dei Auhe zu
Un ſchlof in gurer Ruh!

Schlof, ſchlof, mei' liewes Kinnche,
Schlof, ſchlof, mei' liewes Kinn:
Im Höſche gauzt noch 's Hinnche,
Dieweil ich bei der bin.
Die Hinkele, die Gockele,
Die ſchlofe — ich muß ſchockele;
Die Wullewullegänſelcher
Bin ruhig mit de' Schwänzelcher:
Schlof ah, mei' liewes Kinn,
Dieweil ich bei der bin!

Schlof, ſchlof, mei' liewes Männche,
Schlof, ſchlof, mein' liewer Mann!
Erſcht kummt der Brei in's Pännche,
Noh kummt er in die Pann.
So böſe böſe Stöffelcher,
Die baſſe dort mit Löffelcher,
Die wolle 's Pännche ſchärre,
Doch doraus därf nix werre,
Bis 's Männche ſchlofe kann —
So ſchlof, mei' liewer Mann!

Schlof, ſchlof, da hoſcht e' Maülche,
Schlof, ſchlof, da hoſcht e' Maul;
Sunicht krieht dich Hutſchegaülche,
Der Hutſchehutſchegaul!
Der Hutſchegaul muß ziehe,
Därf's Bu'che mei' net kriehe:
So loß dich dabber hutſchele,
Duh dabberche dich gutſchele,
Un mach dei' Auhe zu:
Gunacht, mei' liewer Bu!

Das Märe vun Enöd.

's war Jungelicht, 's is lange Jor,
Han zwé ſich ewig Treu geſchwor,
Ehr Herz war héß wie Kole;
Un 's Bärwel frei zum Bälte ſaht:
„Kê' ann'rer werd geheierat,
Der Deuwel ſoll mich hole!"

's is Vollemond: do jolt die Gei,
Un jolt und holt was Leut erbei,
Macht Hopſer uf un Walzer:
Warum bin ſo gebutzt die Leut?
„Ei wéſcht de net? 's is Hochzig heut —
Das Bärwel un der Balzer!"

's is Mitternacht: da jolt die Gei,
Un jolt un holt e' Borſch erbei
Mit Auhe héß wie Kole:
Wer ſoll es ſei? dut ſo bekannt,
Er packt das Bärwel bei der Hand
Un will's zum Walze hole.

's is zwölfe grad: do klaht die Gei,
Und klaht und jaht viel Angſcht erbei,
Abſonnerlich dem Bärwel;
Sei' Dänzer is erſcht ſachte kumm,
Jetz trillt er's richt im Rad erum —
Die Gei die macht e' Werwel.

So trillt er's fort — do kracht die Gei,
Un kracht un macht ſo wiſcht debei,
Un alles halt im Walzer:
Un hui! er huſcht zum Fenſchter naus,
M'r hört e' hell Gelächter draus,
Un 's Bärwel jomert: Balzer!

E' helle Krêſch — un 's is geda'!
Un alles gudt verſtört ſich a',
Dann niemand is im Zweiwel:
Un wär er ſo net fortgefloh,
Die Hörner ſchun un ſcharfe Klô
Verrore jo de Deuwel!

Zu Enöd is noch heut das Haus,
Un Eule flieje ei' un aus
Un Dauwe dann un Dole;
Un ſeit ſich ſell hot zugetrah,
Getraut ſich dort kê Braut ſe ſah:
„Der Deuwel ſoll mich hole!"

Im Winter.

Der Winner dur uns herzlich weh:
Kê' Gras is do, kê griner Klee —
Mer könne net in's Grine geh'.

Ehr Böchelcher noch in der Heh,
Dur euch der Winner ah ſo weh?
Ehr finne ſaſcht kê Futter meh'!

Der Summer leit ſo lang im Schnee;
Verſchlof dich net, duh uferſteh —
Der Winner dut ſo herzlich weh!

Vergeltung.

Ich war d'r was e' ſchlimmer Bu
Un war noch fauſchtesdick:
Nor Lumpeſtröch im Kopp gehatt,
Un 's hot lê' Streſes nix gebatt —
Ich war e' Galjeſtrick!

Lê' Äppelche an Nochbers Bäm
Das is d'r hänke blibb:
Noch ſauer han ich's runnerkloppt,
Sei' Gänscher han ich ah geroppt,
So allerhand getribb.

Un als ich awer minnig war,
Do ging mer's doppelt noh:
E' Munnſtick wie e' Affekat —
Die Märelcher han all geſaht:
Es gäb lê' Liewer ſo!

Un dodruf bin ich runderum
Un war was arig queck:
An jeri han ich mich gewendt,
Un war ehr Herzche a'gebrennt —
Dann blieb ich richt ewegg!

Dernoti han ſe all verwunſch
Mei' Friere un mei' Ruh;
Han annerſchtwo geheierat,
Jetz han ich 's Haus voll Mäd, un ſchad! —
's is all un han lê Bu!

So bin ich e' geſchlah'ner Mann,
Ich han mei' Laſcht un Lêd:
Sie geh'mer an mei' Äeppelbäm,
Mei' Gänsche kummt geroppt als häm —
Doch niemand will mei' Mäd!

Wortverzeichniß.

(pf. bedeutet pfälziſch.)

Âh, Auhe; pf. Âg, Âge — das Auge, n; Âhche.
Âkſch-âkſch! — Ausdruck des ſcherzhaften Spottes.
Bärwel, Bäwel, Bawett — Barbara.
Balzer — Balthaſar.
batte — nützen, frommen.
Battuljeros — gefüllte Eichroſe.
bedabbele — bedenken, überlegen.
bin — häufig für ſein; Konjug. ich bin, du biſcht, er is, mer bin (bimmer, ſind wir), ehr bin (biner), ſie bin (bin ſe); Perf. geweſt.
dabber, che — ſchnell.
dernoti — darnach.
Deuxel — der Teufel.
Friere — der Friede.
Gei — die Geige.
gell! — gelt!
Gunacht — gute Nacht.
Ha' — der Hahn.
Hamuh — Kinderausdruck für die Kuh, Dim. Hamuhche, für das Kalb — Hamockelche.
hinnig — hinter.
Hinkel — das Huhn.
Hutſchegaul — bei Kindern gebräuchlich für Pferd.
ich, du, er, ſie, es; Plur. mer, ehr, ſie; Genitiv: meiner, mei' u. ſ. w. Dativ: mer, der, ihm (em, 'm); ehr (er, 'r); ihm (em, 'm); Plur. ihne (ene, en'). Accuſativ: mich, dich, ihn (en), ſie (ſe), es; Plur. uns, euch (ich), ſie (ſe). In der Nachſetzung werden die verkürzten Wörter gebraucht, z. B. du'mer, dun'er, dun'ſe — thun wir, thut ihr, thun ſie; läfener — lauft ihr; gehefe — gehen ſie.
kriehe, krieje — kriegen, erhalten.
Märe — das Mädchen; Plur. die Mäd, Märe; Dim. Märelche, r; pf. Mädel, die Mädele.
Marlche, Dim. von Marlene — Magdalena.
Mil — die Mühle; Milerädche.
minnig — mündig.
Naſcht — der Aſt.
noh — nach, nächſt, hernach, nachher; pf. nöch.
piſchbere — leiſe flüſtern.
queck — friſch.
ſelewe — durch das ganze Leben.
Wälte — Valentin.
Weire, das — das Weite; die Weire — Weiden.
Zaßle — die Nadeln der Tanne.
Zickelche — Ziegenböcklein; zickelbörichi.

Eine Aetnafahrt.

II.

Die Strecke von der Casa inglese bis zum Fuß des Aſchenkegels bildet eine wenig geneigte, etwa tauſend Schritt breite Fläche, die in ihrer ganzen Ausdehnung von einem ungeheuren Lavaſtrom eingenommen wird, wahrſcheinlich dem lezten, der ſich aus der Rieſenöffnung des großen Kraters ſelbſt in die Tiefe ergoß; denn ſeit vielen Jahrhunderten dringen die geſchmolzenen Maſſen Tauſende von Fußen weiter abwärts hervor, unter Erdbeben und donnerartigem Krachen ſich eine Oeffnung in die Seitenwand des Berges brechend, ſtets neue Krater und neue Vulkane bildend, die bereits auf allen Seiten, zumal gegen Süden hin, den mächtigen Centralberg wie eben ſo viele Miniaturreproductionen ſeiner ſelbſt umgeben.

Es war keine leichte Aufgabe, in dem ſchwachen Dämmerlichte ſeinen Weg durch die furchtbar zerklüfteten Lavamaſſen zu ſuchen, wo man oft von einem Block zum andern halsbrechende Sprünge über tiefe Spalten wagen mußte, der Ortskenntniß des Führers und ſeinem guten Stern vertrauend, daß man drüben für den Fuß einen ſichern Boden finde. Glücklicherweiſe hat die Lava eine ſo rauhe und unebene Oberfläche, daß an ein Gleiten nicht zu denken iſt. Freilich war die Haut unſerer Hände, die den Füßen nicht ſelten zu Hülfe kommen mußten, arg zerfezt, als wir nach halbſtündigem Klimmen das lezte Schneefeld erreichten, das die muldenförmige Vertiefung zwiſchen dem Lavaſtrom und dem Aſchenkegel zum Theil ausfüllt. Wir ſtanden einen Augenblick ſtill, um neue Kräfte zu ſammeln. Der ſchwerſte Theil unſerer nächtlichen Arbeit lag noch vor uns. Dämmernd ſtiegen die mächtigen Umriſſe des Kegels in die graue Luft; die Spitze verſchwamm mit ihren weißen Dampfmaſſen in ſcheinbar unendlicher Ferne mit dem Himmelsgewölbe.

Längſt hat die Aſche der Jahrhunderte, an den ſteilen Außenwänden des Kraters herabrieſelnd, die Lava des lezten Ausbruchs mit einer ellenhohen Decke überzogen. So iſt hier nicht daran zu denken, wie am Veſuv, durch das Klimmen auf dem loſen Steingeröll, in das wenigſtens der Fuß nicht verſinkt, die Anſtrengung des Steigens zu vermindern. Glücklicherweiſe iſt der Aſchengrund feuchter und feſter als auf dem neapolitaniſchen Vulkan, ſonſt hätte auch der gewandteſte und unermüdlichſte Kletterer keine Ausſicht, den Gipfel zu erreichen. Und ſelbſt ſo bedarf es eines feſten Willens, kräftiger Glieder und der Ausſicht auf das nahe herrliche Ziel, um nicht ſchon auf der erſten Hälfte des Wegs Kraft und Muth zu verlieren. Denn bald ſinkt man doch bis über die Knöchel ein; die Steilheit nimmt zu, nur in weiten Schlangenlinien kann man ſich der Höhe nähern. Ein unausſprechliches Gefühl von Mattigkeit bemächtigte ſich meiner, ich war genöthigt, alle fünfzig Schritt einen Augenblick ſtill zu ſtehen, um Athem zu ſchöpfen und eines Gefühls von Schwindel und wie von nahender Ohnmacht los zu werden, ſey es nun, daß die ſchlafloſe Nacht und der lange beſchwerliche Ritt, oder, wie der Führer behauptete, der Einfluß der dünnen Luft die Schuld trug. Doch iſt mir das leztere bei der verhältnißmäßig geringen abſoluten Höhe (zwiſchen 9500 und 10300 par. Fuß) kaum wahrſcheinlich. *

Etwa in der Hälfte der Höhe, wo ein kleiner Vorſprung dem gleitenden Fuß einen ſichern Stützpunkt darbot, ward eine etwas längere Raſt gehalten. Mein Gefährte, der uns bisher, wenn auch in einiger Entfernung, rüſtig nachgeklommen war, erklärte hier mit einem ſo tragikomiſchen Ausdruck verzweifelter Reſignation, er könne und wolle nicht weiter, daß ich mich trotz meiner eigenen Hinfälligkeit des Lachens nicht erwehren konnte. Warten und Zureden war vergebens. Schon ging die blendend weiße Farbe des Morgenhimmels in lichtes Roſenroth, die Alba in die Aurora über, der vorangeſchrittene Führer winkte ungeduldig; ich mußte den Entmuthigten verlaſſen. Mit jedem Schritt wurde der Weg beſchwerlicher, das Schauſpiel ringsum großartiger. Weiße, gelbe und grünliche Kryſtalle bedeckten leuchtend die ſteilen Wände, an denen wir emporklommen. Dichte weiße Dampfknäuel wälzten ſich aus dem ſchon roſig angeſtrahlten Gipfel und floſſen

* Die Urtheile, ob ſich ſchon auf dem Aetna die Symptome der „Bergkrankheit“ bemerklich machen, lauten ſehr verſchieden. S. u. a. „Meyer-Ahrens, die Bergkrankheit. Leipzig 1854.“ Doch mag hier vieles, wenn nicht das meiſte, von der allgemeinen ſowohl als von der augenblicklichen Dispoſition des Beſteigers für derartige Einflüſſe abhängen. Gewiß iſt, daß bei mir das Gefühl von Mattigkeit ſofort aufhörte, wenn ich ſtillſtand, um nach wenigen Schritten mit verdoppelter Gewalt wiederzukehren. Später auf dem Gipfel verſchwand es ganz, mochte nun das längere Stillſtehen oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, die innere Aufregung, welche mich bei dem Anblick dort oben alles andere vergeſſen ließ, die Urſache ſeyn.

wie Waſſerſtröme eine Strecke lang an den Seiten herab, bis ſie ſich wieder im Luftzuge hoben und verſchwanden, um neuen Platz zu machen. Unter unſern Füßen glühte der Boden; wo wir den Fuß zurückzogen, drang der Dampf nach; ein erſtickender Schwefelgeruch erfüllte die Luft.

Die lezten hundert Schritte ſind die mühſamſten und erfordern die Anſpannung aller Kräfte. Halb erſtickt, bei jedem Schritt ausgleitend, das Taſchentuch vor den Mund gedrückt, erreichte ich den obern Rand. Die Dampfmaſſen umwirbelten mich ſo dicht, daß mir faſt die Beſinnung ſchwand. Der Führer faßte mich bei der Hand und zog mich auf dem Kraterrande fort zu einer freieren Stelle. Erſchöpft wollte ich mich niederlegen; aber mit den Worten: „Auf oder Sie verbrennen Ihre Kleider und ſich ſelbſt!“ riß er mich wieder von der Erde auf. In der That war der feuchte, mit Schwefelkryſtallen überzogene Boden wie im Zuſtande des Siedens, ſo daß wir fortwährend den Platz wechſeln mußten, weil die Hize, durch die Fußbekleidung dringend, unerträglich wurde. Endlich gewannen wir einen der höchſten und weniger erhizten Punkte des Kraterrandes, wo zwar auch an ein Niederſizen nicht zu denken war, wo wir aber wenigſtens, ohne allzuſehr von Schwefelqualm und Glut zu leiden, frei um uns her blicken konnten. Kaum hier angelangt, ſah ich auch die Geſtalt meines Reiſegefährten wie ein Nebelgeſpenſt durch die Rauchwirbel zu uns heranwanken.

Beim erſten Blick, den ich, freier athmend, auf meine Umgebung warf, konnte ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren. Denn wie nach außen der ſteile Hang des Kegels, ſo ſenkte ſich nach innen der noch ſteilere des großen Kraters unmittelbar in die Tiefe, und der Rand, auf dem wir ſtanden, war ſo ſchmal, daß unſere Füße kaum auf dem Kamme Platz finden konnten. Und dieſer Kamm ſelbſt war doch nur von lockern, mit grell weißen und gelben Schwefel- und Salzkryſtallen dicht belegten Aſchenſchichten gebildet, die unter unſern Tritten zitterten und ſchwankten, wie die dünne Deckenlage in dem obern Stockwerke eines italieniſchen Hauſes, und aus deren zahlloſen Spalten unabläſſig die weißlichen Schwefeldünſte bald langſam und unhörbar aufſtiegen, bald wild und ziſchend hervorbrachen. Rings umher ſtiegen in wechſelnder Höhe von dem Rande allerlei vielgeſtaltige Kegel und Hörner empor, aus deren oberer Oeffnung wie aus einem Schlot Dampfſäulen bald ſich gerade gen Himmel erhoben, bald wolkenartig, an ihnen herabſinkend, ſich ringsher verbreiteten und uns Ausſicht und Athem zugleich raubten. Der große Krater zu unſern Füßen, ſonſt ein einziges rieſenhaftes Rund bildend, hat durch die Eruption von 1852 ſeine Geſtalt geändert. * Der Einſturz des innern Aſchenkegels verſchüttete einen Theil und trennte einen andern von dem Centralſchlunde, ſo daß jezt ein dreifacher Krater ſich öffnet. Aber die zwei vorderen Trichter ſind von verhältnißmäßig unerheblicher Tiefe und unten geſchloſſen. Wir ſchritten, vorſichtig auf dem Rande fortgehend, an ihnen vorüber, uns dem Hauptkrater nähernd, ſo weit es ohne dringende Gefahr möglich war. Denn gewaltige loſe Maſſen von Aſche und Bimsſtein, durch breite Riſſe unterbrochen, umlagern ihn verrätheriſch von allen Seiten. Ein Stoß mit dem Fuße, ein darauf geſchleudertes Lavaſtück reißt ganze Lagen in den Abgrund, die mit dumpfem Rollen und Poltern hohlen und hohleren Schalles in der Tiefe verſchwinden, aus der oft erſt nach vielen Secunden ein ferner Ton wie ein Echo die endliche Ankunft auf dem Boden, vielleicht das Verſinken in den kochenden Lavamaſſen auf dem Grunde dieſes Höllenkeſſels verkündet. Dieſer Hauptkrater hat ſeine kreisförmige Geſtalt bewahrt. Welches ſeine Ausdehnung ſey, wage ich nicht zu beſtimmen; jedenfalls übertrifft ſie die des neuen Kraters des Veſuv um das Drei- oder Vierfache, und es möchte leicht eine halbe Stunde nöthig ſeyn, um ihn ganz zu umgehen. Bis zu einer Tiefe von etwa hundert Fuß ſenken ſich die Wände, von Aſche und Bimsſtein gebildet, in regelmäßiger Trichterform abwärts; dann beginnt der ſenkrechte Felsſchlund, aus deſſen nackten, vom Feuer roth gebrannten Seiten zahlloſe Zacken und Spizen hervorragen. Das Auge verliert ſich in der düſtern bodenloſen Tiefe, ohne den Grund erreichen zu können. Aus der Mitte ſteigt eine mächtige ſenkrechte Säule weißblauen Rauches unhörbar und ununterbrochen aufwärts. Nur oben, wo der Morgenwind ſie trifft, ballt ſie ſich zu allerlei ſeltſamen Knäueln zuſammen, in unaufhörlichem Wechſel die phantaſtiſchſten Geſtalten bildend. Tief aus dem unterſten Grunde, aus den Eingeweiden des Berges, dringt von Zeit zu Zeit, in ungleichen Zwiſchenräumen, ein dumpfes Stöhnen, ein Ton von ſo unirdiſchem Klange, daß wir unwillkürlich davor zuſammenfahren und uns die Luft ankommt, trotz der beruhigenden Verſicherungen des Führers, dem drohenden Ungethüm der Tiefe den Rücken zu wenden und vor dem Zorne des murrenden Enceladus unſer Heil in der Flucht zu ſuchen.

Wir kehrten zu dem verlaſſenen Standpunkt zurück, der den freieſten Blick über die nächſte Umgebung wie in die weiteſte Ferne darbot. Und in der That, es war hohe Zeit. Schon war das glühende Roth des Oſthimmels in leuchtendes Orangegelb übergegangen, und eben erhob ſich der obere Rand der Sonnenſcheibe über Cap Spartivento aus den Fluthen des joniſchen Meeres. Und nun begann ein Schauſpiel, das keine Feder zu

* So verſicherte uns der Führer. Da ich keine Abbildung des Kraters aus den vorhergehenden Jahren zur Hand hatte und habe, kann ich nicht mit Sicherheit ſagen, ob dieſe Umgeſtaltung wirklich erſt durch den lezten Ausbruch hervorgebracht iſt.

ſchildern, ja keines Malers Pinſel darzuſtellen vermag. Im prachtvollſten Hellpurpurroth, wie das reinſte Brillantfeuer, ſtieg, gleichfarbige Strahlen werfend, der Sonnenball über den Horizont. Eine Decke ſchimmernden Goldes lagerte ſich über das öſtliche Meer; wunderbar leuchteten die weißen Dampfmaſſen, von den rothen Strahlen durchzuckt oder ſie ſpiegelartig reflektirend. Die Cryſtalle des Bodens ſchimmerten in blendendem Lichte; alles andere aber lag noch in tiefem Dämmerungsgrau, ja unten lagerte die Nacht noch ſchwarz auf Thal und Ebene. Nur in rieſigen Umriſſen erſchien — ſcheinbar dicht unter uns — die Halbinſel Calabriens, über deren hohe Berge hinweg wir jenſeits tief in den Meerbuſen von Tarent hineinblickten, und dieſſeits die lange von zahlloſen Buchten gefurchte Felslinie der Oſtküſte von Sicilien von dem Faro und den gegenüberliegenden Felſen der Scylla bis zum Cap Paſſaro im äußerſten Süden.

Als ich mich umwandte, gegen Weſten zu ſchauen, da trat mir eine Erſcheinung entgegen, die mir, ſo oft ich ſchon davon hatte reden hören, dennoch einen unwillkürlichen Ausruf des Staunens und der Bewunderung entriß. Ueber der dunkeln Fläche der Inſel, auf der äußerſten Wege des libyſchen Meeres ſchwebend und hoch am Horizonte emporſteigend, erſchien ein mächtiges, kegelförmiges Gebilde von tief veilchenblauer Farbe, mit goldenem Rande umſäumt. Es war das Schattenbild des Aetna ſelbſt, von den dichten, feuchten Luftſchichten des Weſtens in feſten und beſtimmten Umriſſen abgeſpiegelt. Als die Sonne allmählig am öſtlichen Horizonte emporſtieg, ſank zwar der Schattenkegel tiefer und tiefer herab; aber als ſeine Baſis bereits den Fuß des Berges berührte, ragte die Spitze noch weit über die Weſtküſte der Inſel in das blaue Meer hinein. Und als ſie ſich allmählig zurückzog und die Sonne aufzugehen anfing für die Bewohner Siciliens, da war es wunderbar anzuſehen, wie die Hochgipfel der Gebirge als leuchtende Punkte und Flecken auf dem dunkeln Grunde der Thäler und Ebenen und niedern Höhenzüge erſchienen, wie man wohl mit bewaffnetem Auge die beleuchteten Bergſpitzen in der dunkeln Fläche des Mondes nahe dem erhellten Rande erblickt. Deutlich erkannte man die wilden Höhen von Madonnia, die mächtigen Rücken des Bosco di Coronia, endlich den Umbilicus Siciliae, die blühenden Gefilde der alten Enna (Caſtrogiovanni).

Die Luft war von einer, wie uns der Führer verſicherte, ſelbſt in dieſer Breite, in dieſer Jahreszeit und an dieſer Stelle unerhörten Klarheit und Durchſichtigkeit. Kein Wölkchen trübte den tiefblauen Himmel. Klar und ſcharf lag das Rieſendreieck der ganzen Inſel vor unſern Augen, einer ungeheuern Reliefkarte vergleichbar. Berge und Thäler, Schluchten und Hochflächen, Felſen und fruchtbare Ebenen — ein Blick umfaßte Alles. Ringsher leuchtete die blauſchimmernde Meeresfluth; von einem Ende zum andern erſchienen die langhin ziehenden Ketten der Gebirge, von den Quellen zur Mündung die zahlreichen Flüſſe, von denen wir aus dieſer Ferne freilich wenig mehr als die Windungen der Thäler gewahren konnten. Die beiden Hauptſtädte, Palermo und Meſſina ſelbſt verbergen ſich zwar hinter ihren hohen, dicht umlagernden Bergamphitheatern, aber deutlich erkannte das Auge die nahen Vorgebirge, Caſtrogiovanni, Caltagirona, Terranuova, und zahlloſe andere Städte und Städtchen erſchienen wie weiße Punkte und Flecken im Innern, während längs der Oſtküſte deutlicher und ſchärfer erſt das romantiſche Klippenſchloß Sant Aleſſio, dann Taormina auf ſeinem Felſenberge mit ſeinem wunderbar märchenhaften Trümmergemiſch von arabiſchen Paläſten, griechiſchen Theatern, römiſchen Piscinen und normänniſchen Caſtellen und Mauerzinnen, weiterhin die dörferbeſäete blühende Küſte, Aci Reale mit den Steinklippen der Cyclopen, ſüdlich die Kuppeln und Plätze von Catania, die weit in's Meer hinaustretende Landſpitze von Auguſta, endlich die weißen, wogenumgebenen Häuſer von Syracus erſchienen. In unendlicher Ferne und doch deutlich erkennbar hob ſich die Felſeninſel Malta aus den ſüdlichen Fluthen. * Nördlich verfolgte das Auge die calabreſiſche Küſte bis weit in den Buſen von Policaſtro hinein. Reggio und das Felsvorgebirge der Scylla mit ſeinen maleriſch gruppirten Häuſern ſchienen dicht vor unſern Füßen zu lagern.

Zu der blühenden, blendenden, glanzvollen Ferne bildete der düſterſchwarze Lavamantel des Aetna rings um uns her einen ſcharfen und furchtbaren Gegenſatz: mitten im Leben das Bild des ſtarren Todes, eingefaßt gleichſam von dem ſchützenden grünen Mantel der Waldregion, die wie ein breiter lebendiger Gürtel die regione deserta von der fruchtbaren, bevölkerten trennt. Aber drohend erheben ſich noch am Rande der letzteren die kleinen nackten, oben abgeflachten und geöffneten Kegel, mahnend, wie Tod und Vernichtung auch weit von dem ſchaurigen Centralherde inmitten der Wohnungen der ſorgloſen Menſchen ausbrechen könne. Wie breite dunkle Bänder ziehen die Lavaſtröme abwärts, die Waldregion durchbrechend bis in die blühende Ebene von Catania, oder die Fluthen zurückdrängend, bis in den Buſen des Meeres ſelbſt, wo ſie zu ſchwarzen

* Nicht wenige Aetnafahrer behaupten, die afrikaniſche Küſte erblickt zu haben. Vielleicht wurden ſie, wie es uns von einem Vorgebirge bei Sciacca aus erging, durch eine eigenthümlich geſtaltete Nebelbank getäuſcht. Wenigſtens gelang es uns nicht einmal, trotz der außerordentlichen Durchſichtigkeit der Luft, der weit näheren Inſel Pantellaria anſichtig zu werden. Auch beſtätigte uns Dr. Gemellaro, daß weder er noch irgend einer ſeiner Freunde je die tuneſiſche Küſte vom Aetna geſehen habe. Die direkte Entfernung beträgt fünfzig deutſche Meilen.

Vorgebirgen erſtarrten. Erſcheinen doch ſelbſt die lipariſchen Inſeln, die dort im Norden wie ſchwarze Flecken die glänzende blaue Fläche unterbrechen, gleichſam als vorgeſchobene Poſten des grimmen Elementargeiſtes, der hier oben ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hat.

Staunen und Bewunderung hatten uns für eine Zeitlang alles Ungemach unſeres Aufenthalts vergeſſen laſſen. Aber immer dichter umwirbelten uns die mit dem höher ſteigenden Tag zunehmenden Dampfwolken, immer unerträglicher ward die Hitze des Bodens, der unſere halb verbrannten Schuhe nur noch wenig Widerſtand zu leiſten vermochten. Vergebens machten wir noch einen Verſuch, den großen Krater zu umgehen, ob es uns nicht möglich ſey, den ſchrägen Abhang wenigſtens bis an den ſenkrechten Felsrand hinab zu klimmen, von wo wir vielleicht auf dem Grund des Keſſels die glühende Lava hätten aufkochen ſehen. Der erſtickende Qualm trieb uns trotz der vorgehaltenen, ſchon von den ſchwefelichen Niederſchlägen gelb gefärbten Taſchentücher immer von neuem zurück, und bei jedem Verſuch zum Niederſteigen warnten uns die unter unſern Füßen weichenden und in der Tiefe verſchwindenden Aſchenmaſſen vor dem ſichern Verderben.

So blieb uns denn nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Das iſt die Schattenſeite der Aetnabeſteigungen (wenigſtens in jener Zeit ſo kurz nach dem lezten Ausbruch), daß an ein ruhiges, bequemes Genießen des großen Schauſpiels nicht zu denken iſt. Erſchöpft von dem achtſtündigen nächtlichen Klimmen ſteht man auf dem ſchmalen Rand zwiſchen zwei Abgründen, halb erſtickt von Dunſt und Qualm, auf dem glühenden, wankenden Boden. Und doch wiegen die Eindrücke, welche die Seele dort oben in ſich aufnimmt, zehnfach alle die Beſchwerden auf, die man deßhalb erdulden muß.

So langſam wir hinauf geklommen, ſo windſchnell flogen wir mehr als wir gingen, in gewaltigen Sprüngen den ſteilen Abhang hinab und langten nach wenigen Minuten glücklich am Fuß des Kegels an. Dieſes Hinabfliegen, in dem freilich ein eigener Reiz liegt, iſt übrigens hier bei weitem weniger unbedenklich als beim Veſuv, wo die ungleich tiefere Aſche, in die man bei jedem Sprunge verſinkt, ein hinlängliches Gegengewicht gegen die ſtets zunehmende Schwungkraft bildet, während hier kaum an ein Anhalten zu denken iſt und man nach einem Falle unvermeidlich den Reſt der Höhe auf eine nicht ganz gemüthliche und gefahrloſe Weiſe hinabrollen würde.

Müde und erſchöpft langten wir wieder bei der Casa inglese an, ſezten uns auf ein paar mächtige Lavablöcke im hellen Sonnenſchein und ſtärkten uns mit dem Reſt unſerer Mundvorräthe. Auf meinen Antrag, das mitgebrachte Waſſer mit Schnee zu kühlen, brachte der Führer lächelnd die Flaſche zum Vorſchein und zeigte uns die Eisrinde, die ſich inzwiſchen auf der Flüſſigkeit gebildet hatte. In der That war es trotz der Sonne noch immer ſo kalt, daß wir nach kurzer Raſt wieder unſere Thiere beſtiegen, um weiter unten ein wärmeres Plätzchen zu ſuchen. Ein von unſerem nächtlichen verſchiedener Weg führte uns über eine weite, ziemlich ſanft geneigte, mit Lavaſand bedeckte Fläche zu dem ſogenannten Philoſophenthurm (torre del filosofo), einem niedrigen, aus Lavabrocken aufgemauerten, jezt in Ruinen liegenden Bauwerk. Wann, von wem und zu welchem Zweck es einſt aufgerichtet worden, dürfte wohl ewig ein ungelöstes Räthſel bleiben. Daß es dem agrigentiniſchen Philoſophen Empedokles, der in den Flammen des Kraters ſeinen Tod gefunden haben ſoll, als Wohnung oder als Obſervatorium gedient, iſt längſt eben ſo wie die andere Verſion, daß es ihm von ſeinen Mitbürgern als Denkmal errichtet worden ſey, mit Recht von den Hiſtorikern als Fabel verworfen. Manche halten es für einen von den Normannen erbauten Wartthurm, deſſen Zweckmäßigkeit freilich höchſt problematiſch geweſen wäre, andere mit vielleicht mehr Grund für ein zur Bequemlichkeit des Kaiſers Hadrian errichtetes Gebäude, als er auf der großen Rundreiſe durch ſeine Staaten auch den Aetna beſtieg.

Etwa eine Viertelſtunde unterhalb des Philoſophenthurms erhebt ſich am Rande der geneigten Ebene ein niederer Lavafelſen mit kegelförmiger Spitze, die weitere Ausſicht verſperrend. Wir ſtiegen ab, um ihn zu erklimmen; der Führer mahnte zur Vorſicht, und mit Recht. Auch die feſteſten Nerven ergreift ein Schauder, wenn das Auge von dem Gipfel ganz unerwartet in die furchtbare Tiefe hinabſieht, die ſich jenſeits öffnet. Viertauſend Fuß tief (ſo verſicherte wenigſtens unſer kundiger Begleiter) ſtürzen hier die Lavafelſen faſt ſenkrecht ab, um drüben in geringer wagrechter Entfernung wieder zu bedeutender Höhe emporzuſteigen. So faſſen ſie von drei Seiten einen furchtbaren Keſſel ein, in den nur ſelten ein Sonnenſtrahl hinein dringt. Nur gegen Oſten öffnet ſich die Schlucht mit ſchmalem Ausgang in die Waldregion. Aus dem Grunde ragen drei kegelförmige, oben geöffnete Hügel. Aus dem höchſten derſelben dringen unabläſſig dichte Dampf- und Rauchwolken. Eine graue Maſſe drängt aus ihm hervor und ſcheint, die Thaltiefe ausfüllend, den engen Ausweg zu verſperren. Alles iſt ein Bild der wildeſten Oede: nicht die geringſte Spur von Vegetation iſt ſichtbar — nichts als ſchwarze Lavafelſen, graue Aſche und weiße Dampfſäulen.

„Das iſt das berühmte Val del Bove“ (Ochſenthal), ſagte der Führer, unſerer Frage zuvorkommend; „die drei Hügel, die Sie dort unten aufragen ſehen, waren noch vor Jahresfriſt nicht vorhanden: es ſind die neuen Krater, aus denen bis vor zwei Monaten die furchtbaren Lavaſtröme der lezten Eruption hervordrangen, die jezt, wie Sie ſehen, das Thal zum Theil ausfüllen und da, wo es ſich nach der Waldregion hin öffnet,

dem Dorfe Zaffarana Etnea und den drei berühmten Kaſtanienbäumen zu, bis achtzig Fuß hoch übereinandergethürmte Maſſen bilden. Ja, meine Herrn, ich war hier oben, als der Ausbruch begann, und nie in meinem Leben werde ich jene furchtbare Nacht vergeſſen."

Wir drangen in ihn, das Erlebte zu berichten. Er ließ ſich nicht lange bitten.

„Sie werden vielleicht in den Zeitungen geleſen haben, Signori, wir in einer Auguſtnacht des vergangenen Jahres drei Engländer von Malta mit ihren Frauen ſich auf dem Wege nach dem Gipfel befanden, als der Ausbruch ſie unerwartet überraſchte. Nun, ich und mein Freund Antonio Carbonari, welchen Sie unten bei mir geſehen haben, waren ihre Führer."

„Wir waren zur gewohnten Stunde von Nicoloſi aufgebrochen. Es war eine herrliche Sommernacht, nicht minder warm und heiter als die letztvergangene. Niemand von uns, die wir den Berg ſeit vielen Jahren kennen und beſteigen, hatte die geringſte Ahnung von einem nahen Ausbruch. Kein Erdbeben, kein unterirdiſches Donnern, die ſonſt nie fehlenden Vorzeichen, hatten ihn verkündet. Wir hatten den längeren Weg über Caſa di Bosco und die Ziegenhöhle eingeſchlagen und waren bereits auf der eben durchrittenen Fläche unweit Torre del Filoſofo angelangt. Ich ritt mit Antonio der Geſellſchaft um einige Schritte voraus. Plötzlich blieb ſein Thier ſtehen und fing an an allen Gliedern zu zittern. „Es ſpürt einen Wolf," ſagte ich, „laß mich nur voran, ſo wird es ohne weiteres folgen." Sie müſſen wiſſen, daß Wölfe hier am Aetna noch etwas ziemlich Gewöhnliches ſind, wenn ſie ſich gleich ſehr ſelten ſo hoch hinauf in die regione deserta verlieren. Die Maulthiere wittern ſie oft ſchon auf eine große Entfernung, jedoch das eine mehr, das andere weniger. Sobald mein Thier, das noch nichts zu ſpüren ſchien, voranſchritt, ſetzte ſich auch Antonios wieder in Marſch, jedoch unter ſtetem Zittern; aber kaum hundert Schritt weiter blieb es von neuem ſtehen, war trotz aller Anſtrengungen meines Kameraden nicht vom Platze zu bringen und ließ endlich jenen eigenthümlichen, ſchauerlichen Angſtſchrei ertönen, wie ihn dieſe Thiere nur im Augenblick des höchſten Schreckens und der dringendſten Gefahr auszuſtoßen pflegen. Die ganze Geſellſchaft, inzwiſchen herangekommen, umringte uns; die Damen fragten erſchrocken, was der furchtbare, nie gehörte Ton zu bedeuten habe. Wir wußten keine Antwort zu geben; rings um uns her lag alles in das todte Schweigen der Nacht gehüllt. Aber plötzlich, gerade als der Schreckensſchrei von neuem erklang, erſchütterte ein heftiger Stoß den Boden zu unſern Füßen, daß er ſchwankte wie ein Schifflein im Sturm."

„Herr Gott, ein Erdbeben!" ſcholl es wie aus einem Munde. Eine von den Damen war von ihrem Thiere herabgeglitten, glücklicherweiſe ohne ſich erheblich zu verletzen. Wir benutzten die eintretende Pauſe, um auch den übrigen herabzuhelfen, und ſtanden rathlos in ſchweigender Angſt, des wiederholten Stoßes gewärtig; denn noch dachte niemand von uns an eine Eruption. Und er kam nach Verlauf einiger Minuten mit ſolcher Heftigkeit, daß wir niederkauern mußten, um nicht mit Gewalt zu Boden geſchleudert zu werden. Aber er kam nicht allein: ein furchtbar donnerndes Krachen, das mir zeitlebens in den Ohren gellen wird, begleitete ihn, den Angſtruf der Frauen und das Klaggeſchrei der geängſteten Thiere übertönend."

„In demſelben Augenblicke machte das tiefe Dunkel der Nacht einer ſchreckhaft blendenden Helligkeit Platz. Eine rieſige Feuergarbe ſchoß mit hölliſchem Ziſchen und Krachen tauſende von Fußen aus dem großen Krater dort oben in den Nachthimmel empor. Der ganze Berg ſchien in Flammen zu ſtehen; der Uebergang von der finſterſten Nacht zum hellſten Tageslicht war ſo plötzlich, daß wir alle geblendet und betäubt die Augen ſchloßen. Meine Blicke waren in jenem Augenblicke gerade auf den Gipfel gerichtet geweſen. Sehen Sie, ich bin wohl fünfzig mal dort oben geweſen, und könnte die Entfernung, die uns von dem Krater trennt, faſt nach der Zahl der Schritte beſtimmen, und dennoch war es mir in jenem Augenblick, als habe ſich der Schlund dicht, dicht vor unſern Augen geöffnet, als drängen die Feuermaſſen kaum hundert Schritte vor uns aus dem Schooße der Erde. Noch allnächtlich, wenn ich die Augen zum Schlafe ſchließe, ſteigt der Flammenſtrahl wie ein Schreckgeſpenſt vor mir in die düſtere Luft empor."

„Keiner Bewegung, keines Wortes, keines Gedankens mächtig, ſaßen wir halb, halb lagen wir auf dem Boden umher. Durch die wilden Donner und das tiefe Stöhnen, das gerade unter uns aus den Eingeweiden des Berges zu kommen ſchien, durch das furchtbare Sauſen des Sturmes, der durch die raſche Erhitzung der eiſigen Luftſchichten den Anfang jedes Ausbruchs begleitet, durch das fortwährende Schwanken und Wallen des zitternden Bodens hörten wir deutlich das dumpfe Krachen der ausgeworfenen Felsblöcke und Steine, die in ungleichen Entfernungen rings umher niederſtürzend, tief in den Boden ſchlugen. Aſche und Bimsſteinſtücke erfüllten die Luft und regneten in dichten Maſſen auf uns nieder."

„Wie lange wir ſo halbtodt da gelegen — ich kann's nicht ſagen. Als uns die Beſinnung etwas wieder kam, ſchleppten Antonio und ich erſt die Frauen, dann auch die Männer, auf dem Boden fortkriechend, unter das vorſpringende Felsdach, welches Sie dort ſehen, wo ſie wenigſtens einigermaßen vor dem Sturme und dem Steinregen geſchützt waren. Dann machten wir uns von neuem auf, um nach den Thieren zu ſuchen. Nach langem Suchen und mit großer Anſtrengung brachten wir die hie und da zerſtreuten, zum Theil am Boden liegenden wieder zuſammen bis auf zwei. Schon wollten

wir dieſe als verloren aufgeben, da hörte ich die Klagetöne des einen von dieſem Felſen her. Vorſichtig auf dem Bauche fortkriechend nahte ich mich der Stelle. Da ſtand das arme Thier zitternd, hart am Rande des Abgrundes, in den es der nächſte Stoß des Sturmwinds unrettbar hinabſchleudern mußte. Raſch zog ich es zurück und wollte es mit mir führen, aber zugleich fiel mein Blick in die Tiefe und blieb wie verzaubert haften, obgleich ein Schauder alle meine Gebeine durchrieſelte. Tief auf dem Grunde des furchtbaren Schlundes wogte ein wildes Flammenmeer. Der ganze Boden wallte auf und nieder wie die Wellen des ſturmbewegten Meeres. Eine ungeheure Dampfmaſſe, vom Feuer geröthet, von Blitzen durchzuckt, wallte über den feurigen Fluthen. Unaufhörlich flogen leuchtende Maſſen wie Rieſenraketen in rothem, blauem und weißem Feuer aus der Thaltiefe bis faſt zu mir ziſchend empor, während unten der überquillende Flammenſtrom ſich in breiten Wogen langſam durch das Thal hinabwälzte. Da lag ich, den Körper hier an den Fels gedrückt, den Kopf über dem Abgrunde und konnte den Blick nicht abwenden vom grauſig ſchönen Schauſpiele. Endlich kroch ich rückwärts, das Maulthier am Zügel hinter mir herziehend, und erreichte glücklich die Gefährten, die noch immer ſtumm und betäubt unter dem Felsvorſprung kauerten. Auf meine Aufforderung, mit mir an den Ort zurückzukehren, den ich eben verlaſſen hatte, erhielt ich nicht einmal eine Antwort."

„So lagen wir dort, des Schlimmſten gewärtig. Wenn mein Führer auch die zitternden Frauen zu tröſten ſuchte, ſo wußten wir doch wohl, daß ſich mit jedem Augenblick der Boden unter unſern Füßen öffnen, daß uns ein Felsſtück zerſchmettern, daß uns der Aſchenregen begraben konnte. Der gütige Himmel wollte unſern Tod nicht. Mit dem Anbruch des Tags ließen Sturm und Erdbeben nach; nach fünfſtündiger Dauer ſezte, wie das oft zu geſchehen pflegt, der Aſchen- und Steinregen aus dem großen Krater aus; wir wagten uns aus unſerem Verſteck hervor und ſchlugen ſchweigend, zu Fuß — wir wagten es nicht, die noch zitternden Thiere zu beſteigen — oft durch die Müdigkeit der Frauen zum Ausruhen gezwungen, den Rückweg nach Nicoloſi ein, wo wir ohne weiteren Unfall um die Mittagsſtunde anlangten. Freilich mag es wohl lange gedauert haben, bis ſich die armen Frauenzimmer von der ausgeſtandenen Angſt erholen konnten. Noch als ſie am folgenden Morgen von uns abreisten, waren ſie mehr todt als lebendig; und doch hatten ſie während der Gefahr eigentlich mehr Muth gezeigt als ihre männlichen Begleiter, die gleich nach dem erſten Stoße des Erdbebens vollſtändig den Kopf verloren."

„Der Ausbruch aber dauerte mit kurzen Unterbrechungen acht Monate lang fort, und kaum acht Wochen ſind verfloſſen, ſeit die Lava dort unten ganz zum Stillſtand gekommen iſt und die geängſtigten Bewohner des Thals von Jaffarana ſich zum Schlaf niederlegen können, ohne die Beſorgniß, über Nacht mit ſammt ihren Wohnungen ein Raub der feurigen Fluthen zu werden. Freilich, ihre Fluren ſind großentheils verwüſtet; denn der Strom hat nur wenige hundert Fuß über dem Dorf Halt gemacht. Aber jezt zu Pferd, meine Herren, ſonſt wird uns das Mittageſſen zu Nicoloſi kalt!"

Wir warfen einen lezten Blick in die grauſige Tiefe und auf die verderbenſchwangern kleinen Kegel, die, aus dieſer Höhe geſehen, ſich wie große Maulwurfshaufen ausnahmen, und wanderten dann, das Val del Bove zur Linken laſſend, der Steilheit des mit loſem Trümmergeſtein bedeckten Pfades halber, zu Fuß weiter der Waldregion entgegen. Unſer Weg führte uns mehrfach an großen, oben geebneten, an den Seiten ſchräg abgeſchnittenen, mit feinkörniger Lava bedeckten Aufwürfen vorüber, rieſigen Gartenbeeten nicht unähnlich. Der Führer erklärte ſie als Schneebehälter; wie man bei uns die Pflanzen im Winter zudeckt, um ſie vor der Kälte zu ſchützen, ſo geſchieht es am Aetna mit dem Schnee im Sommer, damit ihn die glühenden Sonnenſtrahlen, die hier am Südabhange auf dem ſchwarzen Boden ihre volle Kraft entwickeln können, nicht zu früh hinwegſchmelzen und ſo die Bewohner von Catania zwingen, dieſes unentbehrliche Lebensbedürfniß mit großer Mühe und Koſten aus einer Höhe von 9000 Fuß herabzuholen. Wir begegneten bei unſerem Hinabſteigen wohl ſechs aus zehn bis fünfzehn Thieren beſtehenden Eſelcarawanen, die alle mit dieſem Labſal des Südens beladen waren. Der Aetna liefert den Schnee für die ganze Oſthälfte der Inſel; der Nordabhang gehört den Meſſineſen, der Südabhang den Bewohnern von Catania oder vielmehr dem Biſchof dieſer Stadt, der, wie mir verſichert ward, eine jährliche Revenue von 6000 Ducati (7000 Thaler) aus dem Verkauf oder der Verpachtung ſeiner Schneefelder bezieht. Die Weſthälfte der Inſel verproviantirt ſich hauptſächlich aus den Schluchten der Hochgebirge von Madonnia.

Bis zu etwa 7000 Fuß Meereshöhe war die herrliche Ausſicht über Berg, Ebene und Meer die einzige Erquickung für das Auge bei dem beſchwerlichen Abwärtsklimmen auf dem rauhen, einförmig ſchwarzgrauen, vollkommen nackten Boden, der keine andere Abwechslung als die von Aſche und Fels darbot. Von hier ab zeigten ſich die erſten Spuren einer alpinen Vegetation phanerogamiſcher Pflanzen, während wir bisher höchſtens einige Flechten hier und da am Geſtein haftend angetroffen hatten. Potentillen, roth blühende Ononisarten und andere Pflanzen von ziemlich unſcheinbarem Aeußern überzogen, meiſt in dichten, rundlichen Gruppen, einzelne kleinere und größere Stellen. Von Alpmatten und ihrer üppigen Wieſenvegetation iſt hier keine Rede. Alle Pflanzen, die mir zu Geſicht

kamen, haben ein dem dürren und heißen Boden entſprechendes wolliges, graugrünes Ausſehen und ihre Blüthen ſind weder durch Größe noch durch lebhafte Färbung ausgezeichnet.

Die Waldregion ſelbſt, in deren nun wieder erſehnten Schatten wir endlich eintraten, entſprach keineswegs den Erwartungen, welche die pomphaften Schilderungen, die wir bei den meiſten Reiſebeſchreibern von ihrer üppigen Vegetation zu finden gewohnt ſind, in mir erweckt hatten. Sey es, daß, wie es nach manchen Anzeichen ſcheinen möchte, die Bekleidung des Berges hier vordem wirklich eine reichere und dichtere war; ſey es, daß ſie, wie uns Domenico verſicherte, nach Weſten gegen das Dorf Tre Caſtagne hin ungleich ſchöner und mannigfaltiger iſt; ſey es endlich, daß nur der allerdings grelle Abſtich gegen die nahe Lavawüſte die Beſchreiber unwillkürlich verführt hat, die Farben zu ſtark aufzutragen, gewiß iſt, daß die ſüdliche Baumregion des Aetna ſich mit einem deutſchen Laubwalde an Friſche, Kraft und Ueppigkeit der Vegetation nicht vergleichen kann. Die Bäume — hier faſt ausnahmslos Zerreichen — haben zwar ſtarke und kräftige Stämme, ſind aber zum größten Theil wipfeldürr und von geringer Höhe, eine Erſcheinung, die ihre natürliche Erklärung in der dünnen Humusſchicht des dürren Lavabodens findet. Die weiten Zwiſchenräume ſind mit nichts als Adlerfarrn (Pteris aquilina) in größter Menge ausgefüllt, nur hier und da kommt der nackte ſchwarzgraue Boden zum Vorſchein. Von einem Gras- oder Moosteppich ſah ich ſo wenig eine Spur wie von irgend einer Blume. Der Adlerfarrn ſelbſt erſcheint in unſern mitteldeutſchen Wäldern weit üppiger und ſchöner.

Zwiſchen der untern Grenze der Waldregion und dem angebauten Theil liegt ein breiter Streifen ſterilen Bodens, der ſich, großentheils mit Lavaſtrömen bedeckt, bis zum Monte Roſſo hinzieht. Der ſchwarze Sand, von der Sonne durchglüht, verbrannte unſere Füße und nöthigte uns, zum lezten mal unſere Thiere zu beſteigen. Es war unſer Plan geweſen, von hier aus den Rothenberg oder einen der zwanzig andern kleinen erloſchenen Vulkane, die links und rechts um uns her lagen, zu beſteigen, aber die Ermüdung und Abſpannung trug über unſere Schauluſt und Wißbegierde den Sieg davon. So ritten wir über die ſanften, allmählig mit mannigfachen Geſträuchen und Kräutern ſich bedeckenden Abhänge nach Nicoloſi zu. Ueber die niedern Staudengewächſe erhoben ſich, bald einzeln, bald zu Gruppen vereinigt, zahlreiche Bäume, in ihrem Wuchſe unſern Aepfelbäumen ähnlich, durch Zweige und Blüthen aber ſich als rieſige Beſenpfriemen (Spartium) zu erkennen gebend, zuweilen mit den goldgelben Blumen dermaßen überdeckt, daß die grünen Zweige und Blättchen vollkommen unter ihrer Hülle verſchwanden — ein prachtvoller Anblick.

Die Dorfuhr von Nicoloſi ſchlug die ſechzehnte, d. h. die Mittagsſtunde, als wir todtmüde, ſtaub- und ſchweißbedeckt, halb verſchmachtet vor Durſt, vor der gaſtlichen Thür Mazzaglias von unſern Thieren ſtiegen. Dennoch ſchrieben wir fünf Minuten ſpäter unſere Warnung gegen die Warnung der beiden liefländiſchen Herren in's Fremdenbuch.

Heinrich Heine in Frankfurt am Main.

Mai 1831.

Die im Septemberhefte der Revue des deux Mondes enthaltenen und beſonders in Deutſchland mit Intereſſe geleſenen »Aveux d'un poëte de la jeune Allemagne« haben mir das Bild des Verfaſſers, dieſes „ungezogenen Lieblings der Grazien," wiederum friſch und lebendig vor die Seele geführt. Im Frühling 1831 verließ Heine das deutſche Vaterland, weil es, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, in Spandau wohl Ketten, aber keine Auſtern gibt, ſo wie er einſt auch nach Italien pilgerte, weil er in München einen Schneider bei dem bloßen Namen „Italien" vor Vergnügen krähen hörte. Man muß geſtehen, Heine hat eigenthümliche Motive zu ſeinen Fahrten. Welche Gründe ihn auch in der That nach Frankreich trieben, mir einerlei; ſeine Reiſe führte ihn über Frankfurt. Darüber einige Worte.

Die Erſchütterungen, welche die Julirevolution in den Gemüthern hervorgerufen, bebten noch durch alle Schichten der Geſellſchaft, bald mehr bald minder merklich fort, kaum beſchwichtigt durch das Caſimir-Perierſche Juſtemilieu, das ſich damals als feſſelnde Macht nach innen und außen geltend zu machen begann. Da ward uns die Kunde, Heinrich Heine werde auf ſeiner Reiſe nach Frankreich unſere Stadt berühren. Ich muß geſtehen, daß ich mich auf ſeine nähere Bekanntſchaft lebhaft freute. Wie hatte mich der kecke, friſche Humor in ſeinen Reiſebildern, wie der bald ſentimentale, bald neckiſche Ton in ſeinen Gedichten angeſprochen! Wie unterſchied ſich dieſes Buch der Lieder von allen neueren! Wie ſtand es als eine friſche, ergötzliche Oaſe inmitten der Steppen unſerer neueſten Lyrik da! Wie zogen dieſe Lieder an, um in der nächſten Minute wieder abzuſtoßen! Welch ſonderbare, originelle Polarität herrſchte in dieſem Genius, der die edelſten Gefühle heraufbeſchwor, um ſie dann wieder mit bitterer Ironie zu vernichten; der ſein Herzblut hingab, um in der nächſten Minute die Blutung durch die kalte Douche ſeines Spottes zu ſtillen!

Damals lebte, las und ſchrieb in unſerer Stadt Jean Baptiſte Rouſſeau, einſt Heines Studiengenoſſe in Bonn, der uns gar manches ergötzliche Gedichtchen von ihm mitzutheilen wußte, das vermuthlich in der Geſammtausgabe ſeiner Werke bei Campe fehlen dürfte. Auch manches Hiſtörchen von unſerm Dichter erheiterte unſere Abende. So jene Verſe in Sydows Album, der ihm in Bonn ein Blatt aus demſelben überreichte. Heine nahm es an, ſetzte ſich, etwas hineinzuſchreiben, an den Tiſch. Da ſah er den in ſeinem Alter noch rüſtigen Deklamator zu ſeiner Verwunderung hinkend im Zimmer umhergehen. „Warum hinken Sie, Sydow?" — „Ach Gott, meine Hühneraugen ſchmerzen mich ſo ſehr!" — Eine kleine Pauſe, und Sydow hatte das gewünſchte Blatt in den Händen, worauf die Worte:

Augen, die nicht ferne blicken,
Und auch nicht zur Liebe taugen,
Aber ganz entſetzlich drücken,
Sind des Sydow Hühneraugen.

Zur Erinnerung an
Heinrich Heine.

Endlich am 9. Mai erhielt ich von Pfeilſchifter eine Einladung auf den folgenden Abend, mit der Bitte, nicht zu fehlen, Heine würde bei ihm eſſen. Pfeilſchifter war damals Redakteur der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung. Heine und Pfeilſchifter! Konnte man ſich entſchiedenere Gegenſätze denken? Pfeilſchifter, wie er bei Allen gilt, die ihn nicht näher kennen, der Obſcurant, der Jeſuit, der Ultramontane, und wie alle die Ehrentitel noch heißen mögen, die man von jeher an ihn verſchwendete — und Heine, der freiſinnigſte Dichter, damals der Liberalſte aller Liberalen, nicht allein der Verehrer Kronions und des ganzen Olymps, ſondern der friſch von Berlin angekommene Hegel'ſche Gott in eigener Perſon. Man hat wohl Recht: Berge und Thäler begegnen ſich nicht, aber Menſchen.

Indeſſen dieſe Gegenſätze ſollten ſich am heutigen Abend nicht berühren. Wir ſaßen erwartend um den runden Tiſch, aber Heine ließ ſich entſchuldigen, hatte Verhinderung, Abhaltung, hoffte aber die ganze Geſellſchaft morgen bei Rouſſeau zur Chokolade zu finden.

Hier ſah ich ihn denn zum erſtenmal. Dieſer blaſſe junge Mann, mit dem feingeſchnittenen Geſichte, den verſchwimmenden Augen, den weichen blonden Haaren, den feinen, in Glacéhandſchuhen ſteckenden Händen, in eleganter ſchwarzer Kleidung, eine Roſe im Knopfloch, eine andere zwiſchen den ſpielenden Fingern, der ſich ſo vornehm nachläſſig auf dem Canapé wiegt, der ſtatt zu ſprechen nur liſpelt und über Alles

ſo vornehm ab — liſpelt, dieſer Metternich en miniature — das wäre mein jugendlich friſcher, frivol kecker Liederdichter! — Daß doch die großen Männer ſo ſelten dem Bilde gleichen, das man ſich in der Ferne von ihnen entwirft!

Am Abend des 12. Mai, eines blühenden Himmelfahrtstages, fand ſich die ganze muntere Geſellſchaft bei mir zuſammen. Wir ſpielten bis tief in die Nacht jeux d'esprit, machten Boutrimes, führten Sprüchwörter auf und ließen Charaden enträthſeln. Heine war allerliebſt. Einer Dame aus der Geſellſchaft ward eine zweiſylbige Charade aufgegeben. Als die Reihe an Heine kam, ließ er ſich ſo vernehmen:

Die Erſte lieb' ich unter mir,
Die Zweite über — haupt,
Das Ganze täuſchet für und für,
Daß Niemand mehr ihm glaubt.

Das Wort war Roßkamm. Heine und Rouſſeau hatten ein Sprüchwort aufzuführen, welches, iſt mir entfallen. In der Darſtellung kam die Rache eines Recenſenten vor. Rouſſeau war der Recenſent, Heine der Dichter. Erſterer ſaß am Schreibtiſche; die Thüre flog auf, der Dichter trat in der leidenſchaftlichſten Stimmung herein: „Sie ſind alſo der Elende, der ſich unterfing, eine ſo niederträchtige Recenſion auf mich zu ſchreiben! Endlich habe ich Sie gefunden! Leugnen Sie nicht! Ich weiß, daß Sie es ſind, der mich auf ewig todt zu machen dachte. Jetzt iſt die Reihe an mir! Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen!" — „Wie, was, Sie wollen mich doch nicht ermorden?" — „Das zu thun bin ich ſehr geſonnen. Aber nicht bloß tödten will ich Sie, nein langſam zu Tode quälen, wie Sie mich gemartert!" — „Hülfe, Hülfe, Rettung!" — „Alles iſt umſonſt. Wir ſind allein. Die Thüre iſt abgeſchloſſen. Bube, dein letztes Stündchen hat geſchlagen!"

Mit der Rechten drückte der ſchmächtige Heine den langen Rouſſeau in den Seſſel zurück, mit der Linken hatte er im Nu die Glasthüre eines Bücherſchranks geöffnet und die vorher zurecht gelegte Urania von Tiedge herausgeriſſen, und begann nun mit eintönigſter Stimme von der Welt zu leſen, zu leſen, zu leſen. — Der Recenſent ertrug dieß eine Weile mit Muth, dann ward's ihm ſchlecht, er fing an ſich zu drehen und zu winden, fiel auf die Kniee, bat erbärmlich um Gnade, nur um eine Stunde, nur um eine Minute Friſt, ſich zu erholen. Umſonſt! Der Dichter blieb unerbittlich und las und las. Der Recenſent wurde ſtill und immer ſtiller, zuckte ein paarmal, und endlich

Saß er eine Leiche
In dem Seſſel da,
Nach dem Buche noch das bleiche,
Starre Antlitz ſah.

„Ich habe ihn todt geleſen," rief Heine triumphirend; „ſo ſollte es allen Recenſenten ergehen!"

Als ich Heine einige Tage ſpäter im Schwanen, ſeinem Gaſthofe, beſuchte, fand ich eine andere Notabilität des Witzes und der Laune bei ihm. Es war Saphir, der wohlbekannte Saphir, derſelbe, der mir einige Tage zuvor, als er mir in der Promenade begegnete, auf die Frage, wie ihm unſere Anlagen gefallen, die für einen Frankfurter höchſt ſchmeichelhafte Antwort gab: „Der Umgang um die Stadt iſt auf jeden Fall angenehmer, als der Umgang in der Stadt." — Und dennoch war Saphirs Witz im Allgemeinen harmloſer, als der Heines. Er beſtand meiſtens in Wortſpielen, Calembourgs, während Heines Witz ſich mehr an Perſonen, Verhältniſſe, Zuſtände hielt, zwar ſeltener als der immer ſprudelnde Saphirs, dafür aber auch ſchärfer, ſchneidender, verletzender war.

Ueber die politiſchen Fragen des Tags ſich in dieſer bewegten Zeit mit Heine zu verſtändigen, war rein unmöglich. Er war der blutdürſtigſte aller Republikaner, und beſonders war ihm das herrſchende Juſtemilieu, das Gotha der damaligen Zeit, ein Greuel. „Bedenken Sie doch, wie viel durch dieſes Syſtem erhalten, gerettet worden iſt. Welche Ströme Blutes müßten fließen, ſollte das conſtitutionelle Princip wieder einem demokratiſchen Abſolutismus, einem neuen Convente weichen!" — „Mein Gott, laſſen Sie fließen!" — Ich blickte verduzt meinen jungen Barnave an. Die Worte des älteren fielen mir bei: »Le sang qui coule, est il donc si pur?« — Wahrhaftig, ich bin Wundarzt und habe im Leben wohl mehr Blut fließen ſehen, als alle dieſe Herren von der Feder. Daher mag es wohl kommen, daß ich mit dieſem „ganz beſondern Safte" nicht ſo verſchwenderiſch bin, als die in's Große gehende Antiphlogoſe dieſer Umſturzhelden.

Freilich, zwiſchen Wort und That liegt noch eine bedeutende Kluft. Unſer Heine ſelbſt hätte als Mitglied eines Wohlfahrtsausſchuſſes weit lieber mit einer Marquiſe do l'ancien régime bei Auſtern und Champagner ein Schäferſtündchen gefeiert, als ſie, wie ein zweiter metaphyſiſch grübelnder, alles nivellirender St. Juſt, aus purer Volksbeglückungsſucht zur Guillotine geſchickt. Heine mit ſeinem feinen, blaſſen Geſicht, ſeinen zarten Händen, ſeinen ariſtokratiſchen Manieren war von jeher nur in Worten ein Republikaner, im Herzen der exkluſivſte Ariſtokrat. So habe ich ihn ſchon damals in Frankfurt beurtheilt, ſo ſprach ich mich nach ſeiner bald erfolgten Abreiſe gegen die Freunde aus.

Und ich freue mich wirklich: wie ich ihn damals erkannte, ſo finde ich ihn in ſeinen „Bekenntniſſen" nach ſo langen Jahren wieder. Heine ſpricht von ſeiner Sinnesänderung und gibt jedem die Erlaubniß, über ſeine „Bekenntniſſe" zu lächeln. Ich lächle nicht allein darüber, ich freue mich derſelben. Mein Heine iſt derſelbe geblieben. Ich finde ihn wieder, wie ich ihn

verlaſſen. Der Heine von 1831 wollte ein Republikaner, ein Freund des Volkes ſeyn. Er war es damals gerade ſo wie jezt, wo er in ſeinen Aveux ſagt: »J'aime le peuple, mais je l'aime à distance.« Ich möchte doch wiſſen, wie man ſich im Jahr 1831 ariſtokratiſcher geberden und im Jahr 1854 ariſtokratiſcher ausdrücken könnte.

Seitdem ſein Buch über Deutſchland erſchienen, ſollen ſich ſeine Ideen über Gottheit und Religion geändert haben. Ach nein! Heine will uns was weiß machen. Dieſe Ideen, die jezt ſo plözlich gekommen ſeyn ſollen, ſind nicht neu. Sie lagen ſchon längſt in ſeinem tiefſten Buſen verborgen, oder er müßte nicht der Genius ſeyn, der er iſt. Der wahre Dichter, der Verkünder des Göttlichen im Menſchen, kann kein Atheiſt ſeyn, und wenn er ſich noch ſo ſehr damit breit machen wollte, ich glaub's ihm doch nicht.. Und wenn er ſich auch noch ſo ſtolz, jung und ſelbſtgenügſam, ein Schüler Hegels, ſelbſt an die Stelle der Gottheit ſetzen möchte, ſo iſt das am Ende nur der Firniß eines vornehm thuenden Zeitgeiſtes, mit dem er ſein beſſeres Selbſt übertüncht, um — vor andern etwas voraus zu haben. Um vor andern etwas voraus zu haben, das iſt der ganze Witz von der Sache. Heine geſteht es ſelbſt, ohne das wahre Motiv einzugeſtehen. So wie der Atheismus die höheren Regionen der Geſellſchaft verließ, in die Volksmaſſen drang und bei Branntwein, Bier und Cyder auf hölzernen Wirthshausbänken und vor überſchwemmten Wirthshaustiſchen ſeine ſubverſiven Lehren ausframte, ward unſer Heine wieder fromm, d. h. um nicht dem Janhagel zu gleichen, um vor dem gottloſen Volk etwas voraus zu haben. Alles ſchon da geweſen! Auf gleiche Weiſe nahm Voltaire die Philoſophie nur für die vornehme Welt in Anſpruch; das gemeine Volk ſollte im Aberglauben verharren. Auf gleiche Weiſe liebäugelte in den achtziger Jahren der Adel mit den Ideen der Freiheit und Gleichheit, nahm es aber ſehr übel, als endlich das Volk, das er, wie unſer Heine, nur in Diſtanz liebte, dieſe Ideen für baare Münze nahm und ſie in Cours zu bringe ſuchte.

Heine verleumdet ſich ſelber, wenn er ſagt, er habe ſich geändert; dem iſt nicht ſo. Weil ſich die Welt um ihn geändert und einen neuen Rock angezogen, hat der Dichter den alten wieder hervorgeholt, deſſen er ſich nie ganz entäußert, den er nur im entlegenſten Winkel ſeines Kleiderſchranks verborgen gehalten hatte. Ja, ich thue ihm die Ehre an zu glauben, daß ihn nicht bloß ſein qualvolles körperliches Leiden zu Bibel, Chriſtenthum und Gott zurückgeführt hat. Wie im Buſen Fauſts, ſo wohnen auch in jeder ächten Dichterbruſt zwei Seelen, die ſich von einander trennen möchten: die eine, an die Materie und ihre Genüſſe gefeſſelt, die andere vom Irdiſchen ſich loszuwinden und nach einem höheren geiſtigen Seyn ſich zu erheben beſtrebt. Je tiefer mit zunehmendem Alter die Schale der einen ſinkt, deſto höher ſteigt die der andern, und, glauben wir es zur Ehre der menſchlichen Natur, auch ohne Krankheit. Balzac hat Recht: »Celui qui sent vivement les voluptés de la terre, est tôt ou tard attiré par le gôut des fruits du ciel.«

Heine wohnt ſeit 1831 in Paris. Er ſah dieſe großartige Schaubühne mit ihren glänzendſten Schauſpielern in der Nähe. Es erging ihm, wie es uns allen ergeht, die offenen Sinns und leicht erregten Herzens in der Jugend für die zaubervolle Welt hinter dem Vorhang ſchwärmten. Einmal auf die Bühne ſelbſt und hinter die Couliſſen geführt, wie ſchwinden Lichtglanz, Schminke, Flitter! Nur das Dämmerlicht der ſchmuckloſen Bretter, die fahle Farbe der Abgetretenen und der Oelgeruch der erloſchenen Lampen bleiben. Deßhalb ließ ihn auch der verhängnißvolle Februar des Jahres 1848 ſo theilnahmlos. Aber wenn er ſagt, es ſey eine ganz eigene Sache geweſen, daß zu einer Zeit, wo alle Welt den Verſtand verloren, er zur Vernunft zurückgekehrt ſey, ſo täuſcht er ſich wiederum ſelbſt. Er war ſchon viel früher klug geworden, auf jeden Fall klüger, als zur Zeit der Julirevolution. Sein Aufenthalt in Frankreich, die verſchiedenen Experimente, die er mit der Volksbeglückung in der Nähe anſtellen ſah, hatten ihm die Wahrheit des Schiller'ſchen Ausſpruchs immer näher vor die Seele geführt:

Alles ſey recht, was du thuſt, doch dabei laß' es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles was recht iſt, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sey; der falſche will ſtets, daß das Vollkommene ſey!

Heine verſäumt es auch nicht, uns ſein religiöſes Glaubensbekenntniß mitzutheilen. Er preiſt die Iſraeliten als Träger des Monotheismus, als Erhalter und Retter der Bibel. Er ſelbſt behauptet mit Leib und Seele Proteſtant zu ſeyn. Nichtsdeſtoweniger iſt ein gewiſſes Liebäugeln mit dem Katholicismus nicht zu verkennen. Er ſelbſt hat eine Katholikin geheirathet und iſt nicht bloß bürgerlich, ſondern auch katholiſch getraut worden. Den Revers, daß die Kinder katholiſch werden ſollen, unterſchrieb er leichten Herzens, wußte er doch, daß die Nachkommenſchaft ausbleiben würde. Traurige reservatio mentalis! vielleicht begründet in ſeiner ſich ſchon entſpinnenden Krankheit. Er gedenkt mit Liebe ſeiner erſten Lehrer, die katholiſche Prieſter waren; ja, es erregt ihm eine wehmüthige Empfindung, daß ſeine treffliche Mutter nicht dem Rathe eines ſeiner erſten Lehrer gefolgt und ihn dem Prieſterſtande gewidmet habe. Hier finden wir den ganzen Heine wieder. Wie zierlich — ſo ſagt er — müßte er ſich, als Signor Abbate in das ſeidene Mäntelchen gewickelt, ausgenommen haben! Welch ein Licht der Kirche wäre aus ihm geworden! Vielleicht hätte er einſt gar als Papſt Urbi et Orbi den Segen ertheilt! Freund Heine, ich glaube

dir dieß alles, aber die Entſagung, die Demuth, die Selbſtverleugnung, die Selbſttödtung des wahren Dieners der Kirche würden dir unter dem Purpur des Kardinals wie unter der einfachen Soutane des Prieſters für immer gefehlt haben.

Durch die Apologie der Jeſuiten, als Erzieher der Jugend, wie ich ſie in ſeinen Selbſtbekenntniſſen finde, werde ich unwillkürlich in die Zeit zurückgeführt, wo Heine und Pfeilſchifter bei mir an Einem Tiſche ſaßen. Ich glaube, jezt nach ſo vielen Jahren würden beide in manchen Punkten weſentlich übereinſtimmen. Ja, ich fand ſchon damals ein gewiſſes Etwas heraus, in dem beide unbewußt ſympathiſirten. Es war in beiden das Streben nach etwas Höherem, Geiſtigem, das ſie auf immer von der Maſſe entfernte, ein ariſtokratiſcher Zug in beiden, nur trug ihn der eine offener als der andere zur Schau. Der eine kokettirte noch mit der Maſſe, freilich in Diſtanz, der andere trat ihr und ihren Lieblingsideen muthig und entſchieden entgegen.

Voltaire erhebt ſich in ſeiner Zaïre und Alzire zu den erhabenſten chriſtlichen Gefühlen und widmet ſeinen Mahomed dem Papſte Clemens XIV., „den Stifter einer falſchen Religion dem Oberhirten der wahren.“ Goethe findet in der proteſtantiſchen Kirche der Sakramente zu wenig, dagegen in denen der katholiſchen Kirche das lebendigſte Princip, Volk und Prieſter durch die ganze Dauer des Lebens an einander zu ketten. Gutzkow nennt in ſeinen „Rittern vom Geiſte“ die Beichte ein tiefes, in der menſchlichen Natur begründetes Myſterium, eine der feſteſten Stützen des katholiſchen Glaubens, eine Ehe der Herzen. Und Heine — nun, mir ſoll der Beweis nicht ſchwer fallen, daß er ſelbſt in der Periode ſeiner für die Götter des alten Hellas ſchwärmenden Griechheit die Poeſie des Katholicismus richtig gewürdigt hat. Wer kennt nicht des Dichters einfach rührende „Wallfahrt nach Kevlaar,“ wo die Mutter Gottes das kranke Herz des ſiechenden Knaben durch den Schlaf heilt, der allein ſolchen Wunden Geneſung bringen kann?

Armer Heine, mit Wehmuth denke ich deiner Schmerzen, deiner Leiden, deiner Abgeſchiedenheit in der Rue d'Amsterdam! Wohl hätte ich dir die kräftige Harmonie des Geiſtes und des Körpers gewünſcht, mit der einſt der berühmte Grieche zu Weimar ſeine Bekenntniſſe in Wahrheit und Dichtung niederlegte. Möge dir der Allumfaſſer und Erhalter die lang entbehrte Geſundheit wieder geben! Und zum Abſchied noch eine Bitte. Wenn das durch ſechzigjährige Experimente zu ſeinem Wohle allzuſehr ermüdete und getäuſchte Volk jezt, wie es den Anſchein hat, zu dem einzigen Rettungsanker in Sturm und Gefahren greift und wieder zum alten Gott und zum alten Glauben zurückkehrt, trenne dich dann nicht wieder von ihm, bleibe deiner jetzigen Geſinnung treu und wende dich nicht, um etwas vor ihm voraus zu haben, von neuem der alten Selbſtvergötterung zu.

A. Clemens.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Seelenverkauf. — Der Kampf gegen die geiſtigen Getränke.

In England hat nur das einen Werth, was einen Markt hat und ſich auf dieſem Markte veräußern läßt. Daß nun unter dieſem Geſichtspunkte auch die „Seele“ auf den Markt gebracht werden und einen Geldwerth erhalten kann, davon liefert der Verkauf der ſogenannten churchlivings einen hinlänglichen Beweis. Bekanntlich gehört das Grundeigenthum in England nur einigen wenigen ariſtokratiſchen Familien an, denen auch das Recht zuſteht, auf ihren ausgedehnten Beſitzungen die jedesmaligen Seelſorger zu ernennen. Das Einkommen dieſer Seelſorger iſt ein ſehr verſchiedenes und hängt von mannigfaltigen Zuſtänden und Verhältniſſen des Diſtrikts ab. Neben den gewöhnlichen Gebühren für Taufe, Beerdigung, Trauung und für die Seelſorge im Allgemeinen beſtehen in England noch die Zehnten, und ſie ſind meiſt die vornehmſte Quelle des Einkommens. Der Lord, der ein ſolches Amt zu vergeben hat, hat in ſeinen Händen ein Kapital, deſſen Werth in Pfund Sterling und Schilling ausgedrückt werden kann. Statt daher dieſes Kapital — das Seelenheil der Einwohner — dem Würdigſten zu verleihen, bringt er es lieber zu Markt, um es dem Meiſtbietenden zu überlaſſen. So kommt es, daß wir ſo oft in der Times Verſteigerungen von churchlivings angekündigt finden, und es wird bei ſolchen Gelegenheiten nie unterlaſſen, Alles, was den Werth eines ſolchen churchlivings erhöhen kann, genau anzugeben. Man wartet gar nicht einmal, bis der ſeitherige Seelſorger, der bisherige Inhaber des churchlivings, mit Tod abgegangen iſt; noch zu ſeinen Lebzeiten wird die Verſteigerung angekündigt und abgehalten. Je älter der Seelſorger und je ſchwächer ſeine Geſundheit, deſto größer iſt der aktuelle Werth des Amtes, das er von dem Lord, von deſſen Familie es verliehen wird, auf dieſelbe Weiſe, nämlich durch Verſteigerung erhalten hat, und das mit ſeinem Tode dem Lord wieder heimfällt. Aber der Lord, wie geſagt, ſtatt dieſen Augenblick abzuwarten, findet es vortheilhafter, daſſelbe vorher verſteigern zu laſſen, um ſo der Spekulation ein weiteres Feld zu eröffnen.

Auf einer ſolchen Verſteigerung geht es gewöhnlich ſehr lebhaft zu, und der Auktionator verfährt dabei gerade, als wenn er irgend eine andere Waare, ein Haus, ein Pferd, einen Ochſen an den Meiſtbietenden loszuſchlagen hätte. „Nun, meine Herrn, wer bietet? Eine gar hübſche Nachbarſchaft, ein allerliebſtes Pfarrhaus — 500 Seelen — 2000 Pfund geboten — das jährliche Einkommen 800 Pfund Sterling — 2500 Pfund geboten — 500 Seelen, die alle gut bezahlen — 3000 Pfund — Niemand mehr? 500 unſterbliche Seelen für 3000 Pfund — zugeſchlagen.“ Der Seelſorger, dem auf ſolche Weiſe die Reſidenz, die Seelen, die Zehnten und die Trau- und Leichengebühren zugeſchlagen werden, hat daher vor allen Dingen ein Kapital einzuſetzen, ehe er das Amt der Seelſorge antreten kann. Die Seelen, denen er die Werthloſigkeit aller irdiſchen Güter beibringen ſoll, hat er ſelbſt vor allen Dingen mit irdiſchem Gute zu erhandeln. Die Seelen kommen dabei bloß als ein Handelsartikel in Betracht, und ſie haben nur inſofern Werth, als ſie Zehnten bezahlen.

Aber nicht jeder Geiſtliche iſt im Stande, für ſein Amt eine ſolche Summe, die ſich in manchen Fällen bis auf zehntauſend Pfund ſteigern kann, auszulegen. Es hat ſich daher eine eigene Klaſſe von Mittelsperſonen gebildet, die man lay-rectors nennt, und die im Grunde nichts ſind, als Kapitaliſten, welche ihr Geld auf vortheilhafte Weiſe anzulegen ſuchen. Dieſe ſind es, welche auf der Verſteigerung das Amt an ſich kaufen und die Gebühren, die Zehnten u. ſ. w. einziehen, während ſie die Seelſorge einem armen Geiſtlichen überlaſſen, dem ſie ein elendes Jahrgehalt auswerfen. Dieſem fällt alle Arbeit im Weingarten des Herrn zu, während der Kapitaliſt, der lay-rector weiter nichts zu thun hat, als die Früchte aufzuleſen.

Noch ſchändlicher als der Seelenhandel iſt der Handel mit der Tugend. Die Criminalverhandlungen in den letzten ſechs Monaten haben zur Genüge dargethan, daß hier dieſer Handel auf geſchäftlicher Grundlage in einer Ausdehnung betrieben wird, die alle Vorſtellung überſteigt. Ein Haus in London, das die weibliche Tugend zu einem Handelsartikel macht, ſendet ſeine Agenten über den ganzen Continent aus, und dieſe Agenten, denen große Geldmittel zu Gebote ſtehen, bieten jede Art von Verführung auf, um Unſchuld und Schönheit unter allerlei Vorſpiegelungen künftiger Verſorgung von Hauſe wegzulocken und nach England hinüberzuführen, wo ihnen das gräßlichſte Loos bevorſteht. Aus denſelben Verhandlungen hat ſich herausgeſtellt, daß Lords und Pairs nicht allein regelmäßige Kunden ſolcher Häuſer, ſondern daß ſie durch Geldvorſchüſſe an dem Geſchäfte ſelbſt betheiligt ſind und Antheil am Profit haben. Die Namen dieſer »honourable gentlemen« werden natürlich mit größter Sorgfalt verſchwiegen, und als im gerichtlichen Verhör ein junges Mädchen, das als Zeuge vernommen wurde, ſich beifallen ließ, den Lord nennen zu wollen, der ein Haus dieſer Art mit allem ariſtokratiſchen Pompe ausgeſtattet hatte, trat ſogleich der Advokat der entgegengeſetzten Partei dazwiſchen und ſchloß dem Mädchen den Mund. Aber der Schaden war bereits zur Hälfte geſchehen; das Mädchen hatte den Namen halb ausgeſprochen, bevor ſie vom Advokaten zum Stillſchweigen gebracht werden konnte, und alle Welt weiß nun, daß der Name des Lords mit Ward..... anfängt. Den Reſt muß man errathen, und das neugierige

Publikum mag ſich nun in Muthmaßungen erſchöpfen, ob es Lord Wardle iſt oder Lord Wardrobe oder Wardington. Die Thatſache ſelbſt ſteht einmal feſt: ein Lord, deſſen Name mit Ward.... anfängt, hat ein glänzendes Geſchäftshaus errichtet, wo die Tugend zu den höchſten Preiſen verhandelt wird, und ſein Profit überſteigt alle kaufmänniſche Berechnung. Alle die Ward....., welches auch immer die lezte Sylbe des Namens ſeyn mag, ſtehen als Männer da, mit denen keine einzige engliſche Lady verſchmähen würde eine Verbindung einzugehen; aber ſo viel iſt gewiß, einer unter ihnen verſchmäht es trotz aller ſeiner ariſtokratiſchen Titel nicht, zum Einkommen aus ſeinem Grundbeſitz noch ein größeres hinzuzufügen, das aus einer minder lautern Quelle fließt.

Die Bewegung, die ſich in den lezten Jahren ſo allſeitig gegen die Ginpaläſte kund gegeben, iſt von den Teatotalern auf eine ſehr geſchickte Weiſe ausgebeutet worden. Statt wie früher den »gin« oder die geiſtigen Getränke im Allgemeinen zu bekämpfen, richteten ſie nun ihre Hauptangriffe gegen die Häuſer, in denen dieſe Getränke verkauft werden. Durch die Conceſſionen, die ſie auf dieſe Weiſe dem Feinde, d. h. dem Genuß der geiſtigen Getränke machen mußten, haben ſie an Popularität gewonnen, oder, wenn man will, an Lächerlichkeit verloren. Die Lächerlichkeit aber war der Fluch, den die Teatotaler gleich bei ihrem Auftreten auf ſich geladen und der ſich ihrem Namen ſo zu ſagen aufgedrückt hatte. Es mußte ſich ſo fügen, daß einer ihrer Redner, der ſtotterte, die Worte total abstinence nur mühſam heraus brachte und beſtändig mit ti-ti ſtatt mit to begann. Der Laut ti entſpricht dem engliſchen tea, Thee, und ſo iſt ihnen der ungrammatiſche Namen teatotaler, d. h. ganz dem Thee ergeben, verblieben, trotz aller Proteſtationen von Seiten der Sekte, die, um die grammatikaliſche Unrichtigkeit ſowohl als die lächerliche Anſpielung zu entfernen, ſich vergebens bemühte, teatotaler in teetotaler zu verwandeln.

Wir müſſen vor allen Dingen die Mäßigkeitsfreunde von den ächten Teatotalern im ſtrengſten Sinne des Worts unterſcheiden. — Ein ächter Teatotaler, der die Glaubensartikel der neuen Religion unterſchrieben, und der ſich daher in ſeinen Briefen an ſeine Glaubensgenoſſen nicht anders unterzeichnet, als: „gehorſamſter in den Banden der völligen Enthaltſamkeit" (in the bonds of total abstinence) — ein ſolcher ächter Glaubensgenoſſe verdammt alle Arten von gegohrenen Getränken, und würde einen Strom des klarſten Waſſers für vergiftet erklären, ſobald auch nur ein Tropfen irgend einer ſpirituoſen Flüſſigkeit hinein gefallen wäre. Dieſer einzige Tropfen, in einer ganzen Waſſermaſſe aufgelöst, hat in ſeinen Augen dieſelbe Wirkſamkeit wie ein auf homöopathiſchem Wege bereitetes Arzneimittel. Dieſer Tropfen wirkt nicht durch ſeine Maſſe, nicht durch die chemiſche Miſchung; nein, es iſt eine myſteriöſe Kraft, ein dynamiſcher Proceß, wodurch das Waſſer, in das der Tropfen fällt, ſeine unheilbringende Wirkung erhält. Wehe dem Teatotaler, der dieſe Wahrheit verläugnet! Er wird ſofort für einen Abtrünnigen erklärt und ſeine Geſellſchaft von jedem wahren Gläubigen gemieden. — Mit dieſer toxicologiſchen Doktrin wird es erklärlich, warum die Teatotaler ſogar aus dem Arzneiſchatze alle ſpirituoſen Flüſſigkeiten, alles was nach Alcohol riecht oder ſchmeckt, verdammt wiſſen wollen. Iſt nicht der Teatotalismus ſchon an und für ſich eine abgeſchloſſene Pharmacopoe, die jede andere überflüſſig macht? Hört nur einen Redner der Sekte — und keine hat ſo viele Redner aufzuweiſen als eben dieſe — wie er gegen eine Mutter donnert, die das Unglück hatte, ihrem vom Typhus geneſenden Kinde ein Glas Wein zur Stärkung zu reichen. — „Wenn das Kind," ſagt er, „ohne Wein nicht wieder aufkommen kann, ſo iſt es nicht werth aufzukommen. Leute, die ohne Wein nicht leben können, haben nichts beſſeres zu thun, als zu ſterben; ſie verdienen nicht zu leben." Warum die Mäßigkeitsleute ſo ganz unmäßig gegen alle Mäßigung im Trinken auftreten, warum ſie von keiner Mitte zwiſchen völliger Enthaltung und völliger Unmäßigkeit hören wollen? Dieß erklärt ſich daraus, daß die Erfahrung ſie gelehrt hat, daß ein Capituliren zwiſchen Trinken und Nichttrinken eine Sache der Unmöglichkeit für ſie war, und weil ſie von dieſer Wahrheit ausgehend das Trinken an und für ſich für ein Uebel halten, für ein moraliſches Uebel, ſo gut wie lügen oder ſtehlen. Gibt es verſchiedene Grade im Lügen oder im Stehlen? Gibt es ein halbes Lügen, ein mäßiges Stehlen? Eben ſo wenig, ſagen ſie, wie im Lügen oder Stehlen ein Halbes zuläſſig iſt, eben ſo wenig dürfen wir das halbe Trinken, das mäßige Trinken für zuläſſig erklären. Die völligen Trunkenbolde ſind nur die unglücklichen Opfer; aber die mäßigen Trinker — ſie ſind die Verführer, welche den erſteren mit ihrem böſen Beiſpiel vorangegangen und noch täglich vorangehen. Das Fluchwürdige beſteht eben darin, daß die mäßigen Trinker die Kraft haben, der Verſuchung des Mehrtrinkens zu widerſtehen, und daß ſie den weniger Kräftigen das Beiſpiel des Trinkens geben, dem die lezteren eben keine Grenzen zu ſetzen wiſſen. Hienge es vom Willen der Teatotaler ab, ſo müßte jeder Mann, ſobald er nur ein einziges Glas Wein geſchlürft hat, unfehlbar entweder ein erklärter Trunkenbold werden, oder ein Glaubensbruder „in den Banden der ewigen Enthaltſamkeit." Dieſe Anſchauungsweiſe findet ſich an hundert Stellen in den Traktätchen des Teatotalismus ausgeſprochen. Die Sprache nimmt dabei den bibliſchen Anſtrich, den pathetiſch prophetiſchen Ton an, der die Stelle einer gründlichen Entwicklung vertreten und von vornherein jede kecke Erwiederung abweiſen ſoll. — „Wer den Giftbecher an ſeinen Mund ſezt, wird immer nach mehr Gift lechzen, bis zulezt alle Kraft des Widerſtands in ihm gebrochen und der Wille ohnmächtig in ihm geworden." Die Argumente zur Begründung des Teatotalismus werden daher auch meiſtens aus der Bibel geſchöpft und laſſen ſich faſt ſämmtlich, aber freilich im umgekehrten Sinn, auf die Formel eines franzöſiſchen Trinklieds zurückführen, worin es heißt: „Alle Böſewichter ſind Waſſertrinker, wie dieß ſonnenklar aus der Sündfluth hervorgeht." Was aber die Teatotaler am eifrigſten bekämpfen, iſt, wie geſagt, das halbe Trinken, die »master mind's,« die feſten Köpfe und die feſten Willen, welche ihrem Appetit Zügel anzulegen im Stande ſind. Dieſe master mind's werden tagtäglich zur Rede geſtellt in einem amerikaniſchen Blatt, »the temperance advocate,« das in Neu-Braunſchweig erſcheint und die Ueberſchrift führt: „Gewidmet der Mäßigkeit, der Tugend, der Literatur und

den Neuigkeiten im Allgemeinen.“ Um ſeine Leſer noch mehr mit der Tendenz des Blattes zu durchdringen, zeigt daſſelbe darüber noch das Teatotalwappen, nämlich eine Flaſche Branntwein, und neben derſelben einen kräftigen Arm mit einem aufgehobenen Hammer in der Hand, womit er die Flaſche zu zerſchlagen im Begriff ſteht. Auf dem Papier ſelbſt iſt die Flaſche allerdings noch nicht zerſchlagen, ſo daß die Teatotaler-Phantaſie und der Teatotaler-Wille des Leſers freien Lauf behält.

Noch ſchonungsloſer werden in dieſer für das Volk beſtimmten und meiſtens auch vom Volk ſelbſt redigirten Literatur die Kaufleute, Wirthe und überhaupt alle behandelt, welche auf die eine oder andere Weiſe am Handel mit den verbotenen Getränken betheiligt ſind. — Der Händler mit verbotenen Getränken iſt ein Händler mit Thränen, mit Blut und Verbrechen. Sein Magazin iſt eine Niederlage für alle mögliche unreinen, unſittlichen Dinge. Er weiß recht gut, daß, ſo lange der Menſch tugendhaft bleibt, ſein Handel, ſein Geſchäft nicht gedeihen kann, aber ſobald der Menſch das Gift gekoſtet hat und durch das Gift zum Falle gebracht iſt, dann beginnt der Handel zu blühen und der Wirth weiß auf einen Pfennig anzugeben, wie viel er aus jedem gefallenen Menſchen, aus jedem gebrochenen Herzen ziehen kann. Aber wer den meiſten Profit von dem allem zieht, das iſt der Tod und die Hölle. Hölle und Tod ſind ſomit die Handelsgenoſſen des Bier- und Weinwirths. — Bei ſolchen Gelegenheiten wird dann nie unterlaſſen, gegen die Verfälſchungen zu wüthen, mit denen Bier- und Weinwirthe ihre Waaren, an und für ſich Gifte, noch mehr vergiften, und zur Beleuchtung muß dann immer die arme Frau herhalten, die mit einem Stück Fleiſch und einer Flaſche Gin, die ſie eben gekauft, nach Hauſe zurückkehrt und zu ihrem größten Verdruß findet, daß der Gin, von dem aus der Flaſche einige Tropfen auf das Fleiſch gefallen, ein ganzes Loch in daſſelbe gebrannt hat. Kann es einen deutlicheren Beweis geben, daß das, was ſie als Gin gekauft hatte, nichts als Vitriol war? — Schließlich müſſen wir noch, da wir einmal bei dieſer Art von populärer Beweisführung ſtehen, noch von der Controverſe ſprechen, die ſich über den Gebrauch des Weins beim heiligen Abendmahl entſponnen hat. Alles, was die bibliſche Gelehrſamkeit aufzubieten hat, wird gegen den Gebrauch des Weins ſelbſt für dieſen Zweck vorgebracht. Man geht dabei noch weiter und will durch Bibelſtellen beweiſen, daß die Gerſte und die Traube nicht ihres Saftes wegen dem Menſchen gegeben ſind, und daß es überhaupt ein verbrecheriſches Unternehmen ſey, feſte Körper in flüſſige zu verwandeln

Betrachten wir nun aber die Bewegung von ihrer ernſten Seite, ſo kann keineswegs geleugnet werden, daß das größte Uebel, woran der engliſche Staat leidet, ſich allerdings äußerlich in der Form von Branntwein darſtellt. Von den Todesfällen, die der Art ſind, daß ſie zu öffentlicher Unterſuchung im Namen des Staats Anlaß geben, werden zwei Drittheile dem übermäßigen Trinken zugeſchrieben. Auf gleiche Weiſe hat ſich herausgeſtellt, daß der Wahnſinn, der in England ſo ungemein häufig iſt, in den meiſten Fällen auf dieſelbe Urſache zurückgeführt werden kann. Am auffallendſten aber ſtellen ſich die übeln Wirkungen des Trunks aus den Criminalregiſtern heraus. Faſt immer iſt es der Gin, der bei Verbrechen mehr oder weniger eine Hauptrolle ſpielt, und vier Fünftheile aller vorkommenden Verbrechen können ohne Uebertreibung dem Einfluſſe ſpirituoſer Getränke zugeſchrieben werden, ſey es, daß dieſelben unmittelbar unter dem Einfluß derſelben begangen worden, oder daß der übermäßige Gebrauch derſelben das Individuum zur Begehung des Verbrechens diſponirt hat. Unter die Verbrechen zählen wir hier nicht einmal die geringen Vergehen, wie die Mißhandlung der Weiber durch die Männer, die faſt alle in der Trunkenheit begangen werden und die gar nicht vorkämen, wenn es keinen Branntwein auf Erden gäbe. So wenigſtens räſonniren die fanatiſchen Teatotaler, die das Uebel mit der Wurzel ausrotten wollen.

Dem „Temperance Chronicle“ zufolge, haben wir ungefähr drei Millionen Individuen, die das Gelübde völliger Enthaltſamkeit abgelegt, und demzufolge ihren Namen in Gegenwart von Zeugen in die Regiſter der Temperance Society Großbritanniens eingetragen haben. Wie viele unter dieſen drei Millionen jährlich das Gelübde brechen, iſt ſchwer zu beſtimmen, da die Conſumption von geiſtigen Getränken im Verhältniß der Vermehrung der Bevölkerung beſtändig im Steigen begriffen iſt. Was der Mäßigkeitsbewegung größere Bedeutung gibt, iſt der politiſche Charakter, den ſie in der lezten Zeit angenommen, und der wirklich politiſche Sieg, den ſie bereits in einem Theil Amerikas davongetragen. Bier- und Weinhäuſer zu ſchließen und den Handel mit ſpirituoſen Getränken von Seiten des Staats zu unterſagen, wäre vor wenigen Jahren noch als eine Selbſttäuſchung der fanatiſchſten Mäßigkeitsmänner betrachtet worden, und dennoch haben ſie bereits in drei amerikaniſchen Staaten dieſe Maßregel in der Legislatur durchgeſezt. Die erſte Geſetzesakte in Bezug auf die Unterdrückung von Trinkhäuſern datirt vom Ende des Jahres 1852. In Folge dieſer Akte iſt das Fabriciren, Verkaufen oder Verſchenken von berauſchenden Getränken in allen Fällen verboten, inſofern es ſich nicht von kirchlichen, mediciniſchen, chemiſchen oder mechaniſchen Zwecken handelt. Die für dieſe Zwecke nöthigen ſpirituoſen Flüſſigkeiten dürfen bloß von einem einzigen Agenten in jeder Stadt verkauft werden, vorausgeſezt jedoch, daß dieſer Agent nicht zugleich Vorſteher oder Unternehmer eines Vergnügungsortes iſt. Der Agent iſt keineswegs eine Privatperſon, die den Verkauf dieſer Flüſſigkeiten als Spekulation unternimmt, ſondern er wird von der Municipalbehörde einer jeden Stadt gewählt, und dieſer Behörde hat er ſtrenge Rechenſchaft über Verkauf, Profit u. ſ. w. abzulegen. Die Uebertretungen dieſer Beſtimmungen werden das erſte und zweite mal mit einer Geldbuße beſtraft, aber bei abermaliger Uebertretung hat der Richter das Recht auf Gefängnißſtrafe zu erkennen. Trunkenbolde können auf öffentlicher Straße verhaftet und ſo lange in Arreſt gehalten werden, bis ſie den Ort nennen, wo ſie die verbotenen Getränke erhalten haben. Um in den Staaten, wo das Geſetz in Kraft getreten iſt, geiſtige Getränke zu beziehen, muß man ſie entweder zu Hauſe privatim und zum Privatgebrauche bereiten, oder ſie im Großen auf dem Wege der Einfuhr beziehen. Die Frage, ob ein ähnliches Geſetz in Newyork und Pennſylvanien eingeführt werden ſoll, bildet gegenwärtig die Hauptfrage

bei allen in dieſen Staaten ſtattfindenden Wahlen. In der engliſchen Colonie Neubraunſchweig iſt bereits 1852 ein ähnliches Geſetz durchgegangen und durch die Krone ſanktionirt worden; nur daß dieſes Geſetz eine Ausnahme in Bezug auf Malzgetränke und Cider macht. In Canada iſt ein ähnliches Geſetz nur mit ſehr ſchwacher Majorität verworfen werden. Partielle Beſtimmungen der Art ſind in den Staaten Ohio und Illinois angenommen worden.

Man kann ſich leicht denken, welchen Eindruck ſolche Geſetze, die in Amerika durchgegangen, auf die Engländer machen mußten. Statt wie früher ſich in kindiſchen Deklamationen über die Tugenden des Waſſers und des Thees zu ergehen, änderten die Mäßigkeitsleute plötzlich ihre Taktik, und ſtatt gegen den Gin zu kämpfen, bekämpfen ſie die Ginpaläſte. Die ganze Brauerei und Branntweinbrennerei Englands iſt nämlich in den Händen einiger wenigen großen Kapitaliſten, denen mit den Ginpaläſten die »licenses« gehört, deren es zum Verkaufe von ſpirituoſen Getränken bedarf. Der Einfluß, den die Bierbrauer im Großen auf die Bierwirthe, und die Bierwirthe auf die Biertrinker bei den jedesmaligen Wahlen üben, macht, daß die Bierbrauer im Parlament ſowohl als in den Municipalräthen ſehr ſtark vertreten ſind. „Ginpalaſt" iſt bloß der figürliche Ausdruck für die mit einer Licenz verſehenen Bierhäuſer, denn dieſe ſpecielle Licenz iſt es, welche ihnen das Recht gibt, ſpirituoſe Getränke überhaupt zu verkaufen. Mit Beziehung auf dieſe Ginpaläſte haben denn nun die Agitatoren der nunmehr einen politiſchen Charakter annehmenden Bewegung auf ihr Banner die Worte geſchrieben: »guerre aux châteaux, paix aux chaumières.« Indem ſie damit anfangen, das Monopol den zwölf oder dreizehn Brauern, die im Beſitze der meiſten Ginpaläſte ſind, zu entziehen, denken ſie zu gleicher Zeit die Macht im Parlamente zu brechen, welche bis jezt die Ginpaläſte aufrecht erhalten hat. Sie wollen keineswegs, daß die Brennerei oder Brauerei in Privathäuſern und auf Pachthöfen unterdrückt werde. Die urſprüngliche Wuth gegen das Trinken iſt für den Augenblick in den Hintergrund getreten, aber der Kampf gegen die Verführung zum Trinken in den Ginpaläſten wird um ſo eifriger geführt. Die Trinkpaläſte bekämpfen ſie, nicht die Hütten, in denen Branntwein getrunken oder fabricirt wird. Dieſe Hütten wollen ſie in Frieden laſſen, und ſie hoffen ſogar, ihnen einen noch größeren Frieden zuführen zu können, wenn ſie mit den Ginpaläſten fertig geworden ſind und dann auch in den Hütten den Kampf gegen die ſpirituoſen Getränke beginnen können. Der ſtärkſte Feind, der ihnen in der Durchführung dieſes ihres Projektes entgegentritt, ſind nicht die vereinigten Bierbrauer, denn es wird ein leichtes ſeyn, dieſe Macht zu brechen, die in England allgemein verhaßt iſt; ſie haben eine weit größere Macht in der Perſon des Fiskus zu bekämpfen, der aus den ſpirituoſen Getränken ein Einkommen von ſiebzehn Millionen Pfund Sterling bezieht. Dieſe Getränke ſind bekanntlich in England ſehr hoch beſteuert, und es ſcheint, daß dieſe Steuer ein eben ſo ſtarker Stimulus zum Trinken iſt, als der mit Vitriol vermiſchte Alcohol. Von Seiten der Agitatoren wird dagegen hervorgehoben, daß der Staat durch Abſchaffung dieſer Steuer gerade doppelt ſo viel gewinnen würde, einerſeits durch die Verminderung der paupers, die er zu unterhalten, andererſeits durch Verminderung der Verbrecher, die er zu beſtrafen und zu gleicher Zeit zu füttern hat.

Wien, Oktober.

Die Seuche und der Krieg.

Ein trüber Himmel iſt es, gegen welchen der Thurm von St. Stephan zur Zeit emporragt, kein luſtiges Getümmel, auf welches der Thürmer von St. Stephan hernieder ſchaut. Wir haben kleines Brod und große Noth, ſeufzen unter der Heimſuchung einer Seuche und genießen der Ausſicht auf einen ganz ernſtlichen Krieg, der in bedrohlichem Grimm immer erkennbarer aus den Nebeldünſten ſich zu entwickeln ſcheint. Meine Gedanken ſind ſo trübe wie das Regenwetter ſelbſt, welches dem heitern Sonnenſchein der ſechs Wochen nach dem Aegidiustag ein Ende gemacht hat. Selbſt das luſtige Feſt der Weinleſe heitert nicht wie ehedem auf, obſchon der heiße September die Trauben gehörig gar gekocht hat und auch der Menge nach der Ertrag ganz annehmbar erſcheint. Aber wer darf wagen, ſich auch nur mit mäßigſter Vorſicht den erfriſchenden Genüſſen des Herbſtes hinzugeben, wenn die unmittelbar nächſte Wirkung, welche in gewöhnlichen Zeiten der Städter nicht bloß als unvermeidlich annimmt, ſondern mit Vorbedacht ſogar herausfordert, zum Wegweiſer nach dem Schattenreiche werden könnte? Die reichliche Ernte des fruchtbaren Jahres hat uns keinen Segen gebracht, die Weinleſe bringt keine Freude mit, und des Todes hindoſtan'ſche Braut würgt ſo zahlreiche Opfer hin, als ſey ſie zum voraus neidiſch auf den Schmaus, der ſich für ihre liebenswürdige Muhme Bellona in Ausſicht ſtellt. Doch wenn Wien auch durch die theure Zeit und durch die Seuche ſeine leichtfertige Fröhlichkeit herabgeſtimmt fühlt, ſo verliert es wenigſtens nicht die Faſſung; und wenn das alte Mährchen von der ſogenannten Wiener Gemüthlichkeit ſogar in der Erinnerung kaum mehr nachklingt, ſo bewährt ſich dafür ein mannhafter Sinn, deſſen vollen Werth eben nur ſchlimme Zeiten zur Geltung zu bringen vermögen. Dieſer Muth, der zu Tage tritt, ſieht ganz darnach aus, als ſey er aus dem haltbarſten Zeug gemacht und als werde er für die lange ſchwere Prüfung aushalten, die, nachdem ſie mit Hunger und Peſt begonnen hat, uns dem rothen Meer zuführt, von welchem wir noch nicht wiſſen, ob es uns die Furth öffnen wird wie dem Zuge der Kinder Iſrael, oder ob wir darin unterzugehen beſtimmt ſind wie Pharao mit Roß und Wagen. Möglicherweiſe iſt es eine ſchwarzgefärbte Brille, durch die ich ſehe; vielleicht war von Anbeginn der Wirren der Krieg für Oeſterreich nicht bloß eine Frage der Zeit, ſo daß aufgeſchoben auch wirklich aufgehoben bleibt; hoffentlich irre ich mich vollends in der Vorausſetzung, daß der Streit, welcher um einen Kirchenſchlüſſel in Jeruſalem zwiſchen Lateinern und Griechen begonnen hat, ſeinen lezten Wendepunkt in Frankfurt finden wird; aber wenn ich zu düſter ſehe, ſo theile ich hierin den Irrthum der ganzen Nation, welche nicht nur ſeit Jahr und Tag den Krieg erwartet, ſondern auch in gewiſſer Weiſe damit einverſtanden iſt, ſeit ſie weiß, daß Oeſterreich ſein gutes Schwert nicht für die ſchlechte Sache des nordöſtlichen Barbarenthums ziehen wird, wie im Anbeginn des Haders einige hofften und viele fürchteten. Ich glaube dieſe Saite in früheren Mittheilungen ſchon mehrfach angeſchlagen zu haben, ſelbſt zu der Zeit, als die Entſcheidung noch ſchwebte. Doch laſſen wir einſtweilen, was zu erwarten ſteht; die gegenwärtige Noth iſt wahrhaftig groß genug, um unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln.

Die aſiatiſche Brechruhr hält bereits ſeit längerer Zeit ihre Ernte in der Stadt und iſt gleich im Anbeginn mit ſolcher Entſchiedenheit aufgetreten, daß ihr Daſeyn amtlich anzuerkennen nicht zu vermeiden war. Der Schrecken war dießmal ungewöhnlich ſtark dem Uebel vorausgeeilt; ſehr erklärlich. Der Ausbruch der Krankheit in dem von fremden Gäſten überfüllten München hatte großes Aufſehen erregt. Viele Wiener, welche die Ausſtellung der Königsſtadt an der Iſar beſucht, waren mit bleichen Geſichtern und noch an allen Gliedern bebend Hals über Kopf heimgekommen und wußten der ſchauerlichen Erzählungen kein Ende, zum Theil wohl darum, weil ſie nicht gern für allzufurchtſam gelten wollten. Dieſe übertriebenen Berichte waren um ſo mehr vom Uebel, als man damals ſchon mit der größten Wahrſcheinlichkeit annehmen konnte, daß die Seuche auf ihrem Weg auch Wien berühren werde; und ſie waren überflüſſig noch dazu, weil ja einem Reiſenden nicht verargt werden darf, wenn er den Gefahren ausweicht, welchen der Einheimiſche Stand zu halten theils gezwungen, theils verpflichtet iſt. Wie aber oft im Uebel ſelbſt ſchon der Keim der Linderung liegt, ſo geſchah es auch hier, daß die maßloſe Furcht, welche in vielen durch die angehörten Schauerberichte geweckt worden, alsbald noch unter das gewöhnliche Maß ſank, als ſie beim wirklichen Erſcheinen des Würgengels erkannten, wie ſie durch übertriebene Beſorgniß ſich hatten täuſchen laſſen. Andere hatten ſich in der Zwiſchenzeit die Furcht angewöhnt, ſo daß ſie ihnen kaum mehr wehe that, gleichſam ein zu enger Schuh, deſſen Druck allmählig erträglicher wird; und auch für dieſe lag der Vortheil auf der Hand, weil ſie ſich der Gefahr entrückt ſahen, eine jener körperlich auflöſenden Wirkungen der Furcht zu verſpüren, welche in gewöhnlichen Zeiten nur unangenehm, aber nicht gefährlich ſind.

Der Ausbruch erfolgte in den weſtlichen Vorſtädten, zuerſt in der niedrig gelegenen Roßau, um ſich dann über die Hügel von St. Ulrich und Mariahilf zu verbreiten, die bei den früheren Beſuchen der Seuche verhältnißmäßig verſchont geblieben waren. Die morgenländiſche Brechruhr iſt nämlich, wie man weiß, nicht zum erſtenmal in Wien; weniger bekannt dürfte ſeyn, daß faſt in jedem Spätling zur „blauen Zwetſchenzeit" einzelne Cholerafälle mit tödtlichem Ausgang ſich ereignen, die ein ſehr überſeeiſches Gepräge tragen. Im Ganzen tritt übrigens die Krankheit weniger bösartig auf als früher, um eine Wahrnehmung volksthümlich auszudrücken, deren Urſache — wenn ich,

der Laie, nicht irre — minder in der verringerten Gefährlichkeit des Feindes, als in den vermehrten Mitteln des Widerstands liegen dürfte. Wenigstens wird mit großer Bestimmtheit dreierlei versichert: 1) daß keiner, der — vom bezeichnenden Vorboten des Uebels betroffen — augenblicklich die vorschriftsmäßigen Vorkehrungen traf, einen wirklichen Choleraanfall erfahren habe; 2) daß nur in sehr wenigen Fällen die Krankheit ohne die unzweideutigste aller Warnungen ausgebrochen; 3) daß fast ohne Ausnahme der plötzliche Ausbruch, wo er eingetreten, einem nachweisbaren Verstoß grober Art gegen die gebotene Vorschrift zuzuschreiben sey, und wenigstens zwei Drittel der Gestorbenen sich die erfahrenen Unannehmlichkeiten selbst zugezogen haben. Unter lezteren befand sich eine Familie von sechs Personen, ein Vater mit fünf Töchtern, der wohlhabenden und gebildeten Classe angehörig; sie starb nach einem Abendessen von „Schwammerln" (Schwämmen) mit Eiern. Unter den bekannt gewordenen Fällen ist dieser der hervorstechendste durch die Zahl der Opfer, durch die Art des Verstoßes, durch die unerbittliche Raschheit der verderblichen Wirkung. Sonst aber stehen viele Kerbhölzer voll von Zwetschen, Bier, neuem Wein, „Aalfischen" und andern guten Dingen, welche entweder zur Unzeit oder im Uebermaß genossen wurden. Doch bleiben — leugnen wir's nicht ab — immer noch Fälle in erklecklicher Zahl übrig, die ganz rein ohne Zuthat auf Rechnung der Seuche kommen. Es wäre Vermessenheit, das in Abrede zu stellen und etwa behaupten zu wollen, daß unbedingt jeder seines Lebens vollkommen sicher sey, der die gehörige Vorsicht beachtet, Doverische Pulver für den Nothfall bereit hält und etwa gar den Arzt stets in der Nähe hat. Bei allen Vorkehrungen kann es dem gebrechlichen Menschenkind ergehen wie dem Fürsten Menczikoff mit der „uneinnehmbaren" Stellung auf den befestigten Felsen hinter dem Almafluß. — Von den westlichen Vorstädten hat sich die Seuche, langsam vorschreitend, allmählig über die Stadt und die östlichen Vorstädte ausgedehnt, scheint aber gegenwärtig da, wo sie im Anbeginn stark gehaust, bereits im Abnehmen begriffen, so daß sie menschlicher Berechnung nach in einer gegebenen Frist, ungefähr bis Allerheiligen oder Martini, so ziemlich erloschen seyn dürfte, natürlich unter Vorbehalt der Nachzügler, deren Reihe durch keine Wahrscheinlichkeitsberechnung sich bestimmen läßt, schon darum, weil die Grenze zwischen der Seuche und dem vereinzelten Auftreten kaum zu ziehen seyn mag. Was aber mit Gewißheit sich sagen läßt, ist, daß unter der schweren Heimsuchung die Wiener im Allgemeinen sich musterhaft benehmen. Sie beweisen sich muthig, gefaßt, besonnen. Den wohlwollenden Vorkehrungen der Regierung kommt die Bereitwilligkeit der Besitzenden mit reichlichen Spenden für die Nothleidenden zu Hülfe, während die Armen ihrerseits — ich rede natürlich nicht von vereinzelten Ausnahmen — nicht taub sind für die Stimme der Vernunft. Was aber die äußerliche Haltung betrifft, so würde ein Fremder, der nichts davon gelesen, der Stadt nicht ansehen, daß sie unter der Geißel leidet; und hören würde er vollends nichts, denn die Leute reden von nichts so wenig, als von der Cholera, und von nichts so häufig, als von Sebastopol, so wie überhaupt von „Krieg und Kriegsgeschrei," nur nicht mehr mit dem Gleichmuth des Goethe'schen Philisters. Die Wirthstische sind besezt, die Kaffeehäuser gedrängt voll, die Billardkugeln rollen und klappern lustig drauf los. Auf den Gassen wogt, stößt und rasselt es in der gewohnten Art, als säße Metternich in der Staatskanzlei, als wäre die kleinste Banknote fünfzehn blanke Zwanziger werth und als könnten an einem Groschenbrod ihrer drei sich satt essen. Selbst Spatzen, Tauben und Dohlen haben sich nicht aus der Stadt hinwegbegeben, obschon sie in vielen Zeitungen als Choleraflüchtlinge bezeichnet wurden. Die Sperlinge picken nach wie vor ihr städtisches Futter, das sie, dem schneeschwangern Aussehen der Wolken nach zu urtheilen, baldigst mit den Aemmerlingen theilen werden. Die Tauben umflattern alle Giebel, die Dohlen singen Morgens und Abends bei den Thurmspitzen, — vielleicht Spottlieder auf die Verleumder, die sie feiger Flucht vor einem Uebel beschuldigen, das nur den Menschen anfällt. An allen Ecken kleben, und fürwahr nicht unbeachtet, die großen oder kleinen Zettel, welche zu den Abendunterhaltungen der Tanzkönige aus den Dynastien Strauß und Lanner, zu Fahrbachs und anderer beliebten Musiker, zu den Nachmittags-„Soireen" (!), zum Volkssänger Moser und zu sonstigen Vergnügungen einladen. Auch die Schauspielhäuser stehen nicht verödet, wenn sie nicht etwa selber durch die Auswahl der Darstellungen daran schuld sind, denn die Lust des Publikums, sich unterhalten zu lassen, ist die alte, und trotz Hunger, Seuche und Krieg fragt einer den andern: „Wer mag der Verfasser des Fechters von Ravenna seyn?" (Ein neues Stück im Burgtheater, das hier mit ein paar Zeilen abzufertigen höchst unpassend wäre. Ich werde darauf zurückkommen.) Das Haupttheater jedoch für die gespannte Neugier ist der Kriegsschauplatz, besonders der in der Krim, und wir verfolgen die Ereignisse mit einer Theilnahme, welche ihnen um so mehr gebührt, als wir — nämlich das Reich als Gesammheit — nicht auf den Bänken sitzen, sondern unseres Stichwortes gewärtig hinter den Coulissen stehen. Im übrigen aber behandeln wir ganz wie John Bull und der Franzos die Ereignisse als Theaterstück; die Zwischenakte währen uns viel zu lange, und wir, im Frieden aufgewachsen und mit großen Begebenheiten fast nur aus Ueberlieferungen vertraut, bilden uns richtig ein, daß die Weltgeschichte vor den sehenden Augen der Zeitgenossen sich gerade so in übersichtlich klarem Zusammenhange abspinnen müsse, wie sie später in den Aufzeichnungen sich darzustellen pflegt. Aus diesem Grunde allein konnte wohl auch die Tataren-Ente von der Einnahme Sebastopols so allgemeinen Glauben finden. Die guten Leute dachten eben nicht daran, daß die Gegenwart keine Sprünge macht und nicht so ohne weiteres die hervorragenden Spitzen der Begebenheiten an einander schiebt. Die Gegenwart ist eine Wanderung zu Fuß auf staubiger Heerstraße, Schritt für Schritt; nur der Rückblick gibt die malerische Uebersicht des zurückgelegten Weges, während die nächsten Ziele allenfalls nicht weniger malerisch erscheinen mögen, aber jedenfalls der deutlichen Bestimmtheit entbehren. Die Zeitungen werden mit wahrhaft fieberischer Hast verschlungen, und namentlich bieten zur Nachmittagsstunde beim Eintreffen der sogenannten Abendblätter (mit der Post vom Morgen) die Kaffeehäuser einen ergötzlichen Anblick dar.

Alle Gäſte drängen ſich zuſammen, um nach den telegraphiſchen Depeſchen zu ſchnappen, und machen dann in jedem Falle verdrießliche Geſichter, denn entweder iſt keine Depeſche zu leſen, oder ſie enthält nichts bedeutendes, oder ſie iſt veraltet, — veraltet ſeit drei langen Stunden, weil eine Nachricht von wirklicher Erheblichkeit ſchon wie ein Lauffeuer aller Orten aufblizt, bevor die Blätter ſie zu bringen vermögen, was indeſſen nicht hindert, daß das Spiel der Erwartung und Enttäuſchung ſofort wieder von vorne beginnt. Von dieſem Fieber leben eigentlich die Zeitungen, deren für den Leſer der Hauptſtadt wirklich bemerkenswerther Inhalt von dieſem viel weniger beachtet wird, nämlich die ausführlicheren Berichte, welche den telegraphiſchen Meldungen allgemach folgen, und die in ihrem Zuſammenhang nicht im Fluge abzufangen ſind wie jene kleinen Neuigkeiten, welche Börſe und Kaffeehaus durchſtreichen. Das eigentlich dankbare Publikum unſerer Zeitungen ſind übrigens nur die Frauen; wenn dieſe ſich mit den Welthändeln einmal befaſſen, ſo wollen ſie über jeden Stückſchuß Rechenſchaft haben, und, abgeſehen von allen Händeln, jedenfalls mit überaus ausführlichen Erzählungen unterhalten ſeyn. Daher die langen Romane in den Spalten derjenigen Blätter, die nicht bloß in den Kaffeehäuſern geleſen, ſondern in die Wohnungen beſtellt werden, oder die beinahe nur unter den niedern Klaſſen verbreitet ſind und im gewöhnlichen Sprachgebrauch kurzweg „Kreuzerblätter“ heißen. — Der erwähnte Heißhunger nach neuen Zeitungsblättern fängt jezt auch an eine Errungenſchaft des Jahrs 1848 zu vertrödeln, die wir in dem ſo gut katholiſchen Oeſterreich für beſſer geborgen erachtet hätten. Schon laſſen ein paar Blätter am Montag Morgen eine (zur Zeit noch „außerordentliche“) Nummer erſcheinen; natürlich werden die andern allgemach nachfolgen, und geſchehen iſt es für Guttenbergs Jünger um das liebe Sonntagsvergnügen. — Die angeführten Beiſpiele werden vermuthlich zum Beweis ausreichen, daß die morgenländiſche Brechruhr nur Einzelne trifft, ohne den Lebensnerv der Stadt anzugreifen; daß der Hunger höchſtens die Ausgaben für das Vergnügen, aber nicht die Luſt darnach beſchränkt; daß der nahende Kriegesſturm wohl Sorgen erregen kann, aber keine bange Verzagtheit.

Wien, 24. Oktober. *

Der Fechter von Ravenna auf dem Burgtheater.

Schon ſeit längerer Zeit machte ein neues Trauerſpiel, deſſen Aufführung im Burgtheater vorbereitet wurde, viel von ſich ſprechen. Das Intereſſe für das Werk, welches die Wenigen, die es im Manuſcript geleſen hatten, als ein ungewöhnliches bezeichneten, wurde dadurch noch verſtärkt, daß es an jedem Anhaltspunkt fehlte, der den anonymen Verfaſſer hätte errathen laſſen können. Trotz der Gerüchte, welche die Journale in Umlauf zu ſezen nicht ermangelten, wußten die mit dem Stück Vertrauten, daß es von keinem der dramatiſchen Dichter, denen man es abwechſelnd zuſchrieb, herrühren könne; ihre Weisheit beſchränkte ſich jedoch auf dieſe Negation und reichte nicht aus, aus der Zahl der Ungenannten den räthſelhaften Verfaſſer herauszufinden. Nachdem Grillparzer und Friedrich Halm die Autorſchaft der Tragödie für ihre Perſon ausdrücklich und entſchieden in Abrede geſtellt hatten, verengte ſich der Kreis der Vermuthungen immer mehr und mehr. Zulezt hefteten ſich dieſe faſt ausſchließlich nur noch an zwei dem Ausland wenig bekannte dichteriſche Perſönlichkeiten, Dr. Vincenz Weber und Dr. Guido Moſing. Die nächſte Veranlaſſung hiezu war, daß beide in ihren früheren Arbeiten Vorliebe für antike Stoffe gezeigt und außerdem eine claſſiſche Bildung bethätigt hatten, wie ſie in Oeſterreich nicht eben häufig iſt. So kam der Tag der Aufführung heran. Die erſte Vorſtellung fand zum Beſten des Invalidenfonds ſtatt, ein Umſtand, der allein ein gedrängt volles Haus zu ſichern ſchien. Leider ging dieſe Vermuthung nicht in Erfüllung; die Furcht vor der hier herrſchenden Cholera mag Schuld daran ſeyn, daß das Haus nur mäßig beſezt war, mäßiger als bei der Aufführung ſo manchen unbedeutenden, abgeſpielten Stücks. Wenn es aber um ſo ſchwieriger iſt ein Publikum zu elektriſiren, in je geringerer Anzahl es verſammelt iſt, ſo muß der Erfolg, den der „Fechter von Ravenna“ fand, für um ſo glänzender gelten. Die Fabel des Stücks iſt von jener Einfachheit, deren edler Reiz nur dem wahrhaften Talent zugänglich iſt. Von Tiber als Gefangene nach Rom geführt, hat Thusnelda einen Sohn geboren, der ihr aber ſchon im Kindesalter entriſſen und in der Fechterſchule zu Ravenna zum Gladiator erzogen wurde. Als Jüngling wird er mit andern ſeiner Schickſalsgenoſſen nach Rom berufen, um an den blutigen Spielen im Circus Theil zu nehmen. Um dieſelbe Zeit gelingt es Merowig, des todten Armin Freund, zu deſſen Wittwe zu dringen. Er kommt als Abgeſandter der deutſchen Stämme, die den Sohn Armins auffordern, nach der Heimath zurückzukehren, ſich an ihre Spize zu ſtellen und im Verein mit ihnen das verhaßte Römerjoch abzuſchütteln. Nur zu bald zeigt es ſich jedoch, daß die begeiſterte Hoffnung, der ſich Thusnelda bei dieſer Botſchaft hingab, nicht mehr als ein eitler Wahn geweſen. In gemeiner Umgebung aufgewachſen, iſt ihr Sohn Thumelicus nicht im Stande die Worte, womit ſie ihn zu entflammen meint, auch nur zu begreifen. Zum Fechter erzogen, will

* Dieſer und der voranſtehende Brief ſind von zwei verſchiedenen Berichterſtattern.

er ein Fechter bleiben. Die Verachtung ſeines Berufes, welche Thusnelda ausſpricht, ſteigert ſeinen Starrſinn und ſeine Heftigkeit. Er ſchmäht Deutſchland und hat es kein Hehl, daß er ſich ſchäme, durch ſeine Geburt ein deutſcher Barbar zu ſeyn. Inzwiſchen iſt Caligula auf einen Einfall gerathen, der ſeinem blutlechzenden Wahnſinn doppelten Genuß verſpricht: er befiehlt, daß Thusnelda im fürſtlichen Schmuck, den Eichenkranz im Haar, im Circus erſcheine, um ihren in Germanentracht gehüllten Sohn kämpfen, bluten, fallen zu ſehen. So ſoll in dieſem gräßlichen Spiel Germanias Fall, Caligulas Triumph verſinnbildlicht werden. Umſonſt beſchwört Thusnelda ihren Sohn, ſich durch die Flucht nach Deutſchland dieſem Kampf zu entziehen. Thumelicus bleibt unerſchütterlich; was ſie als Schmach betrachtet, gilt ihm nach ſeinen Fechterbegriffen für Ehre. Noch ſchwankt Thusnelda; nur Eines ſteht mit unwiderleglicher Gewißheit vor ihrem Geiſte und mit heldenhaftem Bewußtſeyn ſpricht ſie es aus:

„Die Schande Deutſchlands darf mein Sohn nicht ſeyn!“

Als ſich ihr kein anderer Ausweg mehr darbietet, ſcheut ſie auch vor dem Furchtbarſten nicht zurück: ſie tödtet ihren Sohn und dann ſich ſelbſt. Doch auch für Caligula iſt der Tag der Vergeltung erſchienen. Schon war eine Verſchwörung gegen ihn im Gange; die lezten Verſe der Tragödie verkünden uns, daß Rom am nächſten Morgen von ſeinem blutigen Tyrannen befreit werden ſoll.

Bei einem Werke von ſo hervorragender Bedeutung entſchuldigt ſich die Ausführlichkeit der Inhaltsanzeige wohl von ſelbſt. Nach langer Zeit ſehen wir hier endlich wieder eine große Idee in entſprechender künſtleriſcher Form vor uns erſcheinen. Es iſt die Idee von der Herrlichkeit deutſchen Sinnes und deutſcher Kraft, und die tiefe Trauer über den innern Zwieſpalt, welcher das deutſche Volk hindert, den ihm gebührenden Rang einzunehmen. Man würde jedoch irren, wenn man den „Fechter von Ravenna“ in eine Reihe mit jenen Tendenzdramen ſtellen wollte, in denen die Poeſie zur Magd irgend eines politiſchen Gedankens herabgewürdigt erſcheint. Wie verwerflich und jedes wahre Kunſtintereſſe untergrabend dieſe Gattung iſt, wiſſen nicht nur die von der Hoheit und Heiligkeit der Poeſie erfüllten; ſelbſt das große Publikum, das ſich in Stücken dieſes Schlags ſattſam langweilt, iſt davon durchdrungen. Nichtsdeſtoweniger bleibt es ſicher, daß jedem ächten Kunſtwerk nothwendigerweiſe eine Tendenz inwohnt, freilich eine ſolche, die mit den Zeittendenzen nichts zu ſchaffen hat. Ohne tiefe moraliſche Ueberzeugungen läßt ſich kein Kunſtwerk ſchaffen, und aus dieſen Ueberzeugungen geht die durch ſie bedingte Richtung des Werks von ſelbſt hervor. Nur an ſehr wenigen Stellen, die wir gerne beſeitigt ſehen möchten, hat ſich der Verfaſſer zu politiſchen Anſpielungen auf die Gegenwart hinreißen laſſen; im Ganzen ſpricht das Werk keinen Gedanken, kein Gefühl aus, die mit der geiſtigen Phyſiognomie der Zeit, in welche die Handlung fällt, im Widerſpruch ſtänden. Seinen Beruf zum dramatiſchen Dichter hat der Verfaſſer vorzugsweiſe durch das Compoſitionstalent dargethan, von welchem das Stück ein glänzendes Zeugniß ablegt, und das ſich namentlich in der Art und Weiſe ausſpricht, wie er die Zuſtände des convulſiviſch ſeinem Untergang zutaumelnden Roms in den Kreis unſerer Anſchauung hereinzuziehen verſteht. Nicht minder kraftvoll und wahr iſt die Zeichnung der Charaktere, von denen keiner über das rechte Maß hinaus geht, keiner darunter zurückbleibt. Gerade die ſchwierigſte Figur im Stück, ich meine Thumelicus, iſt die gelungenſte. Ich nenne ſie deßhalb die ſchwierigſte, weil es hier darauf ankam, jeden idealen Anflug ſorglichſt zu vermeiden und die Gewöhnlichkeit des Thumelicus doch nicht zu anwidernder Gemeinheit werden zu laſſen. Dieſes Problem hat der Verfaſſer ſiegreich gelöst. Mit Thusnelda war er nicht ganz ſo glücklich; ſie wurzelt vielleicht zu ausſchließlich in dem Boden der Idee und iſt mehr ein hoher edler Begriff, als eine lebenathmende Geſtalt. Einen um ſo trefflicheren Wurf hat der Verfaſſer dagegen mit ſeinem Caligula gethan, den er mit jener Zauberformel, die nur dem ächten Dichter zu Gebot ſteht, aus ſeinem dunkeln Grab herauf beſchwor, auf daß er Zeugniß gebe von einer dunkeln Zeit. Auch alle Nebenfiguren ſind meiſterhaft erfunden und ausgeführt. Jeden wohlfeilen Schmuck verſchmähend, iſt die Diction von einer Kraft, Würde und ſchwungvollen Natürlichkeit, wie ſie vielleicht nur in unſerer Sprache „markig friſchem Klang“ möglich. Alle dieſe Vorzüge ſicherten dem Stück einen glänzenden Erfolg, und einen ſolchen hat es auch gefunden. Nichtsdeſtoweniger iſt der Name des Verfaſſers bis zur Stunde unbekannt geblieben. Was mag ihn abhalten, ſich in ſtolzem Selbſtgefühl zu ſeinem Werke zu bekennen?

Die Darſtellung war eine ganz ausgezeichnete. Frau Rettich hat die ſeltenen Eigenſchaften, die ſie zur großen tragiſchen Schauſpielerin ſtempeln, nie ſiegreicher entfaltet, als in der Rolle der Thusnelda, Baumeiſter als Thumelicus war vortrefflich, und Gabillons Caligula eine jener Leiſtungen, deren gewaltiger Eindruck in der Phantaſie des Zuſchauers noch lange fortvibrirt. Es war ein Porträt im großartigſten hiſtoriſchen Styl. Von den Nebenrollen wurden einige vortrefflich, die andern wenigſtens vollkommen genügend geſpielt.

Ich ſchreibe Ihnen nach der dritten Vorſtellung; trotz der Choleraſurcht war das Haus zum Brechen voll und der enthuſiaſtiſche Beifall des Publikums bewies, daß man es verleumdet, wenn man es der Stumpfheit für die Gaben des Genius anklagt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für gebildete Leſer.

Nr. 45. 5. November 1854.

Res memorandas novis annalibus atque recenti
Historia. —

Juvenal.

Schiller in der Reichsſtadt Heilbronn.

Schiller hielt ſich in den Jahren 1793 und 1794 längere Zeit in der damals reichsfreien Stadt Heilbronn am Neckar auf. Er hatte ſich ſchon einen großen Namen durch ſeine erſten dramatiſchen Werke, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos erworben, befand ſich aber gerade auf der Stufe der Entwicklung, wo ein Stillſtand in der Produktion eingetreten war und er ſich durch tiefere Forſchungen und ſorgfältigere Studien zu ſeinen ſpäteren, noch höher ſtehenden Werken vorbereitete.

Seine Biographen ſind über dieſe ſeine Lebensperiode wenig befriedigend. Sie geben zum Theil unrichtige Nachrichten, welche zur Ergänzung unſerer Kenntniß vom Leben des großen Mannes berichtigt zu werden verdienen. Wir ſind in den Stand geſezt, dieſe Lücke theilweiſe auszufüllen, und verſuchen es in der folgenden Skizze.

Als Schiller nach Heilbronn gekommen war, in der Abſicht daſelbſt zu wohnen, überſendete er vom Gaſthof aus eine Eingabe an den Magiſtrat der Stadt, in welcher er ſeinen Wunſch ausſprach und die Erlaubniß zum Aufenthalt nachſuchte. Der Magiſtrat ertheilte ihm nicht nur dieſe Erlaubniß gerne, ſondern ließ ihm auch durch ein aus ſeiner Mitte abgeſendetes Mitglied, einen Senator, „vergnügten Aufenthalt wünſchen.“ Dieſer Beſchluß wurde gefaßt, trotz der nachbarlichen Verhältniſſe der Reichsſtadt zu Württemberg und der wohlbekannten Geſinnung des Herzogs von Württemberg gegen den Dichter.

Der Senator, welcher den Auftrag erhalten, die Entſcheidung des Magiſtrats perſönlich zu überbringen, ein vielfach unterrichteter und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, machte es ſich zur beſondern Aufgabe, dem berühmten Gaſt den Aufenthalt in Heilbronn ſo angenehm als möglich zu machen und ihm insbeſondere dadurch nützlich zu werden, daß er ihm die in der Stadt befindlichen literariſchen Hülfsmittel, die öffentliche Bibliothek, das ſtädtiſche Archiv und einen Leſeverein zugänglich machte. Er wurde auf dieſe Weiſe näher mit Schiller bekannt, erhielt häufig Beſuche von ihm und begleitete ihn auch bei Ausgängen in die Stadt und in die Umgegend. — Mündliche Ueberlieferungen in der Familie dieſes Mannes, einige gerettete Bruchſtücke eines von ihm über dieſe Bekanntſchaft geführten Tagebuchs, auch mehrere Briefe Schillers an denſelben ſind das Material, auf welches die nachfolgenden Ergänzungen und Berichtigungen der bisherigen Biographien ſich gründen.

Der Aufenthalt in Heilbronn war besonders geeignet, in dem scharf beobachtenden und fein fühlenden Dichter Eindrücke zurückzulassen, welche ihm bisher fremd geblieben waren und auf seine späteren Produktionen einigen Einfluß äußern mußten. — Schiller hatte bisher das deutsche Volk nur aus dem Leben in Residenzen, in fürstlichen Landstädten und in Dörfern, in Stuttgart, Marbach, Mannheim, Dresden, Weimar, Jena, Rudolstadt, Bauerdorf und Oggersheim kennen gelernt. Das ganz eigenthümliche Leben aber, wie es sich in den von Fürsten- und Beamtenherrschaft unberührt gebliebenen Reichsstädten gestaltet hatte, in diesen ehrwürdigen Resten des uralten Selfgovernment des deutschen Volks, war ihm noch ganz fremd geblieben. Er hatte sich nie längere Zeit in einer Reichsstadt aufgehalten. Er hatte zwar einige Jahre früher in Frankfurt verweilt, aber doch zu kurz und unter Umständen, welche ihm genaue Blicke in das innere Leben dieser Stadt nicht gestatteten, in Gesellschaft von Mannheimer Schauspielern, wo er, wie er selbst in einem Briefe sagt, „von Fresserei zu Fresserei herumgerissen wurde und kaum einen nüchternen Augenblick erwischen konnte."

Seinen lebhaften Wunsch, das Leben in einer Reichsstadt kennen zu lernen, sprach er bei seinen Antrittsbesuchen deutlich aus. Seine zweite Absicht, die Nähe der Stadt an der Grenze des ihm bisher noch verschlossenen Württemberg zu Verbindungen mit Freunden in der Heimath zu benutzen, stellte er nicht voran und sprach dieselbe erst später im Vertrauen aus. Es war aber auch diese zweite Absicht nicht die einzige, und die erste war nicht bloß zum Schein vorangestellt. Schiller kehrte im Jahr 1794 wieder nach Heilbronn zurück, als nach dem Tode Herzogs Carl von Württemberg der zweite Grund ganz weggefallen war.

Goethe, Wieland, Schubart waren in Reichsstädten geboren und hatten dort ihre erste Bildung erhalten. Klopstock erreichte in Hamburg seine höchste Ausbildung, seinen größten Ruhm. Auch mehrere Vorgänger dieser Männer, Hagedorn, Geßner, Haller, Bodmer hatten in Gemeinwesen mit ähnlicher Verfassung ihre Bildung erhalten und in solchen gelebt. Ueberhaupt zeigt ja unsere ganze Geschichte, daß Städte der Art von jeher ein günstiger Boden für originelle Produktionen gewesen sind. — Eine solche Umgebung in der Nähe kennen zu lernen, mußte für Schiller von bedeutendem Interesse seyn; jedenfalls konnte der Aufenthalt in einer solchen Atmosphäre nicht ohne Einfluß auf seine späteren Arbeiten bleiben.

Die Stadt Heilbronn eignete sich aber vorzüglich dazu, dem Dichter einen klaren Einblick in dieses bisher noch unbekannte Gebiet des Volkslebens zu verschaffen und gute Eindrücke in ihm zurückzulassen. Schiller selbst bezeichnet diese Stadt in seinem noch vorhandenen Schreiben an den Senat nach den Eindrücken, die er schon beim Durchreisen erhalten, als eine solche, „welche unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung und im Genuß einer anständigen Freiheit mit einer schönen, fruchtbaren Gegend viele Kultur der Sitten vereinige."

In dieser Stadt überwogen vielleicht mehr als bei irgend einer ihrer Schwestern die Vorzüge der Reichsstädte die Schattenseiten derselben. Sie war bis jezt glücklich befreit geblieben von den zwei entgegengesezten Uebelständen, welche der höheren Entwicklung in vielen Reichsstädten im Wege standen, dem Regiment der Zünfte, welches Männer von höherer wissenschaftlicher Bildung aus Grundsatz von der öffentlichen Verwaltung ausschloß und somit der höheren Cultur hindernd entgegen stand, und dem Patriciat, das einer kleinen Anzahl bevorrechteter Familien die Leitung des Gemeinwesens ausschließend reservirte, das deßhalb, um seinen Einfluß zu sichern, die Verbreitung höherer Cultur über die Kreise der bevorrechteten Familien hinaus vernachlässigte, oft sogar hinderte, und seine Glieder zu manchen Verirrungen fortriß. — In Heilbronn war die höhere Magistratur ohne Rücksicht auf Herkunft und Geburt jedem Bürger zugänglich, der sich zur Bekleidung derselben hinreichend vorbereitet hatte, und doch war die Wahl vom Einfluß der Zünfte und anderer plebejischen Elemente unabhängig. Dem Senat der Stadt, umgeben von fürstlichen Gebieten und einem zahlreichen begüterten Adel, auch von Besitzungen des Deutschordens, mußte wegen des vielfachen Verkehrs und wegen mannigfacher Collisionen mit diesen Herrschaften in seinem eigenen Interesse und zu Behauptung seines Ansehens viel daran gelegen seyn, alle Capacitäten, welche sich ihm darboten, ohne Rücksicht auf Herkunft, durch Aufnahme in seine Mitte zu gewinnen und sich dienstbar zu machen. — So waren die Regierenden eine Aristokratie der Kenntnisse, der Bildung, des Verdienstes, nicht des Vorrechts, des Besitzes oder der Geburt.

Im Jahr 1793, als Schiller nach Heilbronn kam, lagen auch Erfolge solcher Regierung vor, welche man wohl nicht leicht anderswo fand und wohl auch jezt an den meisten Orten vergeblich suchen würde. — Die Stadt Heilbronn hatte noch im Jahr 1793, außer einem großen schuldenfreien, erst in den lezten Jahren durch Ankäufe bedeutend vermehrten Grundvermögen, einen baaren Kassenvorrath von etwa 30,000 Gulden und 180,000 Gulden Activkapitalien. Man berieth sich sogar damals einige Zeit, ob man nicht alle ohnedieß mäßigen Steuern ganz aufheben sollte. Dabei herrschte allgemeiner Wohlstand und ein in allen Schichten des Gemeinwesens verbreitetes Gefühl des Wohlbefindens. Das Zucht- und Arbeitshaus der Stadt hatte man sogar wegen geringer Bevölkerung in andere Räume verlegen können. — Diese glücklichen Verhältnisse änderten sich indessen bald nachdem Schiller die Stadt verlassen hatte, aber nur in Folge der Drangsale des Kriegs, ohne Schuld des Magistrats und ohne

innern Grund des Verderbens. Dieſe ſchöne Blüthe einer freien Stadt fiel ab, unmittelbar nachdem der große Dichter ſie betrachtet hatte.

Das äußere Wohlbefinden zeigte ſich auch in der Sitte, im ganzen Leben. Der Senat ſtand bei der ganzen Bürgerſchaft in großem, ungeheucheltem und ungezwungenem Anſehen, wenn gleich der Unterſchied zwiſchen dem regierenden Magiſtrat und der regierten Bürgerſchaft durch zahlloſe ſociale Beziehungen ſo vermittelt war, daß er oft ganz aufgehoben ſchien.

Wenn Schiller mit jenem Senator, welcher ſich ihm beſonders widmete, durch die von ihm bewohnte belebte Neckarſulmer Straße ging, konnte er die große Verehrung bemerken, deren ſein Begleiter wegen ſeines Amtes genoß, und wie die Bürger, welche Abends auf den Bänken vor den Häuſern ſaßen, ſich erhoben, ihre Häupter entblößten, und doch auf Anreden das Geſpräch auf's ungezwungenſte fortzuführen wußten. Wenn er jenen Senator oder den regierenden Amtsbürgermeiſter in ihren Wohnungen beſuchte, konnte er bemerken, wie leicht hier auch dem geringſten Bürger der Zutritt zu den regierenden Herrn gemacht war, und wie die in Beſcheidenheit geſtellten Fragen nicht bloß das Amt, ſondern das ganze Leben betrafen, beſonders alles was ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann vor einem andern voraus hat, wie die Fragen von den Senatoren auf die freundlichſte Weiſe beantwortet wurden, wie aber auch ſo oft ein Rath, ein Wunſch des Senats als ein Befehl geachtet und befolgt wurde. Dieſe Verbindung von Verehrung und Vertrauen der Untergebenen gegen ihre Obrigkeit war dem Dichter ſo neu und überraſchend, daß er ſich öfters verwundert darüber ausſprach und beſonders bemerkte, wie hier ganz anders als in den Fürſtenländern regiert werde, eine Aeußerung, welche um ſo mehr im Gedächtniß blieb und wiederholt wurde, als der, an den ſie gerichtet war, ſpäter die Regierungsweiſe in Fürſtenländern ſelbſt kennen lernte. Es beſtand hier allerdings ein ganz anderes Verhältniß zwiſchen den Regierenden und Regierten, als in fürſtlichen Ländern hergebracht iſt, wo die Beamten gegen ihre Untergebenen ſo oft einen hochfahrenden, ſcharfen, befehlenden, ſtreng abgemeſſenen Ton anzunehmen gewöhnt, oft ſogar genöthigt ſind. Und doch hatten dieſe ſtädtiſchen Rathsherrn eine viel größere Befugniß, als fürſtliche Beamte. Sie entſchieden über die höchſten Güter ihrer Bürger in zweiter Inſtanz und in der Regel in der lezten. Ueber ihnen ſtanden zwar noch die höchſten Reichsgerichte, aber dieſe Behörden waren, in Heilbronn wenigſtens, ſo unbekannt und fremd, daß in hundert Jahren keine Klage von den Bürgern der Stadt bei ihnen anhängig geworden war.

Eine ſolche wohlgeordnete Freiheit mußte beſonders dann einen lebhaften und günſtigen Eindruck auf Schiller hervorbringen, wenn er ſie mit der hochtönenden, gewaltthätigen Freiheit verglich, welche zu gleicher Zeit in Frankreich mit ſo furchtbaren Mitteln zur Geltung gebracht worden war. Der volle Unterſchied zwiſchen dem freien Mann und dem Sklaven, welcher die Kette bricht, zwiſchen geordneter deutſcher Freiheit und gewaltſamer franzöſiſcher konnte ihm nicht in deutſchen Fürſtenländern, nur in einer gut regierten freien Stadt zur Anſchauung kommen. „Die heilige Ordnung, die ſegensreiche Tochter des Himmels, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet, die der Städte Bau gegründet," konnte er nicht in fürſtlichen Gebieten, nur in einem ſolchen Gemeinweſen verwirklicht ſehen. Jenen freien, leichten, freudigen Gehorſam gegen die Obrigkeit und ihre Geſetze, von welchem er in ſeinem berühmten Lied von der Glocke ſpricht, hatte er gewiß nicht in fürſtlichen Ländern gefunden, welche zur Feſtſtellung der Ordnung ſo viele Befehle nöthig haben und zur Ausführung ihrer Befehle ſo viele Beamte und Soldaten brauchen, ſondern nur in Städten, deren Oberhäupter mehr durch die Sitte als durch das Geſetz, mehr durch Rath als durch Befehl, und mehr durch das Vertrauen auf ihre Bürgerſchaft als durch Soldaten regierten.

Das Lied von der Glocke, ſchon im Jahr 1789 entworfen und einige Jahre nach 1793 veröffentlicht, erhielt zwar nicht in Heilbronn ſeine Vollendung, aber durch den Aufenthalt daſelbſt einige ſeiner lebendigſten Bilder und hellſten Farben. In dieſer Stadt konnte er auch die beſten Modelle von Meiſtern finden, welche die muntere Arbeit mit guten Worten zu begleiten gewohnt und geübt waren. Die vielfache Verbindung der Männer von höherer Bildung mit Männern des Handwerks, die guten Lehranſtalten und der fleißige Beſuch auch der höheren Claſſen derſelben von Jünglingen, die zum Handwerk beſtimmt waren, verbunden mit dem überhaupt hier gewöhnlichen heitern, wortreicheren Verkehr und einem damals noch allgemein verbreiteten Gefühl des Wohlbefindens — alles dieß begünſtigte mehr als irgendwo die Verbindung der Arbeit mit geiſtigen Regungen, das Verſchönern der engern Bedürfniſſe des Berufs mit allgemeinen Gedanken.

Von beſonderem Intereſſe für Schiller war es ferner, daß er hier von dem Leben und Streben des zahlreichen, in der Nähe der Stadt angeſeſſenen freien Reichsadels nähere Kenntniß erhielt. Die meiſten Mitglieder dieſes Adels hatten ihr Abſteigequartier im Gaſthof, in welchem Schiller anfangs wohnte und in deſſen Nähe er ſich nachher eine Wohnung gemiethet hatte. Der Ritterkanton Kraichgau, welcher die meiſten derſelben zu einer korporativen Verbindung vereinigte, hatte ſein Conventhaus, ſeine Kanzlei und ſein Archiv in derſelben Straße. Der Direktor und mehrere Ritterräthe wohnten den größten Theil des Jahres in Heilbronn. Mehrere derſelben, eifrige Freunde der Kunſt und ſchönen Literatur, freuten ſich, den Dichter kennen zu

lernen. Dieſen intereſſirte aber insbeſondere ihre Verbindung, welche in der Nähe von ſeiner Wohnung äußere Geſtalt angenommen hatte. Er hatte in Stuttgart, Mannheim, Dresden meiſtens nur Mitglieder des Adels geſehen, welche zum abhängigen Dienſtadel gehörten, ſeltener Mitglieder des freien Adels, und wenn er auch einige kennen lernte, ſo waren es vereinzelte. Hier fand er eine vollſtändige Republik dieſer Dynaſten, welche entſchiedenen Freiſinn, insbeſondere den Fürſten gegenüber, mit feſter Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich verbanden, und von denen mehrere, wie die Berlichingen, Gemmingen, Sickingen, Weiler ꝛc. durch Namen und eigenen Werth an berühmte oder hochgeachtete Ahnen erinnerten. Hier kam ihm wohl zuerſt der freie Adel als ein weſentliches Element geordneter Volksfreiheit zur Anſchauung. Hier wurde ihm wohl auch mehr als anderswo der große Unterſchied zwiſchen abhängigem Dienſtadel und freiem Adel ſichtbar. Bei dieſer Congregation des freien Adels und in dieſer freien Stadt, welche von demſelben umgeben war, fand er auch die in den Fürſtenländern beinahe vergeſſenen Worte Kaiſer und Reich, ihre Embleme und Farben noch in ungeſchwächtem Anſehen.

Dieſe Gedanken, ſeinen früheren Werken fremd, wurden in ſeinen ſpäteren lebendig und lichtvoll dargeſtellt. Wallenſtein iſt ein ergreifendes Bild der zerſtörten Einheit des Reichs, der Folgen dieſer Zerſtörung, des unheilvollen dreißigjährigen Kriegs und mißlungener Verſuche, die Einheit herzuſtellen. Kaiſer und Reich iſt aber der in Wolken verhüllte Hintergrund dieſes ernſten Gemäldes. Ferner, das lezte Drama des deutſchen Sängers, Wilhelm Tell, läßt ſich ohne lebendige Anſchauung von Kaiſer und Reich gar nicht recht verſtehen, und die Hauptvorwürfe, welche gegen dieſes lezte Meiſterwerk, dieſen erhabenen Schwanengeſang des Dichters erhoben worden, ſind nur daraus entſtanden, daß ſo vielen Leſern, beinahe der ganzen Generation ſeit Schillers Tod, dieſe Gedanken an ein Reich und einen Kaiſer ganz abhanden gekommen ſind und eine Anſchauung davon faſt gänzlich fehlt.

Im Freiherrn Werner von Attinghauſen, dem Bannerherrn, in ſeinem Neffen Rudenz und in Bertha von Bruneck gegenüber den fürſtlichen Landvögten wird der große Gegenſaz zwiſchen freiem Reichsadel und abhängigem Fürſtenadel kräftig dargeſtellt. Mit großer Kunſt ſind die Lichtſeiten des erſteren, die Schattenſeiten des lezteren geſchildert. Vielen iſt ſchon dieſe Beimiſchung eines Adels in das Bild der Befreiung eines Hirtenvolks unbequem geweſen. Viele moderne Freunde der gleichmachenden Freiheit hätten hier lieber die Vertilgung des Adels erblickt, als ſeine Verherrlichung. Aber Schiller wollte in dieſem Drama nicht die Herſtellung einer Republik, noch die Vertreibung fürſtlicher Herrſchaft, ſondern nur die Wiedererringung der alten Freiheiten eines deutſchen Reichslandes gegen die Anmaßungen eines Fürſten darſtellen, und es konnte ihm nicht einfallen, dabei von dem damals ſo weſentlichen Element deutſcher Freiheit, vom freien Adel abzuſehen. Schiller hätte um ſo leichter verleitet werden können, hier den modernen Freiheitsbegriffen Conceſſionen zu machen, weil die Schweizer wenige Jahrhunderte nach ihrer Befreiung von der Fürſtenherrſchaft vom Reich ſich loszutrennen begannen und dadurch ihren Reichsadel zwangen, ſich aus ihren Grenzen zu entfernen oder ſich in ein ſtädtiſches Patriciat umzuwandeln. Aber Schiller blieb der wahren Geſchichte treu, er hielt ſich fern von der Vermiſchung und Verwechslung alter und neuer Grundſäze und Einrichtungen, er wollte nicht, indem er die Freiheit der Schweiz verherrlichte, Kaiſer und Reich in Schatten ſtellen. Aus demſelben Grund widerlegen ſich auch die Vorwürfe wegen des Auftretens des Johannes Parricida am Schluß und wegen der Zurechtweiſung, welche dieſer von Wilhelm Tell erfährt. Dieſe Epiſode iſt nicht, wie ſo viele meinen, eine Conceſſion zu Gunſten der Fürſtengewalt, der Ausdruck unterthäniger Geſinnung eines fürſtlichen Hofraths. Sie ſteht vielmehr im innerſten Zuſammenhang mit dem Grundgedanken des großen Werks. Schiller wollte auch am Schluß der Einheit des geſammten Vaterlandes und ihrer Symbole, des Kaiſers und des Reichs, nicht vergeſſen laſſen; er ließ den Helden des Stücks aus Anlaß der Erſcheinung des Kaiſermörders ſeine Ehrfurcht vor dieſen Namen ausſprechen. Die Epiſode iſt daher keine Verherrlichung der Fürſtenherrſchaft, ſondern eine Zurückweiſung derſelben in die gebührenden Schranken.

Von beſonderem Werth war Schillern der Aufenthalt in Heilbronn auch bei ſeinen Studien über den dreißigjährigen Krieg und ſeinen Vorbereitungen zum Wallenſtein. Ueber den Anfang des Kriegs geben die Heilbronner Archive und Chroniken manches Licht, weil dieſe Stadt der Ort war, wo die Union ſich verſammelt hatte. In der Nähe der Stadt iſt das Schlachtfeld von Wimpfen. Man zeigt jezt noch die Stelle, wo der Marggraf von Baden nach dem Verluſt der Schlacht ſich einen Trunk Waſſer auf der Flucht erbat, und man ſah damals noch die Schanzen, welche Tilly bei Wimpfen erbaut hatte. Von den Greueln der Soldatenherrſchaft hatte aber eine Stadt nur zu viel zu berichten, welche bald in den Händen der Schweden, bald in denen der Kaiſerlichen war.

Die nachfolgenden Bruchſtücke aus einem Tagebuch über die Unterhaltungen jenes Senators mit Schiller beurkunden das lebendige Intereſſe, das der große Mann an den verſchiedenſten Gegenſtänden des Wiſſens nahm, und bezeichnen insbeſondere ſeine damalige Gedankenrichtung. Sie folgen hier wortgetreu, nur, um Wiederholungen zu vermeiden, mit Ausſcheidung des ſchon bisher im Zuſammenhang Erwähnten.

Sonntag, den 1. Sept. 1793.

„Nachmittags drei Uhr kam Hofrath Schiller unvermuthet zu mir in einem ſchönen verzierten ſeidenen Kleid. Er bat mich mit ihm zum Amtsbürgermeiſter von Wachs zu gehen. Er hätte ſchon lange ihm aufwarten ſollen und könne es nicht länger anſtehen laſſen. Ich hatte eben meine Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffing, als Vorbereitung zu der nächſten Sonnenfinſterniß. Schiller gab ſich ſogleich viel mit dieſen Spiegeln ab und bemühte ſich, das Sonnenbild im dritten und vierten Spiegel zu finden. Alsdann ergözte er ſich ſehr an meinem Glasconus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer darſtellte, und betrachtete die ſchönen Regenbogenfarben mit beſonderem Intereſſe.“

„Wir gingen nach vier Uhr zum Amtsbürgermeiſter von Wachs, welchen die Bekanntſchaft Schillers ſehr freute. Es wurde viel über Reichsſtädte geſprochen, hierauf auch von Frankreich, von Mainz, den Emigranten. Schiller ſprach ſich über dieſe Ereigniſſe ſehr vorſichtig aus. Wir gingen nach fünf Uhr weg. Schiller wollte noch einige Beſuche machen; aber während wir über die Straße gingen, empfand er Froſt und eilte nach Hauſe, um ſich wärmer anzukleiden. Als ich wieder zu ihm kam, war er im Hauskleid. Er ließ mich nicht mehr fort und ich mußte mit ihm und den Seinigen Thee trinken. Er war ſehr heiter und ſprach viel.“

„Als wir von den Sternen ſprachen, fiel ihm eine Stelle aus der Odyſſee ein, welche er nach Voßens Ueberſetzung recitirte. Sie handelt von Ulyſſes, der einſam in ſeinem Schiffe fahrend nach dem Wagen und dem Orion ſieht. — Darauf kam die Rede auf die Quadratur des Cirkels; er war ſehr aufmerkſam und legte mir manche Frage vor. Noch mehr fragte er über die Bedeutung der Ellipſen und Parabeln, über den Zuſammenhang der grammatiſchen und der mathematiſchen Bedeutung dieſer Worte.“

„Am 4. September ſprach ich Schiller wieder in deſſen Wohnung. Er unterhielt ſich mit mir von der Sonnenfinſterniß, welche morgen eintreten werde, und freute ſich darauf. „Es iſt doch ein erhebender Gedanke,“ ſagte er, „wenn man ſich vorſtellt, wie ſo viel tauſend Menſchen in einer Stunde ihre Augen nach einem Gegenſtand richten und das große Schauſpiel genießen!“ — Ich ſagte ihm, was ich von Röslern und andern Aſtronomen über Sonnenfinſterniſſe wußte. Er wollte nicht glauben, daß ſich Zeichen von einer vorhandenen Atmoſphäre am Mond wahrnehmen laſſen und hielt das verſchiedene Licht am Rand beim Eintritt in die Sonne für etwas anderes.“

„Hierauf erzählte er Anekdoten von Kant. Er ſprach mit großer Bewunderung von demſelben, weil ſein Geiſt ſo viel umfaſſe, außer Philoſophie auch ſehr viel von Chemie, Mathematik, Geſchichte und ſelbſt Jurisprudenz. Kant ſey gar nicht gereist und wiſſe doch erſtaunlich viel von andern Ländern im Einzelnen. Sein neues Buch über die Offenbarung ſey mit großem Witz geſchrieben und ganz eigenthümlich. Leibnitz habe durch ſeine Theodicee gar zu viele Blößen gegeben; es ſey unbegreiflich, daß dieſer Mann, der ſo weit und ſo ſcharf geſehen, ſo nach altem Schlag habe argumentiren können. Kant hätte, wenn er hundert Jahre gelebt, doch nicht ſo durch ſein Zeitalter ſich meiſtern laſſen. — Ueber die Commentatoren der Kantiſchen Kritik bemerkte er, man lerne doch aus keinem das, was man aus Kant ſelbſt lernen könne. Die Mühe werde reichlich belohnt, welche man auf die ſo beſchwerliche Lektüre verwende.“

„Am 6. kam ich wieder zu ihm. Er war vergnügt und heiter. Er erzählte viel von Dresden, der Thätigkeit und Güte des Kurfürſten, aber auch von dem Zwang, den die Etikette auflege, von dem Verhalten der Hofleute und andern Beamten, wie ſie ſich gegenſeitig beobachten und beläſtigen. — Hierauf ſchilderte er mir Goethes Charakter und Studien. Er habe eine große Ueberſchaulichkeit und Neigung die Natur zu ſtudiren; aber überall müſſe viel Sinnlichkeit dabei ſeyn. Goethe habe ihm vor einiger Zeit geſagt, nun mache er ſich auch an Kants Philoſophie; aber Goethe habe dazu wahrſcheinlich doch nicht genug Ausdauer und Geduld. Goethe ſey gegenwärtig immer um den Herzog im Lager, der ſehr an ihn attachirt ſey. Hierauf erzählte er auch von Wieland und von dem Unternehmen der allgemeinen Literaturzeitung. Er, Schiller, habe ſich im Jahr 1789 mit Wieland verbunden, um den deutſchen Merkur mit ihm herauszugeben. Da ſey er nach Jena berufen worden und nun zu ſehr auf andere Weiſe in Anſpruch genommen. Der Abſatz des Merkurs ſey nicht hinreichend, Wieland werde ihn wohl aufgeben: ſein Gewinn könne etwa 250 Thaler betragen.“

„Hierauf ſprachen wir von den alten Claſſikern. Plutarchs Parallelen bleiben immer meiſterhaft; daß derſelbe aber ſo viel Aberglauben zeige, ſo oft von Augurien ſpreche, ſey doch kaum erklärlich. — Lucian ſey ein ſehr feiner Beobachter und aufgeklärter Denker, doch ſchwatze er auch oft zu lang und ſatyriſire ohne Grund über große Spekulationen. Von Plato und Ariſtoteles hätte er mit mehr Würde ſprechen ſollen. — Sophokles gehe weit über Euripides; Aeſchylos ſey auch groß. — Homers Odyſſee unterhalte uns doch mehr als ſeine Iliade; man ſey dort doch mehr zu Haus. Ariſtophanes ſey ein großer Originalkopf. Es freute ihn ſehr, als ich ihm ſagte, ich habe vieles von ihm im Original geleſen, und ihm mehrere erheiternde Stellen heraushob. Er empfahl mir insbeſondere die Wolken und Fröſche nach Schützens Ueberſetzung. — Ich aß mit Schiller zu Nacht und blieb bei ihm bis eilf Uhr. Er erzählte manches von Kotzebue und deſſen windiger Aufgeblaſenheit. Sein Charakter ſey einmal nicht gut. — Hierauf

ſprach Schiller noch viel von öffentlichen Anſtalten, erkundigte ſich nach den hieſigen Zuſtänden und ſtellte intereſſante Vergleichungen an mit denen an andern Orten."

Den 7. September. „Schiller hatte ſich unerwartet entſchloſſen abzureiſen. Ich ging zu ihm, um ihn noch zu beſuchen. Er ſaß gerade an einem Tiſch und ſchrieb ein Billet an mich. Er ſprach darauf ſehr vertraut und freundſchaftlich mit mir, entdeckte mir ſeine Lage und ſeine Hoffnungen. Ich mißrieth ihm ſeine Reiſe, konnte ſeine Gründe nicht gut heißen und widerſprach ihm beſtimmt. Er blieb aber bei ſeinem Entſchluß, morgen nach Ludwigsburg zu reiſen und auch ſeine Frau mitzunehmen."

„Wir ſprachen dann viel von literariſchen und politiſchen Dingen. Er lenkte das Geſpräch auf die Reichsſtädte und das eigenthümliche Leben in denſelben. Er las hierauf ſeiner Frau mit vielem Ausdruck mein Gedicht vor über die Reichsſtädte (aus den Deſſauer Berichten 1784), das ich ihm auf ſein Verlangen ſchon früher mitgetheilt hatte. Er ſagte, das Gedicht habe wahren Schwung und ſey mit Wärme verfaßt, der Gegenſtand ſey ſo anziehend, rührend; aber die Verſe ſeyen noch hie und da rauh, ich ſolle ſie feilen; er laſſe ſie ſogleich in ſeine Thalia einrücken."

Hier endet das Tagebuch. Die bald darauf eingetretenen ſchweren Kriegsdrangſale geſtatteten dem Mitglied des Heilbronner Senats nicht daſſelbe ſpäter fortzuſetzen, als Schiller zurückkam, oder die darin enthaltenen Gedanken auszubilden oder gar Gedichte zu fertigen und gefertigte auszubeſſern. Nur ein Zufall rettete dieſe Fragmente bei vielen Wanderungen und Ueberſiedelungen des Mannes.

Noch fanden ſich bei den Fragmenten einige Briefe von Schiller und ſeiner Frau. Ein Schreiben Schillers folgt hier wörtlich, weil es eine Berichtigung und Aufklärung über eine Thatſache gibt, die von den Biographen unbeſtimmt, ſelbſt irrig dargeſtellt worden iſt.

Ludwigsburg, 19. Sept. 1793.

„Nur ein einziges Wort des Andenkens, mein verehrteſter Freund, um Ihnen für die uns bewieſene viele Güte noch einmal meinen verbindlichſten Dank zu ſagen und Sie zu benachrichtigen, daß meine Frau am 14. d. von einem geſunden und muntern Knaben glücklich entbunden worden iſt. Kaum daß wir Zeit gewinnen konnten, uns häuslich einzurichten, ſo überfiel uns die Niederkunft. Doch ging alles auf's glücklichſte ab. — Der Herzog iſt ſeit geſtern von ſeiner Reiſe zurückgekehrt; ich kann daher noch nichts davon ſagen, wie er meine Hieherkunft aufgenommen hat. — Meine Frau und Schwägerin empfehlen ſich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf's Beſte, und ich bin hochachtungsvoll der Ihrige Schiller."

Aus dieſem Schreiben ergibt ſich, in Uebereinſtimmung mit dem Schluß des Tagebuchs, daß Schiller nicht, wie die Biographen berichten, erſt dann nach Württemberg zurückgekehrt iſt, nachdem er ſich eine Erlaubniß zur Rückkehr erbeten und ſolche deutlich oder unbeſtimmt erhalten hatte. Er kehrte vielmehr im Vertrauen auf ſeinen Namen zurück, ehe er Sicherheit wegen der Folgen dieſes Schrittes hatte.

St. Markus in Venedig und Erinnerungen an franzöſiſche Kirchen.

St. Markus iſt ohne Zweifel, nach dem allgemeinen Urtheile der Einheimiſchen und Fremden, das merkwürdigſte Gebäude der alten Dogenſtadt, und dieß um ſo mehr, als es ſicher auf die große Mehrheit der Beſchauer nicht bloß den Eindruck eines außerordentlichen Denkmals hervorbringt, ſondern auch den Zauber eines Räthſels übt. Wenn uns das Wort mit ſeiner Klarheit nicht zu Hülfe käme und wir durch dieſes Mittel nicht verſichert würden, daß eine chriſtliche, eine römiſch katholiſche, einem der heiligen Sekretäre des Heilands gewidmete Kirche vor uns ſteht, wir wüßten kaum, in welche Aera, welche Geſittung, welche Art der Gottesverehrung wir das ſeltſame, mannigfach gemiſchte Muſeum ſtellten ſollten. Wunderlich, wunderſam, wunderbar und wundervoll, all dieſe Ableitungen vom Worte Wunder finden ihre Anwendung auf dieſes allem Möglichen gleichende und doch unvergleichliche Gebäude.

Wer, wann, wovon, wie? Wie heißt der Baumeiſter, der ſie hergeſtellt? in welcher Zeit iſt ſie entſtanden, die hohe Kirche? aus welchem Anlaß, durch welche Kräfte, mit welchen Hülfsquellen ward ſie zu Stande gebracht, und wie ſchrieb ſich der Doge, unter deſſen Obhut ſie empor kam? Ueber das Alles iſt in den Reiſe- und Geſchichtsbüchern, welche Venedigs Gegenwart und Vergangenheit zum Gegenſtande haben, gar mancherlei zu leſen. Wir erfahren da unter andern, daß ein gewiſſer Giovanni Candiano, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, bekanntlich eine goldene Zeit der menſchlichen Verderbniß, das Haupt der Nation geweſen, aber als Tyrann und Böſewicht vom Volk verabſcheut worden ſey. Im Jahr neunhundert ſechsundſiebzig, alſo faſt ein Jahrtauſend vor unſern Barrikadentagen, in der tiefſten Mitternacht des frommen Mittelalters, brach ein Aufſtand gegen beſagten Zwingherrn aus, ſein Palaſt ging in Flammen auf, das Feuer aber, die Abſichten derer, die es gelegt, wahrſcheinlich überſpringend, ergriff die benachbarte Kirche und verzehrte ſie. Vielleicht war dieſer letztere Umſtand nicht ſo ganz ein Werk des blinden Verhängniſſes; es kann wohl ſeyn, daß menſchlicher Wille dabei eben ſo ſehr im Spiele war als die Logik der Natur, als die Laune des Windes, und nichts, was wir von jenen Zeiten wiſſen, ſteht der Vermuthung entgegen, daß die damaligen Jakobiner an der Adria eben ſo wenig Chriſtenthum beſaßen als ihre heutigen Nachfolger an der Seine und der Spree, dem Po und der Donau. Wie dem ſey, der gottesfürchtige Doge Pietro Orſeoli, der den andern im Amte ablöſte, ordnete die Erbauung der Kirche an, die wir noch vor uns ſehen, und die nachkommenden Dogen ſezten das begonnene Unternehmen gewiſſenhaft fort.

So richtig dieſe Angaben auch ſeyn mögen, ſie haben doch nur den Werth von ziemlich bedeutungsloſen Anekdoten, wenn man die Wahrheit in ihrer Größe und Geſammtheit ſich betrachtet. Der wahre Stifter, Baumeiſter, Verzierer und Vermehrer der St. Markuskirche, das iſt niemand anders als Venedig ſelbſt; Venedig im ganzen Laufe und mit allen Stoffen ſeiner Geſchichte, mit ſeiner Macht und ſeinem Geiſte, mit ſeinem Glauben und ſeinen Sitten, mit ſeinem Handel und ſeinen Eroberungen, ſeinem Erwerb durch Frieden und Krieg iſt in dieſen weiten Hallen, iſt unter dieſen vergoldeten, bemalten Wölbungen anweſend, und was Venedig je geweſen, gethan, geſucht und erlangt, das iſt in buntem Auszuge hier vorhanden. Nicht ſowohl St. Markus iſt der Heilige, dem ſie gewidmet iſt, ihre wahre, ihre eigentliche Patronin heißt Venetia.

Durch dieſe Annahme gewinnen die tauſend und aber tauſend ungleichartigen, ſich abſtoßenden Beſtandtheile, die in dieſer Kirche ſich begegnen, die Einheit des Gedankens und des Zwecks, das ſcheinbar Unmögliche wird zuläſſig, und Ceres, auf ihrem Wagen von Drachen gezogen, ſo auffallend in einem chriſtlichen Gotteshauſe, iſt an ihrem Platze im Tempel Venetias.

Als ich das erſtemal in dieſe Räume trat, kam mir ein ſonderbarer, beinahe frevelhafter Gedanke, den zu wiederholen ich mich faſt ſcheue; aber weil er denn doch ein Gran Wahrheit enthalten dürfte, wage ich es aus meinem Gedächtniſſe ihn hervorzuziehen. Wohl über zwanzig Jahre ſind es her; es war in meiner empfänglichen, aber noch viel gläubigeren als empfänglichen Jugendzeit, als ich in die noch nicht geſehenen, noch nicht berührten Hallen mich hineinwagte. Ich hatte ſo viel Außerordentliches von dem Wunderbau gehört, das Bild, das meine Phantaſie von ihm entworfen, war ſo majeſtätiſch und gewiſſermaßen über die Natur ſo weit hinaus, daß ich, von dieſer Vorſtellung erfüllt und ergriffen, nur mit einer dem Schauer verwandten

Ehrfurcht die Stätte meiner Träume zu betreten mich getraute. Wie ungemein war alſo mein Erſtaunen, wie betäubend beinahe meine Enttäuſchung, als ich mich plötzlich im Schooße dieſes geweihten Bazars befand! Stand eine Moſchee, ſtand eine chriſtliche Kirche vor mir? Dieſe Frage war meine erſte Regung, und da ich, bei all meiner Ehrfurcht, trotz meines Schauers ſelbſt, ein vorwitziger Knabe, dazu mit Anſprüchen auf boshafte Bemerkungen ausgerüſtet war, ſo ſprach ich zu der älteren Dame, die mich begleitete, einer ſanften und ſehr für mich beſorgten Verwandten: „Was ſagen Sie, Couſine, was ſagen Sie dazu?“ Die bejahrte Baſe, betroffener von meiner Dreiſtigkeit als von all den Schätzen, die ſie umglänzten, umfloſſen und umflatterten, ſagte nichts. Hiedurch noch verwegener gemacht, ſezte ich mit ſchmeichelnder Stimme bei: „Seyen Sie offen, Couſine, und geſtehen Sie mir, ob Ihnen dieſe Markuskirche nicht wie ein Empfangſaal vorkommt, in dem der falſche Prophet Mahomet wartet, daß ihm unſer Herr Jeſus, den er für ſeines Gleichen hält, ſeine Aufwartung macht?“

Dieſe Bemerkung, die mir von meiner Begleiterin als ein Verſtoß gegen die Ehrfurcht hart verwieſen wurde, gehört, man ſieht es auf den erſten Blick, jener Aera der aufdämmernden Jugend an, in der die kitzelnde Sucht nach ſchnell belohntem Witz mit der kindlichen Freude an ſchillernden Bildern, an ſinnigen Gleichniſſen ſich gattet und oft etwas recht Kindiſches zur Welt bringt. Aber wenn ich das Gefühl, das dieſem Jugenderguß entquoll, mir genau anſehe, ſo kann ich mich nicht enthalten zu geſtehen, daß meine heutigen Empfindungen mit dieſem langbewahrten Gute einer treuen Erinnerung keineswegs im Widerſpruche ſtehen. Ja ich habe dieſen Fund in meinem Gedächtniſſe als eine harmloſe Sonderbarkeit verſchiedenen Bekannten oder zufällig mir begegnenden Perſonen mitgetheilt, und von mehr als Einem ward mir verſichert, es ſey ihm dieß aus der Seele geſprochen.

So weit möchte ich nun heute ſelber nicht mehr gehen; ich unterſcheide weit mehr, als ich es in jener Morgendämmerung meines Lebens that, wo die ähnlichen Dinge in völlig gleiche Begriffe für meinen Geiſt zuſammenfloſſen und ich eine Geſammtheit von Erſcheinungen deſſelben Himmels und derſelben Luft mit Namen taufte, die nur einem Theil von ihnen zukommen. So ſehe ich jezt wohl ein, daß nicht alles, was morgenländiſch iſt, in dem Bereiche Mahomets liegt, und daß gar manches an und in St. Markus, was von Sonnenaufgang herſtammt, weder türkiſche noch arabiſche Waare iſt. Ich hatte zur Zeit meines erſten Beſuches wohl von dem griechiſchen Kaiſerthum in Conſtantinopel viel gehört und viel geleſen, ich war allen Wechſelfällen ſeiner langen Agonie im Kampfe gegen die Abenteurer des Halbmonds mit Theilnahme, ja mit Angſt gefolgt, und als die Stunde der Erfüllung endlich geſchlagen, der Tag von Ilion für die Hauptſtadt des chriſtlichen Orients, unter thatloſem Zuſchauen des übrigen Europa, zulezt erſchienen war, da wohnte ich mit einer Rührung, in der die Sympathie für alles, wenn auch noch ſo fern Helleniſche, der Eifer für ein verblutendes Chriſtenreich und das Mitleid für alles Vergehende mit jugendlicher Lebendigkeit ſich miſchten, dem Heldentode des lezten Porphyrogeneten bei. Allein von der inneren Verfaſſung und Thätigkeit des hinſiechenden Reichs hatte ich nur beiläufige, ſehr unbeſtimmte und allzu lückenhafte Kenntniſſe; in allem, was von dem Schönheitsſinn abhängt, gähnten mich aus den Grenzen der byzantiniſchen Geſellſchaft nur die Ungethüme einer unheilbar verkommenen Geſittung an, und für mich gab es im ganzen weiten Morgenland keine Muſe als die arabiſche.

Die Arabeske, dieſer phantaſtiſche Liebling der Jugend, in der Poeſie wie in der Plaſtik, brachte durch ihren Namen jede anmuthig verworrene Form mit dem Geiſte der Saracenen, der Mauren in Verbindung, und da gerade St. Markus ein Irrgewind von Beiwerken und Verzierungen iſt, ſo gab mir dieß durch den natürlichen Gang meiner Ideen eine ſehr mahometaniſche Vorſtellung von dieſer Kirche. Heutzutage, wo ich den Urtheilen in Bauſch und Bogen ſchon der Weiſe wegen, in der ſie entſtehen, immer ein ſichtendes Mißtrauen entgegen zu ſetzen pflege, bin ich zur Einſicht gekommen, daß St. Markus zwar ein Arſenal von Beuteſtücken iſt, die aus Oſten über das Meer nach Venedig gekommen, daß aber die Venetianer bei ihren guten Freunden, den Byzantinern, wenigſtens eben ſo häufig und eben ſo gierig eingeſprochen haben als bei den ungetauften Angehörigen des Propheten.

Die Venetianer beklagen ſich bitter über die Franzoſen und den ſonſt von ihnen ſchon als Italiener hochgerühmten Napoleon, daß ſie ihnen in der Zeit, wo ſie auf dem Markusplatz und in dem großen Canal die Herren geſpielt, ſo viele ſchöne und werthvolle Sachen entwendet und in ihre Heimath verpflanzt haben. Aber haben die Franzoſen und ihr genialer Führer denn etwas anderes gethan, als in die Fußſtapfen der Venetianer zu treten, die in dem ihnen zum mindeſten halb befreundeten Byzanz dieſelbe Moral befolgten und dieſelben Griffe thaten, wie die Franzoſen in Venedig? Ich weiß, die Venetianer erwiedern hierauf, das habe ſich im wilden Mittelalter zugetragen; damals ſey offener Raub allgemeine Sitte geweſen und habe ſo wenig auf ſich gehabt als ſpäter, und vielleicht auch ſchon damals, die Sünden der Galanterie. Aber ein Moment der Umkehr und Erneuerung, könnten die Franzoſen entgegnen, ein Moment wie der, in dem wir am Ende des vorigen Jahrhunderts uns befanden, iſt

ein eben ſo triftiger Entſchuldigungsgrund als die frommen Gewohnheiten, die während der Kreuzzüge gäng und gäbe waren. — Daß ſie übrigens recht und wohl gethan, indem ſie das alte Venedig, das ſie zu befreien vorgaben, einer ſo rückſichtsloſen Plünderung unterwarfen, das zu behaupten ſey fern von mir. Das Schickſal nur war gerecht gegen die Venetianer, indem es ihnen geſchehen ließ, was ſie früher ſelbſt geübt.

Aber wenn ich zu Paris im großen Saal des Louvre vor Paolo Cagliaris Hochzeit von Cana, die auf dieſem Wege von der Adria an die Seine kam, bewundernd ſtehe, und zumal über die Verbreitung des Lichts, das von oben auf das reiche Ganze ſich ausgießt, meine Wonne nicht zu bemeiſtern weiß, ſo möchte ich den Franzoſen wahrlich eher danken als ihnen zürnen, daß ihr Raub mir dieſen Genuß in Paris verſchafft. So verüble ich es auch den Venetianern nicht, daß ſie auf ihren bald verwegenen, bald liſtigen, bald hülfreichen, bald feindlichen Streifzügen an den Küſten, die heute wie damals die leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit der Welt in Anſpruch nahmen, was ihnen in die Hände fiel, in ihre Heimath mitführten, und das Monument, das ſie zu Hauſe dem Vergeber aller Sünden errichteten, auf Koſten des ſiebten Gebots reicher und mannigfacher zu ſchmücken ſich bemühten, als ſie es, auf das ihnen Eigene beſchränkt, vermocht hätten.

Wir haben auf dieſe Weiſe die doppelte Säulenreihe erworben, welche die Hauptzierde der Vorderſeite unſerer Kirche iſt, und können uns am zierlichen, ſchlanken Bau mehrerer derſelben, wie an einer Reliquie des helleniſchen Alterthums erfreuen. Denn wenn auch die Angabe, die in den Reiſebüchern prangt, daß viele dieſer Säulen griechiſcher Abkunft ſeyen, nicht ſo zu verſtehen iſt, als hätten wir Zeitgenoſſinnen von Phidias und Polikiet vor uns, ſo dürfte doch manches von dieſen gefälligen Erzeugniſſen das Werk eines Künſtlers aus den ſchönſten Tagen des Spätſommers ſeyn, den die griechiſche Kunſt in den erſten Jahrhunderten unſerer Aera, unter den glücklichen Auſpicien der milderen Kaiſer von Nerva bis Marcus Antonius erlebt hat. Neben dieſen koſtbaren Kindern eines höheren Alterthums finden ſich, namentlich in der untern Reihe, auch gröbere, plumpere Machwerke aus einer ſpäteren Zeit, die nicht mehr den Namen griechiſch zu verdienen ſcheinen und mit der Bezeichnung byzantiniſch ſich begnügen dürften. Es iſt ſchade, daß der wahrſcheinliche Vorſatz von Seite der Erbauer dieſer Kirche und der einflußreichen Perſonen, welche bei Vertheilung des hiezu beſtimmten fremden Gutes ein entſcheidendes Wort mitzuſprechen hatten, der Vorſatz, für dieſes Säulenregiment nur Trophäen anzuwenden, die Einreihung von Arbeiten geringeren Werths nothwendig gemacht hat. Vielleicht hätte jedoch zur Zeit, als dieß geſchah, einheimiſche Nachhülfe nichts Beſſeres zu Stande gebracht und wer weiß, ob nicht einige der ſchwerfälligſten, mißlungenſten Pfeiler in dem großentheils anmuthsvollen Chor einem venetianiſchen Meißel zu verdanken ſind. Glücklicherweiſe kann die bildende Kunſt die Schwächen im Ganzen durch gleichzeitiges Wirken mit allen Theilen beſſer verhüllen als ihre redenden Schweſtern es vermögen, die Wort für Wort, Note für Note geben. In ihrem Bereiche ſtehen wir immer dem Einzelnen mit dem ganzen Gewichte unſeres Urtheils gegenüber; in der Plaſtik müſſen wir ſtets mit dem Ganzen rechten. Kann daher eine falſche Note ſelbſt dem Laien eine ganze Arie verderben, ein mißrathener Vers dem Genuſſe eines vortrefflichen Gedichts ſchweren Eintrag thun, ſo ſind zerſtreute Irrthümer in Werken der Malerei, Skulptur und Baukunſt mehr ein Punkt der Klage für geübte und aufmerkſame Richter, als ein Mißbehagen für alle Welt. Darum werden auch die beiden Säulenreihen, welche die Vorderſeite der Markuskirche ſchmücken, das Auge und das Gemüth der ungeheuren Mehrzahl aller, die von den vier Himmelsgegenden zur Bewunderung des berühmten Tempels hieher kommen, hinreichend und ohne Mißlaut befriedigen.

Sehr geeignet, den großen Touriſtenhaufen günſtig zu ſtimmen, dürften auch die kleinen Thürme ſeyn, die an dem Rande des Daches, über dem Portal, wie Edelknaben, die Ehrenwache thun, aufgeſtellt ſind. Dieſe ſchmächtigen, zierlichen Spitzbogenwerke vertreten die gothiſche Muſe, ſo daß wir hier, nebſt Annäherungen an antike Schönheit, byzantiniſchen Zopf, arabiſche Trümmer und nun auch gothiſche Blumen haben. Was mich betrifft, ſo gehe ich hier mit der Maſſe, und ich geſtehe, daß die paar gothiſchen Pappeln, die da oben Schildwache halten, in der Unſumme von Merkwürdigkeiten, die das heilige Gebäude enthält, meine Lieblinge ſind.

Weniger Sympathie flößen mir die edeln Roſſe ein, die, wie das Horn dem Eichhorn, der Kirche aus der Stirne herauswachſen und etwa in der Mitte des die Emporkirche rings umſchließenden Söllers untergebracht ſind. Sie werden gleichfalls auf Rechnung griechiſcher Bildhauerei geſetzt, doch wieder auch einer römiſchen Hand, die zu Neros Zeiten thätig geweſen, zugeſchrieben, und dieſe letztere Anſicht ſcheint mir mehr für ſich zu haben als die erſte. Es iſt im ganzen Leibe, und namentlich in den Beinen dieſer Thiere eine maſſive Pracht ausgeprägt, die uns eher an die oft ungeſchliffene Energie des römiſchen Genius als an die feine und leichte Vollendung helleniſcher Meiſterſchaft denken läßt. Da ſie aber berühmt ſind, ſo werden ſie auch bewundert und beſucht. Gerade in den höchſten Regungen ſeiner Seele liebt der Menſch ſeine Verwandtſchaft mit dem Affengeſchlecht zu bethätigen; man fürchtet ſich bloßzuſtellen, wenn man vor dem ſich neigen würde, vor dem

ſich niemand neigt, und namentlich die Mehrheit des reiſenden Britenvolks iſt ſehr darauf bedacht, ſich an nichts auffallend zu betheiligen, was nicht im Reiſebuch empfohlen iſt.

Was übrigens, abgeſehen vom Trieb des Nachbetens, ganz geſchaffen ſcheint, um oberflächlich gebildete, für bunten Glanz empfängliche und feenhaftem Durcheinander gewogene Menſchen, wie es der großen Mehrheit nach die fremden Beſchauer von St. Markus ſind, zu beſtechen, das iſt die Geſammtheit der Dinge, welche den Inhalt ſeiner Vorderſeite bilden. Der dreifache Reiz des Verſchwenderiſchen, des Räthſelhaften und des Ueberraſchenden umfängt hier die leicht gekaperten Phantaſien, und mit welch ſtrengen Richtergedanken man auch vor dieſem Phänomen der Jahrhunderte ankomme, es iſt ſchwer, ſich Angeſichts all des flimmernden Zaubers einer angenehmen Empfindung zu erwehren. Wie die launenhaft zuſammengewehte, den Erſcheinungen der alltäglichen Wirklichkeit oft ſo täuſchend ähnliche und doch in Verklärung ſchwimmende Geſtaltenwelt der abendlichen Wolken uns gemeinhin in eine zwar unbeſtimmt behagliche, doch immer wohlthuende Stimmung verſetzt, ſo wirkt auch gewiſſermaßen dieſe Vorderſeite von St. Markus. Das Säulenheer, das von einem Ende bis zum andern ſich erſtreckt, um die beiden äußerſten Punkte der Linie ſich noch herumbiegt, an andern Orten, zumal der Mitte zu, in Vertiefungen zurücktritt und förmlich Golfe bildet, dieſes Säulenheer bewältigt die Gemüther durch die ehrfurchtgebietende Macht, die aller Fülle inwohnt, wenn ſich nur immer Anmuth, Ordnung und Größe dazu geſellen, wie es, freilich in ungleichem Maße, an den verſchiedenen Stellen des Ganzen auch hier der Fall iſt.

Hier wird nun dieſes Element ungemeiner Wirkung noch von dem Zaubergepränge anderer Mittel der Erregung umgeben und unterſtützt. Die gothiſchen Thürmchen, deren wir ſchon erwähnten, die muſſiviſchen Schildereien über den fünf Erzpforten, die zwar von dem Pflaſter des Platzes aus nicht leicht zu entziffern ſeyn würden, aber auf den Beſchauenden immer wie geheimnißvolle Blendwerke wirken, die Gruppen in halberhabener Arbeit, die da und dort mit Gegenſtänden aus der Bibel und aus der Weltgeſchichte die Schauluſt ſtacheln und die Neugier reizen, die goldbelegten Punkte, die aus dem Formengewimmel von Erz, Marmor und ſonſtigem edlem Geſtein wie leuchtende Flecken hervorſchauen — dieſe und viele andere Magnete, die ſich, ohne zu ermüden, unmöglich alle aufzählen laſſen, machen eine Maſſe von Kräften aus, mit denen St. Markus, dieſer Wallfahrtsort eines ſtets ſich erneuernden Schwarmes von weltlichen, vielfach ungläubigen Pilgern aus allen Ecken und Enden Europas, die Sinnlichkeit und das Empfindungsvermögen halbgebildeter Menſchen leicht bemeiſtert und beherrſcht.

Freilich wenn man ſich dann die Frage ſtellt: was iſt der Sinn dieſes bunten Krams, welches das Band aller Beſtandtheile dieſes phantaſtiſchen Gewimmels? in welchem Zuſammenhang ſteht jenes Basrelief oder jene Zierrath mit dem Gedanken des Ganzen, und wo und was iſt dieſer Gedanke? hat er je in dem Gehirne eines ſchöpferiſchen Menſchen als ein abgerundetes Bild gelebt? Oder iſt er nichts anderes als der Inbegriff aller Einfälle und Mittel, welche die Geſchichte Venedigs im Lauf der Zeiten an die Hand gab? Läßt ſich St. Markus, läßt ſich wenigſtens die prachtvolle Vorderſeite als ein Zeugniß von der Vollkommenheit des menſchlichen Geiſtes anſehen?

Wer dieſe Fragen ſtellt und, ſeiner Natur gemäß, als Preis ſeiner Billigung und Sympathie die Bejahung der lezten fordert, der wird freilich von der Fronte dieſer geweihten Schatzkammer, die ſie eine Kirche heißen und einem Evangeliſten gewidmet haben, unbefriedigt ſich abwenden und nicht bloß in Betrachtung der althelleniſchen Baureſte, ſondern auch an der Schwelle von Notredame zu Paris, am hohen Portale des Doms von Bourges mit ſeiner Legion von gothiſchen Statuen, am Eingange der Kirche St. Ouen in der Hauptſtadt des Normannenlands, und vor der Cathedrale des gleichfalls normanniſchen Coutances ſich äſthetiſch ganz anders befriedigt fühlen. — Aber wie geſagt, die überwiegende Menge derer, die in ihren Urtheilen von überraſchendem Glanz und chaotiſchem Schiller eher als von Ebenmaß, Einfalt, Einklang und Reinheit des Styls ſich beſtimmen laſſen, und wie auf der Bühne, ſo in der Kunſt und mithin auch in den Schöpfungen des Architekten das Stück gleich in Stücken haben wollen, muß ſich verſucht fühlen, den glizernden Wirrwarr von St. Markus den ſtrengeren, ſchlichteren und verſtändigen Stirnſeiten deutſcher und griechiſcher Meiſterwerke vorzuziehen.

Dazu kommt noch die magiſche Kraft, welche dieſer ſchimmernde Zuſammenguß augenfälliger Erinnerungen aus einer Reihe von Jahrhunderten ſelbſt auf ſtrengere Geiſter ausübt, um die unvergleichliche Sympathie zu erklären, die dieſer Kirche zugewendet wird. Sicher aber würde dieſe Theilnahme noch viel lebhafter, noch viel allgemeiner ſeyn, wenn nicht Einzelheiten vorhanden wären, die auch die Bewunderung nachſichtiger, leicht gefangener Beſchauer durchkreuzen und ſtören können. Man muß in der That eine fanatiſche Parteilichkeit für die Cathedrale von Venedig an Ort und Stelle mitbringen, um die Kuppeln, die auf dem Dache aus dem Hintergrunde, aber immer noch ſehr wahrnehmbar hervorſchauen, als eine Zierde des Ganzen zu betrachten. Man könnte eben ſo gut den Höcker eines Buckligen mit dieſem Ehrentitel belegen, und es mußte der Geſchmack der Tonangeber Venedigs noch ſehr im Argen liegen, als man all die Erfindungen byzantiniſcher

Barbarei ſo blind, ſo rückſichtslos unter die Elemente eines Denkmals emporſtrebender Geſittung aufzunehmen ſich entſchloß. Ich kenne die Monumente des doppelten Roms nur durch Nachzeichnungen, die ich aber für treu halten darf, ich konnte mir von den Zauberbauten der arabiſchen Phantaſie nur durch die Vermittlung engliſcher Stahlſtiche eine gewiß zu duſtige Vorſtellung verſchaffen. Kuppeln traf ich hier wie dort, aber was ich von den Wölbungen römiſcher Gebäude geſehen, ſchien mir zur Bedachung von Menſchen, die zum Höchſten ſich erheben wollen, ungleich geeigneter, ungleich edler, würdiger und majeſtätiſcher, die Kuppeln arabiſcher Moſcheen aber haben unendlich mehr Grazie und Verführung als dieſe byzantiniſchen, moskowitiſchen Steingeſchwülſte.

Wie ganz anders mächtig und heiter ſteht die Kuppel des Pariſer Pantheon in meiner Erinnerung da, mochte ich ſie nun von einem der Schattenverſtecke des Luxembourg im Abendrothe bewundern, mochte ich dem viel beſtrittenen Tempel durch die breite Bergſtraße, die den Namen ſeines Erbauers trägt und Rue Soufflot genannt wird, langſam und in den Anblick des bewältigend ſtattlichen Baus behaglich verſunken entgegen gehen, oder zu ihm vom abgelegenen Ufer des Fluſſes emporſtreben! Wenn ich dann, von irgend welchem Belvedere des „modernen Babel," je ferner deſto beſſer, durch den Duft, der aus der Seine und den wimmelnden Straßen, aus den Schloten der häuslichen Herde und den Eſſen der Dampfgewerbe zum Himmel emporſteigt, über dem weiten, einfachen Aſyle der Invaliden die von der Sonne ſo herrlich verklärte, in goldiger Glorie erglänzende Kuppel erblickte, da hatte ich doch ein anderes Bild, ein höheres Schauſpiel vor mir als dieſe Höcker von St. Markus.

Schließen wir nun mit der Außenſeite und ihren ſo wunderlich verbundenen Einzelheiten ab, begeben wir uns in das Innere der Baſilika, um von deren koſtbarem und ſeltſamem Inhalt die mit den Verhältniſſen einer Skizze vereinbare Kenntniß zu nehmen und von den Eindrücken, die uns dieſer Theil der Kirche gewährt, uns Rechenſchaft zu geben. Das eigentliche Schiff der Kirche iſt von dem Eingang durch eine Art Vorhalle geſchieden, die in den Handbüchern für Reiſende als ein beſonderes Kapitel des kapitelreichen Werks bezeichnet wird; aber wenn man die Decke, die Verzierungen, das ganze Gepräge dieſer Vorhalle mit der Decke, den Verzierungen, dem ganzen Charakter des eigentlichen Innern vergleicht, ſo wird man ſich bald überzeugt haben, daß hier wohl Trennung, aber kein Unterſchied beſteht. Was ſich von dem einen dieſer Räume ſagen läßt, gilt ſo ziemlich auch von dem andern, und derſelbe Styl waltet in der Vorrede wie im Buche vor.

Zu einer genauen Angabe, zu einem vollſtändigen und zugleich beſchreibenden Verzeichniß all der Schätze und Eigenheiten, die unter dieſem Dache ſich zuſammenfinden, wären ein paar ſtark beleibte Bände vonnöthen, und am Ende wäre doch von der Wirkung einer ſo bunten Welt keine Vorſtellung zu geben und zu gewinnen. Wir werden hier von den Einzelheiten nur die hauptſächlichſten, auffallendſten berühren können, und in Betreff des Uebrigen mit einem Verſuch, das Geſammtausſehen, das gemeinſchaftliche Antlitz, wenn ich ſo ſagen darf, in leichten Umriſſen zu veranſchaulichen, uns begnügen müſſen.

Zuerſt begegnet uns bei unſerem Eintritt, im Bereiche der Vorhalle, die Kapelle des Kardinals Giovanni Baptiſta Zeno. Sie enthält außer dem Grabmal des hier Beerdigten in Erz mehrere gleichfalls eherne Standbilder, die Perſonen der heiligen Schrift darſtellen und von den Venetianern für Meiſterſtücke der Bildhauerei gehalten und ausgegeben wurden. Wie die ganze Vorhalle, wo namentlich die bekannten Brüder Zunati thätig waren, iſt auch die Zenocapelle mit muſſiviſchen Malereien ausgeſtattet, und wo man nur im Innern der Kirche hinblickt, begegnet das Auge ſolchen, durch die Stoffe höchſt verſchiedenen, aber in ihrer Wirkung, wenn ich meinem Gefühle trauen darf, ziemlich eintönigen und mehr ſpannenden und abſonderlichen als wohlthuenden und erhebenden Moſaikſachen. Meine Neugierde wird beim Anſchauen dieſer vielgeprieſenen Arbeit weit mehr erregt als meine Andacht, und wie dieſe Malerei, ſo wirkt das Innere der Baſilika in ſeiner Geſammtheit auf mein Gemüth. Wohl ſind unfern der Schwelle zwei Weihkeſſel zu ſehen, von denen ich den einen wirklich bewundern muß, und deſſen ungewöhnlicher Umfang ſich mit der lauterſten Anmuth verbindet; wohl iſt keine der Capellen ohne einen Altar, der nicht nähere Beſichtigung verdiente oder irgend ein kunſtvolles Erzeugniß aus dem Gebiete oder von den Grenzen der Skulptur aufwieſe; und wenn auch in der eigentlichen Bildhauerei, im Hervorbringen anmuthig edler Statuen die nordfranzöſiſchen Künſtler des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts mir glücklicher geweſen zu ſeyn ſcheinen als die Venedigs, ſo haben dagegen die Werkleute dieſer Stadt in geſchnitztem, gegoſſenem, gehauenem Schmuckwerk zur Verzierung von kirchlichen oder häuslichen Geräthen und Bauſtücken, in den hieroglyphiſchen Einlagen eherner Pforten, in der zierlich gedrechſelten Verzierung von prachtvollen Chorſtühlen, im Schnitt wie in der Bekleidung heiliger Schreine eine unbeſtreitbare Ueberlegenheit, und was die ſogenannte Kirche der Frari, wo bekanntlich Tizians Aſſunta längere Zeit hing, in dieſer Beziehung, namentlich an geſchnizten Holzſachen in ſich faßt, geht der Zahl nach in's Unberechenbare und iſt, was den Werth der zarten und vollendeten Arbeit angeht, ſchwerlich zu übertreffen.

Die Venetianer waren, ehe ſie in die Periode eines unaufhaltſamen Verfalls eintraten, ein ſehr gewerbliches Volk, thaten ſich in allen Arten ſeiner Handarbeit hervor, hatten es unter andern in der Fertigung ſeiner Spitzengewebe ſehr weit gebracht und ſtanden als Goldarbeiter, einzelne Größen anderer Orte ausgenommen, ein paar Jahrhunderte hindurch an der Spitze von ganz Europa. Dieſe Bravour in der Spitzenweberei wie in der Faſſung edler Steine und Metalle iſt auch in den Beſtrebungen ihrer Baukunſt recht deutlich ſichtbar; in ihren geweihten wie in ihren weltlichen Gebäuden von Denkmalrang ſind ſie als Klöppler und Juweliere vor allem bei der Hand, und die Markuskirche, die Baſilika der St. Venetia, wenn ich ſo ſagen darf, iſt an Belegen hiefür ganz ungewöhnlich reich.

Wenn man einerſeits den an hundert und aber hundert verſchiedene Beſtandtheile dieſes wenigſtens angeblich chriſtlichen Chaos vergeudeten Putz und den in allen Formen gemeißelten, gewirkten, gedrehten Glanz betrachtet, und dann zu den Goldfeldern der Decke und der höheren Wände aufblickt, die mit zum Theil feſſelnden und anregenden, zum Theil aber auch, zumal wenn ſie aus den neueren Zeiten ſtammen, abgeſchmackten und abſcheulichen Moſaikdarſtellungen bedeckt ſind, ſo kann man ſich verſucht fühlen, im Stifter und Erbauer dieſer Kirche einen großen ſchöpferiſchen Geiſt zu vermuthen, der das doppelte Genie des Spitzenklöppelns und der Juwelen- und Goldbehandlung in ſich vereinigte. Ich wurde beſtärkt in dieſer Anſicht durch die Behauptung der Maler, die ich bei den Studien für meine Skizze über manches um Rath anging, die Behauptung nämlich, daß die Harmonie in dieſer Miſchung aus allem möglichen dem allwärts verbreiteten Goldſchein entſpringe. Ich nahm dieſen Aufſchluß dankbar hin, nur enthalten konnte ich mich nicht, meine Belehrer und auch mich ſelbſt zu fragen, wen denn die Baſilika des heiligen Markus zum Gotte habe, den Gekreuzigten oder den Mammon? Es ward mir erwiedert: vielleicht beide; und in der That, hier am großen Canal, wo jede Barke ſich ſo leicht in ein Stelldichein verwandelt und der allgemeinen Sage nach in mehr als Einer Bruſt zwei Altäre, einer für Cythere, der andere für die heilige Jungfrau ſtehen, kann es niemand Wunder nehmen, wenn der Haupttempel ausſieht, als wäre er eben ſo gut für den Götzen des Reichthums, als für den allmächtigen Herrn der Seelen beſtimmt.

Es iſt nach dem Geſagten ſchwer anzunehmen, daß die St. Markuskirche im Gemüthe des Beſuchers eine weſentlich, ausſchließlich religiöſe Erregung und Erhebung zu ſchaffen vermöge. Ich werde von einem Gotteshauſe nie verlangen, daß ſeine Form und Einrichtung der ſinnbildliche Ausdruck einer dogmatiſchen Wahrheit ſey, und ich gebe mich zufrieden, wenn das in allen chriſtlichen Kirchen geforderte Symbol, wenn das Kreuz zu ſehen iſt. Was ſich aber außerdem nicht bloß wünſchen, ſondern beinahe fordern läßt, iſt, daß in der Anlage und Ausführung des heiligen Baus nichts ſey, was der Weihe des Herzens für die Anbetung des Anzubetenden, der Sammlung des Geiſtes und dem Aufſchwung der Seele zum Höchſten und Ewigen entgegen iſt, daß vielmehr etwas in ihm liege, was die Saiten des innern Menſchen in dieſem Sinne zu ſtimmen vermag. Die Struktur der gothiſchen Dome iſt für den bloßen Verſtand und die reine Dialektik keine genauere Uebertragung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre als irgend eine andere; aber es ſind in dieſen hohen Schiffen, dieſen hoch emporſchießenden Pfeilern und Bogen, dieſen mächtigen und doch ſchlanken Säulen, in dieſen Fernſichten, in dem Verſchwinden des oft verſchwenderiſchen Schmuckwerks im weiten und erhabenen Raum, in der ſanft ſchaurigen Dämmerung endlich, die das durch glühend bemalte Scheiben gedämpfte Licht allenthalben verbreitet, die Elemente gegeben, welche die gläubigen Seelen ergreifen, in Andacht beugen und zum innigen Verkehr mit dem Allerheiligſten vorbereiten können. Sie wiſſen wohl ſelbſt nicht wie, wodurch und weßwegen das geſchieht, aber es geſchieht, und das reicht hin.

Davon findet ſich nichts in St. Markus, und während in den gothiſchen Cathedralen der Menſch ſich klein, winzig klein fühlt, und erſt wenn die fromme Gemüthsbewegung vorüber, an die Größe der Zeiten, in denen dieſe Monumente aus dem Boden zum Himmel ſtrebten, wie an die beſcheidenen Meiſter, die ſie, oft ohne Nachlaſſen ihres Namens, errichteten oder ſchmückten, dankbar und ſtaunend ſich erinnert, wird er in St. Markus nur an menſchliche Pracht und menſchliche Herrlichkeit gemahnt, der menſchliche Stolz wird hofirt, nicht die göttliche Allmacht angedeutet; es iſt alles ſo ausgefüllt, daß faſt kein Platz für den lieben Herrgott übrig geblieben ſcheint, und aus all dem Prunke dieſer Hallen quillt ſo wenig Andacht wie aus der Muſik, die ſie faſt jeden Tag durchzirpt und durchrauſcht.

Ein Denkmal aber, das ſo ganz in irdiſchem Hofſtaate blinkt, wird in ſeiner Geſammtwirkung allen Einflüſſen der Natur, wie alles vorzugsweiſe Sinnliche, unterworfen ſeyn. Das abgeſchloſſenſte, ſelbſtſtändigſte, durch ſeine ihm eingebaute Majeſtät und Hoheit bewältigende Monument zu Gottes Ehren wird im glitzernden Sonnenglanz nicht wie unter grauem Wolkenzelt, in der ambroſiſchen Friſche des Morgens nicht wie im roſigen Duftmeere des Abends ſich ausnehmen, aber es wird durch den wechſelnden Schein hindurch ſtets ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter feſt bewahren. Ich habe die ehrwürdige Cathedrale von Bourges im ſanften Mondſchein geſehen, der auf die grauen Zinnen

der heiligen Veſte mildernd fiel, ich ſtand in der Metropole von Rouen, während die lezten Gluthen eines heißen Sommertages durch die Glasgemälde drangen und das Feuer derſelben verzehnfachten, ich habe mich, Gott weiß wie oft, von einer fernen Brücke aus an der ſchattenhaften Erſcheinung von Notredame, unter dem Lenzhauch des frühen Vormittags und dem Streit der himmliſchen Stoffe bei nahender Nacht geweidet, und die drei gigantiſchen Denkmale ſtehen, wie ich ſie in den angedeuteten Momenten erblickte, noch immer vor meiner Phantaſie. Allein die atmoſphäriſche Umgebung iſt in meinem Bewußtſeyn genau von ihnen abgetrennt, ſie ſtehen da wie die unveränderliche Subſtanz, und was der Wind um ſie herumgeweht, iſt ein Schwarm vergänglicher Zufälle. St. Markus dagegen fließt mit der Außenwelt, die auf ſeine Formen eindrängt, völlig zuſammen, geht gewiſſermaßen unter in ihr, bildet mit ihr ein beſonderes Ganze, von oft hinreißender Magie, und bei gleichgültiger Beleuchtung meiner Alltagslaune mich zu entreißen unvermögend, iſt dieſe Kirche in der Zauberdämmerung der venetianiſchen Sommerabende ein Feenwerk für mich, und mit der ſinkenden Sternennacht ein wahrhaft großartiger Gegenſaz zu dem geſelligen Taumel des Markusplazes.

Engliſche Skizzen.

1. Der Cenſus.

Es war keineswegs eine ſo leichte Sache, den amtlichen Cenſus Großbritanniens, deſſen Reſultate kürzlich bekannt gemacht worden, zu Stande zu bringen. Zwar hatte man nicht weniger als 30,000 officielle Zähler, Enumerators, aufgeſtellt und ſie mit den nöthigen Schematen verſehen, die bloß ausgefüllt zu werden brauchten, um mittelſt derſelben eine Ueberſicht über die Bevölkerung zu erhalten. Dieſe Schemata enthielten verſchiedene Rubriken, und man hatte nichts zu thun, als in denſelben Namen, Alter, Stand, Beſchäftigung, Religion ꝛc. einzutragen. Aber glich ein ſolches Schema nicht völlig einem Paſſe, und hieß das nicht dem freien Britten zumuthen, ſich ſelbſt einen Paß auszuſtellen, und dieß in einem Lande, wo das Paßſyſtem völlig unbekannt iſt? Man kann ſich daher leicht denken, mit welchen Schwierigkeiten dieſe Zähler zu kämpfen hatten. Auch nur Zutritt in die Häuſer zu erhalten, war nicht immer eine ſo leichte Sache in einem Lande, wo jeder Mann das Recht hat, ſein Haus, wenn es auch nur aus einem Keller beſteht, als ſein »Castle« zu betrachten, und mit dieſem Recht ein natürliches Intereſſe verbindet, von ſeinem Schloß alles, was wie Polizei oder Gläubiger ausſieht, fern zu halten. Sah nun ein ſolches Schema nicht ganz wie eine gerichtliche oder polizeiliche Ladung aus? Um über ein ſolches Haus und ſeinen die Außenwelt von ſich fern haltenden Beſitzer Kunde zu erhalten, ſah man ſich in vielen Fällen genöthigt, zu den Nachbarn ſeine Zuflucht zu nehmen und auf die Gerüchte zu horchen, die man ſich über den myſteriöſen Hausbewohner zuflüſterte. Dazu kommt nun noch die Unwiſſenheit des engliſchen Volks, von dem ein Drittheil kaum ſchreiben kann und folglich das Schema von andern ausfüllen laſſen mußte, gar nicht zu reden vom Widerwillen der Weiber, die hiebei insgeſammt aufgefordert waren, ihr Alter quaſi gerichtlich anzugeben. Dieſer lezte Umſtand bewog mehr als Einen engliſchen Gentleman, das Schema zur Hälfte unausgefüllt zurückzuſenden, weil er nicht wollte, daß das Alter ſeiner Gemahlin oder ſeiner Töchter zum Stadtgeſpräch von ganz England würde. Erinnert dieß nicht unwillkürlich an die Franzöſin, die, als ihr der Richter die Eidesformel vorlas und ſie geloben ſollte, die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu ſagen, ſofort den Richter mit den Worten unterbrach: „Ja, die ganze Wahrheit, nur nicht mein Alter.“

Das Reſultat des Cenſus iſt bekannt; man hat, glaube ich, zu 21 Millionen die Zahl derjenigen angegeben, die man als in England wohnhaft betrachten kann. Wohnhaft in Häuſern natürlich; aber weiß man, wie viele Tauſende und aber Tauſende in London nicht in Häuſern wohnen? Kennt man die Anzahl aller, die in England hauslos ſind, im buchſtäblichen Sinne des Worts, und die das Schema folglich gar nicht erreichen, viel weniger aufführen und aufzählen konnte?

Man ſagt, hundert tauſend Menſchen ſtehen jeden Morgen in London auf, ohne zu wiſſen, wo ſie ihr Frühſtück oder Mittagsmahl hernehmen ſollen. Aber das Schwerſte iſt damit bereits überſtanden: ſie ſind wenigſtens aufgeſtanden. Freilich ſagt man nicht, wo ſie aufgeſtanden ſind, wo ſie die Nacht zugebracht haben. Dickens in ſeinen Household words hat es übernommen, die Lücken, welche der Cenſus in dieſer Hinſicht gelaſſen hat, auszufüllen und uns die Schlupfwinkel zu zeigen, aus denen die hausloſe Armuth aufſteht. Das Gemälde iſt wirklich ſchrecklich. Die Menſchen, welche die Nacht nicht wandernd in den Straßen zubringen, trifft man niedergekauert in der ſchwarzen Finſterniß dunkler Gänge, unter dumpfigen und feuchten Brücken- oder Eiſenbahnbogen, überhaupt in Gewölben, die Menſchen und Hunden denſelben freien Zutritt geſtatten, wie der kalten durchdringenden Nachtluft des engliſchen Himmels, ſo himmelweit verſchieden vom italieniſchen! Die Lazzaroni ſind Könige im Vergleich mit den engliſchen Obdachloſen. Die glücklichſten ſind noch die Tauſende, welche, wie die Igel zuſammengerollt, vor der gräßlichen Hitze der Ziegel- oder Kalköfen in der nächſten Umgebung Londons liegen, oder zwiſchen Balken und Steinen im Bau begriffener Häuſer eine Verſchanzung finden, oder ſich zwiſchen die Körbe und Gemüſehaufen der Londoner Märkte geſchlichen haben, einen Haufen Kohlköpfe zum Kiſſen und einen Kartoffelſack zur Decke. Sie alle haben ein Nachtlager erſchlichen und erſchleichen vielleicht auch einen von Schauer und Froſt und Angſt bebenden Schlaf, einen Schlaf voll ſchauderhafter Träume von Conſtablern mit fluchender Stimme, von Marktweibern mit Eimern voll Waſſer und von Marktaufſehern mit ſchrecklichen Stöcken.

Sind dieſe Schläfer ohne Haus und Hof ebenfalls im Cenſus aufgeführt? Haben die Zähler ſie in ihrer temporären Behauſung, wo ſie die Nacht zubringen, aufgeſucht, um ihnen das Schema zuzuſtellen? Die Tauſende anderer verlorener Geſchöpfe, die,

um ein Nachtlager zu erlangen, alles erſteigen, was nur einigermaßen erſteigbar iſt, verlaſſene Wagen, Gemüſe- und Fiſcherboote am Ufer; die in Fetzen gehüllten Kinder, die eher einem Haufen zuſammengerollter Lumpen, als einem Knäuel menſchlicher Geſchöpfe gleichen, ſo dicht liegen ſie aufeinander, um ſich gegenſeitig zu erwärmen und die auf ſie eindringende Nachtluft abzuwehren, finden ſich dieſelben im Cenſus kopf- oder gruppenweiſe aufgeführt, und ſind die Enumeratoren Nachts bei ihnen eingekehrt, zur einzigen Zeit, wo ſie in ihrer wirklichen Reſidenz wirklich wohnhaft anzutreffen ſind, um ihnen das Schema zur Ausfüllung zuzuſtellen? Und endlich die Tauſende von Frauengeſtalten, die, ſo jung, alle ſchön ſeyn könnten und ſollten, und die in ihrer Verkommenheit bereits alle Aehnlichkeit mit menſchlichen Geſtalten verloren haben — namenlos, nahrungslos, hauslos, freundlos, verzweifelnd, trunken, starving — ſind ſie nach Namen, Wohnung, Stand, Alter, Anzahl gleichfalls im Cenſus aufgeführt? Wiſſen ſie ſelbſt ihren Namen, ihr Alter, ihren Wohnort? Nein, alles das ſind menſchliche Weſen, die in der Geſellſchaft als todt figuriren, bürgerlich, geſellſchaftlich, menſchlich todt! Der Cenſus kennt ſie nicht.

Auf der andern Seite wieder finden wir hunderte von Todten unter den Lebendigen im Cenſus aufgeführt. In England ſteht bekanntlich jeder auf ſeinen eigenen Füßen, und die Autorität bekümmert ſich eben ſo wenig um die Todten als um die Lebendigen. Ereignet ſich z. B. ein Todesfall in einer Familie, und dieſe hat die Mittel nicht, um den Todten ſogleich beerdigen zu laſſen, und der Begräbnißunternehmer, der undertaker, weigert ſich denſelben auf Credit zu begraben, ſo wird die Leiche ſo lange in einem Schrank, oder an einem ſonſtigen Orte im Hauſe oder im Zimmer ſelbſt, wenn die Familie nur Ein Zimmer hat, aufbewahrt, bis dieſelbe das Geld zur Beſtreitung der Beerdigungskoſten ſo oder ſo zuſammengebracht hat. Dieß findet namentlich ſtatt, wenn eine Familie zu viele Liebe für ein eben dahingeſchiedenes Mitglied empfindet, um die Beerdigung der parish, der Gemeinde zu überlaſſen, welche den geſchiedenen Paupers die lezte Ehre ganz geſchäftsmäßig, mit der ſtrikteſten Oekonomie und ohne die geringſte kirchliche Ceremonie erweist. Nicht alle Engländer, noch weniger aber die Irländer haben ſich von allem, was ihnen früher für heilig galt, ſo ganz losgeſagt, daß ſie ſich entſchließen könnten, diejenigen, die ihnen im Leben theuer waren, nach dem Tode einer ſolchen „unmanierlichen“ Behandlung preiszugeben. Zudem liegt für die Hinterbliebenen immer etwas ſchmerzliches im Gefühle, einen ihrer Angehörigen als Pauper begraben zu laſſen. Und ſo geſchieht es nicht ſelten, daß arme Eltern ihr verſtorbenes Kind vierzehn Tage, ja drei Wochen bei ſich verweilen laſſen, ohne daß die Behörde die geringſte Notiz davon nimmt. Wie viele Todten befanden ſich auf dieſe Weiſe in den Häuſern armer Familien im Moment, wo die Zähler mit ihren Schematen dieſelben betraten? Die Eltern, die nicht ſchreiben konnten, ließen das Schema durch den Zähler ausfüllen, und in ihrem Schmerz waren ſie vielleicht froh, wenn der noch unter ihnen verweilende Todte als unter ihnen lebend aufgeführt wurde.

Zu den Hausloſen, die natürlicherweiſe im Cenſus nicht aufgeführt werden konnten, kommen nun noch alle diejenigen, die, obgleich ſeßhaft und von den größten Comforts in ihren Wohnungen umgeben, nie in ihren Häuſern getroffen werden. Sie wohnen nur da, wo Vergnügen und Laſter ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Und haben die Zähler alle diejenigen aufgefunden, die tagtäglich in den Zeitungsanzeigen als verſchwunden angezeigt werden, oder die von betrübten Müttern oder von verlaſſenen Frauen mit den dringendſten Bitten aufgefordert werden, zurückzukehren in das elterliche Haus, oder in die Arme der Gattin und Kinder, wo Alles, Alles vergeſſen und verziehen ſeyn ſoll? Haben die Zähler dieſe Geheimniſſe durchdrungen und haben ſie auf ihren Zetteln eine beſondere Rubrik offen gehalten für die Verlorenen, Verſchwundenen, Entwichenen, Entflohenen, und eine andere Rubrik für Alles, was vergeben und vergeſſen ſeyn ſoll? Nichts würde ein helleres Licht auf die Zuſtände der Geſellſchaft werfen, als wenn die Ziffern der ſtatiſtiſchen Regiſter mit Bemerkungen der Art durchflochten werden könnten.

Es wäre ebenfalls zu wünſchen geweſen, daß der Cenſus, bevor er ſich mit der Zuſammenſtellung der Schemata befaßte, Einſicht genommen hätte von den Hunderten von Anzeigen, die ſich täglich in der Times finden, und wo die »detective police,« die geheime Polizei, Belohnungen von zehn bis hundert Pfund ausſchreibt für die Adreſſen von Perſonen, die ein Intereſſe zu haben ſcheinen, ihren Wohnort und Namen geheim zu halten vor aller Menſchen Augen und Ohren. Es wäre für das Publikum höchſt belehrend und beruhigend geweſen, wenn die Zähler ſich mehr mit der Geſchichte der Menſchen befaßt hätten, die, während ſie, die Zähler, ruhig ihr Schema ausfüllten, mit falſchen Schlüſſeln, Brecheiſen und Piſtolen in der Hand in fremden Häuſern ihren Geſchäften nachgingen. Vor allen Dingen aber hätte man ſich angelegen laſſen ſeyn ſollen, die Perſonen mit ihren rechten Namen einzutragen. Dieſer Gedanke muß ſich jedem aufdringen, der weiß, wie ſchwer es iſt, den wahren Namen eines Individuums in England zu konſtatiren, zumal wenn man in den täglichen Polizeiverhandlungen die Hunderte von Menſchen ſieht, deren jeder hinter ſeinem Namen eine ganze Reihe von falſchen Namen oder »alias« hat. Unter welchen alias ſind Individuen der Art in die Bücher der Zähler eingetragen worden? Und wer kann dafür ſtehen, daß daſſelbe Individuum

mit ſeinen verſchiedenen alias nicht drei oder viermal in den Liſten figurirt?

Die Bevölkerung Großbritanniens beträgt, wie geſagt, nach dem neuen Cenſus 21 Millionen, während dieſelbe ein Jahrhundert früher ſich kaum auf ſieben Millionen belief, und trotz Auswanderung, trotz Cholera, trotz Krieg, iſt ſie, zumal ſeit den lezten dreißig Jahren, beſtändig im Steigen begriffen. Welchen Umſtänden iſt dieſe außerordentliche Vermehrung zuzuſchreiben? Der Bericht, welcher dem Cenſus beigefügt iſt, und mit ihm Dickens in ſeinen Household words ſchreiben dieſelbe dem Umſtand zu, daß die Ehegeſetze weſentlich verändert und verbeſſert worden, und wir können nicht umhin, einiges von dem, womit ſie dieſe ihre Behauptung begründen, hier anzuführen. — Im vorigen Jahrhundert waren die Heirathscontrakte ſehr loſer Natur, und die Heirathen ſelbſt, auf Privatwegen und ohne weitere Controle oder Einregiſtrirung geſchloſſen, dienten nur zu oft bloß als Mittel der Verführung. Wie gering man ſolche in England eingegangenen Ehen anſah, geht zur Genüge aus dem Umſtand hervor, daß die meiſten Staaten des Feſtlands die Legalität einer ſolchen engliſchen Heirath gar nicht anerkennen wollten, ſondern ihr nur dann Rechtsgültigkeit zugeſtanden, wenn dieſelbe im betreffenden Lande noch einmal feierlich und öffentlich geſchloſſen wurde. — Es war dieß um ſo weniger zu verwundern, als London von Schlupfwinkeln wimmelte, wo wirkliche und Scheingeiſtliche zu jeder Stunde und um jeden Preis, manchmal für eine Flaſche Branntwein, bereit waren, jedes beliebige Paar einzuſegnen, ohne ein Regiſter darüber zu halten. Der einzige Zeuge einer ſolchen Heirath war irgend ein armer Teufel von Hausknecht, der eigens zu dieſem Geſchäft gehalten wurde. So beſtand in May fair ein ſolches Heirathscomptoir, wo jährlich nicht weniger als 6000 Paare auf die prompteſte Weiſe und nach ihres Herzens oder ihrer Sinne Gelüſten bedient wurden. Ja man begnügte ſich nicht, hinter dem Comptoir auf die Kunden zu warten, es bildeten ſich ganze Schaaren von ambulirenden Prieſtern, welche unter dem Namen von „Heckepriеſtern" die Leute aller Orten, auf allen Wegen und Stegen einſegneten, für ein Glas Bier oder ein Stück Schinken. Um dieſes Aergerniß abzuſtellen, wurde bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Geſetzesvorſchlag gemacht, in Folge deſſen alle Heirathen in die Regiſter des Kirchſpiels eingetragen werden ſollten. Aber ſonderbar genug wurde dieſe Bill gerade im Hauſe der Gemeinen am heftigſten bekämpft. Das engliſche Volk, hieß es, habe eine Abneigung gegen öffentliche Heirathen; die Privatheirathen koſten ſehr wenig Geld und die Abſchaffung derſelben ſetze die Exiſtenz und Fortdauer der Nation ſelbſt auf's Spiel. Wo wolle man Arbeiter und Taglöhner hernehmen, wenn es den Armen nicht mehr frei ſtände, ſich zu verheirathen, ohne ſogleich der Gemeinde davon Kunde zu geben und für die Einregiſtrirung ſtarke, für den armen Mann unerſchwingliche Gebühren zu erlegen? Nein, ein ſolches Projekt könne nur von Leuten erſonnen ſeyn, die im Geheimen damit umgingen, die reichen Erbinnen des Königsreichs den älteſten Söhnen adeliger und reicher Familien zuzuſichern.

Wenn nun trotz allen Widerſtandes das neue Ehegeſetz ſchließlich durchging, ſo darf man doch nicht, wie es von Dickens und im Cenſus geſchehen iſt, dieſem Umſtand die ſeitdem fortſchreitende Vermehrung der Bevölkerung faſt allein zuſchreiben; das ökonomiſche Geſetz der Nachfrage und des Angebots hat, wie ſehr es auch unſern Gefühlen widerſtreben mag, auf dieſe Vermehrung weit mehr Einfluß gehabt, als das Ehegeſetz. Doch dieſen Punkt haben wir hier nicht weiter zu unterſuchen.

Trotz des Steigens der Bevölkerung iſt die Zahl der alten Jungfern und verwittweten Frauen in England ungemein groß. Die Anzahl der lezteren beläuft ſich beinahe auf eine Million, während die Anzahl der Wittwer kaum 300,000 beträgt. Es iſt nicht ſehr einladend für die jungen Leute, ſich in den heiligen Stand der Ehe zu begeben, wenn die Ehe ſo lebenverkürzend auf den Mann und lebenverlängernd auf das Weib wirkt, wie es in England der Fall zu ſeyn ſcheint. Auch hier läßt der Cenſus uns völlig im Dunkeln über die Urſache einer ſo außerordentlichen Erſcheinung. Man begreift allerdings, wie in einem Seehafen, in einer Küſtenſtadt, hauptſächlich von Matroſen oder Fiſcherleuten bewohnt, die in Folge ihrer Beſchäftigung ſich täglich dem Tode ausſetzen, die Anzahl der Wittwen eine ungewöhnliche Höhe erreichen kann. Wie aber in London die Weiber ihre Männer ſo ſtark überleben können, daß die Zahl der Wittwen, mit denen die Hauptſtadt geſegnet iſt, ſich auf fünfzehn Procent beläuft, iſt kaum zu erklären, man müßte denn zu der Annahme ſeine Zuflucht nehmen, daß unverheirathete Mädchen unter gewiſſen Umſtänden es rathſam gefunden haben, ſich als Wittwen in das Schema der Cenſoren eintragen zu laſſen. Die Zähler hatten natürlich keine Mittel an der Hand, den Thatbeſtand herzuſtellen; für ſie handelte es ſich bloß darum, die Zettel zu vertheilen und ausfüllen zu laſſen, und für Unrichtigkeiten kann ſie niemand verantwortlich machen.

Wie lückenhaft übrigens der Cenſus auch in anderer Beziehung iſt, geht aus dem Umſtand hervor, daß wir in demſelben nur drei Balladen- oder Bänkelſänger aufgezählt finden, während ich im Augenblick, wo ich ſchreibe, wenigſtens vier unter meinem Fenſter in der Straße ſingen höre. Haben die tauſend andern, die zu jeder Stunde die Straßen Londons durchziehen, ſich geſchämt, ihren Stand anzugeben, oder gehören die Bänkelſänger zu den Obdachloſen, die man unmöglich während des Tags in Häuſern aufſpüren konnte und denen man das Schema nächtlicherweile hätte zuſtellen müſſen, wenn

ſie unter Brückenbogen, oder vor dem Feuer der Ziegelöfen, oder unter Marktkörben hingeſtreckt lagen und ihre müden Glieder und ihre noch müdere Stimme ruhen ließen?

Nicht minder ſchwer zu erklären iſt die Erſcheinung, daß wir im Cenſus nur fünfhundert Schriftſteller aufgezeichnet finden. Wer die Maſſe von Büchern und Flugſchriften anſieht, die zu Tauſenden jeden Monat aus den Verlagshandlungen Londons allein hervorgehen, muß nothwendigerweiſe zum Schluß kommen, daß die angegebene Zahl der Autoren in gar keinem Verhältniß ſteht mit der Maſſe der Schriften, wie groß auch immer die Schöpfungsgabe der Schreibenden und wie leichtfertig auch immer die Produkte ſeyn mögen. Haben ſich etwa die Autoren ihres Standes geſchämt und denſelben verleugnet? Oder gehören ſie in England zum großen Theil ebenfalls zu den Obdachloſen, wie die Bänkelſänger, die man allenthalben, nur nicht in ihren Häuſern treffen kann? Um ſo beſſer ſcheinen dagegen die Zeitungsſchreiber daran zu ſeyn, deren nicht weniger als 1500 aufgeführt ſind. Hat das Schema ſie nicht in ihrem eigenen Hauſe, ſo hat es ſie gewiß auf dem Zeitungsbureau getroffen, mit der Schöpfung von Neuigkeiten beſchäftigt, die in England immer noch ſehr gut bezahlt werden.

Am beſten ließen ſich die Paupers zählen, denen die Gemeinde ein Haus einräumt, das workhouse, wo man ſie größtentheils zu jeder Zeit des Tags und der Nacht antreffen kann, da ſie daſſelbe nur äußerſt ſelten verlaſſen dürfen. Und dieſer auf Koſten der Gemeinde ernährten Paupers findet ſich nicht weniger als eine Million aufgezählt.

Wenn nun auch nicht alle dieſe Armen im Arbeitshaus ſelbſt beherbergt werden, ſo werden ſie doch meiſt von demſelben beköſtigt, d. h. das Arbeitshaus liefert ihnen Brod und andere Lebensmittel und läßt ihnen noch Unterſtützung in Geld zukommen, ſo daß es ein Leichtes war, die regelmäßigen Penſionäre auf's genaueſte anzugeben. Wie iſt es aber mit den unregelmäßigen, zufälligen Penſionären, die bloß für eine Nacht im Arbeitshaus einkehren, am frühen Morgen Steine klopfen, um ihr Frühſtück zu verdienen, und dann weiter ziehen, um am folgenden Abend im Arbeitshaus einer andern Stadt einzukehren, und denſelben Wandel vielleicht ihr Leben lang mit größerer oder geringerer Unterbrechung fortſetzen? Hat der Cenſus auch von dieſen Notiz genommen? und finden ſie ſich als Paupers oder als Reiſende verzeichnet?

Es ſind dieß nicht die einzigen Lücken, welche der Cenſus läßt, und es wandeln vielleicht zu dieſer Stunde auf der freien Erde Englands Tauſende von Geſchöpfen, von denen erſt Notiz genommen wird, wenn ſie unter der Erde ein Unterkommen gefunden haben.

2. Die Proviantirung Londons.

Die Bevölkerung Londons wird auf zwei und eine halbe Million Seelen angeſchlagen. Nirgends in der Welt finden wir eine ſo ungeheure Menſchenmenge auf einem ſo kleinen Raume zuſammengedrängt. Ein Menſchenlager von dritthalb Millionen Seelen! Die ganze Schweiz mit ihren Bergen und Thälern, mit ihren zahlreichen Städten und Dörfern hat lange nicht ſo viele Menſchenköpfe aufzuweiſen, als hier innerhalb der Hörweite der Glocken von St. Paul zuſammengedrängt ſind. Wie wird dieſe unendliche Menſchenmaſſe tagtäglich geſpeist? Wie wird den materiellen Bedürfniſſen dieſer hungrigen Menſchheit jeden Tag Genüge geleiſtet?

Das Quarterly review, indem es die Berichte der verſchiedenen Commiſſionen zuſammenſtellt, gibt uns über dieſen Punkt ſehr anziehende Aufklärungen, und indem wir die Hauptreſultate mit dem, was uns unſere eigene Anſchauung gelehrt hat, beleuchten, glauben wir dem Leſer ein Bild von einer der intereſſanteſten Erſcheinungen des Londoner Lebens geben zu können.

Beginnen wir mit dem Fleiſch. Die Londoner ſind bekanntlich die größten Fleiſchverzehrer in der Welt und die engliſchen Roaſtbeefs und Beefſteaks ſind weltbekannt. Bevor wir den eigentlichen Fleiſchmarkt Londons in Augenſchein nehmen, verweilen wir einige Augenblicke auf dem Viehmarkt. Das lebendige Gewühl von Ochſen, Schafen, Schweinen und andern vierfüßigen Thieren, das an einem Markttage in Smithfield, dem Marktplatze, zuſammengepreßt iſt, überſteigt alle Vorſtellung und muß den Mitgliedern der Geſellſchaft, welche ſich zur Vertheidigung der Thierrechte conſtituirt hat, Anlaß zu den peinlichſten Betrachtungen geben. Der Viehmarkt, mitten in der City gelegen und von allen Seiten mit Schlacht- und Knochenhäuſern umgeben, iſt viel zu klein, viel zu beengt, um all das Vieh zu faſſen, das für die Conſumtion der Weltſtadt beſtimmt iſt. Die Schafe, Schweine und Ochſen werden daher noch lebendig ſo aufeinander und aneinander gedrängt, wie hinterher ihr Fleiſch im geräucherten, gepöckelten oder geſalzenen Zuſtande. Der ganze Markt zeigt nichts als eine Maſſe geduldig ſich ſchmiegender Wolle, ungeduldiger, aber feſtgebundener Hörner und barbariſcher, den Wilden gleichender Treiber, die rückſichtslos mit ihren Stöcken unter die lebendige Viehmaſſe hineinfahren.

Um ſich einen Begriff vom ungeheuern Fleiſchverbrauch Londons zu machen, muß man wiſſen, daß im vorigen Jahre nicht weniger als anderthalb Millionen Schafe, an 300,000 Ochſen, 100,000 Kälber und 127,000 Schweine zu Markt gebracht und geſchlachtet worden ſind. Alles dieſes Vieh wird faſt ausſchließlich auf den Eiſenbahnen nach London transportirt. Aber England allein reicht nicht hin, London mit Fleiſch zu verſehen, und Holland und Dänemark haben in jüngſter Zeit

von der Abſchaffung der Zollgebühren Gebrauch gemacht, um Schafe und Ochſen, auf fremden Wieſen genährt, nach England einzuführen. Die Conſumtion von Schweinefleiſch hat in den lezten Jahren in London ungemein abgenommen, während die von Hammelfleiſch verhältnißmäßig im Steigen begriffen iſt.

Außer dem Viehmarkte haben wir aber noch zwei ungeheure Fleiſchmärkte, wohin das in den Provinzen geſchlachtete Vieh aus allen Ecken Englands gelangt, und man zählt nicht weniger als 36,000 Tonnen Fleiſch, die jährlich von dieſen Märkten in London zur Verzehrung kommen. Es ſezt dieß nicht weniger als 500,000 Schafe und 160,000 Ochſen voraus, die in den Provinzen geſchlachtet werden, und alſo zu den oben angegebenen Zahlen hinzugerechnet werden müſſen. Früher waren achtzig engliſche Meilen die weiteſte Entfernung, aus der man mit einiger Sicherheit friſches Fleiſch auf dem Londoner Markt beziehen konnte. Heutzutage iſt faſt keine einzige Grafſchaft, die nicht ihr Contingent an Fleiſch zu der Proviantirung Londons liefert, und ganz Aberdeen z. B. iſt ein Schlachthaus für London geworden. Es iſt mit Sicherheit vorauszuſehen, daß mit der Zeit der Fleiſchmarkt dem Viehmarkte ſolche Concurrenz macht, daß mit dem Viehmarkt auch die Schlachthäuſer aus London verſchwinden werden.

Das Fleiſch, das aus den engliſchen Provinzen nach London verführt wird, iſt das beſte und ſchönſte, das man ſehen kann, und bei weitem dem Fleiſche der Ochſen und Hämmel vorzuziehen, die in London ſelbſt geſchlachtet werden. Da die Fracht für gutes Fleiſch nicht theurer iſt, als für das von geringerer Qualität, ſo kann man ſich leicht denken, daß nur die ausgeſuchteſten Stücke nach London gebracht werden, weßhalb auch Newgate market, wie der vornehmſte Fleiſchmarkt heißt, der eigentliche Markt für das ariſtokratiſche Viertel, für das ſogenannte west end iſt.

Die Engländer ſind, wie man weiß, ungemeine Liebhaber von ſogenannten mutton-chops, die man zu tauſenden an den Fenſtern aller Speiſe- und Kaffeehäuſer ausgeſtellt ſieht. Nach der Unzahl von mutton-chops, die in London verzehrt werden, ſollte man meinen, daß zehnmal ſo viel Hämmel in London geſchlachtet werden müßten, als wirklich der Fall iſt. Aber nein, dieſe Muttonchops kommen alle aus den verſchiedenen Provinzen Englands, welche, auf den ſpeciellen Geſchmack der Londoner rechnend, diejenigen Theile des Hammels nach der Hauptſtadt ſenden, aus denen die beſten Chops geſchnitten werden können, während ſie die andern Theile zu ihrer eigenen Verzehrung zurückbehalten.

Der Viehmarkt und der Fleiſchmarkt, d. h. Smithfield und Newgate, halten ſich das Gleichgewicht. Im Winter hat der Fleiſchmarkt das Uebergewicht, weil alsdann das Fleiſch leichter zu verſenden iſt, ohne ſeine Friſche zu verlieren, während der Sommer die eigentliche Jahreszeit für den Viehmarkt iſt, wo dann der Mezger ſich ſein Vieh auswählt, um es in jedem beliebigen Augenblick ſelbſt ſchlachten zu können. Samſtag iſt der Tag, wo das Fleiſch in größter Maſſe verkauft wird, und nicht weniger als 20,000 Schafe werden gewöhnlich an einem einzigen Freitag Abend in den Schlachthäuſern um Smithfield herum geſtochen, um den Markt für den folgenden Tag zu verſehen. Nun befindet ſich Smithfield im Herzen der City, und man kann ſich leicht denken, wie dieſe Schlachthäuſer, faſt auf Einem Fleck concentrirt, auf die bereits von Menſchen und Geſchäften erhizte Atmoſphäre wirken müſſen. Aber die Männer der City, in ihrem Heißhunger nach Gewinn, fragen nichts nach Atmoſphäre und Schlachthaus; die tauſende von Ochſen und Kühen kümmern ſie nicht im geringſten, es ſey denn, daß, wie es hundertmal geſchieht, ein wildgewordener rennender Ochſe einen Citymann in ſeinem Rennen nach Geſchäften zu Boden wirft. Aber auch Unfälle der Art, die manchmal ſehr ernſt ſind, überſieht man gerne, da der Viehmarkt und die Schlachthäuſer der Citycorperation, d. h. dem Lordmayor und ſeinen Aldermen ungeheure Summen abwerfen. Erſt im vorigen Jahr iſt es der Geſetzgebung gelungen, über die Citycorperation zu triumphiren, und mit dem nächſten Jahr wird der Viehmarkt aus der City verſchwinden, um am äußerſten Ende der Stadt, auf den ſogenannten Copenhagen Fields gehalten zu werden.

Wir haben bisher den Fleiſchmarkt von ſeiner ſchönen Seite betrachtet, d. h. wir haben bloß von den ausgeſuchten Stücken geſprochen, die nach Newgate für das ariſtokratiſche Stadtviertel geſendet werden. Vom Fleiſch, das für die ärmeren Bewohner Londons im Großen verkauft wird, kann man ſich nur dann eine Vorſtellung machen, wenn man bedenkt, daß faſt kein Stück Vieh in England crepirt, ohne daß es ſofort als Schlachtfleiſch nach London zu Markt gebracht wird. „Es iſt immer noch gut genug für die Londoner," ſagte ein Nachbar zu einem Farmer, der eine crepirende Kuh bei Seite ſchaffen wollte, aber vom erſtern den treuherzigen Rath erhielt, dieſelbe zu ſchlachten und das Fleiſch nach London zu ſchicken, wo er es für einen Penny das Pfund los werde. Ein einziger Laden in Newgate macht wöchentlich für mehr als 500 Pfund Sterling Geſchäfte in dieſer Sorte von Fleiſch. Freilich haben die Marktaufſeher den Befehl, alles Fleiſch, das ſich nicht zur menſchlichen Nahrung eignet, mit Beſchlag zu belegen und die Schuldigen vor Gericht zu ziehen; aber die höchſte Strafe, die ein Magiſtrat erkennen kann, iſt zwanzig Pfund Sterling, während der Handel wöchentlich Tauſende abwirft und den Fleiſcher, trotz aller Strafgelder, die er zu erlegen hat, bereichert. Zudem iſt die Nachfrage nach wohlfeilem Fleiſch, ſo lange es nur wie Fleiſch ausſieht, ſo groß, es findet ſo vielfache Verwendung, ſey es daß es in der Form von Würſten, oder als ein anderes Gemiſch, von den Franzoſen

fromage d'Italie genannt, genoſſen wird, daß der Handel trotz Geſetz und Polizei immer Mittel und Wege finden wird, dieſer außerordentlichen Nachfrage auf die eine oder andere Weiſe Genüge zu leiſten.

Nicht minder großartig als der Fleiſchverkauf iſt der von Fiſchen, nur daß der Handel mit Fiſchen der Spekulation wie dem Detailhandel ein Feld eröffnet, das jeden Beobachter mit Staunen erfüllen muß. Im Fleiſchhandel muß man den Kunden hinter dem Laden erwarten; die Kunden müſſen zum Fleiſcher hingehen, da das Fleiſch ſich nicht colportiren läßt; wenigſtens iſt es noch nicht Sitte geworden, Fleiſch von Haus zu Haus durch die Straßen feil zu bieten. Die Fiſche dagegen brauchen die Kunden nicht abzuwarten; ſie gehen ihnen entgegen, ſie ſuchen die Kunden und Conſumenten auf in allen Straßen, in allen Häuſern und dringen ſich ihnen auf durch den wohlfeilen Preis, zu dem ſie ſich anbieten, und die Verſuchung, die ſie dem Auge hinhalten.

Der Fiſchmarkt wird im ſogenannten Billingsgate abgehalten, das ſich dicht an der Themſe befindet und kürzlich große Veränderungen erlitten hat. Der Großhandel findet hauptſächlich Morgens zwiſchen 5 und 7 Uhr ſtatt. Das Meer, welches von allen Seiten England einſchließt, iſt die große Proviantkammer, die zu jeder Jahreszeit und von jedem Punkte ihrer unendlichen Peripherie London mit ihren immer friſchen Vorräthen zu verſehen hat. Die Eiſenbahnen ſind eben ſo viele Radien, die von den verſchiedenen Seeküſten auslaufen und in London, in Billingsgate ihren Vereinigungspunkt finden. Im Eifer, mit dem die Seeküſten an der Verſorgung Londons arbeiten, haben ſie keine Zeit, an ihren eigenen Bedarf zu denken, ſo daß Städte, wie Brighton, wenn ſie ein Gelüſte nach Sohlen oder andern leckern Fiſchen haben, genöthigt ſind dieſelben von London zu beziehen, wohin ſie vielleicht eine Stunde vorher ganze Tonnen voll geſendet haben. Aber durch die Eiſenbahnverbindung iſt Brighton von London nur zwei Stunden entfernt, und nachdem die Seeküſten dem Handel im Großen Genüge geleiſtet haben, fällt London nachher die Pflicht anheim, die eigentliche Vertheilung vorzunehmen und dem Einzelnen ſein ihm zukommendes Quantum in aller Ordnung zuzuſtellen.

Billingsgate iſt, gerade wie Smithfield, viel zu klein, um alle die Fiſche und Fiſchhändler zu faſſen, die ſich täglich hier zuſammenfinden. Wehe dem Unglücklichen, der ſich aus bloßer Neugierde früh Morgens in Billingsgate hineinwagt! Er kann ſicher ſeyn, daß die Wolle ſeines Ueberrocks vor lauter Schuppen, mit denen er ſich bedeckt, bald gänzlich unſichtbar wird.

„Bommeree" oder Mittelsmänner werden die anſäßigen Fiſchhändler genannt, die aus den verſchiedenen Quartieren Londons ſich jeden Morgen nach Billingsgate begeben, um dort ihren Vorrath aus erſter Quelle zu beziehen. So lange dieſer Handel dauert, geht alles noch in einer gewiſſen Ordnung vor ſich, obgleich das Gewühl und der Lärm und das Gedränge bedeutender ſind, als auf jedem andern Markte, was ſich ſehr leicht aus der Natur des Handels und den Sitten der Händler erklärt. Der Fiſchhandel iſt ein Handel, der keine Zögerung leidet, wo alles mit der größten Eile und Haſt betrieben werden und der Umſatz ſo zu ſagen stante pede vor ſich gehen muß. Was der Waare ihren Werth gibt, iſt ihre Friſche, und der Zwiſchenhändler, welcher die Vermittlung zwiſchen Produktion und Conſumtion übernimmt, kann nicht zu raſch zu Werke gehen.

Sobald die regelmäßigen, anſäßigen Fiſchhändler abgezogen ſind, kommen die Straßenverkäufer und herumziehenden Händler zu Tauſenden herbei, mit Körben und Karren, mit Wagen und Mauleſeln, und die Scene, die ſich nun aufthut, geht über alle Vorſtellung. Die erſten und eifrigſten unter den hauſirenden Fiſchhändlern ſind die Juden; für ſie handelt es ſich darum, die Fiſche, wo nicht lebendig, doch noch zuckend zu bekommen, um ſie dann ſogleich an ihre Glaubensgenoſſen, die große Liebhaber von Fiſchen ſind, abzuſetzen; denn die Religion verbietet den Juden Fiſche zu genießen, die todt aus dem Waſſer kommen. Die Fiſche werden verſteigert; die Straßenverkäufer oder „Costermongers" ſchaaren ſich in Gruppen um die Ausrufer, und ſolcher Gruppen ſind es Hunderte. Die Straßenverkäufer legen dabei ihr Geld zuſammen, um Ankäufe machen zu können, welche die Kräfte des Einzelnen überſteigen würden, und nehmen dann nachher unter ſich die Vertheilung vor. Sprotten und Häringe ſind die Fiſche, worauf ſie ihr Hauptaugenmerk richten; und ſobald ſie ſehen, daß die Zufuhr nicht ſo groß iſt, als ſie wünſchen, ſo ſind ſie in einem Nu aus Billingsgate verſchwunden, um nach Coventgarden zu eilen und ſtatt Fiſchen Früchte einzukaufen.

Wir ſehen daraus, daß der Fiſchhandel keineswegs eine Specialität iſt, an welche die Straßenverkäufer ſich binden. Es iſt merkwürdig, mit welcher Schnelligkeit ſich das Gerücht von Ueberfluß oder Mangel an Fiſchen über die tauſende von Verkäufern verbreitet, die eben nicht in Billingsgate anweſend ſind. »No smaks at the gate,« das iſt das Loſungswort, auf welches alle, die auf dem Wege nach Billingsgate begriffen ſind, umkehren, um nach dem vier engliſche Meilen entlegenen Coventgarden zu eilen. — Häringe und Sprots ſind das wahre Manna, das über Nacht vom Himmel fällt, um für einen Tag die hunderttauſende Hungriger zu ſpeiſen, die in den dunkeln Gängen und Höfen und unterirdiſchen Gewölben wohnen, von denen London wimmelt.

Coventgarden, auf dem der Gemüſemarkt gehalten wird, bezieht einen großen Theil ſeiner unendlichen Vorräthe aus der unmittelbaren Nachbarſchaft Londons. Von welchem Theil Englands der Reiſende ſich der

Hauptſtadt nähern mag, überall ſieht er, wie der Anbau des Bodens ſich fortwährend ſteigert, bis zu den äußerſten Villas in den Vorſtädten, wo er ſeinen höchſten Punkt erreicht. Statt der Felder, die ſonſt in England alle mit Hecken eingeſchloſſen ſind, ſieht man nichts als Gärten, wo, wie Washington Irving ſagt, „die Furchen vielmehr mit dem Pinſel als mit dem Pflug gezogen ſcheinen, ſo groß iſt die Korrektheit, Feinheit und Vollendung der Linien.“ Aber man glaube ja nicht, daß dieß bloße Kunſtgärten ſind zum Vergnügen und zur Unterhaltung der Eigenthümer. Nein, es ſind die eigentlichen Marktgärten für London, welche von den Handelsſpekulanten hergerichtet und befruchtet werden. Dünger und Gewerbfleiß erſetzen hier den Raum; dieſer ſteht in gar keinem Verhältniß mit der Produktion, die er liefert. Vier bis fünf Ernten von Gemüſen ſind etwas ganz Gewöhnliches, und nach jeder Ernte wird der Boden auf's neue aufgeriſſen und neu gedüngt und mit neuer Schöpfungskraft begabt. Derſelbe Karren, welcher Morgens mit einer Ladung von Kohlköpfen nach Coventgarden fährt, kehrt Nachmittags mit einer Ladung Dünger zurück. Wie ſchade iſt's, daß ſich ein ſolches Syſtem nicht über ganz England verbreiten kann, und daß die Stoffe, welche der Erde ſchaffendes Leben geben, nur dazu dienen, das Waſſer zu vergiften und die Themſe zu einem der widerwärtigſten Ströme der Welt zu machen! Wie man weiß, laufen alle Abzugskanäle, welche den trefflichſten Dünger führen, in die Themſe aus.

Es iſt eine Luſt zu ſehen, mit welchem Eifer jeder Zoll Landes in dieſen Gemüſegärten benuzt, und mit welcher Sorgfalt jede Pflanze gehegt und gepflegt wird. Man ſieht ganze Felder mit Blumenkohl, wo jedes einzelne Stück von der Hand des Gärtners ſo ſorgfältig in ſeinen eigenen Blättern eingehüllt iſt, wie ein aſthmatiſcher Mann von ſeinem zärtlichen Weibe in wollene Decken, und ſo wie ein heilſamer Regen ſich ankündigt, laufen hunderte von Gärtnern herbei und befreien den Blumenkohl von der Hülle, die ihn vor der Kälte ſchützen ſollte.

Man ſchlägt auf 12,000 Morgen Land den Grund und Boden an, der in der unmittelbaren Umgebung Londons zur Proviantirung von Coventgarden beſtimmt iſt. Nicht weniger als 35,000 Menſchen ſind mit dem Bau der feineren Früchte und Gemüſe beſchäftigt, welche den bemittelten Klaſſen in den verſchiedenen Jahreszeiten vorgeſezt werden. Im Maße, als London täglich ſich weiter ausdehnt und in die Kunſtgärten vorrückt, müſſen ſich dieſe täglich weiter zurückziehen in die Felder und einen immer größeren Kreis um London beſchreiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die gröberen Gemüſeſorten weniger in dieſen Gärten gezogen, ſondern größtentheils aus dem Innern Englands und vom Ausland bezogen werden.

Coventgarden iſt eine wahre Oaſe in dem von Rauch und Nebel verdüſterten London. Die friſche Luft, die man hier einathmet, geſchwängert mit dem Dufte der ausgeſuchteſten Früchte und Blumen, läßt einen vergeſſen, daß man ſich in London befindet. In der großen Allee, welche Coventgarden durchſchneidet, iſt die Niederlage der feineren Früchte, ſo wie der Erſtlinge aller Arten von Gemüſen, und es darf uns nicht überraſchen, wenn wir eine Handvoll grüne Erbſen oder Kirſchen mit dem Preiſe von einem Pfund Sterling angemerkt finden. Zu beiden Seiten der Allee ſind die verſchiedenen Gemüſe in rieſigen Pyramiden aufgehäuft, gelbe und weiße Rüben, Kartoffeln und Orangen neben einander.

Seitdem die Steuer, die früher auf fremden Früchten laſtete, ſo bedeutend herabgeſezt worden, haben der Continent und namentlich Frankreich angefangen die Erzeugniſſe ihres Bodens auf den Londoner Markt zu ſenden. So wie in Folge des ſchlechten Wetters oder anderer Umſtände die Preiſe auf dem einheimiſchen Markte in die Höhe gehen, theilt der Telegraph dieß ſogleich den Händlern in Frankreich, Belgien und Holland mit. Vierzig Stunden darauf langen mit dem Dampfſchiff ganze Ladungen von Früchten in Coventgarden an, die eben noch in den Gärten der Normandie oder Flanderns prangten. Es iſt nicht ſelten, daß an einem einzigen Tag mehr als zweihundert Tonnen grüne Erbſen aus Frankreich allein in Coventgarden ankommen. Zur Zeit, wo die grünen Erbſen und andere Hülſenfrüchte an der Tagesordnung ſind, werde alle Armenhäuſer geöffnet, um den Weibern Gelegenheit zu geben, nach Coventgarden zu gehen und ſchälen zu helfen. Zu dieſer Zeit des Jahres kann man nicht Hände genug für dieſe einfache Dienſtleiſtung aufbringen. Zu Tauſenden ſitzen ſie da, alte und junge Weiber, alle emſig beſchäftigt, die Erbſen von ihrer Hülle zu befreien und den Köchen Londons das Geſchäft zu erleichtern. Tauſende von ſtärkeren Händen und Armen halten ſich vom frühen Morgen an bereit, den größere Anſtrengung erfordernden Dienſt des Tragens in Coventgarden zu verrichten, und wieder hundert andere ſpekuliren auf Nebel und Dunkelheit, um ihre fertigen Fackeln zu verkaufen, von der namenloſen Zahl der Straßenkehrer gar nicht zu ſprechen, die vom Regen und Schmuz in Coventgarden leben.

Der Verkauf en gros wird in Coventgarden auf dieſelbe Weiſe betrieben wie in Billingsgate. Wie Gemüſe und Früchte durch die Straßenverkäufer ihren Weg zu den ärmeren Claſſen finden, iſt von Mayhew in ſeinem Werk: London labour and London poor beſchrieben, das in Deutſchland ſicher wohl bekannt iſt. Man zählt ohngefähr 30,000 Straßenverkäufer; rechnet man dazu die 70,000 regelmäßigen, anſäßigen Detailverkäufer von Lebensmitteln jeder Art, ſo hat man die Geſammtzahl von 100,000 Menſchen, welche die zwei und eine halbe Million Menſchen, aus denen die Bevölkerung Londons beſteht, mit ihren vornehmſten täglichen Bedürfniſſen verſehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Tagebuchblätter. — Das Nationalarchiv und ſeine Umgebung.

Aus der Rue Rambuteau mit ihren Laubkronen von Altanen längs den oberſten Stockwerken, ihren Epheufenſtern, an denen aus dunkelgrünem Rahmen häufig nur Ein Kopf ſchauen kann, ihren Laden voll Puppen, Bildern, Haargeflechten u. ſ. w., einer der längſten Straßen der Stadt, in der wir die von St. Denis und St. Martin kreuzen — letztere an beiden Enden von den altersbraunen Kirchen St. Merry und St. Nicolas des Champs bewacht — erreicht man in der Rue St. Avoye das Hôtel de St. Aignan, früher Montmorency, wo der Connétable Anne de Montmorency nach der Schlacht von St. Denis an ſeinen Wunden ſtarb und Heinrich II. oft weilte. Es iſt dieß das Quartier der alten, freilich immer mehr ſchwindenden Paläſte. Die Ecke der Rue du Paradis und du Chaume bildet das einſtige Hôtel de Soubiſe, ſpäter auf die Guiſes, die Rohans übergegangen, jetzt »les Archives nationales.« Seine ſchwarzen Thürmlein und Spitzbogen, wie gefaßt in den prächtigen Rococobau, wenden ſich nach der letztgenannten ſchmalen Straße, wo gegenüber der »Fontaine de la Naïade« — hübſches Basrelief einer ruhenden Nymphe von Mignot (1775) — ein Gitter unter den dunkeln Spitzthürmen zur »École impériale des Chartes« leitet, wie die Aufſchrift lautet unter farbigen blanken Wappenſchildern mit der mittelalterlichen Deviſe: »Ce qui me plait.« — Auf dieſe Seite gehen die »petits appartements,« unter ihnen das Boudoir einer Herzogin von Guiſe. Noch zeigt man das Roſettenfenſter, aus welchem ſich beim Nahen ihres Gemahls ihr Geliebter in die Straße herab ſtürzte.

Der Haupteingang in der Rue du Paradis bringt uns in einen ſtolzen, zum Garten umgewandelten Hof, von offener Säulenhalle umſchloſſen, deren Zinnen Statuen ſchmücken. Nicht der Paß, wie bei den meiſten Pariſer Anſtalten, kann uns die Pforten ſprengen, ſondern beſondere Erlaubniß, die man ſich ſchriftlich erbitten muß. Dem Forſcher mag das hier gehäufte Material über den Kopf wachſen; der Laie, der Touriſt hat die Curioſitäten, welche ihn anziehen, bald gezählt. Unter dem was am meiſten feſſeln mag, nennen wir den vielbeſprochenen eiſernen Schrank, auf Geheiß der Assemblée nationale im Jahr 1790 gefertigt, die Schlüſſel der Baſtille, die Ludwig XIV. überreichten ſilbernen Schlüſſel von Namur, das zu Verſailles gefundene, berüchtigte rothe Buch, die Teſtamente Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens, das Tagebuch des erſteren, Originalbriefe von Napoleon, unter ihnen der an Ludwig XVIII. gerichtete, u. ſ. w.

Je weiter man in der Rue du Paradis vordringt, deſto häufiger lieſt man an den Häuſern: »Achat de reconnaissances du Mont de Piété.« Das düſtere Gebäude ſelbſt liegt dem Archivpalaſte gerade gegenüber und erſtreckt ſich rückwärts bis in die Straße der Blanc-Manteaux. Ueberall enge Höfe, unſaubere Durchgänge; ſchüchterne, verlegene Geſtalten, denen man anſieht, daß ſie ſich ſchämen, huſchen vorüber. Die elegante Dame mit dem Blumenhute wie die zerlumpte Bäuerin treten da auf; haſtige junge Leute und dergleichen mehr. Ueberall ſtehen Soldaten; Alles hat etwas Peinliches in dieſem Gewinkel voll ſchlechter Luft, die aus ſo vielen Bündeln und Körben und Gerümpel aller Art aufſteigt. Jeder trägt etwas, einen Zettel oder einen Pack. Der Zudrang ſcheint ungewöhnlich, das Leihhaus in gegenwärtiger Nothzeit oft wie belagert. Im Innern ſtößt man auf unzählige Abtheilungen, hier für »bijoux,« dort für »linge« u. ſ. w., hier zum Verpfänden, dort zum Auslöſen, ein wahres Labyrinth. Da iſt eine Menge von »divisions,« wie lauter kleine Ställe. Im Wartſaal werden die Leute durch den Schieber nach der Nummer aufgerufen, und wie in der Gerichtsſtube ſitzen ſie auf Bänken in einer zum Umſinken verdorbenen Atmoſphäre. Wie verdächtig ſchleichen hier alle die Menſchen umher, von Wachen beobachtet, ſchlimmer als Bettler! Keiner ſchaut den andern an, wie durch Uebereinkunft, oder als hätten ſie ſämmtlich Nebelkappen auf; es iſt die Kehrſeite der Weltſtadt. Indeſſen ſchildern uns die franzöſiſchen Schriftſteller, welche ſo viel vom Mont de Piété zu erzählen wiſſen, doch alles viel großartiger, dramatiſcher; wie denn überhaupt ihr Paris, das Paris der Balzacs u. ſ. w. ein ganz anderes iſt, als wir heute erblicken, und als wohl je beſtand. Sie zeigen uns alles nur im Prisma ihrer Phantaſie.

Auf der andern Seite des Archivs, gegen die Rue Vieille du Temple, aus deren Tiefe der Cirque de l'Empereur vom Boulevard herſteht, ziert die Ecke der Straße Francs-Bourgeois noch eines jener ſchlanken Thürmchen des Mittelalters, die wie eine Blume aufſchießen, mit ihrem Schmuckwerk vom beſten Styl. Unfern davon wurde der Herzog von Orleans, einziger Bruder Karls VI. ermordet; der Krieg, die britiſche Invaſion entſprang dieſer Blutſtätte, welcher Deutſchland eines ſeiner Lieblingsdramen verdankt. Der Herzog hatte mit der Königin im Hôtel Barbette zu Nacht geſpeiſt und wollte ſich nach dem von St. Paul begeben, auf vermeintlichen Ruf des Königs, durch einen der Mitverſchworenen des Herzogs von Burgund überbracht. Der Getäuſchte ſaß auf ſeinem Maulthiere, von zwei Reitern auf Einem Pferde, einem Pagen und drei Fußleuten gefolgt, welche Fackeln trugen. Gegenüber von einem Hauſe, »l'image Notre Dame« geheißen, überfielen ihn achtzehn Bewaffnete, angeführt von Raoul d'Octonville, einem Edelmann aus der Normandie. »A mort!« ſchrie die Bande. „Ich bin der Herzog von Orleans!“ rief jener. „Der iſt's, den wir

ſuchen!« entgegnen ſie, und im nämlichen Augenblick haut ihm eine Streitart die Hand ab, welche den Zügel hält. Von mehreren Streichen nacheinander getroffen, ſinkt er zu Boden, vertheidigt ſich aber noch knieend und wiederholt öfters: »Qu'est ceci? D'où vient ceci?« Zuletzt von einem Keulenſchlage ſprizt ihm das Gehirn heraus. Ein Mann, das Geſicht von einer Scharlachkutte verhüllt, kommt aus dem Hauſe, ſtößt mit einem Prügel auf die Leiche los und ſpricht: »Eteignez tout; allons-nous-en; il est mort!« — Sie ſtecken das Haus, worin ſie ſich verborgen gehalten, in Brand und fliehen. Der Herzog von Burgund, Johann ohne Furcht, entwich wenige Tage darauf von Paris, nachdem er dem Herzoge von Berri geſtanden, die That ſey auf ſein, des Herzogs von Burgund, Geheiß vollbracht, um ihn an Orleans zu rächen, weil dieſer das Conterfei der Herzogin von Burgund, Margarethe von Bayern, in die Reihe der Bildniſſe ſeiner Geliebten gehängt. Zur Sühne für das Verbrechen errichtete Jean-sans-peur (1407) jenes Portal auf der nördlichen Seite von Notre-Dame, den ſpäteſten Zuſatz zum Wunderbau, la porte rouge genannt von ſeiner früheren Farbe, und noch täglich ob köſtlicher Skulpturen bewundert, unter denen wir den Burgunder und ſeine deutſche Gemahlin auf den Knieen gewahren. Nachmals ermordete ihn zur Vergeltung der Sohn des Herzogs von Orleans auf der Brücke zu Montereau.

In der erwähnten Rue Vieille du Temple ſchließt ſich, hinter dem Hôtel de Soubiſe, dem Staatsarchiv die kaiſerliche Druckerei an, ehemals palais cardinal (1471 erbaut), vom Diamanten-Rohan bewohnt, wo die berühmten Halsbandſcenen ſpielten. Im Hofe ſteht das Original der Guttenbergsſtatue von David d'Angers, die wir von Straßburg kennen. »L'auteur de l'imprimerie,« bedeutet uns der geleitende Beamte. Nachdem wir die Gebäudemaſſe des Archivs, das ganze Viereck, auch von rückwärts umwandert, biegen wir aus der Rue des quatre Fils nach der bisherigen Straße Orleans, jezt Charlet, zu der Kirche St. François d'Aſſiſe, wo wir nichts zu betrachten wiſſen, als leere Galerien, auf welchen vormals die Kapuzinermönche dem Gottesdienſte in dieſer ihrer Kapelle beiwohnten; aber dem zwitſchernden Lärm vieler in einander klingenden Stimmen folgend werden wir Zeugen einer Wohlthätigkeitsſitzung in der Sakriſtei, wo der Prieſter im Ornat, elegante Damen, barmherzige Schweſtern beiſammen ſitzen und eifrig ſchwatzen, ein Plauderchor. Die Rue de la Coquillière bringt uns über die Croix des petits Champs mit der Perſpektive auf die Ludwigsſtatue der Place des Victoires, in die Straße La Vrillière, an die Bank von Frankreich, früher Hôtel Toulouſe oder Penthièvre, von wo wir aus der Rue neuve des bons Enfants durch eine kleine Paſſage in das Palais royal zu unſerem gewohnten Diner gelangen.

Wien, Oktober.

Puffe. — Lotterie. — Der Dichter des Fechters von Ravenna.

Meiſter Puff arbeitet mit vollem Dampf. Der beginnende Winter, das Nahen der Neujahrszeit ſind für den Gewerbfleiß, oder beſſer geſagt, für die Vermittler des Gewerbfleißes, die Herrn Handel und Wandel, was für den Bauern die Ernte, für den Winzer der Herbſt. Was jezt nicht „gemacht“ wird, bleibt als Bodenſatz zurück; um aber zu „machen,“ bedarf man bei dem ſtarken Wetteifer der Nebenbuhler aller möglichen Pfiffe und Kniffe, Ränke und Schwänke, mit Einem Worte, des Puffs. Der Haupttummelplatz für den Puff ſind die Zeitungsblätter. Alle Welt lieſt Zeitungen, der Taglöhner ſpart ſich den Kreuzer vom Munde, um ſein Blatt zu erhalten, und der feine Mann geht mindeſtens in's Kaffeehaus, wo er für den Preis einer Schale braunen Trankes ein Dutzend Blätter durchſtöbert. Wer alſo die Menſchheit auf ſein Geſchäft aufmerkſam machen will, muß den Weg der gedruckten Oeffentlichkeit betreten. Das leuchtet den Geſchäftsleuten immer mehr ein. Schon ſind wir ſeit meinen früheren Andeutungen über dieſen Gegenſtand dahin gelangt, daß die einfache Ankündigung in den anerkannt bezahlten Spalten nicht mehr ausreicht; man greift bereits ſehr allgemein zur „Reclame,“ für die ich keinen deutſchen Ausdruck weiß, obſchon die Sache ſelbſt in unſerem deutſchen Boden gedeiht und Wurzel faßt. Die gewöhnliche Ankündigung iſt ſeit Jahr und Tag ſchon ſo allgemein geworden, daß ein Geſchäft, welches ſich nicht ankündigt, in Gefahr ſteht, der Vergeſſenheit zu verfallen. Wer Aufſehen machen will, bedarf ſchon der Reclame, deren Abfaſſung allgemach anfängt zu einem literariſchen Geſchäftszweig zu werden, wie es früher die Verfertigung von Gelegenheitsgedichten war. Und hier fängt das Reich des Puffs an. Der Gewerbsmann, je nachdem er ein ſündiger Kopf iſt, läßt ſich unter dieſer oder jener, oder auch unter dieſer und jener Form Anpreiſungen ſeiner Handelſchaft verfertigen, plump oder fein, wie es eben kommt, und ſorgt dafür, daß der Aufſatz in einem Blatt im Text ſelbſt erſcheine. Dieſes Beſorgen beſteht aber nicht, wie ehedem, im Einſchwärzen durch Gunſt, Fürbitte oder Beſtechung, ſondern ganz einfach im Erlegen eines feſtgeſezten Preiſes. Die Zeile koſtet ſo und ſo viel, wie alle Welt wiſſen könnte und doch ſo viele nie merken werden, nämlich die große Maſſe der Leſer, für welche der Leim aufgeſtrichen wird, und die noch Jahrzehnte hindurch unbefangen genug bleiben wird, wie die Erfahrungen von London und Paris vermuthen laſſen, auch die grobe Reclame für eine Mittheilung der Redaktion zur Unterhaltung und Belehrung der Leſer zu nehmen.

Den großartigſten Puff aber treiben gegenwärtig in ungeheuern Ankündigungen und vielfachen Reclamen, ungerechnet die rieſigen Zettel an den Straßenecken, Veriſſutti und die Seinen mit ihren Fanfaren zur großen Güter- und Geldlotterie. Man bietet das landtäfliche Gut Ribuian in Böhmen an, oder eine Ablöſung von 200,000 Gulden (nämlich Wiener Währung, von welcher der Gulden nur 24 Kreuzer C.-M. werth iſt). Auch die andern Gewinnſte ſind in der verſchollenen W. W. ausgedrückt, weil die Zahlen mehr ausgeben und man damit über die halbe Million hinauskommt, wobei natürlich auf den Anſchlagzetteln die „halbe“ kaum leſerlich in Verſchrift, die „Million“ dagegen in gröbſter Fraktur erſcheint. Die „Vorziehung“ dieſer Lotterie findet in einigen Tagen (am 4. Nov.) ſtatt, und alle Blätter ſind voll davon, denn unabhängig von Veriſſutti, dem Hauptunternehmer, erheben ſeine Unterverſchleißer ihre Stimme, namentlich um rührende Geſchichten von bedeutenden Treffern zu erzählen, die mit den bei ihnen gekauften Looſen gemacht wurden. Sterzinger Edler von Streitfeld beruft ſich auf die zwei armen Juden, welche im vorigen Jahre durch ſeine Hand das Loos für den erſten Treffer von 200,000 fl. — W. W. — erhielten; Sothen führt den ungariſchen Familienvater in's Gefecht, den er aus dem Schlamme der Bedrängniß zur trockenen Höhe des Wohlſtandes gehoben; Anna Krenn wärmt wieder die zwei Kellner vom Hopfenſtock auf, welche vor Jahren bei ihr 25,000 fl., natürlich ebenfalls in W. W., gewonnen haben. In dieſer Vorziehung wird als erſter Treffer ein Bäckchen von tauſend vorbehaltenen Looſen gewonnen, alſo eine tauſendfache Anwartſchaft auf die Herrlichkeiten der eigentlichen Ziehung, welche in zwei Monaten erfolgen ſoll. In dieſen zwei Monaten werden die Expeditionen der verſchiedenen Blätter von der Lotterie allein ſchon eine ganz artige Rente ziehen, abgeſehen von allen übrigen Anzeigen, deren Zahl von Tag zu Tage wächst, da nur die Sprödigkeit der älteren, warm in der Wolle ſitzenden Geſchäftsleute der Lockung noch widerſteht, und wie geſagt ſeit Jahresfriſt die früheren, gleichſam verachtungsvollen Anſichten über den Puff in Druckerſchwärze ſich bedeutend gemildert haben, obſchon ſie darum lange noch nicht verſchwunden ſind und erſt mit dem älteren Geſchlechte ſelbſt ganz ausſterben werden.

Der Puff iſt kürzlich auch zum Beſten eines verkommenen Dichterlings in Bewegung geſezt worden, wenn die Sache nicht etwa ganz einfach darauf abgeſehen war, die Leute zum Beſten zu haben. Man las nämlich eines Morgens in einem Kreuzerblatt, der bisher noch unbekannte Dichter des Fechters von Ravenna ſey ein gewiſſer Rebl, ein durch den Trunk gänzlich in die Brüche gekommener Mann, welcher in ſeinen beſſern Tagen vor Jahren das Trauerſpiel gedichtet und bei dem damaligen Leiter des Burgtheaters eingereicht habe. Die Handſchrift ſey, hieß es weiter, unbeachtet liegen geblieben, bis in unſern Tagen ein Zufall ſie zur Oberfläche gebracht und Laube mit glücklichem Blick die Schönheiten der Dichtung entdeckt habe. Da auf der Handſchrift kein Name ſtehe, ſo habe die Direktion nicht mit dem Verfaſſer verkehren können.

Der Einſender aber kenne den Dichter, der — wie einſt Julius von Voß im Berliner Vogtland beim Schnaps — zu Ottakring beim Heurigen ſich zu Schanden gezecht habe, und für den man jezt etwas Erfleckliches thun möge. Von allen dieſen Anführungen war nur die Schattenſeite wahr, aber nicht die helle. Ein gewiſſer Redl, der früher ein wenig Schriftſtellerei trieb, hat nicht ſo viel Wein zu vertragen vermocht, als zu trinken ihn ſein Durſt verleitete, aber dieſe Sündfluth hat keinen großen Geiſt erſäuft. Die Handſchrift des Fechters iſt nach neueren Angaben mit der Unterſchrift Albrecht von Dresden eingeſendet worden, und der Dichter hat ſeinen wahren Namen und Stand zur Zeit noch nicht bekannt gegeben. Jedenfalls werden ſeine bürgerlichen Verhältniſſe nicht gar lange mehr ein Geheimniß bleiben; die Tragödie birgt, wenn auch nach dem Urtheil ſtrenger Kunſtrichter einige Mängel an ihrer Ausführung haften mögen, einen ſolchen Hort der edelſten Dichtergaben in ſich, daß ein Geiſt, der mit dieſen ächten Geſchmeiden ausgerüſtet, einmal die Rennbahn betreten und einen Dank gewonnen hat, nicht zaudern kann, die Hand nach neuen Kränzen auszuſtrecken, und dann verwandelt ſich unfehlbar der berühmte Unbekannte in einen großen Bekannten, den alle Welt bei Namen nennt, auch wenn er ſelber ſich nicht die Mühe gibt, uns zu ſagen, ob er Peter oder Paul heißt. Ich erinnere hier, um auf ein paar allgemein bekannte Beiſpiele hinzuweiſen, der Zeitfolge nach an Walter Scott, Anaſtaſius Grün und Nicolaus Lenau; auch der Verfaſſer des Virey, ein deutſcher Amerikaner, dürfte hier zu erwähnen ſeyn; er heißt, wenn ich nicht irre, mit ſeinem Polizeinamen Sealsfield. Es wäre übrigens möglich, daß der Dichter des ſchönen Trauerſpiels, welches, der bewegten Zeit zum Trotz, ſich der allgemeinſten Theilnahme erfreut, im bürgerlichen Leben wirklich Herr Albrecht gerufen würde. Einſtweilen laſſen wir dieſen Nebenumſtand auf ſich beruhen; wir ſind zufrieden, ein großartiges Werk wie den Fechter, voll edler Begeiſterung und erhaben vaterländiſcher Geſinnung gewonnen zu haben, und noch mehr zufrieden, einen Dichter zu beſitzen, welcher mit einem ſolchen Werk ſeine Laufbahn nicht beſchloſſen, ſondern begonnen hat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 46. 12. November 1854.

— Der Augenblick nur entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke.
Goethe.

Tonio.

Von Otto Roquette.

Dort, wo die ſchäumenden Bäche von felſiger Alpe ſich ſenken,
Wild, wenn der eiſigen Heimath erſtarrendes Thor ſie durchbrechen,
Aber verſprühend im Sturze, und ſanfter nun wallend und gleitend,
Unhörbar und leis, wie die luftig getragene Wolke,
Duftig in Nebel verhüllend den Fels und in träumendes Wogen,
Bis dann auf Moos und Geſteinen die Tiefe ſie ſammelt von neuem
Und ſie als rieſelnde Quellen entläßt in die Schlucht des Gebirges:
Dort hat die ſcheidende Sonne den lezten der farbigen Bogen
Leiſe verweht, und es dämmert in ſilbernem Brauen die Feuchte.
Dunkel violenblau rings füllen den Grund nun die Schatten;
Aber da droben im Aether noch glühen die ſilbernen Firnen,
Königlich ragt in das Blau der Gebieter im Schnee, Monte Roſa,
Wie ein kryſtallener See umlagern ihn Düfte der Thäler.
Sein diamantenes Haupt, wie die märchenbezauberte Inſel
Strahlt es in purpurner Glut, und umwogt von den goldenen Wellen.
Aber allmählig verglühen die farbigen Bilder der Sonne,
Bläulich verweht in die Nacht auch das purpurne Strahlengebilde,
Und mit gebreitetem Flügel ergeht auf den Höh'n ſich das Dunkel.
Nur den höchſten der Gipfel erreicht nicht die neidiſche Dämmrung,
Schimmernd, aus ſilbernen Schalen, umgießen die Sterne mit Licht ihn.

Eingehüllt in die Nacht liegt träumend das Thal Macugnaga,
Welches mit ſammtenen Matten ſich ſenkt in die höchſte der Alpen,

Duftend von grünender Friſche, und über ſich Schnee und Geklüfte.
Und aus gebrechlicher Hütte, der ärmſten vielleicht in dem Thale,
Tonio tritt mit dem Stab, wie zu nächtlicher Wanderung gerüſtet.
Schmerzlich belächelt er noch, umblickend, das morſche Gebäude,
Schließet den Riegel von Holz, denn des Schloſſes entbehrte die Thüre,
Kehret den Rücken und ſchreitet hinab den gewundenen Fußweg.
„Steh oder falle" — ſo denkt er — „du ärmliche Hütte! Bewohne
Dich, wer nun will! Mag der wühlende Wurm dich zernagen, dem lange
Du ſchon die Heimath gewährſt; mag der Bergſtrom nieder dich reißen,
Oder des Sturmes Gewalt: mir gibſt du nicht länger ein Obdach!
Alſo auch hier nicht im heimiſchen Thale, auch hier nicht die Heimath!
Weh mir, ein böſes Geſtirn hat zu ewigem Schweifen beſtimmt mich,
Und es entrückt mir das Ziel, und es dehnt ſich die Weite mir endlos!
Fahre denn wohl, du mein Thal, wie erſehnt' ich dich, ach, und was fand ich?
Selig, wem froh heimkehrend von mühebelaſteter Wandrung
Segnende Arme ſich öffnen des Vaters, wem, ach, aus der Mutter
Liebendem Auge die Thräne entgegen rinnt des Willkommens!
Selig, wen jubend die Schaar der Geſchwiſter umringt, und die Freunde,
Jugendgeſpielen, dem Wiedergekehrten mit Liebe begegnen!
Aber nicht Vater noch Mutter, noch liebe Geſchwiſter, noch Freunde
Fand ich daheim — einſam und verödet die Stätte der Kindheit!
Eben geſtorben lag auf dem dürftigen Lager der lezte
Arme Verwandte; ich kam zum Willkommen ihn ſchnell zu beſtatten.
So denn iſt nichts mehr hier, was mich bindet. Beginne von neuem
Schweifen und Suchen! Vielleicht daß Italien endlich ein Ziel mir
Gibt, und Genügen dem Drang des ſchmerzlich verwundeten Herzens!"

Solcher Gedanken erfüllt, lenkt Tonio nieder die Schritte,
Und raſch eilten die nächtlichen Stunden dem Morgen entgegen;
Lang' hat der Wanderer ſchon Peſarena, Vanzone im Rücken,
Hinter ſich ſchwindelnde Steige und Pfade des wilden Gebirgsjochs,
Hinter ſich Caſtiglione, das hoch ſich auf Felſen emporhebt.
Und aus der nächtlichen Schlucht, wo die tobende Anza, die Tochter
Starrender Gletſcher, mit Brauſen ſich ſtürzt in die breiteren Thäler,
Drunten bei Pie di Vulèra, entſteiget den Felſen auch Tonio,
Und in weiterem Rund ſieht er des Himmels Geſtirne
Heller erleuchten das Thal. Ermüdet erwählt er ein Lager
Unter dem Nußbaum ſich, der mit duftenden Blättern ſich wölbet.
Kurz iſt ſein Schlaf, und im Thau des erwachenden Morgens erhebt er
Wieder ſein Haupt. Einmal noch grüßt er die ſchneeigen Spitzen,
Die aus der Ferne erglänzend der Monte Roſa emporhebt:
„Lebe denn wohl, mein Berg!" Er ruft es und fördert die Schritte.

Hoch ſchon ſtehet die Sonne, als, blau wie der leuchtende Himmel,
Ruhig die klaren Gewäſſer des Lago Maggiore ihn grüßen.
Dort, wo das hängende Schild und das Kreuz mit dem Bilde der Jungfrau,
Schlecht nur gemalt, dem Wandrer bereitete Labung verkünden,
Früchte und Brod und Wein, dort gönnt auch Tonio ſich Labung.
Siehe, da tritt aus dem Hauſe ein Mädchen, mit Bündel und Körben
Schwer, ſo ſcheint es, beladen, doch beuget den Körper die Laſt nicht.

„Lebt nun wohl!“ ſo ſpricht ſie zur Wirthin; „und führt Euch der Weg einſt
Zu uns hinüber, ſo ſprechet doch vor in dem Hauſe des Vaters.“ —
Munter dann ſchreitet ſie fort. Auch Tonio berichtigt die Zeche,
Und auf der Straße hinab zum Ufer folgt er dem Mädchen.
Beide begegnen ſich wieder im Kahn, um überzuſetzen
Ueber den ſchimmernden See, denn die Straße iſt beiden gemeinſam.
Und es befragt zuerſt den Schweigenden heiter das Mädchen
Erſt nach der Wandrung Ziel, und wie weit er ſchon heute gekommen?
Tonio nennt ein erdichtet Geſchäft, und er müſſe nach Mailand,
Aber den weiteren Fragen des Mädchens verſagt er die Antwort,
Oder nur ſparſam gibt er Beſcheid. Doch munter ergeht ſich
Seiner Begleiterin Zunge, Marita's, des freundlichen Mädchens.
Sie auch hat ein Geſchäft, ſo erzählt ſie, auf einige Tage
Hier in die Berge geführt, und ſie eilt jezt wieder nach Hauſe,
Denn drei Tage ſchon mußte nun ohne ſie ſchalten der Vater.
Dieſer iſt Gärtner des Grafen, Bellaggio iſt ihre Heimath,
Welches ſich ſpiegelt in Fluthen des herrlichen Sees von Como.
Dieſes und Manches erzählt ſie mit unbefangener Zunge.
Drüben nun landet der Kahn, und es ſpricht zu dem Fremden Marita:
„Sieh, ich hab' Manches zu tragen, und heiß ſchon brennet die Sonne:
Nimm mir den Korb ab, du haſt ja nicht ſchwer, und es iſt uns der Weg ja
Beiden gemeinſam. Nimm! dich wird er zu ſehr nicht belaſten.“ —
Ehe noch Tonio ſelber es weiß, hat ſchon er den Rücken
Sich mit dem Korbe beſchwert und erleichtert lächelt das Mädchen,
Streicht ſich die Gluth von der Stirn, und gemeinſam wandern ſie weiter.

Heiß iſt der Tag, und es wirbelt der Staub in lombardiſcher Sonne,
Steil ſind die bergigen Pfade und ſelten ein kühlender Schatten.
Aber nicht achten die Beiden der Gluth und der ſchwindenden Stunden;
Mancherlei waren der regen Geſpräche, die eifrig ſie pflogen;
Denn nicht im Schweigen verharren ließ ihren Begleiter Marita,
Immer entlockte ſie wieder die Rede, und Tonio ſelber
Wurde geſprächiger bald, ihn erheiterte ſeine Gefährtin.
So nun erzählt er viel von entlegenen Ländern und Städten.
Achtſam, wechſelnden Blickes, und oft mit munterem Ausruf,
Lachen und Staunen, verfolgt die bunte Erzählung das Mädchen.

Siehe, da kam auf dem Wege daher ein gebräunter Geſelle,
Nahm vom Arm' ein Aeffchen und zeigt' es bettelnd den Beiden.
Aber es trübte ſich Tonios Blick, als den Knaben er anſah;
Schweigend legt' er die Hand auf das Haupt des verwunderten Kindes,
Blickt' ihm lang in die Augen und gab ihm in Eile ein Geldſtück,
Wandte ſich plötzlich und ward auf der Wandrung ſtiller und ſtiller.
Solches bemerkte Marita und ſprach: „Warum nur verſtummſt du?
Macht dich die Bürde ſchon müd'? Ich trage die meine noch rüſtig!“ —
Lächelnd entgegnete Tonio: „Ermüdet nicht hat mich die Bürde,
Eine Erinn'rung der eigenen Kindheit ging mir zu Herzen.
Glaubt' ich doch faſt mich ſelbſt in dem bettelnden Knaben zu ſehen! —
Wiſſe, dort im Gebirg, das weit ſchon hinter uns ſchwindet,
Dort war ich Knabe. Des Vaters entſinn' ich mich kaum, doch die Mutter,
Oft erzählte ſie mir von dem fröhlichen Tage, wo endlich
Mit dem Gewinn aus der Fremde er wieder kehrte zur Heimath.

Aber wir harrten umſonſt, und es ſtarb mir die liebende Mutter.
Sieben hatt' ich der Jahr' und zur Laſt nun fiel ich dem einz'gen
Armen Verwandten. Ich hatte der fröhlichen Tage nicht viele.
Da nun der Winter vergangen, die Matten ſich wieder begrünten,
Sprach er zu mir: „Sieh zu, wie du ſelber dein Brod dir verdieneſt;
Nimm die drei Murmelthiere im Kaſten, und zeig' deine Schätze
Bettelnd der Welt. Geh hin, du haſt der Jahre ſchon ſieben,
Drum ſey weiſe! Es zogen, wie du, ſchon hundert, und mehr noch
Knaben hinaus in die Welt, weit über die Grenzen der Alpen.“ —

Und ſo zog ich hinaus, durch Gluthen italiſchen Himmels,
Zog durch Deutſchlands Städte, und weit durch Holland und Frankreich,
Nachts nur die Sterne mein Dach, und bei Tage die ſengende Sonne.
War ich weiſe, ſo wie mir zum Abſchied ſprach der Verwandte?
Weiſe wohl nicht, doch oft war ich hungrig, das weiß ich noch deutlich.
Einſt auf der Straße begegnete mir ein Genoſſe, ein brauner
Knabe wie ich, der ein Aeffchen beſaß als Bettelgefährten,
Und wir theilten als Freunde in Eintracht unſer Erwerbniß
Einige Wochen. Doch bald ward Trennung wieder beſchloſſen,
Da uns das Bettelgewerbe zu zwei'n nur kärglichen Lohn bot.
„Tauſchen wir, gib mir die drei Marmotten,“ ſo ſprach mein Genoſſe,
„Nimm mein Aeffchen dafür, ſo gedenken wir täglich noch unſer.“
Alſo that ich, und nahm ſein Aeffchen, und ſchied von dem Freunde.
Aber noch war ich des Wegs kein Viertelſtündchen gegangen,
Da überkam mich ein Bangen um meine drei kleinen Gefährten.
Haſtig kehrt' ich zurück, und ich rannte mit brennenden Sohlen.
Siehe, da kam von drüben in Haſt der Genoſſe gelaufen:
„Nimm deine Thiere zurück, und gib mir das meinige wieder!“
Eilig gab ich es ihm, und ich langte entzückt nach den meinen,
Glücklich wie eine Mutter, die lang entbehrte der Kinder.
Das war ein Koſen und Spielen, und einer der glücklichſten Tage!“

Tonio ſchwieg, und mit Lächeln in's Antlitz ſah ihm das Mädchen.
„Nun, und wie ging es dir weiter?“ ſo fragte ſie freundlich den Jüngling.
Der aber ſprach: „Wie des Glücks, ſo der Leiden erlebt' ich mein Theil noch.
Noch eine Weile durchirrt' ich die Welt. Zehn Jahre nun hatt' ich,
Als in dem weiten Paris, das unendlich mir däuchte, in Kurzem
Meine Gefährten der Heimath, mein Schatz, meine Thiere mir ſtarben.
Troſtlos weinend ſaß ich am Wege mit ledigem Kaſten,
Wo unter ſchattigen Bäumen das feine Paris promenirte.
Freundlich nahte mir Armen ein Mann mit ſilbernen Locken.
„Kleiner, was weinſt du?“ ſo fragt er. Da klagt' ich ihm all meinen Jammer.
Lange dann ſah er mich an, und hob mit der Hand mir das Kinn hoch,
Mir in die Augen zu ſehen; ſie ſtanden voll Thränen.
„Du Armer!“
Sprach er ſo milde, und lächelte ſanft, und ſtrich mir die Wangen:
„Komm in mein Haus, mein Bürſchchen, ich denke, du haſt noch zu Abend
Heut nicht gegeſſen?“ — Er hatte da richtig gerathen; ich folgt' ihm.
Lange noch ſprach er zu mir, ihm gefiel der bräunliche Knabe.
Ach, wie ſo freundlich geſtaltete nun ſich mir plötzlich das Leben!

Kleider bekam ich, ſie dünkten mich werth eines mächtigen Königs,
Und als wär' ich ſein Sohn, ſo hielt mein Beſchützer im Haus mich.
Lehrer erhielt ich, es freute der Vater ſich mein (denn ich mußte
Vater ihn nennen), wenn jene mich prieſen als fähig und tüchtig.
Kinder nicht hatt' er, noch Gattin, und es war ihm unendlicher Reichthum.
Herrlich erglänzte die Villa, von ſchimmernden Säulen getragen,
Die wir im Sommer bewohnten, umgeben von blühenden Gärten.
Oft auch erſchienen viel Damen und Herrn, und ich wurde gerufen,
Wurde gekoſt, und es ſchienen ſich Alle des Knaben zu freuen.
Wünſche auch kamen mir bald, wie der Wohlſtand kühn ſie erzeuget.
Immer gewährte mir viel mein getreuer Beſchützer, und bald auch
Wurde noch kühneren Sinns der von plötzlichem Glücke Verwöhnte.
Ja, da lernt' ich ſie ſchätzen, die köſtliche Gabe des Reichthums!
Aber auf einmal riß vor den Augen der goldene Schleier.
Achtzehn hatt' ich der Jahre, zum Erben ernannte der Freund mich,
Aber noch eh' der Beſitz mir geſichert, verlor ich den Theuern,
Lag er dahingerafft, wie von himmliſchem Blitze getroffen.
Andere Erben erſchienen und nahmen Beſitz, und der Fremde
War als ein Erbſtück keinem erwünſcht. Man gab mir ein Sümmchen
Kühl auf den Weg, und verſchloſſen war mein Paradies mir auf immer!
Das war ein Schmerz! denn ich hatt' ihn geliebt, den gütigen Vater,
Der mit den Gütern des Lebens mein Herz auch der Liebe geöffnet.
Friede mit ihm! Doch es kamen für mich nun die Tage der Mühſal
Wieder zurück; denn ich hatte vergeſſen die Strenge des Lebens,
Hatte von zärtlicher Sorge nur Liebes und Gutes erfahren.
Aber das war nun dahin, und dahin, noch ehe das Gute
Früchte getragen in mir, den gewonnenen Samen zu nützen!"

Wiederum ſchweigend ſchritt der Jüngling neben dem Mädchen,
Das ergriffen und ſtill mit gerührtem Blicke dahinging.
Einmal nur erhob ſie das Auge zu ihm, und ein tiefer,
Aber getrübter Blick drang weit in die Seele des Mädchens;
Leiſe erröthend ſenkte das Auge ſie wieder zu Boden.
Wohl verlangte es ſie, das Geſchick des Gefährten noch weiter
Von ihm zu hören, doch wagte ſie nicht ihn darum zu befragen.
Tonio aber, als ſpräch' er es halb zu ſich ſelber, begann drauf,
War ihm doch die Zunge gelöst von der holden Gefährtin:
„Nutzlos trieb ich mich um, bis verzehrt das erhaltene Erbtheil.
Aber was nun? In verſchiedene Dienſte begab ich mich mürriſch,
Doch mir behagte das Dienen nicht mehr, denn ich hatte das Beßre
Nun ſchon gekoſtet und hatte gelernt zu gebieten. So ward mir
Meines Beſchützers Verdienſt zum Fluch für das Leben. Der Hochmuth
Sezte ſich feſt in der Bruſt und der Mißgunſt niedrige Regung.
Aber da traf mein Ohr ein willkommener Ruf: nach Algerien
Ließ ich mich werben, und wurde Soldat im franzöſiſchen Heere.
Spanien nahm mich dann auf — Doch genug! Ich erzählte zu viel ſchon."

Tonio ſeufzte und ſchwieg, doch Marita vernahm ſeinen Seufzer,
Und in der Tiefe der Seele empfand ſie die Trauer des Jünglings.
Gänzlich verändert erſchien er ihr jezt, und ſo wenig befangen

Sie ihm zu Anfang begegnet, ſo fühlte ſie jetzt ſich beängſtigt.
Schüchtern begann ſie darauf, doch es wuchs ihr der Muth in der Rede:
„Wahrlich, du kannſt von den Dingen der Welt wohl manches erzählen!
Ich bin von Hauſe nicht oft, und auf Stunden hinaus nur gekommen.
Dieſe, auf der ich hier bin, es iſt meine weiteſte Reiſe.
Freilich, wie könnt' ich auch weg? denn im Hauſe iſt außer dem Vater
Niemand als ich, und da gibt es zu ſchaffen von Morgen bis Abend.
Aber doch bin ich zufrieden, und ſehne mich gar in die Welt nicht,
Und ich befand mich noch immer am beſten im eigenen Hauſe.
Sieh, es wird ſpät, und gewiß ſchon erwartet mich lange der Vater."

Längſt war geſunken die Sonne, die Nacht lag über den Bergen,
Als an den dunkelnden Wogen des Sees von Como ſie ſtanden.
Halb wie erleichtert, und halb auch beklommen im Buſen des Mädchens
Pochte das Herz. Hier ſollte ſie Abſchied nehmen vom Jüngling,
Abſchied nehmen für immer, nach Stunden vertraulicher Wandrung.
Vieles, ſo däucht' ihr, hätte ſie noch zu fragen, und dennoch
Zaghaft drängte die Frage zurück ſie zum Grunde der Seele.
Bange bewegt ſich ihr Herz, es hätte die quellende Thräne
Faſt ſich in's Auge verrätheriſch gedrängt, und wieder auch freudig
Regt ſich in innerſter Seel' ihr ahnungsvolles Erwarten.
Gern wohl über den See und zum Hauſe des harrenden Vaters
Hätte geladen ſie ihn, den Genoſſen, doch zwang ſie die Regung
Muthig und ſtark. „Hier," ſagte ſie, „führt dich die Straße nach Mailand,
Südwärts neben dem See. Ich ſelber bin drüben zu Hauſe,
Drüben, wo ſpiegelnd im Waſſer die Lichter du ſiehſt von Bellaggio.
Nur noch ein Stündchen, ſo hat mich der Schiffer hinüber gerudert.
Doch du bleibe dahier zu Cadenabbia, im Wirthshaus
Iſt nicht zu theuer die Zeche. Hab' Dank für deine Bemühung!
Wahrlich, ich wäre ſo ſchnell nicht nach Hauſe gekehrt, wenn allein ich
Tragen die Körbe gemußt. Leb wohl denn, und glückliche Wandrung!"

So noch erklang ihre Stimme, da Tonio bereits auf den Wellen
Schwebend erblickte den Kahn, der die holde Gefährtin dahintrug.
Und es verfolgte ſein Auge noch lange die feuchte Bewegung
Ueber dem Waſſer, die leis zum Geſtade ſich zog, als der Nachen
Weit ſchon verſchwand auf dem See in das alles verhüllende Dunkel.
Siehe, ſo ſchwebet die Freude vorbei an bekümmerter Seele,
Schwindet in dämmernde Ferne, und leiſe, wie zitternde Wogen,
Bebt die Empfindung nach und vermag in die alte Umnachtung
Nicht ſich zu finden, denn ſchmerzlicher ſcheint nun die Oede. — So dachte
Tonio auch, denn im Buſen verbarg er der Schmerzen geheimſten,
Tiefſten, den er nicht hatte vermocht der Gefährtin zu künden,
Den er ſo gerne auch tief vor den eignen Gedanken verborgen.

Als er von Algiers Küſte nach Spanien einſt ſich gewendet,
Trat er in Dienſt eines Herrn als Gehülfe des Schaffners im Weinberg.
Heiß iſt das Land, und er fand ſich zuſammen mit kecken Geſellen,
Lebte ein Leben, ſo wild, als der glühendſte Sinn es begehrte;
Auch war Eine ihm hold im Kreiſe der Winzerinnen.
Einſt war ein Feſt, da die Ernte der purpurnen Trauben ſie laſen.

Eingebracht waren die Schätze und lampenerleuchtet die Tenne
Unter der Reben Geranke. Die glühenden Mädchen und Burſche
Schlangen den wilden Fandango, erhizt von der reichlichen Spende,
Die der Gebieter gewährt, dem feſtlichen Tage zu Ehren.
Und Fiammetta, geſchmückt mit des Weinlaubs ſchattigem Kranze,
Schwarz wie die Nacht ihre Flechten, und ſchwarz ihre brennenden Augen —
Schöner als heut' war ſie nie, ſo oft ſie auch Gunſt ihm erwieſen.
Und er führt' ſie zum Tanz und er fühlte des herrlichen Buſens
Wogen: ſein war ſie ganz, die lieblichſte Tochter des Südens!
Lange noch rauſchte die Luſt, da verſchwand vom Plan Fiammetta,
Tonio aber ertappte die Falſche in fremder Umarmung.
Wüthend ſtürzt' er ſich über den Feind und warf ihn zu Boden,
Sezt' auf die Bruſt ihm das Knie, ſchon ſchwang er das blizende Meſſer.
Schreiend entfloh Fiammetta, da ließ er den ächzenden Buben
Los und verſchwand in die Nacht, und er kehrte zur Stätte nicht wieder.
Furchtbarer Schlag! Und dünkt' er ſich beſſer doch als die Genoſſen,
Hatt' er doch Alle verachtet, wenn gleich er ſich ihnen geſellte!
Jezt, wie ſtand er ſo tief, gehöhnt von der Heuchlerin Künſten!

Solcher Erinn'rung voll ſtand Tonio brütend am Ufer.
Klar und kryſtallen erglänzte der ewige Raum der Geſtirne,
Ruhig umſpielte der See die verdunkelten Pfade des Ufers,
Fernher ſchallten Geſänge: die einen im Ave Maria
Feierten Nachts mit Geſang und Gebet ſchon den kommenden Sonntag;
Andere Stimmen von drüben erklangen in jubelnden Weiſen,
Sangen dem Tage der Luſt mit nächtlichem Jubel entgegen.
Fremd ſtand Tonio am Ufer. Nicht Ave Maria, nicht Jauchzen
Drang in ſein Herz, dem Luſt und Gebet längſt ferne geblieben.
Wohl durchzog ihn ein Ton aus des Friedens ſeligen Auen,
Wenn er des Mädchens gedachte, der holden Gefährtin der Wand'rung;
Aber mit drehenden Augen erſtand die Erinnerung warnend,
Und von dem Haupte der Treue zerpflückte ſie höhnend die Roſen.
„Weh! wie dehnt ſie ſich mir, die ſchaurige Oede des Lebens!
Nichts hat dieß Herz, woran es ſich hielte im Grauen der Nächte!
Einen Blick hab' ich wieder gethan in Gefilde des Segens,
Wiedergeſehn, was ſie Alle beſitzen, was ich nur entbehre:
Dieſer ein brünſtig Gebet ſtillkindlichen Glaubens, der Andre
Hält im beweglichen Herzen berauſchende Klänge der Freude,
Liebe, zufriedenen Sinn und Behagen im engſten der Kreiſe!
O daß auch mir ein Gott aus den rieſelnden Quellen der Fülle
Gäb' einen Tropfen des Glücks, mir zu netzen die dürſtende Seele!“

Lange noch brütend am Ufer verweilt' er, und immer noch ſah er
Schweben vorüber das Bild Marita's, des freundlichen Mädchens.
Ja in den Traum noch hinüber begleitete lächelnd das Bild ihn,
Als er in wirthlichem Hauſe ſein nächtliches Lager gefunden.

(Schluß folgt.)

Eine Donaufahrt zur türkiſchen Grenze.

(ſ. Nr. 42.)

II.

An Bord des Dampfers, 2. Sept. Von Peſth habe ich geſtern Abend nichts geſehen, als den Landungsplatz und den ſtattlichen Gaſthof zur Königin von England. Das Schlendern durch die Stadt hatte ich für den Rückweg aufgeſpart. Bei der Königin fühlte ich mich ſehr heimiſch; eine ſeltene Empfindung in einem Karavanſerai von ſo umfangreichen Verhältniſſen. Das Haus iſt drei Stockwerke hoch, ſchaut mit fünfzehn Fenſtern gegen den Uferdamm hinaus, zieht zwei Flanken in breiten Seitenſtraßen hin und umſchließt im Viereck einen geräumigen Hof, aus welchem die innern Gemächer des Doppeltracts Licht und Luft erhalten. Die Zahl der Gaſtzimmer reicht an zweihundert hin. Mir war ein Hofzimmer im dritten Stock angewieſen worden; ich verlangte es nicht beſſer, und würde auch mit meinen Anſprüchen zu ſpät gekommen ſeyn, da die Marktzeit alle Räume überfüllt hielt.

Ich machte mich im Café anſäßig, das zu ebener Erde einen großen Saal einnimmt, neben welchem die Speiſeſäle der untern Wirthſchaft ihre gaſtlichen Räume ausdehnen. Auch im erſten Stock befindet ſich ein Speiſeſaal nebſt Zubehör, der übrigens aus derſelben Küche verſehen wird. Ich liebe auf Reiſen das Verweilen im Kaffeehaus, und zwar nicht allein darum, weil es mich in die Tage meiner großſtädtiſchen Jugendzeit zurückverſetzt. Man ſieht und hört gar mancherlei, wodurch die Einbildungskraft angenehme Beſchäftigung erhält. Die vielen fremden Geſichter geben uns allerhand Räthſel auf, beſonders in einer Umgebung, deren Gepräge uns vollkommen neu iſt. Es darf nämlich, trotz der ſchnellen Reiſe, nicht vergeſſen werden, daß Peſth ſehr weit von Wien entfernt liegt. Man befindet ſich auf wildfremder Erde, unter Menſchen, die eine Sprache von unbekanntem Laut reden und das Deutſche mehr oder minder abenteuerlich radbrechen. Denn eine Art von Deutſch ſprechen ſie größtentheils, die Bewohner der pannoniſchen Erde, wenn auch noch ſo ſchlecht. Ihre eigenen Sprachen, namentlich die magyariſche, welche draußen keine Verwandten mehr hat, wie die ſlaviſche und romaniſche, eilen dem Verfall entgegen, weil überall, wo verſchiedene Volksſtämme ſich miſchen, die Sprache der gebildeteren Nation das Feld behauptet. So ſind in Norditalien die Longobarden zu Wälſchen geworden, ſo haben in Gallien die romaniſchen Eindringlinge nicht nur die Sprache der Ureinwohner, ſondern auch der fränkiſchen Sieger ihrer Mundart unterworfen, und ſo haben wir in Deutſchland mancherlei Beiſpiele von ſlaviſchen Stämmen, deren Sprache ſchon ganz verſchollen oder eben im Verklingen begriffen iſt.

Bevor es Dampfſchiffe und Eiſenbahnen gab, war der Weg nach Peſth ſchon eine anſehnliche Reiſe, mit Beſchwerden und zuweilen ſogar mit Fährlichkeiten verſchiedener Art verknüpft; jezt iſt's nur noch ein Ausflug, der uns wie durch des Fortunatus Wünſchhütlein oder auf Peter Schlemihls Siebenmeilenſtiefeln urplözlich in eine fremde Welt verſezt, mitten unter die ungariſchen Nationalgeſichter, die übrigens die bezeichnendſte ihrer Eigenthümlichkeiten nicht mehr für ſich allein haben, ſeit auch die Wiener ſich unterfangen, Haar auf den Zähnen zu tragen, und die Zeiten vorüber ſind, in welchen man Tokaier, Ruſter und andere edle Tröpflein aus Ungarn mit den Worten beſtellte: „Kellner, einen guten mit einem Schnauzl.“ Doch trotz des mangelnden beſondern Abzeichens unter der Naſe bleiben die Leute mit ihrer holperigen Sprache und ihrem viereckigen Benehmen noch eigenthümlich genug.

Das Treiben des Kaffeehauſes in Peſth iſt das treue Abbild der Kaffeehäuſer von Wien vor ein paar Jahrzehnten. Das Billard, welches zu Wien jezt nur mehr eine untergeordnete Rolle ſpielt, iſt in Peſth noch der Mittelpunkt aller Theilnahme. Das Leſen der Zeitungen iſt nur Nebenſache. Man ſieht mehrere Billardtafeln neben einander. Den ganzen Abend klappern die Elfenbeinkugeln, und wie man mir ſagte, haben ſie auch bei Tage nur wenig Ruhe. Die Marqueurs üben noch mit Erfolg die alten Ränke und Schwänke, um von Fremden oder von der unerfahrenen Jugend der Stadt etwelche Gulden zu erbeuten, ganz nach den Ueberlieferungen von Anno dazumal, als der flotte George in Wien auf ſeinem grünen Tuche Gimpel fing. Mir hat ſelbiger George ſeiner Zeit auch eine Zehnerbanknote ausgerupft; aber das Geld war gut angelegt, und eben darum, weil ich's nicht vergeſſen habe, brauchte mich's auch nicht zu reuen. Es iſt mir wieder beigefallen, als ich geſtern Abend einen norddeutſchen Weinhändler vom Marqueur gehörig „abkochen“ ſah; um ſo theureren Serarher, Erlauer und andern Rothwein werden ſeine Landsleute aus ſeinem Keller trinken, — vermuthlich als Medoc oder dergleichen.

Der Speiſeſaal iſt nach dem Wiener Zuſchnitt eingerichtet; das verſteht ſich ungefähr von ſelbſt. Die Preiſe der Speiſen, ſo wie die geringe Maſſe, in welcher ſie verabreicht werden, laſſen die Schlußfolgerung zu, daß man überhaupt in Peſth ſo theuer lebt, wie in der Reichshauptſtadt, und daß namentlich die Zufuhr aus dem Oſten ſchmerzlich vermißt wird. Die Ruſſen in den untern Donaufürſtenthümern eſſen uns ſeit Jahr und Tag das Rindfleiſch weg, und in den obern läßt der Himmel ſo wenig regnen, daß der Donau das Waſſer ausgeht, auf welchem die längſt verladenen Fruchtvorräthe von Turnu-Severin heraufdampfen ſollten. Feinſchmeckern, die nach Peſth kommen, empfehle ich die Fiſche Fokoſch und Schill, erſtens als etwas beſonders Gutes an und für ſich, zweitens weil man ſie nicht an vielen Orten findet. Der erſtgenannte dieſer Schuppenträger kommt aus der Theiß.

Ein heller Morgen war es, der heute über der Doppelſtadt aufging und einen Anblick voll prächtiger Eigenthümlichkeit beleuchtete. Ofen-Peſth gehört zu jenen ſelteneren Hauptſtädten, die ein Bild von ſo maleriſchem Reiz und zugleich von ſo beſonderem Gepräge darbieten, daß ſie ſich nicht nur unvergeßlich im Gedächtniß feſtſetzen, ſondern auch den Vergleich mit ſchönen Gegenden überhaupt nicht zu ſcheuen brauchen. Ein paar Beiſpiele mögen erläutern, was ich damit ſagen will. Du trittſt in einen Raum, worin ein Künſtler Dioramen zeigt. Der Vorhang hebt ſich. Du erblickſt eine weitgeſtreckte Häuſermaſſe. Zur Stelle iſt dir klar, daß du eine große Stadt vor dir haſt, doch um ſie mit Namen zu nennen, mußt du erſt nach irgend einem Wahrzeichen ſpähen. So wirſt du Wien nur nach längerem Beſinnen erkennen, wenn dir nicht zufällig der Stephansthurm gleich in's Auge fällt; mit Paris und London wird dir's in ähnlicher Weiſe ergehen; ſelbſt vor dem Bilde minder großer und ſogar wirklich kleiner Städte, die du als Reiſender beſuchteſt, wirſt du auf dieſelbe Schwierigkeit ſtoßen, welche das augenblickliche Wiedererkennen nicht geſtattet. Wer kennt München ohne die zwei Thürme mit den dicken Knospen, aus welchen ſeit Jahrhunderten die Blüthe ſich nicht entwickeln will? Wer Straßburg, Freiburg ohne ihre Münſter? Graz ohne den Schloßberg? Aber Ofen-Peſth iſt im Großen und Ganzen ſein eigenes Wahrzeichen, das man gar nicht erblicken kann, ohne es eben ſo blitzſchnell zu erkennen, wie etwa das eigene Geſicht im Spiegelglas. Der gewaltige Strom, überſpannt von der kühn gezogenen Kettenbrücke, die ſtolze Reihe neuer Gebäude am ebenen Strande der linken Stromſeite, die alte Stadt mit der Veſte auf den Bergen am rechten Ufer, im Hintergrunde, wenn du das Geſicht gegen die Strömung kehrſt, gegen Weſten die grünen Donauinſeln, — wer ſie jemals auch nur in der Abbildung geſehen, hat ſich ihre Geſtalt feſt genug in den Sinn geprägt, um ſie immerdar wieder zu erkennen?

Auf Buda ſchaut der Blocksberg herab, den jetzt die blanken Zinnen neuer Befeſtigungen krönen; wir ſehen ihn von der Donau aus als einen trübſelig kahlen Burſchen, aber an ſeiner Südſeite wächst ein edler Wein. Den langgeſtreckten Kamm der niedrigen Berge, woran Ofen ſich hindehnt und an deren Flanken es ſich emporrankt, ziert unter andern das kürzlich wieder hergeſtellte Schloß, der Wohnſitz des Erzherzogs Albrecht in ſeiner Eigenſchaft als oberſter Landpfleger von Ungarn. Zur Zeit iſt er nicht gegenwärtig; er weilt beim Heere im Oſten, wo er auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch dem Feldzeugmeiſter Heß untergeben ward. Der Sohn des Siegers von Aſpern will auf dem rechten Wege den Ruhm ſeines Vaters verdienen, und ſich nicht bloß mit dem ererbten Glanze zufrieden geben. Der Anblick des Ofener Schloſſes erinnert uns vor allem an Hentzis und ſeiner Getreuen opfermuthigen Heldentod. Ruht ſanft, tapfere Krieger, euer Blut iſt nicht vergebens gefloſſen, und eurer Gegner theuer erkaufter Sieg war nur ein Aufſchub der Niederlage!

Der Blick nach rückwärts unter der Brücke durch haftet mit beſonderer Theilnahme auf den grünen Auen mitten im Strome. Dort hebt ſich buſchig die Margaretheninſel aus der Fluth, ein Eiland, das der magyariſche Romandichter Moriz Jokai in reizender Weiſe verherrlicht hat. Er iſt überhaupt ein Schriftſteller von ausgezeichneter Begabung, und es verdient beklagt zu werden, daß er in einer Sprache und für eine Literatur dichtet, die keine andere Zukunft beſitzen, als die Zukunft der Mumie, obſchon wiederum auf der andern Seite die Ueberzeugung, die Klänge eines Schwanenliedes zu vernehmen, unſere Theilnahme durch die Wallungen weicher Wehmuth erhöht. Der Roman, von welchem ich hier ſpreche, heißt „Türkenwelt in Ungarn;“ eine deutſche Bearbeitung davon iſt vor kurzem zu Wien im Feuilleton der „Preſſe“ erſchienen. Gewiß würden auch andere Erzeugniſſe der magyariſchen Muſe in ähnlicher Weiſe in die deutſche Leſewelt Eingang finden, wenn nicht ganz beſondere Schwierigkeiten im Wege ſtünden. Das Unglück will nämlich, daß diejenigen, welche die magyariſche Sprache verſtehen, gewöhnlich nicht deutſch ſchreiben können; demnach muß die Uebertragung erſt Wort für Wort in roher Form gemacht und hernach von einer geübten Feder in lesbaren Vortrag gebracht werden, wie es bei der „Türkenwelt“ der Fall war, — und das iſt, um es gerade heraus zu ſagen, nicht nur ſehr umſtändlich, ſondern auch im Verhältniß zu koſtſpielig. Ein Theil, und zwar der anziehendſte, des genannten Romans hat ſeinen Schauplatz auf der Margaretheninſel und zur Heldin die ſchöne Sklavin Azraele, eine Schöpfung, welche des größten Dichters würdig wäre. Unter allen poetiſchen Geſtalten, die mir werth ſind, gehört Azraele zu meinen bevorzugten Lieblingen; neben ihr gedenke

ich gerne des reizenden Magyarenkindes Aranka Beldi und der ſchönen Walachin Maria Sturdza.

Die grelle Pfeife ſchrillt, die Räder plätſchern, das Schiff ſezt ſich in Bewegung, wir dampfen zwiſchen Peſth und Ofen abwärts, am Blocksberg vorüber und in das ebene Land hinaus. Die Fahrt geht zauberſchnell. Kaum läßt ſie uns Zeit, das Bild der zurückweichenden Stadt in uns aufzunehmen, und ſchon erblicken wir nichts mehr als den Blocksberg, der uns noch weit das Geleit gibt, wie er geſtern Abend uns ſchon von weitem her willkommen hieß.

Jezt wendet allmählig meine Aufmerkſamkeit ſich wieder der nächſten Umgebung zu. Die Reiſegeſellſchaft iſt ziemlich zahlreich. Sie ſpricht in barbariſchen Lauten irgend eine der amtlich anerkannten Sprachen des Reichs, das für die zwei Köpfe ſeines Adlers neun Zungen braucht. Die deutſchen Worte, welche man vernimmt, klingen fremdartig durch Ton und Betonung; ſie mahnen an den alten Spaß: „Beemmel-detter enterbetter Stiefen-kehl.“ (Bemeldeter enterbter Stiefenkel.) Die Reiſenden geben ſich, was kaum mehr der Erwähnung bedürfen wird, dem unterhaltenden Geſchäft der Fütterung hin; die meiſten ſind längſt ſchon über die erſte Einleitung der „Melange“ (nämlich des Milchkaffees) hinaus, und begehren nach derberen Genüſſen. Bei einem Sauereſſen und einer Flaſche feurigen Rebenſaftes ſizt mein Nachbar der vergangenen Nacht, der mich heute früh um zwei oder drei Uhr im Schlaf geſtört hat, indem er ſich bittere Vorwürfe in Folge ſeiner Völlerei machte und eine Predigt hielt, die mir um ſo verdrießlicher kam, als ſie mir raubte, weſſen ich bedurfte — den Schlaf, um mir zu geben, was ich niemals ſo wenig vonnöthen hatte, wie jezt, wo ich ſchier dahin gekommen bin, mich zum Eſſen zu zwingen, das ein langes Siechthum mir ſo zu ſagen abgewöhnt hat, um vom Trinken zu ſchweigen, da ich den Wein halbſeitlweis nehme, als ob er aus der Apotheke käme. Doch ſage ich ohne nachträgeriſchen Verdruß, wie ohne Neid zu dem bleichen Mann bei der ſauren Schüſſel: „Wohl bekomm's, oder meinetwegen auch nicht, denn heute Nacht wirſt du nicht mein Nachbar ſeyn.“ Ich bin nämlich der glückliche Inhaber einer beſondern Cabine, und er wird im allgemeinen Schlafraum ſeine Herberge finden, übrigens eine ſehr bequeme Unterkunft. Wir befinden uns ja auf einem der neuen großen Schiffe, welche die Dampfgeſellſchaft nach amerikaniſchem Muſter gebaut hat. Die große Cajüte (der Salon) ſteht auf dem Verdeck, ſo daß der Raum darunter, welcher nach der bisherigen Weiſe zum Salon verwendet war, zur Einrichtung von Schlafſtellen benuzt werden konnte. Die große Cajüte gewinnt durch die erhöhte Stellung in jeglicher Beziehung an Annehmlichkeit; ſie hat mehr Luft und Licht, da die Fenſter ſich bequemer anbringen laſſen, als in der den Wogen leichter erreichbaren Tiefe; ihr Verdeck gewährt eine freie Ausſicht über den eiſernen Kaſten unter dem Schlot und über das Gepäck auf dem Vorderdeck hinweg. Ausſtattung und Einrichtung ſind prächtig und geſchmackvoll, allen Anforderungen genügend und im Ganzen den Anſprüchen der Reiſenden auf der Donau weit voraus. Die Reiſenden nämlich, welche von Peſth abwärts fahren, ſind zur Zeit noch mit ganz wenigen Ausnahmen ſchlichte, unverwöhnte Leute, um dreißig Jahre hinter den Gewohnheiten zurück, wie ſie die feine Welt gegenwärtig angenommen hat. Was meinen perſönlichen Geſchmack betrifft, ſo beklage ich allerdings, daß die Menſchen von Tag zu Tag vornehmer werden und die alte Einfachheit der Sitten vergeſſen; aber ich weiß auch, daß die Sitten, welche in meiner Erinnerung aus der Kindheit für ſo einfach gelten, damals im Sinne der älteren Leute für eine unglaubliche Ueberfeinerung erklärt wurden, und ich füge mich demnach nicht allein mit Ergebung einem Lauf der Dinge, welchen ich als unvermeidlich anerkenne, ſondern ich kann auch die Donaudampfgeſellſchaft nur darum loben, daß ſie ihre Vorbereitungen für den verwöhnten Weſten bei Zeiten ſchon getroffen hat und trifft. Um ſo eher wird der Zug jener Reiſenden ſich einſtellen, welche während der Mahlzeit die Silbergabel in der linken Hand zu behalten pflegen, und die nicht dulden werden, daß man ihnen, wie es zur Zeit noch auf den Donaudampfern geſchieht, auf einer und derſelben Schüſſel Kalbsbraten und Geflügel, noch dazu mit derſelben Tunke überſchüttet, vorſetze, oder daß der Nachtiſch zugleich mit der Mehlſpeiſe aufgetragen werde.

Auf dem Vorderdeck geht es noch weit bunter durcheinander, als geſtern. Die Deckreiſenden namentlich ſind mit ihren ſchwarzbraunen dunkelbärtigen Geſichtern, in ihren unendlich weiten Gatyahoſen, in ihren mit roher Stickerei verzierten Pelzen echte und rechte Vertreter der halbwilden Volksſtämme aus dem entlegenen Innern des Landes. Die meiſten davon ſehen wohlgenährt und rieſenkräftig aus, eiſerne Männer und Weiber mit Nerven von Rindsleder. Sie verzehren in großen Maſſen geräucherten Speck, gewürzt mit dem ungariſchen rothen Pfeffer, und begießen das kernhafte Frühſtück mit einem Platzregen von gelblichem Slibowitz (Zwetſchenbranntwein). Doch bemerke ich auch einige armſelige Geſtalten, namentlich eine Gruppe, die wie die theure Zeit aus hohlen Augen ſchaut: eine junge Dirne mit zwei Buben, die in ihren Lumpen fröſtelnd ſich unter den Wind ducken und mit Begierde eine verſchimmelte Schwarzbrodrinde verſchlingen, die ein Bauer mit ſtolzer Geberde ihnen hingeworfen. Zu den dreien tritt ein geiſtlicher Herr in braunem Ueberrock mit langen Schößen und in hohen Stiefeln, die bis zum Knie reichend das Beinkleid verbergen. Er verſteht die Sprache der armen Weſen. Sie ſind Geſchwiſter und pilgern aus einer Hungergegend in einen geſegneteren Bezirk des Südoſtens, wohin ein älterer Bruder

ausgewandert, der ſich nun ihrer annehmen will. Sie haben eine Kuh, ihr einziges Beſitzthum, veräußert, um die weite Reiſe nach Peſth zu beſtreiten. Der Platz auf dem Verdeck iſt ihnen um Gotteswillen überlaſſen worden. Von Draueck hoffen ſie ſich vollends durchzubetteln. Ohne die Beförderung auf dem Strome hätte ihre Bettelfahrt um ein paar Wochen länger gedauert. Der Herr Pfarrer ſieht ihre Papiere durch und begnügt ſich nicht mit unfruchtbarer Befriedigung der Neugier, ſondern thut die milde Hand auf und öffnet den Mund zur Fürbitte. Verſchiedene Zehnkreuzerzettel, ſilberne Sechſer, Kupfermünzen und ein Laib Brod ergänzen den Kaufſchilling der bereits verzehrten Kuh.

Die Witterung trübt ſich allmählig immer mehr. Wir verlieren dabei nicht viel in der flachen Gegend. Zu unſerer Linken haben wir die lange Zeit hindurch die einſame Haſeninſel (Inſel Cſepel) gehabt, deren Name in den Tagen der Verwirrung vielfach genannt wurde. Ein Graf Zichy iſt dort von den Rebellen auf die allerſchmählichſte Weiſe, nämlich unter dem Vorwande eines gerichtlichen Verfahrens, erwürgt worden. Ich habe dieſen Zichy perſönlich gekannt; er war ein liebenswürdiger und ſchöner junger Mann, in ſeiner äußerlichen Erſcheinung auffallend durch den rothblonden Bart, der in ſeinem üppigen Wachsthum wohlgepflegt vom Kinn tief auf die Bruſt hinabreichte. Im Jahr 1843 befand ſich Zichy zu Baden-Baden; ſein Name war mittelbar, nämlich als der eines aufgerufenen Zeugen, in die ärgerliche Geſchichte verwickelt, welche in jenem Sommer den Frieden der Badegeſellſchaft ſtörte und zuletzt drei jungen Männern das Leben koſtete, weil ein Badgaſt den andern, den er aus perſönlichen Rückſichten nicht leiden konnte, von einem Balle auszuſchließen bemüht geweſen, und zwar durch Mittel, über welche dem Todten hier kein weiterer Vorwurf gemacht werden ſoll.

Am rechten Ufer, der langen Inſel gegenüber, haben wir einige Ortſchaften geſehen, die immer ſeltener auftauchen, je weiter wir uns von Peſth entfernen. Ich nenne nur Erceſeny, ein großes Dorf, wo das Dampfſchiff anlegt. Der Ort liegt anmuthig zu beiden Seiten eines Baches an ſanften Abhängen, die mit Reben bepflanzt ſind, überragt von der Kirche, die ſehr hoch zu ſtehen ſcheint, weil ihr Hügel in der ringsum ſonſt platten Gegend einen Berg vorſtellt. Dieſe Kirche iſt das Abbild örtlicher Berühmtheiten, von denen die weite Welt nichts weiß. Die Bewohner von Erceſeny ſehen wo möglich noch wilder aus als unſere Deckreiſenden. Einen ergötzlichen Anblick boten die waſchenden Weiber am Ufer, die ſich und ihren leinenen Plunder vor dem Wellenſchlag der Schaufelräder nicht ſchnell genug bergen konnten und dabei ein mörderliches Geſchrei erhoben. Nicht weniger laut brummten und fluchten die flatterhoſigen Irokeſen, indem ſie ihre angebundenen Canoes mit Ruderſtangen feſthielten, damit ſie nicht an's Land geworfen und beſchädigt würden. Zu Erceſeny ſind Säcke voll Mehl in großer Anzahl an Bord geſchafft worden; die vielen Schiffmühlen dort auf dem Strom ſorgen alſo auch für tiefer gelegene Gegenden. Die Müller begrüßen uns im Vorüberfahren meiſtens mit rauhen Worten und drohenden Geberden; ich meinte anfangs, ſie ſchmähten über die ſchaukelnde Bewegung, in welche ihr ſchwimmendes Haus verſetzt wird, doch entdeckte ich ſpäter den wahren Grund. Einige Leute machten ſich den Spaß, den Hut abzunehmen und mit der Hand darin zu rühren; dieß gilt für eine Verhöhnung des Müllerthums; ich weiß nicht aus welcher Urſache und kann auch nicht darnach fragen, denn die Müller, welche ich kenne, ſind nicht zünftig.

Unter den Mitreiſenden befindet ſich ein türkiſcher Bimbaſchi, ein junger Mann mit blonden Haaren, blauen Augen und ſanftmüthig ſchüchternem Ausſehen. Ich rede ihn franzöſiſch an. Er ſchüttelt lächelnd das Haupt. Ich ſchüttle aus den Falten meines Gedächtniſſes einige italieniſche Broſamen. „Nix franzöſiſch," ſagt er. — „Donnerwetter," brumme ich auf gut Deutſch vor mich hin. — „Schon recht," macht er darauf, „wenn's Deutſch reden, kommen wir leicht zuſammen." Der türkiſche Oberſtwachtmeiſter iſt, wenn auch juſt kein Germane, doch ein deutſch redendes k. k. Landeskind, nämlich ein Hannak (aus der Markgrafſchaft Mähren). Auf die Art habe ich gut türkiſch ſprechen. Ich ſtopfe mir einen Tſchibuk aus ſeinem Tabaksbeutel, und bei dem blauen Dampf des gelben Krautes führen wir eine ganz gemüthliche Unterhaltung. Der Mann heißt Todl. Er war in Urlaub bei ſeinen Verwandten in der Heimath und zu Wien. Von ſeiner Vergangenheit ſpricht er nicht gerne, wie es ſcheint, und ich bin kein zudringlicher Fragegeiſt. Vielleicht iſt er im Jahr 1849 ohne Sang und Klang über die ungariſch-türkiſche Grenze gegangen, um entſchieden zudringlichen Fragen auszuweichen, hinter denen unfreundliche Abſichten verborgen liegen konnten. Er wäre nicht der Einzige, welchem derlei in aller Unſchuld zugeſtoßen. Ich ſage hier mit Vorbedacht „in aller Unſchuld;" der gemüthliche Bimbaſchi iſt zwar nicht dick, aber er ſcheint Nachts gut zu ſchlafen und überhaupt kein Caſſius zu ſeyn, ſo daß, wenn er damals ſchwarz geweſen, die Farbe nicht von innen heraus gekommen ſeyn kann, ſondern ihm von außen angeſtrichen worden. Wenn aber die Farbe des Rebellenthums (inſofern er ſie überhaupt getragen) nicht ächt und haltbar war, ſo iſt ſein Tabak um ſo preiswürdiger, nicht verfälſcht durch die Beize, womit hierlandes leider auch der beſte türkiſche Tabak verdorben wird.

Zu Draueck hat der angenehme Kümmeltürke unſer Schiff verlaſſen, um nach Eſſegg hinauf zu dampfen und von dort zu Lande ſich auf den Weg zu ſeinem Paſchah zu machen. Schade, daß ſeiner Geſprächigkeit

nicht jener beobachtende Geiſt zu Gebote ſteht, welcher die Umgebungen in ihren Eigenthümlichkeiten ſcharf auffaßt und bezeichnend wiedergibt. Seine Erzählungen aus dem türkiſchen Leben erinnerten nur allzuſehr an das Wort jenes Meraners, der zwiſchen Landeck und Innsbruck ſich vernehmen ließ: „Bei uns daheim ſchaut's grad ſo aus, wie hier, nur daß dort Wein wächst und hier Türken.“ (Mais, türkiſcher Weizen, im öſtlichen Oeſterreich allgemein Kukuruz geheißen.)

Unterhalb der Inſel Eſepel ſieht man nur flaches Land, aber das Auge findet ſich einigermaßen entſchädigt durch die große Ausdehnung des Waſſerſpiegels. Ein See, ein weitgedehnter Strom verleihen ſelbſt der ödeſten Gegend Leben und Reiz; von der See will ich gar nicht einmal hier reden mit ihrem maleriſchen Wogenſpiel, weil ſie in ein ganz anderes Capitel gehört, an das ich in dieſen Briefen gar nicht kommen werde. Nebſt dem Anblick der Waſſerfläche, noch im Regenwetter anziehend, und der zahlloſen Schwärme von Wildenten hilft uns die Tabled'hôte über die einförmige Strecke Weges, die wirklich langweilig geweſen ſeyn muß in jenen vordampfſchlichen Tagen, als man von Peſth bis Semlin auf Frachtſchiffen oder Flößen ein paar Wochen zubrachte, ein Koſtgänger an des Schiffers einfacher Tafel, gelagert auf eine Streu, oft tagelang feſtgebannt durch Wind oder Nebel an eine unwirthliche Stelle des Ufers, oder gar — was vielleicht noch ſchlimmer war — an eine wirthliche Stelle, wo eine Haideſchenke ſtand. Unſere Schiffstafel iſt ein luculliſches Mahl im Vergleich zum Speck und Sliwowitz der Pußta, und die Geſellſchaft erweiſt ihr alle mögliche Aufmerkſamkeit. Mir gegenüber ſitzen etliche Enaksſöhne und ein paar ſchöne Frauen von eben ſo rieſigen Verhältniſſen. Zu reden iſt nicht mit ihnen; ſie ſind urſprünglich Serben und zu Magyaren erzogen, mithin tragen ſie gerne eine gewiſſe Abneigung gegen den Deutſchen zur Schau, wo ſie es, wie hier, ungeſtraft thun dürfen. Um ſo geſprächiger iſt meine kleine Nachbarin, ein Kind von acht bis neun Jahren; auch mein kleiner Nachbar, ein niedlicher Bube, iſt nicht ſtumm. Er wird im Scherz „Kis Bego“ gerufen. „Was heißt das?“ frage ich. — „Kis heißt klein,“ antwortet man, „und Beg iſt türkiſcher Grof“ (Graf). — Einen nicht unbedeutenden Theil der Tiſchgenoſſenſchaft bilden Walachen, ächte Raizengeſichter von brauner Lederfarbe mit pechrabenſchwarzen Bärten und funkelnden Augen. Wovon ſie reden, iſt zum Theil aus dem romaniſchen Grundton ihrer Worte zu errathen. Unter ihnen befindet ſich ein ganz junger Mann von feinem Ausſehen; er ſpricht gut franzöſiſch und kehrt von einer Rundreiſe durch Europa zurück. Sein Vater iſt der bekannte Bojar Karalambo zu Kraſova. Wir haben geſtern ſchon viel miteinander geſprochen, und er hat mir anvertraut, daß er k. k. Kriegsdienſte zu nehmen wünſche, denn der Kaiſer ſey doch ſein zukünftiger Oberherr, und er damit höchlich einverſtanden. Er wird ſo ziemlich recht haben, denke ich, und ich bin auch damit einverſtanden.

Es wird Abend, bevor wir Drueck erreichen; auf dem Rückweg aber werden wir bei Tag dieſe und andere Gegenden ſehen, welche uns bei der Thalfahrt die Nacht verhüllt. Bei der Draumündung gehen wir für einige Stunden vor Anker, um dann, wenn die Dunkelheit es zuläßt, gegen zwei oder drei Uhr Morgens die Fahrt fortzuſetzen. Der Regen hat aufgehört, die Wolken ſind dünn genug geworden, um den Schimmer des Mondes durchzulaſſen, ſo daß die wilde Umgebung in geiſterhafter Dämmerung ſichtbar wird. Auf der Waſſerfläche, die nach drei Seiten hin ſich für den Blick endlos in die Ferne verliert, ruhen neben dem öden Geſtade einige Schlepper, ſchwarze Ungethüme mit gewaltigem Doppelrüſſel.

Endlich trete ich wieder unter Dach und Fach, nicht etwa weil ich mich ſatt geſehen und geträumt, ſondern weil ich gewarnt werde. Die Küſſe der Donaunixe ſind in dieſen Gegenden zur Abendzeit gefährlich — nicht für das Herz, ſondern für den Magen; ſie ziehen uns leicht ein gaſtriſches Fieber zu, beſonders dem Fremdling, der Luft und Waſſer hier nicht gewohnt iſt. Die ungariſchen Niederungen ſind überhaupt um der Fieber willen verrufen, und zwar abſeits vom Strom noch mehr als unmittelbar neben ihm. Die Uferbewohner trinken nämlich häufig gar kein anderes als Donauwaſſer, und das ſoll für ihr Wohlbefinden ſehr zuträglich ſeyn. Ich habe heute ſchon das Beiſpiel befolgt, aber das Waſſer vorher geſeit; es hat einen angenehm erfriſchenden Geſchmack.

Noch iſt's nicht viel über acht Uhr und doch haben die meiſten unſerer Reiſenden ſich bereits verſchlupft, die Frauen in ihren Schlafraum, die Herren in den ihren. Der Salon iſt leer; man darf darin kein Rauchopfer anzünden. Einige Offiziere ſitzen in der überdeckten Vorhalle der Cajüte, plaudernd und rauchend. Ich geſelle mich zu ihnen. Mit dem k. k. Militär iſt der Verkehr in der Regel leicht und angenehm, und auch dießmal bin ich auf keine der wunderſeltenen Ausnahmen geſtoßen, die zu finden man eben ſeinen ganz beſondern Unglückstag haben muß. Aus dem Maſchinenraum ſteigt eine wohlthätige Wärme empor. So vergeht der Abend in der heiterſten Weiſe. Noch einen Blick hinaus in die geheimnißvollen Schauer der Mondnacht und auf die ſchlummernden Schlepper, und ich ziehe mich in meine Höhle neben dem Radkaſten zurück, nicht ganz ohne eine Anwandlung von Gewiſſensregung wegen meiner verwöhnten Bequemlichkeit. Ich fühle nämlich eine gewiſſe Genugthuung, es *noch* beſſer zu haben als im allgemeinen Schlafraum, wo man wahrhaftig doch aufgehoben iſt wie in Abrahams Schoß, und vor meiner Schwelle liegen auf dem Vorderdeck arme Schelme, von denen die am beſten aufgehobenen das Glück hatten, einen Platz unter dem Saum

der getheerten Decke für das große Gepäck zu erobern. Wie glücklich würden ſich dieſe Deckreiſende ſchätzen, wenn ſie nur in der Vorhalle auf den Dielen liegen könnten! So grenzen denn auch auf dem Dampfer Elend und Wohlleben hart einander, kaum anders beachtet als im Vorübergehen durch eine Wallung des Mitleids, die eben ſo raſch verfliegt wie ſie gekommen. Die Cabine iſt ein angenehmer Aufenthalt, wo die klöſterliche Enge und Abgeſchloſſenheit ſich mit dem Behagen der Verfeinerung auf das glücklichſte vereinigt. Der Raum iſt nach Schiffsgebrauch mit ſcharfſinniger Sparſamkeit benutzt. Alles, weſſen man bedarf, hat man bequem zur Hand, ohne daß es im Wege ſteht. In Städten, wo der Raum theuer iſt, könnte man wahrhaftig nichts beſſeres thun, als ſich eine Wohnung nach dem Schiffsmuſter einrichten mit Schlafdivans, Klapp- und Ziehtiſchen, und namentlich mit der mährchenhaften Küche, die wie durch Zauberei zu wirken ſcheint, indem ſie aus ihrem winzigen Umfange eine unglaubliche Maſſe von Gerichten hervorgehen läßt. Freilich würde eine ſolche Haushaltung jenen Grad von gewiſſenhaft ſtrenger Ordnung erheiſchen, zu welchem wir „Landratten“ es gewöhnlich nicht bringen und deſſen Handhabung wohl auch allein im Ausnahmezuſtand der Reiſe nicht durch das viele Gerümpel erſchwert wird, womit das tägliche Leben an bleibender Stätte uns allmählig durch Anſchwemmung umgibt. Dafür aber könnten wir ja auch auf dem feſten Land uns einige Quadratſchuhe mehr Raum gönnen, ohne den Raum eben zu verſchwenden. Die Engländer fangen an in ihren Arbeiterwohnungen eine ſolche Aufgabe zu löſen; ich aber habe etwas anderes vor Augen, nämlich das behandſchuhte Proletariat, von deſſen Zuſtänden ich bei anderem Anlaß ſchon mehrfach geſprochen habe.

(Fortſetzung folgt.)

Das Abendroth in Paris und in Venedig.

Da in der lezten Zeit der rauhe Herbſt dem immer ſchwächeren Sommer mehr und mehr Boden abgewann, ſo wollte ich alle noch angenehmen oder doch leidlichen Tage benützen, um die Luft des Meeres noch recht oft einzuathmen und alle Verſtecke der inſulariſchen Umgebung von Venedig beſtens auszuſpüren. Zu dieſem Ende fuhr ich vor kurzem mit meiner Frau, die an derlei Wanderungen große Freude hat, um die Inſel und Kirche San Giorgio herum. Wir gelangten, unter der Leitung eines flinken und geſchickten, allein ziemlich höckerigen und häßlichen Gondlers, in ein Becken des großen Canals, von dem aus Venedig noch ſichtbar, aber nicht mehr nahe genug war, um die beengende Wirkung hervorzubringen, die große Städte ſo leicht üben, und das den vollen Zauber einer großartigen, leicht verhüllten und nicht allzuentrückten Fernſicht bot. Wir tauſchten unſere Gefühle hierüber in franzöſiſcher Sprache aus; unſer Gondler, der nicht bloß flink und geſchickt, ſondern auch ſchwatzhaft und zungenfertig war, mancherlei Erfahrungen im Betrieb ſeines Handwerks gemacht, mit fremden Menſchen von Rang und Anſehen Umgang gehabt und auf dieſem Wege etwas gebrochenes Franzöſiſch erlernt hatte, miſchte ſich, als er uns franzöſiſch ſprechen hörte, in unſere Unterhaltung mit einem Sprachverſuch in dieſem Idiom. Ich fand ſolches aber zu beſchwerlich für mich und ihn, um nicht alsbald das Geſpräch in italieniſcher Sprache fortzuſetzen.

Unſer Führer hatte mit der Erklärung begonnen, er habe bei einem großen franzöſiſchen Herrn als Gondler, Kammerdiener, ſogar als Koch, kurz als Tauſendkünſtler in Dienſt geſtanden. Dieſen großen franzöſiſchen Herrn nannte er d'Aubrian, womit zweifelsohne der iriſche Name Obrien gemeint war. Er fügte bei, was wir ſchon wußten, dieſer große Herr habe in der Umgebung des Duca di Bordeaux eine ſehr thätige und liebenswürdige Rolle geſpielt, demſelben mehr als Einmal ſeine Gondel zur Verfügung geſtellt, und auf dieſe Weiſe habe er, der Gondler, dem Duca di Bordeaux in eigener Perſon als Führer gedient. Wie der Name des verbannten Fürſten einmal genannt war, durften auch die Aufſchlüſſe über ſeine Perſon und ſeine Lebensweiſe nicht fehlen. Manches ſchon in der Welt Bekannte floß in die Erzählungen des Gondlers ein, unter dem neuen aber, das dabei zum Vorſchein kam, fiel uns beſonders das Lob auf, das ihm der Gondler als gutem Schwimmer zollte. Wir fanden es unwahrſcheinlich und fanden die Lähmung des Fußes, die ſich der entthronte König zugezogen, mit einer ſolchen Fertigkeit kaum vereinbar. Wir äußerten ihm unſer Bedenken, allein er ging ſogleich auf eine Menge von Facherklärungen ein, die uns beweiſen ſollten, daß man hinken und doch ſchwimmen könne, die uns aber nicht ſo viel bewieſen, als ſeine beiläufige Erinnerung an einen andern berühmten, freilich in ganz anderer Weiſe berühmten Mann, der Verſe über Venedig gemacht habe und trotz ſeines behinderten Fußes beſſer geſchwommen ſey als der beſte Schwimmer in Venedig. Wir fragten ihn, ob er von den Poeſien des Mannes etwas geleſen habe; er antwortete, er habe ihn mehrmal ſchwimmen ſehen wie einen wahren Fiſch, das Leſen aber überlaſſe er den Gelehrten und den Engländern; er verſtehe nicht engliſch und möge auch nichts damit zu ſchaffen haben. Er verhehlte ſeine Abneigung gegen die Briten nicht im mindeſten und ſchilderte mit ſtrahlendem Geſicht ein Wettrennen mit Yacht und Barke zwiſchen einem reichen engliſchen Lord und Herrn Obrien, deſſen iriſchen Urſprung er im entfernteſten nicht ahnte. Dieſes Wettrennen endete mit der Beſiegung des Engländers, und dieſen Schluß meldete er uns mit unverkennbaren Zeichen der Befriedigung.

Mitten im Entrollen ſeiner Denkwürdigkeiten ward er plötzlich die Abendröthe gewahr, die ſich unterdeſſen zum höchſten Stadium ihrer in Venedig gewöhnlichen Ausdehnung entwickelt hatte; aber weit entfernt über den rothen Halbkreis in romantiſche Begeiſterung auszubrechen, nahm er die Gelegenheit wahr, uns zu berichten, daß er den Duca di Bordeaux mehrmals mit großer Andacht in das Abendroth mit den Blicken ſich habe vertiefen ſehen. Das möge wohl daher gekommen ſeyn, meinte der gute Rhapſode, daß Frankreich gegen Abend zu liege, und daß, wenn der Abend durch den flammenden Gürtel am Rand des Himmels ſo ſchön geworden, er ſich nach Frankreich, in den Palaſt ſeiner Väter zurück geſehnt habe. Wenn es aber auch der liebe Gott ſo füge, daß er wieder König würde und, wie als Kind, von neuem in Paris wohnte, ein Venedig würde er dennoch dort nicht finden; er müßte oft mit Trauer und Verlangen zurückdenken an den großen Canal, wie an die Gondeln; und wenn er, müde von ſeinen Arbeiten, bei ſinkendem Tag an die Fenſter ſeines Zimmers trete, um durch die Nebel von Paris ſich am Abendroth zu laben, ſo werde er das Abendroth von Venedig vermiſſen und vielleicht bedauern, daß er wieder König geworden.

So wuchs aus dem patriotiſchen Geiſte unſeres Gondlers, halb italieniſch, halb in gebrochenem Franzöſiſch,

eine Elegie hervor, von der er wohl am wenigſten wußte, was ſie mit der Poeſie gemein haben mochte, und die im Grunde lange nicht ſo ſehr ſeine Bewunderung des venetianiſchen Abendroths als die Thatſache ausſprach, daß er ein guter Venetianer ſey.

Uneigennützige, einfache Liebhaber dieſer Naturerſcheinung werden indeſſen den Vorzug, den unſer Gondler den venetianiſchen Sonnenuntergängen vor den Pariſern gibt, vielleicht nicht unbedingt beſtätigen. Der venetianiſche Himmel hat in dieſem Momente des ſinkenden Tages allerdings Vortheile, welche dem Pariſer nicht gewährt ſind; er kann ſich hier mit dem geſchloſſenen Meer und ſeinem Leben, mit den Inſeln und ihren Kirchen, mit den Barken und dem Linnen der größeren Fahrzeuge in flüchtigem Bund vermählen, während in Paris die Seine doch ein zu enger, ungenügender Spiegel iſt, um Feuer und Farbe des Himmels in mannigfachen Spielarten zu wiederholen, und die Schiffe, welche dieſen Fluß befahren oder auf ihm ruhen, haben doch meiſt ein zu kleinbürgerliches Ausſehen, als daß ſie vom Abglanz des himmliſchen Purpurs allzu oft aus ihrer Proſa zu einer wirkſamen Verklärung erhoben werden könnten. Seefahrer ſehen immer gelenker, gefälliger, poetiſcher aus als die Flußkutſchen, wenn ſie auch mit noch ſo viel Geſchmack und Sorgfalt gearbeitet ſind. Ja es trifft ſich, daß ihnen das allzugroße Streben nach Anmuth und Leichtigkeit eine gezierte und kindiſche Miene gibt, die faſt ſo ſchlimm iſt als ein ſchwerfälliger Anblick.

Betrachten wir dagegen die Denkmale der Baukunſt in beiden Städten mit Rückſicht auf die Veränderungen ihres Aeußern, die ſie durch die Berührung mit dem Phänomen des Abſchieds der Sonne erfahren, ſo muß man anerkennen, daß Bauwerke wie die Invaliden und das Pantheon für den ſterbenden Glanz des Tages prachtvolle Anhaltspunkte ſind. Namentlich das Pantheon, ein Berg auf einem Berg, mit ſeiner allenthalben ſichtbaren Herrſchaft über die ganze umliegende Welt, über die Häuſer und Hütten, ſo gedrängt in ſeiner Nähe, über die Gärten, in deren Mitte es aus der Ferne geſtellt ſcheint, über den Fluß und ſeine Brücken, wie über die erſten Saat- und Gemüſefelder des Weichbildes, nimmt ſich, von der Glut des Sonnenuntergangs übergoſſen, wahrhaft erhaben aus. Die Erleuchtung der Tuilerienfenſter durch die ſcheidende Sonne, die Verſchmelzung ihrer letzten Strahlen mit dem Spitzenwerk von Notredame, der heiligen Kapelle und der andern gothiſchen Kirchen; das weithin geſtreckte, erſt großartig, dann lachend eingerahmte, von der bunt brennenden Grenze des Abendhimmels abgeſchloſſene Panorama, das man von vier Brücken aus gegen Weſten mit der größten Bequemlichkeit genießt — das ſind Lichtſeiten, welche unſtreitig dem Abendroth in Paris eine beträchtliche Kraft und Mannigfaltigkeit verleihen.

Aber auch in Venedig ſind die Monumente wunderbare Mittel zur Erhöhung des Genuſſes, welchen die prachtvolle Himmelsbrücke von Tag zu Nacht uns bietet. Es iſt hier vor allem die St. Markuskirche zu nennen, die in der Glorie des Abendroths doppelt anzieht und entzückt. Aber ſie dient nicht dem Abendroth, wie die Fenſter der Tuilerien oder die Kuppel der Invaliden in Paris; ſie wird im Gegentheil von ihm bedient, von ihm verzaubert, von ihm völlig in ein Feenſchloß verwandelt. An ſie denkt man, wenn man ſie an Sommerabenden betrachtet, weit mehr als an die Agonie der Sonne, und nicht ſowohl *mein* Gefühl ſpreche ich hiemit aus, als den Inbegriff der Aeußerungen, die ich ſo oft bei dieſer Gelegenheit zu hören bekam.

Doch nicht bloß die Markuskirche zieht Nutzen für ihre Wirkung aus dem Beiſtand des Abendroths, auch andere Kirchen, auch die verkommenden Paläſte werden von ihm geſchmückt, erfriſcht, erleuchtet und beſeelt. Ich will von den vielen einzelnen Bildern, die ich beobachten konnte, nur ein einziges, eines der verſteckteſten, am mindeſten bekannten und doch vielleicht lieblichſten in ganz Venedig hier anführen und in wenigen Worten meine Vorſtellung davon ſo anſchaulich als möglich machen.

Einer der kleineren Plätze der Stadt, die faſt alle, wenn nicht alle, mit dem Namen irgend eines Heiligen getauft ſind, heißt der Platz St. Mauritius und führt durch eine ziemlich enge Gaſſe, jedoch keine der engſten, zum Platze St. Stephan, wo eine Kirche gleichen Namens ſich befindet. Die eben erwähnte Gaſſe iſt durch einen ſchmalen, vor kurzem noch abſcheulich ſchlammigen, jezt einigermaßen geſäuberten Canal in zwei Theile getrennt. Ueber dieſen Canal, der, wie alle, zum ſogenannten großen Canal führt, geht eine ſteinerne Brücke mit Einem Bogen. Wenn man nun kurz vor Anbruch der Nacht auf dieſer knappen Brücke, in dieſer dunkeln Gaſſe, dem großen Canal den Rücken zugekehrt, den Canal hinauf ſchaut, ſo wird man den Thurm und ein Stück von San Stephano, die beide vom Platze San Stephano etwas ſeitwärts in das Häuſergewirr hineingeſchoben ſind, im trüben Waſſer ſich abzeichnen, mit dem rothen Duft des Himmels ſich verweben und ein kleines, ſcharf begrenztes Gemälde, wie von einem ſorgfältigen Künſtler angefertigt, Landſchaft, Genre und Architektur zugleich, bilden ſehen. Es iſt ein allerliebſtes kleines Meiſterwerk, von der Natur entworfen und ausgeführt. Jedem daher, der nach Venedig kommt und Sinn hat für derlei Dinge, rathe ich eine Wanderung zu dem geheimen Kleinod; er wird es ſicher nicht bereuen. Auch in Paris mochte ſich vor kurzem noch, ehe der Fortſchritt mehr oder weniger vandaliſch aufräumte, manche ähnliche Ecke finden; ich erinnere mich aber nicht etwas gleich Vollendetes in der weiten Seineſtadt geſehen zu haben.

Wenn man dagegen das Abendroth ſelbſt, ohne Beziehung zu den Gegenſtänden, auf die es Einfluß übt, in der einen Stadt mit dem in der andern vergleicht, ſo kann ich, nach meinen Erinnerungen und Gefühlen, dem oft nebligen Paris eine bedeutende Ueberlegenheit nicht abſprechen. — Was ich bisher von dieſem himmliſchen Schauſpiel in Venedig geſehen, war ein dünner Anlauf von Roth, der im Weſten des Horizonts, mehr oder minder mit Duftfäden durchwirkt, bald einen leichten, jedoch nicht durchſichtigen Schleier, bald einen lieblich glänzenden, aber ſtoffarmen Vorhang bildet. Ich habe auch nicht bemerkt, daß eine große Abwechslung in der Aufeinanderfolge oder dem Nebeneinander der Formen und Schattirungen ſich darbietet, wie das in Trieſt ſo häufig und in ſo großartigen Verhältniſſen ſtatt hat, daß die Verſchlingungen der Linien und Farben, die Veränderungen und Ueberraſchungen aller Art, die hie und da ein einziger Sonnenuntergang dort aufweiſt, Stoff zu einer förmlichen Geſchichte dieſer Metamorphoſen in ſich faſſen.

Das iſt nun ſehr häufig auch in Paris der Fall, und dabei ein Reichthum der Palette, wie er üppiger ſchwerlich anderswo zu treffen iſt. Wenn ſie da droben in den Wolken ihre verſchiedenen Malerſchulen haben, ſo muß wohl die venetianiſche in den Nebeln von Paris ihre Behauſung haben, und vielleicht ſind eben dieſe Pariſer Nebel, die dicht und bunt genug ſind, um einen ſehr mannigfachen Einfluß zu üben, aber doch nicht mächtig genug, um die Wirkungen des Lichtes zu erſticken, mit an dieſem Ueberfluſſe von Tönen und Abſtufungen Schuld. Indeſſen ſage ich nur „vielleicht;“ wer Gewißheit haben will, der wende ſich an gelehrtere Herrn als ich. Ich weiß nur von meinen Eindrücken, nichts von den Quellen, aus denen ſie kommen, und ſo weiß ich denn, daß ich nur in Paris die im Abendrothe ſeltenſten Erſcheinungen beobachtet habe, z. B. kleine, in's Grüne ſpielende Sonnen, dann wieder bläuliche, violette Flecken, dann Eiſengeäder und Iſabellenbinden, kurz alle denkbaren Coloritphänomene, jezt in wunderbarer Zartheit und dann wieder in gleich merkwürdiger Dichtigkeit. Ich konnte mir oft einbilden vor einer dicken Wand vom feinſten Sammt zu ſtehen. Durch dieſe Prachtentfaltungen werden die Pariſer in ihrem Geſchäftsrennen nicht ſelten auf den Brücken aufgehalten und zu Knäueln ſtaunender Beobachter zuſammengeſchichtet. Wenn ich aber einem Fremden, der nach Paris um ganz anderer Dinge willen gekommen iſt, davon ſpreche, werde ich gewöhnlich mit mißmuthigem Unglauben belohnt. Man hört es nicht gern, daß Paris ſo poetiſche Genüſſe bieten könne, und iſt mit allerhand Einwürfen gegen die Möglichkeit der Sache bei der Hand. Da führt ihm der Zufall eine Gelegenheit zu, welche ihm die Wahrheit des Berichteten augenſcheinlich macht, und nun iſt er ſelbſt bereit, mit Wärme und faſt mit Begeiſterung das zu preiſen, was er kurz zuvor geleugnet.

In Venedig iſt manchmal wohl die entgegengeſezte Enttäuſchung das Ergebniß perſönlicher Erfahrung. Die meiſten Fremden jedoch, die hieher kommen, dürften den Glauben an ein Abendroth von außerordentlicher Schönheit mit den andern Pretioſen Venedigs mit in den Kauf nehmen. Venedig gilt einmal für eine poetiſche Stadt, und in der That beſizt ſie mehr Romantik als Comfort. Daß nun etwas ähnliches, daß etwas, das durch Geſtalt und Farbe das Herz zu entflammen und die Seele zu erheben vermag, auch in Paris beſtehe, gegen dieſe Annahme habe ich ſowohl Deutſche und Britten, als auch Italiener gewaltig ſich ſträuben ſehen, und ein Engländer, der erſt ein paar Monate in Venedig war, als ich ihm, auf meinen ſechzehnjährigen Aufenthalt in Paris geſtüzt, die Bemerkung machte, daß die venetianiſchen Sonnenuntergänge ſo wenig als die Frauen Venedigs mir dieſelben Gegenſtände in Paris vergeſſen machen könnten, antwortete mir: die Frauen, das ſey Geſchmacksſache, was aber das Abendroth betreffe, ſo ſolle ich nur bis Weihnachten warten, da werde ich den Pariſer Himmel ſchon vergeſſen. — Leider habe ich keine Zeit, dem Wunſch des Inſulaners zu entſprechen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Theater

↖ Der Winterfeldzug unſerer Theater hat begonnen. Der andere ernſtere im Orient, welcher bekanntlich auf faſt alle andern Geſchäfte hemmend einwirkt, hat den Theatern nicht nur keinen Eintrag gethan, ſondern ihnen dadurch genüzt, daß er einen neuen und nationalen Stoff für Militär- und Heldenſtücke bot, die dem beweglichen, nach Gloire dürſtenden Volk unſerer populären Boulevards immer willkommen ſind, und von ihm beſonders in dieſem Augenblick mit großem Enthuſiasmus aufgenommen werden. Wenn ich nicht irre, war das Theater de la Porte Saint Martin das erſte, welches ſeit Beginn des orientaliſchen Krieges ein auf dieſen bezügliches Drama anfertigen ließ und zur Aufführung brachte. Da damals die Franzoſen noch ruhig, oder vielmehr ſehr beunruhigt von der Cholera in Varna lagen, alſo noch keinen Stoff zu einem Zugſtücke boten, brachte man den cirkaſſiſchen Helden Schampl auf die Bühne und zeigte den verblüfften Zuſchauern die Einnahme von Redoute Kale, wie Eulenſpiegel den Durchgang der Juden durch's rothe Meer dem Grafen zeigt, der ihn beauftragt, dieſe Scene zu malen. Einige Offiziere kommen auf die Bühne und erzählen, Redoute Kale ſey genommen. Nichts deſto weniger wurde das Stück während zwei Monaten ununterbrochen gegeben und kommt jezt abermals zum Vorſchein, nachdem genanntes Theater den unglücklichen Verſuch gemacht, die 72jährige Mademoiſelle George zu engagiren. Denken Sie ſich dieſe lebende Ruine von enormem Umfang, etwa wie der zerfallene Thurm des Heidelberger Schloſſes an der Südſeite, Rollen ſpielen, die vor dreißig und mehr Jahren für ſie geſchrieben worden, zum Beiſpiel die bekannte Giftmiſcherin Marquiſe de Brinvilliers in »chambre ardente.« Mitleiden lag auf allen Geſichtern, dieſe ehemals berühmte Künſtlerin in ihren alten Tagen zu einem ſolchen Frohndienſt verurtheilt zu ſehen, in dem ſie ihre früheren Lorbeeren mit Füßen tritt. Wir konnten uns aber des Lachens nicht enthalten, denn ihr Erſcheinen erinnerte uns an eine Scene, die Weber in ſeinem Demokritos beſchreibt. Ein dicker Mann fällt vor einer Dame auf die Knie, die Dame wird ſehr verlegen und bittet ihren Galan, ſich ſchnell zu erheben, da ſie Schritte höre, die Korpulenz des Helden verhindert ihn jedoch zu gehorchen.

Die andern Boulevardtheater verſorgten ſich ebenfalls mit Gelegenheitsſtücken, und »la question d'Orient,« »Anglais et Français,« »les Circassiens,« »l'Armée d'Orient« werden täglich in den verſchiedenen Theatern gegeben. Als die Schlacht an der Alma in Begleitung der Tartaren-Ente ganz Frankreich, um wenig zu ſagen, in fieberhafte Aufregung verſezte, ſäumten unſere Theaterſtückfabrikanten nicht, ſich dieſes Stoffes zu bemächtigen, und bald ward ein großes Schauer- und Spektakelſtück zubereitet, das die verſchiedenen Phaſen des orientaliſchen Krieges nebſt einigen andern Phantaſieeffekten dem Aug und Ohr des Pariſer Publikums vorführen und mit der Einnahme Sebaſtopols enden ſollte. Der Cirque impérial (nicht zu verwechſeln mit dem Circus Franconis war das glückliche Theater, dem dieſes Zugſtück beſtimmt war. Allein bald wurde man bekanntlich aus dem Freudentaumel aufgeſchreckt, und Sebaſtopol blieb vor der Hand zu nehmen. Das große Drama mußte alſo bei Seite gelegt werden; da jedoch das erwünſchte Reſultat im Orient täglich erwartet wurde, ſtudirte man das in Frage ſtehende Stück ein und bereitete alles vor, um gleich bei der Hand zu ſeyn, wenn der Donner der Kanonen den Erfolg unſerer Waffen am Euxiniſchen Pontus verkünder. Geduld iſt aber bekanntlich nicht die hervorſtechendſte Eigenſchaft der Franzoſen; kein Wunder, wenn die Direktoren des Cirque ſie auch nicht hatten. Sie entſchloſſen ſich alſo ihr großes Drama zu geben, ohne die Einnahme Sebaſtopols abzuwarten. Am 28. Oktober drängte ſich das Publikum zur erſten Vorſtellung dieſes patriotiſchen Stückes, betitelt: »la bataille de l'Alma,« pièce militaire en 7 tableaux, précédée par: »le Danube en voyage,« revue-prologue phantastique en 8 tableaux.« Die Tableaux ſind folgende: Erſter Akt: Le fond du Danube. Les ukases. La ferme. Les femmes valaques. Die Donau wird durch einen großen Mann mit grauem Barte dargeſtellt, der ſich über das Erſcheinen der Ruſſen ſehr verwundert, und ſich darüber gegen ſeinen Nachbar, den Pruth, beklagt, der auch nicht von den Koſaken entzückt iſt. Beide Flüſſe hören nicht auf Calembourgs zu machen; freilich ein gutes Mittel die Ruſſen zu verjagen. »Les ukases« ſind ruſſiſche Siegesbulletins und Ukaſen, in's Lächerliche gezogen. Die »Femme« gibt durch eine Hochzeit Veranlaſſung zu einem Ballet, in welchem die wallachiſchen Weiber ihren Heroismus an Koſaken erproben, die ſie erlegen oder gefangen nehmen. Daß jede dieſer Heldenthaten mit ſtürmiſchem, unendlichem Applaus begleitet wird, iſt überflüſſig zu erwähnen. Der zweite Akt bringt zuerſt St. Petersburg, hierauf das ſchwarze Meer und die Flotten. Leztere ſind durch Damen des Balletcorps dargeſtellt, deren jede eine Kopfdeckung in der Form eines Schiffes trägt; der Leib iſt mit leichter Gaze bedeckt. Bucharest eröffnet den dritten Akt, dem die Alandinſeln folgen. Die Belagerung von Bomarſund erfüllt bald den ganzen Saal mit Pulverdampf und zeigt den Pariſern falſche ruſſiſche Gefangene, da es von den ächten bisher bloß eine Pickelhaube zu ſehen bekommen hat, die ein hieſiger Hutmacher in ſeinem Schaufenſter aufgeſtellt

mit der Andeutung: »Casque russe prise à Bomarsund.« Das Bouquet des Ganzen iſt vor der Hand der vierte Akt, der mit dem Lager bei Varna beginnt und mit der Landung in der Krim und der Schlacht an der Alma endet, alles meiſt in der Art der Einnahme Redoute Kales im Schawyl der Porte Saint Martin. — Der fünfte Akt, die Einnahme Sebaſtopols und der eigentliche Glanzpunkt des Ganzen, iſt vor der Hand weggelaſſen und auf gelegenere Zeit geſpart, die hoffentlich nahe iſt.

Bevor ich zu den größeren Theatern übergehe, will ich noch der folies concertantes, eines Pantomimentheaters, erwähnen, das auf dem Punkte war, auf höheren Befehl geſchloſſen zu werden, weil es ſich erlaubte, Pierrot als Kapuziner auftreten zu laſſen, der der Pierrette auf der Bühne die Beichte abnimmt, und dieſe Anfangs unterhaltend und ſpäter ſo ergötzlich findet, daß er in ſeinem Beichtſtuhle aufſpringt und ſeine Perrücke zu Boden wirft. — Das Gymnaſe, der gefährliche Concurrent des Théâtre français, und Theater der Kaiſerin genannt, weil dieſe ihm beſonders gewogen iſt, wird in den nächſten Tagen ein vieraktiges Stück der Madame George Sand zur Aufführung bringen. Der dießmal maltraitirte Roman der berühmten Frau iſt „Teverino“ und gibt dem Stück nicht bloß den Stoff, ſondern auch den Namen. Madame Sand iſt hier und leitet die Proben. Uebrigens iſt dieſem Theater die Aufführung des Sand'ſchen vieraktigen Stückes ausnahmsweiſe geſtattet worden, da nach einem neueren Reglement des Herrn Fould den Genretheatern verboten iſt Stücke aufzuführen, die mehr als drei Akte haben. Im Théâtre français ſpielt Fräulein Rachel in dieſem Augenblick ihr Revertoire ab, und will vor ihrem Abgange im Monat Juni keine neue Rolle mehr übernehmen, wenn nicht etwa von Gerichtswegen die Medea des Herrn Legouvé, die ſie dann einmal ſpielen würde und nicht wieder. Ihr Entſchluß, das Théâtre français zu verlaſſen, ſteht feſt, eben ſo die Plünderungsreiſe in Amerika, wo man ihr für jeden Abend 20,000 Franken, im Ganzen für ſechs Monate 1,200,000 Franken bezahlt. Ihre Collegin am Théâtre français, Judith, die man fragte, warum ſie auf eine Glaubensgenoſſin ſo ſchlecht zu ſprechen ſey, antwortete: »elle n'est pas juive, mais elle est juif.« Neben den fetten Abenden, die der Rachel Vorſtellungen ihrem Theater bereiten, rechnet dieſes auch auf mehrere neue Stücke, die es im Portefeuille hat und nach und nach zum Einſtudiren bringt, namentlich »le demi monde« von Alexander Dumas Sohn und »les ennemis de la famille« von Ducet. Letzteres iſt nicht neu, ſondern bloß von ſeinem Verfaſſer, dem Direktor der Theater im Staatsminiſterium, umgearbeitet und ſoll zuerſt in Compiegne vor dem Hof aufgeführt werden, bevor es im Hauſe Molières über die Bretter geht. Die opéra comique, das Lieblingstheater der Franzoſen, hat Meyerbeers Nordſtern wieder hervorgeholt, nachdem es mit der Wiederaufführung von Herolds Pré aux Clercs einen glücklichen Wurf gethan, der nun mit Meyerbeers Oper abwechſelt. Seit kurzem hat der Direktor der komiſchen Oper, Perrin, auch die Leitung der opéra lyrique übernommen und ziemlich gut angefangen. Denn eine neue Oper von Gaevert, einem belgiſchen jungen Componiſten, »le billet de Marguerite,« gefällt ſehr, weil die Muſik, obgleich bloß eine Nachahmung der franzöſiſchen modernen Muſik, doch einiges Originelle enthält, was zu weiteren Hoffnungen berechtigt. Auch den Freiſchütz Webers in der alten Geſtalt des Robin des bois wird dieſes Theater bringen, nachdem er durch den Proceß des „unausſprechlichen Deutſchen“ von der großen Oper verbannt worden. Der „unausſprechliche Deutſche“ iſt der Graf Tiflenitz, der vor längerer Zeit der Oper wegen ſchlechter Aufführung des Freiſchütz den Proceß machte. Seinen Namen kann der Franzoſe nicht ausſprechen und der Graf mußte nun, um dieſem Uebel abzuhelfen, dem Beiſpiel eines andern unſerer Landsleute, des Herrn Schneitzhöfer folgen, welcher im Jahr 1812, als Direktor des Geſangs an der Oper, auf ſeinen Viſitenkarten unter ſeinem Namen beiſetzte: lisez: Chêne-cerf. — Von der großen Oper und der italieniſchen Oper das nächſtemal. Jene ſucht ſich noch zu rekrutiren, da ihre alten Soldaten theils dienſtunfähig, theils flüchtig geworden ſind. Die Italiener haben dieſes Jahr ziemlichen und auch verdienten Zulauf.

Aus Oberſchwaben, November.

Der Naturdichter A. Schlude, ein Lebensbild.

Die Donau hat ſich in Schwaben, zwiſchen Tuttlingen und Sigmaringen, eines der ſchönſten und pittoreskeſten Thäler geſchaffen. Koloſſale Felſenwände zacken ſich zu den wunderlichſten Gebilden aus, die der vergleichenden Phantaſie unerſchöpfliche Nahrung bieten. Hier ſtehen die Pfeifen einer Rieſenorgel, dort eine ungeheure Burg des Erdgeiſtes mit Mauern, Zinnen und Thoren; dieſer Fels gleicht einem betenden Mönche, jener ſtarrt wie ein drohend aufgehobener Finger empor. Aber überall zwiſchen der Felſenwüſtenei hängt der üppige Mantel ſaftiger, aus den mannigfaltigſten Baumarten zuſammengeſezter Waldung herein. Selbſt die Ruinen ſind noch bewohnt. Das Thal iſt nicht nur fruchtbar, ſondern ſogar durch Induſtrie lebendig. Das Gebiet theilt ſich zwiſchen Preußen, Württemberg und Baden. Eine der ſchönſten Strecken mit dem von jäher Felswand faſt ſenkrecht niederſchauenden Schloſſe Wernwag und dem großartigen Eiſenwerke Thiergarten gehört dem Fürſten von Fürſtenberg. Vielleicht trug dieſe Vielherrſchaft die Schuld, daß früher das ſchöne Thal zwar im Einzelnen mancher Sorgfalt gewürdigt, aber im Ganzen verwahrloſt, namentlich von den meiſten Seiten ſchwer zugänglich war. Dieſem Uebelſtande iſt jedoch neuerdings abgeholfen und ſoll gegenwärtig noch gründlicher abgeholfen werden.

In einer ſtillen Bucht des herrlichen Thales, wo die Donau von dem romantiſchen Felſenſchlößchen Bronnen herabzieht und einen großen Bogen macht, um ſofort durch einen früher von ihr durchbrochenen Engpaß noch immer mit ungeduldigem Toſen und Schäumen über Felſenriffe hinwegzuſtrömen, in unendlich lieblicher Einſamkeit liegt das ehemalige Kloſter Beuron, ſeit geraumer Zeit in eine viel, aber lange nicht genug nach Verdienſt beſuchte Molkenkuranſtalt verwandelt, im Beſitze der liebenswürdigen, wahrhaft patriarchaliſchen Familie Zudrell. Wer es nun gut mit ſich meint und dort in gemächlichſter Weiſe eine Molkenkur durchmacht, der trifft unter den Büchern, die zur Unterhaltung der Gäſte dienen, auch „Gedichte von Anton Schlude“ an. Blättert er darin, ſo wird er unfehlbar, wenn er nämlich überhaupt Sinn und Verſtändniß für Poeſie hat, ſich wunderlich angeregt finden und vorerſt aus dem Dinge nicht klug werden. Der Ernſt des Poeten wird ihn nicht ſelten lachen machen, hie und da wird er mitleidig die Achſeln zucken; aber immer wird er die in unvollkommener Form ausgeſprochene Geſinnung ehren und achten. Auch ehe er die dem erſten Bändchen vorgedruckte Lebensſkizze lieſt, bemerkt er von ſelbſt, daß er es mit keinem ſogenannten gebildeten Dichter zu thun hat, und doch hat er auch keinen Naturdichter im wahren Sinne des Worts vor ſich; einen Mann aus dem Volke allerdings, der keine feinere Erziehung erhalten hat, als die Volksſchule ſie gibt, aber dieſer bewegt ſich in Formen, wie ſie nicht der Naturdichter ſchafft oder wählt, ſondern in den hergebrachten Kunſtformen, die er oft ungelenk handhabt. Die Gedanken ſind weder neu, noch tief, aber ein ehrenwerther Sinn macht ſich durch und durch geltend. Eine glühende Begeiſterung für Licht, Wahrheit und Recht breitet ſich in der dem Liberalismus angemeſſenen, oft etwas weitſchweifigen und hausbackenen Weiſe aus. Zwiſchendurch treten wirkliche Griffe in die Lyra in einzelnen Bildern, in einzelnen naiven Wendungen hervor, und man fragt ſich, ob nicht wohlwollende Theilnahme, indem ſie die Bildung des Dichters auf die Heerſtraße der rhetoriſchen Reflexionspoeſie leitete, geradezu ihm geſchadet, Keime eines naiven Talents bei ihm erſtickt habe? Ueberhaupt, je mehr man ſich in das Büchlein hineinlieſt, um ſo mehr drängt ſich die Vermuthung auf, daß hier eine durch äußere Schickſale verkümmerte, verbogene, mißhandelte Natur vorliege

Gemüthloſe Menſchen, beſchränkte Egoiſten, die nur ihr engherziges Amuſement ſuchen, ſind nun freilich hiemit fertig; ſie rümpfen die Naſe über den Autor und legen das Buch weg. Wer dagegen das Herz am rechten Flecke hat, wen alles Menſchliche anzieht, wen beſonders ein ſolcher regelwidriger Fall als Problem beſchäftigt, der wird, der kann nicht ſo theilnahmlos vorübergehen. Vielmehr wird er ſich vor allem ſagen, daß der Schlüſſel zu dem Räthſelhaften dieſer künſtlichen Naturdichtung in der Perſönlichkeit des Verfaſſers liegen müſſe. Erfährt er dann, daß dieſer nach einander Gänſejunge, Muſikant, Rattenfänger, Hoſpitalit, Nachtwächter und fahrender Troubadour geweſen und zum Theil noch iſt, ſo wird es ihn ſogar gelüſten, die Bekanntſchaft eines ſo wunderlichen Geſellen zu machen. Dieſes Verlangen iſt nicht ſchwer zu befriedigen, denn hie und da kehrt er in Beuron ein, nicht aber etwa in der Weiſe eines reiſenden Deklamators oder hauſirenden Gelegenheitsgedichtmachers; es fällt ihm nicht ein der Geſellſchaft ſich aufzudrängen, dafür hält er ſich ſelbſt viel zu hoch und iſt auch in der That zu nobel. Vielmehr ſezt er ſich anſpruchslos in's äußere Wirthszimmer, trinkt ſein Glas Bier und lieſt die Zeitung; man würde ihn etwa für einen beſcheidenen Schulgehülfen oder einen wenig bemittelten fahrenden Schüler nehmen.

Du ſiehſt ein Männchen von kleiner Statur, mit bräunlichem Krauskopf, knöchernen Händen und äußerſt beweglichen Beinen. Das runzlichte Geſicht iſt dadurch entſtellt, daß ein Auge ausgeſchnitten iſt. Der abgeſchabene Sammtrock iſt ſauber gebürſtet, überhaupt die ganze Kleidung ärmlich, aber proper. Zeigſt du nun einiges Intereſſe für ihn, ſo wird er ſich dir völlig harmlos hingeben. Dieſe argloſe Gutmüthigkeit, die übrigens neben einer

gewiſſen naiven Schalkhaftigkeit Platz hat, iſt hervorſtechender Charakterzug bei ihm und um ſo mehr zu ſchätzen, da er von Leuten aus der ſogenannten gebildeten Klaſſe ſchon öfters verkannt und zurückgeſtoßen, ja wohl mißbraucht und verhöhnt worden iſt. Mit ihm ſich zu unterhalten iſt übrigens eine Sache von eigenthümlicher Schwierigkeit. Du mußt Papier und Bleiſtift bei dir haben und jede Frage, die du an ihn richten, jede Antwort, die du ihm geben willſt, aufſchreiben, denn er hat das Gehör verloren, ja faſt auch das Geſicht auf dem einen übrig gebliebenen Auge. Umgekehrt mußt aber du ſelbſt mit guter Hörfähigkeit begabt ſeyn; nicht daß er leiſe oder heiſer ſpräche, aber er hat ein Organ, ſo ſonderbar, wie du wohl ſelten eines gehört haſt, und dazu einen Tonfall, der wo möglich noch ſeltſamer iſt.

Gewiß iſt Eines: je länger und je öfter du dich mit ihm unterhältſt, um ſo höher wird er in deiner Achtung ſteigen. Du haſt eine blutarme Haut vor dir; aber an ihr iſt nichts Gemeines, keine Spur von bettelhaftem, ja nur irgend zudringlichem Weſen. Du haſt eine von Natur und Schickſal gezeichnete Figur vor dir; aber du wirſt den Humor hochſchätzen, ja bewundern, womit dieſer in ſo vielen Rückſichten ſtiefmütterlich behandelte, ja mißhandelte Menſch ſeine Fülle von Mißgeſchick erträgt. Durch dieſen Humor, der ihn ſogar über ſeine Körpergebrechen, über ſeine Cyklopen-Zwergnatur heiter ſcherzen läßt, entwaffnet er zum voraus jeden Spott über die mancherlei Sonderbarkeiten ſeiner äußeren Erſcheinung, während er zugleich, das Mitleid verſchmähend, deine Achtung herausfordert. Du wirſt lachen, aber nur über ſeine drolligen Erzählungen und Schnurren; denn von ſeinen Sängerfahrten, von ſeinem Rattenfänger- und Nachtwächterleben weiß er manches zu berichten, was zum mindeſten originell genug iſt. Du wirſt lächeln über die kleine Doſis naiver Eitelkeit, womit er ſich als Muſenſohn gerirt; aber auch dieſe iſt ſo harmlos, ſo kindlich, daß es eben beim Lächeln bleiben wird.

Die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer muß denn auch unfehlbar ſeine Gedichte in anderem Lichte erſcheinen laſſen. Manches, was daran befremdete, vielleicht abſtieß, wird man nicht mehr ihm, ſondern der ihm von andern gegebenen Richtung zur Laſt legen. Man wird es beklagen, daß wohlwollende Freunde ihn zu hoch ſchraubten und dagegen ſeiner natürlichen Anlage zur naiv drolligen Erzählung keine Aufmerkſamkeit ſchenkten. Es iſt ein eigenes Mißgeſchick dieſes guten Menſchen, daß das Schickſal ſelbſt in dem Einen Punkte, wo es ihn nicht zurückſtieß, wo es ihm freundlich und troſtreich entgegenkam, daß es ihn gleichwohl auch da noch mißhandelte. Denn Mißhandlung iſt doch immer die falſche Behandlung eines Talents, wenn ſie auch in der beſten Abſicht, in der wohlwollendſten Meinung geſchieht. Freilich werden nun aber die wenigſten der geneigten Leſer ſofort in den Fall kommen, die perſönliche Bekanntſchaft des wackern Anton Schlude zu machen. Es wird daher geeignet ſeyn, für ſie hier einen kurzen Abriß ſeiner Lebensgeſchichte zu geben, wobei wir ihn meiſt ſelbſt wollen reden laſſen.

„In Wahrheit," ſagt er, „darf ich mein ganzes Leben eine Krankheitsgeſchichte nennen; denn ſeit meiner Geburt ſind der Tage nur wenige, wo ich mich voller Geſundheit erfreuen, dem Frohgenuß der Jugend mich hingeben konnte. Wenn es auch zuweilen Stunden gab, wo mein Körper keine Schmerzen fühlte, ſo mußte ich andere Leiden fühlen, die mich tiefer ſchmerzten, als Krankheit.

„Am 7. November 1808 erblickte ich das Tageslicht in dem kleinen Dörfchen Hauſen, im ſtillen, reizenden Donauthale. Gezeugt von einem redlichen, braven Vater, Schuſter von Profeſſion, geboren von einer zärtlichen, liebevollen Mutter, Benedikta Vögtle, war ich das eilfte unter fünfzehn Kindern, wovon aber nur noch vier am Leben ſind. Kaum hatte ich die ſechste Woche erreicht, ſo ließ eine meiner Verwandten aus Verſehen heißen Brei in mein rechtes Auge fallen, und das Auge war verloren. Dazu geſellten ſich noch Krankheiten, welche mich an meinem Wachsthum hinderten, ſo daß ich das Gehen erſt im dritten Jahre lernte. Manche ſchlafloſe Nacht, manche bittere Stunde verurſachte ich da meiner Mutter. So kam nach und nach die Zeit, wo ich zu denken fähig war. Da wollten viele einen feurigen Geiſt in mir gewahren. Ich gab Reden, worüber ſie ſich verwunderten. Alles wollte ich hören, Alles wollte ich kennen. Bald maßte ich mir die Stärke des Löwen, bald die Schnelligkeit des Hirſchen an, ohne je eines von dieſen Thieren geſehen zu haben. Manche Spöttereien mußte ich mir darüber von meinen Geſchwiſtern gefallen laſſen.

„Ich hatte das Alter erreicht, wo ich die Schule beſuchen durfte. Mit Sehnſucht harrte ich dieſem Tage entgegen; denn der Lehrer hatte mir ſchon lange darauf Freude gemacht. Mit Leichtigkeit lernte ich die Buchſtaben kennen; alles, was mir aufgegeben wurde, erſchien mir immer noch als zu leicht. Kaum aber waren zwei Jahre ſo dahin gefloſſen, als ein trauriger Vorfall dem Schulbeſuche plötzlich ein Ende machte und meine Eltern in den größten Kummer verſetzte. Ich hütete damals die Gänſe meiner Eltern auf einer Gemeinwieſe, die an eine herrſchaftliche ſtieß und überdieß nur ſchlecht verzäunt war. Nun machten eben meine Gänſe öfters Beſuche auf der herrſchaftlichen Wieſe, ohne um Erlaubniß zu fragen. Aber ihre Freiheit bekam ihnen und mir ſchlecht. Die Gänſe wurden einſt von den Kindern des herrſchaftlichen Schäfers angetroffen und theils todt, theils lahm geſchlagen. Ich ſtand dabei und weinte, mehr aus Mitleid mit den armen Thieren, als aus Furcht vor der Strafe, und am andern Tage — war ich blind. — Die Schmerzen ſind nicht zu beſchreiben, die ich damals auszuſtehen hatte. Da ich Licht und Farben noch im Gedächtniß trug, ſo ſtellten ſich meiner Phantaſie Bilder dar, vor denen ich noch jetzt zurückſchrecke; wenn ich an der Hand meines Führers mich von einem Ort zum andern begeben wollte, ſo fürchtete ich immer in einen Abgrund zu ſtürzen. Erſt nach acht langen peinvollen Wochen gelang es das Augenlicht mir wieder zu verſchaffen. Der erſte Gegenſtand, den ich wieder ſah, war ein Blitz bei Nacht, der zweite eine weiße Schürze; endlich kamen nach und nach alle Gegenſtände wieder zum Vorſchein. Allein kaum hatte ich das Geſicht in etwas wieder erhalten, ſo zog ſich das Uebel nach den Füßen. Ich konnte mehrere Wochen lang gar nicht ſtehen und mußte auf allen Vieren kriechen. Ein Marktſchreier ſagte einſt, man ſollte mir die Ohren durchſtechen und Gehänge drein thun, dann werde es ſich von den Füßen

wegziehen. Der Verſuch wurde am linken Ohr gemacht, und nach einigen Tagen verlor ich daſelbſt das Gehör, das ich niemals wieder erhielt. Auch der rechte Gehörgang wurde angegriffen. Von da zog es in's Gehirn; ich bekam Schwindel, der mich öfters plötzlich befiel, ſo daß ich, wenn ich mich nicht gerade irgendwo anhalten konnte, im Kreiſe umhergedreht wurde und zu Boden fiel. Noch jezt ſpüre ich die Folgen davon, da ich keinen feſten Schritt mehr habe und der geringſte Anlaß im Stande iſt mich zu Boden zu werfen.

„Indeſſen ging mit der theuren Zeit, die auf meinen armen Eltern ſchwer gelaſtet, ihr Gottvertrauen jedoch nicht gebrochen hatte, auch dieſer Sturm vorüber. Da ich auf dem rechten Ohr wieder gut hörte und mit dem linken Auge ſah, ſo war meine Lage ganz erträglich; nur durfte ich die Schule nicht beſuchen, aus Furcht, mein Auge möchte ſich wieder verſchlimmern. Als aber der Pfarrer verlangte, daß ich wenigſtens den Religionsunterricht mit den übrigen Kindern hören ſollte, mußte ich doch wieder in die Schule. Und mit welcher Freude that ich dieß! Herzlich bewillkommte mich der Lehrer und verſuchte, ob ich binnen drei Jahren das früher Gelernte noch nicht vergeſſen hätte. Zu ſeiner Freude wußte ich noch alles und ſchwang mich ſchon im nächſten Jahr auf den erſten Platz hinauf. Nur das Schreiben wollte mir nicht von der Hand gehen; es wurde auch nicht viel darauf gedrungen, da man nicht ahnte, daß ich einſt mit Schreiben mich fortbringen ſollte.

„Meine Freude wurde bald wieder getrübt. Wir bekamen einen neuen Nachbar, der vier Kinder hatte, die ſo ausgelaſſen waren, daß ich keine Beſchreibung davon machen kann. Kein Schimpfname war, den ſie mir nicht beilegten; oft ſchlugen ſie auf mich los, ohne zu wiſſen warum. Wohl ſahen es meine Eltern; allein, da ſie den Frieden liebten und der Nachbar von jedermann gefürchtet war, ſo getrauten ſie ſich nicht gegen ihn aufzuſtehen. Das Schlimmſte dabei war, daß nun auch die andern Kinder ſich berechtigt glaubten, mich zu verſpotten. So verlor ich auch die Liebe und Theilnahme meiner Geſpielen, die ich nie wieder erhielt; denn je älter ich wurde, deſto mehr verachteten ſie mich, und dieß that mir grenzenlos weh. Nach einigen Jahren übrigens zog der Mann zu meiner und aller Einwohner Freude aus dem Dorf weg und ich war wenigſtens von der größten Plage frei.

„Als endlich das Alter erreicht war, wo ich aus der Schule entlaſſen wurde, ſannen meine Eltern hin und her darüber, was ich erlernen ſollte. Alle Handwerke wurden durchgemuſtert, aber zu keinem erſchien ich tauglich. Die gute Mutter wurde um meine Zukunft ängſtlich, denn ich ſtand unter meinen Geſchwiſtern da wie ein verkrüppelter Baum unter blühenden Obſtbäumen, doppelter Pflege bedürftig. Da ich nun von früh auf Sinn für Muſik gezeigt hatte, ſo beſchloß man, mich einem Muſikanten in die Lehre zu geben. Auch war mir der Anfang ſehr leicht, aber es überfiel mich eine tödtliche Krankheit und warf mich drei Jahre hindurch in immer neuen Rückfällen nieder. — Endlich konnte ich meine Geige wieder hervorholen und mir damit etwas zu verdienen ſuchen. Es war aber freilich vorauszuſehen, daß der Erwerb ſchmal ausfallen würde, da es mir an Gelegenheit und Geld fehlte, um ordentlichen Unterricht in der Muſik zu erhalten, überdieß aber mein Gehör nicht mehr vollkommen fähig war die Töne zu unterſcheiden. — Da nun gerade die Maulwürfe auf den Wieſen und Feldern ſich ſehr vermehrten, weil ihr größter Feind, der Scheermausfänger, vor einiger Zeit geſtorben war, ſo rieth man mir zu dieſem Erwerbszweig und ich hatte die Ehre, ſein Nachfolger im Amte zu werden.

„Eine halbe Stunde von Hauſen entfernt liegt der Weiler Neidingen, meiner Mutter Geburtsort. Dort hatte ihre Schweſter unter mehreren Kindern ein Mädchen, Namens Victoria. Schon lange kannte ich den heitern, unſchuldigen Sinn dieſes guten Mädchens. Froh wie die Lerche ſang ſie ihre Lieder in Gottes freier Natur; wie der Schmetterling von Blume zu Blume flattert, hüpfte ſie umher; nur vor denen, welche ſie nicht genau kannte, war ſie ſcheu und verſchloſſen. — Ein Vorfall machte, daß ich ſie noch genauer kennen lernte. Sie hatte eben ihr ſechzehntes Jahr erreicht und entfaltete ſich wie eine Roſe. Bald zog ſie die Blicke vieler auf ſich und galt für das ſchönſte Mädchen im ganzen Thal. Da erfrechte ſich ein ehemaliger Schulgenoſſe von mir, der auf der benachbarten Mühle in Dienſt gekommen war, durch boshafte Erzählungen ihren guten Ruf anzutaſten, und legte ſogar, als man ihm nicht glauben wollte, Nachts ſeine Pfeife auf den Weg vor ihrem Hauſe. Es gelang mir, den Elenden zum Widerruf zu bringen, der denn auch als Verläumder allgemein verachtet und alsbald ſeines Dienſtes entlaſſen wurde. — Von dieſer Zeit an lernte ich Victorien immer näher kennen und ſie ward mir immer theurer. Nun hatte ich gefunden, wornach ich ſo lange mich ſehnte — ein Herz, das mir entgegen ſchlug, dem ich meine Leiden klagen konnte, bei dem ich die bittere Verachtung vergaß, die mir immer unerträglicher wurde; denn es war ſchon ſo weit gekommen, daß ich ſogar bei Proceſſionen und öffentlichen Bittgängen, wo alles ſonſt ſich paarweis zuſammenreiht, allein mitgehen mußte. — In dieſer Zeit war Victoria ein rettender Engel, vom Himmel mir zum Troſt geſandt. Ein Blick aus ihrem ſeelenvollen Auge, ein Lächeln von ihren Lippen ließ mich die bitterſten Sorgen vergeſſen. Durch ſie lernte ich den Werth des Menſchen, den Werth der Tugend kennen. Auch ihre Eltern liebten mich wie ihren Sohn, und von der übrigen Familie wurde ich als Hausangehöriger betrachtet. An Werktagen arbeiteten wir mit einander, am Sonntag ſaßen wir zuſammen in der Wohnſtube oder am Ufer der Donau, oder fuhren in einem Schifflein eine Strecke weit den Fluß hinauf und ließen uns von ſeiner Strömung wieder hinab treiben. So floſſen mir zwei Jahre voll der ſchönſten Stunden hin.

„Ich hatte unterdeſſen mein fünfundzwanzigſtes Lebensjahr erreicht, ohne irgend eine geſicherte Ausſicht in die Zukunft zu haben. Die Rattenfängerei hatte ich aufgegeben, weil ſie nur im Früh- und Spätjahr ging und der feuchte kalte Boden zu dieſer Zeit ſehr nachtheilige Wirkungen auf mich ausübte. Victorias Vater, ein Nagelſchmied, gab mir den Rath, bei der Obrigkeit um einen Paß als Nagelhändler einzukommen. Während aber darüber von den Behörden hin und her geſchrieben wurde, kündigte eben der Nachtwächter des Dorfs ſeinen

Dienſt auf, der mir, da ich zu nichts anderem tauglich ſchien, angetragen wurde. Ich nahm ihn an mit einem jährlichen Gehalt von fünfundzwanzig Gulden, wobei ich das Oel, das ich brauchte, ſelber anſchaffen mußte. — Damals war es nun, daß ein Freund mir rieth, zum Zeitvertreib während der langen nächtlichen Stunden hie und da einen Aufſatz in Proſa oder Verſen zu verſuchen, wovon er mir die erſten Begriffe beibrachte. Wie ein Funke vom Stahl den Schwamm entzündet, ſo durchfuhr mich's. Ich ward nun gar ein Dichter! Wenn ich ſo in einſamen Stunden der Nacht hinaustrat und der geſtirnte Himmel mit all ſeiner Pracht mir entgegenglänzte, wenn die Stille nur von dem Schrei eines Nachtvogels — wie aus dem Geiſterreiche kommend — unterbrochen wurde, welche Gefühle wurden da in mir rege, der ich ohnehin zur Schwärmerei geneigt war! — Den Tag über verkaufte ich Fiſche, bei Nacht hielt ich die Nachtwache und dichtete; allein bald ereignete ſich ein Vorfall, der mir auch dieſes Amt entriß. Schon ſeit einiger Zeit ſpürte ich eine Verminderung meines Gehörs, welches ſich ſeither bald verſchlimmert, bald wieder gebeſſert hatte. Als nun eines Abends im Garten eines Bürgers Aepfel geſtohlen wurden, ohne daß ich, der nichts hörte, Lärm machte, wurde mir der Dienſt abgenommen."

(Schluß folgt.)

London, November.

Ein Schiffbruch.

Selten bietet in neuerer Zeit ein Schiffbruch ein ſo tragiſches Intereſſe, als der des amerikaniſchen Dampfſchiffs „Arctic,“ das den 20. September von Liverpool nach Newyork mit 233 Paſſagieren und 150 Matroſen ſegelte. Was uns an den Berichten, die noch täglich darüber einlaufen, ſo mächtig ergreift, iſt weniger die Größe des Unglücks, das mit einem mal 300 Perſonen im Ocean begrub, als vielmehr die Entſchloſſenheit, mit welcher die einen, und namentlich die Frauen dem Tode entgegen gingen, die Feigheit, mit welcher die andern, und namentlich die Matroſen auf Koſten der Schwächeren dem Tode zu entgehen ſuchten, ins beſondere aber die unſäglichen Leiden und Kämpfe, welche die wenigen Ueberlebenden zur Rettung ihres Lebens zu beſtehen hatten. Die lezten Berichte ſind vom Schiffskapitän Lucy ſelbſt, von dem man allgemein glaubte, daß er mit dem Schiffe untergegangen ſey. Seine Rettung grenzt an's Wunderbare, ſo wie die eines jungen Deutſchen, Ferdinand Keyer, deſſen Hochherzigkeit im Leiden das Stadtgeſpräch von Newyork bildet, und deſſen Leidensgeſchichte nicht weniger intereſſant iſt, als die des irländiſchen Matroſen Peter M'Cabe, der von ſiebzig Perſonen, die ſich auf ein nothdürftig gebautes Floß gerettet hatten, allein entkam.

Der Schiffbruch ereignete ſich am ſiebenten Tage nach der Abfahrt, nicht weit vom Cap Race, in Folge eines Zuſammenſtoßes mit einem andern Dampfſchiffe, der Veſta. Faſt vom erſten Augenblicke war der Untergang des Arctic unvermeidlich. Die folgende Schilderung der Kataſtrophe iſt hauptſächlich den Berichten des Kapitän Lucy ſelbſt entnommen, und obgleich dieſelbe im weſentlichen mit den früher gegebenen Berichten übereinſtimmt, ſo enthält ſie doch ſehr intereſſante Einzelnheiten, die uns der Mittheilung werth ſcheinen, zumal wir durch dieſelben unter andern auch mit dem Schickſale des ebengenannten Deutſchen bekannt gemacht werden.

Einige Augenblicke nach dem Stoß, als der Kapitän wahrnahm, daß das Waſſer von allen Seiten eindrang, das Pumpen nuzlos war und das Schiff in kurzer Zeit ſinken mußte, befahl er die Boote in Bereitſchaft zu halten, um ſo viele Frauen und Kinder zu retten, wie nur immer möglich. Aber es waren die Männer, und zwar das Schiffsvolk vor allen andern, die ſich in die Boote ſtürzten, und auf ihr eigenes Heil allein bedacht, die Frauen wie die übrigen Paſſagiere vergaßen und das Schiff, deſſen Leitung ihnen anvertraut war, im Stiche ließen. Vergebens hatte der Kapitän die übrigen Boote an das Schiff binden laſſen, um das Schiffsvolk zu zwingen, die nöthigen Rettungsanſtalten zu treffen. Die Taue wurden zerſchnitten, der Kapitän, der ſich der Abfahrt widerſezte, ſah ſich mit Meſſern bedroht. Matroſen und Paſſagiere ſprangen 20 Fuß hoch von der Gallerie in die Boote, ſich ſelbſt und die in den Booten wimmelnde Menſchenmaſſe gräßlich verſtümmelnd. In den Booten ſelbſt wurden die Meſſer gezogen und Piſtolen gebraucht, um ſich Plätze zu ſichern. Der Herzog von Grammont, der ſich unter den erſten befand, die in ein Boot ſprangen, wurde mit Gewalt aus demſelben geriſſen und in's Waſſer geſtürzt; ſeitdem hat man nichts mehr von ihm vernommen. Das Schiff ſank tiefer und tiefer mit ſeiner Menſchenladung von dreihundert Perſonen, und es blieb nun nichts mehr übrig als Flöße zu bauen aus den Segelſtangen und andern Materialien, die zur Hand waren; aber die Zimmerleute und Matroſen waren fort, und es fehlte an den nothwendigſten Werkzeugen, ſo daß die ſparſamen Materialien, die man mit der Kraft der Verzweiflung zuſammengebracht, ſchlechte Ausſicht boten. Noch bevor man Zeit gehabt hatte, die Holzſtücke gehörig zu verbinden, ging das Schiff unter mit allem, was ſich darauf befand.

„Ich ſah mich,“ ſagt Kapitän Lucy, „bald wieder an der Oberfläche des Waſſers, mein armes, hülfloſes Kind feſt unter dem Arme haltend. Aber ich ſank abermals unter, und nur mit der größten Mühe arbeitete ich mich zur Oberfläche hinauf, immer mein armes Kind unter dem Arm. Auf der weiten Waſſerfläche ſah ich nichts als Menſchen, Männer, Weiber und Kinder, mehr als zweihundert, alle mit dem Tode ringend, mitten unter Schiffstrümmern, bald einander, bald den Himmel um Hülfe anflehend. Während ich mich nach einem Trümmer umſah, das mich und mein Kind eine Zeitlang über Waſſer halten konnte, kam ein Stück von einem großen Ruderverſchlage mit ſeiner ſcharfen Kante gerade gegen meinen Kopf herangeſchwommen und fiel mit ſeinem ganzen Gewichte auf das Haupt meines theuren Kindes. Ich ſelbſt war nur wenig verlezt, aber mein Kind lag leblos im Waſſer; ich hielt es nicht länger mehr unter meinem Arme.“

Viele Perſonen, unter andern auch der Kapitän, waren mit life-preservers (Rettungsblaſen aus Caoutchuc) verſehen, und als ſie, nachdem das Schiff untergegangen, wieder zur Oberfläche auftauchten, waren alle ihre Anſtrengungen darauf gerichtet, das in Eile zuſammengebrachte Floß zu erreichen. Nicht weniger als achtzig Perſonen ſuchten ſo ihr Heil auf dieſem Floß, während andere zu Fäſſern, Ruderverſchlägen und andern Trümmern ihre Zuflucht nahmen. — „Mit zwölf andern,“ fährt Kapitän Lucy fort, „gelang es mir, oben auf dem Ruderverſchlage, der mein Kind getödtet, einen Halt zu finden und uns deſſelben wie eines Floßes zu bedienen. Aber der Verſchlag konnte nicht ſo viele Perſonen faſſen; einige verließen ihn wieder, um auf andern Trümmern Rettung

zu ſuchen, während die andern, die blieben, mit Ausnahme von drei Perſonen, nach und nach durch den Tod von ihren Leiden erlöst wurden. Wir waren im Waſſer bis zu den Knieen, bei einer Temperatur von 45 Grad Fahr. und die Wogen ſchlugen jeden Augenblick über unſern Häuptern zuſammen. — Unſere Unglücksgefährten auf den andern Trümmern verſchwanden mehr und mehr vor unſern Blicken. Wir brachten eine fürchterliche Nacht zu, und keiner von uns gedachte den kommenden Tag zu erleben. Der Morgen brach endlich an, trübe und kalt, mit ſtarkem Nebel. Auf dem Waſſer war, mit Ausnahme unſer ſelbſt, keine lebende Seele mehr zu ſehen." Die Leiden dieſes Tags und der folgenden Nacht, welche Kapitän Lucy mit ſeinen Unglücksgefährten auf demſelben Verſchlage noch zuzubringen hatte, waren noch ſchrecklicher als am erſten Tage, bis ſie vom Schiffe Cambria aufgenommen wurden.

Die zwei Perſonen, die zulezt beim Kapitän geblieben, waren ein gewiſſer Mr. Allen und ein blutjunger Deutſcher, Ferdinand Keyer, von dem ſeine Leidensgenoſſen nicht Rühmliches genug erzählen können. Noch ehe das Schiff untergegangen, hatte ſich Keyer dadurch bemerkbar gemacht, daß er einem franzöſiſchen Matroſen vom andern Schiff, das den Zuſammenſtoß verurſacht, das Leben gerettet hatte. Im Augenblick des Stoßes, als man allgemein glaubte, lezteres Schiff, die Veſta, habe den meiſten Schaden genommen, hatte ſich jener Matroſe in's Waſſer geſtürzt oder war in's Waſſer gefallen, und nur dem Beiſtande Keyers hatte er es zu danken, daß er auf dem Arctic Rettung fand. Als dieſer mit allen Paſſagieren untergegangen, hatte der franzöſiſche Seemann, gleich den übrigen, auf einem Holzſtücke Rettung geſucht und war zuerſt von der Cambria aufgefunden und gerettet worden. Er war es, der dem Kapitän dieſes Schiffes die erſte Kunde vom Schiffbruch gab, und ſo geſchah es, daß der Kapitän, die übrigen Schiffbrüchigen aufſuchend, Kapitän Lucy nebſt Maſter Allen und Ferdinand Keyer in einem Augenblick erlöste, wo ſie dem Untergang nahe waren. Keyer hatte vom Schiff einigen Zwieback mitgenommen, der vom Seewaſſer durchweicht war. Von Hunger und Durſt gequält, genoß er einiges davon, aber er vermehrte dadurch nur ſeinen Durſt, und ſo trank er Seewaſſer, was ſeinen Zuſtand ſehr verſchlimmerte. Seine Qualen waren unerträglich. Zweimal ſtürzte er ſich in's Meer, mit der Erklärung, er wolle lieber ſterben, als ſolche Leiden ferner dulden, und jedesmal wurde er wieder herausgezogen und vom Kapitän feſtgehalten. Zulezt öffnete er ſich eine Ader am Arm und ſaugte ſein Blut. Glücklicherweiſe war die Cambria zur Rettung nahe. Der Kapitän ſpricht mit Begeiſterung von Keyers ſchönem Benehmen, von ſeiner Hingebung und Herzensgüte. Der junge Deutſche hat überhaupt die Theilnahme ſeiner Leidensgenoſſen und aller, mit denen er zuſammen kam, im höchſten Grade gewonnen. In Quebeck wurde eine bedeutende Summe für ihn unterſchrieben, und Maſter Allen, ſein Leidensgenoſſe, will ihm eine Stelle in ſeinem Geſchäfte geben.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 47. 19. November 1854.

— Organa semper
In manibus; crispo numerantur pectine chordae.
Juvenal.

Die Stellung der Muſik in der Gegenwart.

Wenn man von einer Kunſt rühmt, daß ſie zu irgend einer Zeit eine bedeutende Stellung eingenommen habe, ſo meint man damit, daß ſie von der Geſammtmaſſe des Volkes als bevorzugte Liebhaberei gepflegt worden ſey und die produktivſten Kräfte deſſelben ihre glänzendſten Leiſtungen gerade in ihr hervorgebracht haben; die Zeit hat alsdann in dieſer Kunſt ihren innerſten Geiſt, das Volk in ihr ſein beſtes Theil niedergelegt.

Es ſcheint uns eine Illuſion zu ſeyn, dieß von irgend einer Kunſt zu einer beſtimmten Zeit ausſagen zu wollen. Am eheſten gilt es vielleicht noch vom alten Griechenland. Hier war die Kunſt wirklich Volksſache, Herzensangelegenheit der ganzen Nation, weil dieſe ihre höchſten Intereſſen, ihre religiöſen Beziehungen zur Gottheit in ihr verkörpert fand. Was der Grieche auf ſeinem religiöſen Standpunkte glaubte, das ſah er in den ſteingehauenen Götterbildern vor ſich. Eine andere Religion und andere Gottheiten, als dieſe zu Statuen geformten, gab es für den Griechen nicht. Alle weitere Kunſtthätigkeit legte ſich nur verherrlichend um dieſe Göttergeſtalten aus Marmor; die Vollziehung der Opfer, die Darbringung der Weihegeſchenke und alle ſonſtigen religiöſen Akte blieben immer an die Götterbilder geknüpft, die der Grieche in ſchöner, greifbarer Menſchengeſtalt gegenwärtig anſchaute. Dieſe Götterbilder und Tempel waren alſo hier in Wahrheit das Herz der Nation, ihr lebendiger Glaube, ihr theuerſtes Eigenthum. Solche ſchützende Götterbilder zu beſitzen, war dem Volke, war jeder Stadt Geſammtpflicht, heilige Gewiſſensſache; ſie in vollendeter Schönheit darzuſtellen, war für die Künſtler der höchſte Ruhm, für die Nation im Ganzen ein Gegenſtand der Pietät überhaupt. Hier war mithin die Kunſt in Wahrheit populär, weil ſie die Religion des Volkes ſelbſt war.

Später möchte eine gleich ſtarke Sympathie für die Kunſt wohl niemals wiedergekehrt ſeyn, weil der gleiche religiöſe Standpunkt ſich niemals wiederholt hat. Vom Mittelalter z. B. wird man immer mit Bewunderung ſprechen müſſen, wenn ſich's um die Rieſenwerke ſeiner Baukunſt handelt; aber man wird nicht zugleich behaupten wollen, daß dieſe Unternehmungen allgemeine Volksſache geweſen ſeyen, in die jeder Einzelne ſein Herz hineingelegt, in denen er ſeine Seligkeit gefunden habe. Allerdings, die Begeiſterung, die Schwärmerei für Alles, was den Glauben betraf, die aufopfernde Hingabe von namhaften Summen, die

Niederlegung anſehnlicher Stiftungen und Vermächtniſſe — dieſe rückſichtsloſe Verſenkung des Subjekts in die großen Beſtrebungen jener glaubensſeligen Zeit wird man anerkennen müſſen, dabei aber zugleich eingeſtehen, daß die eigentliche Kirchenarchitektur den Köpfen der Maſſe ziemlich unverſtändlich geblieben ſeyn mag, und daß die Dome ſchließlich doch nur die geniale Schöpfung einzelner Baumeiſter ſind, in denen die Glaubensgluth jener Epoche ihren Brenn- und Culminationspunkt fand. Das Volk im Ganzen war, wie dieß ja zu keiner Zeit anders iſt, bei weitem nicht gebildet genug, um Intereſſe für Kunſtunternehmungen zu hegen; das Volk beſizt auch niemals Mittel genug, um ſich maſſenweiſe an derartigen Werken zu betheiligen. Ihm liegt vor Allem ſeine Subſiſtenz am Herzen. Wie jeder ſich und die Seinigen erhalten will, wie er ſeine Geſchicklichkeit vermehren, ſein Geſchäft und Verdienſt erweitern kann, das iſt ſeine nächſte Sorge. Kirchenbeſuch, öffentliche Vergnügungen, Kunſtgenüſſe u. dgl. kommen erſt weit ſpäter in der Reihe ſeiner Anſprüche, ja finden bei den meiſten wohl gar keine Stelle. Immer gehören die umfangreichen Mittel hochgeſtellter Perſonen, immer die Begabung einzelner Bevorzugten dazu, um der Kunſt eine beſondere Vorliebe, eine ausſchließliche Pflege angedeihen zu laſſen. Das Volk im Großen hat zunächſt andere Intereſſen und muß für andere Zweige thätig ſeyn.

Zu dieſem materiellen Hinderungsgrunde, der zu allen Zeiten gilt, kommt nun, was ſpeciell die heutige Muſik betrifft, noch ein Moment als ungünſtiger Umſtand hinzu: das iſt der geſammte Geiſt, das geſammte Streben der Gegenwart, das, vorherrſchend auf die Natur, auf die Wirklichkeit, auf das Aeußerliche gerichtet, der geheimnißvollen Innerlichkeit der Muſik nicht förderlich ſeyn kann. Man kann dieſe Tendenz unſerer Tage nicht treffender bezeichnen als mit dem Worte Naturſinn oder Naturalismus, und kann ſie andererſeits nicht genügender herleiten, als aus den politiſchen Enttäuſchungen der lezten Jahre, aus den religiöſen Zweifeln der lezten Jahrzehnde. Eben weil das Volk ſeine politiſchen Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen, ſich in ſeinem nüchternen Vernunftglauben, dem es huldigte, bedroht und beſchränkt ſah, kehrte es dieſen beiden Gebieten ganz und gar den Rücken, ward gleichgültig gegen das öffentliche Wohl, gleichgültig gegen Religion und Kirche und flüchtete ſich auf denjenigen Boden, der ihm in der allgemeinen Gehaltloſigkeit als der einzig ſichere übrig blieb: die Wirklichkeit, die Natur. Und ſo rückſichtslos, ſo maſſenhaft iſt dieſer Zug der Geiſter, daß man ihn als ein wahres Sturmlaufen auf die Natur, als eine förmliche Jagd auf ihre Schätze bezeichnen kann, als ein Wettrennen, ſich ihrer nach allen Dimenſionen zu bemächtigen, ſie für alle erdenklichen Zwecke auszubeuten.

Voran mit dem Panier der ernſten Forſchung ſchreitet die Wiſſenſchaft. Sie verfolgt die Natur bis in die Geheimniſſe ihres vorweltlichen Werdens, bis in die Myſterien der unſichtbaren Lebensanfänge. Den gehobenen Schatz ihrer Reſultate ergreift auf der einen Seite die induſtrielle Technik und wirft ihn theils als Luxusgegenſtand, theils als bequemes Verkehrsmittel in die Nutzanwendung des gewerbthätigen und praktiſchen Lebens; die maſſenweiſe Flucht in die Ferne, das Verlangen nach einer neuen Exiſtenz knüpft ſich unmittelbar daran. Nach der andern Seite iſt es die populäre Literatur, welche ſich der wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe bemächtigt und dieſelben in den Leſekreis des Volks, in den Unterrichts- und Unterhaltungsſtoff der Jugend einführt; ſelbſt das weibliche Geſchlecht wird in der einſchmeichelnden Form der Briefe in die neu gewonnenen Geheimniſſe hereingezogen.

Nicht minder huldigt die Kunſt dieſer naturaliſtiſchen Tendenz. In der Malerei iſt unverkennbar die Landſchaft die bevorzugte Gattung, für die alle Bodenformen, alle Zonen der Erde den noch unverbrauchten Stoff liefern müſſen; und nur eine Conſequenz dieſer geſunden Richtung iſt es, wenn ſich die belgiſche Hiſtorien- und Genremalerei der lezten Jahre durch ein derbes Ergreifen die Wirklichkeit vortheilhaft hervorthut. In der Dichtkunſt hat der neuerwachte Naturſinn ſogar eine neue Gattung, die Landſchaftspoeſie, hervorgerufen, die bisher in der Geſchichte der Poeſie noch keine Stelle hatte und die uns den Beweis liefern kann, wie ſtark die Strömung des Zeitgeiſtes zum Erfaſſen und zur Verherrlichung der Natur hindrängt. Daneben ſteht die poetiſche Darſtellung der Natur im ſocialen Leben, ſo weit man ſie überhaupt noch findet, d. h. des Volks in ſeiner ungebrochenen Natürlichkeit, des Volkslebens, der Volksſitte in ihrer naturwüchſigen Friſche. Die Dorfgeſchichten ſind es, welche uns die Naturſtufe der heutigen Menſchheit mit liebevoller Enthüllung erſchloſſen haben. Gleichzeitig hat ſich die Kunſt der landſchaftlichen Natur ſelbſt zugewendet und als ſchöne Gartenkunſt theils fürſtliche Gärten neu angelegt oder verſchönert, theils öffentliche Anlagen und Promenaden um die Städte in weit reicherem Maße als früher in's Leben gerufen; ſelbſt der beſcheidenere Sinn des Bürgers und Landmanns gibt ſeiner Wohnſtätte noch den verſchönernden Anhängſel eines kleinen Hausgartens. In der weiteſten Ausdehnung endlich macht ſich die allgemeine Naturliebe als ſinnlicher Naturgenuß bemerkbar, wie er in der Form der Spaziergänge und Reiſen, der Sommeraufenthalte und Badeſaiſons faſt von allen Schichten der heutigen Geſellſchaft geſucht wird.

Wenn nun auf dieſe Weiſe faſt ſämmtliche Gebiete des heutigen Kulturlebens, die praktiſchen Thätigkeiten eben ſo ſehr als die edlere Kunſtpflege, eine fördernde Anregung im gegenwärtigen Zeitgeiſte finden, ſollte da

darf man fragen, nicht auch die Musik einen Gewinn von dieser Gunst der Zeitumstände davontragen? Sollte sie in einer Zeit, welche für die Kunst im Ganzen so ersprießlich zu seyn scheint, nicht auch neue Blüthen treiben und auf eine allgemeine Theilnahme im Volke rechnen dürfen? Aber hier verkenne man den wesentlichen Unterschied zwischen der Musik und den übrigen Künsten nicht, wenn sich's um die Stellung beider zur Natur, zur objektiven Wirklichkeit überhaupt handelt.

Jede Kunst wird von der Richtung der Zeit auf das Natürliche ihre besondern Vortheile ziehen, nicht allein nach der Seite des Inhalts, insofern jeder einzelnen aus der aufgeschlossenen Natur eine neue Stofffülle zuwächst, sondern auch nach formeller Seite, indem sich eine schärfere Aufmerksamkeit für die Naturformen, eine genauere Detailzeichnung der wirklichen Gestalten, des physiognomischen Ausdrucks in die Künste einbürgert. Auf diesen ganzen Gewinn muß aber die Musik von vornherein verzichten. Ihr Medium ist nicht ein stoffliches Objekt der wirklichen Welt, sondern der luftig verschwebende, geheimnißvolle Ton, und ihr Gebiet ist nicht diese Wirklichkeit selbst, oder ein bedeutungsvolles Stück derselben, sondern die menschliche Innenwelt, die stille Verborgenheit unseres Gemüths- und Empfindungslebens. Ein wirkliches Ereigniß, eine wirkliche Situation hat für die Musik nur in so weit Bedeutung, als das äußerlich Vorhandene auch auf das Gefühl zu wirken und Stimmungen unseres Seelenlebens hervorzurufen im Stande ist. Nur sofern etwas Wirkliches in's Gemüth umschlägt, nur sofern wir etwas dabei empfinden, regt die Außenwelt auch die Produktivität des Musikers an. Im übrigen aber ist die Musik eine geheime, rein innerlich verlaufende Thätigkeit, die nur aus der Gemüthswelt ihre Stoffe entnimmt und ebenso auch nur auf das Gemüth erregend zurückwirkt. Ein auf die Natur, auf die Wirklichkeit, auf die materiellen Interessen gerichteter Zeitgeist, wie der jetzige, wird daher der Musik nicht bloß nicht förderlich seyn, sondern sie in ihrer produktiven Kraft vielmehr hemmen.

Sind nun aber die gegenwärtigen Stimmungen der intensiven Kraft der Musik, der musikalischen Produktion keineswegs förderlich, so verhält es sich ganz anders mit der äußern Verbreitung, mit der Reproduktion der Musik. Oeffentlich wie privat, in großen Kunstanstalten, wie im kleinen Familienkreise, im instrumentalen Fache, wie nach der Seite des Gesanges — in allen Dimensionen und Gattungen erfreut sich die Musik in unserer Zeit einer außerordentlichen Pflege. Und mag immerhin die Malerei diejenige Kunst seyn, welche durch Vertiefung in sich selbst, durch neuerschlossenen Stoffreichthum, durch den Fortschritt über ihren bisherigen Umfang im Vordergrunde der heutigen Kunstthätigkeit steht, und mag gerade sie unter allen Künsten am meisten Neues und Großes für die Zukunft versprechen: einer so verbreiteten Ausübung, einer so ungetheilten Liebe bei jung und alt, bei hoch und niedrig, wie sie heute der Tonkunst zu Theil wird, darf sie sich dennoch nicht rühmen. Eine andere Frage ist aber die, ob diese allgemeine Musikpraxis auch die rechte ist, ob sie im gehörigen Maße, im rechten Geist und Geschmack ausgeübt wird — eine Frage, die uns im Folgenden in der Kürze beschäftigen und wo möglich ihre Erledigung finden soll.

Unter den öffentlichen Organen der Tonkunst erwähnen wir zuerst der fürstlichen Kunstanstalten als der wichtigsten. Man kann von ihnen nicht behaupten, daß sie eine bedeutende Stellung in der Gegenwart einnehmen oder eine solche für die Zukunft hoffen lassen. Unsere großen Operninstitute sind, wie das sogenannte Hoftheater überhaupt, nach Ursprung und Tendenz zunächst Prunkstücke der fürstlichen Hofhaltungen, sind eines von den stehend gewordenen aristokratischen Genußmitteln der höchsten Stände, wie sie der mehr feudalen Auffassung der Monarchie in den früheren Jahrhunderten unerläßlich schienen. Außerdem aber sind sie auch für das Volk vorhanden und genöthigt, auch auf dieses Rücksicht zu nehmen, wie denn ihre umfangreichen Darstellungsräume und ihre sehr kostspielige Unterhaltung diese Bezugnahme auf das Publikum sehr deutlich bekunden. Zu beklagen bleibt nur, daß die Mehrzahl dieser Institute weder der hohen Stellung ihrer Gründer und Protektoren, noch den Kunstbedürfnissen und Kunstansprüchen des Volkes entspricht. Denn nicht jeder fürstliche Hof schätzt es sich zur Ehre und nicht jede Bühne hat so tüchtige rücksichtslose Intendanten, daß sie nur gute Opern zuließe und in deren Darstellung allein ihren Ruhm fände. Die meisten unter ihnen huldigen vielmehr einem schlechten Geschmack, den Einfällen ihrer fürstlichen Beschützer, der momentanen Schwärmerei des Publikums und verschwenden Tausende an den hohlen Pomp oberflächlicher Machwerke, wie sie auch aus unserer unproduktiven Zeit zu Dutzenden auftauchen. Das Neue, das Effektvolle im Stücke selbst, der berühmte Name oder die hohe Stellung des Komponisten sind hier das Entscheidende, und nach dem Kunstwerthe selbst wird am letzten gefragt. Die technische Vollkommenheit der Ausführung muß die innern Mängel verdecken, scenische Pracht die Mißstimmung des Publikums beschwichtigen, die Verwerfung der Kritik entkräften. Und doch sollten gerade diese großen Kunstinstitute, bei ihrem gesicherten Bestande, bei ihrer Unabhängigkeit von der Menge, auch nur das Größte, das Beste ihrer Kunstgattung zur Darstellung bringen; denn dazu haben sie allein die Mittel, in solchen Aufführungen allein haben sie ein würdiges Objekt. Nur wenn sie klassische Meisterwerke ihre Aufgabe seyn lassen, sind sie würdige Repräsentanten

der fürſtlichen Kunſtliebe, erziehende Bildungsſtätten des allgemeinen Geſchmacks, der öffentlichen Sittlichkeit.

Unter den weiteren Organen der öffentlichen Muſikpraxis gedenken wir zunächſt der ſtädtiſchen Geſang- und Muſikvereine, weniger derer in großen Städten, wo die öffentliche Schaubühne ein ſtehendes Vorbild für möglichſt tüchtige Leiſtungen abgiebt, als vielmehr der kleinen Provinzialvereine, wie ſie jetzt faſt in jedem unbedeutenden Orte, ja man kann faſt ſagen in jedem Dorfe ans Licht treten. Schlechten Geſchmack kann man ihnen nicht gerade zum Vorwurf machen: ſie geben ſich mit Händels, Haydns und Mendelsſohns Oratorien ab; den Tod Jeſu von Graun ſingen ſie alljährlich als Charfreitagsmuſik; auch einige Mozart'ſche Hymnen und Motetten von Bernhard Klein hört man da, und in den regelmäßigen Winterconcerten bringt der Verein Rombergs Lied von der Glocke und die Macht des Geſanges, oder auch den Bergmannsgruß zur Aufführung. Dabei ſchwingt nun aber der Pedantismus, das Philiſterthum, der Zopf der Kunſt in dieſen kleinſtädtiſchen Muſikgeſellſchaften ſein unumſchränktes Scepter. Die Leiter dieſer Vereine, gewöhnlich die ſtädtiſchen Muſikdirektoren oder Organiſten, bringen dieſen veralteten Standpunkt faſt regelmäßig mit. Vor geraumen Jahren ſchon haben ſie ihre muſikaliſche Schule durchgemacht; aus der klaſſiſchen Muſik ihrer Lehrjahre, die damals faſt noch ausſchließlich getrieben wurde, haben ſie im beſten Falle nur die Formvollendung, den handwerksmäßigen Schematismus, den Sinn für ſtrenges Tempo und Rhythmus geerbt, nicht den Geiſt des Maßes, der plaſtiſchen Schönheit. Zu dieſem Uebelſtande kommt noch, daß ſie in den meiſten Fällen mit einem doppelten Amte, einem Kirchen- und Schulamte, belaſtet ſind, daß ſie abgeſchnitten von allem künſtleriſchen Verkehr, von dem erfriſchenden Genuſſe vollendeter Kunſtſchöpfungen dahinleben und geiſtig wie leiblich in ſich ſelbſt verroſten und verknöchern. Es kann nicht ausbleiben, daß ſie dieſen todten klaſſiſchen Rigorismus auch auf ihren Wirkungskreis, auf den ihnen anvertrauten Verein übertragen. Bach und Mozart ſind gewöhnlich ihre Abgötter, Beethoven iſt ihnen ſchon zu zerriſſen, zu ſchwärmeriſch, und über Mendelsſohn gehen ſie vollends nicht hinaus. Und treiben ſie ihn wirklich, ſo geſchieht es nur, weil er der zeitgemäße Modecomponiſt iſt, nicht aber, weil ſein reiner Geiſt, ſeine glatte Formenſchönheit in ihrem verkümmerten Künſtlergewiſſen einen dankbaren Widerklang fände. Alle Formenfreiheit, alle Ueberſchwänglichkeit der Empfindung, alle Romantik in der Kunſt iſt dieſen Kleingeiſtern ein Gräuel; Schubert und Schumann ſind für ſie noch nicht geboren.

Die Privatpflege der Muſik ihrerſeits findet ſich hauptſächlich in der Familie und den kleineren geſelligen Kreiſen vertreten, an denen unſere Zeit überhaupt ſo überreich iſt, ja die vor Allem als das charakteriſtiſche Zeichen derſelben angeſehen werden können. Sie vornehmlich ſind die Geburts- und Pflegeſtätten jenes allverbreiteten Dilettantismus, der vielleicht im ganzen Verlaufe der Kunſtgeſchichte niemals in ſolchem Flor geſtanden hat, als gegenwärtig, jenes Dilettantismus, der die Muſik nicht als eigentliche Kunſtſache, nicht als Berufsthätigkeit oder Broderwerb treibt, ſondern in der freieren Behandlung einer bloßen Liebhaberei, eines angenehmen Genuſſes, wofür gerade in der Muſik die Natur den meiſten einige Begabung verliehen hat.

Auf den erſten Blick bietet dieſer weitverzweigte Dilettantismus in der Muſik dem Kunſtfreunde eine durchaus erfreuliche Seite, hauptſächlich deßhalb, weil damit der Sinn für das Edle und Schöne, die Empfänglichkeit für die Kunſt weit verbreiteter erſcheint, als man wohl ſonſt anzunehmen geneigt iſt, weil er die große Maſſe des Volkes ihrer Geſinnung und Bildung nach weniger tiefſtehend und roh erſcheinen läßt, als man ſie ihrem ſonſtigen Auftreten nach ſo häufig beurtheilt. Der Dichter ſpricht in dieſer Beziehung ein wahres Wort, wenn er ſagt:

> Wo man ſingt, da laß' dich fröhlich nieder:
> Böſe Menſchen haben keine Lieder.

Denn in der That iſt derjenige, der muſiciren und ſingen kann, nie ganz ſchlecht: es muß etwas Gutes in ihm ſeyn, es muß ſich wenigſtens ein Funken von gemüthlicher Empfänglichkeit in ihm vorfinden, wenn er ſich überhaupt noch einer künſtleriſchen Beſchäftigung hingeben kann. Man rühmt ſonſt wohl Künſtlern ihre Heiterkeit, ihr geſelliges Talent nach; das Gleiche läßt ſich aber auch von muſikaliſchen Dilettanten ſagen. Immer wird man dieſe für edle Eindrücke empfänglicher, für freundſchaftliche Beziehungen zugänglicher, in ihrem ganzen Weſen aufgeſchloſſener und geſchmeidiger finden, als ſolche, die ſich gegen die Muſik von vornherein abgeſchloſſen haben.

Dabei läugnen wir nicht, daß ein guter Theil dieſer allgemeinen Muſikliebe auf Rechnung des Tones ſelbſt zu ſetzen ſeyn mag. Dieſer iſt allerdings ſo ſchmiegſamer, vieldeutiger Natur, daß ſich mit ihm weit mehr anfangen, weit mehr in ihn hineinlegen läßt, als dieß mit den Objekten der übrigen Künſte möglich iſt. Die maleriſche Farbe an ſich ſagt noch nichts, das bloße dichteriſche Wort klingt mit nüchternem Schalle nur an unſer Ohr und weckt höchſtens eine ebenſo nüchterne Vorſtellung, einen abſtrakten Gedanken. Der muſikaliſche Ton aber klingt an ſich angenehm, und eine Reihenfolge von Tönen in melodiſchem Fluſſe und harmoniſcher Combination ruft ſofort beſtimmte Gefühle in unſerer Bruſt hervor und löst allmälig unſer ganzes

Innere in eine wohlthätige Stimmung, in die berauſchende Illuſion einer beſſeren Welt auf. Dennoch aber muß dieſes menſchliche Innere überhaupt ſo organiſirt ſeyn, daß ſolch beſſere Stimmungen in ihm Platz greifen können; das Gemüth muß weicher und nachgiebiger ſeyn, wenn der muſikaliſche Ton es zu ſolchen Gefühlen erregen ſoll. Es muß mithin dieſe Empfänglichkeit, dieſe Gemüthsbildung da vorhanden ſeyn, wo wir die Muſik ſo allgemein gepflegt ſehen, wie es von der Maſſe des heutigen Volkes geſchieht, und dieſes Volk ſelbſt muß wirklich beſſer ſeyn, als man nach ſeinem ſittlichem Standpunkte ſonſt annehmen zu dürfen glaubt.

Ein weiterer Gewinn dieſes Dilettantismus iſt es, daß er die muſikaliſche Kunſt und Kunſtausübung wirklich allgemein gemacht, ſie zu einer Herzensſache des Volkes, zu einem populären Bildungselemente erhoben hat, während ſonſt die Pflege einer Kunſt immer nur in den Händen weniger Einzelnen liegt und als Geheimpraxis einer eingeweihten Zunft betrachtet wird. Schon von Alters her galt die Kunſt für etwas Heiliges, Göttliches, und die Befähigung für ſie wurde als ein ſeltenes Gnadengeſchenk, als ein anvertrautes Gut der Götter gegen ihre Lieblinge angeſehen. Und in der That iſt die geniale Begabung für die Kunſt etwas ſo Vereinzeltes und Räthſelhaftes, das aus dem geheimnißvollen Urgrunde des Naturlebens ſo unvermittelt auftaucht, daß die naive Anſchauungsweiſe der Völker im vollen Rechte war, ſolch ungewöhnliche Ausſtattung für irgend eine Sphäre auf die unmittelbare Einwirkung der Götter ſelbſt zurückzuführen. Wirklich geht dieſe Begabung, dieſe Rieſenkraft des Genies unendlich weit über das gewöhnliche Maß der menſchlichen Geiſteskräfte hinaus; und immer wird es deßhalb auch in der Kunſt einzelne beſonders Bevorzugte geben, denen eine große Maſſe bloß zuſchauender und empfangender Laien gegenüberſteht; immer wird die Kunſt eine Art göttlicher Geheimlehre bleiben, die unter den Händen der Uneingeweihten zum bloßen Handwerk, zum ſinnlichen Genußmittel herabſinkt.

Und gerade mit der Befähigung für die Muſik ſcheint die Gottheit gegen uns Sterbliche am freigebigſten geweſen zu ſeyn. Gerade für die Muſik hat ſie jedem ſchon in ſeinem natürlichen Körperorganismus das nöthige Material mitgegeben, während ſie dieſes in den übrigen Künſten dem Einzelnen ferner gelegt und techniſch ſchwerer bezähmbar gemacht hat. In der Malerei z. B. iſt das Material weit zuſammengeſetzter und koſtſpieliger, die Technik mühevoller und genauer, und um in der Dichtkunſt etwas Erfreuliches zu leiſten, wird Sprachgewandtheit, Sinn für rhythmiſchen Wohlklang, Kenntniß der metriſchen Regeln vorausgeſetzt und zu dem allen noch ein Anflug jener Genialität gefordert, die den Dingen dieſer Welt in's Herz zu ſehen weiß und noch etwas anderes dabei empfindet, als gewöhnliche Menſchenkinder. Ganz anders dagegen in der Muſik, wenigſtens in der Geſangmuſik. Dieſe legt ſich dem Einzelnen ſo nahe und macht es ihm mit der Ausübung ſo leicht, daß er nur zuzugreifen braucht, um ſofort zum praktiſchen Muſiker zu werden. Stimme hat am Ende jeder, um zu ſingen, und ein Herz hat er auch, um in ſeinen Geſang den Ausdruck der Empfindung zu legen; das Nöthige von Technik und Fertigkeit aber findet ſich bei fortgeſetzter Uebung von ſelbſt. Auch braucht er ſich nicht erſt von andern abhängig zu machen und nicht große Aufführungen, koſtſpielige Concerte u. dergl. abzuwarten, um ſich einen muſikaliſchen Genuß zu verſchaffen. Er ſelbſt iſt ſich Genuß, er ſelbſt trägt den Genuß überall mit ſich. Der Student auf ſeiner Ferienreiſe, der Handwerksburſche auf der Landſtraße, der Soldat auf dem Marſche — ſie brauchen nur den Mund aufzuthun und ein luſtiges Lied anzuſtimmen, und alle Geiſter des Frohſinns ſammeln ſich in ihrer glücklichen Bruſt. Dieſe Leichtigkeit der Ausübung iſt der Grund geworden, daß die Muſik ſich gegenwärtig zum allgemeinſten Dilettantismus verbreitet hat, und daß man ſie in Städten und Dörfern, im einſamen Familienzimmer wie im heitern Freundeskreiſe, auf künſtlichen Inſtrumenten wie mit der natürlichen Singſtimme von Hunderten und Tauſenden ausgeführt hört. In den gebildeten Ständen ſchon früher heimiſch, dringt ſie jezt, einer heimlich graſſirenden Epidemie ähnlich, auch in die unterſten Schichten des Volkes, um ſo zu einem andern Evangelium, zu einem zweiten Himmelsgeſchenke zu werden, das den Armen und Mühſeligen Erquickung ſpendet. Privilegium der Akademien und Conſervatorien, oder Geheimwiſſenſchaft der kontrapunktiſchen Meiſter iſt die Tonkunſt ſchon lange nicht mehr; aber in unſerer Zeit iſt ſie auf dem beſten Wege, Allgemeingut der Menſchheit, ſociales Bindemittel der geſammten Geſellſchaft zu werden.

Neben dieſen erfreulichen Lichtſeiten des Dilettantismus liegen nun aber auch ebenſo ſtarke Schatten. Für's Erſte die Herabwürdigung der Muſik zum müßigen Unterhaltungsmittel, zum bloßen Palliativ gegen die quälende Langeweile. Wir geben zu, daß in der Kunſt überhaupt nicht der ſchwerwiegende Inhalt liegt, wie in der Wiſſenſchaft, die, mit Hintanſetzung der Bequemlichkeit, des materiellen Glücks, lediglich dem Weſen der Dinge nachforſcht und mit ſtill ſinnendem Gedanken die Wahrheit bis in ihre lezten Tiefen verfolgt, woraus ſich dann ſogleich das weitere ergibt, daß der Kunſt auch nicht derſelbe Ernſt der Behandlung zukommen kann, womit die wiſſenſchaftliche Forſchung getrieben ſeyn will und muß. Dennoch aber trägt jede Kunſt etwas von abſolutem Gehalte in ſich, das wenigſtens verbieten ſollte, ſie zum bloß ſinnlichen Genuſſe zu erniedrigen. Die Muſik namentlich, mit der wir es hier zu thun haben, beſitzt an dem Tiefſinn der

Anlage einer einzelnen Compoſition, an den harmoniſchen und kontrapunktiſchen Combinationen, an dem in ihr niedergelegten Empfindungsleben Inhalt genug, um mit innerer Haltung, mit einer Art von künſtleriſcher Gewiſſenhaftigkeit behandelt und nicht wie hohle Schaumblaſen in die Luft geſchleudert zu werden. Gerade der in der Muſik ruhende Gemüthsgehalt erfordert von dem Ausübenden die gleiche innere Gemüthserfahrung, den gleichen Reichthum an Empfindung, die analoge Arbeit der Verſenkung in die dargeſtellte Situation, wie der Künſtler den Proceß der Empfängniß und Erfindung in ſich durchgelebt hat. Dieſe ganze Welt des innern Empfindungsgehaltes geht verloren und es bleibt nur die entleerte Form, der ſinnliche Wohlklang übrig, wenn man die Muſik zum bloßen Zeitvertreib herabſezt. Da iſt denn der Oberflächlichkeit, der leichtfertigſten Mißhandlung Thor und Thür geöffnet, und ſchließlich dient das beliebte Muſikmachen zu nichts weiter mehr, als eine unbeſchäftigte Stunde damit auszufüllen, ſein Kraftgefühl daran auszulaſſen, ſeine techniſche Meiſterſchaft daran zu bewähren, kurz, ſeiner eigenen und fremder Eitelkeit damit zu ſchmeicheln. Treibt man die Tanzmuſik in dieſer Weiſe, ſingt man ein ſchlechtes Lied oder ſpielt man ein inhaltloſes Bravourſtück zum bloßen Amüſement, ſo wird Niemand etwas dagegen haben; dergleichen oberflächliches Geklingel verdient im Grunde keine andere Behandlung. Wenn aber auch klaſſiſche Tonſtücke und ſeelenvolle Lieder in ſolch bänkelſängeriſcher Weiſe „heruntergeriſſen“ werden, wie man zu ſagen pflegt, ſo iſt das eben ſo ſehr gegen die Würde der Kunſt, die überall in ihrer Hoheit aufrecht erhalten ſeyn und ebenbürtige Herzen finden will, welche ſie in rechter Weiſe zu handhaben verſtehen, als es auf der andern Seite gegen die Würde des Ausübenden iſt, der jedem Dinge gerecht zu werden und es in ſeinem Werthe anzuerkennen hat.

Sodann haben wir an dem heutigen Dilettantismus in der Muſik eine heilloſe Geſchmack- und Styloſigkeit zu beklagen, die Gutes und Schlechtes ohne Unterſchied zuſammenwirft, und der, ſo zu ſagen, alles Eins iſt, wenn ſie ſich dabei nur amüſirt. Es wäre unverſtändig, wollte man von jedem, der die Muſik zu ſeinem Vergnügen treibt, Kenntniß der Geſchichte der Muſik oder ſpecielle Vertrautheit mit ihrer Literatur verlangen. Es iſt eben ein Vorzug der Muſik, daß man ſie auch ohne dieſen gelehrten Apparat lieb haben kann, und es muß als ein Gewinn unſerer Zeit angeſehen werden, daß ſie angefangen hat in dieſer Weiſe Gemeingut zu werden. Immer aber wird auch dieſe populäre Muſikpraxis gewiſſen Anforderungen zu genügen haben, welche die ernſtere Kunſtkritik an ſie ſtellt, wenn ſie ſich nicht der ſchreiendſten Mißgriffe ſchuldig machen will. Und da fordert denn unſere Kritik mit vollem Rechte, daß wenigſtens dasjenige, was der hiſtoriſche Verlauf unſerer Muſik uns hinterlaſſen hat und was unſere muſikaliſche Literatur als einen theuern Nationalſchatz aufbewahrt, von jedem in dieſer ſeiner Geltung reſpektirt werde. Gerade Deutſchlands muſikaliſche Vergangenheit iſt eine ſo glänzende, wie die keiner andern Nation. Gerade unſer Volk hat Männer erzeugt, und dieſe Männer haben Werke geſchaffen, denen ſelbſt die kultivirteſten Nachbarvölker nichts Ebenbürtiges zur Seite zu ſtellen vermögen. Dieſe Vergangenheit, dieſe klaſſiſchen Tonſchöpfungen ſind mithin eine Macht, der wir uns zu beugen, ſind ein Vorbild, zu deſſen Höhe wir uns mit ernſtem Streben hinanzuarbeiten haben. Nach der entgegengeſezten Seite nun aber beſchenkt uns die Fruchtbarkeit unſerer neueſten Salon- und Tanzbodencomponiſten mit einer unendlichen Fluth von Nichtsnutzigkeiten, mit einem wahren Abſchaum von Kunſtleiſtungen, denen es an aller Wahrheit und Nothwendigkeit der Darſtellung, an allem Fond nach Seiten des Inhalts, an aller Schönheit der Form, kurz an jeder Berechtigung zu ihrem Vorhandenſeyn fehlt. Auch hiefür muß der Muſiktreibende Blick haben und wiſſen, was er von ſolch ſchlechten Machwerken zu halten hat; er muß mit Einem Worte ſo viel Geſchmack, ſo viel Bildung überhaupt beſitzen, um das wahrhaft Schöne von dem Gemeinen unterſcheiden zu können und nicht Alles in *einen* wüſten Haufen zuſammenzuwerfen. Dieſes nothdürftigſte muſikaliſche Bewußtſeyn aber mangelt dem gegenwärtigen Dilettantismus vollſtändig. Er hat keinen Maßſtab, das Einzelne zu prüfen, kein Kennzeichen, was er aus dem Einen, was aus dem Andern machen ſoll. Er huldigt einem ſo bedenklichen Liberalismus in Sachen der Kunſt, daß ihm jeder Unterſchied von Gut und Böſe in dieſer Beziehung völlig verwiſcht iſt. Er hat ſich eben ſo ſehr emancipirt von der Hochachtung vor dem Großen und Schönen, das wir von unſerer muſikaliſchen Vergangenheit geerbt haben, als von der Scheu vor dem Schlechten, womit die leichtfertigen Tagescomponiſten uns maſſenweiſe überſchütten und was der Volksſubſtanz ſein entſittlichendes Gift ganz unvermerkt einflößt. „Freiheit und Gleichheit“ ertönt nicht bloß aus dem Munde dieſer muſikaliſchen Proletarier; auch in ihrer täglichen Praxis haben ſie dieſes gefahrvolle Syſtem zur conſequenteſten Ausübung durchgeführt.

Wer es nun redlich mit der Muſik und unſern öffentlichen Muſikzuſtänden meint, möchte gewiß die Zeit um jeden Preis von dieſen Mängeln des Dilettantismus geheilt ſehen und dem heutigen Geſchlecht gern auf den rechten Weg verhelfen. Aber wie iſt das möglich zu machen? Wie winzig ſteht der Einzelne da, der Uebermacht einer ganzen Generation gegenüber! Und wo wäre der Punkt des Archimedes, auf dem er ſein Wageſtück angreifen wollte? — Aber wir haben ja ſchon, entgegnet man uns von einer andern

Seite, eine muſikaliſche Reform aus allerneueſter Zeit; ſollte dieſe denn nicht frei ſeyn von jenen Auswüchſen des Dilettantismus, ſollte dieſe den eingeriſſenen Uebelſtänden nicht abhelfen können? Sehen wir zu, welche Hoffnungen in dieſer Hinſicht wir auf Richard Wagners Muſik gründen dürfen.

Wagner bricht bekanntlich, wie dieß aus ſeinen theoretiſchen Schriften ſowohl, wie aus ſeinen fertigen Tondichtungen zur Genüge hervorgeht, mit der ganzen hiſtoriſchen Vergangenheit unſerer Muſik. Tradition und Autorität eines geſchichtlich Gewordenen gibt's für ihn nicht mehr; was unſere größten Geiſter in der Muſik geſchaffen haben, iſt für ihn entweder gar nicht mehr, oder nur ſehr bedingt vorhanden. Die einzelnen Gattungen der Muſik in ihrer beſtimmten Abgrenzung von einander, das Schema der einzelnen Sätze und Theile in jedem Muſikſtück, die Methode der thematiſchen Durchführung und Combination, wie dieß Alles von der bisherigen Theorie für die Praxis feſtgeſtellt worden iſt, ſoll nach ihm nicht mehr beſtehen. In gleicher Weiſe wirft Wagner alles dasjenige über Bord, was man unter muſikaliſcher Logik und Grammatik verſteht: die Grundregeln der Harmonielehre, den Fortſchritt der Töne und Intervalle zu beſtimmten arithmetiſchen Reihen, die innern Verhältniſſe und Verbindungen der Töne untereinander zu beſtimmten harmoniſchen Fügungen und Maſſen, die Vermittlung der Uebergänge und Auflöſungen von Akkord zu Akkord, von Tonart zu Tonart — kurz, die geſammte Tonkunſt, wie ſie zu einem organiſch durchgebildeten Ganzen geworden iſt und als ein ausgebreitetes Tongepräge vor uns liegt, dieſer ganze ſyſtematiſch in ſich zuſammenhängende Bau iſt für Richard Wagner nicht mehr da. Alle Muſik vor ihm iſt nach ſeiner Darſtellung nur Verſuch oder Verirrung geweſen: *er* erſt hat ſie in ihrem eigentlichen Weſen erſchloſſen, *er* erſt iſt der Schöpfer dieſer Welt, erſt von *ihm* an datirt die Muſik und die Muſikgeſchichte. Wir müſſen fragen, ob dieſe Muſik, die erſt aus dem Nichts geſchaffen werden ſoll, und für die bei den Zeitgenoſſen unmöglich Verſtändniß oder auch nur Anknüpfungspunkte zum Verſtändniß vorausgeſetzt werden können — ob dieſe im Stande ſeyn wird, die heutige Muſikpraxis von ihren Schäden zu heilen?

(Schluß folgt.)

Tonio.

Von Otto Roquette.

(Schluß.)

Schön iſt das blaue Gewoge des leuchtenden Sees von Como,
Köſtlich der prangende Strand mit den ſegenumdufteten Bergen.
Blau, wie der ewige Himmel, beſpület die träumende Welle
Marmorſchimmernde Stufen umgrünter Paläſte. Es reifet
Duftig die glühnde Orange, die Schauer des Winters verhöhnend,
Und die Granate durchlauſcht mit brennender Knoſpe die Wälder,
Wo ſich des Oelbaums Grau der Magnolie miſcht und der Feige.
Rings auf den Höhen zerſtreut, und gekühlt von dem Fächeln des Seewinds,
Maleriſch glänzen die Villen, umſpannt von der Bläue des Himmels.
Hier von der Mauer herab ſchwankt purpurner Roſen Geranke,
Dort aus dem Lorbeergebüſch, überragt von der ſäuſelnden Pinie,
Schimmert die Statue her in der blendenden Weiße des Marmors.
Hier iſt das Land, wo der Marmor wächst in den Tiefen der Erde;
Kunſt und Natur ſind im Bunde, das Leben der Muße zu ſchmücken.

Siehe Bellaggio drüben in heiterſter Fülle der Anmuth!
Dort in der Höhe des Gartens, der ſteil aus den Fluthen emportaucht,
Geht Marita und pflückt ſich den Strauß, der ſie heut in der Kirche
Feſtlich ſoll ſchmücken. Wie lächeln noch lieblicher heute der Guten
Augen und Lippen! Es fliegt ein Erröthen ihr über die Wangen,
Denkt an den Traum ſie der Nacht, der ſo ſchauerlich, ach, und ſo ſüß war.
Denn der Gefährte des geſtrigen Tages, der wandernde Jüngling
Hatte im Traum ſie geküßt; doch das Weitre des Traums war vergeſſen.

Lange ſo ſtehet ſie ſinnend und ſpielt mit dem duftenden Strauße.
Ob auch vergeſſen der Traum, es belebt noch die friſche Erinn'rung
Jeglichen Wortes ihr Herz, das geſprochen der wandernde Jüngling.
Sonnig ſteh'n vor dem inneren Blick die Stunden der Wandrung,
Ziehen die Plätze, wo beide geruht in der Hitze des Mittags,
Ziehen vorüber die felſigen Pfade, die ſtaubigen Straßen,
Wo er die friſcheſte Quelle geſucht, ihr Früchte geboten,
Zieht auch die kühlere Nacht mit des Abſchieds Stunde vorüber.
Ja, und die Thräne, die geſtern zurück ſie gedrängt in die Seele,
Heute nicht wehret ſie ihr, und ſie perlet von dunkelnder Wimper
Nieder zum prangenden Strauße, dem Thaue des Morgens ſich miſchend.

Horch! da ertönt vernehmlich ein Schritt durch die Gänge des Gartens.
Schnell umwendet Marita ihr Haupt, und der Fremde von geſtern,
Tonio, ſtehet vor ihr, und Erröthen ergießt ſich auf beide.
„Biſt du noch da?“ ruft hold und mit unverholener Freude
Ihm entgegen Marita: „ich meinte dich längſt auf dem Wege.“

Ihr entgegnete drauf der vielgewanderte Jüngling:
„Sieh, es iſt Sonntag heut, und ich will ihn am See noch begehen;
Mein Mailänder Geſchäft, es erträgt wohl einigen Aufſchub.
Schmückſt du zur Meſſe dich ſchon? Auch ich will heute zur Kirche;
Pflück' auch mir einen Strauß, wenn du darfſt, von den Blumen des Gartens."

Gern iſt Marita bereit. Es reden nicht Vieles die Lippen,
Als nun von Baume zu Baum das Paar ſich beweget, doch jedes
Fühlte im Buſen der Fragen gar manche, und fand auch die Antwort.
Still mit geſchäftiger Hand nun pflückte das liebliche Mädchen
Von der Limonie Gezweig die durchduftete üppige Blüthe,
Fügte geſchickt dann hinzu Oleander in purpurner Fülle,
Dann auch die ſchimmernde Myrthe, die hoch als ein Baum ſich emporhebt.
Glücklich Geſilde! Es pfleget in Töpfen das nordiſche Mädchen
Sorgſam lange das Reis, bis die Knospe ſich zeigt an den Zweigen,
Die, als ein bräutlicher Schmuck, einſt kränzen ihr ſollen die Schläfe;
Aber es pflückt ſorglos vom Baume die Tochter des Südens,
Was in der ſchwellenden Fülle die wärmere Sonne ihr darreicht.
Voll iſt der Strauß, den Marita dem Jüngling bietet. Er danket,
Reicht ihr die Hand, und befragt ſie um manches noch, auch nach dem Vater.
„Dort in dem Schatten der weinumrankten Veranda, dort ſteht er,
Gießet die Blumen und bindet die ſeltenen kundig an Stäbe."
So zu dem Jüngling gewandt entgegnet das Mädchen. „Er muß ſich
Eilen, denn heute noch will in Geſchäften das Haus er verlaſſen.
Droben im Thal Macugnaga, wo niemals noch ich geweſen,
Dort iſt vor Wochenfriſt ein alter Verwandter geſtorben.
Reichthum ließ er nicht nach, doch iſt ſein Erbe der Vater.
Auch iſt uns Kunde geworden, ein Fremder, der über die Berge,
Keinem bekannt im Thale, gekommen, der hab' ihn begraben.
Zwar was das Erbe betrifft, es würde die Reiſe nicht lohnen,
Aber der Vater hat ſonſt noch zu thun in dem Thal Macugnaga."

Lauſchenden Ohrs vernimmt den Bericht der ſtaunende Jüngling.
Jetzt wird ſeiner der Alte gewahr und lenket die Schritte Herwärts. Raſch hat ſich Tonio gefaßt und eilt ihm entgegen.
„Droben im Thal Macugnaga," ſo ſpricht er, „iſt Euch ein Verwandter
Plötzlich geſtorben; ich hab' ihn beſtattet, und komme zu ſagen,
Daß Euch die Erbſchaft dort unangefochten anheimfällt.
Schlecht iſt das Haus und beſchädigt, Ihr werdet nicht viel dran gewinnen."
Dankend redet der Alte noch dieſes und das mit dem Fremden.

Wie ſo verwandelt iſt heute doch Tonios Seele! Es zieht ihn
Mächtig hinein in das Regen und Treiben der Menſchen, er fühlet
Reinere Triebe des Lebens erwacht im erleichterten Herzen.
„Habt Ihr nicht ſonſt noch Verwandte?" ſo fragt er begierig den Alten.
„Nicht daß ich wüßte," entgegnet der Gärtner. Doch ſtille dann ſinnend
Spricht er: „Ich will Euch vertrauen, es läßt ſich der Schmerz nicht verhehlen,
Ob auch Erſatz für den frühen Verluſt ich geſucht und gefunden.
Droben im Thal Macugnaga, da ward ich geboren. Ich lebte,
Seit ich den Herd mir gegründet, nach Art der Landesgenoſſen,
Hatt' ein Weib und ein Kind. Warum doch treibt es den Aelpler
Ewig hinaus in die Welt? In mir auch ſiegte die Sehnſucht,

Länder und Völker zu ſehn, in der Fremde mir Gut zu erwerben,
Und mit dem reichen Beſitz dann zurück in die Berge zu kehren.
Jahre des Schweifens vergingen, nicht wollten die Schätze mir kommen,
Aber ich ſchaffte beharrlich, und endlich nach mancherlei Mühſal
Lachte mir dennoch das Glück. Mit gefülltem Säckel betrat ich
Wieder das Heimaththal, das alte. Mir war es ein andres,
Schrecklich verwandeltes! Ach! mein Weib war lange begraben
Und der Verwandte, der einz'ge, der droben im Thale mir lebte,
Hatte mein Knäblein hinaus auf ein Bettelgewerbe getrieben. —
Troſtlos war ich, und arm — was ſollte mir jezt das Erworbne?
Zornig, betrübt, entfremdet, verließ ich die Matten der Berge,
Hier an den See zog ich her und wurde der Gärtner des Grafen,
Denn in der Fremde erlernt' ich die Kunſt, der Gärten zu pflegen.
So ſind viele der Jahre vergangen. Nicht leibliche Nothdurft
Bleicht mir das Haupt; nein, ſchwerere Sorge, die ewige Bangniß
Ach, um den Sohn, ſie trübt mir die glücklichſte Stunde des Tages.
Ob er noch lebt, mein Tonio? ſo frag' ich, und immer vergebens!"

Tonio! — Das dringt wie ein Ruf des Entzückens in Tonios Seele;
Hinter ſich ſieht er die Nacht, und es hebt eine blendende Sonne
Leuchtend ſich vor ihm empor mit erwärmenden, ſegnenden Strahlen.
„Vater, ich bin's, dein Tonio!" So ruft er und liegt an des Greiſes
Klopfender Bruſt in ſtürmiſcher, immer erneuter Umarmung.
Fliegenden Herzens erzählt er dem Vater ſein Leben, ſein Schickſal,
Und der Vater erkennt in des Jünglings Zügen die eignen,
Und er betrachtet ihn um und um mit ſtrahlendem Auge.
Aber Marita beſchaut mit ſtillem Erſtaunen die Gruppe;
Endlich tritt ſie hinzu, und von plötzlicher Regung ergriffen,
Reißt ſich der Jüngling los aus den Armen des liebenden Vaters.
„Weh mir!" ruft er. „O weh mir! Und dennoch waltet ein böſes,
Unheilbringend Geſtirn ob allem, was Glück mir bedünket!
Hier gab hold mir ein Gott der Erfüllung Segen zu fühlen,
Aber es dränget auch hier des Entſagens Gebot in den Kreis ſich!
Vater, iſt dieß dein Kind? Dann laß in die Fremde mich wieder!
O wie ſchön war die Welt, die bei euch ich mir träumte! Es wölbte
Rein ſich der Bogen des Friedens mir über den Schauern der Seele,
Hier an der Seite der Guten! Ich hoffte — was ſoll ich es leugnen? —
Hoffte ſie einſt mir als Braut zu gewinnen — nun iſt ſie mir Schweſter!
Ach, wohl hatt' ich's erſehnt, das beglückende Band der Geſchwiſter;
Jezt ertheilt das Geſchick mir die Luſt, doch gepaart mit dem Schmerze!
Falſch und betrüglich iſt alles, was irgend mir zeigte die Sehnſucht!"

Ihm antwortete drauf mit Ernſt der liebende Vater:
„Tonio, Tonio, mein Sohn! O bänd'ge des Herzens Erregung!
Wild iſt dein Sinn und er ſtürmet gewaltſam in jede Empfindung.
Höre mein Wort: Da vor Jahren der Heimath Thal ich verlaſſen,
Und an den blauen Gewäſſern des Sees die neue gefunden,
Sehnt' ich mich innig, ein Weſen mit liebendem Sinn zu umfaſſen.
Frei'n nicht mocht' ich ein anderes Weib; da fand ich ein Mädchen,

Waiſe, ein blühendes Kind, und ich nahm ſie und nannte ſie Tochter.
Siehe, das iſt Marita, die hold mir nun pfleget das Alter.
Willſt du als Braut ſie umfangen, und iſt dir gewogen Marita,
Segne ich doppelt den Tag, der zwei mir der Kinder gegeben.
Kannſt du ihn lieben, Marita, den ſtürmiſchen Jüngling der Fremde?" —
Aber Marita, erglüht, iſt bereits von den Armen umſchlungen
Tonio's, der an den Buſen ſie drückt, die Schweigende, ſchweigend.
„Segne der Himmel das Band!" ſo ruft der glückliche Vater.
„Freudig auch ſegne ich jezt den Erwerb. Ich erbaue ein Haus euch
Droben im Thal Macugnaga, am Orte des ärmlichen Erbtheils.
Dort magſt du jagen auf Feldern des Schnees den flüchtigen Gemsbock,
Wenn in die Weite dich rufen des Herzens verlockende Stimmen.
Aber bleibe daheim, nicht jedem iſt günſtig die Fremde!"

Drauf entgegneteſt du, aus dem Rauſche des Glückes erwachend,
Tonio, mild und bewegt: „Was bleibt für der drängenden Wünſche
Weithinſtrebend Gefieder zu ſehnen noch? was zu verlangen?
Vater, Geliebte, ihr Theuren! Wie ſteh' ich beſchämt und ergriffen!
Mich hat ein gütig Geſchick auf wirre gewundenen Pfaden
Weiſe geleitet; es war mir zum Heil, daß die Herbe des Schmerzens
Oefter als Strahlen der Freude mir fiel in die ſtrebende Seele!
Weiſe auch haſt du geſprochen, o Vater: die Leidenſchaft trieb mich
Blind durch die Welt, und mein einzig Geſetz war die ſelbſtiſche Regung;
Wild iſt mein Sinn, und er ſtürmet gewaltſam in jede Empfindung.
Bändigen will ich mein Herz, und geläutert ſchon fühl' ich den Buſen,
Seit ich, wie rieſelnden Thau, der die dürſtende Pflanze befeuchtet,
Trage ein beſſer Gefühl in der Bruſt: einen Vater zu lieben,
Einer Geliebten die Welt zu erſchaffen im engſten der Kreiſe.
Ja, in der Heimath Matten, zurück in die Lüfte der Berge
Laß uns, Marita, nun ziehn! Willkommen, ihr eiſigen Gipfel!
Thürme dich hoch in den Himmel, Gebieter im Schnee, Monte Roſa!
Grünet, ihr duftenden Matten! Ein Kind will ich werden, wie einſtmals!
Wölbe dich drüber, du ewiger Himmel, in ſeliger Klarheit!
Geb' mir ein Gott in die Seele, mich ſtets als ein Menſch nur zu fühlen!
So will ich freud'gen Gemüthes die Tage des Lebens erwarten,
Leiden nicht fürchten und ruhig des Himmels Geſchicke beſtehen,
Und in der Fülle des Glückes bezähmen die ſchweifenden Triebe!"

Eine Donaufahrt zur türkiſchen Grenze.

(Fortſetzung.)

3. September. Der heutige Tag war mir lieber, als der geſtrige; er hat mir eine Fülle von eigenthümlich neuen Bildern und Eindrücken zugeführt und reichlichen Erſatz für die Eintönigkeit einer großen Strecke der Fahrt von geſtern geboten. Ich habe Peterwardein mit Neuſatz, die Theiß, Titl, Belgrad, die ſchönen Berge des Serbenufers, ihnen gegenüber die flachen Sümpfe des öſterreichiſchen Geſtades mit den hochbeinigen Cſardaken und ihrer kriegeriſchen Bevölkerung geſehen. Mithin blieb mir immerdar gebührend lebhaft das Bewußtſeyn gegenwärtig, daß ich mich recht weit weg vom häuslichen Herde in fremdem Lande befinde, welches Bewußtſeyn die ſchnelle Beförderung nicht ſo leicht aufkommen läßt, wenigſtens bei Unſereinem, der in früheren Jahren gewohnt war mit der Schneckenpoſt zu reiſen. Meine jugendlichen Reiſeerinnerungen reichen in die Zeit zurück, wo man von Berlin nach Dresden ein paar Tage unterwegs zubrachte, und Herr von Nagler die königlich preußiſchen Eilwagen in ihrer erſten noch ſehr kindlichen Einrichtung in das Daſeyn rief.

Einen großen Theil des dämmernden Morgens habe ich ſchmählicher Weiſe verſchlafen, angenehm eingewiegt vom Pruſten und Schnauben der Maſchine, vom Rauſchen der arbeitenden Schaufeln. Ein gleichförmiger Lärm ſtört nicht meine Ruhe, ſondern bewahrt ſie vielmehr vor jenen kleinen vereinzelten Störungen, welche der Tag für Langſchläfer zu bringen pflegt.

Der Morgen treibt ein muthwilliges Spiel der Gefallſucht; man weiß nicht, möchte er lachen oder weinen. Immerhin beſſer, als ob er ſich gleich für das Weinen entſchiede. Die Gegend, anfangs zu beiden Seiten traurig, wird am rechten Ufer allmählig hübſch; das Gelände wächst empor. Stattlich hebt ſich Peterwardein, die berühmte Veſte, die aus der Ferne ein anziehendes Bild gewährt, beſonders da die Sonne anfängt das Feld ſiegreich zu behaupten. Der September ſcheint ſich nach und nach doch zu erinnern, daß er die Verheißung des heiligen Aegidius zu erfüllen hat; geſtern hatte er's offenbar vergeſſen. — Eine moderne Bergfeſtung in baulichem Stande kann nur aus einer gewiſſen Entfernung künſtleriſch angenehm in's Auge fallen. Das Maß dieſer Entfernung iſt allerdings bei den einzelnen ſehr verſchieden. Die Felſen von Ehrenbreitſtein, der Sandſteinkegel des Königſteins vertragen eine ſehr nahe Beſichtigung. Gibraltar wird ſich zweifelsohne in demſelben Falle befinden; ich gebe nur deßhalb kein Zeugniß ab, weil ich es noch nicht an Ort und Stelle leibhaftig geſehen habe. Aber dieſe Burgen ſtehen auf Felſenhöhen, wo die Natur für die Befeſtigung dergeſtalt geſorgt hat, daß die Nachhülfe der Kunſt verhältnißmäßig wenig ſichtbar wird, und des Malers Auge mithin den Reiz verfallenden Gemäuers leicht entrathen kann. Auch hat der Ehrenbreitſtein im Sommer noch den beſondern Schmuck ſeiner gelben Blumen für ſich. Ein anderes iſt es mit Peterwardein. Hier hat die Natur der kriegeriſchen Kunſt wohl einen Anhaltspunkt geboten, der aber nur durch die fleißigſte Benützung ſeinen Werth erhalten konnte. Die maleriſche Burg wird darum, näher betrachtet, zum wiſſenſchaftlichen Werk von trocken ſtrengem Ausſehen, geradlinig, ſcharfkantig, verdrießlich, mit ſtrenger Amtsmiene abweiſend was ſich naht, ſey es ein zudringlicher Feind oder des Luſtreiſenden harmloſer Blick. Die maſſenhaften Gebäude auf der Höhe ſtehen nichts weniger als gaſtlich einladend da; ſie ſind das unwirſche Geſicht über den geſpreizten Ellbogen der Bollwerke. Bei alledem verleiht dieſe ſauber gehaltene Veſte von einfach ſtrengem Ausſehen der lachenden Gegend einen herben Reiz, welchen das Auge nicht miſſen möchte, ganz abgeſehen von den großartigen Erinnerungen, welche das eigenthümliche Bild wachruft, und von den poetiſchen Anklängen, welche bei dem Anblick ſich regen.

Auch Peterwardein tönt noch im deutſchen Volksliede fort; hat doch auf ſeinen Schanzen mancher wackere Burſche Wache gehalten, deſſen Wiege aus dem Holze einer ſchwarzwälder Tanne gezimmert worden. Vor hundert und etlichen Jahren haben die Mißvergnügten in der Grafſchaft Hauenſtein mancherlei von Peterwardein zu reden gewußt; einer ihrer Rädelsführer iſt dort geſtorben, manche andere haben in der Feſtung einen unfreiwilligen Aufenthalt genommen, ſind aber doch am Ende wieder heimgekommen zum „Niederwald" (dem ſüdlichen Schwarzwald bei Waldshut und Säckingen). — „Zu Peterwardein auf der Schanz" wird heute noch im „Hotzenländle" (Hauenſtein) geſungen, wie „Zu Straßburg auf der Schanz'," oder auch „zu Mainz" und mit ſonſtigen Ortsveränderungen. — Unter den Geſchützen von Peterwardein ruht die Schiffbrücke auf dem breiten Strom, hoch überſpannt vom Telegraphendraht. Gegenüber liegt Neuſatz außerhab der Bollwerke des Brückenkopfes, zur Zeit wirklich mehr denn je ſeit vielen

Jahrzehnten ein neuer Satz mit ſeinen friſch gedeckten Dächern; im Vertilgungskrieg der Volksſtämme auf pannoniſcher Erde haben wüthende Magyaren den Ort von Grund aus verwüſtet. Jezt iſt von der Zerſtörung keine andere Spur mehr übrig als, »nomen et omen,« die Neuheit der Gebäude, — der Phönix über dem in Aſche verwehten Scheiterhaufen. Der Verkehr zu Neuſatz iſt ſehr lebhaft. Das Schiff ladet eine Maſſe von Frachtgütern aus und ein, und wir halten uns ziemlich lange damit auf. Ich benuze die Zeit, um einen kleinen Vorrath von Weintrauben und Pfirſichen zu kaufen. Die Reben von Syrmien tragen edle Früchte, welche hier zu Markte kommen; die Pfirſiche können ſich, wenn auch nicht ganz an Größe, ſo doch an ſaftig zartem Wohlgeſchmack mit denen von Meran und von Paris meſſen, — wohlverſtanden: mit den Pfirſichen, die man in Paris verſpeiſt, und welche dort beim Reſtaurant Stück für Stück dreißig Sous koſten, ſo daß uns leicht das Obſt des Nachtiſches theurer zu ſtehen kommt, als die Hauptmahlzeit ſelbſt. Zu Neuſatz ſind die Pfirſiche etwas billiger; man gibt mir acht Stück für einen Sechſer, und die Händlerin hat mich erſt noch betrogen. Ich möchte wohl auf Reiſen nie ſchlimmer betrogen werden, als durch dieſe Obſtfrau, oder wie mich vor einigen Jahren ein „waliſcher" Spizbube zu Trieſt angeführt hat, von dem ich mir für einen Silberzehner nur ein Dutzend völlig reifer Orangen von vier Zoll Durchmeſſer aufhängen ließ.

Unterhalb der Feſtung dehnen ſich weite Wieſenſtrecken, auf denen muntere Roßheerden ſich tummeln. Wir rauſchen an einer großen Zille vorüber, die mit Laſtwagen für Truppen beladen iſt und zweifelsohne nach der Wallachei geht; es wäre gut, wenn ſie zu den Wagen auch gleich die Wege mitbrächte. Wir haben unterwegs ſchon mehrere Ladungen von Heergeräth zu Thal fahren ſehen. „Man ſcheint dort drunten etwas vorzuhaben," bemerkt der alte Herr neben mir. — Ich antwortet ganz ernſthaft: „In Wien gibt es einige Leute, welchen es ebenfalls ſo vorkommt."

Bei Slankamen biegen wir von der Donau ab und fahren ein Stückchen die Theiß hinauf bis Titl. Slankamen, ein vielgenannter Name, liegt unſcheinbar am Donauſtrande zur Rechten unter dem hohen Abhange. Titl iſt dem Ausſehen nach ein unſcheinbarer Ort, ein nüchternes Kibitzneſt in der moraſtigen Niederung, aber auf klaſſiſchem Boden der neueſten Kriegsgeſchichte. In dieſen Niederungen hat der freudige Rittersmann Jelacic (ſprich: Jelaſchiz, und meide die falſche Schreibart Jellachich) ein paar der ſchönſten Blätter ſeines Lorbeerkranzes den mißlichſten Umſtänden abgerungen, von zahlreichen Feinden, vom bleichen Hunger und von der Cholera bedrängt, von der hindoſtaniſchen Würgerin, welche ſeit dem polniſchen Feldzug von 1831 überhaupt eine Liebhaberei für Feldlager gewonnen zu haben ſcheint, als ob der Krieg noch eines beſondern Beiſtandes bedürfte, um der Uebervölkerung von Mitteleuropa zu ſteuern. Im Stabsort Titl beſteigt ein General mit ſeinem Adjutanten das Schiff, ein verhältnißmäßig junger Mann. Einer aus der Geſellſchaft hat ihn vor zwanzig Jahren noch als regierenden Lieutenant gekannt, deſſen Ehrgeiz damals ſchwerlich weiter ging, inſofern er den beſtehenden Thatſachen vernünftige Rechnung trug, als dereinſt, nachdem „des Dienſtes immer gleich geſtellte Uhr" für ihn zum leztenmal ausgehoben, mit Oberſtlieutenantscharakter ſeinen Ruhegehalt zu genießen.

Wir lenken wieder zur Donau. Man ruft uns zu Tiſche. Die Offiziere, welche ſich natürlicherweiſe um den General gruppiren, ſind freundlich genug, mir einen Platz in ihrer Mitte zu gewähren. Die Unterhaltung iſt angenehm belebt. Der General (ſein Name iſt Schwarz) zeigt ſich als einen Mann von umfaſſender Bildung, welche dem kriegeriſchen Ausſehen des hochgewachſenen, breitſchulterigen Mannes doppelt wohl anſteht. Ohne daß er den Anlaß ſucht, es zu zeigen, ergibt ſich, daß er nicht nur die Sprachen der feinen Welt geläufig ſpricht, ſondern auch einiger barbariſchen Mundarten hinlänglich mächtig iſt, um ſich mit Romanen und Slaven zu unterhalten. Nach Tiſche lockt der helle Sonnenſchein die Geſellſchaft auf's Verdeck, mit Ausnahme derjenigen, die „im Koffer reiſen," mithin das Mittagsſchläfchen nicht entbehren mögen. Ueber Fluth und Auen erhebt ſich weithin ſichtbar Belgrad, fürwahr eine „weiße Stadt" der ſerbiſchen Lieder, auch dem Namen nach, wie ich ſagen hörte und auf Treu und Glauben nachſchreibe, da ich ſelber keine ſlaviſche Sprache verſtehe. Ein Deutſcher beginnt bei dem Anblick von Belgrad unwillkürlich die Weiſe „Prinz Eugenius, der edle Ritter" zu pfeifen; wäre er von muſikaliſchen Landsleuten umgeben, ſie würden ohne weiteres das Lied anſtimmen und hernach die Helden feiern, deren Namen für unſer Auge unverwiſchlich auf den blanken Mauern zu leſen ſtehen. Bei Belgrad gebührte wohl vor allen dem Andenken des tapfern Max Emanuel ein voller Becher. Hoch der „blaue König!" (wie ihn die erſchreckten Türken nannten).

Vor Semlin, der Grenzſtadt Oeſterreichs an der Save, legen wir an. Wir halten uns nicht lange genug auf, um einen Beſuch in Belgrad abzuſtatten, das nur durch die Mündung des kleinen Grenzfluſſes vom dieſſeitigen Gebiet geſchieden iſt. Doch würde uns ſogar eine Muße von mehreren Stunden nichts helfen; ſelbſt wenn unſere Päſſe ausdrücklich die Erlaubniß ausſprächen, uns nach Belgrad zu begeben, würden wir die koſtbare Zeit mit unnüzen Laufereien verlieren müſſen, um endlich und endlich die verſchiedenen Ausweiſe zu erwirken, welche eine ſolche Erlaubniß erſt zur Geltung zu bringen vermögen. Die Grenzhut wird gegenwärtig mit einer ſo peinlichen Strenge gehandhabt, daß nur ein Geſchäftsmann ſich entſchließen kann

den Pfad dorniger Langeweile durch die Kanzleien von Semlin anzutreten. Bei der Bergfahrt gedenke ich übrigens Semlin zu besuchen, da wir vor der Stadt übernachten werden.

Wir werden auf ein kleineres Schiff, die Diana, verladen. Der niedere Wasserstand erlaubt größeren Dampfern nicht mehr die Fahrt über einige Untiefen zwischen Semlin und Orsova. Wir schaufeln an Belgrad vorüber. Die Stadt mit ihren vielen Minarets und ihren großen grünen Gärten nimmt sich einladend genug aus, und der Festung fehlt nicht der gedoppelte malerische Reiz sowohl des sichtlichen Verfalls als der morgenländischen Bauart ihrer Wohnungen. Welch ein Gegensatz zu den scharfen Umrissen der strengen Zeichnung von Peterwardein mit den saubern Wällen! Ein Grenadier in voller Rüstung dem Freischärler gegenüber sticht nicht auffallender ab, als diese beiden Festungen von einander sich unterscheiden. Die Schanzen von Belgrad sehen verwahrlost aus wie das Gewand eines Schnappsbruders mit zerrissenen Stiefeln und durchlöchertem Rock. Die Stiefeln sind hier die Mauern am Strande; die Save hat sie unterwühlt, daß es ein Wunder scheint, wie das lose Gestein nur zusammenhalten mag. Seit langen Jahren hat keine Seele daran gedacht, die Schäden auszubessern, welche das Wasser den Uferbefestigungen zugefügt, gewiß nicht auf einmal, sondern allmählig. Erst aus dem Löchlein wird auch hier ein Loch geworden seyn, wie überall in der Welt. Die Wälle und Mauern scheinen in jüngst vergangenen Tagen ein wenig geflickt zu seyn, nothdürftig genug und vielleicht auch leidlich ungeschickt, so daß der Fleck allenfalls neben den Riß gekommen. Einen wahrhaft lächerlichen Eindruck machen in den untern Schießscharten die weißgetünchten Geschütze. Dergleichen habe ich nie und nirgend noch gesehen. Die schwarzbraunen Burschen, welche mit verrosteten Waffen so bettelhaft und lumpig auf Posten stehen, könnten den Pinsel des Weißbinders ebenfalls brauchen. Es ist wirklich merkwürdig, daß gerade diejenigen Volksstämme, denen ihre Religionsgesetze die Reinlichkeit zur Pflicht machen, am schmierigsten anzuschauen sind. Aber „was gehn uns die Türken an?“ Freuen wir uns an dem anziehenden Bilde. Allerliebst nehmen sie sich aus, „Stadt und Festung Belgerad,“ auf der einen Seite, wo die Stadt unter der Burg sich an den Berglehnen der Save weit hindehnt, so wie auf der andern, wo sie neben den hoch emporwachsenden Basteien sich zu den Hügeln hinzieht und die Höhen besetzt hält, inmitten üppig grüner Gärten mit ihren zahlreichen Minarets himmelwärts deutend. Von der Donauseite erblicken wir die Schanzen, welche Max Emanuel mit dem Säbel in der Faust erstürmte, welche Heldenthat in unserer Zeit durch zwei Darstellungen von bekannten Namen uns wieder vergegenwärtigt ward; die eine ist ein Wandgemälde (vom Jahr 1829) am Bazar zu München, die andere ein neueres Staffeleibild vom baierischen Hofmaler Dietz, das auch im Kunstverein zu Wien ausgestellt war und — wie ich glaube — dem König Max gehört.

Das serbische Ufer bietet einen frohmüthigen Anblick mit seinen Bergen dar. Rebgelände wechseln mit wilden Waldgebirgen. Selten zeigt sich eine vereinzelte Menschenwohnung. Ortschaften kommen fast gar nicht zum Vorschein. Das linke Ufer ist flach und kahl. Von Strecke zu Strecke in geregelter Entfernung erhebt sich, luftig auf hohen Pfählen stehend, wie ein Reiher auf langen Ständern, eine Wachhütte der Grenzhüter, eine sogenannte Csardake. Die hohen Pfähle haben nicht nur Aehnlichkeit mit den Ständern der Reiher und Störche, sondern auch deren Bestimmung: im Wasser zu stehen, welches zu gewissen Jahreszeiten den Bezirk überschwemmt. Der Dienst in den Csardaken gehört zu den Verpflichtungen der Grenzer, volksthümlich „Granizer“ ausgesprochen, der Lehensträger der Krone an den Marken des Reichs, wo sie den Zins für ihre Gründe zwar nicht mit Schwert und Schild, aber doch mit Patrontasche und Bajonnet abtragen. Dieser lehenthümliche Heerbann hat schon die ersprießlichsten Dienste geleistet, und wenn seine landwirthschaftlichen Einrichtungen hinter den Anforderungen der neuen Zeit zurückgeblieben sind, so wird auch diesem Uebelstand jezt abgeholfen. Die umgestalteten Einrichtungen (im Kanzleistyl Organisirung) der Militärgrenze sind darauf berechnet, die Landwirthschaft zu heben, ohne den kriegerischen Geist zu schwächen, und die Vorschriften derselben sollen sehr zweckmäßig seyn. Die Gestalten der Grenzhüter, welche hie und da bei den Csardaken zum Vorschein kommen, sehen ganz so aus, wie etwa vor tausend Jahren die Ahnherrn seidener Junker mit langen Fingernägeln an sammetweichen Händen sich ausgenommen haben mögen. Ich möchte wohl wissen, ob die späteren Nachkommen dieser sonnverbrannten Kriegsbauern sich in gleicher Weise — verfeinern werden, wie die Sprößlinge der Sieger vom Lechfelde?

In weiter Entfernung hinter den Csardaken werden hie und da grüne Wälder und Auen sichtbar; vermuthlich werden in der unmittelbaren Nähe des Gestades Baum und Strauch mit allem Vorbedacht beseitigt, um die Aussicht zu erleichtern. In früheren Zeiten hatte die Grenzwache noch eine wesentliche Aufgabe, die in unsern Tagen so ziemlich wegfällt: die Abwehr der Pest, welche auf türkischem Gebiet sehr häufig zum Ausbruch kam, und die sich, wie man weiß, durch Berührung fortpflanzt, nicht durch die Luft, wie die Landplage unserer Zeit. Von der Pest hört man neuerdings in der europäischen Türkei, namentlich in den drei Fürstenthümern, fast gar nichts mehr, vielleicht weil die Türken endlich doch etwas von dem Sprüchlein begriffen haben, das Sultan Mahmud ihnen einzubläuen begonnen: „Hilf dir selbst, wenn Gott dir helfen soll.“ Hinter den Bäumen zeigt zuweilen ein Kirchthurm seine Spitze.

Wir bekommen auch eine Ortſchaft leibhaftig zu ſehen, Palanka, weit hinter öder Haide vor dem Buſchwald gelegen. Der Dampfer macht bei Palanka Halt. Wir gewinnen dadurch Muße, eine ganze Wachmannſchaft von Granizern in Augenſchein zu nehmen. Ihre Waffen ſind vortrefflich gehalten; das unterſcheidet dieſe Leute vorzugsweiſe und „mit Vorzug" von den Türken. Daß ſie dieſe wohlgehaltenen Waffen auch trefflich zu führen wiſſen, haben ſie oft genug bewieſen, und zuletzt noch unter den Befehlen des tapfern Banus. Uebrigens ſehen ſie auswärts durchaus nicht ſo vernachläſſigt aus, wie daheim und auf der Grenzhut; im Gegentheil. Zum Beiſpiel können die Bataillone dienen, welche man im Verlauf der jüngſten Jahre zu Wien geſehen hat, wo ſie keine Röcke von grobem Loden (ſelbſt für Loden noch grob), ſondern von Tuch, und keine Wehrgehänge von Gurten mit Patrontaſchen von haarigem Kalbfell trugen, ſondern ſoldatiſch ſehr anſtändig auftraten. Zu Hauſe läßt man ſich eben ein wenig gehen.

Unſere Diana iſt, wie ſchon geſagt worden, ein kleines Schiff. Bei niederem Waſſerſtand verſieht ſie den Dienſt zwiſchen Semlin und Orſova. Der niedere Waſſerſtand tritt meiſtens zu Zeiten ein, in denen es ohnehin nicht viel Reiſende gibt. Kein Wunder alſo, daß die Wirthſchaft nicht vorgeſehen iſt auf beſondere Anſprüche. Vergebens verlangen wir beim Abendeſſen rothen oder wenigſtens einen etwas theureren weißen Wein. Zu Schnitzel, Roſtbraten oder dem Pſeudo-Beefſteak iſt eben nur der gemeine Tiſchwein von ſaurer Beſchaffenheit zu haben. Die Bedienung zeigt, wie geringe Anforderungen die Gäſte dieſes Boots zu machen pflegen. Ein Kellner bringt mir die Flaſche mit Waſſer und das Glas brevi manu in der Pfote. „Haben's kein Tazerl?" frage ich. „Freilich," ſagt er, pflanzt die Flaſche vor mich hin und kommt nach einer Viertelſtunde mit der „Tazen," (italieniſch tazza, Platte), fragend, wozu ich ſie brauche.

Einer unſerer Mitreiſenden iſt Obermaſchinenmeiſter der Dampfgeſellſchaft und hat gegenwärtig zu Turnu-Severin ſeinen Wohnſitz. Er kommt von Wien, wo er das Unglück hatte, ſchwer zu erkranken, wie er eben nach England abgehen ſollte, um ein Schiff zu übernehmen, welches die Geſellſchaft dort hat bauen laſſen. Sie baut zwar gewöhnlich ihre Fahrzeuge ſelbſt, aber bei neuen bedeutenden Verbeſſerungen pflegt ſie ein Muſterſtück aus England zu beziehen. Der Maſchinenmeiſter iſt ein Britte, von engliſchen Eltern zu Frankfurt a. M. geboren, wo er bis zum dreizehnten Jahr erzogen wurde, um dann in's Vaterland zurückzukehren. Im Jahr 1835 war er Maſchiniſt auf einem engliſchen Dampfer, der zwiſchen London und Rotterdam fuhr. Von dort iſt er noch in demſelben Jahr auf die allerverwunderlichſte Weiſe an und auf die Donau gekommen. An einem heitern Julitag befand ſich nämlich auf dem Dampfer unter den Reiſenden ein Mann mit abenteuerlich großem Schnauzbart, für einen Engländer von damals ein unerhörter Anblick. Der Maſchiniſt redete den Bart an. Der dazu gehörige Mann gab Beſcheid in einer Sprache, die ſo ziemlich wie deutſch klang. „Bin ich Ungar," ſagte er, „tragt bei uns jeder Schnauzl, ſo lang es wachst, und wachst es lang und wird gewichst." Ein Wort gab darauf das andere. Nun war aber der Schnauzbart ſeines Zeichens Haiduk beim Grafen Stephan Szechenyi, und der Graf befand ſich in Geſellſchaft des Fürſten Felix Schwarzenberg auf dem Schiff. Szechenyi hatte die Unterhaltung ſeines Dieners mit dem Engländer bemerkt und ſagte ſcherzend: „Du haſt ſchnell engliſch gelernt, Andras." Das Haupt ſchüttelnd verſetzte der Haiduk: „Spricht es deutſch, Engländer, beſſer wie ich!" — „So? Und wer iſt er denn?" — „Maſchiniſt." — „Rufe ihn her." — Bekanntlich war Szechenyi einer der Gründer der Dampfſahrt auf der Donau, deren hohe politiſche Bedeutung ſein umfaſſender Geiſt klar begriff, während andere ſie noch für nichts anderes hielten, als für eine geſchäftliche Unternehmung. Er ließ ſich in eine Unterhaltung mit dem Maſchiniſten ein, erfuhr alles, was er zu wiſſen begehrte, ohne geradezu unbeſcheiden zu fragen, und ſagte ſchließlich: „Ich hätte gerne auf der Donau einen engliſchen Mechaniker, welcher deutſch verſteht. Würden Sie eine ſolche Stellung annehmen?" Die Antwort war kein unbedingtes Nein. Der Graf ſchrieb ſich den Namen auf, und nach Verlauf von vier Monaten war der Frankfurter Britte bereits in Wien. Er wurde von der Geſellſchaft, deren Fahrten ſich damals bis Stambul erſtreckten, dorthin geſchickt, wo er fünf Jahre blieb. Jetzt würde er ſeine Verwandtſchaft in der Heimath beſucht haben, hätte ihm nicht die Krankheit den argen Strich durch die Rechnung gemacht. Möge es ihm bei nächſter Gelegenheit beſſer gerathen.

Unſer Mechanikus weiß von Konſtantinopel mehr zu erzählen, als der hannak'ſche Bimbaſchi von ſeinen türkiſchen Umgebungen. Schade, daß ſein leidender Zuſtand ihn zwingt, mit den Hühnern zu Neſt zu gehen. Wir andern bleiben in der Cajüte ſitzen, laſſen uns Theewaſſer bringen und dampfen wie die Türken; Damen ſind nicht zugegen. Der Kellner erhebt Einſprache gegen die nicotiſche Räucherung, doch begnügt er ſich mit dem Beſcheid, daß man damit aufhören wolle, ſobald er Neßmalyer, Erlauer, Serarder oder wenigſtens Ofener auffahre.

Bei Weißkirchen gehen wir vor Anker. Der Mondſchein zeigt uns dort ein paar Kriegsdampfer, von denen Oeſterreich bereits ein ſtattliches Geſchwader auf der Donau beſitzt. So ruft Franz Joſeph den Plan in's Leben, welchem einſt Max I., Karl VI. und ſchon Leopold I. ſchwere Opfer vergeblich gebracht haben; ihre Mühe und ihre Koſten waren aber nur zeitweilig verloren, denn der große Gedanke hat Früchte getragen, deren Bedeutung in ihrem vollen Umfang zu zeigen einer

vielleicht ſehr nahen Zukunft vorbehalten ſcheint. Am Verdienſt der Ausführung gebührt auch dem Grafen Szechenyi und den Begründern der Dampfſahrt auf der Donau ein ſtattlicher Antheil, natürlich nicht etwa deßhalb, weil eine Anzahl von Schleppern der Geſellſchaft jezt in bewaffnete Fahrzeuge verwandelt ſind.

4. September. Ein Stück Nachtfahrt und Morgenſchlaf haben uns um den Genuß der geprieſenſten Gegend gebracht. Die Rückreiſe behält uns den Anblick der berühmten Felſen jedoch vor, und was wir jezt bei hellem Morgenſchein zu beiden Seiten des Stromes erblicken, iſt im Großen und Ganzen ſo ausgezeichnet ſchön, daß wir die hervorſtechend maleriſchen Einzelheiten, welche wir für heute verſäumten, einſtweilen ohne Kummer miſſen. Die Berge ſind hoch, gewaltig, ſteil. Häufig treten Felswände zu Tage. Die Einſchnitte zwiſchen den Höhen ſind nicht ſowohl Thäler als Schluchten. Das Bild in ſeiner Geſammtheit trägt das Gepräge der Alpenwelt von Siebenbürgen, nur daß dort die Maſſen noch gewaltiger ſind und nirgend ein ſo breiter Strom hindurchfließt. Die Berge ſind aber auch hier ſchon über allen Vergleich großartiger, als die Anhöhen der als romantiſch berühmten Strecke des Rheins unter Bingen, und wenn dieſer Donauromantik die Ritterburgen auf den Höhen fehlen, ſo iſt ſie dagegen wieder durch den Mangel an Ortſchaften am Geſtade um ſo wirkungsreicher. Felſen, Berge, Strom und Himmel, das iſt ſo ziemlich alles, was wir zu ſehen bekommen. Das Auge ſchwelgt mit unermüdlicher Luſt in dieſen herrlichen Gebirgsformen, überhaucht von den ſtillen Schauern der Einſamkeit wie von einem flaumigen Schmelz. Dieſer Reiz fehlt dem Rhein; er wird auch von dieſen Gegenden ſich ſtreifen, wer weiß wie bald, aber noch waltet er in ſeiner ganzen thauigen Friſche. Der Eindruck der grünen Wildniß iſt ein ſo überwältigender, daß ein Hereinragen einzelner Fühlhörner der Geſittung ihn kaum zu ſtören vermag, wenigſtens nicht bei mir. Ich gebe wenig Achtung darauf, daß der Gendarm, welcher ſich — ich weiß nicht wo — an Bord begeben, mir das unentbehrlichſte aller Papiere abverlangt. Ich reiche ihm meinen Paß. Er bemerkt, daß das Viſa von Peſth nach Wien laute. Ein Schreibfehler, ſonſt nichts; auch werde ich wirklich nach Wien zurückkehren. Der Gendarm lächelt; er gehört zu dem neuen Geſchlecht von Sicherheitswächtern, das ſeine Bildung dem FML. Kempen verdankt, und nicht bloß aus vorzüglichen, ſondern auch vernünftigen Leuten beſteht. Die neue Gendarmerie hat nicht nur außerordentliches ſchon geleiſtet, ſondern zeichnet ſich auch aus durch das, was ſie unterläßt. Dem k. k. Gendarmen wird es nie in den Sinn kommen, nach Art der alten Zöpfe irgend einen harmloſen Reiſenden muthwillig zu geiſtern, weil der Paß zufällig einen unweſentlichen Mangel aufweiſt. Der Gendarm weiß, daß derlei kleine Fehler und Verſehen niemand ſo gewiſſenhaft meidet als juſt derjenige, welcher genaue Nachfrage beſonders zu ſcheuen hat. Uebrigens haben gegenwärtig alle Aufſichtsbehörden bei der Türkengrenze die allerſtrengſten Weiſungen. (Ich hätte darum leicht wegen des Schreibfehlers von Peſth Anſtände zu Orſova haben können, wäre der dortige Gendarmeriemajor Imbreſewitz nicht in der That der wohlwollende Mann, als welcher er allgemein bekannt iſt. Auch ward ich ihm noch perſönlich von guter Hand empfohlen.) — Auf der linken Seite öffnet ſich ein weites Thal zwiſchen mächtigen Bergen; es iſt das Thal, durch welches die Cſerna ihren Weg zur Donau nimmt. Vor uns liegt in der Ferne auf dem hier ganz beſonders breiten Strome ein Eiland mit ſchimmernd hellen Gebäuden und ſaftig grünen Bäumen. Dieſe Inſel, welche das Waſſer theilt und dadurch das Strombett um ſo vieles breiter erſcheinen läßt, iſt die türkiſche Feſtung Neu-Orſova, der Ort am Geſtade vor der Mündung des Cſernathals, wo wir anlegen, Orſova. Zu Orſova gedenke ich einige Tage zu verweilen, theils um den Ort, ſein Leben und Treiben kennen zu lernen, theils um ein paar Ausflüge zu unternehmen. Ich will das eiſerne Thor, die Inſelveſte, das Cſernathal und vor allem das Bad in der felſigen Wildniß (Mehadia) ſehen. Mein nächſter Brief wird davon berichten.

Zur Orientirung in der ſchönen Literatur.

Gedichte von J. G. Fiſcher.

Die meiſten kritiſchen Organe haben bereits dieſe Sammlung als eine der bedeutendſten und vielverſprechendſten Erſcheinungen unſerer an poetiſchen Erzeugniſſen ſo überreichen Zeit begrüßt; deßwegen dürfen auch dieſe Blätter nicht länger zögern, den Dichter ihrem Publikum vorzuführen. Sie haben hiezu noch eine beſondere Verpflichtung, da ſie in ihren Spalten ihm den Raum zu ſeinem erſten Hervortreten und ſeiner bisherigen Entwicklung gewährt hatten. Hat ſich der Leſer bisher an den einzelnen Gedichten erfreut, ſo gilt es jezt, ihm eine Totalanſchauung des Dichters zu geben; alle Hervorbringungen können ja nur dann recht genoſſen und verſtanden werden, wenn ſie uns nicht als zufällige, abgeſonderte Aeußerungen entgegentreten, ſondern wenn wir ſie im Zuſammenhang mit der ganzen Individualität ihres Autors und deſſen Stellung zu ſeiner Zeit betrachten. — Was nun an unſerem Dichter faſt von allen ſeinen Beurtheilern als das ihn auf's vortheilhafteſte von den meiſten ſeiner Genoſſen unterſcheidende hervorgehoben wird, iſt ſeine ſeltene Geſundheit und Friſche. Von der Bläſſe der Reflexion, von Zerriſſenheit und Weltſchmerz, dieſem nagenden Wurm unſerer ganzen neueren Poeſie, finden wir bei ihm keine Spur. Mit wahrem innerem Beruf, mit rechter Luſt und Liebe wird er zum Dichten getrieben. Die tief empfundene Freude an aller Schönheit lockt von ſelbſt den Jubelruf aus ſeiner Bruſt, wie er es in dem kleinen Gedicht „Troſt“ ſo ſchön ausſpricht:

Nun iſt des Frühlings Luſt vorbei
Und all ſein holder Wahn;
Doch manchen lauten Freudenſchrei
Hab' ich darein gethan.

Die Erde war ſo jung, ſo warm,
So blühend ihre Bruſt;
Ich hab' mich oft in ihren Arm
Geſtürzt vor Lieb' und Luſt.

Die lieblichſten, innigſten Naturempfindungen wechſeln mit launiger, ſchalkhafter Schilderung ab, wie z. B. das luſtige Finkenlied (Seite 75) neben den beiden wunderzarten Gedichten „Weißdornbüſchlein“ und „Geheimniß“ ſteht. Welch ſchönes Bild enthält der zweite Vers vom „Geheimniß“, der den in das Vogelneſt hineinſchauenden Knaben ſchildert:

Und wie erfahrne Mutterhände pflegen
Der Schlummernden Gewande leszuknüpfen,
Sah ich ihn hulſam die Gezweige lüpfen,
Luftſtrahlend dann zuſammen wieder legen.

Einen ſchönen Uebergang von der Naturempfindung zur Begeiſterung für weibliche Schönheit und Liebe bildet das Sonett Sängerweihe:

Dein blühender Leib, aus Duft und Licht gewoben,
Dein heil'ger Kuß, dein tiefes Aug' vor allen
Hat mich, o Mädchen, von den Nachtigallen
Mit meinem Sange bald gelenkt nach oben.

Auch in dieſen „Liedern der Liebe“ herrſcht die gleiche Wahrheit und Friſche des Gefühls, ohne alle Koketterie. Ausdrücke tiefer Empfindung: „Alles in Einem,“ „Geſtorben,“ „Gottesgabe,“ „die Königin,“ wechſeln auch hier ab mit liebenswürdigem Scherz, z. B. „Verſtändigung,“ „Mein und Dein,“ „Kurz und gut.“ Die meiſten dieſer Lieder prägen ſich uns dauernd ein, ebenſo durch ihre friſche Lebendigkeit, wie durch ihre wahrhaft melodiſche Form; es ſind ächte Volkslieder, auf die natürlichſte Weiſe in die Beete der höheren Poeſie verpflanzt, und ſicherlich iſt es kein Mißgriff, wenn der Kölner Sängerverein, wie wir hören, ſich anſchickt mehrere derſelben auf ſeinen Fahrten als Proben deutſcher Poeſie und Muſik dem Ausland vorzutragen.

Natur und Liebe ſind jedoch nicht das einzige Feld, auf das der Dichter ſich beſchränkt, wohl aber bleiben ſie der mütterliche Boden, von dem aus er ſich zu einem allgemeinen Idealismus erhebt, der eben wegen dieſes Zuſammenhangs bewahrt bleibt vor der bei philoſophiſchen Gedichten ſo nahe liegenden Gefahr hohler Rhetorik und eitler Geſpreiztheit. Als Muſter in dieſer Gattung iſt die „Sonnenwende“ anzuführen, ein Gedicht, das man die Krone der ganzen Sammlung nennen möchte. Der Adel eines unwillkürlich an Schiller erinnernden Idealismus findet einen vollkommen claſſiſchen Ausdruck in dieſen Strophen:

Und irdiſche Blüthe und himmliſcher Thau
Läßt nie deine Jugend ſterben! —

Stärk', heilige Sonne, mir dieſen Traum,
Eh' du dem Abend begegneſt,
Und eh' du anderer Lande Saum,
Rückwandelnde, wieder ſegneſt! u. ſ. w.

So iſt uns in dieſen Gedichten der Einblick in eine liebenswürdige poetiſche Individualität und ihre einfache, geſunde Entwicklung aufgethan. Es gehört aber zum vollſtändigen Verſtändniß einer Perſönlichkeit auch nothwendig noch, daß man ſie in ihrem Verhältniß zu den Richtungen und Strebungen ihrer Zeit betrachtet. Daß der Dichter

von den philoſophiſchen Problemen, von den wichtigſten literariſchen Richtungen nicht unberührt blieb, daß er ſich aber auch eine ganz unabhängige, freie Stellung zu ihnen zu geben wußte, das beweiſt er in den intereſſanten Gedichten über Novalis, Hegel, Hölderlin. Vor allem aber iſt es die Geſchichte, „die Unſterbliche," die ihn ergreift, der er ein „treuer Knecht" ſeyn möchte; das Vaterland hält ihn, „ein urgewaltiger Pol," auf's mächtigſte angezogen; ihm ſind nicht nur mehrere der ſchönſten und kräftigſten Gedichte ganz ausſchließlich gewidmet, ſondern ein ernſtes patriotiſches Streben gibt ſich in dem Ganzen zu erkennen. Die jüngſte politiſche Vergangenheit hat augenſcheinlich ſtark auf ihn eingewirkt und ſeinem Denken eine neue, im guten Sinn praktiſche Richtung gegeben. Nirgends jedoch ſtellt er ſich in dieſen patriotiſchen Gedichten auf einen einſeitigen Standpunkt, „auf die Zinne der Partei;" er weiſt in dem „Lied der Zukunft" dieſe Art der Poeſie ſelbſt ausdrücklich zurück:

Wohl ſind's der Klagelieder g'nug,
Genug der Poeſie'n des Zornes.

Statt peſſimiſtiſcher Deſperation iſt es das Vertrauen auf den Geiſt der Geſchichte, der durch das Lied geweckt und von dem wieder das Lied getragen wird. Er ſieht die Geiſter Tag und Nacht weben „der Zeit an einem neuen Kleide," und

Es rauſchet, wie ein kühn Gedicht,
Das friſche Kleid von friſchem Leben;
Auf, Liederluſt, und ſäume nicht,
Auch deine Blüthen drein zu weben!

Auch in dem größeren lyriſch epiſchen Cyclus, in den „Bildern vom Bodenſee" ſpricht ſich überall dieſer ſittliche, praktiſche Sinn aus, der ſehr vortheilhaft abſticht von dem leeren Reimgeklingel, das ſich in den meiſten unſerer zahlreichen neueren epiſchen Dichtungen breit macht. Es fehlt dieſen Bildern vom Bodenſee allerdings noch an vollkommener Rundung, die Phantaſie iſt zum Theil eine noch ungezügelte, ſchweifende; aber der Ton und Sinn des Ganzen läßt von dem Dichter gerade in dieſer Richtung Vorzügliches erwarten.

Dieſes Bild gewinnen wir aus den vorliegenden Gedichten von der Perſönlichkeit des Verfaſſers. Die Vereinigung des unbefangenen Sinns, der Empfänglichkeit und Fähigkeit für das Leichte, Idylliſche, mit dem männlichen Streben, dem hiſtoriſchen Pathos, erſcheint uns bei ihm als eine ſo glückliche, daß wir nicht anſtehen, ihn zu beglückwünſchen und ihm eine ſchöne Stelle „im wirren deutſchen Sängergarten" in Ausſicht zu ſtellen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberſchwaben, November.

(Schluß.)

Der Naturdichter A. Schlude, ein Lebensbild.

Der gute Schlude ſah im Verluſt ſeines Nachtwächterdienſtes kein zu großes Unglück. Seiner nächtlichen Gedankenergüſſe waren nach und nach immer mehrere geworden, und es fügte ſich, daß ehrenwerthe, menſchenfreundliche Männer von ſeiner Schriftſtellerei Kunde erhielten und Pläne zu höherer Bildung für ihn entwarfen. Man gab ihm Unterricht im Versmaß, zog ihn in Geſellſchaft, weckte höhere Bedürfniſſe in ihm, ermunterte ihn durch Beifall, verſezte ihn in ganz neue Verhältniſſe, in die er ſich lange nicht finden konnte. — Es iſt ſchwer, jezt Vermuthungen darüber anzuſtellen, in wie weit das Experiment, das man mit ihm vornahm, hätte gelingen können. Was man in beſter Meinung begann, wurde faſt noch im Beginn durch einen neuen Schickſalsſchlag wieder abgeſchnitten. Eben nämlich, als ein regelmäßiger Unterricht des Schüzlings in den Bildungsanſtalten zu Karlsruhe ſeinen Anfang nehmen ſollte, verlor er ſein Gehör gänzlich. Man brachte den Armen in's Spital zu Freiburg. Allein hier ſo wenig als in Baden, wo er eine längere Kur durchmachte, fand er Heilung. Seine Beharrlichkeit hatte nur den Erfolg, daß ſein ohnedieß ſchwaches, zu Entzündungen geneigtes Auge zu leiden anfing.

Bei der Rückkehr fand er die früher friedlichen häuslichen Verhältniſſe geſtört. Seine Mutter war geſtorben, ſeinen Bruder fand er auf den Tod krank. Jene hatte bis daher ihr Sorgenkind vor allen gehegt und gepflegt; dieſer war unter den Geſchwiſtern dasjenige geweſen, mit welchem er alle Jugendſpiele geſpielt, mit dem er ſeit der frühſten Kindheit das Lager getheilt hatte. Der häusliche Unfrieden veranlaßte ihn, mit dem alten Vater, einer Schweſter und dem kranken Bruder ein Nachbarhaus zu miethen. Der leztere, der ſich beſonders nach dem Umzug geſehnt hatte, lebte nur zwei Stunden in der neuen Wohnung. „So mußte der ſonſt immer geſunde, rüſtige Jüngling fort und der Krüppel mußte da bleiben. Gleich die erſte Nacht im neuen Hauſe hatte ich eine Leichenwache.“

Im folgenden Jahr ließ er ſich bereden, das gemiethete Häuschen nebſt Gärtchen und einigen Morgen Ackerfeld käuflich zu erwerben. Jezt glaubte er ſich am Ziele ſeiner beſcheidenen Wünſche; aber für ihn ſollte es immer bei Illuſionen bleiben. — Am ſchwerſten fiel es ſeinem weichen und hochgeſtimmten Herzen, daß er in der Liebe zu ſeiner Victorine eine bittere, ja ſchmähliche Täuſchung erfahren mußte. Wohlwollende Freunde warnten ihn vor ihr, da ſie ſahen, daß ſie Spott mit ihm treibe. Ihr eigener braver Vater und ihre erwachſenen Schweſtern konnten ihr ſchnödes Benehmen nicht länger mit anſehen und bedeuteten ihm, daß er klüger thäte zurückzutreten. Aber, meinte er, wenn ein Engel vom Himmel gekommen wäre, um ihm die Wahrheit zu ſagen, er hätte ihm nicht geglaubt. So verblendet wiegte er ſich in ſeinen Hochgefühlen.

Im Winter fing er an Schmerzen in ſeinem übrig gebliebenen Einen Auge zu fühlen; beſonders thaten ihm die Sonnenſtrahlen weh, was ſeit ſeiner Kindheit nicht mehr der Fall geweſen war. Der Frühling brachte die gehoffte Linderung nicht. Er war genöthigt, ſich Tage lang in einer finſtern Kammer einzuſperren. Innerer und äußerer Schmerz ſtürmten zuſammen auf ihn ein. Er beſchloß, auf einige Zeit die Heimath zu verlaſſen, ſelbſt nicht wiſſend, wohin er gehen ſollte. Denn ein glücklicher Nebenbuhler hatte ſich eingefunden. Er wollte ſeine Geliebte wenigſtens noch einmal ſehen, ihr die Hand zum ewigen Lebewohl bieten; aber ſie wies ihn von der Schwelle. — In der Nacht ging er fort. Nur in Nacht oder Dämmerung vermochte er zu gehen; bei Tag tappte er wie ein Blinder und konnte es nicht wagen ſeine Reiſe fortzuſezen. So gelangte er mühſam genug nach Freiburg, wo ihm ein befreundeter Arzt erklärte, daß ſein noch nicht erloſchenes Auge nur dann zu retten ſey, wenn das andere herausgeſchnitten werde. Er unterwarf ſich willig der Operation. „Ei, ei!“ ſagt er, „ich meine, ich ſpüre es noch, wie ſie mit ihren Inſtrumenten mir im Kopf herum ſchnitten und wühlten; das hat, bei Gott, gebiſſen! Aber auch unter dieſen Schmerzen vergaß ich meine Liebe nicht; ich hoffte noch immer. Ja, ich Thor glaubte, ſie werde ſich aufmachen und an meiner Seite weilen, bis das Aergſte vorüber ſey. Ich ahnte freilich nicht, daß ſie vielleicht zu derſelben Stunde, wo mir das Auge herausgeſchnitten wurde, einem andern am Altar die Hand reichte.“

Indeſſen ſchlug ihm die Operation zum Heil aus. Sein Auge beſſerte ſich und er konnte nach vier Wochen aus dem Spital entlaſſen werden. Da es ihm nun nicht gelungen war, ſich Haus und Hof nach dem Wunſche ſeines Herzens zu gründen, ſo trat er ſein Häuschen ſeiner Schweſter ab, vornämlich um ſeinen alten Vater nicht in die Hände einer böswilligen Schwägerin fallen zu laſſen, und verſuchte es in der Unſchuld ſeines Herzens, ſich der Muſe auf Gnade und Ungnade zu überliefern, d. h. ſich ganz der Schriftſtellerei zu ergeben. — Ein Bändchen ſeiner Verſe war durch ſeine Freunde auf Subſcription herausgegeben worden. Er glaubte ſich damit auf dem Parnaſſe eingebürgert und arbeitete ein zweites Bändchen aus, das er auf ſeine Koſten drucken ließ, da er hoffte, die Abnehmer des erſten würden auch das zweite zu kaufen

nicht verfehlen. Allein abermals hatte er eine Wolke umarmt; nicht einmal für die Druckkoſten wurde er gedeckt.

„Um nun doch einigen Abſatz zu erhalten, entſchloß ich mich auf Anrathen einiger Freunde, einige Strecken des Landes ſelber zu durchziehen. Ich ſchickte zu dieſem Behuf einen Koffer voll meiner Büchlein nach Karlsruhe voraus, und einen Torniſter voll derſelben nahm ich ſelbſt auf den Rücken. Meine Richtung nahm ich über Hechingen, Tübingen und Stuttgart. Allein ſchon in Hechingen war der Willkomm für den reiſenden Troubadour nicht der beſte, da eine hohe Perſon geruhte, mich aus dem Muſeum, das ich zu betreten gewagt hatte, als gemeinen Vagabunden hinausweiſen zu laſſen, ja ſogar eine Ehrenbegleitung über die Grenze für mich in Ausſicht ſtand. Ich kam zuvor, ſchnürte mein Bündel, ſchüttelte den Staub von meinen Füßen und wanderte fürbaß der Muſenſtadt zu. Dort meldete ich mich bei einigen Herrn Profeſſoren, allein dieſelben hatten vor lauter Weisheit keine Zeit, ſich mit dem fremden Sänger abzugeben. Ich mußte wieder abreiſen, ohne nur ein einziges Exemplar abgeſezt zu haben, und ſezte nun meine ganze Hoffnung auf Stuttgart. Kurz vorher hatte G. Pfizer im rheiniſchen Odeon einen Aufruf an alle deutſchen Dichter zum Bunde erlaſſen. Dieſem Bunde wollte ich beitreten und ſchrieb daher an alle in Stuttgart anweſenden Koryphäen des ſchwäbiſchen Parnaſſes. Allein von allen nahm nur Pfizer von mir Notiz, der ſich wegen eines in ſeiner Familie eingetretenen Todesfalls entſchuldigte, daß er mich nicht in Geſellſchaften einführen und empfehlen könne. Ich erhielt nicht einmal meine Exemplare zurück, und als ich mich aufmachte, die gefeierten Herrn in ihren Wohnungen aufzuſuchen, wurde ich überall abgewieſen mit dem Beſcheid, daß man nicht zu Hauſe ſey. Ich blickte mit wehmüthigem Lächeln an Schillers Standbild hinauf und wandte mich dem Thore zu, nachdem ich drei Tage lang erfolglos in den Straßen umhergeirrt war. — Indeſſen war meine Baarſchaft auf zwei Gulden zuſammengeſchmolzen. Die Rechnung war noch nicht berichtigt, und bis Karlsruhe hatte ich noch drei Tage zu marſchiren. Ich mußte daher meine Uhr in Stuttgart im Verſatz laſſen. Das Uebelſte aber war, daß ich kaum mehr gehen konnte, da mir mein Bruder die Reiſeſtiefeln um einen halben Zoll zu kurz gemacht hatte. Wäre ich ein Handwerker geweſen, ſo hätte ich doch auf der Herberge mich ausruhen können. Aber der Dichter hat halt keine Herberge! — Am dritten Tag kam ich endlich nach Pforzheim, wo ich mich unter meinen Landsleuten geborgen wähnte. Aber in zwei Gaſthöfen erhielt ich auf meine beſcheidene Bitte nicht einmal ein Plätzchen zum Ausruhen, und in einem dritten wurde ich ſogar mit Schimpfen von der Schwelle gejagt, weil man mich um mein Handwerk fragte und ich erklären mußte, daß ich keines verſtehe. Ich mußte die Nacht im Walde zubringen; die blutenden Füße ſteckte ich in's Moos, aber der Nachtfroſt ließ mich nicht ſchlafen. Mit der Morgendämmerung machte ich mich wieder auf den Weg und langte Abends bei befreundeten Seelen in Karlsruhe an, wo ich vor Erſchöpfung drei Tage das Bett hüten mußte. Doch ſezte mich der Verſchluß einiger Exemplare in den Stand, wenigſtens meine Uhr in Stuttgart wieder einlöſen zu können. — Nachdem ich mich ein wenig wieder erholt hatte, ſezte ich meine Reiſe abwärts nach der Pfalz fort. Allein in Heidelberg erging mir's wie in Tübingen, und in Mannheim wäre mir's wie in Stuttgart gegangen, wenn ich nicht nach dem erſten unglücklichen Verſuch wieder umgekehrt wäre. So kam ich denn in meiner Heimath ſo leer wieder an, wie ich ausgegangen war."

Auf dieſer Sängerfahrt liegt nun freilich nicht der Schimmer der Romantik; aber nicht ohne Rührung wird man den armen Wanderer mit blutenden Füßen auf ſeinem Wege durch das Reich der getäuſchten Hoffnungen begleiten. Denn man glaube ja nicht, daß er zudringlich und bettelhaft wie die gewöhnlichen Subſkribentenſammler auftrete. Er iſt vielmehr beſcheiden und voll Zartgefühl; aber freilich ruht ſeine Beſcheidenheit auf einem Stolze, der vom oberflächlichen Betrachter leicht verkannt wird. Ueber ſeinen einfachen heimiſchen Kreis hinausgelockt, in die bewegteren Verhältniſſe einer Welt, die ſich hoffnungerweckend ihm aufthat, hinaufgehoben, tritt er vertrauensvoll in dieſe Welt hinein in dem rührenden Glauben, daß man ſeinem innigen, reinmenſchlichen Brüderlichkeitsgefühl überall eben ſo innig entgegenkommen werde. Aber die höhere Geſellſchaft, deren Bahnen die ſonderbare Erſcheinung kreuzt, zieht ſich vor ihm zurück, ſtößt ihn von ſich, wirft ihn mit Gelichter zuſammen, mit dem er nichts gemein hat. Sie thut es inſtinktmäßig, ſie thut es mit einem gewiſſen Rechte, weil ſie die Form vermißt, die ihr auch den geringeren Inhalt adelt. Aber er erkennt dieſes Recht nicht, weil er es nicht erkennen kann; er empfindet das unbefangene noli me tangere als bitteres Unrecht, er fühlt ſich in ſeinem frommen Glauben an die Menſchheit, in dem Marke ſeiner reinen Geſinnung verlezt und kehrt nicht nur mit blutenden Sohlen, ſondern auch mit blutendem Herzen in ſeine bäuerliche Hütte zurück.

Dort gingen ſeitdem die häuslichen Verhältniſſe rückwärts, ſtatt vorwärts. Mangel an Verdienſt, zu großer Kindersegen ſeiner verheiratheten Schweſter, und als Folge von beiden Muthloſigkeit trugen die Schuld. Seinem alten Vater drückte er nach langwieriger ſchmerzhafter Krankheit die Augen zu. Ein drittes Bändchen Gedichte, das er einem Bekannten zur Durchſicht gegeben hatte, wurde von dieſem in einem Anfall von Irrſeyn vernichtet und die Entſchädigung, die er auf gerichtlichem Wege dafür erhielt, durch die Prozeßkoſten aufgezehrt. Im Jahr 1849 wurde er durch ein Baumreis am Auge verwundet und kam in Gefahr, gänzlich zu erblinden. Dieſe Gefahr wurde zwar glücklich abgewendet, aber die Sehkraft blieb ſtark vermindert.

Da der Haushalt ſeiner Schweſter, bei der er ſeit der Hausabtretung als Pfründner lebte, immer mehr zurückging, konnte er bald die Zinſen aus ſeinem Kapital nicht mehr erhalten, und es war nahe daran, daß ſie alleſammt durch die Gläubiger von Haus und Hof vertrieben worden wären. Eine Zeitlang half ihm wieder eine literariſche Arbeit aus, die guten Abſatz fand (Harfentöne zum Preiſe Gottes, zweimal aufgelegt). Eben jezt war davon die Rede, ihm von der badiſchen Regierung einen Jahresgehalt von 150 Gulden zu erwirken; es wurden ihm aber nur 50 Gulden ein für alle mal

verabreicht. So kann er wohl mit allem Fug jenen Spruch des Harfners auf ſich beziehen:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Das ſind nun freilich Schickſale, unter deren gehäuftem Drucke die glücklichſte Anlage hätte verkümmern und verkrüppeln können. Hält man dieß im Auge, ſo wird man wohl an die poetiſchen Erzeugniſſe des armen Anton einen andern Maßſtab anlegen, als man es ohne dieß thun würde. Man wird ſeinen guten Muth, ſeine Heiterkeit, ſeine Ausdauer in ſeinen wohlgemeinten Anläufen zum Parnaſſe bewundern müſſen und ihn in einem Traume, der ihm ſo vieles verſüßen muß, nicht ſtören wollen. Wenn daher jezt eben mit Hülfe theilnehmender Freunde eine neue Ausgabe jener Erzeugniſſe beſorgt und dem Publikum angeboten wird, ſo wird man ſie nicht mit der äſthetiſch kritiſchen Brille, ſondern mit dem freien Auge reiner Humanität anſehen. Man wird über die Arbeit hinweg auf die Perſon blicken und ihr in dieſem Sinne einen relativ hohen Werth nicht abſprechen. Ja ſelbſt der Kritiker, dem Jahr aus Jahr ein von Seiten der gebildeten Klaſſe ſo vieles Mittelmäßige geboten wird, was er nur mit Ekel verdaut, wird hier wenigſtens nicht bedauern können, daß ein Talent verſchwendet ſey, das anderweitig nüzlicher hätte verwendet werden mögen; es wird ihn nicht das fade Getändel einer weichen, genußſüchtigen Seele, die kokette Spielerei eines arbeitsſcheuen Gecken anwidern.

Sagen wir es mit geraden Worten heraus, daß man ein Werk der Mildthätigkeit thut, wenn man ſich um die Gedichte des guten Anton bekümmert, ſo liegt darin nichts, was ihren Verfaſſer beleidigen, noch was ihren Werth ſchmälern könnte. Ja, es ſind die Gedichte eines Armen, der unter dem Druck des bitterſten Mißgeſchicks ſich eine erſtaunenswerthe Freiheit und Friſche des Geiſtes bewahrt hat, der etwas ganz anderes hätte leiſten können, wäre er unter beſſeren Verhältniſſen geboren. Sie ſind das einzige Hab und Gut dieſes Armen, die Stüze ſeines gebrechlichen Lebens, der Troſt ſeiner kummervollen Nächte. Sie ſind eine fromme Opfergabe, die ein vom Schickſal Mißhandelter auf den Altar der Humanität niederlegt, um ſeinen glücklicheren Mitbrüdern zu zeigen, daß auch er in ſeiner dunkeln Nacht den Ruf des Genius vernommen hat. Wir dürfen wohl hoffen, daß dieſe Glücklicheren ihn nicht ſchnöde von der Thüre weiſen werden, wenn er beſcheiden freundlich daran klopft.

Wir bemerken noch, daß ein Lebensbild unſers Naturdichters von C. Spindler in ſeinem Vergißmeinnicht, deßgleichen eines von A. Schnezler in der Straßburger Zeitſchrift Erwinia (auch beſonders abgedruckt) veröffentlicht, und die jezt erſcheinende neue Ausgabe ſeiner Gedichte von dem edeln v. Weſſenberg durchgeſehen und mit freundlich nachhelfender Hand gefeilt worden iſt. Mögen dieſe Blätter dazu dienen, derſelben wohlwollend theilnehmende Leſer zu verſchaffen!

C. Reinhold.

London, November.

(Schluß.)

Ein Schiffbruch

Neben dem jungen Deutſchen haben ſich beſonders die Frauen durch die ruhige Faſſung ausgezeichnet, mit der ſie dem Tode entgegen ſahen. Als der erſte Augenblick des Schreckens vorüber und kein Zweifel war über das Loos, das ihnen bevorſtand, da verſtummte plötzlich aller Jammer und ſie ergaben ſich ruhig in ihr Schickſal. Vor allen iſt die Frau des Schiffzahlmeiſters zu nennen. Als der Kapitän, kurz ehe das Schiff unterging, unter das Verdeck ſtieg, fand er niemand mehr unten, als dieſe Frau, die mit aller Macht an der Pumpe arbeitete. Der Kapitän bedeutete ihr, daß ſie ſich vergeblich abmühe, und daß es eher möglich ſey, den Ocean auszupumpen, als das Waſſer aus dem Schiff. Sie hielt einen Augenblick inne und fragte den Kapitän, ob er ſie mit in ſein Boot nehmen wolle, und als er ihr erwiederte, ſein Boot werde die See ſeyn, da ſagte ſie ruhig: „Ich will pumpen, ſo lange ich meine Arme rühren kann.“ Und ſie blieb bei ihrer Arbeit und ging arbeitend unter, über der Arbeit den Tod vergeſſend, mit der Arbeit dem Tod, Trotz bietend.

Was nun das Loos derjenigen betrifft, die auf den Schiffstrümmern ihr Heil ſuchten, ſo iſt, nach des Kapitäns Aeußerung, wenig Ausſicht auf ihre Rettung vorhanden. Von den achtzig, die auf dem Floße ſich retteten, weiß man, daß nur ein einziger entkam, und die Rettung dieſes Einzigen grenzt an's Unglaubliche. Von denjenigen, die ſich der Boote bemächtigten, mögen, meint er, allerdings einige von vorbeiſegelnden Schiffen gefunden und aufgenommen worden ſeyn, man könne aber erſt ſpäter Kunde davon erhalten, da wahrſcheinlich dieſe Schiffe auf ihrer Reiſe nach entfernten Küſten unterwegs geweſen. — Wir haben bereits oben vom irländiſchen Matroſen Peter M'Cabe geſprochen, der ſich auf dem Arctic befand und zu den wenigen Matroſen gehörte, die auf demſelben blieben, um bis zum Augenblick, wo das Schiff unterging, Hülfe zu leiſten. Die Geſchichte ſeiner Rettung iſt höchſt intereſſant. Hören wir ihn ſelbſt.

„Wir ſanken mit unſerem noblen Schiff in den Abgrund des Oceans. Es war ein ſchrecklicher Augenblick; im Untergehen fühlte ich, daß ich einem entſetzlichen Tode entgegen ging, daß nichts, nichts mich retten konnte, und daß ich Freunde und Heimath nie wieder ſehen werde. Dieſes Bewußtſeyn verließ mich keinen Augenblick, ſo lange ich unter Waſſer war, und meine Freude war daher namenlos, als ich fand, daß ich vom Waſſer ſchnell wieder zur Oberfläche emporgehoben wurde. Eine Minute vorher war alles tiefe Finſterniß, nun fing es wieder an licht zu werden und ich fühlte, daß es nunmehr galt, für mein Leben zu kämpfen. Ein guter Schwimmer, wie ich war, und außerdem mit einem life-preserver verſehen, war ich ſo glücklich, einer Thüre habhaft zu werden, die wenige Schritte von der Stelle, wo ich auftauchte, daher ſchwamm. Ich blickte um mich, vom Schiff war nichts zu ſehen, als einige Balken und die zu Flößen zuſammengebundenen Holzſtücke, einige mit, andere ohne Paſſagiere. Da ich fühlte, daß ich mich nicht lange ohne Gefahr auf der Thür halten konnte, verließ ich ſie, um zu einem Faß zu ſchwimmen, das ich nicht weit von mir bemerkte. Vom Faſſe ſchwamm ich zu dem Floß, an das ſich wenigſtens ſiebzig Perſonen wie an ihren letzten Rettungsanker angeklammert hatten. Die See war ſtürmiſch, und ſo oft die Wogen über das armſelig zuſammengeſtückelte Floß zuſammenſchlugen, ſpülten ſie einen Theil ſeiner lebendigen Ladung weg. Da waren wir nun, mitten im Waſſer, ohne die geringſte Ausſicht auf Hülfe, während jeden Augenblick einer unſerer Leidensgenoſſen aus bloßer Erſchöpfung in's Waſſer ſank. Diejenigen, welche life-preservers hatten, ſanken zwar nicht unter, aber ihr vom Tod gebleichtes Antlitz, mit dem ſie auf dem Waſſer ſchwebten, zeigte den Ueberlebenden das Loos, das ihrer ſelbſt harrte.“

„Mitten unter dieſen Schreckniſſen verlor ich die Hoffnung niemals ganz und raffte all meinen Muth zuſammen. Und das war keine leichte Sache, denn ich mußte ſehen, wie die Seefiſche die Todten angriffen und an ihnen nagten; andere Leichen ſchwammen zwiſchen den Spalten des Floßes, das anfangs mit Menſchen ſo gefüllt war, daß viele nur mit Einer Hand ſich an demſelben halten konnten. Geſprochen wurde nichts, die einzigen Laute, die man vernahm, waren die Seufzer der Leidenden, das ſchwere Aufathmen derjenigen, welche durch eine Woge, die über ſie hergefahren, des Athems beraubt worden, und das Geräuſch der Wellen ſelbſt. Faſt alle waren bis unter den Armen im Waſſer, manche aber hatten Mühe, ihren Kopf über dem Waſſer zu halten. Die Weiber gingen zuerſt unter; ſie konnten nicht über drei oder vier Stunden dieſen Drangſalen widerſtehen. Sie fielen vom Floß, ohne eine Klage, ohne ein Wort. Nur ein armes Mädchen ſtieß im Augenblick ihres Todeskampfes die Worte aus: „Ach, meine arme Mutter, meine armen Schweſtern!“

„Nachdem ich ohngefähr achtzehn Stunden auf dem Floß geweſen, waren von den ſiebzig Perſonen nur noch drei übrig. Einer von dieſen gab mir ein Stück Vergament, das wie eine Seekarte ausſah und das, wie ich ſpäter vernahm, ein Eigenthumsdokument war. Wenige Augenblicke,

nachdem er mir daſſelbe eingehändigt, ließ er die Hand, mit der er ſich am Floß hielt, fahren und ſchwebte, eine Leiche, auf dem Waſſer. — Ich verſuchte anfangs, das Pergament in meine Taſche zu ſtecken, aber da meine Stellung dieß nicht zuließ, nahm ich es zwiſchen die Zähne und hielt es ſo, bis eine Welle, die über mir zuſammenſchlug, mich nöthigte, es fahren zu laſſen. Ein anderer, der einen mit Oel getränkten ſeidenen Oberrock anhatte, rief mir zu und beſchwor mich um Gotteswillen, ihm beizuſtehen, da ſeine Kraft anfange ihn zu verlaſſen. Da er vier, fünf Fuß von mir weg lag, war es keine leichte Sache, zu ihm zu gelangen. Es gelang mir indeſſen und ich ſtützte ihn mit einem meiner Knie, bis ich ſelbſt meine Kräfte ſchwinden fühlte und mich genöthigt ſah, ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Der arme Mann! er verſprach mir, wenn er Neuyork lebendig erreichen ſollte, mich reichlich zu belohnen. Er klammerte ſich an's Leben mit furchtbarer Hartnäckigkeit an; aber auch er konnte ſeinem Schickſal nicht entgehen."

„Ich war nun allein auf dem Floß, der lezte von ſiebzig Menſchen. Die zweite Nacht brach herein und die ganze Zeit über hatte ich weder etwas gegeſſen noch getrunken. Ich fühlte, daß meine Kräfte mir verſagten, und es breitete ſich wie ein Schleier vor meinen Augen aus. Ich konnte kaum auf drei Fuß weit vor mir ſehen; ſelbſt die Leichen, die aus den Oeffnungen im Floße ſo gräßlich hervorblickten, konnte ich nicht mehr von den Balken unterſcheiden. Ich beſchloß eine lezte Kraftanſtrengung zu verſuchen; ich hob mich mit den Knieen auf das Floß, und zu meiner unausſprechlichen Freude wurde ich gewahr, daß ein Schiff nahe war. Ich vernahm deutlich Menſchenſtimmen."

Das Uebrige iſt bekannt. Es war ein Boot, vom Huron abgeſchickt, das M'Cabe im Augenblick rettete, wo er dem Tode durch Erſchöpfung nahe war. — Ganz Neuyork iſt durch dieſes große Unglück in die tiefſte Trauer verſezt. Die Gerichte und andere öffentlichen Anſtalten waren mehrere Tage geſchloſſen, da viele Advokaten und Beamte ſich unter den Verunglückten befinden, oder doch Freunde und nahe Verwandte haben, deren Verluſt ſie betrauern.

Berlin, November.

Kunſtausſtellung

Mit dem Eintritt des grauen Novemberwetters iſt die Kunſtausſtellung geſchloſſen. Da wenigſtens konnte man einem ungetrübten Genuß ſich hingeben; ungetrübt in Bezug auf die Produkte, nicht ſo, wenn man auf die Noth der Producenten ſah, die doppelter Art iſt. Einmal ſprach ſie ſich auch in den Produkten aus, im ängſtlichen Suchen nach Stoffen, die neu ſind, oder das Publikum anzuziehen verſprechen; dann in den blaſſen, abgezehrten Geſichtern der meiſten Künſtler. Fehlt es doch nicht allein an Luſt und Mitteln, Bilder zu beſtellen, ſondern ſelbſt an der rechten Aufmerkſamkeit, ſie zu betrachten. Die erſten Tage nach der Eröffnung waren die Ausſtellungsräume kaum ſo beſucht, um die Tageskoſten zu decken; ſpäter ward es beſſer. Aber mag doch, auch abgeſehen von der Kümmerniß, die des Künſtlers Erdenwallen ſo oft begleitet, die nervöſe Anſtrengung des Erfindens, die innere Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt den Körper zerrütten. Von mehreren Künſtlern wiſſen wir, daß ſie im Brüten über neuen Schöpfungen das innere Licht verloren. Es iſt nur merkwürdig, daß wir dieſe blaſſen, abgemagerten Geſichter, die tief liegenden dunkeln Augen nur bei Malern bemerken. Iſt es, daß der innere Schöpfungsproceß ſie gerade ſpecifiſch angreift, oder iſt es, weil die Malerzunft ſo überaus überzählig iſt? Daß dieß letztere ſo iſt, kann man leider nicht verſchweigen, noch ſoll man es. Es iſt im Gegentheil Pflicht, wo nicht großer, innerer Beruf ſich kund gibt, eher davon abzurathen, als anzurathen. Die Regierung warnt die jungen Leute vor der Wahl der höheren Forſtcarriere, weil ſchon jetzt zu 400 Stellen, die es gibt, 600 Aſpiranten vorhanden ſind; wer berechnet, wie vieler Maler die nächſte Zukunft bedürfen wird, wie viel neue Entdeckungen in der Art der Daguerreotypie in die freie Kunſt eingreifen werden?

Die Ausſtellung war quantitativ nicht ſo reich als die vorige, als mehrere der früheren; man nahm das gern hin. Denn, ein erſtes Reſultat, die Bilder aus der heiligen Geſchichte waren bis auf wenige verſchwunden. Ob es ein Fingerzeig iſt, daß die Kunſt nicht wie andere Träger des modernſten Lebens nach dem hinter ſich Jagd anſtellen mag, bloß um dabei geſehen und belohnt zu werden, laß ich auf ſich beruhen; man nahm das auch gern hin. Aber, ein zweites Reſultat, mit der Heiligengeſchichte waren überhaupt die hiſtoriſchen Bilder verſchwunden. Ein Guſtav Adolph, der als Moribundus in der Lützener Aktion auf einer Leinwand von mehreren Quadratruthen Umfang zu Pferd ſitzt und den Tod wie ein Geſrenſt kommen ſieht; ein ſächſiſcher Kurfürſt, der ſich weigert das Interim zu unterſchreiben, und die Gebrüder Quitzow, welche Ochſen, Eſel und Schweine den Berlinern von der Weide vor ihrem Thore forttreiben, ſind dahin nicht zu rechnen. An Anregung zu großen geſchichtlichen Darſtellungen ſollte es doch gerade in unſerer Zeit den Künſtlern nicht gefehlt haben, ſo wenig als es an Vorbildern fehlte. Die wenigſten freilich ſuchen und bahnen ſich ihren eigenen Weg, wie es Leſſing gethan; was ſich aber in der nächſten Vorzeit finden, und wie es ſich behandeln läßt, zeigen de Vieſve und Gallait. Es iſt zumeiſt wohl Furcht, daß die großen hiſtoriſchen Bilder ſich ſchwer verkaufen; aber wenn wir ſonſt das Haſchen und Suchen unſerer Maler nach geſchichtlichen Gegenſtänden verfolgten, drängte ſich uns die traurige Ueberzeugung auf, daß ihnen die Geſchichte meiſt eine fremde Größe iſt, der ſie ſich nur auf Empfehlung näherten, nicht weil ſie von ihr durchdrungen, begeiſtert und geſättigt waren. Das Hineinſtudiren in einen einzelnen Moment thut es nicht, der Hiſtorienmaler muß ſelbſt Hiſtoriker ſeyn, wie es jene Niederländer waren, wie es Leſſing, Vernet, Laroche ſind, jeder in ſeiner Art. Dabei kommt mir zu Sinn, daß ich hier beinahe eine Unterlaſſungsſünde gegen Menzel begangen hätte, der allerdings eine Art hiſtoriſchen Gemäldes: „Friedrich der Große auf Reiſen," geliefert hat. Menzel hat ſich in die Friedericianiſche Zeit vom Wirbel bis zur Zehe hinein gelebt und das Studium iſt bei ihm zur Natur geworden. Nur iſt es ein mißlich Ding, ſich in den Zopf zu verlieben; der Zopf hat ſeine Tücken und ſchlägt oft dahin, wo ſein Träger es nicht will. In Menzels hiſtoriſchen Friedrichsbildern iſt alles Wahrheit, aber zugleich Carricatur; er ſteckt tief im dicken, fetten und ſaftigen Farbenkaſten der Zeit und gefällt ſich ſo darin, daß er ſelten eine lichte Höhe erklimmt, von wo er die Totalwirkung ſeiner witzig geiſtreichen und blutwarmen Bilder betrachten und regeln könnte. Seine Kunſt iſt wie ein kräftiger, feuriger Wein, an dem aber die Erdtheile Blume und Würze nicht recht ſchmecken laſſen. Um als Hiſtorienmaler die Höhe zu erreichen, wo ſeine Freunde ihm ſchon einen Ehrenthron belegt haben, wird er noch harte Kämpfe mit ſich ſelbſt zu beſtehen haben.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 48. 26. November 1854.

Verödet ſind die Tiſch' und Bänke,
Der Spielmann fort mit ſeinem Lied;
Nun ſteht der Wirth in ſeiner Schenke
Als in der Klauſ' der Eremit.

Die Roſſ' am Leichenwagen werden
Bei Tag und Nacht nicht ausgeſchirrt;
Verzweiflung rufen die Geberden.
Die Sprachen haben ſich verwirrt.

Lenau.

Neue Stücklein aus dem alten Wien.

I. Vom betrunkenen Sackpfeifer.

Ein kreuzbraves Weib iſt ſie geworden, die Bachhueberiſche Pepi, obſchon Mutter und Vater ganz nichtsnutzig waren und ſie einen Taugenichts, den Gärtner Auguſtin in der Roſenlucke, zum Mann bekommen hat. Für den Vater konnte ſie nichts, und für den Mann ſchier noch weniger, den hat ſie nehmen müſſen, die arme Haut. Der Vater war einer von der Stadt-Quardia, die ihre Loſamenter auf den Baſteien gehabt hat, um deſto bequemer Wall und Graben hüten zu können. Aber die Herren Stadtſoldaten haben die Bequemlichkeit und des Ortes Gelegenheit ganz anders verſtanden. Nachdem etlichen von ihnen nämlich vergönnt worden, für ihre Kameraden auszukochen und den Wein eimerweis, aber nur beim Wirth, holen zu laſſen, fingen ſie unter ſolchem Deckmantel förmlich zu wirthſchaften an, erſt heimlich, dann öffentlich ohne Scheu. An Zulauf fehlte es ihnen nicht, denn da kein Rumorknecht die Baſteien betreten durfte, weil ſie den ſtädtiſchen Söldnern zur Obhut anvertraut waren, ſo ward der Gärtner zum Bock, alles loſe Geſindel zog den Kneipen zu, und mit dem Geſindel mancher Mann oder Sohn aus ehrſamen Bürgershäuſern. Die zünftigen Wirthe ſchrien Ach und Wehe, Mütter und Eheweiber Zetermordio.

Eine der berüchtigtſten unter allen den verrufenen Kneipen war im Loſament des Bachhueber, der ſelber einen ſeiner beſten Gäſte vorſtellte. Auch des Bachhueders Weib gehörte nicht zu denen, deren Ruhm beſonders fein klang. Um ſo braver war ihre Pepi; ſie hatte ihren eigenen Kopf, das Mädel, und ging ſchon aus purem Widerſpruch nicht mit Mutter und Vater. Dergleichen Beiſpiele ſind eben nicht allzuſelten in der ganzen Welt. Nun hätte die Pepi den beſten Mann verdient, aber Junggeſellen von ehrbarem Wandel pflegten ſich nicht auf die Baſtei zu verirren, und die Sippſchaft eines ſolchen würde ſich auch vor der Freundſchaft aus der Stadt-Quardia bedankt haben. So war denn kein ordentlicher Freier vorhanden, als der Auguſtin die Pepi zur Hausfrau begehrte. Er war freilich ein liederliches Stück Tuch, einer der fleißigſten Kunden der Baſtei; aber er hatte eben von ſeinem Vater Haus und Hof geerbt, der Bachhueber beſtand darauf, daß die Tochter ihr Jawort gebe, und die Pepi meinte endlich, es ſey doch beſſer, eine Frau in den eigenen vier Pfählen zu werden, wo ſie ſich wenigſtens das Haus rein halten könne, als noch länger in der heilloſen Wirthſchaft zu bleiben, wo jeder Laffe das Recht zu haben glaubte, ihr mit zudringlicher

Anfechtung läſtig zu fallen. So heirathete ſie denn den Gärtner in der Roſenlucke und gewann ihm bei guter Zeit das Neujahr ab. Die Roſenlucke ſtand vor dem Burgthor, und es wird hier eigens zu ſagen ſeyn, daß die ſogenannten Lucken Anſätze von Vorſtädten auf dem Glacis am linken Ufer der Wien waren, eingehegte Gärten mit niedern Hütten nach Art ländlicher Wohnungen. Nach der zweiten türkiſchen Belagerung von 1683 ſind beſagte Lucken für immer verſchwunden geblieben.

Für Auguſtin war die Heirath mit der ſchneidigen Pepi ein Glück. Ohne ſie hätte ihm in Jahr und Tag ſchwerlich mehr eine Schindel auf dem Dach, eine Rübe im Boden gehört. Sie wies ihm blanke ſcharfe Zähne, ſo daß er Haus und Hof nicht verſchulden durfte. Sie arbeitete für ſich und für ihn. Das war in der erſten Zeit freilich ein beſonders hartes Geſchäft. Allmählig aber wuchſen das kleine Kind, das Kind in der Wiege und das Kind unterwegs der erſten drei Jahre zu Gehülfen der fleißigen Mutter heran. Auch der ſpätere Nachwuchs gedieh ſo luſtig, wie die ſorgſam gepflegten Pflanzungen des wohlbeſtellten Gartenlandes. Indeſſen war die heilſame Wirkung, welche das brave Weib auf den Mann übte, doch nur eine abwehrende und vertheidigende geblieben. Fleißig und häuslich hatte ſie ihn nicht gemacht. Er fühlte ſich berufen, Jahr für Jahr allen Wein zu trinken, der am Biſamberg, an den ſonnigen Abhängen des Kalenbergs, an den Ausläufern des Wiener Waldes von Brunn bis Gainfarn gekeltert wurde. Er kam dieſem Berufe mit einer Hingebung nach, welche durch Nachdruck und Ausdauer der beſten Sache würdig geweſen wäre. Seine glühende Karfunkelnaſe und die Rubinen ſeiner Wangen bezeugten ſeinen Eifer. Die Mittel zu dieſer Arbeit, ſo wie den Vorwand dazu verlieh ihm die edle Kunſt der Muſica; Auguſtin ſpielte die Sackpfeife mit ſeltener Meiſterſchaft und entſchiedenem Erfolg. In allen Kneipen von St. Ulrich und Hernals, ſo wie in den Spelunken auf der Baſtei war er eine willkommene Erſcheinung. Wo er den Schlauch von Bocksleder blähte, jubelte das Volk, bevor es nur den erſten Ton vernommen, dröhnte alsbald der Boden von ſtrampfenden, ſtampfenden Sohlen, klirrten im Filz zu den Füßen des Muſikanten die kleinen Münzen. Und die Wirthe ſahen ihn nicht minder gerne wie die Gäſte, nicht nur weil er die Kundſchaft anzog und feſthielt, ſondern auch weil er den Verdienſt redlich bis zum lezten Heller verklopfte. Es war Grundſatz bei ihm, nie einen Kreuzer nach Haus zu tragen, wo für Koſt und Gewand ohnehin geſorgt war. So fügte es ſich denn auf höchſt ſeltene und wunderliche Weiſe, daß Auguſtin in ſeinen reiferen Jahren zugleich ein ausgemachter Lump und ein gemachter Mann war, der alles, was er verdiente, ſorglos durch die Gurgel jagte, und dennoch ſein gutes Auskommen hatte, ſo wie er wegen ſeiner alten Tage ſich keinen Kummer zu machen brauchte.

Unter ſolchen Verhältniſſen traf ihn das verhängnißvolle Jahr 1679, eine böſe Zeit, welche ſich die Leute wohl in das Gedächtniß zurückrufen dürften, die heutzutage (im Spätling 1854) ein ſo jämmerliches Geſchrei wegen der morgenländiſchen Brechruhr erheben. Mit der Cholera iſt freilich auch nicht zu ſpaßen, wie wir alle leider nur zu gut wiſſen. Sie nimmt manchen und manche unverſehens mit, und wen es trifft, für den iſt aller Welt Ende da. Aber die Ueberlebenden ſollen ſich darum nicht in's Bockshorn jagen laſſen, wohinein ihrer gar ſo viele kriechen, denn die aſiatiſche Krankheit iſt ein lammfrommes Ding im Vergleich zu der grimmigen Seuche, welche zwiſchen Dreikönigstag und Martini des genannten Jahres mehr als die Hälfte der Bevölkerung unbarmherzig würgte. Die amtlichen Liſten ſtellten in jener betrübten Zeit 122,849 Todesfälle feſt, und doch war dieſe lange Rechnung bei weitem nicht vollſtändig, weil eine Menge von Verſtorbenen in aller Stille in Gärten und ſonſt an abgelegenen Orten verſcharrt worden, ohne daß ein Hahn nach ihnen gekräht. Im Verhältniß der Seelenzahl von damals und jezt erſcheint die Cholera wie ein Stockſchnupfen dem Lazarethfieber gegenüber; und dennoch iſt die theure Stadt Wien damals ſo wenig zu Grunde gegangen, daß ſie ſchon vier Jahre darauf den harten Anprall der Türkennoth aushalten und zurückſchlagen konnte; ſie wird alſo dießmal um ſo mehr mit heiler Haut davon kommen, ohne der Ruſſen Beute zu werden, welche bekanntlich nicht nur Land und Leute, ſondern auch die alte Rolle vom Türken erben wollen.

Die Peſt brach in der Leopoldſtadt aus. Die Aerzte und Bader erklärten ſie anfangs für ein hitziges Fieber von bösartigem Verlauf und anſteckender Gefährlichkeit. Bald wurden auch die andern Vorſtädte ergriffen, während die dazwiſchen liegende Stadt noch verſchont blieb. Die erſten Opfer ſuchte ſich die Krankheit unter den geringen Leuten, welche damals wie heutzutag durch Mangel an Reinlichkeit wie durch minder geregelte Lebensweiſe die meiſten Blößen boten, ganz abgeſehen davon, daß ihre größere Anzahl natürlich auch eine reichlichere Auswahl für die vergifteten Pfeile des Würgengels lieferte. Das Uebel ward endlich förmlich und feierlich als die Peſt anerkannt und mit allen möglichen Vorkehrungen bekämpft. Vergebens, die Stadt wurde ergriffen wie ihre Umgebung, trotz der geſperrten Thore und behüteten Wälle, und das Uebel verſchonte die reichen Leute ſo wenig wie die armen. Die Leichen wurden auf hochbeladenen Wagen hinausgeſchafft zu den allgemeinen Gruben, und oft reichten die ſieben Thore der Stadt kaum aus, die trübſelige Fracht hinauszulaſſen, obſchon kein ſonſtiger Verkehr den Durchzug hemmte.

Auch den Auguſtin traf die Geißel Gottes mit

grimmigen Streichen. Die Frau Pepi legte ſich hin und ſtarb. Von den dreizehn Kindern nahm der Tod ein volles Dutzend mit, während er doch ſonſt gewöhnlich bloß eines begehrt, wo dreizehn beiſammen ſitzen. Nur ein Mägdlein ließ er übrig, einen „lieben Schatz“ von ſechzehn Jahren, fleißig und brav wie die Mutter, aber nicht ſo ſchneidig, ſondern ſanft und ſchüchtern. Sie war von jeher des Vaters Liebling geweſen und jetzt ſein Augentroſt geblieben; doch ſchien ſie nicht geeignet, ſein Stab und ſeine Stütze für die alten Tage zu werden, denn er gehörte zum Geſchlechte der Forellen, von welchen die Weisheit auf der Gaſſe ſagt: „Was unter Roſen verdirbt, erhält ſich in Neſſeln;“ die kleine Reſi aber war ihrem Namen entſprechend eine ſüße Gottesroſe, und ſtatt der Dornen trug ſie weiches Moos. Dem Vater that ſie zu Liebe, was ſie ihm an den Augen abſehen konnte, und wenn das auch allenfalls recht lobenswerth von der Seite des frommen Kindes war, für ihn konnte die Blüthe dieſer Geſinnung keine gedeihliche Frucht tragen, ſondern ſie beſtärkte ihn nur in ſeiner heilloſen Leichtfertigkeit, welcher das allgemeine Ungemach keinen Einhalt geboten, und die im häuslichen Mißgeſchick wo möglich noch größer geworden, als ſie zuvor geweſen.

Ein luſtiger Sommermorgen lachte auf die traurige Stadt nieder, unbekümmert um alles Elend und alles bittere Herzleid. Nicht minder unbekümmert lag der Auguſtin noch in tiefem Schlaf und träumte vom Trinken. Schwer bezecht hatte er Abends zuvor ſeinen Strohſack geſucht und — vermuthlich nicht ohne Beiſtand — gefunden. Reſi dagegen war ſchon lange munter. Sie hatte bereits die Kuh im Stalle verſorgt, dann Feuer auf dem Herd angezündet und ſich alles zurecht gelegt, um dem Vater bei ſeinem Erwachen einen Würzwein mit Zimmet und Nelken zu kochen, wie er's früh Morgens begehrte, wenn er Abends zuvor einen tapfern Rauſch nach Hauſe getragen. Die Frau Pepi hatte ihn freilich bei ſolchem Anlaß — ungefähr dreihundert und ſechzig mal im Jahre — mit einer Brennſuppe abgeſpeiſt und nur an hohen Feſttagen den heißen Wein geſtattet; aber das feine Töchterlein gab ihm eigens noch ſtatt des gewöhnlichen weißen Landweins das rothe Blut ungariſcher Reben. Nachdem die kleine Reſi im Hauſe alles gerichtet und geordnet, eilte ſie in den Garten hinaus, munter wie eine Lerche, aber nicht wie dieſe trällernd; ſie hätte ſich der Sünde gefürchtet, in der böſen Zeit und in ihrer Trauer um Mutter und Geſchwiſter ein Zeichen von Fröhlichkeit zu geben, obſchon ihr's ſonſt ziemlich leicht ums Herz war. Vom Vater hatte ſie die furchtloſe Sorgloſigkeit, und es war nicht ihre Sache, ſich ſchwere Gedanken zu machen.

Im Garten fand das Mädchen Einen, der ſchon lange rüſtig bei der Arbeit war, den Gartenknecht. Nach dem Hinſcheiden der rührigen Frau Pepi und ihrer ſelbſt gezogenen Gehülfen hatte Auguſtin nicht umhin gekonnt, einen Knecht zu beſtellen. Die Auswahl war nicht groß geweſen, und der betrübte Wittwer hatte ſich bequemen müſſen, mit dem erſtbeſten verlieb zu nehmen. Dieſer erſtbeſte aber war nicht einmal ein zünftiger Gärtner, ſondern ein Badergeſell auf der Wanderſchaft. Eberhard Wetzſtein hieß er mit Namen und war ein friſches junges Blut aus Sipplingen am Bodenſee, wo die kieſelharten Weinbeeren wachſen. Als die Seuche gar ſo ſehr überhand zu nehmen begonnen, hatte Eberhard ſein Bündel geſchnürt und der Badſtube vor dem Stubenthor Valet geſagt, um ſeiner Mutter ihren Buben heimzubringen. Auf dem Wege war ihm vor dem Burgthor die Reſi begegnet, die er weitſchichtig kannte, wie eben die Leute hie und da miteinander reden, wenn ſie auch einander nichts angehen. Als ein höflicher Knabe hatte er das Hütlein abgenommen und die Gärtnerstochter angeſprochen, um ſich zu beurlauben. Die Reſi war erſt roth wie eine Klapperroſe, dann weiß wie eine Lilie geworden. Der Schwabe hatte es wohl gemerkt, und dabei war ihm urplötzlich ein Licht aufgegangen, warum ihm beim Scheiden aus des Meiſters Haus ſein Herz in der Bruſt viel ſchwerer vorgekommen als das vollgepackte Felleiſen auf den Schultern, und weßhalb er den Umweg über die Esplanade eingeſchlagen. Nun hatte ein Wort das andere gegeben, Reſi ihr Kreuz und Leid geklagt und auch ganz beiläufig der Verlegenheit erwähnt, worin ſich ihres Vaters Geſchäft befinde. Das Wort war nicht verloren gegangen. Eberhard hatte im Handumwenden die Angſt ſeines Mütterleins wie die eigene Furcht vor der Peſt rein vergeſſen, dagegen aber ſich erinnert, daß er bei der Arbeit in Feld und Garten aufgewachſen; auch war es ihm im Augenblick völlig unbegreiflich vorgekommen, wie er die liebgewordene Beſchäftigung mit Pflanzen und Kräutern jemals verlaſſen, um Spaten und Reuthaue für Scheermeſſer, Schnepper und Schwamm herzugeben. Er hatte ſolche und mancherlei andere Betrachtungen der ſchönen Jungfer nicht vorenthalten und ſich ſchließlich als Gehülfe in der Roſenlucke anwerben laſſen.

Dieſer Eberhard Wetzſtein nun war es, welchen Reſi bei der Arbeit traf, als ſie Morgens in den Garten hinaus kam. Sie hatte ihn ſchon an manchem Morgen ſo angetroffen und ihm die Zeit geboten, er dagegen den freundlichen Gruß nie ſo trübſelig beantwortet. Betroffen fragte Reſi, ob ihm etwas fehle, und was? Er ſeufzte ſchwer und tief. Das Mädchen ergriff ſeine Hand, wie ſie öfters zu thun pflegte; ſie wußte nämlich nicht, daß Eberhard ihr Liebſter war, den ſich das Herz eben kurz und gut erkoren hatte, ohne darüber weitere Worte zu machen. Die Hand des Knaben zitterte und bebte.

„Aber was habt Ihr denn, Hardi, um aller Heiligen willen?“ rief Reſi aus. „Ihr wollt mir doch nicht

etwa krank werden?" — Eberhard hob die gesenkten Wimpern und sein trübseliger Blick sagte verständlich genug: „Mir ist übel und weh, ärger als ob ich aus einem Brunnen getrunken, wohinein der verruchte Jude das Gift geworfen!"

Vielleicht hätte sein Mund auch in gleicher Weise sich vernehmen lassen, wäre nicht auf der Straße ein betäubender Lärm losgegangen. Die beiden traten zum Zaun. Draußen stand ein Trommler, der laute Wirbel schlug. Der Ausrufer neben dem Trommelschläger erhob dann seine gewaltige Stimme, um die Befehle und andere Mittheilungen einer hohen Obrigkeit zu verkünden. Der Mann hatte dießmal ungewöhnlich viel zu sagen. Er mußte zu allererst dem Volke eröffnen, daß einige böswillige Lästerzungen sich unterstanden hätten, das Gerücht auszusprengen, der Kaiser und die Kaiserin seyen aus Wien gewichen, wie seit Ausbruch der ansteckenden Krankheit schon so viele Standespersonen und auch reichere Bürgersleute gethan, die sich auf's Land geflüchtet oder in die Fremde gereist. Ihre Majestäten hätten nicht darum acht lange Monate mitten in der Gefahr ausgeharrt, um jetzt das Hasenpanier zu ergreifen; sie hätten aber eine Bethfahrt nach Mariazell angetreten, und würden nach verrichteter Andacht in besagtem Gnadenort sich sofort wieder in ihre Hauptstadt zurückverfügen.

Die Hörer auf der Straße begrüßten diese Eröffnung mit lautem Zuruf der Freude. Die Nachricht von der Flucht des Hofes hatte die allgemeine Stimmung noch mehr niedergedrückt und beim gemeinen Mann eine gefahrdrohende Gährung erzeugt; aber die Reise war ja keine Flucht, sondern ein frommes Werk, und die Wiener fanden es ganz in der Ordnung, daß der Landesvater sich persönlich nach Mariazell verfügte, um im Namen aller von der Gnadenmutter Linderung der Noth zu erflehen. — Ferner verkündete der Ausrufer, daß in Erfahrung gebracht worden, wie etliche frevelhafte Bösewichter sich nicht entblödet, in die Häuser und Wohnungen der Verstorbenen zu dringen, um Geld, Geschmeide und „Plunder" zu rauben, weßhalb der Graf von Schwarzenberg die allerstrengsten Vorkehrungen getroffen, um „sothanem" Unfug zu steuern. Seine hochgräflichen Gnaden habe bereits etwelche Galgen zu errichten befohlen und werde jeglichen, welcher beim Plündern auf handhafter That ergriffen oder sonst desselben Frevels „in Rechten überwunden" worden, mit abgekürztem Verfahren ohne Gnade aufknüpfen lassen, standrechtlich, wie wir heutzutag es heißen.

Diese Mittheilung wurde nicht gleich der vorigen mit Jubel begrüßt, sondern vielmehr mit Murren aufgenommen. Die Bewohner der Lucken glaubten in ihrer ländlichen Unschuld, daß der Nachlaß ausgestorbener Familien herrenloses Gut sey und des ersten Finders rechtmäßiges Eigenthum werde; nicht minder sagten sie: „Warum sollen wir nicht die großen Hansen beerben, die an derselben Seuche gestorben sind, welche sie in ihrem Uebermuth beim Ausbruch die Krankheit armer Leute genannt? Am Ende bleiben doch von den Armen mehr übrig als von den Reichen, und die mögen überzufrieden seyn, wenn wir ihnen mit dem Leben auch noch ihre Siebensachen lassen!"

Abermals wurde die Trommel gerührt; der Ausrufer war noch nicht zu Ende. Mit verdoppelter Gewalt die Stimme erhebend, verkündete er, daß „alldieweil" großer Mangel an Arbeit eingetreten, eine hohe Obrigkeit in väterlicher Fürsorge stets darauf sinne, dem brodlosen Volke zu einigem Verdienst zu helfen; da aber zur Zeit keine andere lohnende Arbeit aufzutreiben sey, als die Pflege der Kranken und das Wegschaffen der Todten, so werde männiglich aufgefordert, das Amt eines Siechknechts anzunehmen gegen einen Wochenlohn von zwölf Gulden. Der Ausrufer fügte noch mancherlei hinzu, aber seine Zuhörer verliefen sich, als fürchteten sie, von ihm zur Uebernahme der gefährlichen Beschäftigung überredet zu werden, für welche ein so unerhört hoher Lohn geboten ward, daß ein Herr mit Degen und spanischem Rohr ihn hätte annehmen dürfen. Die Leute aber brummten das Sprüchlein vom Speck und den Mäusen in ihren Bart und wollten nichts hören. Sie wußten gar wohl, daß die Wärter wegstarben wie die Mücken und daß eine hohe Obrigkeit schon die allerwunderlichsten Auskunftsmittel ergriffen hatte, um Leute zur Krankenpflege und zum Begraben aufzutreiben. Vom widerstrebenden Völklein der Baderzunft waren viele in Ketten und Banden zum Lazareth gebracht worden, um dort ihrem Berufe obzuliegen. Alles herrenlose Gesindel ward aufgefangen und zu Siechknechten gepreßt. Die Gefängnisse öffneten ihre Riegel, um sogar die „auf Leib und Leben insitzenden Malefizpersonen" herzugeben, und das neue Zuchthaus in der Leopoldstadt kündigte seinen unfreiwilligen Gästen die Gastfreundschaft auf zu einer Zeit, wo diese lieber in der Haft geblieben wären. Aber alle diese Nothbehelfe reichten nicht aus, alle Leichen rasch genug in die Gruben zu befördern. Auf Weg und Steg, namentlich aber in den entfernteren Gärten und in den Weingehegen rings um die Stadt lagen die Todten, zum Theil schon in beginnender Verwesung, mit Wucher noch als Leichen die Ansteckung zurückerstattend, welcher sie bei Lebzeiten verfallen waren.

Wie des Ausrufers übrige Hörer zogen auch Resi und Eberhard sich zurück. „Was fehlt Euch, Hardi?" fing das Mädchen wieder an. „Soll ich Euch eine Herzstärkung kochen?" — Abermals erhob der Knabe die Augen und sah die junge Dirne durchdringend an. Jetzt merkte sie endlich, wo es ihm und ihr selber fehlte. Sie hatte ganz unversehens in den Apfel gebissen. Die Hitze schlug ihr in rother Lohe aus Wangen und Stirn. Die beiden hatten bisher noch kein Wort von Liebe gesprochen, obschon der Schwab' recht gut wußte, wo

der Schuh ihn drückte. Er war nie beherzt genug gewesen, sein Wort anzubringen, weil er immer gefürchtet, die Zutraulichkeit seiner Erkorenen in Scheu zu verwandeln, wie denn die Jugend in Liebesangelegenheiten sich immerdar die meisten Sorgen da macht, wo diese am übelsten angebracht sind. Doch wie er jezt das Erröthen der Jungfer sah, kam derselbe Geist über ihn, welcher ihn bei der Begegnung auf der Esplanade erfaßt hatte, und ganz keck hob er an: „Eine Herzstärkung könnte ich schon brauchen, doch läßt sie sich weder kochen noch brauen. Euer Vater hat mir gestern die böse Angst in alle Glieder gejagt." — „Wodurch, Hardi? Er wird Euch doch nicht auf Martini gekündigt haben?" — „Wie's einer nehmen will. Als ich ihn zur Ruhe brachte, murmelte er alleweil: „Ein guter Mann wär's für die Resi." — „Ei, da hat er Euch gemeint!" fuhr die Dirne heraus. Sie hätte ihren sonntäglichen Halsschmuck von böhmischen Granaten mit Freuden hingegeben, um das Wort zurückzunehmen; aber Gesagtes läßt sich nicht wegstreichen und auskratzen, wie etwas Geschriebenes. Dem Sipplinger machte, was er da vernommen, um so mehr Vergnügen, so daß er für einen Augenblick seines Kummers darüber vergaß, doch nur für einen Augenblick.

„Der Auguſtin," hob er wieder an, „hat einen Namen genannt, den ich nicht recht verstand, doch lautete er ganz anders als Eberhard Wetzstein, so viel ist einmal sicher und gewiß." Das Mädchen erschrack in allem Ernste und wußte nicht, was sie auf die schlimme Neuigkeit sagen sollte, die sich als schwarze Wetterwolke vor das eben erst aufgegangene Morgenroth der selbstbewußten Liebe legte. Vom Hause her schrie des Vaters Stimme laut und ungeduldig: „Resi, heda! wo steckt die Dirne?" — Die beiden fuhren auseinander, als hätten sie ein böses Gewissen. Eberhard eilte zu seiner Arbeit zurück, Resi in ihre Küche, um den Frühtrunk fertig zu machen.

Der Trommellärm hatte den Sackpfeifer gewaltsam geweckt, bevor er recht ausgeschlafen. Seine Laune war die übelste, doch renkten der würzige Trank und des Mägdleins freundliches Gesicht sie wieder ganz leidlich ein. Der Brummbär ließ sich bei der Hausthüre nieder, deren obere Hälfte offen stand, und auf die Straße hinaussehend sagte er: „Dort kommt schon wieder ein Leichenzug." — „Warum setzt sich der Vater nicht lieber an die Hinterthür und schaut in den Garten hinaus?" — „Bah," meinte Auguſtin, „so lange wir sehen, wie sie die geladenen Wagen hinausführen, ist's lange genug Tag, und es wird schier gleich gelten, ob auf der Achse Scheiterholz liegt oder sonst was. Dort hinten wird mir die Zeit lang, und ich will am Ende doch noch lieber eine „Leicht" sehen, als Broccoli, „Häupel" und „Andivi." Der Tag fängt so immer gar zu sehr in aller Früh an und schleppt sich langweilig fort wie eine Predigt vom Pater Oberhuber, tröst' ihn Gott. Im Wirthshaus ist schier niemand mehr zu finden; Buben und Dirnen verlernen völlig das Tanzen. Mein Dudelsack hat Feierabend vom Sonntagsmorgen bis zum Samstag auf die Nacht. Seit Ostern habe ich noch keinen rothen Heller gesehen und für meine Musik nichts bekommen, als höchstens Grobheiten von den Rumorknechten. Sie wollen mich mit dem „Scheckl" begleiten, sagen sie, so oft ich den Leuten um Gotteswillen Eins aufspiele, bloß um sie ein bissel zu trösten. Vom Geldverdienen ist eh' keine Rede."

„Der Vater wird aber doch die ganze Zeit keinen Hunger gelitten haben," fiel Resi ein. — „Auch keinen Durst," fügte er hinzu und verschluckte das Uebrige, was er sich dazu dachte, nämlich daß es ihm nicht so gut ergangen seyn würde, wenn sein Weib am Leben geblieben. Er trug Scheu, vor Pepis Tochter derlei lose Reden zu führen, obschon er sich des Gedankens vor sich selber nicht schämte, wie er doch gesollt hätte.

Der Wagen kam heran, hoch beladen mit Leichen, die wirklich wie Scheiterholz aufgeklaftert lagen. Vier starke Pferde zogen mühsam genug die entsetzliche Last. Auf dem Sattelroß saß ein Mann, in schützendes Leder vermummt vom Scheitel bis zur Zehe, mit Handschuhen von Büffel, eine Larve von getheerter Leinwand vor dem Gesicht. Siechknechte in eben solcher Tracht gingen rechts, links und rückwärts mit dem Wagen, um die Leichen aufzulesen, die vor die Häuser gelegt worden oder sonst sich fanden. Hie und da warfen sie auch einen auf den Haufen, der nicht ganz todt war; es war ja einerlei, wo er vollends starb, ob auf der Gasse oder in der Grube. Ein pflichtgetreuer Geistlicher folgte mit dem Zeichen der Verheißung ewigen Heils in der Hand dem schauerlichen Omnibus. Den Leichenzug bildeten hinter ihm in langer Reihe wehklagende Kinder, deren Pfleger und Ernährer sich von dannen führen ließen, ohne das Liebste auf der Welt nach dem Jenseits mitzunehmen. Mit lautem Geheul schrieen die verlassenen Waisen nach Vater, Mutter und um Brod. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, welchem gegenüber selbst des Sackpfeifers leichtfertige Zunge für den Augenblick verstummte, während seine Tochter ein frommes Stoßgebet für die Ruhe der Verstorbenen und für die Zukunft der Hinterbliebenen sprach.

Der Zug ging vorüber, in der Ferne verhallte der Jammer. Resi nahm einen Korb voll Gartenerzeugnissen, der schon gepackt in Bereitschaft stand. „Wohin damit?" fragte Auguſtin; „unsere Kundschaften sind ja alle todt." — „Auf den Markt," beschied Resi; „Gärtner wie Bauern bleiben meistens aus. Ich finde schon neue Kundschaften." — „Desto besser, Schatzerl, und schau, daß du etwas Ordentliches auf den Mittag bringst. Seit drei Tagen haben wir nichts gehabt,

als ein G'ſelchtes; das iſt öd'. Ein Pockerl, ein junges Ganſerl, eine Spanſau oder dergleichen wäre mir recht." — Reſi ſeufzte und ſchlug die Augen nieder. — „Was gibts?" fragte der Vater; „kommen die verdammten Spitzbuben aus Kroatien nicht mehr zum Kärntnerthor mit ihren Käſichwagen? Ich habe geſtern noch drei oder vier in ihren Pelzhauben geſehen." — „Die meiſten bleiben aus," beſchied Reſi zögernd; „ſie fürchten ſich vor dem großen Sterben. Die aber kommen, laſſen ſich bezahlen, daß einem die Augen übergehen. Der Bauer iſt ein Lauer."

Auguſtin lachte. „Sie benutzen ihre Zeit," ſagte er, „und haben recht, denn ſie wird wieder vorübergehen. Sagen wir alſo: leben und leben laſſen. Wir ſind jezt eh' nur drei ſtatt ſünfzehn. Mach' dir nichts draus und gib dem Kroaten, was er für ſein Federvieh verlangt."

Nothgedrungen mußte Reſi zum Geſtändniß ſchreiten, daß der blanke Sparpfennig erſchöpft ſey, welchen die Mutter in ihrer Truhe und in den Chriſambüchſen der Kinder hinterlaſſen. — „Da ſchaut's ſauber aus!" brummte Auguſtin; „ich verdiene keinen Wein, das Geſchäft trägt nimmer eine rechtſchaffene Mahlzeit, und niemand iſt da, der uns einen Kreuzer borgte. Soll ich denn auf meine alten Tage noch lernen Hunger und Durſt zu leiden?" — „Die böſe Zeit wird ja nicht ewig dauern," tröſtete die Tochter. — „Aber lange, ſehr lange, gar zu lange," meinte der Vater mit jammervoller Armeſündermiene; „bis dahin verſchrumpfe ich vor Durſt." — „Ich habe noch meine Granaten von der Frau Godl." — „Ein Bettelbub in der Hölle."

„Behalte die Jungfer ihre Granaten," ſprach eine fremde Stimme von außen herein; „wir wiſſen ſchon etwas, das mehr ausgibt." Auf der untern Halbſcheid der Thüre lehnte ein Mann in ſauberem Gewand, das zu ſeinem wilden Geſicht nicht recht paſſen wollte. Die Züge kamen der Reſi bekannt vor, nur wußte ſie nicht gleich woher. Die Erinnerung friſchte ſich indeſſen bald wieder auf, als Auguſtin ſagte: „Grüß' Gott, Unterkirchweger-Hansjörgel! Komm' nur herein!"

Reſi hatte den Mann vor Jahren zuweilen im Hauſe geſehen. Er war ein weitſchichtiger Vetter aus der mütterlichen Freundſchaft, ein würdiger Sprößling der Bachhueber'ſchen Sippſchaft, und gewöhnlich zu heiligen Zeiten auf Beſuch in die Roſenlucke gekommen, wenn er Braten, Guglhupf und alten Wein witterte. Pepi hatte nie eine beſondere Freude bewieſen, wenn er ſich zeigte. Endlich war er ganz ausgeblieben. Reſi hatte ihn weder vermißt, noch etwas von ihm vernommen und ſeiner ganz vergeſſen bis zu dem Augenblicke, wo er jezt ſo unerwartet für ſie auftauchte. Für den Sackpfeifer mochte der Vetter nicht ſo unvermuthet erſcheinen; wenigſtens zeigte Auguſtin keinerlei Ueberraſchung.

Der Unterkirchweger trat in den Raum, welcher des Hauſes Vorhalle, Sprachzimmer und Küche zugleich vorſtellte. „Sauber iſt ſie geworden, die Dirne," ſagte er mit einem Blick, vor welchem Reſi mehr zürnend noch als ſchamhaft die Wimpern ſenkte. Ohne ſich darum zu kümmern, zog er eine Handvoll Silberſtücke aus der Taſche, reichte ſie dem Vetter dar und fuhr fort: „Heute bin ich dein Gaſt und Wirth zugleich. Laſſe herbeiſchleppen, was gut und theuer iſt." — „Du haſt's gehört," ſagte Auguſtin zu ſeiner Tochter; „laſſ' dirs geſagt ſeyn, da ſind derweil zwei Gulden."

Reſi nahm das Geld, deſſen Berührung ihr vorkam, als brenne es durch Haut, Fleiſch und Knochen bis auf die Seele, ſo daß ſie es lieber weggeworfen hätte; aber ſie war ein folgſames Kind, und zudem empfand ſie im dunkeln Drange ahnungsvoller Angſt nichts ſo lebhaft, wie den angelegentlichen Wunſch, aus der unheimlichen Geſellſchaft wegzukommen. Als ob ſie nicht hätte zurückkehren müſſen! Eilfertig ging ſie, ohne dem Vetter nur einen Blick noch zu gönnen. Um ſo länger ſchaute der ihr nach, ſtrich ſich rechts und links den weithinausſtehenden dünnen ſchwarzen Katzenbart und leckte ſich behaglich die Lippen. „Ein niedlicher Biſſen!" murmelte er unverſtändlich vor ſich hin, um dann vernehmlich hinzuzufügen: „Wer iſt der Kerl draußen im Garten?"

Auguſtin gab Beſcheid. — „So ſo, ein Balbiererskneht!" ſagte Unterkirchweger, und fügte in ſeinen Gedanken hinzu: „Das macht die Sache leicht wie ein Kinderſpiel. Dir wollen wir fürs Sponſiren thun, ſchwäbiſcher Gelbſchnabel!" — „Was iſt dir denn mit einemmal, Vetter?" fragte Auguſtin; „haſt du eine Pfanne voll Teufel gerührſtückt?" — „Wird ſchier ſeyn," lachte der Vetter, „aber ich weiß ſchon, wie ich ihrer ledig werde. Es koſtet nur einen Gang, und den will ich noch Vormittags machen. Das Eſſen wird mir dann um ſo beſſer munden. Vorerſt aber will ich hier ausruhen und ein Pfeifchen ſchmauchen. Der Geruch des holländiſchen Knaſters hält jede Anſteckung fern. Willſt du mithalten?" — „Geſtern iſt mir bitter übel auf den Verſuch geworden," meinte der Sackpfeifer zögernd. — „Das geſchieht nur beim allererſten Anfang," ſagte der andere; „du haſt dem heiligen Ulrich das Lehrgeld ein für allemal bezahlt, und jezt beginnt das Vergnügen. Ich habe einen Stummel eigens für dich mitgebracht."

Auguſtin ließ ſich nicht lange nöthigen. Wenn er auch nicht die geringſte Furcht vor der Peſt hegte, ſo fand er doch immerhin eine gewiſſe Genugthuung in dem Gefühl, ſich noch mit einer beſondern Schutzwehr zu umgeben. Zudem lag im Tabackrauchen zu ſelbiger Zeit noch jener unnennbare Reiz von wunderlicher Seltſamkeit, welcher neue Gewohnheiten ſo oft begleitet. Ein dampfender Mann hatte in ſeinem Ausſehen etwas freiſam kriegeriſches, und ſein Beginnen beſaß auch noch den Vorzug, viele Leute verdrießlich zu beläſtigen und

gründlich zu ärgern. Der Sackpfeifer fing alſo an getroſten Muthes gegen Peſt und Sterben Dampf zu blaſen. Dießmal empfand er keine Ueblichkeiten mehr, doch blieb die Betäubung nicht aus, und der alte Zecher lernte ſomit eine neue Art von Rauſch kennen. Der Vetter aber bedauerte, daß der edle braune Trank Cereviſia nicht zur Hand, der eigens für den Holländerrauch geſchaffen ſey. Unterkirchweger wußte nämlich nichts vom ſchwarzen Waſſer, das der Türke zum Taback ſchlürft.

„Guter Freund," hob nach einer Weile der Sackpfeifer an, „jezt laß uns auch ein vernünftiges Wort reden, da wir juſt allein ſind. Als ich geſtern ſo unverhofft mit dir zuſammentraf, mochte ich der Geſellen halber nicht forſchen und fragen." — „Begreiflicher Weiſe," ſagte Unterkirchweger; „die Maulaffen brauchen nicht zu wiſſen, wo ich während der Zeit war, in welcher du mich nimmer geſehen. Du aber ſollſt es erfahren." — „Wo du geweſen, weiß ich ſchon," fiel ihm Auguſtin in die Rede; „ich möchte aber wiſſen, wie du losgekommen und ſo zu ſagen ein Cavalier geworden biſt. Sie hatten dir damals nur das Leben geſchenkt, um dich für Zeitlebens in das neue Zuchthaus zu ſperren." — „Fünf Jahre bin ich richtig feſtgelegen wie ein Kettenhund," ſagte der Vetter, „und manchmal habe ich mir gedacht, es wäre wohl beſſer geweſen, Meiſter Hämmerlein hätte mir friſchweg das Genick abgeſtoßen, als daß ich dergeſtalt in Ketten und Banden harte Arbeit verrichten mußte, bei ſchmaler Koſt und reichlichen Hieben. Eine ſaubere Beſcheerung für einen jungen Kerl, der alle Ausſicht hatte, das Hundeleben dreißig oder vierzig Jahre lang auszuhalten, bevor er hin würde! Ich habe auch oft daran gedacht, ob ich mich nicht lieber ſelbſt abthun ſollte; aber die rechte Gelegenheit wollte ſich nicht finden. Da hieß es plözlich eines ſchönen Morgens, die Züchtlinge ſeyen zur Abwartung der Peſtkranken und zum Begraben der Todten berufen. Die meiſten wollten nicht recht dran und mußten erſt gottserbärmlich gewichſt werden, bevor ſie Folge leiſteten. Ich aber ging mit freudigem Herzen. Beſſer ſchnell geſtorben, ſagte ich, als in langſamem Elend verdorben. Dabei dachte ich auch ſonſt mein Theil, doch davon ſagte ich nichts. Unerſchrocken verrichtete ich mein Geſchäft, bis ich eines Tages die Gelegenheit erſah, mich unſichtbar zu machen. Vermuthlich haben ſie gemeint, ich ſey geſtorben, wie ſo mancher andere von uns. Ich hielt mich fein ſtill, bis der Bart mir wieder gewachſen war, dann ſchaffte ich mir ein ſauberes Gewand mit Perrücke, Treſſenhut, Degen, Meerrohr und beſpornten Stiefeln und gab mich für einen fremden Cavalier aus. Wenn wir uns unter andern Leuten wieder treffen ſollten, ſo nennſt du mich den Herrn von Wegerich. Verſtanden?"

„Schon recht," antwortete Auguſtin, „das verſtehe ich beſſer, als wie du zu dem vielen Gelde zu allen den Poſſen gekommen biſt." — Das linke Auge zugekniffen, blies der Ritter von eigenem Schlag aus dem rechten Mundwinkel einen langen Rauchſtrahl, bevor er halblaut Beſcheid gab: „Geerbt habe ich's." — „Ich wüßte doch niemand von der Freundſchaft," meinte Auguſtin kopfſchüttelnd, „der ein Vermögen gehabt hätte." — „Du biſt ein guter Häuter, aber dumm wie die Nacht," lachte Unterkirchweger; „ich habe ohne Notar und Schreiber geerbt, was keinen Herrn mehr hatte."

„Ein gefährliches Ding!" ſagte der Sackpfeifer. — „Keine Spur von Gefahr," entgegnete der andere; „wir nehmen weder Gewand noch ſonſtigen Plunder, ſondern nur Metall, das wir hernach brav ausräuchern in einem Sieb. Natürlich greifen wir auch nicht mit bloßen Händen zu." — „Wie?" fragte Auguſtin; „wer ſind dieſe Wir?" — „Ich und die guten Geſellen, welche du geſtern mit mir getroffen. Du kannſt in die Geſellſchaft eintreten, wenn du willſt. Für heute Nacht weiß ich einen Fang, der uns alle für Zeitlebens ſtatt macht."

(Schluß folgt.)

Die Stellung der Muſik in der Gegenwart.

(Schluß.)

Die Muſik tritt bei Wagner gar nicht mehr als Muſik, d. h. als einzelne, ſelbſtſtändige Kunſt auf, ſondern auch ſie findet, wie jede andere Kunſt, ihre Stelle nur noch als integrirendes Moment im großen Totalorganismus der Künſte, welchen Wagner als das Kunſtwerk der Zukunft proklamirt. Nach ſeiner Auffaſſung iſt es ein Mangel der geſammten bisherigen Kunſtthätigkeit geweſen, oder allenfalls eine Vorſtufe zu der eigentlichen, von ihm ſelbſt geſchaffenen Kunſt, daß jede einzelne Kunſt für ſich iſolirt ausgebildet worden iſt und die vollkommene Schönheit darzuſtellen verſucht hat. Nach ſeiner Anſicht ſind die Künſte vielmehr nur Glieder eines Ganzen, Schweſtern eines Bundes, die einander die Hände reichen müſſen und nur durch gleichzeitiges Zuſammenwirken, durch gegenſeitiges Erzänzen und Verſtärken das abſolute Schöne zu erreichen vermögen. Kündigen ſich daher auch die Wagner'ſchen Tonſchöpfungen zunächſt als Muſikwerke, als Opern an, ſo nimmt der Zuhörer doch zugleich alle übrigen Künſte mit in den Kauf: er hört zugleich eine dramatiſche Dichtung, ſieht in der Entfaltung einer großartigen Scenerie zugleich Architektur, Plaſtik und Malerei auftreten und bekommt in den eigenthümlichſten Stellungen und Gruppen die handgreiflichſte Vorſtellung von der höheren Tanzkunſt. — Ob die Muſikpraxis unſerer Zeit von dieſer Verſchmelzung der Tonkunſt mit den übrigen Schweſterkünſten zu einem Ganzen, von dieſer Tonkunſt, die für ſich allein kein Recht und keine ſelbſtſtändige Wirkung mehr hat — ob ſie davon ihr Heil erwarten darf? Der Leſer wird ſich dieſe Frage ſelbſt hinlänglich beantworten.

Wagner ſelbſt hat bis jezt nur Schöpfungen der umfaſſendſten Art, im größten Styl geliefert, von denen nicht abzuſehen iſt, wann ſie einmal dem Volke zugänglich werden und einen läuternden Einfluß auf die populäre Muſikübung ſollen gewinnen können. Wagners Tondichtungen ſind Werke von den allerweiteſten Dimenſionen. Ihre ſceniſche Aufführung, die nur den größten Bühnen möglich iſt, erfordert die rieſenhafteſten Anſtrengungen und koſtet faſt unerſchwingliche Geldſummen. Zudem erfordern ſie eine Technik, eine künſtleriſche Vorbildung, an die man bei der bisher üblichen Weiſe gar nicht dachte und für welche die betreffenden Anſtalten erſt in's Leben gerufen werden müßten. Wie wenigen Bühnen ſtehen die Mittel dazu zu Gebot, und wie lange werden wir zu warten haben, bis ſolch hohen Anſprüchen genügt werden kann! Lauter Umſtände, welche vorausſichtlich noch für lange Zeit dem Volke den Genuß einer Wagner'ſchen Oper verbieten und eine Einwirkung auf die Volksmuſik wohl für immer in Frage ſtellen dürften.

Betrachtet man nun aber dieſe ganze, von Wagner angebahnte Kunſtreform einmal mit unbefangenem Blick, ohne auf alle jene abenteuerlichen Neuerungen Rückſicht zu nehmen, ſo iſt wenigſtens die Idee, welche dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegt, unſtreitig eine richtige: die Idee, daß unſere geſammte Kunſt einer Erneuerung, einer Erfriſchung bedürfe, daß vieles in unſerer gegenwärtigen Kunſtthätigkeit, was ſich aus der Miſère und dem Zopf der Vergangenheit herübergeſchleppt hat, gründlich abgeſtellt oder doch mit neuem Geiſte beſeelt werden müſſe. Ob dieß aber in der von Wagner verſuchten Weiſe gelingen wird? oder ob die Wagner'ſche Reform nicht noch eine viel weitere Abirrung vom rechten Wege iſt, als ſie ſich auch der haltloſeſte Dilettantismus der Jeztzeit jemals hat zu Schulden kommen laſſen?

Wir vermeiden es, gegen dieſe ſogenannte Reform noch einmal das vorzubringen, was ſchon anderweitig von der Kritik eben ſo gründlich als ausführlich erörtert worden iſt. Man hat namentlich geſagt — und hiemit iſt allerdings der Grundirrthum des ganzen Reformverſuchs ausgeſprochen, — das umfaſſende Kunſtſyſtem Wagners ſey nur aus ſeiner eigenen genialen Perſönlichkeit hervorgegangen, in der ſich zufällig die produktive Begabung für mehrere Künſte beiſammen findet. Daß Wagner ein bedeutender, ein origineller Muſiker iſt, wer will es läugnen? Aber er ſchreibt auch die Texte zu ſeinen Opern ſelbſt und bekundet überdieß in Anordnung der Scenerie ſo viel Kenntniß der bildenden Kunſt, zeigt ſelbſt für Mimik und Orcheſtik ein ſo ſeltenes Talent, daß in der That die Univerſalität ſeines Kunſtgenies Bewunderung verdient. Nur müßte er ſich nicht der Täuſchung hingeben, als ſey dieſe ſeine eigene Begabung auch die allgemeine, und als müßten ſeine Schöpfungen auch ſofort Anerkennung bei der Mitwelt finden, weil ſie ihm ſelbſt als die einzig berechtigte Kunſtform erſcheinen. Mögen ſich immerhin einige verwandte Geiſter unter den modernen Componiſten mit aller Begeiſterung des Wagner'ſchen Verſuches annehmen und ſeinen Opern den Eingang beim Publikum erzwingen, das werden immer nur vorüber-

gehende Kraftanſtrengungen bleiben, ohne nachhaltigen Erfolg, ohne Bedeutung für die Zukunft. Die ganze Richtung iſt eben zu ſubjektiv, zu ausſchließlich an die geniale Perſönlichkeit ihres Gründers geknüpft; darum wird auch das Werk mit ſeinem Schöpfer zu Grabe gehen. Uns ſcheint, daß es eben ſo wenig auf eine Weiterführung durch andere zählen kann, eben ſo wenig eine neue Schule, eine neue Kunſt der Zukunft begründen wird, als die originelle Genialität der Kaulbachſchen Gedankenmalerei. Als glänzender Wurf eines guten Kopfs, als Gährungsſtoff im trägen Entwicklungsgange der modernen Kunſt müſſen immerhin ſolche Neuerungen von Zeit zu Zeit auftauchen; aber Ausgangspunkte für neue Entwicklungsreihen, Grundlagen für einen Neubau der Kunſt ſind ſie nicht.

Weiter hat man gegen Wagner vorgebracht, daß die Verſchmelzung ſämmtlicher Künſte zu einem Totalorganismus jede einzelne Kunſt in ihrer Selbſtſtändigkeit, in der freien Entfaltung ihrer Mittel, in der unverkümmerten Darſtellung ihrer eigenen Schönheit hemme, ein Einwurf, dem wir mit voller Ueberzeugung beiſtimmen. So lange es eine Kunſt in der Welt gibt, iſt doch der Begriff derſelben in der Ausübung immer nur als Theilung in die einzelnen Künſte vorhanden geweſen; und jede derſelben war nach Material wie nach Darſtellungsobjekten durchaus ſelbſtſtändig, gleichſam ängſtlich und neidiſch in ihrem eigenen Gebiet abgeſchloſſen. Nur in dieſer egoiſtiſchen Iſolirung konnte eine jede ſich mit geſammelter Kraft ihrer Entwicklung hingeben; nur in dieſer Einſeitigkeit, in dieſer Abgezogenheit von allen fremden Intereſſen konnte ſie die Vollendung auf ihrem Gebiete anſtreben, die höchſte für ſie mögliche Schönheit erreichen. Anders als in ſolcher einſeitigen Richtung kann nun einmal die menſchliche Kraft nichts Vollkommenes leiſten, und anders als durch Concentrirung der Kraft auf *einen* Punkt kommt das Vollendete durch Menſchenhand nirgends zum Vorſchein. Wo wir irgend etwas Schönes ſehen, haben wir es immer nur nach *einer* Seite, in *einer* beſtimmten Sphäre. Eine aus mehreren Gebieten gleichzeitig erwachſende, mit ſämmtlichen vorhandenen Mitteln darzuſtellende Schönheit iſt ein Unding, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, und *der* Menſch müßte erſt geſchaffen werden, der für die allſeitige Auffaſſung dieſer Totalſchönheit organiſirt wäre. Wie wir Menſchen nun einmal angelegt ſind, iſt unſer Receptionsvermögen darauf berechnet, in *einem* Momente immer auch nur *einen* Gegenſtand, die Schönheit nur in *einer* Richtung erfaſſen zu können.

Und hier ſind wir auf dem Punkte, der uns am ſchlagendſten gegen die fragliche Neuerung zu ſprechen ſcheint, obwohl wir uns nicht erinnern, daß er irgendwo gehörig hervorgehoben worden wäre. Wir meinen den unauflösbaren Widerſtreit zwiſchen dieſem Reformverſuche und dem menſchlichen Weſen ſelbſt. Daß alſo Wagner die ganze Vergangenheit, die geſammte Theorie der Muſik ignorirt, iſt noch nicht das Schlimmſte; daß er aber die ganze Struktur unſerer Geiſtes- und Seelenvermögen, den ganzen Menſchen, wie er einmal iſt, mit dem ſehr beſtimmten Maße ſeiner Empfänglichkeit und ſeines Verſtändniſſes — daß er dieſe tiefgreifendſte Rückſicht bei Conſtruktion ſeines Syſtems vernachläſſigt, das iſt ſein eigentlicher Irrthum und zugleich das vernichtendſte Argument gegen ſein weitausſehendes Unternehmen.

Eben deßhalb geht ja durch alle Schöpfungen der Kunſt, von den älteſten Zeiten herab, dieſe beſtimmte, ſich überall gleich bleibende Architektonik, weil das gleiche Gefüge von Entfernungen und Verhältniſſen, von Regel und Maß, welches wir an den Kunſtwerken als Schönheit bewundern, ſich im innern Bau unſeres Geiſteslebens analog wiederholt oder vielmehr ſchon vorgebildet und fertig ausgeprägt liegt. Wir Menſchen ſind einmal ſo geſchaffen, daß nur beſtimmte Farben und Töne in ihrer Vereinigung uns anſprechen, während andere in ihrer Zuſammenſtellung uns beleidigen, daß ein Bauwerk oder eine Statue gerade ſo geformt ſeyn muß, wie ſie es in Wirklichkeit iſt, ſoll ſie unſerem Geſammtgefühl, unſerem angeborenen Schönheitsſinne zuſagen. Weder die bisherige melodiſche Tonführung, noch die bisherige harmoniſche Tonzuſammenſetzung in der Muſik war etwas Willkürliches, ſondern etwas durchaus Nothwendiges, durch die Natur des menſchlichen Geiſtes ſelbſt Gefordertes. Ebenſo wenig ſind Rhythmus und Zeitmaß, Mannigfaltigkeit des Pathos und der Stimmung, Wechſel von Stärke und Schwäche, von Schnelligkeit und Langſamkeit bloße Chimären, ſondern ſehr weſentliche Poſtulate unſerer innerſten Geiſtesverfaſſung. Eine Muſik im Wagner'ſchen Sinne erfinden wollen, die all dieſen hergebrachten Grundgeſetzen der Muſik Hohn ſpricht, iſt etwas ebenſo Unmenſchliches und Unnatürliches, ein eben ſolcher Widerſinn, als wollte jemand eine ganz neue Sprache oder Körperbekleidung aufbringen oder auf einmal das Gehen auf den Händen als das einzig richtige Bewegungsmittel verkünden.

Unter dieſen Umſtänden wird es denn der Wagner'ſchen Muſik nicht beſchieden ſeyn, eine Bahnbrecherin für die Muſikentwickelung der Zukunft zu werden oder den verwahrloſten Dilettantismus der Gegenwart von ſeinen Auswüchſen zu befreien. Letzteres wird vielmehr nur derjenigen Muſik gelingen, auf welcher unſere ganze moderne Tonkunſt und mit ihr auch der heutige Dilettantismus fußt — der klaſſiſchen Muſik, wie ſie unſere Heroen, Bach, Händel, Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven, aus gottgeweihtem Geiſte erzeugt und der Nachwelt in unſterblichen Werken vermacht haben. Mag auch manchem dieſes Zurückgehen auf unſere klaſſiſche Muſikepoche als eine philiſterhafte Zumuthung erſcheinen, als ob immer und ewig alles Heil

nur bei Mozart, Haydn, Beethoven zu ſuchen wäre, als ob wir außer ihnen auch gar nichts Gediegenes in der Muſik hätten. Mögen ſie in dieſer Hinweiſung auf die klaſſiſche Zeit den leibhaftigen Zopf erblicken, mit dem auch der ſpießbürgerliche Pedantismus des muſikaliſchen Handwerks, der Rigorismus der Formſteifheit, der ganze kontrapunktiſche und ſchematiſche Zwang jener Periode wiederzukehren drohe. Darauf iſt zu antworten, daß gerade der Zwang, die Formfeſtigkeit, die handwerksmäßige Technik das iſt, was wir nöthig haben und wodurch allein der ſchrankenloſe Dilettantismus von ſeiner Zerfahrenheit und Hohlheit geheilt werden kann. Was unſere klaſſiſche Muſik ſo groß und unvergänglich macht, das iſt vor allem das Eine, was in der Wagner'ſchen Conſtruktion der Kunſt ganz vermißt wird: der glücklichſte Einklang mit dem Geiſtesorganismus des Menſchen ſelbſt, dieſe innere Uebereinſtimmung mit dem natürlichen Menſchenſinn und Menſchengefühl, dieſe innere Wahrheit und Nothwendigkeit, der wir in jedem Punkt, in jedem Augenblick beifällig zujauchzen müſſen. Dieſe einfache und doch ſo tiefe Empfindung auf der einen, dieſe feſtgeſchloſſene, ſchön gerundete Form auf der andern Seite, die ganze veredelnde Macht, der ſittliche Einfluß dieſer Muſik auf Gemüth und Geſchmack iſt in dieſer Stärke und Reinheit in der ganzen nachfolgenden Kunſtentwicklung niemals wieder erreicht worden. In dieſer Hinſicht bleibt die klaſſiſche Muſik die Grundlage aller zukünftigen, weil ſie zuerſt an ſich die ewigen Geſetze der muſikaliſchen Schönheit erfüllt darſtellt. Eben deßhalb bleibt ſie unſer Vorbild, das uns vom Rücken her immer wieder über das Haupt herüberragen und jedem ferneren Streben die ewigen Schönheitsgeſetze vorhalten muß. Sie bleibt endlich das Correctiv, an deſſen untrüglichem Maße jeder nachwachſende Verſuch ſich prüfen und ſein Gelingen wie ſein Irren abzuſchätzen hat.

Nur *ein* Moment fehlte der klaſſiſchen Muſik, das erſt die moderne Zeit in ſie hineingetragen hat: das Princip der Beſeelung, der Innerlichkeit, des wahren Gemüthslebens. Aber eben um dieſes Mangels willen heißt jene Muſikepoche mit um ſo größerem Rechte die klaſſiſche, weil ſie dadurch eine überraſchende Analogie mit der altklaſſiſchen Kunſt der Hellenen zeigt. Dieſe, im Jugendalter der Menſchheit, hatte weſentlich zur Aufgabe, zunächſt nur die formelle Seite der Kunſt für alle folgende Kunſtthätigkeit vorzuzeichnen, nur erſt die Schönheit der äußern Erſcheinung vorbildlich hinzuſtellen, den Inhalt aber, die Beſeelung einer ſpäteren Zeit zu überlaſſen. Dieſe trat denn auch mit dem Chriſtenthum wirklich ein, das mit dem immanenten Gottesbegriffe ſich an des Menſchen Inneres wandte. Ganz ähnlich ſteht die klaſſiſche Muſik in der neueren Kunſtentwicklung. Auch ſie hatte die Muſik nur erſt in formeller Hinſicht zur Vollendung zu führen, die Ueberſchwänglichkeit und Grenzenloſigkeit der Tonwelt in ein feſtes Bett einzudämmen. Daher in allen ihren Schöpfungen dieſe Strenge der Architektonik, dieſe ſtete Wiederkehr des gleichen Schemas, dieſe ſcheinbare Armuth und Steifheit in all ihren einzelnen Gattungen, wenigſtens wenn man ſie mit den ausſchweifenden Uebergriffen der neuromantiſchen Schule vergleicht. Auch die klaſſiſche Muſik begnügte ſich mit dieſer Einſeitigkeit der Formvollendung und erwartete von einem reiferen Geſchlechte den erwärmenden Athem des Inhalts, den belebenden Strom friſch erwachter Gefühle. Und dieſer Aufgabe der Ergänzung hat die Gegenwart ſich unterzogen, wie wir glauben dürfen, mit Glück und mit einem den hohen Vorgängern ebenbürtigen Geiſte.

Schon Beethoven hatte einen tieferen Inhalt in den klaſſiſchen Muſikformen ſeiner Zeit eben ſo ſehr vermißt als geahnt und dieß in ergreifenden Klagen ſehnſuchtsvoll ausgeſprochen. In allen ſeinen Inſtrumentalwerken klopft ſchon dieſer neue Geiſt wie aus der Tiefe an; durch alle geht der Drang nach dieſer Erfüllung und zerſprengt nicht ſelten die engen Formen zur Mißgeſtalt. Der erſte aber, in welchem das Räthſel ſeine klare Löſung fand, war Franz Schubert. Beethoven hatte, eben weil ihm die Offenbarung des Inhalts noch nicht kommen wollte, überall mit vollen Maſſen gearbeitet und die Form auf allen Punkten ausgeweitet. Schubert dagegen ergriff den geſuchten Inhalt im lyriſchen Dichterwort, in der Welt der menſchlich ſchönen Empfindung, und lenkte die Form wieder in ihr plaſtiſches Maß, zu ihren engeren Grenzen zurück. Das Lied ergab ſich ihm als diejenige Form, in der er den neu gewonnenen Inhalt des Gefühlslebens niederlegte und worin er unbeſtritten das Gediegenſte geleiſtet hat, was die Geſangmuſik aller Kunſtvölker überhaupt aufweiſen kann.

Mendelsſohn, obgleich an Reichthum der Erfindung, an Größe der plaſtiſchen Geſtaltung weit hinter Schubert zurückbleibend, geht doch inſofern über dieſen hinaus, als er das Princip der romantiſchen Innerlichkeit, welches Schubert vorherrſchend nur auf das Lied, auf den Geſang anwendete, in ſämmtliche Gattungen der Tonkunſt eingeführt und zum dauernden Beſitzthum der modernen Muſik erhoben hat. Dieß meint man auch, wenn man Mendelsſohns Thätigkeit vornehmlich als ein Moderniſiren der Tonkunſt bezeichnet, worin ſofort ausgeſprochen liegt, daß er nicht ſowohl ſchöpferiſch mit ganz neuen Muſikformen auftrat, als vielmehr nur reproduktiv, Vorhandenes erneuernd. Dieſe Erneuerung beſtand aber eben darin, daß er in die erſtarrten Formen der klaſſiſchen Muſik den erweichenden Odem der modernen Beſeelung hauchte und ſie ſo dem heutigen Zeitbewußtſeyn anſchmiegte. Es iſt eben nur dieſer Zug von Romantik, von Empfindungstiefe, was Mendelsſohns Clavierompoſitionen, ſeinen Oratorien und Ouvertüren nicht minder als ſeinen

Liedern den Zauber verleiht, den ſie auf jedes Publikum üben.

Wenn endlich Schumann und Franz im Liedergeſang ihr Beſtes gegeben haben und lezterer ſich faſt ausſchließlich auf das Lied beſchränkt hat, ſo ſind ſie damit nur der unbewußte Ausdruck der allgemeinen Zeitſtimmung geworden, die immer ſichtbarer auf den Geſang hindrängt, als auf den Schwerpunkt der geſammten heutigen muſikaliſchen Entwicklung. Er iſt daher heutzutage in den Rang eingetreten, welche ſonſt in der Theilnahme des muſikaliſchen Publikums die Inſtrumentalmuſik, beſonders das Streichquartett, und ſpäter das Clavier einnahmen. Jene Gattung blühte vorzüglich während der Mozart-Haydn'ſchen Periode und hat ſich noch in die erſten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts fortgeſezt. Darauf aber erfreute ſich das Clavier der allgemeinſten Pflege, bis es in unſerer Zeit, zu einer ſchwindelnden Höhe der techniſchen Bravour geführt, ſeinen allmähligen Verfall erleben mußte. Die ganze Kraft des Pathos nun, welches ſich an dieſe aufeinander folgenden Inſtrumente hing, hat ſich gegenwärtig auf das Lied, auf den Geſang überhaupt geworfen, ſo daß in ihm nicht nur die praktiſche Muſikübung ihre befriedigendſte Nahrung findet, ſondern auch die produktivſten Kräfte unſerer Zeit ihre vorwiegende Thätigkeit entfalten. Die Vorliebe des Volks für den Geſang kommt in tauſend Familien zu Tage, wo die Muſik des Liedes im höchſten Flor ſteht, ſo wie in der Menge von Geſangvereinen und Liedertafeln, die ſich gegenwärtig in jedem Landſtädtchen bilden. Und dieſem wachſenden Bedürfniß des ſingenden Publikums kommt die produktive Fruchtbarkeit entgegen, indem ſie in Unmaſſe immer neue Lieder auf den muſikaliſchen Markt wirft.

In dieſer Pflege des Geſangs entwickelt denn auch der heutige Dilettantismus ſeine ſtärkſte Seite, aber leider eben mit den Mängeln, die wir oben bezeichnet haben, mit der urtheilsloſeſten Miſchung von Gut und Schlecht, und mit entſittlichender Herabwürdigung auch des Schönſten zum bloßen Sinnengenuß, zur inhaltsloſen Beluſtigung. Hievon muß die populäre Muſikausübung zurückkommen, hievon muß ſie ſich zu heilen ſuchen, will ſie anders wahre Freude an ihrem Treiben haben. Für dieſe Geneſung gibt es aber kein anderes Mittel, als die Verzichtleiſtung auf all das Gemeine, an deſſen verborgenem Gifte ſie ſich jezt ſo gierig ſättigt, und die ausſchließliche Beſchränkung auf das wahrhaft Schöne, d. h. auf die klaſſiſche, zum wenigſten auf anerkannt gute Muſik. Was unſere klaſſiſchen Tonkünſtler im Fache der Geſangmuſik geſchaffen und was ſpätere Meiſter daran fortgebildet haben, das muß unſer Volk, müſſen zunächſt wenigſtens die Beſſeren im Volk kennen und lieben lernen; dann werden ſie ſich vom Schlechten von ſelbſt abwenden und ihm für immer den Rücken kehren. Damit ſoll keineswegs geſagt ſeyn, daß nun alles und jedes, was nicht von Mozart oder Beethoven oder Mendelsſohn ſtammt, zu verwerfen ſey; das verbietet ſich bei der großen Bildungsverſchiedenheit der Einzelnen von ſelbſt, die für den gewöhnlichen Mann eine andere Speiſe fordert als für den höher Gebildeten, für die Jugend eine andere als für das gereifte Alter. Das eigentliche Volk namentlich wird und ſoll immer ſeine Volkslieder ſingen, ſich immer ſeine Lieblingstänze vorgeigen laſſen, ſich bei der Arbeit oder auf der Wanderung ſeinen Marſch pfeifen u. dgl. Aber auch der Gebildete kann unter Umſtänden der ſogenannten leichten Waare in der Muſik nicht entbehren, wie wenn er etwa aufgefordert wird, vor einer gemiſchten Geſellſchaft etwas vorzutragen, oder wenn ihn ſelbſt einmal in glücklicher Laune der muſikaliſche Muthwille überſchleicht. In ſolchen Fällen iſt eine ernſte Sonate von Beethoven, ein ſeelenvolles Lied von Schubert nicht am Platze, da muß man einen Walzer, ein modernes Opernthema mit Variationen zur Hand haben, wenn man ſein zweifelhaftes Publikum erbauen will. Mit ſeinem Herzen, mit ſeiner Ueberzeugung dagegen — dieſe Forderung müſſen wir hier mit allem Nachdruck ſtellen — darf der gebildete Dilettant nur der guten Muſik zugethan ſeyn und ſich zu der ſchlechten nur ironiſch verhalten. In ſeinen ſtillen Stunden, zu ſeinem Studium oder zu ſeinem wahren Genuſſe treibt er nur klaſſiſche, nur gute Muſik.

Mit dieſer Rücklenkung auf das Klaſſiſche — zugleich die einzig vernünftige Reaktion, die es gibt — muß, wenn ſie gelingen ſoll, auf dem kleinſten Punkte, in der Familie der Anfang gemacht werden. Auf die Geſammtmaſſe des Publikums gleichſam mit *einem* Schlage überwältigend zu wirken, das würde auch eine überwältigende Perſönlichkeit erfordern, und eine ſolche haben wir gegenwärtig nicht. Mendelsſohn hatte unter den neueren Komponiſten noch am meiſten von dieſem weit greifenden Einfluß. Ueberdieß aber iſt der Sieg um ſo gewiſſer, wenn er in ſtill um ſich greifender Bewältigung die Herzen für die gute Sache gewinnt. Dieſe Einwirkung iſt nun von der Familie am eheſten zu erwarten, weil ſie den kleinſten Kreis innerhalb des großen Volksorganismus repräſentirt und man in ihr Einheit der Anſichten, Verwandtſchaft der Gemüther weit leichter antrifft, als in der vielköpfigen, vielſeitigen Maſſe des Publikums. Aber wie die klaſſiſche Muſik in die Familie einführen? fragt man; wie den jahrelangen Umgang mit gemeinen Produkten verdrängen und den Widerſtrebenden das Beſſere angenehm machen? — Wir beſchränken uns auf einige Fingerzeige.

Manche Familie iſt in dem glücklichen Falle, einen muſikaliſch tüchtigen Hausfreund zu beſitzen, der den klaſſiſchen Standpunkt mit ganzer Seele vertritt. Dieſem Mentor muß die Familie ſich anvertrauen, ſeinem Rathe muß ſie folgen: er wird ſie dahin weiſen, wo

nach ſeiner Ueberzeugung das Vollendete in der Muſik einzig zu finden iſt, in den Kreis der klaſſiſchen, wahrhaft ſchönen Tonwerke. Iſt ein muſikaliſches Haus nicht ſo glücklich, ſo bleibt ihm immer noch das Urtheil der Kritik, die ſich überall vernehmen läßt, wenn man ſie nur ſucht und beachtet, oder das Vorbild der beſſeren Muſikpraxis, die ſelbſt an den kleinſten Orten einige Vertreter zählt. Der Nachweis des Beſſeren wird die Familie zum Vergleiche mit dem Mittelmäßigen und Schlechten veranlaſſen, dem ſie bisher huldigte, und es wird ihr das Gefühl dafür aufgehen, worin die Vorzüge der guten Muſik, worin die Mängel, die ganze innere Unhaltbarkeit der ſchlechten beſtehen. Dieſe Ahnung läßt ſich durch fortgeſetztes Vergleichen, durch liebevolles Eingehen in das Detail zum Triumphe der freien Zuſtimmung ſteigern, daß die gute Muſik doch die einzig wahre ſey, daß ſie wirklich zum Gemüthe ſpreche und etwas Beſſeres aus dem Menſchen mache. Von der Familie aus bringt dieſer beſſere Geiſt dann in die kleine Geſelligkeit, in die größeren öffentlichen Vereine, in das geſammte Muſikpublikum — lauter Verbindungen, die ja nur aus vielen Einzelkreiſen beſtehen und deren Stimmung im Ganzen immer nur diejenige ſeyn kann, welche die Einzelnen mitbringen.

Ob dieſe Erneuerung des muſikaliſchen Dilettantismus auch die muſikaliſche Produktion eines Beſſeren belehren wird? auf welchem Wege dieſe zu ihrer Wiedergeburt gelangen und wer für ſie als Reformator auftreten wird? Wagner und ſeine Anhänger nicht, denn der Bruch mit der ganzen muſikaliſchen Vergangenheit und die Chimäre einer totalen Kunſtſchöpfung derſelben iſt der Tod der Muſik als ſolcher. Höchſtens ein Mann wie Mendelsſohn, der, auf der geſunden Grundlage der Vergangenheit weiter bauend, die Muſik im modernen Geiſte fortbildet, dürfte der Meſſias für die bevorſtehende Muſikreform ſeyn. Aber auch er müßte immer die klaſſiſchen Vorbilder vor Augen behalten, in denen Wahrheit und Natürlichkeit der muſikaliſchen Darſtellung ein für alle mal niedergelegt ſind. Eine ſociale Macht, welche die edlere Geſelligkeit befördert, iſt die Muſik, iſt zumal der Geſang gegenwärtig ſchon geworden; die klaſſiſch wiedergeborene Muſik aber kann ſogar eine ſittliche Macht für die Zukunft werden.

Engliſche Skizzen.

(ſ. Nr. 45.)

Ein Londoner Volkstheater.

„Laß uns heute Abend in's Victoriatheater gehen, du wirſt dich gewiß unterhalten." — „Warum nicht lieber nach Drurylane?" — „Bah! ich habe genug an den Lungenproben Maſter Brooke's. Gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer. Komm nur; du wirſt allerdings keine Schauſpieler erſten Ranges, keine reichen Dekorationen, kein wohlbeſetztes Orcheſter zu bewundern haben; aber ein Volkstheater beſucht man ja weniger der Aufführung, als des Publikums wegen; du willſt dich nicht langweilen. Das Publikum iſt nicht faſhionabel; es klatſcht zwar und ruft Bravo, es ziſcht, pfeift, brüllt und grunzt faſt mit derſelben Virtuoſität, wie eine wohlerzogene, vornehme Zuhörerſchaft, aber es gähnt nicht, und das iſt viel. Das ſouveräne Volk verſteht es ſich luſtig zu machen, auf ſeine Weiſe. Es begnügt ſich nicht mit der paſſiven Rolle, ſo geräuſchvoll ſie auch ſeyn mag. Du findeſt kein gewöhnliches Auditorium, du findeſt ein Publikum im höheren Sinne des Worts, ein Publikum, das mit den Schauſpielern um die Wette tanzt, ſingt, deklamirt und geſtikulirt, ein Publikum, das fortwährend in den Gang des Stückes eingreift, das, wenn es ihm beliebt, als deus ex machina auf die Bühne tritt, um im Intereſſe der poetiſchen Gerechtigkeit einen glücklichen Schurken unglücklich und einen unglücklichen Liebhaber glücklich zu machen. — Und du willſt ja das „Volk" kennen lernen. Dort haſt du die beſte Gelegenheit, es in ſeinem Elemente, faſt möchte ich ſagen, bei ſich zu Hauſe zu ſehen, frei, ungenirt allen Regungen überlaſſen, plump, roh, gemein, cyniſch, ſentimental, edelmüthig, zart, frivol, witzig —"

„Genug; aber bedenke, ein verlorener Abend iſt noch ſchwerer zu erſetzen, als ein verlorener Tag, zumal in London." — „Sey unbeſorgt. Schlimmſten Falls kannſt du damages (Schadenerſatz) fordern, und du ſollſt dann Kläger und Richter in Einer Perſon ſeyn."

Mein Freund, den ich in einer Straße des Weſtend getroffen, nahm meinen Arm, und da es ſchon anfing zu dämmern, machten wir uns ſofort auf den Weg. Es war ein ſchöner Abend, einer jener milden, klaren Herbſtabende, die ſo reizend vom ſtarren Buſineßcharakter der großen Stadt abſtechen, und die uns auf Momente die Tücken des engliſchen oder vielmehr des Londoner Klimas — denn London hat ſein eigenes Klima — vergeſſen laſſen. Das Tageslicht kämpfte noch ſchwach mit den Gaslampen, die ſcheidende Sonne vergoldete den Straßenkoth und ſpiegelte ſich in den vollen, glänzenden Geſichtern der Kaufleute, die auf den Dächern der buntfarbigen Omnibus ihrem Heimweſen in den Vorſtädten zufuhren. Die ehrſamen Bürger blickten ſo heiter und ſorglos in die Welt hinein, als hätten ſie ſich die lezte Verſammlung der Eiſenbahnaktien-Inhaber, das Hauptbuch und den Money Article der Erpreß, mit ſammt dem Krieg und ſonſtigen Widerwärtigkeiten gänzlich aus dem Sinn geſchlagen. Zum Glück gibt es in London nicht viele ſchöne Tage, und die wenigen, die ſich zu uns verirren, wagen ſich nicht in die dumpfen Straßen der City. Ich wüßte nicht, was ſonſt aus dem „Geſchäft" werden ſollte. Gebt London einen italieniſchen Himmel, und es hört auf die erſte Handelsſtadt der Welt zu ſeyn.

Eine kurze halbe Stunde, und wir haben die Weſtminſterbrücke erreicht. Es iſt nun vollends Nacht geworden. Die Themſe rauſcht geheimnißvoll unter uns, und ein verſpätetes Dampfſchiff keucht noch den Strom hinauf, eine prächtige Feuergarbe, gleich einem Kometenſchweif, nach ſich ziehend. Die Sterne zittern in den aufgeregten Fluthen und der Mond, gewöhnlich ſo trüb und mißmuthig, als hätte er den Schnupfen, blickt mit freundlich klarem Auge herab und breitet über die Häuſermaſſen, einen geheimnißvollen Silberſchleier. Hinter uns erheben ſich die gothiſchen Thürme des Parlaments, phantaſtiſch, ſchnörkelhaft, und in ihrer mittelalterlichen Größe ſehen ſie halb erſtaunt, halb verachtungsvoll nach den modernen, geſchmacklos rieſenhaften Fabrikſchornſteinen hinüber, die auf dem andern Ufer wie ſteinerne Ausrufungszeichen zum Himmel emporragen.

Doch weiter. Wir drängen uns durch den Strom der Fußgänger und biegen, ſobald wir die Brücke paſſirt haben, in eines des winkligen Gäßchen Lambeths ein. Unſer Weg führt die Themſe entlang, von der wir nur durch eine Häuſerreihe getrennt ſind. Links mächtige Brauereien, Werfte, Steinhauerhöfe, Holzmagazine, rechts elende zwei- oder gar nur einſtockige

Cottages, und hie und da ein prachtvoller Branntweinpalaſt, der den Wohlſtand der ganzen Umgegend aufgefegen zu haben ſcheint. Endlich öffnet ſich Waterlooroad vor uns. Einige Schritte weiter und wir ſtehen vor dem Victoriatheater, einem neuen, ziemlich ſtattlichen Backſteingebäude, das von außen einen ganz reſpektablen Eindruck macht. Aber der Schein trügt.

Die Thore ſind noch verſchloſſen und eine gewaltige Menſchenmenge wogt ungeduldig vor dem Eingang auf und ab. Obſtverkäufer drängen ſich durch den Haufen, mit heiſerer Stimme ihre Waare feilbietend, und ein unverſchämter Coſtermonger zwängt ſeine Karre mit Gingerbeerkrügen in das dichteſte Gewühl, und hört mit philoſophiſchem Gleichmuth die Verwünſchungen an, welche man ihm von allen Seiten an den Kopf wirft. Gottlob, wir haben nicht lange zu warten. Eine benachbarte Thurmuhr ſchlägt halb ſieben. Alles rennt wie toll nach den Thüren. Noch eine kurze, erwartungsvolle Pauſe, und der erſehnte Augenblick iſt da. Die Riegel werden zurückgeſchoben, und gleich einem Strom, der durch die aufgezogenen Schleußen tobt, ſtürzt ſich die Maſſe in den Muſentempel. Dieſes Stoßen, Zerren und Balgen, das Schelten und Fluchen der Männer, das Geſtöhne und Gezetter der Weiber, das Heulen und Schreien der Kinder — es war ein Auftritt, der es verdient hätte, vom Höllenbreughel gemalt zu werden. Zum Glück haben die „freigeborenen" Briten gute Conſtitutionen; ſonſt wäre nothwendig mehr zu beklagen geweſen, als der Verluſt einiger Hüte, Shawls und Rockſchöße.

Ich weiß nur zu gut, daß die Engländer, auch der ſogenannten höheren Stände, bei ſolchen Gelegenheiten eine Ehre darin ſuchen, ihre Muskeln im vollſten Maße ſpielen zu laſſen, und hatte mich deßhalb mit meinem Freunde ruhig im Hintergrunde verhalten. Vorſicht iſt der beſſere Theil des Muthes, wie Falſtaff ſagt. Wir traten erſt ein, als der »rush« vorüber war. Der Menge nach ſchritten wir durch einen ſchlecht erleuchteten Gang und gelangten zu einem Bretterverſchlage, in dem der Kaſſier ſaß. Es war ein ältlicher Mann, ärmlich gekleidet, doch nicht zerlumpt. Seine gefurchten Züge erzählten von einem vielbewegten Leben, und der Ausdruck von Schlauheit, der darin vorherrſchte, bewies, daß er über gemeine Bedenklichkeiten erhaben war und das Glück im Nothfall zu corrigiren verſtand. Er ſchien die meiſten ſeiner Kunden zu kennen, wenigſtens dem Namen nach, und wechſelte mit jedem ein paar vertrauliche Worte.

„Was koſten die Billets?" — „Boxes (Logen) einen Shilling, Parterre ſechs Pence, Gallerie drei Pence." — In den Logen ſind wir dem Volke zu fern, auf der Gallerie zu nah; wählen wir die Horaziſche Mittelſtraße. „Zwei Parterrebillets." — „Sie werden heute Abend einen herrlichen »treat« haben, meine Herrn." Der Mann ſprach mit Ueberzeugung. Wir nahmen unſere Tickets und ſtiegen eine halsbrechende Treppe hinauf, die uns geradezu in's Innere des Theaters führte. Es war nicht ſo voll, als ich gefürchtet hatte, und wir konnten uns zur vorderſten Bankreihe durcharbeiten, wo wir noch Plätze fanden.

Ich kaufte mir einen Theaterzettel und las ihn, ſo gut es in der Verwirrung ging. „Spaniſche Liebe und Rache. Sechsundzwanzigſte Vorſtellung! Die beliebte Miß Evangeline tritt als Donna Inez auf. Prachtvolle Scenerie! Ein ſpaniſches Stiergefecht! Glänzender Saal im Schloſſe Don Alonzos! Die Höhle des Zauberers! Blutiges Gefecht zwiſchen Räubern und Gendarmen!" u. ſ. w. Sechsundzwanzigſte Vorſtellung! Wir haben alſo mit einem Zugſtück zu thun! Deſto beſſer.

Unterdeſſen hatten ſich die meiſten Leute niedergelaſſen; aber der Lärm war noch immer entſetzlich und der Kellner eines benachbarten Publichouſes, der „ſchäumenden" Porter und „ſplendides" Ale ausrief, mußte ſeine Lunge ſo anſtrengen, daß er im Geſicht purpurroth wurde.

Die paar Gaslampen an den Wänden verbreiteten eine ſehr zweifelhafte Helle, aber weder für das Haus noch für das Publikum wäre eine beſſere Beleuchtung vortheilhaft geweſen. Das Theater, welches, beiläufig geſagt, zweitauſend Perſonen faſſen ſoll, machte trotz der außerordentlichen Einfachheit, die darin herrſcht, einen ziemlich troſtloſen Eindruck auf mich. Nicht jede Einfachheit iſt klaſſiſch, und die wenigen Verzierungen, die ich bemerkte, ließen mich die Oekonomie der Eigenthümer eben nicht bedauern. Ich werde die Muſen auf dem Vorhang nicht leicht vergeſſen. Sie ſchienen in ihren leichten Gewändern jämmerlich zu frieren und ſahen ſo bleich und krankhaft aus, als wären ſie eben erſt vom Siechlager aufgeſtanden. Der Künſtler, der ſie in's Leben gerufen, muß ſeine Studien im Spital gemacht haben.

Sehen wir uns nun das Publikum an. Mit Ausnahme einiger Shopkeeper (Kleinkrämer, Epicier), die ſich in den Ranglogen ſpreizen, beſteht es aus Arbeitern, Coſtermongern (Straßenverkäufern) und jenen weiteren ſocialen Elementen, die nicht leicht zu claſſificiren ſind. Im Parterre haben die Arbeiter entſchieden das Uebergewicht. Wir erkennen ſie an den braunen Drillhoſen, dem ſchwarzen Rock und dem reſpektabeln, wenn auch meiſt etwas abgeſchabten Cylinderhut. Sie haben größtentheils Weiber und Kinder bei ſich und ſtechen durch ihr ruhiges Benehmen vortheilhaft von den Coſtermongern ab, welche in Maſſe die Galerie beſetzt halten und mit ihren »fancy wives« — die Coſtermonger ſind ſelten verheirathet — und »galls« (girls) einen furchtbaren Lärm verführen. Der Coſtermonger unterſcheidet ſich ſchon im Aeußern vom eigentlichen working man. Es fehlt ihm jener häusliche (homely) Zug, den nur der Beſitz des home geben kann. Sein Blick iſt unſtät wie ſeine Lebensweiſe. Er

verſchmäht den ſoliden Hut und trägt die nachläſſige Mütze burſchikos auf das linke Ohr geſetzt.

Die celtiſche Race iſt ſehr zahlreich vertreten. Der kugelrunde Kopf, die aufgeſtülpte Negernaſe — die Irländer ſind überhaupt weiße Neger — und die verwunderten, weit aufgeriſſenen Augen laſſen uns den Sohn Erins alsbald unter den Angelſachſen herausfinden. Dieſe verwunderten Augen, ſie geben uns den Schlüſſel zu der Leidensgeſchichte Irlands. Dem armen Paddy iſt die heutige Welt ein Räthſel, das er nicht zu löſen vermag. Er lebt noch immer in der guten alten Zeit, wo der „große Ackerbau" nicht erfunden war, und er wird die Gegenwart nicht eher gewahr, als bis ſie ihm in der Geſtalt eines modernen — natürlich philanthropiſchen — Landlords ſeine ſchmutzige, aber behagliche Hütte abdeckt oder gar abbrennt, die gewöhnliche Methode, um den „Boden zu klären." Und ſelbſt dann begreift er ſie nicht; er iſt nur verwundert, und verſucht es gewöhnlich noch ein paar mal, mit dem Kopf durch die Wand der Verhältniſſe zu rennen. Aber die Wand iſt ſtärker als ſelbſt ein iriſcher Schädel, und ſo bleibt denn für Paddy ſchließlich nichts übrig, als ſich reſignirt unter die Ruthe der Stiefmutter Britannia zu fügen und mit den abgetragenen Kleidern des Halbbruders John Bull zufrieden zu ſeyn, oder ſeine alte Welt mit ſich über den Ocean zu tragen und den „ſcharfen" Vetter Jonathan um ein Plätzchen in ſeinem nagelneuen Haus zu bitten. Armer Paddy!

Nicht weit von uns ſitzen ſechs oder ſieben Matroſen, die ohne Zweifel auf einer Entdeckungsreiſe in's Weſtend begriffen ſind. Die heitere, ſorgloſe Naivetät, die ſich in ihrem ganzen Weſen ausſpricht, bildet einen erquickenden Contraſt mit dem nüchternen Ernſt oder der verzweifelten Luſtigkeit der anweſenden Landratten. Wie ſtolz ſind ſie auf ihre kurzen blauen Tuchjacken, ihre unermeßlichen Hemdkragen und die tief in den Nacken geſchobenen Wachstuchhüte!

Aber auf welcher Stufe der Geſellſchaftsleiter mögen die beiden Herren dort hinter uns ſtehen? Sie ſind zu genteel gekleidet, um Arbeiter, und zu ſchäbig, um Gentlemen ſeyn zu können. Beide haben etwas Lauerndes im Geſicht, und obgleich lächelnd, ſcheinen ſie von einer geheimen Unruhe gequält. Man ſollte faſt glauben, ſie witterten irgend eine Gefahr. — Ehe ich zu einer befriedigenden Löſung gekommen, fühlte ich einen leiſen Schlag auf der Schulter. Ich wandte mich um und ſah in das vertraulich ernſte Auge eines Conſtablers, der mir, den Zeigefinger an den Mund gelegt, warnend zuflüſterte: »Mind your pockets, Sir!« (Geben Sie auf Ihre Taſchen Acht!). Mit dieſen Worten, die von einem bedeutungsvollen Blick auf meine Hintermänner begleitet waren, entfernte ſich der freundliche Rathgeber, ohne meinen Dank abzuwarten. Alſo Taſchendiebe! Aber ſie ſind doch gewiß nicht in „Geſchäftsangelegenheiten" hier. Der Ort wäre fürwahr ſchlecht gewählt. Und warum ſollten »Swellmobsmen« (Induſtrieritter) nicht eben ſo gut äſthetiſche Bedürfniſſe haben wie andere Menſchen? Freilich, Gelegenheit macht ſelbſt ehrliche Leute zu Dieben, und — Doch ſey dem, wie ihm wolle; ich habe nichts zu verlieren.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Kunſt. — Proceſſe. — Noth. — Stimmung.

Mit den hiſtoriſchen Bildern bleiben glücklicherweiſe auch die Theaterbilder fort. Was die Düſſeldorfer, nachdem ſie den bibliſchen Gegenſtänden entſagt, doch noch immer die Blicke auf die vermittelte Wahrheit hinter den Lampen zu werfen verlockt? Wirkt der kurze Sonnenſchein, der von Immermanns Theater über Düſſeldorf ſtrahlte, noch ſo begeiſternd nach? Mit Leidweſen ſehen wir von einem ausgezeichneten Künſtler, deſſen bedeutendſte Bilder die Galerien ſchmücken und als Kupferſtiche an den Wänden prangen, eine Julia, die, auf dem Sopha ſitzend, eben den Schlaftrunkbecher geleert hat. Die Wahl des Gegenſtands überhebt die Kritik des Urtheils. Sie ſollte ſich der Verlockung, ihr Verdikt zum Ueberfluß auszuſprechen und zu motiviren, enthalten, wo jeder es ſich ſelbſt macht, und die Pietät für Meiſter, welche kräftig an der Erhebungsgeſchichte unſerer Kunſt mitgearbeitet, ſchonende Rückſicht empfiehlt; eine Maxime, die freilich in keiner Branche unſerem jüngeren Geſchlecht beizubringen iſt. Es freut ſich, wenn ein Meiſter, der ihm als Autorität vorgeſtellt wird, einmal gefehlt hat, und es ſtürzt gerade darauf mit der wilden Gier kleiner Raubvögel, die einen großen im Fluge erlahmen ſehen. Es ſoll ja Platz werden. Aber, wie geſagt, im Allgemeinen ſuchen die Künſtler nicht mehr nach der Wahrheit durch die Theaterbrille; dieſer Fortſchritt iſt da und wir müſſen davon Akt nehmen.

Im Genre wimmelt und lebt es. Dieſe Bilder finden noch einen Markt. Es lohnte ſich wohl, den Richtungen nachzugehen, welche das Genre ſeit der Zeit der Niederländer eingeſchlagen hat. Der harmloſe Abklatſch der natürlichſten Dorfwahrheiten, wie jene uns überliefert, iſt der Epigrammatik gewichen. Die Maler werden zu Dichtern; es ſind bisweilen gezwungene, oft recht gelungene ſatiriſche Dichtungen, mit Pointen und Antitheſen. Die Kinderwelt ſpielt eine Hauptrolle, wenn auch dießmal die Schuljugend ſich nicht präſentirt. Meirheim wirft die Lieblichkeit und Unſchuld der Jugend mit leichten, anmuthigen Meiſterzügen auf die Leinwand; er braucht nicht nach witzigen Situationen zu ſuchen. Meier von Bremen, der es noch ſtrenger mit der Wirklichkeit nimmt, hat einige höchſt gelungene Scenen aus dem ländlichen Leben gebracht. Kretſchmar zwingt dem Orient witzige Genreſtücke ab. Ein Diener in der Wüſte (ein Egypter, der ſein Kameel füttert) und eine Eſelheerde, die eingeſchifft werden ſoll, ſind humoriſtiſche Meiſterſtücke. Der Eſel geht nur ungern in's Waſſer; hält es doch oft ſchwer, ihn nur über ſchmale Brücken zu führen, wie viel mehr ihn in einen Kahn zu ſchaffen. Der Vordereſel auf dem Bilde, dem dieſer Zwang von ſeinem Führer angethan wird, wirft auf ihn, die Haare zu Berge, einen unvergleichlichen Blick des Zorns und Entſetzens, der noch keinen Zuſchauer ohne herzliches Lächeln ließ, als wollte er ſagen: „Das mir zumuthen! Ich hätte es dir nimmer zugetraut.“ Man kann äſthetiſch viel aus dem Bilde lernen. Wie die Situation den Menſchen, mag ſie auch den Eſel über ſich erheben. Indem man lacht, bekommt man doch Reſpekt vor dem wahrhaft tragiſchen Ausdruck im Geſicht des Grauen. Menſchen mögen durch die Situation auch thieriſchen Ausdruck annehmen, wie uns der egyptiſche Soldat beweiſt, dem eine hübſche franzöſiſche Marketenderin vom Pferde herab ein Glas Rothwein einſchenkt. Ein ältlicher franzöſiſcher Soldat zwingt beinahe den Verblüfften heranzutreten. Es erſcheint dem Sohn der Wüſte wie ein Mährchen, daß eine ſolche Schönheit in vornehmer Geſtalt, eine Houri des Paradieſes, ihm, gerade ihm, ein Glas Wein credenzen könne.

Ein Fortſchritt im geiſtigen Leben, daß die Künſtler fühlen, es ſey mit der Copirung der Natur nicht gethan, ſpricht ſich wie in den Genreſtücken, ſo auch in den Porträts und Landſchaften aus. In beiden Gattungen ſahen wir Vortreffliches. Einige Porträts, Knieſtücke, vom Maler Karl Schmidt (er ſelbſt), Graf Pourtales (von Richter), der amerikaniſche Maler Leutze (von Röting) ſind faſt Uebergänge zu hiſtoriſchen Bildern, und dürften, ſelbſt für den Fall, daß die Perſonen längſt vergeſſen ſeyn ſollten, als Kunſtwerke in den Galerien Werth behalten. Freilich haben wir keinen Maßſtab für die Stufe, welche die Kunſt nach uns beanſpruchen wird, aber wir können doch mit dem vergleichen, was fern hinter uns liegt. — Eben deßgleichen reihten ſich manche Landſchaften den beſten an, die wir geſehen. Nur zu viel, zu viel; wer in ſchönen Berggegenden reiſt, hat, wenn er abſolut vergleichen will, eine undankbare Qual, die ihn oft nicht das richtige wählen läßt. Hildebrand, der Sonnenbrandmaler, der die Wirkungen der Sonne in Braſilien, Egypten und Syrien, alſo in drei Welttheilen ſtudirt hat und ſie uns als wahrhaftiges Feuer durch eine Reihe von Jahren auf die Leinwand hingezaubert, hat hier gezeigt, daß er doch noch mehr kann. Das Alpenglühen haben wir allerdings auf der Leinwand ſo noch nicht geſehen, aber wir möchten es nicht für ſein ausgezeichnetſtes Bild erklären, wenigſtens nicht unter denen, die er zu dieſer Ausſtellung gegeben. Eine ganz einfache Winterlandſchaft mit einem Lichtreflex auf dem vom Schnee rein gefegten Eiſe, iſt aber ein Bild, an dem mancher vorüber gehen möchte, ohne beſonderes darin zu finden, und doch wird nicht allein der Kenner den Meiſter ſofort darin entdecken. Hildebrand

kann alſo auch, ohne aus der Farbe glühende Kohlen zu bereiten, ohne den äußerſten Lichteffekt, mit den einfachſten Mitteln, wunderbare Lichtwirkungen hervorbringen; das hat er mit dieſer Landſchaft bewieſen und damit eine abgünſtige Kritik niedergeſchlagen. Ein zweites architektoniſches Bild, der Teich Bethesda in Jeruſalem, wo er faſt nichts zu malen hatte, als verwitternde Steine, regelrechte Bergmauern, die nicht einmal ſehr maleriſch ſich übergipfeln, Unkraut und einen Waſſertümpel, beweiſt, was ein Meiſter aus nichts erſchaffen kann. Hätte ich die Wahl, ich nähme aus allen Gemälden der Ausſtellung dieſes. Ein großes Gemälde, Jeruſalem in ſeiner Pracht, das noch nicht vollendet iſt, ſoll der Maler ſelbſt für ſein vorzüglichſtes halten; ich bin ſo ketzeriſch, im voraus zu bezweifeln, daß es dieſen Teich Bethesda an edler Wirkung überragt.

Ein Ton, der im geiſtigen Leben angeklungen hat, klingt weiter und durch alle Kreiſe, wie die Ringe im Waſſer. Wir ſahen das in allen Ausſtellungen; Zeugniß der Armuth im Erfinden, wenn man will, oder ein Zeugniß, daß auch die Kunſt wie alles dem großen Menſchheitsproceß unterworfen iſt, der zu jedem Geſtirn einen langen Schweif fordert. Es wäre uns nicht auffällig geweſen, wenn, wie ihrer Zeit die Kirchgängerinnen, Räuberbräute u. ſ. w., die ſlaviſchen Muſikanten nach dem vorvorjährigen Gallaitſchen Bilde in dieſer Ausſtellung überall zum Vorſchein gekommen wären. Der Ton des tiefen Schmerzes, der aus dem Bilde der ſchönen Verkommenen vorquoll, hallt durch die Welt wider, er findet überall Stoff, Nahrung. Glücklicherweiſe traf man nur auf Anſätze dazu. Die Zerriſſenheit und Troſtloſigkeit iſt überall zu Haus, zum Glück iſt aber ihre Erſcheinung nicht mehr Mode, das zerlumpte Kleid findet als ſolches keinen Markt, wo man ſich noch darum reißt; der Kanonendonner von Siliſtria und Sebaſtopol hat dazu die Luft gereinigt, den Sinn auf andere praktiſchere Fragen gerichtet.

Das konnte man auch bei den langen, troſtloſen Verhandlungen über den Hochverrathsproceß beobachten. Einige Jahre früher, welches Aufſehen hätte er erregt! Heut fragte man ſich verwundert: wie denn das möglich? Eben um deßwillen bezweifeln auch jetzt noch viele, daß mehr da geweſen als ein dicker Dunſtſchweif, in den man erſt durch die Behandlung den Kern hinein gelegt. Man ſagt ſich, ob man nicht das rothe Geſpenſt wieder einmal citirt, nur um unſere Aufmerkſamkeit von andern Dingen abzulenken. Indeß iſt nie weniger über eine ſo ernſte Sache geſprochen worden; dieſes Schweigen iſt aber beredt.

Für die Moralität nicht minder betrübend iſt der große Proceß gegen eine Bande Meineidgenoſſen. Es ging dadurch, daß er bei verſchloſſenen Thüren verhandelt ward, wenig von Intereſſe verloren. Neben dem ſittlichen Widerwillen erregte es Ekel, wie dieſe Bande das Heiligſte, ihren Eid, für die geringfügigſten Gegenſtände, ſogar in Proceſſen, wo es ſich nur um den Werth von ein paar Thalern handelte, um ein paar Groſchen verkaufte. Leider iſt dieſe abſcheuliche Verbindung nicht die erſte ihrer Art in Berlin. Schon vor etwa zwanzig Jahren ward eine andere Bande von falſchen Zeugen entdeckt und vor Gericht geſtellt. Damals wie jetzt ſind Perſonen und Familien durch ihre fluchwürdigen Operationen zu Grunde gerichtet worden, ſo daß die ihnen auferlegte langjährige Zuchthausſtrafe dem Gefühl eher zu gering erſcheint.

Von dem Thema, das durch die Welt widerhallt, kann ich Ihnen von hier aus nur melden, daß es nicht ſtärker, nicht ſchwächer ſich zeigt als anderer Orten: Theurung, Armuth, Noth. Auch hier im Ganzen eine geſegnete Ernte, volle Speicher, Kornvorräthe, die auf den Feldern aufgeſchüttet bleiben, weil unter den Dächern kein Platz iſt, und doch höchſte Getreidepreiſe und theures Brod! Die ſchreckenvollſten Dokumente, wie es in den unteren Volksſchichten ausſieht, ſind die Polizeiberichte über die aufgefundenen Leichen der Selbſtmörder. Man betrachtet es ſchon als ein tägliches Vorkommniß, als einen ſtehenden Zeitungsartikel, mit der zugeſchriebenen Bemerkung: wahrſcheinlicher Beweggrund — Nahrungsſorgen. Neulich fand man einen Mann, einen früher wohlhabenden Fabrikanten, nebſt ſeiner Frau und Tochter zuſammen als Leichen im Landwehrgraben. Das war denn doch nichts alltägliches und ſchütterte die Gemüther aus ihrer Apathie auf. Die Noth und Sorge ſteigt übrigens auch weit hinauf über die untern Volksſchichten; ſie drückt dort ſogar vielleicht ſtärker, nur daß ſie ſich nicht ſo laut macht. Warum es ſo iſt und nicht anders, da es nach allen Regeln und Theorien anders ſeyn müßte, darüber zerbricht man ſich denn hier eben ſo den Kopf wie anderwärts. Die Menge ſagt: es ſind die Aufkäufer, die Getreideſpekulanten, die Kornwucherer; die weiter zu blicken glauben, ſagen: es iſt nicht das und nicht der orientaliſche Krieg, es iſt vielmehr eine Conjunctur der Umſtände, die keine menſchliche Kraft zu ändern im Stande iſt. Sey das! wenn nur der Troſt wäre, daß es wieder anders werden muß; den aber wagt niemand ſo poſitiv auszuſprechen. Zwar anders wird es werden, denn es bleibt nichts vollſtändig, wie es geweſen, unter dem wandelnden Mond, aber die Rückkehr der wohlfeilen Zeiten gehört in allen civiliſirten Staaten zu den frommen Wünſchen, wie die nach der Rückkehr zum Paradieſe. Wenn wohlfeiles Brod überhaupt ein paradieſiſcher Zuſtand wäre! ſeufzen die Grundbeſitzer, und nach deren Stimme, ſagt man ſich, bläſt jetzt der Wind. Wer auf den Markt fahren und ſeine Waare ſteigern kann, die doch gekauft werden muß, findet bald den Troſt; wie aber die, deren Waaren man entbehren kann, oder die durch die Conjunctur der Umſtände glebae adscripti, an ein Fixum gebunden ſind — Künſtler, Schriftſteller, Beamte, Tagelöhner?

Auch unſere Stadt, d. h. das Aerar, iſt in Noth; ſie kann ihr dießjähriges Deficit nicht decken und ſucht nach neuen ſteuerbaren Gegenſtänden. Theater, Vergnügungen, Taback, Holz und Kohlen, es ſind hundert Dinge in Vorſchlag gebracht, gegen die alle aber ein Aber auftritt. Um ſich zu helfen, will man zur Anleihe einer Million ſchreiten. Die Million wird ſchnell bereit liegen, aber die Deckung zu finden, wird viel Kopfbrechen verurſachen. Daß eine Stadt, die in ſolcher Noth iſt, nicht als ſolche die Großmüthige ſpielen und von dem Gelde, das ſie nicht hat, für die Verunglückten in Schleſien verſchenken wollte, daß ſie die Anweiſung vielmehr an den Wohlthätigkeitsſinn ihrer Bürger indoſſirte, konnte nur gebilligt werden. Die Anweiſung iſt von dieſen acceptirt worden, und aus

Berlin eine ſo reiche Beiſteuer für die überſchwemmten Schleſier gefloſſen, als man unter den jetzigen Umſtänden nur erwarten konnte. Daß ſie nicht ganz ſo reichhaltig ausfiel, als damals für Hamburg, hat im Druck der neuen Steuern und Verhältniſſe und in der Verarmung ſeinen eben ſo erklärlichen Grund, als es noch heut vielen unerklärlich ſcheint, weßhalb aus Hamburg, der reichſten Stadt, ſo viel als gar nichts für Schleſien eingegangen iſt. Es ſind zwei harte Schläge für unſern Staat, beide in Zeit weniger Monate erfolgt, die Ueberſchwemmung der Oder und die Feuersbrunſt in Memel. Forderte die Verwicklung der Umſtände in dieſem Augenblick noch eine totale Mobilmachung zu einem Weltkriege, ſo wäre nach menſchlicher Berechnung nicht abzuſehen, woher die Mittel zu nehmen. Und doch gab es eine Zeit, wo Preußen noch weit mittelloſer erſchien, ausgeplündert und ausgebrannt, zerſtückelt und die Sehnen des Körpers zerſchnitten, das Jahr 1813, und doch waren plötzlich die Mittel da, weil ein moraliſcher Impuls das Volk elektriſirte und die rechten Männer an der Spitze ſtanden, um das Rad der Elektriſirmaſchinen zu drehen.

Das Unbehagen vor einer Kriſis, deren Ausſchlag vernünftigerweiſe niemand berechnen kann, wirkt ſelbſtredend auf ſo viele Thätigkeiten lähmend ein. Wohin hier die allgemeine Stimmung, wohin die Wünſche neigen, braucht eben ſo wenig ausgeſprochen zu werden. Es iſt gut, daß dieſe Stimmung ſich in keinen Demonſtrationen äußert; für unſere Verhältniſſe paſſen ſie nicht. Eine, die blutwarm alle Adern des Körpers durchſtrömt, macht ſich ohne ſolche Aeußerungen geltend, und weit ſicherer und beſſer. Daß die egyptiſchen Zöglinge hier vor einigen Wochen einen kleinen Schulaufſtand verſuchten, war weder eine Demonſtration in der orientaliſchen Frage, noch hat es unſern Standpunkt darin verrückt. Der Heißhunger nach Neuigkeiten aus der Krimm geht über alles Maß, wird aber doch derſelbe ſeyn im übrigen Europa. Merkwürdig iſt, daß die Börſenberichterſtatter in den Zeitungen, die ſonſt politiſch nicht vorſichtig genug ſprechen können, es offen und bündig ausſprechen, wie die Börſe mit Sehnſucht auf den Fall Sebaſtopols warte, weil dieß der erſte Friedensbote ſey. Es gibt jetzt kluge Leute, welche auch an der untrüglichen Klugheit der Börſenmänner zweifeln.

Der Winter beginnt wie ſonſt, ob mit allen Luſtbarkeiten und rauſchenden Vergnügungen wie ſonſt, als wäre an der Donau und in der Krimm das Blut nicht in Strömen gefloſſen, halb Schleſien nicht in den Fluthen verſunken, als drohte kein Weltkrieg Europa zu erſchüttern, und Hunger und Noth wütheten nicht ſchon jetzt, verderblicher als die Cholera, — das wage ich nicht zu behaupten, aber die Annoncen in den Zeitungen von allem, was man an der Spree für ſein Geld ſehen und hören kann, klingen, als lebten wir im tiefen Frieden einer goldenen Zukunft entgegen.

Aus der Pfalz, November.

Theuerung. — Herbſt. — Galliſirung. — Traubenkur. — Königin Thereſe. — Cholera. — Dr. Biſchoff. — Redwitz. — Schandein. — Dom zu Speyer.

In meinem lezten Berichte ſprach ich von der Freude des Volks über die eingeheimſte Ernte, leider muß ich jezt ſchon aus einem andern Tone reden, da dieſe Freude weſentlich herabgeſtimmt worden iſt. Das alte Lied von der Theuerung geht, wie anderwärts ſo auch hier, durchs ganze Land und nur die Leute mit den wohlgefüllten Scheuern hören ſchweigend zu. Das Mißrathen, oder doch die mindere Ergiebigkeit der Kartoffeln ſammt dem faſt gänzlichen Mangel des Obſtes hat, im Zuſammenwirken mit den ſonſtigen Conſtellationen der Zeit, die Preiſe aller Lebensmittel nach kurzem Sinken wieder der Art in die Höhe getrieben, daß alle Hoffnung auf eine minder harte Zeit für's erſte ganz verſchwunden iſt. Es ſind bis jezt ſchon viele Stimmen des Mißmuths laut geworden und das Geſchrei über Wucher hat ſich wieder recht vernehmbar gemacht. Ja es iſt da und dort ſchon bis zu Drohungen und Aufreizungen durch Maueranſchläge gekommen, denen freilich nicht viel Gewicht beizumeſſen iſt. Das Volk ſucht eben die Gründe der Theuerung nicht da, wo ſie eigentlich liegen, und kann die Theuerung nicht begreifen, weil es die Lebensmittel in wahrhaft großartigen Maſſen über die Grenzen verführen ſieht. Es wirft die Schuld am liebſten auf Perſonen, weil es die Verhältniſſe nicht zu überſchauen vermag, und daß die Regierung dabei ihren Theil erhält, das iſt eine Erfahrung, die nur ein Neuling neu finden wird. Sperre verlangt man, als gäbe es keine Gründe der Vernunft, die ſie unrathſam, keine geſetzliche Schranke, die ſie unmöglich machte. Man belehrt ſo viel wie möglich, im übrigen muß man reden laſſen. Daß dabei nicht vergeſſen werden darf, zu thun, was möglich, verſteht ſich von ſelbſt. Und es wird in der That nicht vergeſſen. Man rührt ſich allerwärts, dem Hunger, dieſem drohenden Feinde der Armen, nach Kräften zu begegnen. So iſt zu Dürkheim ein neues Waiſenhaus entſtanden, das Rettungshaus zu Rockenhauſen hat ſeine Thätigkeit begonnen, die ſchon beſtehenden Anſtalten dieſer Art wirken eifrig fort, Vereine, Gemeinden und Privaten ſorgen für entſprechende Vorräthe an Geld und Lebensmitteln, und ſo Gott will, wird auch dieſe harte Zeit wieder überſtanden werden. Mit am härteſten drückt ſie wieder auf unſere armen Winzer. Das Herbſtergebniß iſt ſo winzig klein beiſammen, daß ſelbſt die enormen Preiſe des über Erwarten guten Produktes keine der alten Scharten auszuwetzen vermögen. Nur wer noch Wein von früheren Jahrgängen, auch ſauern, beſaß, befindet ſich wohl dabei, da er zu hohen Preiſen reißend abgeht, beſonders nach Frankreich, wo man ſich auf die Weinverbeſſerung trefflich verſteht. Bei uns iſt die gerichtlich anhängige Frage, ob die ſogenannte Galliſirung geſetzlich verpönt ſey, noch immer nicht entſchieden. In Trier ſelbſt, dem Wohnſize Galls, hat die Verſammlung des rheinpreußiſchen landwirthſchaftlichen Vereins das Anathema über deſſen Weinverbeſſerungs- und Vermehrungsmethode ausgeſprochen, aber gerade an der Moſel, am Rhein und in Rheinheſſen iſt dieſelbe in ausgedehnteſter Weiſe im Schwung. Bei uns, wo ſie hin und wieder heimlich betrieben wird, iſt ſie wenigſtens durch die öffentliche Meinung geächtet. Die eigentlichen Weintrinker ſchütteln ſich, wenn ſie nur davon hören, und reden mit Betrübniß davon, daß man ſich den Weinzahn gänzlich müſſe ausziehen laſſen, wenn nicht unſer Herrgott bald ein Einſehen habe und wieder eine Fülle guten Gewächſes ſchenke, die der Galliſirung von ſelbſt und natürlich auch den übermäßig hohen Preiſen ein Ziel ſezze.

Bei aller Geringfügigkeit des Traubenertrags und den Bedenken, welche die Cholera einflößte, war die Traubenkurſaiſon in dieſem Herbſte doch ziemlich belebt. Die Badorte Dürkheim und Gleisweiler erfreuten ſich erheblicher Frequenz, auch Neuſtadt ging nicht leer aus. Edenkoben aber und ſeine Umgebung hat am Schluß ſeiner Herbſttage eine ſehr betrübende Botſchaft empfangen, die freilich das ganze Land in Trauer verſezte; es war die Botſchaft von dem unerwartet ſchnellen Hintritt der verehrten Königin Thereſe. Gerade in jener Gegend war man bereits gewohnt, das alte Königspaar als heimiſch zu betrachten; man hatte ſo viele Beweiſe von der Freundlichkeit und Herzensgüte der Königin erhalten, daß man dort noch mehr als anderwärts ihren Verluſt als den einer Mutter empfindet. Wenn man nun gar weiß, wie ungern ſie in dieſem Jahre die Villa Ludwigshöhe verließ, wenn man von ihren trüben Ahnungen lieſt und hört, und dazu noch von der ſchwarzen Dame, die im Schloſſe zu Aſchaffenburg geſehen worden ſeyn ſoll, wie natürlich iſt's dann, daß unſere Leute meinen, wäre ſie hier geblieben, der Tod hätte ſie auf Ludwigshöhe nicht erreicht. Mit wahrhaft ängſtlicher Beſorgniß fragt man nun auch, ob der hochverehrte König nach dieſem ſchweren Verluſte ſo bald wieder kommen werde. Wir hoffen und wünſchen es von Herzen.

Die Cholera, deren ich in meinem lezten Schreiben nur ſo obenhin Erwähnung that, im guten Glauben, ſie werde ihren Fuß nicht feſt auf pfälziſchen Boden ſezzen, ſie hat die Erwartung nicht gerechtfertigt, vielmehr iſt ſie ziemlich intenſiv aufgetreten, doch hat ſie ſich nur ein engbegrenztes Terrain gewählt. Es waren einige Ortſchaften oberhalb Germersheim, ſo recht in den Niederungen des Rheins gelegen, wo ſie eine verhältnißmäßig ſehr große Zahl von Opfern gefordert hat und von wo ſie auch in einige benachbarte Dörfer verſchleppt worden iſt. In

dieſem Augenblick darf man indeß die Seuche als in den lezten Zügen liegend betrachten.

Da ich denn doch gerade vom Tode rede, ſo will ich einer am 11. September verblichenen wiſſenſchaftlichen Notabilität zu erwähnen nicht verſäumen, die von Haus aus, ſo wie ihrer erſten Ausbildung nach, unſerer Pfalz angehört. Es iſt dieß der Botaniker Wilhelm Biſchoff, Profeſſor an der Univerſität Heidelberg und Direktor des dortigen botaniſchen Gartens, der im Alter von 57 Jahren plözlich mitten aus ſeiner regen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit herausgeriſſen wurde. Biſchoff war zu Dürkheim geboren und hielt ſich in ſeinem früheſten Jünglingsalter längere Zeit bei Verwandten in Kaiſerslautern auf, wo er ſich beſonders gern mit Zeichnen beſchäftigte. Dort fand ihn zufällig der alte Galerieinſpektor von München, Herr v. Mannlich, der ihm darauf einen Platz an der Akademie verſchaffte. Eine Augenkrankheit hinderte ihn indeß, ſich als Maler auszubilden. Nach Dürkheim und Kaiſerslautern zurückgekehrt, legte er ſich dann mit Eifer auf die Botanik unter Anleitung des Dr. Koch, der ſpäter als Profeſſor zu Erlangen wirkte und mit dem er eine Zeitlang an dem bekannten Werke „Deutſchlands Flora“ arbeitete. Im Jahr 1823 nahm Biſchoff ſeinen Aufenthalt in Heidelberg, wo er nach zwei Jahren als Privatdocent auftrat und 1829 die Profeſſur des verſtorbenen Dierbach erhielt. Bei der Mitarbeiterſchaft an Zeitſchriften ſeines Fachs, ſo wie bei der Herausgabe ſeiner ſelbſtſtändigen Werke, unter denen das „Handbuch der botaniſchen Terminologie und Syſtemkunde,“ das „Lehrbuch“ und der „Grundriß der Botanik“ (in der neuen Encyclopädie der Wiſſenſchaften), ſo wie der „Grundriß der mediciniſchen Botanik“ und ſeine „Kryptogamiſchen Gewächſe“ beſonders hervorzuheben ſind, kam ihm ſeine früh erworbene Fertigkeit im Zeichnen ſehr zu ſtatten, wie das der von ihm ſelbſt gezeichnete Atlas zu ſeinem Handbuch deutlich genug beweiſt. Doch die Leute vom Fach kennen ja in dieſen Beziehungen meinen Landsmann hinreichend, und ſeine Schüler und näheren Freunde, oder wer ſonſt den kleinen tauben Mann etwas näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, bewahrt ihm nicht nur um ſeiner wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit und ſeines unermüdlichen Fleißes, ſondern auch um ſeiner großen Herzensgüte willen gewiß ein freundliches Andenken. Wer ſeinen Lehrſtuhl an der Ruperto-Carolina einnehmen wird, iſt bis jezt noch nicht entſchieden. Man nennt die Profeſſoren Mohl in Tübingen und Nägeli in Freiburg, Hofrath Döll in Karlsruhe, den Privatdocenten Schmitt in Heidelberg ſelbſt und den genialen Karl Schimper in Mannheim.

Ich habe Ihnen ſchon früher bereits geſchrieben, daß der Dichter der Amaranth fortwährend auf dem Hofgute Schellenberg im Weſtrich verweilt. Sein zweijähriger Urlaub iſt nun abgelaufen, aber er wird nicht nach Wien zurückkehren, ſondern den kurz beſeſſenen akademiſchen Lehrſtuhl ganz verlaſſen, um in ländlicher Stille den Muſen zu leben und nebenbei ſeinen Kohl zu bauen. Aber nicht bei uns in der Pfalz wird er ſich feſt einbürgern, ſondern drüben in Franken in der Nähe von Bamberg, wo ihm die Rittergüter Schmölz und Theiſenort als väterliches Erbe zugefallen ſind. Auf dem erſteren wird er ſeinen Wohnſiz nehmen. Daß es ihm ernſt iſt mit der Bewirthſchaftung dieſer Güter, das beweiſen die praktiſch landwirthſchaftlichen Vorſtudien, die er jezt macht Er hat ſich zu dieſem Ende nach dem Dorf Gerhardsbrunn auf der Sickinger Höhe bei Landſtuhl begeben, wo er unter Anleitung des tüchtigen rationellen Landwirths Müller, als Herausgeber einer in Mainz erſcheinenden landwirthſchaftlichen Zeitſchrift, bekannt, einen förmlichen praktiſchen Curſus macht, um in Franken wohl ausgerüſtet auftreten zu können. Und ſo wird Oskar v. Redwiz, der viel gelobte und viel getadelte, bald als der horaziſche beatus ille der Mittelpunkt eines realen, greifbar leibhaftigen Idylls erſcheinen. Die Zeit wird lehren, welche Blumen ihm nebenbei im Garten der Poeſie noch wachſen werden. Daß er ſo bald noch nicht aufhören wird, auch dieſe zu pflegen, das iſt gewiß.

Ueber Ludwig Schandeins kürzlich erſchienene „Gedichte in Weſtricher Mundart“ brauche ich nichts mehr zu ſagen, da ſie in dieſen Blättern bereits durch Mittheilung einzelner Proben beim Publikum eingeführt ſind. Sie werden ſich ohnehin Bahn machen und manchen Freund erwerben, nicht nur unter denen, die ſich für die einzelnen Idiome der deutſchen Sprache intereſſiren, ſondern auch unter denen, die ächt lyriſche Klänge unter jedem Gewande herauszufinden wiſſen oder den gemüthlichen Humor des ſchlichten Volks in ſeiner naturwüchſigen, ungeſchminkten Mundart und Sprachweiſe lieben. Hier nur ein Wort über des Dichters gegenwärtigen Aufenthalt in der Pfalz. Er iſt von München auf einige Wochen in ſeine Heimath herüber gekommen, gerade in ſeine Vaterſtadt Kaiſerslautern, die eigentliche Metropole des Weſtrichs, und hier haben ihm ſeine Landsleute eine beſondere Freude bereitet. Sie haben ihm zu Ehren am 28. Oktober ein heiteres Feſtmahl veranſtaltet, um ihre Freude und Anerkennung darüber auszudrücken, daß er eben die liebe heimiſche Mundart auch in weiterem Kreiſe zu Ehren gebracht und ihr ſo zu ſagen erſt recht eine Stelle unter den deutſchen Idiomen geſichert hat. Er hat ihnen ja klar gemacht, daß ihre Sprache nicht etwa ein bloßes verdorbenes Schriftdeutſch iſt, deſſen man ſich geradezu ſchämen müßte, und daß ſie auch in der Poeſie zu etwas beſſerem zu gebrauchen iſt, als ſie auf dem Papier höchſtens zu leidigen, meiſt mehr widerlichen als ergözlichen Traveſtien zu benuzen. Dieſes Gefühl der Dankbarkeit hat ſich bei dem Feſtmahl in heitern Toaſten kund gegeben. Zwei der Schandein'ſchen Gedichte, darunter der im Morgenblatt mitgetheilte „Hertebu,“ hatten auch ſchon ihren Componiſten gefunden und wurden unter rauſchendem Beifall vorgetragen.

Und nun noch ein Wort über den Speyrer Dombau. Rüſtig ſchreitet derſelbe voran und die beiden Thürme ſind ſchon ziemlich hoch herausgewachſen. Es hat ſich klar herausgeſtellt, daß Oberbaudirektor Hübſch Recht hatte, als er behauptete, der alte Unterbau ſey noch vorhanden, und zwar in ſolcher Feſtigkeit, daß man ohne Bedenken darauf fortbauen könne, ohne einer neuen Fundation zu bedürfen oder auch nur vom ebenen Boden an beginnen zu müſſen. Selbſt die vordere Wand iſt alt, ſie hat ſogar ihre ſcharfen Ecken noch, und die abgeſchmackten Pyramiden ſind nur an dieſelben angefügt, ſo daß die ſcharfen Kanten der Quader faſt unverſehrt hervortraten, als man

die Pyramiden von ihnen abzuſchälen anfing. Noch eine andere Entdeckung haben ordinäre Augen erſt dann gemacht, als man bereits die neuen Thürme Schicht um Schicht in die Höhe ſteigen ſah. Es wollte nämlich den Leuten ſeltſam auffallen, daß dieſe Quaderſchichten abwechſelnd aus rothen und weißen Sandſteinen beſtehen, während doch der Dom bekanntlich als ein Bau aus rothem Sandſtein erſcheint. Ein Fingerzeig und dann ein ſchärferer Blick auf die alten Wände gab erſt zu erkennen, daß der alte Bau in gleicher Weiſe angelegt war. Neu wird dieſes Mauerwerk allerdings etwas zu brillant ausſehen und von dem aus früheren Jahrhunderten merklich abſtechen, aber wenn die weißgelben Steine einmal im Wetter etwas nachgedunkelt haben, wird man daran eben ſo wenig auffallendes finden als an dem alten, dem Tauſende bisher gar nicht angemerkt haben, daß es mit dieſem Farbenwechſel angelegt war. Was aber die Hauptſache iſt, ich habe den Aufriß der vorderen Façade endlich zu Geſicht bekommen. Er iſt bisher wenigſtens als halbes Geheimniß behandelt worden, als gelte es, eine Ueberraſchung zu bereiten, und es iſt mir geglückt, einen Blick in dieſes Geheimniß zu thun, der mir hohe Freude bereitet hat. Was ſeiner Zeit in dieſen Blättern * über die alte Stirnſeite des Speyrer Doms geſagt worden, hat ſich beſtätigt. Der geniale Architekt, ſo wie König Ludwig haben keineswegs annehmen können, daß einige Zeichnungen aus ſpäterer Zeit die Geſtalt der Domfaçade richtig wiedergeben, und aus früherer Zeit iſt eben keine Abbildung des Doms mehr vorhanden. Selbſt die Abbildung Speyers bei Merian läßt die Vorderſeite des Doms gar nicht ſehen. Und ſo wird denn nun nicht eine kahle Dachfläche vor das Auge treten, aus der die Kuppel ſich unſchön heraus hebt, der byzantiniſche Giebel mit reichem Geſimſe wird zu ſeinem Rechte kommen, über den dann die Kuppel emporragt und unter dem der offene Arkadengang hinläuft. Auch das radförmige Fenſter, die ſogenannte byzantiniſche Roſe, erhält ihren Platz, ihr zur Seite an den Flanken zwei Fenſter. Das dreifache Portal erfährt einige Umgeſtaltung und wird reicher, ſelbſt mit Statuen geziert, und das Gurtgeſimſe über dem mittleren Thore in ſchön gebrochenen Linien etwas in die Höhe gezogen. Die Seitengiebel gegen Norden und Süden werden den alten faſt ganz gleichen. Kurz, dieſe Vorderſeite wird äußerſt impoſant und bei aller edler Einfachheit doch entſprechend reich werden. Schade, daß man die Fenſter der vier Thürme nicht völlig offen und luftig wird laſſen können. Noch aber wird aus dem Umbau der Façade eine Folgerung gezogen werden müſſen. Wer nämlich die Chorſeite von Oſten her, ſey es vom Rhein aus oder aus näherer Nähe betrachtet, fühlt ſich gewiß widrig berührt durch eine armſelige Wand von Fachwerk, über der ein Walmdach ruht. Es iſt das ein elendes Flick- und Pfuſchwerk, das ſeiner Zeit ſicherlich durch einen Giebel erſetzt war und auch wieder einem ſolchen weichen muß. Ein ſolcher Giebel über der runden Chornische mit entſprechendem Geſims und Bogenſtellung würde der ganzen, dem Rhein zugewendeten Oſtſeite des Baus einen Schmuck verleihen, der ihn in wunderbarer Weiſe heben würde. Hoffen wir, daß die Dombaugelder ſo reichlich fließen werden, daß auch dazu Rath wird.

* Jahrgang 1853, Nr. 18 im April.

Venedig, November.

Witterung. — Allerſeelen. — Die italieniſche Rachel. — Der Ghetto.

Venedig gehört dem ſchönen, warmen, heitern Italien, dem vielbeſungenen, dem Gotte der Sonne und der Künſte werthen Süden an. Es genießt den Ruf eines faſt immer ſommerlichen Ortes, wo der freie Himmel beinahe das ganze Jahr hindurch eine Luſt und eine Wohlthat iſt. So nimmt es wenigſtens in der Phantaſie derjenigen ſich aus, die nur mit ihrer Sehnſucht auf ſeinen Canälen gefahren und in den Hallen ſeiner Paläſte gewandelt ſind. Wer hier anſäßig iſt und keine Gründe hat, das Gegentheil ſeiner Erfahrungen zu bezeugen, der weiß von fußdickem Schnee, von erfrorenen Händen und Füßen, von wollenen Socken und Mänteln, kurz von Dingen zu reden, die eine harmloſe Einbildungskraft nur nordwärts von den Alpen träumt. Ich, der ich ſchon ein paar mal bei nicht ſehr ſonnigem und warmem Wetter in der Lagunenſtadt eingekehrt war, konnte mich nie gründlicher Zweifel an dieſem ewigen Sommer enthalten und widerſtand, auf das Andenken meiner eigenen Erlebniſſe, ſo wie auf die Lage Venedigs geſtüzt, allen Berichtigungen, die von venetianiſcher Seite oder von wohlwollenden Gäſten meiner Skepſis entgegengeſezt wurden. Nun hatte ich im lezten Oktober ſchon, alſo ziemlich frühe, das keineswegs beneidenswerthe Glück, meine Anſichten über das Wetter Venedigs beſtätigt zu ſehen. Plözlicher Froſt trat ſchon zu Anfang des Weinmonats ein und machte eine Kleidung nöthig, die ich an den Küſten der Nordſee allenfalls in dieſer Jahreszeit begriffen hätte. Heftige Windſtöße regten die Wogen des adriatiſchen Meeres im Umkreiſe der Dogenſtadt wüthend auf, als ſtände eine Springfluth vor der Thüre, die dem großen Canal nächſten Gaſſen und Plätze waren von Ueberſchwemmung bedroht, ein Hagelbombardement, eine himmliſche Kanonade, welche die Augen blendete, die Ohren betäubte und tauſende von Venetianerinnen um drei Uhr Morgens aus dem breiten Lager riß, das war alles kein Beweis für den ſchmeichelhaften Saz, daß in Venedig immer eine paradieſiſche Heiterkeit der Natur regiere.

Aber Gott ſey Dank, es gibt hienieden keine Hölle, alles Uebel iſt nur Fegfeuer und dauert bloß eine Weile. So machte endlich auch das froſtige, unfreundliche Wetter bald wieder etwas milderen Einflüſſen Plaz; in ſonnigen Ecken wurde einem wieder ſommerlich zu Muth, und das Blau über den Häuptern der Venetianer gewann von Stunde zu Stunde mehr Boden. Namentlich die beiden Feſttage, welche den November beginnen, Allerheiligen und Allerſeelen, waren von der beſten Witterung begünſtigt. Ich bin überzeugt, daß wenn an der Seine die Sonne ſo ſchön geſchienen hat, die Kirchhöfe der Weltſtadt von Menſchen gewimmelt haben, und wäre ich ein Humoriſt, ſo würde ich die Sache nicht aus der wahren Quelle, aus einem alten und frommen Herkommen, ſondern aus der Sympathie der Franzoſen für die Gleichheit und Brüderlichkeit ableiten, welche der Tod beſſer als alle Revolutionen herzuſtellen vermag. In Venedig, wo die Ueberlieferungen meiſt nur in äußern Gewohnheiten fortleben und die politiſchen Phantaſien nicht ſowohl auf die alles ebnenden Träume der Jakobiner als auf die Rückkehr einer verſchwundenen Unabhängigkeit hinauslaufen, habe an den zwei Tagen wohl größere Bewegung in und nach den Kirchen, einen erhöhten Eifer des gewöhnlichen Almoſenſammelns in den Straßen und eine gewiſſe, ſelbſt an Sonntagen nicht gebräuchliche Einſchränkung der Arbeit bemerkt. Aber von einer ſo ſichtlichen Steigerung der Frömmigkeit, während dieſer Heiligen- und Todtenfeier, wie in Paris, habe ich nichts geſehen, und ein Beſuch auf dem allerdings entlegenen Kirchhof zeigte mir, daß die alltägliche Einſamkeit deſſelben kaum unterbrochen war. Es war ein wahrer Frühlingshimmel, eine glückliche Epiſode im rauhen Herbſtwetter, über die Einöde, wo die Todten ruhen, ausgebreitet, und der Gegenſaz zwiſchen dem freundlichen Sonnenſchein und der Verlaſſenheit dieſes ſchattenloſen Friedhofs in der Nachbarſchaft des weiten Meeres ſtimmte zu gedankenvoller Schwermuth. Die Eiſenbahnbrücke, die in der Ferne, wie eine Gaſſe der Luftgeiſter, von Duft verſchleiert, kaum ſichtbar war, riß mich aus der Beſchäftigung mit den lezten Dingen plözlich in die Bewegung des Lebens und ſeine zahlloſen Geſtaltungen zurück.

Die Bühne hat durch die vorzeitig eingetretene Kälte etwas beſſere Geſchäfte gemacht, als während der verſtoſſenen Monate, und ſich aus der Bahn des Spektakelſtücks, das während des ganzen Septembers und tief in den Oktober hinein graſſirte, in etwas höhere Regionen gehoben. Die kleinere Oper — das Theater Apollo — welche in den minder geſelligen Zeiten des Jahres die Fenice genannte, einſt durch die Malibran und Giuditta Griſi verherrlichte Opernbühne zu erſezen hat, aber heuer während des überheißen Sommers gleichfalls eine Zeitlang geſchloſſen blieb, wurde wieder eröffnet und machte mit der charaktervollen, hie und da volksthümlich melodiſchen Muſik des „Troubadour“ von dem ſonſt weniger glücklichen Verdi ziemlich volle Parterres. Die Logen freilich konnten wegen der bis tief in den Spätherbſt ſich erſtreckenden Villeggiatura ſich nicht ſehr füllen. „Die Belagerung von Malta“ mit einer faſt rein deklamatoriſchen, faſt ganz unmelodiſchen Muſik, von dem außer Italien ſchwerlich viel genannten Maeſtro Graffigna, hat dagegen nur eine ſehr mittelmäßige Wirkung hervorgebracht und iſt ſchon auf dem Punkte, vom Theaterzettel wieder zu verſchwinden, um einem Werke von Bellini Plaz zu machen. Obgleich die Italiener gern das Neueſte, was ihre Künſtler, gleichviel in welcher Sphäre, des Schönen zu Tage fördern, am herzhafteſten herausſtreichen, damit es immer den Anſchein habe, als ſeyen ſie nach wie vor in beſtändigem Fortſchritt begriffen,

obgleich vorzüglich ein großer Theil der Kritik in dieſem Sinne arbeitet, und hier namentlich die beinahe amtliche Gazetta di Venezia in ihren äſthetiſchen Aufſätzen dieſe Richtung mit oft komiſchen Anſtrengungen unterſtützt, ſo wiſſen doch die Rechnungsführer der lyriſch dramatiſchen Anſtalten, daß die älteren Quellen italieniſcher Bühnenmuſik in die Kaſſe reichere Flüſſe führen, als die Verſuche der Epigonen. Dieſer Umſtand muß bei der Wahl der Stücke natürlich mehr beachtet werden, als die der Nationaleitelkeit wohlthuende, für die Finanzen der Theater aber unfruchtbare Rückſicht auf die Neuheit der Arbeiten.

Neben den öffentlichen Bühnen hat ſich zur Eröffnung der Wintergeſelligkeit in einem öſterreichiſchen, oder doch mehr öſterreichiſchen als italieniſchen Kreiſe ein Liebhabertheater aufgethan, das, als ich davon hörte, mit der Einübung eines franzöſiſchen Vaudeville von der halb empfindſamen Gattung beſchäftigt war. Mein Gewährsmann, ein junger, ſeinem Ausſehen nach hochwohlgeborener deutſcher Offizier ſtellte ſich als einen der Mitſpielenden dar, und gab einige Bruchſtücke der ihm anvertrauten Rolle ſeinen Collegen, wie den übrigen zufällig anweſenden Beſuchern des Orts zum Beſten. Die Weiſe, in der, die Betonung, womit er dieſelben ſprach, erregten aber in mir nicht die geringſte Luſt, mich um die Erlaubniß zu bewerben, der Vorſtellung beiwohnen zu dürfen. Dieſe Erſcheinung bewies mir nur, daß Venedig, das in den ernſteren Fortſchritten des Gewerbfleißes und des Comforts hinter vielen Städten Europas von erſtem, zweitem oder drittem Rang weit zurückbleibt, die Kindereien, in denen die vornehme Welt allenthalben und ſchon ſeit Jahrhunderten ſich ſo wohl gefällt, treu bewahrt und eifrig fortſezt.

Es iſt eine italieniſche Gewohnheit, daß auch die beſſeren Schauſpielertruppen in der ganzen Halbinſel wie wandernde Komödianten herumziehen, jedoch gewöhnlich, an den Namen, wenigſtens an den Schein eines Hauptquartiers, wo ſie ſtets einen Titel ſceniſcher Hofdienerſchaft ſich auszuwirken wiſſen, ihre ewige Gaſtreiſe anknüpfen. Eine dieſer Banden, die von Turin, welche zu den beſten gerechnet wird, wenn es nicht die entſchieden beſte iſt, befindet ſich gegenwärtig in Venedig und zieht wegen ihrer erſten Heldin die Aufmerkſamkeit der venetianiſchen Geſellſchaft auf ſich. Dieſe Schauſpielerin wird als die italieniſche Rachel ausposaunt; denn es iſt hier zu Lande eine Art Provinzialgeiſt zu Hauſe, der an der Seine, trotz giftiger Vorurtheile, die Vorbilder aller Kunſtbildung und Sitte ſucht, aber, dünkt mich, eben ſo ſehr in heimiſcher Eitelkeit als im Trieb der Nachahmung wurzelt. Sie haben in Paris eine Rachel, mag man ſich ſagen; nun, wir haben auch eine, und wer weiß, ob die unſere nicht die andere völlig werth iſt? — Dieſe italieniſche Rachel iſt aber durchaus nicht mehr in den beſten Jahren und gilt bei manchem Liebhaber von derlei Erſcheinungen für ein überlebtes Phänomen. Man ſagt ihr, ich weiß nicht mit welchem Grund, im vollen Maße alle die Freiheiten nach, die man bei Perſonen ihres Standes von vornherein vorausſezt und die einſt im Leben der Pariſer Rachel als geſchichtlich feſtgeſtellte Thatſachen ihren Platz finden werden. Sie hat, ſagt man, heute noch jene Leidenſchaftlichkeit der Natur, welche die Italienerinnen auszeichnet und ihnen auf der Bühne oft ſo glänzende Erfolge verſchaffte. Ich ſah ſie in einer Rolle, die auch von der Rachel gegeben wird. Ich habe dieſe leztere in den meiſten ihrer vorzüglichſten Leiſtungen, aber zufällig gerade in der nach Schiller vom Akademiker Lebrun bearbeiteten Maria Stuart nicht geſehen; und gerade dieſe Maria war es, in der ich die italieniſche Rachel, die Signora Riſtori del Grillo ſehen ſollte. Obgleich ich nun die beiden Schauſpielerinnen nicht in derſelben Rolle zu vergleichen im Stande war, ſo konnte ich doch eine auffallende Aehnlichkeit beider unmöglich verkennen. Nicht nur etwas von der plaſtiſchen Haltung der tragiſchen Königin des Théâtre français habe ich, wenn auch in geringerem Grade, an der Italienerin bemerkt, ſondern auch den ſchönen Ungeſtüm der Bewegungen, den reich und ſcharf betonenden Geiſt, ſo wie die Gehaltenheit des Vortrags. Auch die Befähigung für Hohn und Ironie habe ich bei der Signora Riſtori wieder gefunden, und ich würde meine Empfindungen verleugnen, wenn ich die Ueberlegenheit der Rachel in dieſem Stück über ihre transalpiniſche Doppelgängerin als eine ſehr erhebliche bezeichnete. Dabei beſizt ſie Vorzüge, die man bei der Rachel vergebens ſucht. Erſtens hat ſie ein vortheilhaftes Aeußere, ſie iſt ſo groß als die Rachel, aber bei weitem nicht ſo mager, noch auch zu beleibt, ſondern eine italieniſche Natur von den ſchönſten Verhältniſſen. Dazu hat ſie ein anmuthendes, von den Spuren des Alters allerdings nicht freies, aber beſeeltes Geſicht mit leuchtend hervorſtechenden Augen. Ferner wurde ihr eine geſchmeidige Stimme, die eben ſo ſehr zum Ausdruck inniger Rührung als zum Ausbruch des Zorns und des ingrimmigen Spottes ſich hergibt. Das hat die Riſtori vor der Rachel offenbar voraus, und wenn ich zweifle, daß die Melpomene der Rue Richelieu den Auftritt mit Eliſabeth, wo die höchſte Aufwallung ſchon der Wuth ſich nähert, mit vernichtenderer Kraft ſpielt, und das Geſpräch mit Burleigh mit überwiegenderer Würde durchführt, ſo möchte ich noch mehr bezweifeln, daß ſie den Moment erhabener Selbſterniedrigung und inſtändigen Flehens bei der Zuſammenkunft mit ihrer herzloſen Nebenbuhlerin ſo ergreifend und ſchmelzend darſtellt. Die Riſtori machte Furore und wurde ſchon nach dem vierten Aufzug zwei- bis dreimal herausgerufen. Die ganze Tragödie, die mit nur unbedeutenden Veränderungen und einigen nicht eben tadelnswerthen Kürzungen der Urſchrift in klangvollen Verſen nachgebildet iſt, aber, mit Ausnahme der Titelrolle, des Leiceſter und Mortimer, mittelmäßig und ohne Schwung geſpielt wurde, fand im Ganzen beifällige Aufnahme, welche jedoch mehr in Sammlung und Achtſamkeit, als in rauſchenden Ausbrüchen der Bewunderung und des Ergriffenſeyns beſtand. Von allen klaſſiſchen Bühnenwerken deutſcher Zunge dürfte überhaupt keines dem Genius der romaniſchen Völker ſo ſehr zuſagen als dieſe Maria Stuart, in der ſich hohe Dichterkraft und geſchichtlicher Verſtand mit einem meiſterhaften Bau, einer regelmäßigen Steigerung der Antheil erregenden Elemente bis zum Schluſſe des vierten Aufzugs, einem gemeſſenen, gehaltvollen, und wo es ſeyn muß, leidenſchaftlichen Dialog zu einem der größten Meiſterwerke der dramatiſchen Dichtkunſt vereinigen. Was in dieſer Tragödie den romaniſchen Aeſthetikern, namentlich den Franzoſen der älteren Schule, beſonders wohl gefällt, iſt die Einheit des Tons und die logiſche Verſchmelzung aller Beſtandtheile der Sprache. Ich

habe in Paris dieſem Stücke oft nachrühmen hören, daß es nicht an wuchernder Lyrik (lyrisme parasite) leide, und daß unter andern die Naturklänge im Beginne des dritten Aufzugs nicht als flimmerndes Beiwerk am übrigen hängen, ſondern durch ein inneres Band mit dem Weſen des Ganzen verknüpft und mit dem Gemüthe der Heldin verſchweißt ſeyen. Solche Urtheile müſſen den Landsleuten des großen Dichters wohl thun, da ſie einem Werke gelten, auf das, nach meinem Gefühle, die Deutſchen ſtolzer ſeyn dürfen als andere Nationen auf Dramen, in denen ein weit größerer Wuſt von Gedanken und Stimmungen zuſammen liegt, aber nicht jene göttliche Ordnung waltet, die wir in dieſer Muſtertragödie bewundern.

Von einer Schauſpielerin, die der berühmten Rachel gleicht, bis zum Ghetto hat die Gebärerin der Wünſche, die ewig rege Phantaſie, wahrhaftig nicht weit hin. Ich kam beim Herausgehen aus der Maria Stuart im Geſpräch mit meinem Begleiter, einem in Venedig ſchon lange ſeßhaften und wohlbewanderten Deutſchen, von Begriff zu Begriff, von Einfall zu Einfall auf den Gedanken, daß ich ſeit meinem Hierſeyn noch nicht im Ghetto geweſen, und daß ich doch nicht wohl Venedig verlaſſen dürfe, ohne zuvor von dieſer Republik des Morgenlands am äußerſten Rande des Occidents Einſicht genommen zu haben. Wir ſetzten zu einem Ausflug in die ſteinernen Zelte der Söhne Sems gleich den folgenden Tag feſt. Wir hatten auf dem Wege viele Krümmungen zu machen, viele Engpäſſe zu durchſchreiten, und mir wurde zuletzt, weil wir uns von Venedig ſo weit entfernten, faſt etwas unheimlich zu Muth. Endlich langten wir an in dieſer Vorſtadt der Iſraeliten, wo die Rothſchilde und die Schachervirtuoſen Venedigs ihre Niederlaſſungen haben. Ich fand eine freundliche Welt, ſtattliche Häuſer, gegen die Gaſſen des chriſtlichen Venedigs geräumige Wege, auf denen man mit Fuhrwerk fortkäme, allenthalben Thätigkeit, und doch ein Gepräge von Ruhe; eine Race, die mehr und in edlerer Weiſe als die Phyſiognomien der in Europa zerſtreuten Söhne von Juda, Ephraim und Manaſſe an die Ankunft aus dem nicht mehr fernen Oſten erinnert. Ich empfing, wenn ich ſo ſagen darf, einen patriarchaliſchen Eindruck und konnte ohne die modernen Kleidungen und Friſuren mich mitten in das alte Teſtament verſetzt glauben. Das Gefühl war keineswegs abſtoßend, doch etwas befremdend, und als wir uns gehörig umgeſehen und nebenbei eines Auftrags, den ich von Paris aus bekommen, entledigt hatten, traten wir auf labyrinthiſchem Umweg die Heimkehr nach St. Marco an.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 49. **3. December 1854.**

Ein einfach Lied, dem Strauche wilder Blumen
Vergleichbar, wie im Wald, im Feld, auf Höhen
Sie durcheinander ſtehen,
An Farb' und Duft und an Geſtalt verſchieden,
Bald mehr, bald minder, wie Natur beſchieden;
Doch giftig Kraut iſt nicht dabei zu ſehen.

Zedlitz.

Spielmanns Wanderlieder.

Von A. Becker. *

1.

Ein ſchlampiges Hütlein auf goldenem Haar,
Ein ſchwankendes Federlein drauf,
Die Seele ſo frei und das Auge ſo klar,
So geht es bergab und bergauf;
Das Auge ſo klar und die Seele ſo frei,
Wo's luſtig iſt, bin ich ja immer dabei,
Im Arme die Fiedel,
Im Herzen das Liedel —
Wie bin ich ſo ſelig, juchhei!

Guten Morgen, du Welt, du herrliche Welt!
Guten Morgen, du blühende Au!
Wie leuchtet die Sonne vom blauen Gezelt,
Wie ſchimmert und flimmert der Thau!
Wohl hält mich umfangen der fröhliche Mai;
Wo's luſtig iſt, bin ich ja immer dabei!
Waldvögelein ſingen,
Die Saiten erklingen —
Wie bin ich ſo fröhlich, juchhei!

Gott grüß' euch, ja grüß euch im grünen Revier,
Ihr Mädchen ſo lieblich und hold!
Die Mündlein ſo roth, wie lachen ſie mir,
Wie glänzen die Locken von Gold!
Nun ſtellt euch zuſammen in eine Reih',
Wo's luſtig iſt, bin ich ja immer dabei:
Drum will ich euch geigen
Zum fröhlichen Reigen —
Wie bin ich ſo ſelig, juchhei! —

2.

Wie gut der liebe Gott es meint
Mit jungem Wanderblut!
Sieh, ſeine liebe Sonne ſcheint
In lebenswarmer Glut.
Du Himmel, blau und heiter,
Du Feld ſo grün und weit,
O laßt mich immer weiter
Durch eure Herrlichkeit!

* Aus Jung Friedel, der Spielmann; ein lyriſch epiſches Gedicht aus dem deutſchen Volksleben des ſechzehnten Jahrhunderts von Auguſt Becker. Stuttgart, J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1854. — Wir werden auf dieſe eben erſchienene Dichtung zurückkommen.

Wie meint er's gut, wie meint er's treu,
Daß er den Frühling ſchickt,
Daß täglich ſchöngeſchmückt auf's neu
Man ſeine Welt erblickt!
Da jubelt jede Kehle
In dieſer Blüthenzeit,
Doch hat's in meiner Seele
Am ſchönſten noch gemait.

Ich walle weiter ſonder Harm,
Den ſchönſten Lenz in mir,
Mich grüßt der Vögel luſt'ger Schwarm
Im blühenden Revier.
Ihr Vöglein ſchwebet leiſe
Um meinen Pilgergang,
Und ſinget eure Weiſe
In meines Liedes Klang.

Und weil's der Herrgott alſo gut
Nun mit uns allen meint,
Und weil ſein Aug' auf allen ruht,
Die ſeine Sonn' beſcheint:
Drum wollen wir ihn preiſen
Auch unſer Leben lang,
Mit unſern beſten Weiſen,
Mit unſerm ſchönſten Sang.

3.

Wenn die Sonne ſinkend hintern Berg ſich neigt,
Wenn der Rauch gemach aus dem Dörflein ſteigt;
Wenn im Wieſenthal junge Bleicherinnen
Lieder ſingend wandeln mit dem weißen Linnen;
Wenn der Wald ſchweigt und die Aue ruht,
Und am Himmel prangt lichte Roſenglut;
Wenn der Abendwind ſäuſelt durch die Buchen,
Und die Vöglein ihre ſtillen Neſter ſuchen;
Wenn der Mond taucht aus der dunkeln Au,
Langſam ſchwimmt durch des Himmels tiefes Blau:
O! dann allemal nach dem ſtillen Thal,
Nach der Heimath ſehnt mich's allemal!

4.

Wie der Hirſch ſo froh und frei,
Wie in blauer Luft der Weih',
Wie das Blümlein auf der Halde,
Wie die Finken in dem Walde,
Als ein Spielmann leb' ich ſo
Immer luſtig, immer froh!

Spielmannsleben, das iſt ſchön,
Wandern über Thal und Höh'n;
Komm' ich morgen oder heute,
Grüßen froh mich alle Leute;
Wenn ich meinen Bogen ſtreich',
Singen, ſpringen alle gleich.

Ueberall klingt ſchon mein Lied,
Wo ich kam und wo ich ſchied;
Und ich geh' auf grünen Wegen
Wie ein Landmann, der beim Segen
Seines Feldes froh erglüht:
Was er ſäte, iſt erblüht.

Halt ich Abends Raſt und Ruh,
Lachen mir die Mädchen zu.
O du ſchönes Spielmannsleben!
Wie ein Finke will ich ſchweben
Durch die Welt ſo federleicht,
Bis daß ich mein Ziel erreicht.

5.

Beim Spinnen nächtlich ſitzen
Zwei Mädchen ganz allein,
Ich ſah ihre Aeuglein blitzen
Im Mond- und Sternenſchein.

Hell wie der Flachs an der Kunkel
Glänzt einer das güldene Haar,
Der andern Zöpfe ſind dunkel
Und dunkel das Augenpaar.

Da ſagt die Blonde zur Braunen,
Und ſchämig ihr Auge lacht:
„Laß dir in's Ohr nur raunen,
Wie ſchön mir geträumt in der Nacht.

„Der Kunz, der geſtern gegangen,
Weil's ihn zum Wandern trieb,
Der küßt' mir im Traume die Wangen
Und nannte mich ſein Lieb.“ —

Da ſagt die Braune zur Blonden:
„Solch' Träumen würde mich reu'n;
Der Kunz und ich wir konnten
Im Wachen der Küſſe uns freu'n.

„Und die er mir gegeben,
Hab' ich ihm nicht verwehrt,
Er liebt mich ja für ſein Leben:
O! daß er bald wiederkehrt!“

Da ſah ich die Blonde ſich wenden,
Ihr Antlitz ſchnell erblich,
Sie barg es in den Händen —
Und weinte bitterlich.

6.

Hinter dem Dorfe beim Weidengebüſch
Saß eine Junge und Alte,
Als ich heut' morgen ſo frei und friſch
Dorten vorüber wallte.

Hatte zwei Röslein, das eine war bleich,
Hing verwelket und leſe,
Aber das andre war düftereich,
Eine gar prächtige Roſe.

Und da warf ich die Roſen hin
Nach den ſinnenden Frauen.
Wie ich ſtehen geblieben bin
Mocht ich verwundert ſchauen,

Daß das blühende Röſelein
Lag der Alten im Schooſe,
Aber der Jungen fiel hinein
Die verwelkende Roſe.

Beide hat es traurig gemacht,
Als ich vorüber wallte:
Hat wohl die Junge der Zukunft gedacht,
Und der Jugend die Alte.

7.

Blümlein blüh'n wie helle Sterne
In des Fruchtfelds weitem Plan;
Sieht ſie mancher auch nicht gerne,
Freu'n ſich doch die Kinder dran.

Kann die Blum' nicht Nahrung geben,
Kann ſie doch ein Herz erfreu'n;
Drum, du junges Sängerleben,
Laß dein Daſeyn dich nicht reu'n.

8.

Da lieg ich nun des Nachts im Wald,
Ein Wächterhorn von ferne ſchallt,
Das Rauſchen, das den Hain durchzieht,
Klingt wie der Mutter Wiegenlied.

Daheim, ihr Lieben, gute Nacht!
Du ſchöne Welt, du Sternenpracht,
Gut Nacht! Bei Vögelein und Blüthen
Wird mich der Herrgott wohl behüten.

9.

Es gibt kein lieblicher Gedicht,
Als das von Mutterliebe ſpricht,
Als das da ſingt, wie ſelig lind
Die Mutter herzt ihr lächelnd Kind.
Es gibt kein lieblicher Gedicht,
Als das da ſagt, wie hell das Licht
Der ew'gen Lieb' vom Firmament
In eine Mutterſeele brennt.

Es gibt kein ärmer Menſchenherz,
Als das da weint in Mutterſchmerz,
Als das ein liebes Kind beklagt,
Dem Gott das rechte Glück verſagt.
Es gibt kein reicher Menſchenherz,
Als das in mütterlichem Scherz
Den Säugling auf den Armen wiegt
Und ſo in aller Wonne liegt.

O Mutterweh, o Mutterleid!
Das Meer iſt tief, die Welt iſt weit:
So groß und tief als Welt und See,
So unermeßlich iſt dein Weh;
Doch auch ſo weit der Himmel blaut,
So weit der Herr die Welt gebaut,
So unermeßlich iſt die Luſt
In einer einzigen Mutterbruſt.

10.

Es ſaß ein Storch auf ſtillem Haus,
Da blieb ich gerne ſtehen,
Ein feines Mägdlein ſchaut' heraus,
Hat fromm mich angeſehen.

's war Sonntags früh beim Glockenklang,
Es lockten ſie die Töne,
Sie kam heraus zum Kirchengang:
„Küß' mich zuerſt, du Schöne!"

Da traf mich ihrer Augen Licht,
Und ihre Wangen glühten.
„O reines Kind, nein, küß' noch nicht,
Und Gott mag dich behüten!"

11.

O trübe die reine Quelle nicht,
Die wandelt im Liliengeheg!
O banne vom Kindesangeſicht
Die Unſchuld nicht hinweg!

Und ehre der Liebſten Schämigkeit
Und ſchenk' ihr nicht bittere Reu: —
So lange die Seele noch unentweiht,
So lange hält Lieb und Treu.

Und wenn du die ſchönſte Roſe brichſt,
Die an dem Dornbuſch ſteht,
Mag ſeyn, daß du dich nur wenig ſtichſt,
Sie aber welkt und vergeht.

Und wenn dich ein Mädchen im Herzen trägt,
Du aber läßſt von ihr ab,
Mag ſeyn, daß ſie aus dem Sinne dich ſchlägt —
Oder auch ſinkt in's Grab.

12.

Die Waſſerlilien im Wald,
Die wollt' er brechen gehn,
Da ſah der wilde Knabe bald
Ein bleiches Mägdlein ſtehn.
„Lieb' Knabe mein, o weile hier
Bei mir am ſtillen Teich!"
„„Schön Mägdelein, erſt ſage mir,
Warum ſo bleich?""

„Die ſtillen, ſtillen Wäſſerlein,
Die haben tiefen Grund,
Die bleichen, bleichen Mägdelein,
Die haben ſüßen Mund." —
„„Und iſt er ſüß, iſt er doch weiß,
Mein Mund iſt friſch und roth;
Ich ſehe wie das Leben heiß, —
Du wie der Tod!""

Da ſchüttelt ſie das Haupt im Wind,
Hat traut ihn angeſehn,
Sie ſang ſo leis, ſie ſang ſo lind,
Er konnt' nicht widerſtehn:
Er ſchwamm mit ihr im grünen Teich,
War nicht mehr friſch und roth,
War auch ſo blaß, war auch ſo bleich, —
Denn — er war todt.

13.

Wenn ich komm' zu grünen Wellen,
Wird mir ſtets ſo traut zu Muth,
Wenn ſie wallen, wenn ſie ſchwellen,
Seh' ich ſtill in ihre Flut, —
Laß mich ſchaukeln in dem Kahn,
Sanft und leiſe ſchaukeln,
Seh', wie tief im grünen Plan
Waſſergeiſter gaukeln.

Meine Fiedel laß ich klingen,
Sing' ein ſtilles Lied dazu;
Tief im Grunde hör' ich ſingen:
„Ei du ſel'ger Spielmann du!
„Ueber Berg und Thal zur Friſt
„Wandre froh und munter!
„Wenn du nicht mehr glücklich biſt,
„Komm' zu uns herunter!"

Und mir wird es dann ſo eigen,
Gleich als kennt' ich ſie ſchon lang;
Träume fallen, Träume ſteigen
In mein Herz bei ihrem Sang.
Und ich ſeh' im lichten Saal
Freunde und Bekannte:
Ach! ich war gewiß einmal
Schon im Elfenlande!

14.

Es hatt' ein Graf ein Töchterlein,
Das war die ſchönſte Maid am Rhein,
Gar tugendreich und milde.
Man ſang zur Zeit im Reich allein:
Swanhilde! Swanhilde!

Noch Niemand hat ihr Herz bewegt,
War auch ihr Name eingelegt
Auf manchem Ritterſchilde.
Zur Liebe wurde nicht erregt
Swanhilde! Swanhilde!

Sie ſtand auf ſchwebendem Altan,
Sie ſah herab, ich ſah hinan
Aus blühendem Gefilde;
Ich ſang von einem weißen Schwan:
Swanhilde! Swanhilde!

Und bin ich nicht von edlem Blut,
Sind doch die Frauen alle gut
Der frommen Sängergilde.
Gott nehm' dir deinen ſtolzen Muth,
Swanhilde, Swanhilde!

15.

Es ſteht eine Lind' auf grünem Rain,
Da fliegen hundert Vögelein
Wohl aus und ein,
Die wollen nichts als ſingen.
Sie ſingen, wenn der Tag erwacht,
Bis in die tiefe ſtille Nacht,
Ich hör' es luſtig klingen,
Ja klingen!

Und unter der Lind' auf grünem Rain,
Da ſitzt ein blutjung Mägdelein
So ganz allein,
Die wollte nichts als weinen.

„Ach! allen, allen bleibt ihr Schatz!
Doch auf des Kirchhofs grünstem Platz
Begrub man heut den meinen,
Ja meinen!

Hier unter der Lind' auf grünem Rain,
Da sind wir oft bei Sonnenschein
So ganz allein
Beisammen still gesessen;
Da schwatzten wir in guter Ruh,
Die Vöglein sangen hell dazu —
Jezt soll ich es vergessen,
Vergessen!

Und an der Lind' auf grünem Rain,
Da hangen Blüthen weiß und rein
Im Sonnenschein,
Die müssen bald verderben.
Du armes Kind, der scheidet leicht,
Wer keinem Lieb' die Hände reicht,
Und ging es auch zum Sterben,
Zum Sterben!

16.

Es mag die Lieb' oft süße seyn,
Viel besser schmeckt mir doch der Wein,
Ist's nur ein Glas vom reinen.
Ich hab' der Liebe abgesagt,
Weil sie am leichten Muthe nagt —
Denn Liebe macht ja weinen.

Wohl seh' ich schöne Mädchen gern,
Seh gern' in ihrer Augen Stern',
Weil sie so lieblich scheinen;
Doch keine lieb' ich allzusehr,
Daß mir das Scheiden fiele schwer —
Die Liebe macht ja weinen.

Und ich will lachend durch die Welt,
So lange sie mir noch gefällt,
Fortgehn auf jungen Beinen,
Mit Sang und Klang von Ort zu Ort, —
Ade, ihr Mädchen, ich muß fort:
Sonst macht die Lieb' mich weinen!

Vom betrunkenen Sackpfeifer.

(Schluß.)

Auguſtin bezeugte keine ſonderliche Luſt, auf den Vorſchlag des Vetters einzugehen, und obſchon er in ſeinem Halbſchlummer beim Aufwachen von der verkündigten Drohung des Grafen von Schwarzenberg wider derlei Erbſchleichereien nichts verſtanden, ſtiegen ihm dennoch, um es auf Wieneriſch auszudrücken, die Grausbirnen auf. Der andere aber redete ihm beweglich zu. „Sey kein Paphunzi," ſagte der Verſucher unter anderem; „du bekommſt freilich von mir baare hundert Gulden für das Mädel, aber du darfſt auch nicht vergeſſen, daß ich nicht in Wien bleiben kann, während du, wie du wenigſtens behaupteſt, draußen am Heimweh ſterben würdeſt. Ich will lieber ein bischen Heimweh aushalten, als wieder in der Leopoldſtadt wohnen. Alſo ich gehe und du bleibſt. Du mußt alſo ſchauen, zu zweitauſend Gulden zu kommen, um ſie auf Zinſen zu legen. Dann haſt du wöchentlich deine zwei Gulden auf einen Wein, ohne das, was der Dudelſack einträgt, ſo daß du herrlich und in Freuden leben kannſt. Dein Anweſen übergibſt du einem Baumann für Wohnung, Koſt und Gewand, wobei ihr beide gut beſtehen könnt." — „Aber deine Geſellen," meinte Auguſtin zögernd, „die werden ſich für den Miteſſer bedanken." — „Im Gegentheil," antwortete der ſchlimme Vetter; „neulich iſt einer von uns hingeworden, wir brauchen einen Erſatzmann für ihn, und noch geſtern Abend habe ich nicht nur die Einwilligung, ſondern den Auftrag erhalten, dich in den Bund aufzunehmen, deſſen Hauptmann ich bin."

Der Sackpfeifer hielt noch Stand, aber nur wie eine Jungfer, welche ſich dem willkommenen Freier gegenüber ſperrt und ziert. Unterkirchweger aber ließ um ſo weniger nach, als ihm in allem Ernſte ein zuverläſſiger Gehülfe bei dem Geſchäfte abging, das ſeit der Verkündung des Standrechts eine doppelt vorſichtige Ausübung erheiſchte. Er ſtellte dem verwöhnten Schlemmer und Zecher vor, wie bitter es ihm vorkommen würde, wenn die Noth leibhaftig bei ihm einträte, die an ſelbigem Morgen erſt mit leiſem Finger an die Thüre gepocht. Betäubt vom ungewohnten Genuß des Tabaks, wie vom Wortſchwall des beredten Gauners, durchdrungen von der gründlichſten Scheu vor ungewohnten Entbehrungen und ohnehin wenig zugänglich für zartere Regungen des Gewiſſens, gab Auguſtin endlich Wort und Handſchlag als Genoſſe der gräulichen Verbrüderung.

„Was ich dir vorhin gegeben," ſagte Unterkirchweger, ſich erhebend, „kommt nicht in Rechnung. Das iſt nur für den Schmaus, welchen wir heute bei dir abhalten wollen. Hier ſind fünf Dukaten als Handgeld für den Neugeworbenen. Jezt noch eins. Um zehn Uhr in der Nacht haſt du dich vor dem Burgthor einzufinden. Dort werde ich mit dir zuſammentreffen. Bis dahin aber kein Wort von Geſchäften mehr. Wir werden eſſen und trinken, was das Zeug hält. Nachmittags haſt du dann Zeit genug, deinen Rauſch auszuſchlafen, um auf die Nacht munter zu ſeyn, wie ſich's gebührt, denn Ohr und Auge müſſen wackere Dienſte thun. Ich gehe, um vor Tiſch noch mein Gewerb wegen der Pfanne voll junger Teufel im Leibe zu erledigen. Du kannſt indeſſen für den Wein ſorgen. Wir wollen ohne weiteres mit dem allerbeſten Gumpoldskirchner anfangen, hernach gleich zum rothen Venezianer übergehen und zum Zuſpitzen einen Ungar nehmen." Mit dieſen Worten ging er ſeines Weges.

Der Sipplinger wunderte ſich, daß Reſi ſich den ganzen Morgen über nicht mehr im Garten blicken ließ. Sie pflegte doch ſonſt, wenn ſie vom Markte zurückgekommen, und ſobald das Feuer für die Mittagskoſt auf dem Herd brannte, einen Augenblick zu erhaſchen, um hinauszugehen, auch wenn ſie keine Zuſpeiſe zu holen hatte. Sein Erſtaunen ſollte noch wachſen. Als die zehnte Stunde von St. Stephan ſchlug und Eberhard gewohntermaßen ſich zum Eſſen in's Haus verfügte, empfing ihn würziger Bratengeruch, ſah er auf dem Tiſch in der Küche ein weißes Tuch, als ob ein hoher Feſttag wäre, und bemerkte er auf dem Herde über den dampfenden Tiegeln, Hafen und Pfannen eine Reihe Geflügel am Bratſpieß, wie in einer Kneipe von St. Ulrich. Reſi hatte mit Braten, Sieden und Backen alle Hände voll zu thun. Wie reizend aber auch der Duft dem Geſellen in die Naſe ſtieg, er merkte nichts von Annehmlichkeit dabei, da ihm wieder in den Sinn kam, was der Alte Abends vorher gelallt und gemurmelt; und vollends verging ihm alle Eßluſt, da er des fremden Herrn anſichtig ward, der beim hungerfördernden Wermuthwein neben dem Hausvater ſaß. Der Unbekannte hätte ſo ſchön ſeyn dürfen wie der Erzengel Raphael, er würde dem Schwaben doch nicht gefallen haben; das einzige, was an ihm dem guten Eberhard allenfalls nicht ganz mißbehagte, war des Antlitzes verwahrloſte Häßlichkeit; denn ſo fein „angelegt"

der Fremdling immer war, im Geſicht ſah er wie ein Strolch und rechter Galgenvogel aus, beſonders in ſelbigem Augenblick, da er juſt die hochgelockte Haarhaube herunternahm, um ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen.

Bevor Eberhard Zeit gefunden, ſeiner Verwunderung einen Ausdruck zu leihen, wurde von außen die zugelehnte Oberhälfte der Gaſſenthüre aufgeſtoßen und zeigte ſich ein Mann, welchen der Hut mit dem Federſtutz, das Wehrgehäng und die Hellebarde als einen Rumorknecht kennzeichneten. Blitzſchnell ſuchte Unterkirchweger ſeine Perrücke wieder aufzuſtülpen, und zwar mit ſolcher Uebereilung, daß er ſie richtig noch ein oder zweimal abnehmen mußte, mithin ſehr lange Zeit brauchte, ſie zurecht zu ſetzen. Der Ankömmling ſchien von der ſichtlichen Verlegenheit des ſeinen Herrn nichts inne zu werden. „Grüß' Gott, Rottmeiſter Pirkinger," ſagte indeſſen Auguſtin. „Ein ſeltſamer Beſuch. Kommt der Pirkinger zu mir?" — „Ich ſoll nur fragen," verſetzte Pirkinger, „ob beim Roſenlucken-Auguſtin nicht ein gewiſſer Badersknecht Unterſtand hat, Namens Wetzſtein Eberhard?" — „Hardi," wandte ſich Auguſtin zu dem jungen Mann, „gib dem Rottmeiſter ſelber Beſcheid."

Pirkinger trat ein. Draußen wurden ein paar andere Rumorknechte ſichtbar. Auf Eberhards Schulter die Hand legend, hob der Rottmeiſter an: „Meine geſtrengen Herren haben mit höchlichem Mißfallen vernommen, daß der Badersknecht Wetzſtein Eberhard ſich dem Dienſte der hülfsbedürftigen Kranken entzogen hat, wozu er doch wie alle ſeine Zunftgenoſſen verpflichtet iſt." — „Ich bin ein Fremder," wandte der Sipplinger ein. — „Weß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge," antwortete Pirkinger; „doch das habe ich hier mit dem Wetzſtein nicht auszumachen. Ich habe ihn nur vorzuführen, und er hat die Wahl, gutwillig mitzugehen oder ſich nöthigen zu laſſen." — „Ich komme ſchon im Guten," ſagte Eberhard, „denn auch die beſten Händel taugen nichts."

Reſi war bleich geworden wie das Tiſchtuch, trotz der Hitze des Herdes, bei welcher ſie eben noch ausgeſehen wie ein gekochter Krebs. Sie mußte ſich an die Wand lehnen und ihre Kniee ſchlotterten. Unterkirchweger bemerkte es wohl und meinte in ſeinen Gedanken, daß er mit ſeiner Werbung beinahe zu ſpät gekommen ſeyn dürfte. „Schon recht," ſagte Pirkinger zu Eberhard, „ſo gehen wir als gute Freunde mitſammen." — Zu Auguſtin gewendet, fügte er hinzu: „Heute geht's hoch her beim Sackpfeifer." — „Glaub's ſchon," entgegnete der; „es iſt auch ein rarer Tag. Wir feiern den Verſpruch."

Der Rottmeiſter warf einen fragenden Blick auf Eberhard, der aber gar nicht wie ein Bräutigam, nicht einmal wie ein geſtörter anzuſchauen war. Des Schwaben giftige Blicke auf den fremden Herrn zeigten deutlich genug, daß Auguſtins Bezeichnung nur dieſem gelten konnte; zu allem Ueberfluß hob der Knabe auch noch zu ſprechen an: „Was fällt dem Meiſter denn ein, ſeine Tochter einem ſolchen Grasaffen an den Hals zu werfen?"

Der Sackpfeifer blickte ganz verwundert zu ihm auf und dann zu Reſi hinüber, welche immer noch ſteif und bleich an der Wand lehnte und aus verglaſten Augen in's Leere ſtarrte. Jetzt ging dem Alten ein Licht auf und er wunderte ſich über nichts mehr, als daß er früher keinen Rauch von dem Feuer geſehen, das doch ſo lichterloh flackerte. Indeſſen war Unterkirchweger nach ſeinem Meerrohr gerannt, und mit gräulichen Flüchen ſtürzte er auf den Geſellen los, der ihn geſchimpft. Nun verlangte es Eberhard gar nicht beſſer, als mit dem Nebenbuhler handgemein zu werden, aber Pirkinger und ſeine hereindringenden Kameraden machten durch die Rechnung einen Strich, ſo dick als ſie ſelber waren.

„Der Herr hat nichts mit meinem Gefangenen zu ſchaffen," ſagte der Rottmeiſter, während die Rumorknechte den Sipplinger trotz allen Sträubens fortzerrten. — „Aber der Bube, der kecke, muß ſeinen Schilling aufgeſtrichen erhalten," rief Unterkirchweger; „ſoll ſich der edle Junker von Wegerich ungeſtraft einen Grasaffen ſchimpfen laſſen? Einen Schilling muß er haben, einen ſaftigen!" — „Schon recht, Euer Gnaden," antwortete Pirkinger mit jenem unnachahmlichen Gemiſch von Spott und Pfiffigkeit, welches dem Tone im Volksmunde zu Wien ein ſo ganz eigenes Gepräge verleiht; „ſchon recht, ein jeder wird bekommen, was ihm gehört. B'hüt Gott mitſammen."

Der Rottmeiſter rückte den Hut und folgte den Seinen. Draußen ging Eberhard mit trübſeligem Geſicht zwiſchen den Dienern der öffentlichen Gewalt einher. „So Gott will," murmelte er, „nimmt die Seuche mich mit. Ich werde mir's als Gnade ausbitten, zum Dienſte beim Begraben verwendet zu werden. Die Todten ſind noch gefährlicher wie die Kranken."

Pirkinger blieb indeſſen mit einem der Begleiter einige Schritte zurück und raunte ihm in's Ohr: „Haſt du dir den Junker Wegerich recht angeſchaut, Othmar?" — „Allemal," antwortete der; „aber ich habe doch nicht gleich wegbekommen, was für eine Art von Wegerich er ſeyn mag." — „Spitzwegerich, verlaſſe dich darauf," fuhr Pirkinger fort. „Die Sache iſt nicht ſauber. Du haſt ſtehenden Fußes dich zum ſchwarzen Poldl zu verfügen. Er ſoll ſich auf die Beine machen, um den Junker zu verkundſchaften. Gar zu große Eile wird's nicht haben, denn es mag ſchon eine Weile dauern, bis ſie mitſammen ihren Schmaus verzehrt und ihren Wein getrunken. Doch ſoll darum der Poldl nicht die Zeit vertrödeln und vor allem ſein Acht geben, wohin der ſogenannte Junker geht, der mir juſt ſo ausſieht, als führe er böſe Dinge im Schilde. Ich

wittere in ihm einen zukünftigen Kostgänger für die Leopoldstadt. Uebrigens kommt mir sein Gesicht bekannt vor; ich muß das Malefizg'fries schon unter Strolchen und Galgenvögeln gesehen haben, nur weiß ich nimmer wo und wann." — Sehr begreiflich, denn Pirkinger kamen derlei Fratzen so häufig vor, wie dem Gärtner die Krautköpfe und dem Hirten die Schafe.

Dem vorgeblichen Junker mit dem richtigen Galgengesicht schmeckte nach Eberhards Abgang die Mahlzeit nur um so besser. Er selber hatte insgeheim das Feuerlein angeschürt. Sein Vergnügen am gelungenen Streich war freilich nicht ganz ungetrübt; er hatte nämlich darauf gerechnet gehabt, daß die Rumorknechte den Sipplinger schon abgefaßt haben würden, bevor er selbst zur Rosenlucke zurückgekehrt, und statt dessen mußte er nicht nur mit denselben zusammenstoßen, sondern auch von dem gefürchtetsten aller Greife ohne Perrücke getroffen werden. Den Pirkinger scheuten die Genossen aller verbotenen Gewerbe nicht minder, als ein gebranntes Kind sich vor dem Feuer fürchtet; er hatte schon mehr Schelme an den Galgen geliefert, als mancher Fleischhacker Mastochsen auf die Schlachtbank. Indessen tröstete der Gauner sich mit der Vorstellung, daß der Rottmeister ihm ja kaum einen flüchtigen Blick geschenkt habe.

Auch Augustin bedurfte des Trostes nach der unangenehmen Ueberraschung, durch welche sein Knecht ihm entführt worden, und nach der mißfälligen Entdeckung von seines Kindes verstohlener Herzensneigung. Doch statt des so dringend nöthigen Trostes mußten als Nothbehelfe der Wein und der behende Witz des Freiers herhalten, welcher unverweilt den Zorn des Sackpfeifers wegen der geheimen Löffelei mit dem hergelaufenen Schwaben zur Siedhitze trieb, so daß die väterliche Zärtlichkeit nicht zu Worte kommen konnte, obschon sie sich im Herzen regte. War nicht Resi des Alten Augentrost und Liebling von Kindesbeinen angewesen, und jetzt mehr denn je zuvor? Mußte das Liebesweh des einzigen Kindes, das von dreizehn Sprößlingen allein übrig geblieben, nicht dem Vater durch Mark und Bein schneiden? Zeigte sich, bei Licht besehen, Resis Beginnen denn gar so unverzeihlich? Der Sipplinger war ein sauberer „Bue," schöner Leute Kind, der ehrliche Zunftgenoß eines einträglichen Gewerbes, brav und fleißig und von Haus aus kein Bettler. Wie ein zärtlicher Vater eigentlich gehalten schien, der Tochter bei der Wahl ihres Lebensgefährten ein entscheidendes Wort zu gönnen, so stand hier auch die gesunde Vernunft ausnahmsweise einmal auf Seiten der Herzensneigung. Eberhard war in jeder Beziehung dem liederlichen, von wüstem Leben bereits stark mitgenommenen, an Ehre und Ruf zu Grunde gerichteten Vetter vorzuziehen. Aber die Stimme der Zärtlichkeit und der Vernunft blieben unvernommen. Augustin dachte vor allem an die zweitausend Gulden, hörte nur auf Unterkirchwegers schlimme Reden, und die Betäubung der besseren Regungen, welche der künstlich erzeugte Zorn begonnen, vollendete und befestigte der Wein.

Die beiden Männer thaten der Mahlzeit alle Ehre an, als ob nichts vorgefallen wäre. Resi zog sich baldmöglichst zurück, um in irgend einem Versteck sich auszuweinen. Augustin merkte nicht darauf, und der Gast that mit gutem Vorbedacht gar nicht dergleichen, als vermisse er die Verlobte. „Sie ist mir sicher," dachte er, „und ich lasse sie einstweilen in Ruhe, wie's der Jäger mit dem angeschossenen Wild macht. Aber eins muß ich verhüten: sie darf keine Muße finden, den Alten breitzuschlagen, bevor er sich unwiderruflich gebunden und gekettet."

Unterkirchweger fand ohne Mühe den passenden Ausweg. Nachdem beide hinlänglich gegessen und noch lange nicht genug getrunken, sagte er: „Komm, Vetter, wir wollen nach St. Ulrich hinauf gehen. Vielleicht finden wir in irgend einem „Peißl" muntere Gesellschaft, wo ich dich lassen kann. Wenn ihrer mehr beisammen, schmeckt der Wein besser, als bloß selbander. Auch ist es geschickter, daß du nicht erst auf die Nacht von daheim weggehst. Das wäre verdächtig, wenn ein Nachbar dich sähe. Man muß auf alles denken, denn der Teufel ist ein Schalk."

Die beiden gingen nach St. Ulrich (dem Lerchenfeld jener Tage) und fanden richtig Gesellschaft, trotz der schlimmen Zeit. Die Seuche wüthete schon so lange in der Stadt, daß viele Menschen sich gleichsam daran gewöhnt hatten, und bei leichfertigen Leuten der Eindruck des Schreckens nicht mehr stark genug war, sie wie bisher ihren alten Gewohnheiten ganz zu entfremden. Gegen Abend verließ Unterkirchweger den Vater seiner Braut. „Wenn ich dir rathen darf," raunte er ihm beim Abschied zu, „so zeche dich nicht so toll und voll, daß du hier oben liegen bleibst. Sobald es völlig dunkel geworden, geh' schön stad hinunter gegen das Burgthor. Du weißt doch den großen Ahorn neben dem Graben an der rechten Seite vom Thor?" — „Wo der blinde Fiedler alleweil sitzt?" — „Ganz recht. Beim Tage ist der alte Kauz blind, und auf die Nacht wird er sehend wie eine Katze, und dann geht er seiner Wege. Du findest seine Bank unbesetzt. Ruhe darauf sein aus, bis ich dich hole. Es hat auch nichts zu sagen, wenn du dort einnickst; daheim aber hättest du dich etwa verschlafen."

Gemüthlich blieb Augustin beim vollen Humpen sitzen, den die aufmerksame Kellnerin nie leer stehen ließ, so oft der Gast auch ihn leerte. Die Gesellschaft wurde allmählig größer, und jeder neue Ankömmling brachte einen neuen Schwung in die etwa nachlassende Lebhaftigkeit des Zutrinkens. Der Sackpfeifer riß sich endlich nur mit Mühe von der lustigen Gesellschaft los. Es war später geworden, als er ursprünglich gewollt, und er hatte schwerer geladen, als er selbst meinte.

Das Haupt trug den Druck von Centnern, während die Füße in die Höhe zu ſteigen begehrten wie Luftblaſen im Waſſer. Die Straße war viel zu ſchmal; bald ſtieß der taumelnde Wanderer rechts an eine Wand, bald links an einen Zaun. Vor den Augen lag es ihm wie Nebel und ſeine Gedanken wollten nicht recht zuſammenhalten. Er war ſich zwar halb und halb der Abſicht bewußt, den Ahorn vor dem Burgthor aufzuſuchen, was er aber eigentlich dort wollte und ſollte, das konnte er ſich nimmer recht zuſammenreimen. Im Augenblick war's ihm auch vollkommen gleichgültig. Was ihn mehr drückte, war die Laſt des ſchweren Rauſches, welchen die Bewegung in der friſchen Nachtluft erſt recht entwickelte, und nebenbei eine dumpfe Regung väterlicher Zärtlichkeit. An einen Pfahl hinprallend und dieſen umarmend, lieh er dieſer Regung, obſchon mit lallender Zunge, doch vernehmliche Worte.

„Junker Wegerich," ſagte er, „du wirſt mein Kind unglücklich machen. Sie wird ein ſchlechtes Leben bei dir führen, bis des Seilers Tochter dich ihr abſpannt. Ich denke aber, es wird nicht gar zu lange dauern, bis du die Himmelsleiter findeſt, deren Sproſſen nur aufwärts führen. Sonſt brächte ich's gar nicht über's Herz, dir die Reſerl zu laſſen. Sie trifft's mit dir noch ſchlechter, als die Bachhueberſche es mit mir getroffen hat. Gegen dich genommen bin ich ein völliger Aloyſius. Ich habe meiner Lebtag freilich immer viel, ſehr viel getrunken, aber das Geld dazu war redlich verdient. Mit den andern Todſünden habe ich nie zu ſchaffen gehabt, nicht geſtohlen und nicht gemordet und keine Erbſchleicherei in Peſthäuſern getrieben."

Das lezte Wort rief im Sackpfeifer das Bewußtſeyn und ſogar das Gewiſſen ein wenig munter. — „Horch," rief er, am Pfahl rüttelnd, „ich will auf meine alten Tage nicht noch anfangen ein Schelm zu werden. Was einer nicht von Jugend an gelernt, mißräth ohnehin. Ich ſage dir den Handel auf. Fort von mir, Verſucher!" — Er gab dem vermeintlichen Unterkirchweger einen Stoß mit beiden Händen. Nun wich zwar der Pfahl nicht von der Stelle, aber der Zweck wurde doch erreicht: die beiden prallten auseinander. Vom eigenen Stoß getrieben taumelte Auguſtin mitten in den Fahrweg, ſtolperte über ſeine Füße, ſtürzte der Länge nach hin und vergaß des Aufſtehens.

Um Mitternacht fuhren aus allen Pforten gewohnter Weiſe die Wagen mit den ſchauerlichen Lieferungen der Seuche für die Kirchhöfe. So auch einer durch das Burgthor. Halbſchlummernd ſaß der Kutſcher auf ſeinem Sattelpferd, der Fackelträger und ein paar andere Siechknechte ſchlenderten gemächlich hinterdrein. Wo es nach St. Ulrich hinaufgeht, blieb das Geſpann plötzlich ſtehen und war nicht von der Stelle zu bringen, trotz des Zurufs und der Geißelhiebe des Roſſebändigers. „Leuchte 'mal vor!" rief der Kutſcher endlich; „gewiß liegt wieder einer im Wege." Richtig lag einer da. Er war zwar nicht todt, aber von ſich, und die Siechknechte warfen ihn gewohnter Weiſe auf den Leichenhaufen hin. — „Um den iſt's weiter kein Schade," bemerkte der Fackelträger gleichmüthig, „und doch iſt mir leid um ihn, mehr wie um manchen Biedermann, dem Kirchenleute und Marktleute nur Gutes nachſagen dürfen." — „Nun, was iſt's denn mit dem da?" fragten die andern. — „Kennt ihr denn den Auguſtin nicht, den ewig beſoffenen Sackpfeifer? Er war der luſtigſte Vogel, der jemals einen Ländler gepfiffen hat. Und jezt ſtraft er das Sprichwort Lügen, daß Unkraut nicht verdirbt." Das war die Leichenrede, welche dem Sackpfeifer gehalten ward, bevor er noch geſtorben.

Der Wagen gelangte zum Friedhof und hielt vor einer friſchgegrabenen Grube von wenigſtens zwei Klaftern Tiefe. Die Siechknechte fingen an ihre Laſt abzuladen und in die Grube zu werfen, ungefähr mit derſelben Gemüthsbewegung, womit der Bäcker ſeinen Holzvorrath ſcheiterweiſe durch die Kellerlucke hinabgleiten läßt. Der erſte Todte, welcher bei den Füßen gepackt ward, lag dergeſtalt unter dem Sackpfeifer, daß dieſer durch den ungeſtümen Ruck heruntergeworfen ward und unter die Räder kollerte. „Fertig!" hieß es nach einer Weile; „fahr zu, Fuhrmann!" — „Unter den Rädern liegt noch einer," antwortete dieſer. — „Schau, der Auguſtin," lachte der Fackelträger; „noch als Todter kann er die Späße nicht laſſen." — Auguſtin flog in die Grube auf den Leichenhaufen. Die Siechknechte ſprangen auf den leergewordenen Wagen, die Geißel knallte und die Pferde trabten muntern Schrittes von dannen; es ging ja dem Stall zu.

Nach der für den Sackpfeifer ſo verhängnißvollen Nacht ſtieg wiederum ein ſo heller Morgen herauf, wie derjenige geweſen, deſſen Anbruch Auguſtin vierundzwanzig Stunden zuvor auf ſeinem Strohſack verſchlafen, während er jezt auf einem Pfühl von Peſtleichen lag, der lezten Decke gewärtig, welche immer erſt dann auf die Todten geſchaufelt wurde, wenn die Grube faſt bis zum Rande gefüllt war. Der Todtengräber und ſeine Knechte hätten nicht Hände genug gehabt, um für jeden einzelnen Wagen voll ein eigenes Loch zu graben. Der Trunkenbold aus der Roſenlucke ruhte auf der entſetzlichen Unterlage eben ſo ſanft, wie er am vorigen Morgen in ſeiner Kammer geruht, und wenn er etwa noch nicht vollends erſtickt war von ſeiner Umgebung giftiger Ausdünſtung, ſo erwartete ihn doch jedenfalls ein ſchmerzloſes Ende ohne Kampf und bewußte Angſt. Ein ſolcher Tod iſt freilich nicht beſonders gottſelig, aber doch von beneidenswerther Bequemlichkeit.

Der armen Reſi war nicht ſo wohl, wie am lezten Morgen. Nachdem ſie den Nachmittag und den Abend in bitterem Liebesharm zugebracht und die Nacht in Herzensangſt um den ausbleibenden Vater durchwacht, war ſie gegen Morgen in fieberiſchen Schlummer verſunken,

der, ſtatt ſie zu erquicken, durch böſe Träume ſie nur noch mehr ängſtigte. Ein Pochen und Klopfen an der Thüre weckte ſie. „Gottlob, der Vater!“ rief ſie und eilte zu öffnen. Statt des Erwarteten trat Pirkinger ein. „Weiß der Rottmeiſter etwas vom Vater?“ fragte Reſi. — Die Frage mißdeutend, antwortete er: „Ich kann ſchier mehr von ihm wiſſen, als dem Sackpfeifer lieb ſeyn wird.“ — „Wo iſt der Vater?“ — „Ich ſuche ihn ja eben hier.“ — „Und ich warte in Todesangſt auf ihn.“

Nachdem Pirkinger mit ſeinen Begleitern ſtrenge Nachſuchung gehalten, ging er wieder davon, ohne dem todesbangen Kinde zu offenbaren, was er vom Auguſtin eigentlich gewollt. Einer von den Rumorknechten trug mehr Mitleid mit der Angſt des hübſchen Mädchens; er blieb ein wenig zurück und raunte ihr zu: „Er ſoll ſich verſchlupfen, der Auguſtin, wenn er nicht baumeln will. Der Unterkirchweger und ſeine Geſellen ſind bereits ergriffen und vielleicht ſchon gehenkt.“ — Zu jeder andern Zeit würde Reſi nicht ohne einen Anflug von Zufriedenheit vernommen haben, daß der verhaßte Bräutigam eines ſchnellen Todes verfahren, doch jezt dachte ſie mit keiner Regung an eigenes Wohl und Weh. Nichts hatte ſie im Sinne, als die dringende Gefahr, worin des Vaters Leben ſchwebte, und da die Angſt ihr keine Ruhe gönnte, ſo lief ſie fort, um ihn auf's Gerathewohl zu ſuchen. „Mein und ſein Schutzengel werden mich ihn finden laſſen,“ ſagte ſie mit kindlich gläubigem Vertrauen. Ihre Zuverſicht würde ſich zweifelsohne ſehr herabgeſtimmt haben, wenn ſie gewußt, daß der Engel, welcher zur Hut der Betrunkenen eigens beſtellt iſt, ihren Vater zwar dem hänfenen Halsband entzogen, aber nur, indem er ihn in die Leichengrube warf.

Zu derſelben Friſt beſtieg der Graf von Schwarzenberg ſein Roß, um den Rundritt anzutreten, welchen er regelmäßig an jedem Morgen und an jedem Nachmittag unternahm, um darauf zu ſehen, daß alle ſeine Anordnungen vollzogen würden und jeglicher, der eines öffentlichen Amtes oder Aemtleins zu walten hatte, auch wirklich ſeine Schuldigkeit thue. Wehe demjenigen, welcher ſich eine Fahrläſſigkeit zu Schulden kommen ließ. Dem ſcharfen Auge des geſtrengen Herrn entging auch nicht die geringfügigſte Kleinigkeit, und die Worte, welche er bei ſolchen Anläſſen vernehmen ließ, waren noch viel ſchärfer gewürzt als ſeine Zunge von den Nägelein, die er lauend im Munde trug.

Wie der edle Graf, der jammervollen Stadt getreuer Hüter, eben den linken Fuß in den Steigbügel ſezte, kam eilfertig ein Schreiberlein daher. „Was Neues, Krottenmoſer?“ fragte der Graf. — „Aus den Strolchen iſt nichts herauszubringen, gnädiger Herr,“ verſetzte der Schwarzrock. „Der Unterkirchweger leugnet die Mitſchuld des Sackpfeifers, obſchon feſtſteht, daß er geſtern Nachts um eilf Uhr denſelben vor dem Burgthor unter dem Ahornbaum geſucht und mehrmals bei Namen gerufen hat. Der ſchwarze Poldl hat's deutlich vernommen. Sollen wir mit der ſcharfen Frage vorgehen?“ — „Nicht nöthig,“ beſchied Schwarzenberg; „den Auguſtin hat heute Nacht unſer Herrgott ſelber abgeſtraft. Er iſt auf offener Straße als Leiche gefunden, auf dem Friedhof in die Grube verſenkt und verſcharrt worden. Auch iſt es wichtiger, ſchnell ein warnendes Beiſpiel an den unberufenen Erben unſerer Todten aufzuſtellen, als einen Raubgeſellen mehr zu fangen. Der Freimann ſoll ohne Verzug ſeines Amtes walten, und der Ausrufer dabei gebührend ſeine Pflicht thun, wie ich bereits des Breitern angeordnet. Sollte aber die Kundſchaft vom Sackpfeifer irrig ſeyn, ſo wiſſen wir eh' genug von ihm und können auch ihn ohne weiteres aufknüpfen laſſen. Gott befohlen.“

Es war keine falſche Botſchaft, daß Auguſtin unterwegs von den Siechknechten aufgeklaubt und mit einer Ladung von Leichen in das Grabloch geſtürzt worden, aber verſcharrt war er nicht und noch viel weniger todt. Als der helle Tag ihm auf die Augen ſchien, hoben ſich die weinſchweren Lider allgemach, und der Erwachende begann ſich gewohntermaßen zu recken und zu ſtrecken. Die Behaglichkeit jedoch nahm ein Ende mit Schrecken. Die ausgeſtreckten Hände trafen auf Gegenſtände von unheimlich froſtiger Berührung. Der Sackpfeifer zuckte und fuhr empor, als hätte er eine giftige Otter gepackt und ſie ihn dafür gebiſſen. Der Schrecken brachte ihn zum vollen Bewußtſeyn, das ihm im nächſten Augenblick das Entſetzen wieder zu rauben drohte. Zwiſchen vier ſteilen unerſteiglichen Erdwänden lag er auf einem Haufen von Todten. Ein Weilchen lang ſchmeichelte er ſich mit der Vorſtellung, daß ein böſer Traum ihn necke, aber Auge wie Naſe belehrten ihn eines andern. Er entſann ſich deutlich, daß er nach ſeiner lezten Unterredung mit dem ſchlimmen Vetter niedergeſtürzt und nicht im Stande geweſen war, ſich wieder aufzurichten.

„Der ſchlechte Kerl hat mich richtig in meinem Elend auf wildem Wege liegen laſſen,“ ſagte er. Er bildete ſich nämlich wirklich ein, daß der Pfahl, mit dem er geredet, ein lebendiger Menſch, und zwar der Unterkirchweger geweſen. „Er hat mich liegen laſſen,“ fuhr Auguſtin im Selbſtgeſpräche fort, „weil ich ihm den Handel gekündigt, und die dummen Siechknechte haben mich ſtatt eines Todten mitgenommen. Sie ſollen derlei Streiche ſchon mehr geſpielt haben, aber ich wollte es nicht glauben.“

Der Lebendigbegrabene begann zu ſchreien und zu rufen wie ein verzweifelter Menſch, der er war. Je weniger er Antwort erhielt, um ſo mehr ſteigerten ſich in der gräulichen Umgebung Entſetzen und Ekel. Jeden Augenblick fürchtete er das Bewußtſeyn zu verlieren, und dieſe Vorſtellung erhöhte ſeine Pein, denn der

Ohnmächtige konnte ja dann ſammt den Leichen mit ungelöſchtem Kalk und Erde überſchüttet werden. Wie es nun gar oft ſich fügt, daß eines Schmerzes Uebermaß ſelber die Linderung bringt, ſo geſchah es auch hier. Der Gedanke an das Ueberſchütten weckte die Betrachtung, daß nur Menſchenhände dieſe Arbeit verrichten könnten, mithin über kurz oder lang Leute ſich bei der Grube einfinden müßten, die ja in jedem Fall nicht offen bleiben durfte. Dieſe Vorſtellung friſchte Auguſtins geſunkenen Muth wieder auf, und der Muth verlieh ihm die Stärke, dem Andrang der Ueblichkeit in ſo fern zu widerſtehen, daß ihre Wirkungen ſich nicht bis zur Ohnmacht ſteigerten. Das Rufen und Schreien ſtellte er ein, ſchon weil er ſich bereits heiſer geſchrieen. Statt der Stimme ſtrengte er das Gehör an. Vermuthlich hat er auch dabei halb unbewußt den himmliſchen Vater und die lieben Heiligen um ihren Beiſtand angefleht.

Endlich unterbrachen Roßgetrampel und Peitſchenknall die furchtbare Grabesſtille. Der Wagen fuhr dicht an die Grube, ſo daß der Gefangene aus der Tiefe ſeines furchtbar ſeltſamen Kerkers den oberſten Theil der Ladung und den Kutſcher auf dem Sattelpferd ſehen konnte. „Gott ſey Dank, endlich erlöst!“ ſagte er. Indeſſen hatte er die Zeche ohne den Wirth gemacht. Sein heiſerer Zuruf blieb unbeachtet. Ein Leichnam kollerte herab, wieder einer und ein dritter. Mit Mühe nur arbeitete ſich Auguſtin wenigſtens halb und halb unter der Bürde hervor, während er in verzweifelter Anſtrengung ſeiner heiſern Stimme Jammertöne abnöthigte. Zulezt ward das Gezeter beachtet, doch nicht in erwünſchter Weiſe. „Still da drunten!“ brummte einer der beſchäftigten Männer. — „So helft mir doch heraus, ich bin nicht todt!“ — „Warum haſt du dich begraben laſſen? Jezt bleibt's dabei.“ — Auf's neue hagelte es Todte. Vergebens wehrte ſich der ſchreiende Auguſtin gegen die Ueberſchüttung; noch ein Augenblick und er war unter einem Berg von Leichen begraben. Zu allem Glück brachte der lezte Augenblick den erſehnten Retter. „Was gibt's denn dort?“ fragte von weitem eine Stimme. — „So ein Maleſiztodter möchte wieder heraus,“ hieß der Beſcheid. — „Ei!“ rief die Stimme wieder, „die Todten reden nicht, der Kaiſer Carolus Magnus hat's ja verboten.“

Die Stimme von ſchwäbiſchem Ton gehörte dem Eberhard, der an den Rand der Grube tretend ſofort das Geſicht des rebelliſchen Leichnams unterſchied. „Auguſtin!“ rief er hinab, „wie kommt der luſtige Sackpfeifer in die öde Geſellſchaft? Und ihr,“ wandte er ſich zu den andern Siechknechten, „ihr wollt doch nicht den lieben Auguſtin da drunten laſſen?“ — „Hardi,“ ſchrie Auguſtin herauf, „ich habe den Freier heimgeſchickt! Du ſollſt die Dirne haben!“

Der Sackpfeifer wurde an's Licht des Tages befördert, von ſeinem Retter mit einem Schluck Aquavitä gelabt, und trat mit ſeinem Befreier ganz wohlgemuth den Weg nach der Eſplanade an, ohne ſich im entfernteſten nur einzubilden, daß er, obſchon die verpeſteten Leichen ihn mit aller Anſteckung verſchont, dennoch in dringendſter Gefahr ſchwebte, jenes Todes zu ſterben, dem kein Siechthum des Leibes vorangeht. Er ſollte bald aus dem Traume geweckt werden. Faſt an derſelben Stelle, wo Abends zuvor die Todtenwärtel ihn aufgeleſen, um ihn aufwärts zu führen, trat Pirklinger ihn an und erklärte ihn für ſeinen Gefangenen, um ihn abwärts zu geleiten. Jene hatten ihn zum Gefängniß der Todten gebracht, um ihn hernach dem Leben zurückzugeben; die Rumorknechte wollten ihn dagegen in das Grab der Lebendigen ſchaffen, um ihn darauf dem Tode zu überantworten.

„Was hat der Roſenluckner denn verbrochen?“ fragte Eberhard, der ſeine Larve abgenommen hatte. — „Was kann er verbrochen haben?“ rief das herzulaufende Volk, zu deſſen Ohre die Kunde von des allbekannten Sackpfeifers ſchauerlichem Abenteuer wie ein Lauffeuer gedrungen war; „ein „Rauſchinger“ thut kein Uebel.“ — „Schwab,“ antwortete der Rottmeiſter dem Sipplinger, „denke an deine eigene Suppe und verbrühe dir nicht bei fremden Schüſſeln das Maul. Der Auguſtin gehört zur Bande des ſogenannten Junkers Wegerich, der ſein Eidam werden ſollte.“ — „Ich habe ihm ja den Handel aufgeſagt,“ fiel der Sackpfeifer ein; „das Madel iſt für den Schwaben. Die Männer da können es bezeugen.“

Die Siechknechte gaben ohne Zögern das verlangte Zeugniß. Sie hatten deutlich vernommen, wie Auguſtin aus der tiefen Grube heraus ſeine Tochter dem Kameraden in der Lederhülle zugeſagt. Das Volk ſchrie immer lauter und drohender dem Rottmeiſter zu, den ſchuldloſen Mann nicht weiter zu beläſtigen, nachdem des Himmels Gnade denſelben ſo wunderbar beſchirmt und gleichſam durch ein Gottesurtheil ſeine lautere Geſinnung dargethan habe. Pirklinger und die Seinen nahmen den Gefangenen in ihre Mitte, entſchloſſen, ihre Pflicht ohne Menſchenfurcht zu erfüllen. „Ihr kommt mir wie die Juden vor, die Barrabam verlangen,“ rief er in den Lärm; „aber ihr ſollt ihn mir nicht losſchreien.“

Der Menſchenknäuel ward immer dichter, ſtets lauter tönte das wilde Geſchrei und ſchon ſah Pirklinger den Augenblick nahe, der jeden weiteren Widerſtand überflüſſig machen ſollte; da ſchmetterte vom Burgthor her ein Drommetenſtoß. Sofort entwirrte ſich der Knäuel. Pirklinger gewann Luft; er ſah den Grafen von Schwarzenberg mit etlichen Dragonern, ſeiner gewöhnlichen Begleitung beim Beſichtigungsritt, über die ſchmale Brücke kommen. Im Nu war Pirklinger bei dem gebietenden Herrn, um Bericht abzuſtatten. Das Volk hielt ſich zwar in ehrfurchtsvoller Entfernung, aber es verlief ſich nicht. Des Rottmeiſters Bericht, natürlich

nicht ganz unparteiisch, legte das meiste Gewicht auf Augustins verdächtigen Verkehr mit dem Räuber, welcher als Siechsuecht angethan in die Sterbehäuser gedrungen war. „Ich habe ihm ja den Handel aufgesagt, gestern Abend noch," schrie Augustin. „Fragt ihn doch selber."

Der Graf wendete den Blick halbrechts, hob deutend die Hand empor und entgegnete: „Dorthin geschaut!" — Der Sackpfeifer that, wie ihm geheißen worden. Ueber den Häuptern des Volks schwebte an einem Schnappgalgen der Unterkirchweger, mit Perrücke und Tressenhut angethan, den Degen an der Seite, gestiefelt und gespornt. Der Graf fuhr fort: „Vor dem Schottenthor ist gerade noch ein Plätzchen frei. Du sollst es haben."

Mit erhobenen Händen sank Augustin in die Knie, keines Lautes mächtig. — „Gnade, Gnade für den Wiedererstandenen!" rief Eberhard, schrie das Volk ihm nach. — „Gnade!" zeterte ein junges Mädchen, das die Menge mit Gewalt durchbrechend sich in den Kreis drängte und vor dem Pferde des Grafen zu Boden warf. „Gnade für meinen Vater! Ich habe durch die Pest meine Mutter und meine zwölf Geschwister verloren. Will nun der Herr Graf unerbittlicher seyn als der Würgengel, der meinen Vater nicht nur verschont, sondern so recht verschmäht und zurückgeworfen hat?"

Das kecke Wort war ein Glückswurf. Sey es nun, daß Schwarzenberg schon von Anbeginn an es nicht gar zu schlimm gemeint, oder daß die fromme Kindlichkeit des schönen Mädchens sein Herz gewendet; kurz, er ließ dießmal Gnade für Recht ergehen, nachdem er den reumüthigen Sünder und das ungeberdige Volk zuvor tapfer abgelanzelt. Sobald Schwarzenberg den Rücken gewendet, geleitete das Volk seinen lieben Sackpfeifer jubelnd nach Haus, und die Leute, gemeine wie vornehmere, beschenkten ihn in selbiger Stunde und in den nächsten Tagen so reichlich, daß er während des Restes der bösen Zeit keinen Hunger und auch — keinen Durst zu leiden brauchte. Entsetzen, Galgenangst und die doppelt Rettung waren nicht im Stande gewesen ihn zu bessern.

Schließlich wird noch folgendes zu sagen seyn. Im Monat December war keine Spur mehr von der Seuche übrig, nachdem sie noch im November in der innern Stadt allein über 2400 Opfer mitgenommen. Kaum hatte das Wüthen der Krankheit aufgehört, so fanden sich schon in hellen Haufen fremde arbeitsame Leute ein, welchen bereitwillige Aufnahme gewährt wurde. Und wie es eilf Monden hindurch an Geistlichen zum Troste für Kranke und zur Einsegnung der Leichen gefehlt, so reichten die Diener des Altars jezt kaum mehr aus, alle Brautpaare zusammen zu geben, die sich zum heiligen Stande der Ehe drängten. Am Stephanstag (26. Dec.) allein sahen die ehrwürdigen Wölbungen des Stephansdoms fünfundneunzig Paare trauen. Unter diesen befand sich der junge Badermeister Eberhard Wetzstein mit der tugendbelobten Tochter des betrunkenen Sackpfeifers.

Wilhelm Chézy.

Zu Venedig bei den Armeniern.

Dem, der längere Zeit in Venedig verweilt hat, ergeht es hier gerade wie in andern vielbeſuchten Mittelpunkten der geſitteten und halbgeſitteten Welt. Man muß die gezwungenen Ehren der Gaſtfreundſchaft und die Laſten der Landsmannſchaft tragen; man muß ſich als guter, wenn auch noch ſo ferner Vetter zeigen und alle Frohne eines Lohnbedienten übernehmen, man muß an mehr als Einer Stelle Dinge erklären, von denen man nicht das ABC verſteht. Auf dieſe Weiſe bekommt man freilich auch manches zu ſehen, was man wahrſcheinlich ſonſt nie in Augenſchein genommen hätte, und ich bin perſönlich einer von denen, welchen ſolches ſehr leicht geſchieht. Ich geſtehe es, daß ich mehr auf's Gerathewohl zu genießen liebe, wenn ich reiſe, als mich gewiſſenhaft zu unterhalten ſuche. Ich habe nie die Touriſtenmanier begriffen, die darin beſteht, daß man bei der Ankunft an einem Ort eine Liſte ſämmtlicher Merkwürdigkeiten deſſelben ſich geben läßt, und dieſe dann unter der eigennützigen Obhut eines Fremdenführers „abgaloppirt." So wird denn ein Fremder, der mir von guten Bekannten zugewieſen worden, damit ich ihm mit Rath und That zur Hand gehe, dem ich auf ſeinen Ausflügen und Umzügen meine Begleitung der Höflichkeit wegen anbieten muß und der dieſelbe gerührt und bereitwillig ſogleich annimmt, ein wahres Zwangswerkzeug meiner Belehrung.

Ein ſolches Werkzeug fand ich vor kurzem in einem geiſtlichen Herrn aus Frankreich, der mir, ich weiß kaum wie, in die Hände gefallen war. Der Mann war weder ein tiefer Gottesgelehrter noch ein ſcharfer Denker; ſelbſt bibelfeſt ſchien er mir keineswegs zu ſeyn; er verwunderte ſich, als ich leugnete, daß die Evangelien urſprünglich lateiniſch geſchrieben ſeyen, und von den griechiſchen Kirchenvätern ſprach er, indem er ſie für ſchismatiſch hielt, mit der ganzen Energie entſchiedenen Abſcheus. Dagegen war er in allem, was ſich auf die Aeußerlichkeiten des Gottesdienſtes bezieht, gründlich bewandert, mit den prieſterlichen Zuſtänden aller Gegenden, die er in ſeinem ziemlich bewegten Leben bereiſt hatte, mehr oder weniger vertraut, als ehemaliger Sendprieſter von den religiöſen Gebräuchen der Schwarzen eben ſo gut, eben ſo in's Kleinliche hinein unterrichtet, als von der Geiſtlichkeit Roms und Neapels, wo er gleichfalls geweſen war, endlich mit erbaulichen Geſchichtchen für und gegen die Jeſuiten ausgeſtattet und verſchwenderiſch freigebig. In Venedig waren es natürlich auch die Kirchen und der Klerus, die ihn am meiſten in Anſpruch nahmen. Er gab mir freundlich zu verſtehen, wie lieb es ihm wäre, wenn ich ihn auf allen ſeinen Wallfahrten begleiten wollte, aber den meiſten Zumuthungen fand ich anſtändige Mittel auszuweichen; ſehr zu ſtatten kam mir die wohl begründete Ausrede, daß ich dem Herrn Abbé bei ſeiner Einkehr in den verſchiedenen Heiligthümern und geiſtlichen Haushaltungen in nichts behülflich ſeyn könnte. Einmal jedoch ward ich willig ſein Genoſſe. Es galt eine Gondelfahrt nach San Lazaro zu den armeniſchen Vätern, unter denen ſich auch Jünglinge befinden und wo bekanntlich Lord Byron ſich vor ganz Europa das Anſehen gab, als vertiefe er ſich in das Labyrinth des armeniſchen Idioms.

Da wir den Tag der Reiſe im voraus feſtgeſezt hatten, ließen wir uns vom Sturm und Regen im Moment der Abfahrt nicht abhalten. Die Gondel war wohl geſchloſſen, und wir hatten daher perſönlich vom ärgerlichen Wetter wenig auszuſtehen; aber das kleine Schiff kam nur mühſam und langſam vorwärts, unſer ſchwimmendes Gehäuſe wurde herüber und hinüber geſchaukelt, jeden Augenblick wurden wir vom erſten leitenden Gondolier zum Wechſeln unſeres Platzes aufgefordert, um das geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen, und das Meer ging drohend hoch. Weit und breit war unter dem trüben, hefenfarbenen Himmel kein Segel, kaum ein Kahn zu ſehen. Plaudernd und erörternd, geſchüzt vor den Elementen, die an unſere Fenſter pochten, fühlten wir uns etwa in derſelben Stimmung, wie wenn man zu zwei oder drei am lodernden Kamin ſizt, und mit Cigarren und Stengelgläſern verſehen über alles in der Welt vernünftig und unvernünftig hin und her ſchwazt, während es draußen von den Wolken herab wie mit Kübeln gießt und die fallende Tropfenmaſſe auf dem gewaſchenen Pflaſter laut und eintönig widerhallt.

Endlich waren wir an Ort und Stelle. Wir befanden uns vor einer ſtattlichen, geräumigen Behauſung, die eben ſo gut den Eindruck einer kleinen Feſtung oder eines Gefängniſſes, als den eines geiſtlichen Convents machen konnte. Unſere Gondoliere beeilten ſich, in einer Art Schenke, die hart an das Aſyl der aſiatiſchen Mönche ſtieß, nach der mühevollen Fahrt ſich zu ſtärken, und wir wurden von einem Hausmeiſter einem jungen armeniſchen Kuttenträger von leichten, einnehmenden Formen des Umgangs und einem zwar

nicht idealen, aber doch ziemlich empfehlenden Aussehen übergeben, der sich unverzüglich daran machte, uns die Merkwürdigkeiten des Hauses zu zeigen.

Die eigentliche Umschau währte nicht über eine kleine Viertelstunde und wurde nur durch ein Gespräch über die Priesterehe bei den mit Rom vereinigten Kirchen des Morgenlands ein wenig hinausgezogen. Dieses Gespräch hatte übrigens nur Anfangs den Charakter eines Dialogs, denn bald ging es in eine Auseinandersetzung der Sache ohne Widerrede über, wodurch der junge, im Französischen ziemlich gut fortkommende Armenier die allzuschreienden Irrthümer des guten, gesprächigen, sich unterrichtet dünkenden Abbé höflich und doch hitzig zu berichtigen sich bemühte. Die scheinbare Heftigkeit und auffallende Wärme seines Vortrags und Geberdenspiels rührte offenbar weniger von Entrüstung über die harmlosen Verstöße des allerdings etwas halsstarrigen Abbé, als von der Aufregung her, in die ihn das rasche Bewältigen einer Sprache, die er nicht täglich im Mund führte, versetzen mochte. Das Französische wird übrigens von den Armeniern unter allen abendländischen Sprachen am eifrigsten getrieben und bildet einen Hauptbestandtheil der Jugendbildung, deren die angehenden Priester der hiesigen Anstalt dieser Nation genießen. Es mögen hiebei vor allem die Beziehungen der Franzosen zu den abendländischen Christen des Morgenlandes in Betracht kommen, aber auch der allgemeine Brauch Europas, aus dem Französischen ein wesentliches Kapitel einer weltmännischen Erziehung zu machen, ein Brauch, den die Franzosen als Hauptgrund ihrer geringen Rücksicht auf fremde Idiome anzuführen pflegen.

Die Mitglieder dieser armenischen Gemeinde sind nicht so streng gehalten wie eigentliche Mönche, dürfen sich aber auch nicht alle Freiheiten der bloßen Weltpriester gönnen, und nachdem sie eine zeitlang im Hause zu Venedig verweilt und auf die Seelsorge ihrer zwar von Natur milden und empfänglichen, aber noch in die Nacht tiefer Unwissenheit gehüllten Landsleute sich vorbereitet, kehren so in ihre Heimath zur Weide jener Seelenheerde zurück. Die zufälligen Einblicke in die Sitte und Thätigkeit dieser Orientalen waren das Belehrendste und Anziehendste, was im armenischen Institute des heiligen Lazarus zu unserer Kenntniß gelangte. Man zeigte uns die Kirche, einen Hörsaal, die Bibliothek und die Druckerei, lauter Dinge, die ganz gewöhnlich aussahen und nur durch den Umstand, daß sie einer fremden, aufkeimenden Gesittung gewidmet sind, für uns Bedeutung erhielten. Die Zelle, die Lord Byron bewohnt hat, wurde uns nicht gezeigt, und vom Aufenthalt des nicht sehr rechtgläubigen Barden war in diesem Asyl von Priestern und Jüngern, welche die zarte Sendung haben, das oft gelockerte Band zwischen der abendländischen Behörde und den morgenländischen Sitten oder Leidenschaften möglichst fest zu erhalten, ohne Zweifel des Anstands halber und aus Ehrfurcht vor der Religion mit keiner Sylbe die Rede. In dem durch Sparsamkeit und Einfalt ausgezeichneten Hausrathe fielen mir weit weniger orientalische Formen auf, als ich vermuthet hatte, in den einzelnen Schmucksachen dagegen trat der Geist des Morgenlands deutlicher und häufiger hervor. Die Druckerei hat ein so schlichtes, karges und dabei ganz europäisches Aussehen, daß ich an die Hieroglyphen, die hier gesetzt werden, hätte ich es nicht voraus gewußt, durch nichts gemahnt worden wäre. Die Bibliothek fiel mir nur durch ihre nicht orientalische Sauberkeit auf; ich glaubte mich in die Bibliothek der Villa eines reichen, vornehmen Landbesitzers versetzt, so viel Ordnung und Comfort blickte mir überall entgegen; als ich aber dann die wohlgereihten, großentheils schön gebundenen Bücher mir näher ansah und das fremdartige Buchstabenchaos in mein Auge drang, da ward es mir plötzlich ganz unheimlich zu Muth und ich fühlte mich im Orient, nicht weit vom kaspischen Meer und an der Grenze Persiens.

Unter den Schätzen des Hauses habe ich noch einen zu nennen, den unser junger Führer mit besonderer Vorliebe vorzeigte. Ich meine das Bildniß des Stifters, dessen höchst armenischer Name vom Führer unstreitig zu gut, zu heimathlich ausgesprochen wurde, als daß ich ihn als etwas Gegliedertes hätte fassen und behalten können. Das Bildniß dagegen redete eine weit verständlichere Sprache, und wenn auch der technisch grübelnde Kunstrichter vielleicht mehr als Einen Punkt an der Arbeit anzufechten haben mag, so trägt es doch alle Zeichen lebendiger Aehnlichkeit. Es liegt in diesen Zügen eine Mischung von Erhabenheit und Entschiedenheit, ganz der Charakter eines Sterblichen, der bestimmt ist, etwas Ersprießliches und Dauerndes zu gründen. So stark fand ich namentlich die Entschiedenheit dieses Kopfes, daß sie mir dem Stolze verwandt schien, und wenn, nach Aussage des jungen armenischen Gewährsmanns, der uns geleitete, die Akten seiner Heiligsprechung zwar schon lange am geeigneten Orte vorliegen, aber noch immer nicht erledigt sind, so läßt mich dieses bis zur Heiligkeit strenge, aber dabei auch trotzige und störrige Gesicht diese Verzögerung begreiflich finden.

Einen ganz andern Eindruck als von diesem Bildniß und in San Lazaro überhaupt empfing ich beim Besuche eines gleichfalls armenischen Hauses hier, das der Erziehung von Jünglingen aus diesem Lande unter Obhut theils geistlicher, theils halbgeistlicher Aufseher und Lehrer gewidmet ist und ein Bruderhaus in Paris besitzt. Und hier finden wir wieder eine der zahlreichen Einzelheiten, welche beide, in so vielem so ganz verschiedene Städte mit einander gemein haben.

Venedig, durch seine Lage wie durch das Gepräge seiner Geschichte der äußerste Vorposten des westlichen

Europa gegen das einſt mächtige und gefährliche Morgenland zu, hat gleichſam ein natürliches Anrecht auf die Erziehung morgenländiſcher Chriſtenjünglinge, wenn ſie im Schooße der abendländiſchen Kirche geboren ſind und gebildet werden ſollen. So bot unter den Orten, wo die wahrhaft koloſſale Stiftung zweier im Handel reich gewordener Armenier zur katholiſchen Erziehung junger Landsleute und Glaubensgenoſſen in's Leben treten konnte, Venedig gewiſſermaßen von ſelbſt ſich dar. Es iſt weſentlich abendländiſch, aber reicht ſchon in den Bereich des Orients hinein, und die längſt beſtehende Anſiedlung von San Lazaro konnte nur ein Beweggrund mehr für die Wahl Venedigs zum Sitz dieſer Anſtalt ſeyn.

Wenn nun in den lezten Jahren eine ähnliche Niederlaſſung zu Paris gegründet wurde, ſo erklärt ſich dieß aus der beſtändigen Einwirkung Frankreichs auf die römiſch katholiſchen Gemeinden des Orients durch die Vermittlung des Staats wie durch den Eifer der Privaten. Damit außerdem die kleine Zahl lateiniſcher Chriſten, die in der Levante zerſtreut ſind, von den Maſſen, über die das byzantiniſche Schisma gebietet, durch eine möglichſt tiefe und ſcharfe Abſonderung mehr und mehr geſchieden werde, mußte ihr Herz und ihr Verſtand durch und durch abendländiſch gefärbt und geſtählt, daher zu dem Brennen weſteuropäiſcher Bildung, der mit orientaliſchen Elementen am wenigſten verſezt iſt, geleitet werden. Dieß ließ ſich nun vor allem bei den Franzoſen erreichen, in deren geiſtige Thätigkeit, ſeit den arabiſchen Einflüſſen auf die gothiſche Baukunſt, kein Verſuch der Zufuhr aſiatiſchen Stoffs und aſiatiſcher Weiſe etwas Vernünftiges, Kernhaftes und Nachhaltiges hervorzubringen vermocht hat. Immer waren Schwulſt, Uebertreibung, Unnatur die Frucht dieſer Verſuche, und zur Genüge haben dieſe Ergebniſſe dargethan, daß der Volksgeiſt, der in den Luſtſpielen eines Molière und den Satiren Voltaires lebt, mit dem Mährchen- und Bilderſinn der morgenländiſchen Völker ſich nicht verträgt. Höchſtens den Ton der perſiſchen Muſe konnten die Franzoſen, ohne allzuſehr aus ſich ſelbſt herauszugehen, ſich einigermaßen angewöhnen, und nirgends konnten katholiſche Armenier, um abendländiſches Weſen ohne Miſchung aufzunehmen, in eine rückſichtsloſere Schule kommen als zu Paris.

Eingeladen und eingeführt von einem Freunde, dem es darum zu thun war, daß ich eine lebendige Vorſtellung von den Fortſchritten der dortigen Armenierkolonie in allen Elementen der franzöſiſchen Geſittung erhalte, wohnte ich in Paris einer feierlichen Preisvertheilung des armeniſchen Collegiums bei, die unter den Auſpicien verſchiedener hochgeſtellter Beamten aus dem Departement des Schulweſens und unter dem förmlichen Vorſitze des den abweſenden Erzbiſchof vertretenden Abbé Bonitain ſtattfand. Was mir bei dieſem Feſte Anfangs im höchſten Grade auffiel, war die beinahe völlige Unterdrückung des morgenländiſchen Scheins, von dem nur in einzelnen Trachten einige Spuren übrig geblieben waren. Die Kleidung, die Haltung, die Manieren, die bei manchen wirklich täuſchende Ausſprache des Franzöſiſchen, der ächt franzöſiſche und doch nicht eingelernte Ideengang in den Reden, die Weiſe endlich, wie das Ganze angeordnet war, das alles zeugte von einer durchgreifenden Metamorphoſe, die mehr oder weniger Rolle und Maske ſeyn mochte und die orientaliſchen Seelen ſchwerlich verwandelt hat, aber doch einer wahren Verzauberung der morgenländiſchen Gewächſe in abendländiſche Formen gleich ſah und wenigſtens die Fähigkeit dieſer Kinder des fernen Orients, ſich europäiſcher Sitte anzuſchmiegen, auf's deutlichſte bekundete.

Daß aber aus den Bemühungen der Franzoſen, den römiſchen Cultus im Reiche des Halbmonds zu verbreiten, im Allgemeinen, ſo wie aus der Errichtung der armeniſchen Schweſteranſtalt in Paris für das römiſch katholiſche Haus derſelben Nation in Venedig freundſchaftliche Beziehungen zu den Franzoſen, die in dieſer Sphäre thätig ſind, ſo wie zu Frankreich überhaupt erwachſen ſind, kann nur natürlich erſcheinen. Die franzöſiſche Sprache mit ihrer Literatur mußte daher auch in Venedig ein Hauptzweig des vielſeitigen Unterrichts werden, den die jungen da angeſiedelten Armenier erhalten. Da nun dieſe Jünglinge ſehr aufgeweckt und von Natur ſehr rührig ſind, da ſie dabei nicht unter dem Druck einer lähmenden Zucht und todten Lehrmechanik ſchmachten, ſo konnte dieſes Studium ſchnell in Aufnahme kommen und in kurzer Zeit zu gedeihlichen Ergebniſſen führen.

So wenigſtens ward mir verſichert vom franzöſiſchen Sprachlehrer des eigenthümlichen Jugendſtiftes, von dem mir eine keineswegs andächtige, aber immerhin ehrerbietige Wallfahrt einen höchſt günſtigen Begriff und von dem Leben in dieſer Einſiedelei der Bildung wie von dem Geiſte, der darin waltet, eine ſehr freundliche Vorſtellung gab. Was mir zuerſt in die Sinne fiel, war die Grazie des Entgegenkommens von Seiten der Diener, wie der Zöglinge und Vorſteher. Es war freilich noch etwas Wildes und Scheues in all dieſen Blicken und Verbeugungen; den Jünglingen, die ſich nicht getrauten uns nahe zu treten, weil wir in weiblicher Geſellſchaft waren, und von ferne ſtaunten, ſah man es an, daß ſie von einem Stamme ſind, deſſen Söhne nicht in den Feinheiten der europäiſchen Weltſitte aufgeſäugt und geſchult werden; aber man ſah auch, daß es keine Barbaren ſind, denn ihr leichter Anſtand, ihr holder Rückhalt verrieth, daß reger Sinn für edle Formen ihnen innewohnt, und wem dieſer nicht abgeht, der iſt kein Barbar. Ich dachte, indem ich ſie beobachtete, an die angelſächſiſchen Jünglinge, die in der Morgendämmerung des Mittelalters, unter Gregor dem Großen nach Rom kamen. Die Worte, die

der ſonſt ſo ſtrenge Papſt, in einem Anflug väterlicher Milde, über dieſe zarten, aber heidniſchen Abkömmlinge des Nordens ſprach: „Nicht Angeln, Engel, wenn ſie Chriſten wären“ (Angeli, non Angli, si Christiani fuissent), hätte ich gerne, freilich ohne die Beſchränkung, die ſie enthalten, auf dieſe Armenier angewendet.

Gehe ich nun von den Zöglingen zu ihrem Vorſteher über, ſo muß ich ſagen, daß mir ſelten ein geiſtlicher Herr von größerer Liebenswürdigkeit vorgekommen iſt. Ich weiß nicht, was ich wohlthuender an ihm fand, den faſt weltmänniſchen Empfang, oder die Spuren morgenländiſcher Art und Anſchauung in ſeinem Weſen, Meinen und Benehmen. Er hat ſich alle Manieren des europäiſchen Umgangs angeeignet, und doch liegt ein aſiatiſches Etwas in dieſen ſo wohl erlernten Formen, und in der gemüthlichen Unbeholfenheit, womit er die Sitte des Abendlands übt, läßt ſich der Sohn des Orients nicht verkennen. Es iſt, als ob ein Gaſt aus der Ferne unſere Sprache mit ſeltener Bravour in Wahl und Stellung der Wörter handhabte, aber durch die fremde Ausſprache, die ihm zu bewältigen nicht gelingen will, die fremde Abkunft verriethe. Der armeniſche Pater hat nichts mit der ſtarren, unduldſamen Sekte zu thun, die alle heitern Spiele der Geſelligkeit von einem chriſtlichen Leben ausſchließt. Die geſchmeidige Vermittlung zwiſchen Welt und Kirche, die, Dank den Bemühungen der Jeſuiten, in Verruf gekommen, oder, genauer angeſehen, weil deren Vortheil für die Religion von ihren Gegnern zu gut begriffen worden, verunglimpft worden war, ſcheint unſerem Pater keineswegs verwerflich, und ſogar dem zarten, dem leicht verletzlichen Geſchlecht wagt er, in allen Ehren, mit Zeichen der Galanterie zu nahen.

Das Gebäude, wo er mit ſeiner Heerde lebt, beſitzt einen Garten, wie es deren ſo manche im Lagunengewirre und dem Durcheinander der engen Gaſſen, wie Miniaturbilder der freien Natur und Stätten heiterer Ruhe, gibt. Sie ſind gerade durch ihren Gegenſatz zum übrigen eine der willkommenſten Zierden Venedigs, und der Garten des armeniſchen Collegs iſt zwar nicht unter die ſchönſten, aber auch nicht unter die mindeſt anmuthigen zu rechnen. Es war ein Tag im Mai, noch ein Nachzügler des Winters, ſchon ein Vorbote des heißen Sommers, und wir ergingen uns im Garten mit dem Pater. Die Königin unſerer Geſellſchaft aber war eine kleine, ſchmächtige, zierliche, lebendige und ſchnippiſch plaudernde Franzöſin, die einen ſo boshaft anreden, aber auch ſo gemüthlich anblicken konnte, und die dem armeniſchen Pater, wie aller Welt in Venedig, wo derlei Blumen nicht zu Hauſe ſind, ſehr wohl gefiel. Er ſprach ſie an mit freundlicher Ehrerbietung und ſo väterlich, als es ſein noch nicht ſehr fortgeſchrittenes Alter zuließ, und nachdem das Geſpräch einige Minuten gedauert und den Ton feinen Scherzes angenommen hatte, bückte er ſich, als er die Geſellſchaft gerade an der niedrigen Einfaſſung eines Blumenbeets vorbeiführte, gelenk und raſch zu einer Roſe, die dieſen Rahmen mit bilden half, pflückte ſie mit leiſem Druck, hob ſich ſchnell wieder und überreichte ſeine zarte Beute der Pariſer Signorina. Dieſe, in der Blumenwelt ſehr bewandert, hob alsbald lächelnd den morgenländiſchen Urſprung der ihr gebotenen Gabe hervor, was dem Pater ſehr zu ſchmeicheln ſchien, und verwob, da es Zeit zum Fortgehen war, in dieſe wohlthuende Bemerkung ein gefälliges Compliment des Abſchieds. Nachdem noch einige Worte gewechſelt waren, beſtiegen wir wieder unſere Gondel und die Heimfahrt war durch ein Lauffeuer von ſinnigen Aeußerungen der Sympathie für die Anſtalt, die wir beſucht hatten, belebt. Allen Mitfahrenden war eine doppelte Erſcheinung bei der kurzen Muſterung dieſer fremden Jünglinge und dem flüchtigen Verkehr mit deren Vorſteher aufgefallen: die glückliche Natur dieſer Menſchen und der ſegensreiche Einfluß, den die Kirche wie die Sitte des Abendlands auf ſie ausüben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Namhafte Opfer der Cholera.

Unter den Opfern, welche in jüngster Zeit der grimmige Tod hier unverhofft abgerufen, sind auch der ausgezeichnete Künstler Ranftl und zwei stadtbekannte Figuren zu nennen, der Advokat Wildner von Maithstein und der Schriftsteller Sigmund Ebersberg. Ranftl ist auch auswärts in weiteren Kreisen bekannt; seine kernkräftigen Bilder aus dem Volksleben Oesterreichs, seines Heimathlandes, haben überall freundliche Aufnahme gefunden, weil sie, abgesehen von der gelungenen Ausführung in Zeichnung und Farbe, in ihrer naturtreuen Auffassung das allgemein Menschliche mit der besondern Volksthümlichkeit verbinden, und jeder einzelnen Gestalt ihr persönliches Recht auf eigenstes Leben und Daseyn gelten lassen. Ranftls Oesterreicher sind keine angekleideten Puppen, keine Gestalten für Nürnberger Bilderbogen, sondern wirkliche Menschen mit dem ächten Ausdruck ihres Thuns und Denkens. Der allzufrühe Tod des begabten Künstlers, abgerufen im kräftigsten Mannesalter, ist auch noch für andere Fächer ein höchst empfindlicher Verlust. Ranftl war einer der einsichtsvollsten und thätigsten Mitarbeiter Auers in Bezug auf die zu großem Theil schon durch ausgezeichnete Ergebnisse belohnten Bestrebungen, die vervielfältigende Presse zu willigem Dienste für die bildenden Künste zu zwingen. Was Aloys Auer (Vorstand der k. k. Staatsdruckerei, berühmt als Erfinder des sogenannten Naturselbstdrucks) für die graphischen Künste bereits geleistet, ist so ziemlich aller Welt bekannt; die glänzende Aufnahme, welche er kürzlich erst in München bei Gelegenheit der Industrieausstellung gefunden, hat es auf's neue bewährt, doch ist im Augenblick nicht hier der Platz, auf das Wirken dieses merkwürdigen Zeitgenossen näher einzugehen, besonders da ich mir vorbehalten habe, die Leser eines Tages durch die Staatsdruckerei zu führen, wobei sich die schicklichste Gelegenheit finden wird, auch im allgemeinen auf die Leistungen des Vorstandes und Leiters der großartigen Anstalt zurückzukommen. Für jetzt genüge, in Bezug auf Ranftl beizubringen, daß dieser als ausübender Künstler die bewegende Federkraft der vielfachen Versuche zu Buntdrucken und dergleichen mehr war, von denen nur ein geringer Theil erst in Auers „polygraphisch-illustrirter" Wochenschrift „Faust" veröffentlicht vorliegt. Zu derlei Versuchen war Ranftl nicht nur durch besondere Befähigung geeignet, sondern auch durch den Umstand, daß er durchaus nicht gezwungen war, von der Benutzung seiner Zeit zu leben. Von Hause aus wohlhabend, hätte er gar nichts zu arbeiten gebraucht, um für die Seinen und für sich selbst zu sorgen, so daß er ohne alle ängstliche Hast den edeln Liebhabereien seines erfinderischen Geistes nachhängen konnte, was er mit der Innigkeit eines harmlosen Künstlergemüthes that. Er ruhe in Frieden!

An Wildner von Maithstein, dem Erfinder der in bezahlten Einrückungen vielgenannten Blattenöfen, verliert die neumodische Brüderschaft der Pferdefresser ihren Vater Eufantin. Ueber die hippophagischen Bestrebungen und Zustände zu „Neu-Klederling" habe ich die Leser schon ausführlich unterhalten, vielleicht sogar allzuausführlich für eine Unterhaltung; zweifelsohne habe ich damals auch nicht vergessen, den Namen dieses Mannes zu nennen, welcher zur Gattung jener rastlosen Köpfe gehörte, welche — mit mehr als ganz gewöhnlichen und doch immer noch untergeordneten Fähigkeiten ausgerüstet — um jeden Preis sich berühmt zu machen begehren. Wildner verlegte sich auf allerlei Erfindungen und betrieb das Pferdeschlachten mit wahrem Fanatismus, wodurch er es in der That zu einer Art Berühmtheit gebracht hat, so weit der Stephansthurm seinen langen Schatten wirft. Die Umtriebe für das Pferdeverzehren verlieren an ihm ihre Unruhe, und sein Scheiden wird nicht wenig dazu beitragen, der leidigen Angelegenheit um so schneller das wünschenswerthe Ende zu machen. Doch um deßwillen hätte er immerhin am Leben bleiben dürfen, er würde den Fall nur verzögert, nicht abgewendet haben.

Der dritte unter den oben Genannten war eine Figur von ganz besonderer Eigenthümlichkeit, weil sich in ihm ein zwar nur geringes Maaß schriftstellerischer Befähigung, aber doch genug davon entwickelt hatte, um ihn zum Vertreter einer Gattung von Leuten zu machen, in welchen sich mit der ehrlichsten Gesinnung eine geistige Beschränktheit von unbegreiflich engem Umfang vereinigt. Bis zum Jahr 1848 war Ebersberg ein Schriftsteller unter dem Troß der Mittelmäßigkeit. Er hatte einige Kinderschriften herausgegeben, von denen eine oder die andere „gegangen" war, um mich des buchhändlerischen Kunstausdrucks zu bedienen. Seine Versuche in andern Fächern waren ganz erfolglos geblieben. Eine Wochenschrift, die er herausgab, fristete ihr Daseyn nur darum, weil bei dem damaligen Mangel an einheimischen Zeitschriften überhaupt die wachsende Leselust des Publikums nichts von allem, was auf dem Platze erschien, ganz untergehen ließ. Als nun das Jahr der entfesselten Stürme kam, bewährte sich der unbedeutende Schriftsteller als einen Mann von bedeutendem Muth; er trug frank und frei sein schwarzgelbes Banner; nicht um eines Haares Breite wich er vor dem tollen Geschrei zurück, und die drohende Lebensgefahr, in welcher er unaufhörlich schwebte, ließ ihn auch nicht einen Augenblick verstummen, selbst dann nicht, als öffentliche Maueranschläge und Flugblätter das Volk aufforderten,

ihn zu denken. Es wird wohl nicht nöthig seyn, noch besonders hier anzumerken, daß in jenen leidenschaftlichen Tagen mit derlei kein Scherz zu treiben war. Die Festigkeit, welche Ebersberg damals bewies, gereicht dem Manne zur höchsten Ehre, und sein Beispiel hat inmitten des Sturms auch manchen, der sonst vielleicht gewankt hätte, zum Ausharren ermuntert, so daß er sich wirkliche und unbestreitbare Verdienste um die gute Sache erworben. Anders jedoch gestaltete sich das Verhältniß, nachdem die schlimmen Geister beschworen und gebannt waren. Eine Partie der Leute, welche den Stürmen der Leidenschaft unerschüttert Stand gehalten, wollte nun auch den wirklich begründeten Anforderungen der Zeit kein Zugeständniß gemacht wissen, und sah scheel auf die Maßregeln der kaiserlichen Regierung, welche klug und stark das Werk der Neugestaltung angriff. Im Namen dieser Partei verlangte Ebersberg nichts geringeres, als ganz einfach die Wiederherstellung der vormärzlichen Zustände. Seine Wochenschrift, „der österreichische Zuschauer," sprach sich stets in diesem Sinne aus und spielte damit in den wichtigsten Fragen der innern wie der äußern Politik häufig die Rolle eines Widerstandsblatts. Der Widerstand blieb von Seiten der Behörden ohne Ahndung, theils um der Verdienste des Herausgebers willen, theils weil man wußte, daß die äußerst geringfügige Auflage des Zuschauers von ein paar hundert Abzügen beinahe in keine andern Hände kam, als solcher Leser, welche ohnehin mit dem Verfasser einverstanden waren. Die Wochenschrift war in ihrer Stellung zur Oeffentlichkeit nur als Handschrift für gute Freunde gedruckt. Für Ebersberg gab es in aller Welt nur zwei Farben; was nicht weiß, war für ihn schwarz, wer nicht ganz unbedingt zu ihm stand, war nach seinem Ausspruch ein Feind der guten Sache, ein Demokrat und schnöder Jude. In seinem blinden Eifer ging er so weit, den Herausgeber der hiesigen Kirchenzeitung, Sebastian Brunner, für einen schlechten Katholiken zu erklären, weil dieser gewagt, die Stellung der römisch katholischen Kirche in Rußland als eine ungünstige zu bezeichnen. Nun ist zu wissen, daß Brunner ein geweihter Priester, Doctor sacrosanctae Theologiae und Professor an der theologischen Fakultät ist, welche Eigenschaften den hochwürdigen Herrn vor nichts weiter geschützt haben, als von Ebersberg nicht förmlich für einen Juden erklärt zu werden, obschon er ein geistreicher Schriftsteller ist. Sonst dürften wohl — etwa Oscar von Redwitz, Florencourt und den abenteuernden Hessen-Homburgischen Hofrath Rousseau ausgenommen — sich unter den Schriftstellern wenige finden, welche nicht im Zuschauer unter das mosaische Volk geworfen worden. — Ein wahrer tiefer Lebensschmerz für Ebersberg war die Spannung zwischen Oesterreich und Rußland, namentlich als sie so unleugbar straff sich anzog, wie der Notentausch vom 8. August zwischen dem Grafen Buol und den westlichen Gesandten darthat. Für Ebersberg war russisch mit conservativ so gleichbedeutend, wie athmen und leben. Er hat sich in den lezten Monaten heiser geschrieen, um seine Meinung zu verfechten, und so verzweifelt stellte er sich an, daß er vielleicht tiefsinnig geworden wäre, hätte der mitleidige Tod ihm nicht die stumpfe Feder aus der Hand genommen. Auch er ruhe in Frieden, und möge kein Nachfolger an seinem Grabe erstehen, weil in erregten Zeiten nichts verdrießlicher ist als ein plumper Freund, der mit Bachkieseln die Fliegen auf der Nase seines Gönners totschlägt.

London, November.

Tabaksaufruhr in Cambridge. — Cholera. — Schiffbruch.

Ganz England iſt in dieſem Augenblick in zwei große Parteien getheilt, in die Tabaksfreunde und die Tabaksfeinde. Zu den Tabaksfreunden gehören vor allen die Studenten von Cambridge, welche zur Vertheidigung der Cigarre, oder des weed (Krauts), wie der Taback in der Studentenſprache heißt, ſich nicht ſcheuten einen Straßenkampf mit den Conſtablern zu beſtehen. An der Spitze der Tabaksfeinde ſteht Lord Palmerſton in eigener Perſon, der in einer kürzlich gehaltenen Rede den Tabak für die Wurzel alles Uebels erklärte und die Bauern vor allen Dingen vor dem Betreten eines Tabaksladens warnte, als vor dem erſten Schritt, der zum Verderben führe. Beginnen wir mit dem Kampf der Studenten zu Gunſten des Tabacks, obgleich chronologiſch die Rede Palmerſtons demſelben vorangeht.

Wie es ſcheint, durch die Rede des edeln Lords angefeuert, unternahm ein Londoner Gentleman und eifriger Verfolger des Krauts, eigens die Reiſe nach Cambridge, um auf dem Stadthauſe eine Vorleſung über die verderblichen Folgen des Rauchens zu halten. Der Saal war, wie man ſich leicht denken kann, mit Studenten angefüllt, alle mit Cigarren und Pfeifen in den verſchiedenſten Formen verſehen, die ſie zur Schau trugen, während ſie in ihren Taſchen Raketen und Schwärmer verſteckt hielten. Kaum hatte Lord Palmerſtons Freund und Anhänger ſeine Rede begonnen, als er von allen Seiten mit dem lauten Geſchrei unterbrochen wurde: „Ein dreifaches Hoch für Sir Walter Raleigh!“, der bekanntlich die Kartoffeln und das „Kraut“ zuerſt in England eingeführt hat. Der Gentleman wollte fortfahren, aber der Lärm wurde immer ärger und die Begeiſterung für Sir Walter Raleigh that ſich auf immer lärmendere Weiſe kund. Den Gentleman verließ zulezt die Geduld und er erklärte in ſeinem Zorn, er habe in einer Univerſitätsſtadt ein Auditorium von Gentlemen, nicht aber von Blackguards zu treffen geglaubt. Nun muß man wiſſen, daß die engliſchen Offiziere und die engliſchen Studenten ſich ganz beſonders etwas darauf zu gut thun, in jeder Hinſicht Gentlemen zu ſeyn, ſowohl in Bezug auf höhere Bildung, als, und ganz beſonders, in Bezug auf ſociale Stellung, da ſie alle Söhne reicher Lords und Kaufleute ſind, und die Söhne minder bemittelter Eltern ſich durch die ſehr bedeutenden Koſten des Univerſitätslebens in England von vorn herein davon ausgeſchloſſen ſehen. Nun iſt zu wiſſen, daß es nichts verächtlicheres in England gibt, als einen Blackguard, und daß man einen ſogenannten Gentleman nicht empfindlicher kränken kann, als wenn man ihn einen Blackguard ſchimpft. Ehemals kam dieſer Name, „ſchwarze Garde“ oder „ſchwarze Brigade,“ jenen bewaffneten Banden zu, die das Land durchſtreiften und von den harmloſen Reiſenden Contributionen erhoben. Heutigen Tages bedient man ſich, wie geſagt, dieſes Ausdrucks, um ſeine tiefſte Verachtung einer Perſon, und namentlich eines ſeyn wollenden Gentleman auszudrücken. Man kann ſich daher leicht denken, welchen Tumult unter den Studenten der Ausdruck „Blackguard“ erregte. Von Weiterſprechen oder Weiterhören konnte keine Rede mehr ſeyn. Die Studenten zündeten ihre Pfeifen und Cigarren an und füllten den Saal mit dicken Rauchwolken. Zu gleicher Zeit flog ein ganzer Schauer von Raketen und Schwärmern nach der Galerie hin, wo die Honoratioren der Stadt Platz genommen hatten. Jeden Augenblick war zu befürchten, daß es zu Thätlichkeiten kommen möchte. Ein anweſender Magiſtrat ſchickte auf der Stelle nach der Polizei, die auch ſofort mit dem Lordmayor der Stadt in den Saal trat. Der Lordmayor begab ſich auf die Rednerbühne, die noch immer vom unglücklichen Tabaksfeind beſezt war, und verſuchte die Geſellſchaft zu haranguiren. Aber alle ſeine Bemühungen waren vergebens; der Saal glich einem vollkommenen Babel, und er ſah ſich zulezt genöthigt, den „Meeting“ für aufgelöst zu erklären. Aber kaum hatte ſich der Lordmayor mit dem Sprecher zurückgezogen, ſo erſtürmten die Studenten die Tribüne, und einer von ihnen ſchlug ein Amendement vor, des Inhalts: „daß das „Kraut“ nichts weniger als ſchädlich ſey.“

Vom Tabakrauch, wie von ihrem Triumphe trunken, ließen die Studenten ihrer Laune die Zügel ſchießen. Einer fing an die Bänke zu zerbrechen und die Stücke als Siegeszeichen um den Kopf zu ſchwingen. Vergebens wurde er von einem Polizeibeamten aufgefordert, vom Werke der Zerſtörung abzulaſſen; der Student fuhr fort die Bänke zu zerbrechen, und der Polizeibeamte, da jener ſich weigerte Namen und Wohnung anzugeben, ſah ſich genöthigt ihn beim Kragen zu faſſen, um ihn gewaltſam aus dem Saale zu entfernen. Die engliſchen Studenten tragen alle eine Art Advokatenrock, Gown, und ſie ſelbſt werden daher ſchlechtweg Gownsmen, die Leute im ſchwarzen Rock genannt, zum Unterſchied von den Townsmen, den Leuten aus der Stadt oder den Philiſtern, wie man bei uns zu Lande ſagt. Kaum ſah ſich nun unſer Gownsman in der Gewalt des Polizeibeamten, als er aus voller Kehle den Ruf: „Gown! Gown!“ ertönen ließ, was, wie man ſieht, ſo viel heißt, als: Burſchen heraus! Die

Studenten ſtürzten von allen Seiten herbei, befreiten ihren Kameraden und trugen ihn im Triumph in den Saal zurück. Das Zertrümmern der Bänke ging auf's neue los, und die Polizeimänner, die dem Unfug Einhalt thun wollten, wurden mit Fauſtſchlägen traktirt. Nun ſind bekanntlich die engliſchen Conſtabler mit Staves, d. h. kleinen, dicken Stöcken verſehen, von denen ſie im Falle der Nothwehr Gebrauch machen dürfen, und auch dieſes mal ließen ſie ihre Nothwaffe munter auf den Köpfen der Studenten ſpielen. Allermittelſt hatte die Polizei Verſtärkung erhalten und man bemächtigte ſich eines großen Theils der Studenten, die ſofort in den Keller des Stadthauſes, der zugleich als Gefängniß dient, eingeſperrt wurden. Auf dieſe Nachricht eilte der »senior Proctor« der Univerſität herbei, und auf ſeine Verwendung wurden die Studenten wieder in Freiheit geſetzt.

Der Krawall erneuerte ſich jedoch am folgenden Tag, und obgleich die Proctors und magistri artium in ihren Profeſſorenröcken durch die Straßen der Stadt paradirten, hagelte es abermals Fauſtſchläge zwiſchen gownsmen und townsmen. Dieſelben Auftritte wiederholten ſich am dritten Abend, und man ſah ſich genöthigt, die Studenten in den verſchiedenen Kapellen, in denen ſie dem Gottesdienſte beizuwohnen verpflichtet ſind, eingeſchloſſen zu halten. Wie man weiß, beſteht eine engliſche Univerſität aus verſchiedenen Collegien, in denen die Studenten unter Rektoren und Proctors, die alle magistri artium ſind, zuſammen wohnen, ſpeiſen und ſtudiren. Dieſe Collegien ſind alle Stiftungen und jedes hat ſeine beſondere Kapelle. Die Studenten aber wußten die Wachſamkeit der Vorgeſetzten zu täuſchen und aus den Kapellen ihren Weg in die Straßen zu finden, um auf's neue die Rauferei mit den Tonnsmen zu beginnen. — Wie jedes andere Complott, ſo fand auch dieſes Tabakscomplott ſeine Erledigung vor dem Polizeigericht, das die Anſtifter zu einer Geldſtrafe von fünf Pfund verurtheilte. Der Senior Proctor hatte ſich für das künftige gute Betragen der Studenten verbürgt, und nur dieſer Zuſicherung hatten ſie die in jeder Hinſicht milde Strafe zu danken.

Die Urſache alles dieſes Unheils war aber nicht ſowohl das „Kraut," als vielmehr Lord Palmerſton durch ſeine Rede, welche er gegen das Kraut gehalten und die jenen Londoner Gentleman veranlaßt hatte, nach Cambridge zu gehen und in die Fußſtapfen Lord Palmerſtons zu treten. Was hat aber Lord Palmerſton mit dem Kraut zu ſchaffen? Und wie kann der Miniſter mitten in der Noth der ſchweren Zeiten und der Laſt der drückenden Staatsgeſchäfte Zeit finden, ſich mit dem Rauchen abzugeben? — Romſey iſt eine Stadt in Hampſhire, die ſich in jüngſter Zeit dadurch bekannt gemacht hat, daß ſie jährlich Preiſe unter die Bauern vertheilt, die ſich durch ihr gutes Betragen ausgezeichnet haben. Die Preiſe beſtehen in Gaben von zwei Pfund bis herab zu zehn Schillingen, und die erſte unumgängliche Bedingung zur Erlangung eines ſolchen Preiſes iſt, daß der Bewerber die ganze Zeit über nicht in den Fall gekommen, zu der »parish« ſeine Zuflucht zu nehmen, die, wie man weiß, geſetzlich verpflichtet iſt, die Arbeitsloſen oder Arbeitsunfähigen zu erhalten. Bedenkt man nun, daß der Arbeitslohn auf dem Lande in England äußerſt gering iſt, und daß die meiſten Bauern früher oder ſpäter in den Fall kommen müſſen, ſich an die Gemeinde zu wenden, ſo muß man geſtehen, daß die den Bauern zur Erlangung eines Preiſes auferlegte Bedingung allerdings eine harte iſt und daß ſie in vielen Fällen durch den Preis mehr verlieren als gewinnen. Lord Palmerſton nun führte bei der dießjährigen Preisvertheilung den Vorſitz, und in der Rede, mit der er die Feſtlichkeit eröffnete, wollte er den Bauern den Weg zeigen, wie ſie alle des Tugendpreiſes theilhaftig werden könnten. Hiezu, meinte er, ſey es vor allen Dingen nöthig, daß ſie ſich des Tabaks und des Biers enthielten; auf der Enthaltung vom Tabak aber beſtand er am meiſten, und ſeine Rede hat, wie wir geſehen, einen Widerhall durch ganz England gefunden. Unter anderem äußerte er bei dieſer Gelegenheit, alle Menſchen ſeyen von Geburt gut und es gebe keine böſen Kinder, erſt in ſpäteren Jahren trete die Verderbniß ein, und der erſte Schritt dazu ſey — Tabak und Bier. Aber durch dieſe Behauptung hat er es erſtens mit der engliſchen Geiſtlichkeit verdorben, die keineswegs das Princip anerkennt, daß der Menſch von Geburt aus gut ſey; zweitens mit allen Tabaksfreunden, die dem edlen Lord vorhalten, daß er ſelbſt keineswegs die Havannahcigarre verſchmähe, wie ſehr er auch gegen das Kraut losziehe. Man kann ſich daher leicht denken, daß er durch dieſe ſeine Rede ungemein an Popularität verloren hat; aber er verſchmerzt dieſen Verluſt und tröſtet ſich vielleicht mit dem Bewußtſeyn, daß die Kinder ihn deſto höher ſchätzen werden.

Wir haben in einer früheren Mittheilung über die Cholera von einem Diſtrikt geſprochen, wo ſie am ärgſten gewüthet hat, und beſonders Broadſtreet namhaft gemacht, in welcher kein Haus von derſelben verſchont geblieben. Vergebens hatte man ſich bemüht, der wahren Urſache auf die Spur zu kommen, bis endlich kürzlich die »medical Times« den Schleier gelüftet hat. Es beſteht in Broadſtreet ein Pumpbrunnen, von welchem die Bewohner der umliegenden Straßen ihr Trinkwaſſer zu holen pflegten. Das Waſſer, welches die Geſellſchaften den Einwohnern Londons ſo theuer verkaufen und ſo ſpärlich zumeſſen, iſt bekanntlich ſehr ſchlecht, und wo nur eine Pumpe ſich findet, drängt man ſich um ſo eifriger zu derſelben, als ſich das Waſſer hier nicht allein umſonſt findet, ſondern auch weit angenehmer und kühler iſt als das Waſſer der Waſſergeſellſchaften. Nun hängt bekanntlich die Beſchaffenheit des Quellwaſſers von der Natur des Bodens ab, über welchen es fließt. Man erinnert ſich noch der berüchtigten Pumpe in der City, zu der die Leute zu Tauſenden liefen, weil das Waſſer ſo kühlend, ſo ſchmackhaft war. Die Pumpe befand ſich in der Nähe eines mit Leichen überfüllten Kirchhofes, und der kühlende, würzige Geſchmack des Waſſers rührte einzig und allein vom Laugenſalze her, das ſich aus der Zerſetzung der angehäuften Leichen entwickelte. Nun iſt aber ganz London nicht allein mit Kirchhöfen überſäet, ſondern der ganze Boden iſt mit Abzugskanälen durchſchnitten, die nothwendigerweiſe auf das Quellwaſſer den verderblichſten Einfluß äußern müſſen. Namentlich aber hat ſich gezeigt, daß das Waſſer in jener Pumpe von Broadſtreet durch die benachbarten Kirchhöfe, wie durch die Abzugskanäle ſo vergiftet iſt, wie das in der Citypumpe;

und die Einwohner der Häuſer, die ſich deſſelben als Trinkwaſſer bedienten, wurden faſt alle Opfer der Cholera. Von nun an werden die Pumpen Londons eben ſo gemieden, wie ſie früher begierig aufgeſucht wurden, und es ſoll uns nicht wundern, wenn dieſelben binnen kurzem von der Polizei ganz geſchloſſen werden.

Es ſind uns neue Berichte über den Schiffbruch des Arctic zugekommen, aus denen nur zu klar hervorgeht, daß der Untergang ſo vieler Menſchen einem kläglichen Vorurtheil zuzuſchreiben iſt, das unter den Matroſen allgemein verbreitet zu ſeyn ſcheint. Es iſt dieß die irrige Meinung, daß ein Schiff, das im Sinken begriffen iſt, in einem plötzlichen, fürchterlichen Strudel oder Wirbel untergeht, die Boote und alles, was ſich in der Nähe befindet, ergreift und mit ſich in den Abgrund reißt. Von dieſer Vorſtellung beherrſcht ſtürzten die Matroſen wie wahnſinnig in die Boote und entfernten ſich damit ſo ſchnell als möglich vom Schiffe. Ohne dieſe unſelige Idee wären wohl alle Menſchen an Bord des Arctic gerettet worden. Das Land war nahe, andere Schiffe waren ſo zu ſagen auf der Fährte und nichts war leichter, als mit Hülfe der Matroſen und Boote ein Floß zu bauen, das alle ſicher hätte tragen können.

Berlin, November.

Oeffentliche Aergerniſſe. — Noth.

Wir hörten in einem neueren Theaterſtück die gefährliche Moral ausſprechen, daß der Staat gegen diejenigen ſeiner Beamten eine gnädige Nachſicht zu üben wohl verpflichtet wäre, von denen er Opfer fordert, zu denen er ihnen nicht die nöthigen Mittel gewährt. In's Praktiſche überſezt heiße das: Beamte, die nicht genügend beſoldet ſind, um, wie es ihr Stand erfordert, zu leben, haben ein Anrecht auf Begnadigung, wenn ſie in unerlaubter Weiſe ſich das Fehlende verſchaffen. So weit ſind wir noch nicht in der Praxis, Gott ſey Dank, und es iſt Unrecht, wenn die Poeſie das als ein pium desiderium hinſtellt, was Völker und Staaten corrumpirt hat. Wenn das in Rußland offen, in Frankreich, Italien, und ich will nicht ſagen wo noch, unter der Hand geſchieht, ſo laſſe man uns doch das ſtolze Gefühl, daß es in den meiſten deutſchen Ländern noch anders iſt, daß Beſtechungen, von Beamten angenommen, nur Ausnahmen bleiben und Concuſſionen zu den äußerſten Seltenheiten gehören. Aber ein Riß iſt da zwiſchen dem Sollſeyn und Seyn, der jährlich größer wird, und wenn keine gründliche Abhülfe eintritt, von den allergefährlichſten Folgen werden muß. Die Beſoldungen unſerer Beamten, namentlich der untern, normirt zu Zeiten, wo der Geldwerth ein ganz anderer war, reichen nicht aus beim gegenwärtigen, noch weniger bei der jezigen Theurung, und am allerwenigſten beim gegenwärtigen Comfort des Lebens, dem alle Schichten der Geſellſchaft huldigen, ſobald ſie ſich aus dem der Tagelöhner erhoben haben. — Daran mahnen uns in der lezten Zeit immer mehr traurige Fälle, die plözlich an's Tageslicht kommen. Der hohe Miniſterialbeamte, der in einem Nachbarländchen, nachdem er der höchſten Gunſt ſich erfreut, als Kaſſendieb durchgeht und, als er gefangen wird, ſich erhenkt, iſt nicht das einzige traurige Beiſpiel der Art. Der Beamte der Breslauer Bank, welcher mit einer anſehnlichen Summe, aus derſelben entwendet, nach Amerika durchging und durch Requiſition der dortigen Gerichte, der erſte Verbrecher der Art, ausgeliefert ward, legte ein Geſtändniß ab, welches nicht ihn allein roth gemacht haben ſollte: daß er mit 180 Thaler Gehalt abſolut nicht leben können, und relativ noch ſchwieriger unter der Höllenpein, daß täglich viele Tauſende und Tauſende durch ſeine Hand gingen, kaum bewacht, wenig controlirt. Im übrigen war ſein Geſtändniß nur die Schablone zu wie vielen andern: er war ehrlich und gut geweſen, hatte auch nicht ſtehlen wollen, hatte aber gehungert, und um ſich Geld zu verſchaffen, hatte er mit kleinen Summen aus der Kaſſe geſpielt, in Aktien oder mit Karten, gleichviel; er hatte nicht gewonnen, ſondern verloren, immer mehr herausgenommen in der redlichſten Abſicht von der Welt, es wieder zu erſtatten beim erſten großen Treffer, und als der ausblieb, war er, um der Schande und Strafe zu entgehen, mit einer noch größeren Summe auf und davon gegangen. — Hier iſt ein großer Telegraphenbetrug entdeckt worden. Ein oder mehrere Bankiers hatten ſich mit einem oder mehreren Beamten im Bureau verſtändigt, daß ihnen die Beſtellordres von auswärts früher communicirt würden als den Adreſſaten. Sie kauften dann ſchnell die geforderten Aktien an der Börſe vorweg und die Beauftragten fanden einen leeren Markt und mußten zu höheren Courſen die fehlenden Papiere erſtehen. Auch hier heißt es, die Beamten ſeyen im Verhältniß zu einem Amte, welches ein ſolches Vertrauen fordere, ſchlecht beſoldet geweſen. — Einen ärgeren Schreck und ein größeres Aergerniß verbreitet eine jüngſte Entdeckung. Es iſt ein ſo altes Uebel als die ſtrengen Examina ſelbſt, daß die Examinanden von außenher Hülfe ſuchen, die denn zuweilen recht ſinnreich ihnen geleiſtet wird, entweder weil es als eine Humanitäts- und Ehrenſache betrachtet, oder weil gar ein Geſchäft damit verbunden wird. So erinnere ich mich, es war auf der Berliner Schule in den Jahren 1813 bis 1815 eine Ehrenſache für einen guten deutſchen Scholar, nicht franzöſiſch zu können, wie ja unter Jahns Turnern jeder, der ein franzöſiſches Wort brauchte, wofür es ein „teutſches“ gab, mit drei Plumpſackſchlägen beſtraft ward. Da aber die Schulgeſetze einen franzöſiſchen Aufſaz forderten, ſo ließ jeder Examinand ſich denſelben außer der Schule anfertigen, und mancher franzöſiſche Lehrer unterſtüzte den frommen Betrug, indem er die Aufgabe vorher unter der Hand bekannt machte. Die Sache ruhte dann unter dem weiten Mantel des Patriotismus, obgleich dieſes Wort ſelbſt verbannt war. Was ſind übrigens die Privatcollegia, um die Examinanden zum Examen, wie man es nennt, „zuzureiten,“ anders, als ein derartiger Betrug? Leider hat aber ſich jezt ermittelt, daß ein ehemaliger Richter für eine große Anzahl Juriſten die ſchriftlichen Arbeiten ſeit einer Reihe von Jahren gegen Bezahlung geliefert hat. Durch eine unbeſonnene Klage deſſelben auf Zahlung des bedungenen Honorars kam die Sache zu Tage, und unter den deßhalb Angeſchuldigten ſollen viele bereits in Aemtern und Würden ſtehende Juriſten ſeyn. Das Aergerniß würde einen leichteren Anſchein gewinnen, wo der vorangängige kleine Betrug dadurch ausgeglichen wird, daß der betreffende Juriſt ſich tüchtig in ſeinem Amte erwieſen hat, wenn nicht mit der Ablieferung der ſchriftlichen Arbeiten eine Erklärung an Eidesſtatt inbegriffen wäre, daß man ſie ſelbſt abgefaßt. Der Helfer in der Noth iſt, hier kann man wohl ſagen glücklicherweiſe, verſchwunden, ſo daß, da ſein Zeugniß fehlt, die ſchlimmſten Folgen der üblen Sache abgewendet ſind. Es wäre aber nicht zu verwundern, wenn von einer ganz andern Seite die Sache aufgegriffen und benuzt würde, um gegen

die Examina ſelbſt zu Felde zu ziehen, da ſie vielen ſehr unnütz bedünken und unbequem ſind, welche der Meinung huldigen, daß eine gute Geſinnung und eine gute Abkunft dieſelben mehr als erſetzen. Daß die Examina keine Gewähr bieten für die Tüchtigkeit zu einem Amte, der Meinung ſind auch andere; bis jezt aber waren ſie wenigſtens eine gute Schutzwehr, um die abzuhalten, welche außer Geburtsrechten und Connexionen gar keine Anſprüche hatten.

Wer läugnet denn, daß unter dem buntſchillernden Teppich unſeres ſocialen Lebens weit mehr angefreſſene, verfaulte Zuſtände ſich verbergen als wir glaubten? Aus falſcher Schonung ließ man vordem ſie ruhig in ihrem Eiterungszuſtande, um die Nachbarſchaft nicht zu erſchrecken, gleich wie mancher Herr eines ſtattlichen Hauſes die Dielen nicht aufreißt, obgleich er weiß, daß die Balkenköpfe darunter morſch ſind, nur um die Hausbewohner nicht zu verſcheuchen, und er tröſtet ſich, daß die Gefahr erſt nach ſeinem Tode eintreten dürfte. Daß vertuſchen oder die Augen zudrücken nicht die rechte Art iſt, dem Uebel zu begegnen, darüber iſt auch kein Streit mehr, aber die Heilmittel, die man anwendet, dienen am Ende nur dazu, eine immer dickere Kruſte über den Schaden zu decken. Wie man aber auch die Welt zum Kinderglauben zurückſchrauben möchte, darin ihr alleiniges Heil ſuchend, und wenn auch die Operation ſcheinbar glückt, ſo ſteht doch ſo viel feſt, daß wir nicht wieder Kinder werden können. Andererſeits klagt man, daß die Procedur nicht gläubige Kinder, ſondern große Heuchler in die Welt ſetze. Allein auch das iſt nicht unbedingt wahr. Das einzige Faktum, daß es an ſolchen fehlt, die unter den gegenwärtigen Verhältniſſen den geiſtlichen Stand ergreifen wollen, daß man den Candidaten vergebens alle möglichen Vortheile bietet, Stipendien, Wohnung, Befreiung von der Militärpflicht, ſpricht deutlicher als alles Argumentiren. Am conſequenteſten ſind die, welche durch eine große Sündfluth uns von der Fäulniß und Corruption reinigen wollen; wenn ſie auch das Kind mit dem Bade verſchütten, ſo haben ſie doch jene Dominikanerpredigt für ſich, welche den Kreuzrittern empfahl, in den Knäuel der Gläubigen und Ketzer, wie es eben komme, einzuhauen, weil Gott ſchon jene von dieſen zu unterſcheiden wiſſen werde. Die Sündfluth ſoll aber dießmal nicht in Waſſer beſtehen, ſondern in Feuer und Schwert, und den Ruſſen weiſen die neuen Propheten die Miſſion zu, das in Unglauben verſunkene Babel- und Sodom-Europa durch Blut- und Feuertaufe zu vertilgen oder zu regeneriren. Man muß Reſpekt haben auch vor den Ausgeburten der Phantaſie; je abnormer, ungeheuerlicher ſie erſcheinen, uns irre machend am Menſchenverſtand überhaupt, um ſo näher ſind wir vielleicht der Rückkehr zur geſunden Vernunft. — Abfall von allem religiöſen Glauben mag der eine Faktor unſerer Corruption ſeyn: der andere, welcher in den höheren Schichten der Geſellſchaft an der Glückſeligkeit und Zufriedenheit nagt, iſt der Luxus; — nicht der Luxus, welcher als Blüthe der Kultur von ſelbſt auftritt, ſondern der von der Schwachheit und dem Neide künſtlich erzeugte, welcher den Aermeren treibt, es dem Reicheren gleichthun zu wollen. Dieſer Dämon nagt jezt an der Geſundheit der bis da geſündeſten unſerer Mittelſtände. Sie hungern, um glänzender zu erſcheinen, und leben einſam und freudlos, weil die Convenienz die Geſellſchaft zu koſtſpieligen Formen gezwungen hat. Wie viel tauſend Capitel ließen ſich darüber ſchreiben, die zu eben ſo viel Satiren würden! Nur beiſpielsweiſe nenne ich ein kleines Capitel: Handſchuhe! Für das darin angelegte Capital, wie viel Genüſſe, Freude, geſellſchaftliche Luſt könnten Millionen Menſchen haben (wobei ich die Pelz- und ſonſtigen warmen Winterhandſchuhe in Abzug bringe), die ihre Großväter noch hatten! Daran dachte ich recht lebhaft bei Durchleſung der Briefe Goethes an Lotten. Oder waren das nicht wahre, natürliche und höchſt glückliche Menſchen, und auf dem Gipfelpunkt einer glücklichen Bildung? Da wir gewiſſermaßen zum Affengeſchlecht gehören, ſo wüßte ich hiefür eine Radikalkur. Was wirkt nicht das Beiſpiel der Hohen und Höchſten auf ganze Generationen, wie die Geſchichte über allen Zweifel lehrt!

Zu dem Räthſel: reiche Ernten, volle Speicher und Verhungernde, wohin das Auge ſieht, fehlt noch der Oedipus. Die Liſte der täglichen Selbſtmörder wird, ſtatt zu einem Schluß zu kommen, immer regelmäßiger. Man lieſt ſie wie etwas in der Ordnung. Nur neulich mußte auch der Kaltherzigſte ſchaudern: ein Lithograph packt ſeine vier Kinder in einen Tragkorb und läßt den Korb auf der Brücke in den Schiffahrtsgraben — fallen; ſo drückt ſich der Kindermörder aus, ohne ſich damit entſchuldigen zu wollen. Die Kinder ſind ſämmtlich ertrunken, der Mörder iſt verhaftet und — ſagt man uns — hat es nicht aus Brodloſigkeit gethan, ſondern ſeinen Eltern zum Tort. Es liegt noch ein Dunkel über der entſezlichen That, welches wohl erſt die gerichtliche oder ärztliche Unterſuchung aufklären wird. Unſere Polizei entdeckt viel, Einige meinen alles; mit den Entdeckungen im Gebiet der Pſychologie iſt ſie bisher nicht ſo glücklich geweſen. Die täglichen Berichte über die Selbſtmorde und deren Motive erwecken einerſeits ein Lächeln, andererſeits ein Schaudern über die Sprache, in der ſie erſtattet werden. Das iſt nun aber freilich nicht zu ändern, da man Conſtablern und Wachtmeiſtern nicht zur Pflicht machen kann, Collegia über die Erfahrungsſeelenlehre zu hören.

Von den großen Falliſſements, die, eine Folge der Kriegszuſtände, anderwärts vorfallen, iſt Berlin zur Zeit noch gnädig verſchont. Nur ſchien vielen unſere Stadt ſelbſt nahe daran; ſeitdem ſie ihre Bilanz aufgemacht, iſt zwar dieſe Beſorgniß verſchwunden, der Zuſtand ihres Haushalts bleibt aber nach wie vor ein ſehr bedrängter, und noch wiſſen ihre Väter und Beiſtände nicht, durch welche Steuern ſie für die künftigen Jahre das immer größer werdende Loch ſtopfen ſollen, nachdem man ſich für dießmal mit der Anleihe einer halben Million — eine ganze war im Vorſchlag — geholfen haben wird. Daß das Anwachſen des Proletariats, die auch wachſenden Kräfte übereilend, die Finanzen zerrüttet, iſt ein chroniſches Uebel, an das wir uns, wie an viele andere, gewöhnt haben; daß aber auch die aufgedrungene Wohlthat einer vortrefflichen Feuerwehr und Straßenreinigung dem Haushalt einer doch verhältnißmäßig reichen Bürgerſchaft ſolchen empfindlichen Stoß verſetzen konnte, kam vielen unerwartet. Es iſt im Augenblick noch ein Glück zu nennen,

daß die Stadt nicht auch noch die Waſſerſpreiſungsanſtalt übernommen hat.

Wie es mit den großen Vergnügungsanſtalten ſteht, welche die Spekulation auf den Luxus in's Leben gerufen, darüber ſollten die Trümmer von Tivoli, das von der Erde verſchwundene Coloſſeum, Elyſium und jezt der Umſtand ein ſprechendes Zeugniß geben, daß das Krolliſche Etabliſſement von der Polizei auf Rechnung der Gläubiger verwaltet und das Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Theater öffentlich zum Verkauf ausgeboten wird. Man hat geſagt und es tauſendmal wiederholt, dergleichen Anſtalten ſeyen Bedürfniſſe für eine große Stadt; es gibt aber Bedürfniſſe, die künſtlich erzeugt, und andere, die von ſelbſt geboren werden; jene laſſen ſich trotz aller darauf verwendeten Opfer nicht halten, während dieſe, wie die Eiſenbahnen, ſich ſelbſt halten. Um das lezigenannte Theater könnte es uns leid thun, wenn mit dem Verkauf das Eingehen deſſelben verbunden wäre, was indeß wohl nicht eintreten wird. Es war urſprünglich nicht mehr und nicht weniger als ein Sammelplaz zum Vergnügen, wie jeder andere, das Theater eine Zugabe. Unter glücklichen Umſtänden, indem es die Revolution von 1848 benüzte, und nachher eben ſo den Umſchlag, hatte ſich aber dieſe Bühne zu einer anerkennenswerthen Selbſtſtändigkeit heraufgearbeitet. Während ſie dem Flitterwerk und den Modegelüſten Rechnung trug, ſtrebte ſie doch zugleich dahin, ein Volkstheater im beſſeren Sinn zu werden, und auch, wo es ſich irgend thun ließ, dem künſtleriſchen Geſchmack zu genügen. Der Regiſſeur und Schauſpieler Aſcher war ein tüchtiger, thätiger Vermittler, und im Ganzen hielt er immer eine gute Schauſpielergeſellſchaft zuſammen. Ueberhaupt konnte ein Privattheater kaum unter glücklicheren Umſtänden beſtehen; die beliebteſten Theaterdichter lieferten ihm in den lezten Jahren ihre Stücke, Gutzkow, Freytag, Putlitz, Benedix, das Publikum betrachtete es als ein Lieblingskind, und die Kritik war dem Theater in allen Blättern faſt mehr als freundlich. Und doch muß es verkauft werden! — Thaten es die Flitter, die doch zu viel koſteten, die zu große Gunſt der Kritik, die alles und jedes lobte, wo doch Klippen und Stürme für ein Fahrzeug zuweilen nothwendig ſind, oder war auch dafür kein natürliches Bedürfniß da?

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 50. 10. December 1854.

Sive locum specto: locus est inamabilis, et quo
Esse nihil toto tristius orbe potest:
Sive homines: vix sunt homines hoc nomine digni.
Ovid:

Eine Donaufahrt zur türkiſchen Grenze.

(ſ. Nr. 47.)

III.

Orſova.

Der Dampfer iſt ein wanderndes Haus der Geſittung. Auf ſeinen Bohlen fußend, ſahen wir mit großer Seelenruhe die Zeichen, welche von Peſth abwärts immer entſchiedener auf das Beſtehen urſprünglicher Zuſtände deuteten. Wir waren ja geborgen, und wenn wir auch mancherlei zu tadeln fanden, namentlich an Bord der armſelig beſtellten Diana, ſo mußte ein Vergleich mit dem, was am öſterreichiſchen wie am ſerbiſchen Ufer zu erhalten geweſen wäre, immer noch ſehr entſchieden zu Gunſten unſeres Fahrzeugs ausfallen, obſchon es nur als ein Stiefkind der großen Unternehmung der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft zu betrachten iſt, das bloß ausnahmsweiſe unter ungünſtigen Umſtänden zum Aushülfsdienſte berufen wird.

Zu Orſova verlaſſen wir den hölzernen Fußboden des Wanderhauſes und betreten die Erde des fremden entlegenen Landes, der — bis jezt noch äußerſten — Grenzmark kaiſerlichen Gebietes an der Donau. Die Berge vor uns hinter der Einfaſſung des breiten Cſernathals gehören bereits zum türkiſchen Reiche, zu welchem auch das rechte Ufer von Belgrad an zählt. Orſova iſt eine Ortſchaft von ächt pannoniſchem Ausſehen, weit gedehnt, mehr faul als behaglich ausgeſtreckt, mit breiten langen Gaſſen. Die Häuſer beſtehen nur aus einem Erdgeſchoß; die wenigen davon, welche ein Stockwerk aufzuweiſen haben, ſind keine Behauſungen einheimiſchen Schlages, ſondern fremdartige Anſtalten, gleichſam die erſten Cryſtalle weſtlicher Bildung, wie z. B. das ſtattliche Gebäude der Dampfſchifffahrts-Agentie, das Haus des Befehlshabers, das Telegraphenamt. Auch ein Gaſthof am Geſtade wird zukünftig dazu zu rechnen ſeyn, doch iſt er noch Embryo, weil der Unternehmer aus Mangel an Arbeitskräften den Bau nur höchſt langſam fördern kann. Auch das iſt bezeichnend.

Der Ort dehnt ſich eine lange Strecke am Ufer hin und hebt ſich auf ſchräger Fläche nach den waldigen Hügeln empor, welche die weſtliche Ecke des Thales bilden. Im Thale ſelbſt ſtehen nur wenige Hütten eines Vorderſes (um nicht Vorſtadt zu ſagen) an der Landſtraße, welche an der Cſerna aufwärts und über die Gebirge zum Thale der Temes führt. Die einzelnen Häuſer ſtehen weit von einander zwiſchen großen Höfen und geräumigen Strecken von Gartenland, wo zu hübſchen Gärten Platz genug wäre, wenn nur keine Arbeit und Sorgfalt dazu gehörte. Die breiten ſchnurgeraden Gaſſen fand ich in wegſamem Zuſtande, Dank dem ſchönen Wetter; bei naſſer Witterung ſoll kaum durchzukommen ſeyn. Auf meiner Wanderung

zur Herberge mit dem ſtolzen Namen „zum Kaiſer von Oeſterreich“ begegnete ich nur wenigen Leuten, dafür aber einer Menge von vierfüßigen Luſtwandlern aus dem Geſchlecht der Borſtenträger. Es gibt hie und da Leute, welche trotz aller Bildung des Geiſtes und Gemüthes eine abergläubiſche Scheu vor der Begegnung mit Schweinen hegen, namentlich wenn dieſelben nicht getrieben werden; dieſe zarten Seelen würden zu Orſova an kleinem Feuer der Verzweiflung geröſtet werden, doch nicht ohne dafür den Triumph zu erleben, auch den entſchiedenſten Freigeiſt zum Bekenntniß getrieben zu ſehen, daß ſelbige Lämmer mit geringelten Schwänzen allerdings zutreffende Vorzeichen unangenehmer Begegniſſe ſind. Schon der Anblick unſeres „Hotels“ erfüllte mich mit ſorgenvoller Scheu. Ohne die Tafel mit der Inſchrift würde ich die verwahrloſte Baracke eher für alles andere gehalten haben, als für ein Wirthshaus, und vollends gar für den erſten Gaſthof einer Stadt von wenigſtens zweitauſend Schritten Länge und achthundert Schritten Breite. Dem verlotterten Aeußern entſprach das Innere in ſchönſter Uebereinſtimmung.

Zwei große Stuben, vorn auf die Gaſſe, rückwärts auf den offenen Gang mündend, bilden die Wirthſchaft. Die eine davon iſt, was man in Oeſterreich volksthümlich „die Schwemme,“ in Wien gewöhnlicher jetzt das „Gaſtzimmer“ heißt; die andere ſtellt das Extrazimmer vor, woſelbſt auf Tiſchtüchern geſpeiſt wird. Dieſe Tiſchtücher werden, wie ich ſpäter zu bemerken Gelegenheit hatte, ſchon Morgens um acht Uhr über zwei Tiſche gebreitet, deren einer für die eingepfarrten Stammgäſte vom k. k. Militär, der andere für Reiſende beſtimmt iſt. Teller, Beſtecke, Servietten und Salzbüchſen kommen ebenfalls gleich in der Früh auf den Tiſch, wo ſie bis zum Abend im Dienſt bleiben. Für deutſche Leſer, die zufällig nie in München waren, wo dergleichen zuweilen auch noch vorkommt, wird eigens zu ſagen ſeyn, daß vom Wechſeln der Servietten nicht bloß an demſelben Tag keine Rede iſt, ſondern daß ſie eine Woche lang dienen; wenn ſie Nachts in der Preſſe liegen, ſo iſt das ein noch ziemlich neuer Fortſchritt. An die beiden Wirthsſtuben ſchließt ſich eine Doppelreihe von Schlafzimmern, ſo geſchickt eingetheilt, daß die Inſaſſen der Gaſſenſeite nicht anders in ihre vier Pfähle gelangen können, als indem ſie bei den Bewohnern der Hofſeite durchgehen. Und derlei kommt nicht etwa bloß ausnahmsweiſe vor, denn der Fremdenzug durch Orſova iſt ſehr ſtark, da der Waſſerweg und die Verbindungsſtraße mit den öſtlichen Kronländern ſich hier kreuzen. Der offene Laubengang ſchaut auf einen gehörig breiten Hof hinaus, an deſſen anderer Seite die Küche ſich befindet, wo der Hausdrache ſchaltet und waltet, die biſſigſte aller Wirthinnen, die mir im Leben noch vorgekommen. Zu allem Glück habe ich ſie nicht näher geſehen und gehört, als getrennt von ihr durch die ganze Breite des Hofes, und dennoch hat mir's nicht an Gelegenheit gefehlt, die Thatſache feſtzuſtellen, daß ſie durch Aufnahme und Verpflegung der Gäſte große Barmherzigkeit zu üben meint, welche durch die Vergütung in Geld nur höchſt ungenügend aufgewogen werde. Sie verſäumt indeſſen nicht, dieſe Vergütung ſo ausgiebig als möglich zu machen. Man ſpeiſt bei ihr ſo theuer wie in Wien, und der ganze Unterſchied beſteht darin, daß das Eſſen in demſelben Verhältniß ſchlechter iſt, als es billiger ſeyn ſollte. Dünne Suppe, lederes Rindfleiſch, grobe Erbſen, kaum nothdürftig mit ſchlechtem Fett geſchmelzt und begleitet von einem aufgetrieſelten Endchen Tau, das ſich für Selchfleiſch ausgab, ferner ein wäſſeriger Kalbsbraten, eine fabelhafte Maſſe von Mehl, Schweineſchmalz und geſtoßenem Zucker und ſchließlich kein Nachtiſch, das war die Mahlzeit, der ich am erſten Tage beiwohnte, ſchon vom Anſchauen geſättigt. Für dieſen Tiſch bezahlen die ſtändigen Gäſte täglich 30 kr., ohne Wein und ſeltſamer Weiſe auch ohne Brod. Ich hätte eben ſo gern ein Pferdefleiſchеſſen mitgemacht, als den unglückſeligen Verſuch an dieſer Wirthstafel zu ſpeiſen wiederholt. Mein guter Stern bewahrte mich indeſſen vor jeder Nöthigung dazu. Ich war an den Oberinſpekter der Dampfſchifffahrtsagentie, Herrn Lazarich, empfohlen, in deſſen Hauſe ich den angenehmſten geſelligen Verkehr fand, und nebenbei auch an paſſender Leibesnahrung mehr, als ich bedurfte. Nie in meinem Leben bin ich ſonſt einem Gaſtfreund für etwas anderes erkenntlich geweſen, als für die Liebenswürdigkeit ſeines Umgangs ſelbſt; in dieſem beſondern Falle aber haben auch Eſſen und Trinken mich wahrhaft zur Dankbarkeit verpflichtet, und zwar in einem Grade, wofür nur demjenigen ein Maßſtab zu Gebote ſteht, der als ein noch kränkelnder Geneſender jemals eine Reiſe durch halbbarbariſche Gegenden gemacht. Im Gaſthof zum Kaiſer von Oeſterreich iſt nicht einmal eine beſſere Sorte Wein zu haben; der Wirth hat nur einen Zapfen für alle Welt.

Um den leidigen Stoff vollends abzuthun, iſt noch eines hinzuzufügen. Ich war glücklich genug, durch mittelbare Unterhandlungen mit der biſſigen Wirthin ein Frühſtück zu erobern, das nicht nur — wie am erſten Morgen nach wanzenbelebter Nacht der ſcheußliche Kaffee gethan — mir keine Uebelichkeit verurſachte, ſondern wirklich und mit vollem Recht mich ſehr befriedigte. Ihr rathet nicht, was es war, und wenn ich euch hundert Antworten frei laſſe. Thee war's, ächter und rechter Thee, wie John Bull und Bruder Jonathan ihn nicht beſſer bekommen, ausgezeichnet von Stoff, kunſtgerecht bereitet, begleitet von Eiern, die im ganzen Lande Ungarn ſich eines beſondern Wohlgeſchmacks rühmen dürfen. Die Frau Wirthin iſt früher Köchin auf einem Dampfſchiff geweſen und trinkt den Thee ſelber gern. Welch ein Fortſchritt! Welch ein Gegenſatz zu der nicht gar zu alten Geſchichte von jenem Reiſenden,

der einer ungariſchen Wirthin ſeine Theebüchſe anvertraut hatte, und den ganzen Inhalt derſelben als Gemüſe mit Bratwürſten zurückerhielt. So befand ich mich denn verhältnißmäßig ganz behaglich. Das Frühſtück war gut, für die übrige Koſt auswärts geſorgt, für die braunrothen Bettgenoſſen hatte ſich in der Tiefe des Mantelſacks ein Fläſchchen jenes ſogenannten perſiſchen Inſektenpulvers gefunden, das ein Bewohner Wiens gewöhnlich im Vorrath hält, und die dummdreiſte Rohheit der dienſtbaren Geiſter in der Herberge ließ ſich ſchon am erſten Tage durch eine tüchtige Gabe von Barſchheit beſchwören, der eine ungariſche Färbung zu geben mir, dem höflich ſanftmüthigen Großſtädter aus weſtlichen Himmelsſtrichen, wunderbarer Weiſe nicht mißlang, obſchon ich ſonſt keinen Beruf zum Comödianten habe.

Am Vormittag genoß ich etwas Erquicklicheres, als die Küche zu liefern vermochte, nämlich ein Stückchen „Türkenwelt in Ungarn," nicht von Jokai, ſondern aus dem Buche der Natur, welchem der magyariſche Schriftſteller ſeine reizenden Schilderungen entnommen hat. Es war Markttag in der Stella, wie das Volk die Anſtalten nennt, welche amtlich als Raſtellamt bezeichnet werden. Der eine Ausdruck wird für euch ſich ſchwerlich durch den andern erklären, wie es denn überhaupt unter den Bezeichnungen von amtlichen Stellen im Kaiſerſtaate auch noch außer den vielgenannten Einbruchsſtationen und Tabaksapalto manche gibt, welche dem Fremden nicht geläufig ſind. Das Raſtellamt iſt ein ſtreng gehütetes Pförtchen für den im übrigen gänzlich geſperrten Kleinhandelsverkehr mit dem türkiſchen Grenzlande. Urſprünglich war die Anſtalt gegen das Einſchleppen der Peſt gerichtet, welche trotz aller Vorſicht dennoch zuweilen in's Land drang, und ſogar zweimal unter der Bevölkerung von Wien hauste, nämlich in den Jahren 1679 und 1713, wo ſie das erſtemal über 120,000 Opfer erwürgte, beim nächſten und letzten Beſuch aber ſich mit 8600 begnügte; jetzt ſtellt die Bewachung kaum mehr etwas anderes vor, als einen Zollſchutz, obſchon ſie ſich immer noch als zum Peſtcordon gehörig geberdet.

Draußen vor dem Ort auf einem umhegten Platz von ziemlich wüſtem Ausſehen ſtehen die Schuppen, Niederlagen und Wachhäuſer der Grenzmauth, und in ihrer Mitte ein offener Bazar faſt hart am Strande, nach der Landſeite zu durch einen Gang abgeſperrt, der, auf beiden Seiten durch eine Schranke geſchloſſen, den Finanzwächtern zum Aufenthalt dient, welche den Verkehr der Einheimiſchen mit den vom Waſſer her gekommenen Nachbarn überwachend vermitteln und vermittelnd überwachen. Im Bazar legen Walachen, Serben und Türken ihre Verkaufsgegenſtände aus, die theils aus Erzeugniſſen des Bodens, theils aus Werken des Kunſtfleißes, theils aus überſeeiſchen Waaren beſtehen. Zwiebeln, friſches und gedörrtes Obſt der Grenzmark, Korinthen, Zibeben, Tafelroſinen, Feigen, Datteln, Zuckerwerk, eingekochter Obſtſaft, Meſſer, Yatagans, Handſchars und andere Kleinigkeiten aus den Landſtrichen zwiſchen Turnu-Severin und Damask bilden die Ausſtellung, welche ſich zu einem großen Markte eben ſo verhält, wie die Stella, wo ſie lagern, zu einem Cryſtallpalaſt. Aber gerade dadurch wird dieſe Ausſtellung bemerkenswerth für uns; wir ſehen im lebendigen Bilde die Anfänge des urſprünglichen Völkerverkehrs vor Augen, eines von den Senfkörnern, aus deren Sippſchaft die Cryſtallpaläſte ſtammen.

Einen Antonio, den „königlichen Kaufmann" der Stella, hatte ich bald herausgefunden. Ein ſtattlicher Türke war's, ein hochgewachſener Mann in den Vierzigen, breitſchulterig, kernfeſt, mehr einem Krieger als einem Handelsmann gleich. Er iſt früher Soldat geweſen, hatte es bis zum Oberſt gebracht und dann für gut befunden, ſich von Mars zu Merkur zu wenden. Sein Name iſt Haſſan, ſein Geburtsort Algier. Er nahm ſich in ſeinem Feſttagsſtaate vortrefflich aus. Sein Putz galt dem Bairam, deſſen Feier die friedfertigen Geſchütze von Neu-Orſova (türkiſch: Adakaleh, Inſelfeſtung) durch zeitweiliges Brüllen begrüßten. Ob ſie täglich ihre vorſchriftsmäßigen ſiebenmal fünf oder fünfmal ſieben Schüſſe losgebrannt haben, möge bezeugen, wer ſich der Mühe des Zählens unterzogen. Haſſan unterhielt ſich über den Gang weg ganz gemüthlich mit uns. Er ſpricht gebrochen deutſch, und die »Lingua Franca« iſt ihm nicht fremd. Wir kauften ihm — natürlich für übertriebenen Preis — etwelche Kleinigkeiten ab, welche der vermittelnde „Finanzmann" uns ohne Anſprüche auf Verzollung überantwortete, nebſt einer handvoll Tabak, vom Türken als Ehrengabe uns zugedacht. Mein Einkauf beſtand in „Rachatlikum," eingekochtem Obſtſaft in Holzſchachteln, den man meſſerſpitzenvollweiſe *nach* dem Kaffee und *vor* dem friſchen Waſſer genießt. Die Maſſe iſt nicht ſo hart wie der engliſche Früchtezucker, doch minder weich wie Quittenfleiſch, von erquickendem Wohlgeſchmack und beſonders zuträglich nach dem Rauchen. Zu Wien iſt dieſe morgenländiſche Leckerei nicht ganz unbekannt; wenigſtens ſieht man ſie unter andern ausländiſchen Ergötzlichkeiten für den Gaumen in der Auslage bei den „drei Laufern" neben engliſchem Käſe, afrikaniſchen Datteln, ſpaniſchen Pomeranzen, oſtindiſchen Vogelneſtern und weſtindiſchen Gewürzen.

Die Fahrzeuge der türkiſchen Herrn Staatsbürger liegen hinter dem Bazar am Strande; die Schiffleute und die andere Begleitung dürfen den umhegten Raum nicht überſchreiten, liegen lungernd umher und ſehnen ſich vielleicht nach den Kaffeeſchenken der fränkiſchen Stadt. Schwerlich ahnen ſie, wie ſchlecht ſie fahren würden, wenn der Himmel ſie mit der Erfüllung ihres ſtillen Wunſches ſtrafte. Allerdings beſitzt zwar Orſova ein ſogenanntes Kaffeehaus, errichtet im

Billardzimmer des Wirthshauſes zum goldenen Hirſch, wo man, wie die Offiziere im Kaiſer von Oeſterreich mich belehrten, noch ſchlechter aufgehoben iſt, als im eben genannten „Hotel;“ aber die braune Brühe, welche man im Hirſch für Kaffee ausgibt, würde den lieben Grenznachbar nicht minder durch ihren Preis erſchrecken, als durch ihren Geruch ſchon in die Flucht ſchlagen, bevor er zum Koſten gekommen. Der Türke mag ein Barbar ſeyn wie er will, in dem Einen Stück hat er vollkommen recht, daß er den Kaffee gerade ſo bereitet, wie ihn ſeine Vorfahren getrunken, von denen Kolſchitzki, der erſte Kaffeeſieder Wiens (1683), die Bereitung des edlen Tranks lernte, der leider bei uns in ärgerlicher Weiſe „fortgeſchritten“ iſt.

Für den Nachmittag verabredeten wir einen Ausflug nach Adakaleh. Zwei Offiziere, welche die Fahrt auf dem Dampfer mitgemacht und den Tag über zu Orſova bleiben mußten, halfen uns, nämlich dem jungen Bojaren aus Kragujewatz und mir, über die Schwierigkeiten hinweg, denen in jetziger Zeit ein ſolcher Wunſch begegnet. „Wenn Sie mit den Herren Offizieren hinüber fahren,“ ſagte der Major Imbreſewitſch, „ſo kann ich's gelten laſſen. Sonſt ginge es wahrhaftig nicht an.“ Ich habe ſchon erwähnt, daß der Major der leutſeligſte und menſchenfreundlichſte Offizier iſt, der jemals, von ſtrengen Verhaltungsvorſchriften gebunden, einen ſchwierigen Grenzpoſten befehligte. Er hat unter andern auch einem reiſenden Berichterſtatter der Allg. Zeitung in ſchlimmer Bedrängniß ſeine wohlwollende Geſinnung bethätigt, wofür dieſer gebührendermaßen ſeinen Dank im genannten Blatt öffentlich ausgeſprochen. Ich will mit dieſer Andeutung nur ſagen, daß die Schwierigkeiten jedenfalls ernſtlicher Art ſeyn mußten, weil der Poſtencommandant von Orſova nicht der Mann iſt, ſeine Vorſchriften ſtrenger auszulegen, als ſie gemeint ſind, ſondern ſich ſtets bemüht, ihnen die mildeſte Deutung abzugewinnen. Der Erlaubnißſchein ward für vier Reiſende und zwei Schiffleute ausgeſtellt. Die Güte des Herrn Lazarich verſchaffte uns das Fahrzeug, das eben nur von der Agentie gegeben werden kann.

Nachdem wir das Gaſtmahl unſerer Frau Wirthin glücklich überſtanden, ſchifften wir uns unter den Augen und Bärten der Grenzwache ein. Eine herrliche Fahrt am hellen Septembernachmittag auf dem breiten Strom zwiſchen den ſteilen Waldbergen, zur linken das Cſernathal, vor uns die Inſel mit den weißen Gebäuden Neu-Orſovas und den grünen Bäumen, anmuthig anzuſchauen, wie jeder Ort, welchen Türken bewohnen. Der Türke war immerdar und iſt ein Liebhaber von Bäumen und Geſträuchen, und wird dadurch zum ſchätzbaren Landſchaftsgärtner, ohne daß er's ſelber weiß. Die Donau erſcheint — wie bereits geſagt — unter Orſova von ſehr bedeutender Breite, weil ſie vor der Inſel ſich in zwei Arme theilt. Auf der rechten Seite am Serbengeſtade ſieht man am ſteilen Abhang eine weiße Burg, wirklich ſo blank, als je das ſerbiſche Lied ein Gemäuer beſang. Auf der ſtillen Fluth hingleitend, fiel mir jener walachiſche Räuber wieder ein, der keinen höheren Wunſch kannte wie den, ſeine alten Tage als Befehlshaber von Neu-Orſova zu beſchließen. Ich habe euch vor ungefähr einem Jahr in dieſen Blättern ſeine Geſchichte erzählt. Der liebe Mann hatte gar keinen üblen Geſchmack. Die Veſte beſitzt bei dem jetzigen Stande der Geſchützkunſt keine ſtrategiſche Bedeutung mehr, und wenn ſie nicht durch Brief und Siegel dem Verfall anheimgegeben wäre, ſo würde ſchon die geſunde Vernunft den Großtürken abhalten müſſen, auch nur einen Heller an die Bollwerke zu wenden, es müßte denn ſeyn, daß der Kaiſer ihm die Berge am linken Ufer einräumte, um dort ein Arab-Tabieh oder etwas dergleichen von einem Trutzkaiſer zu bauen, welches Anſinnen vermuthlich nie gemacht werden dürfte, ſelbſt wenn die Fürſtenthümer ruſſiſch würden, wogegen bekanntlich ebenfalls ſchon geſorgt iſt, wenn ſchon nicht durch perſiſches Pulver.

Doch wie fallen mir nur Pulver und Blei ein beim Anblick der Wälle, welche ſchon durch ihr Ausſehen, ſobald wir näher kommen, Gedanken an Strick und Galgen erwecken, bevor wir von den Inſaſſen dieſer Räuberhöhle nur eine Naſenſpitze geſehen! So lieblich und lockend die Inſel von weitem ſich ausnimmt, ſo widerwärtig wird ſie in der Nähe. Von weitem iſt ihr Anblick das Ebenbild einer Bekanntſchaft mit einer hübſchen jungen Frau in großer Geſellſchaft; in der Nähe betrachtet macht ſie ungefähr den Eindruck, als ob wir dieſelbe ſchöne Dame aus dem gashellen Salon in einer verwahrloſten Häuslichkeit überraſchten, umſchlottert von einem zerriſſenen Nachtgewand, unter welchem unſaubere Leibwäſche zum Vorſchein kommt. Von den Kindern dieſer Weltdame von falſchem Glanze wird gleich die Rede ſeyn.

Unſer Schiffchen legte beim öden Geſtade an. Die Baſtei vor uns zeigte eine klaffende Wunde, doch war es augenſcheinlich nur die Zeit, welche hier den Wallbruch nicht etwa geſchoſſen, ſondern mit langſamen Zähnen genagt hatte, ſo wie ſie immer noch ganz behaglich an dem Schmauſe zehrt. Aus dem verfallenden Gemäuer kroch eine abenteuerliche Geſtalt, eher einem furchtſamen Dieb und Landſtreicher vergleichbar als einem Räuber, als welchen ihn doch die roſtige Waffe an der Hüfte, ſo wie ſein Aufenthalt in der verfallenden Veſte zu kennzeichnen ſchien. Beſagte Waffe des braunen Geſellen, ein kurzer gerader Säbel, ſchlotterte in einem Wehrgehäng von ehemals weiß angeſtrichenem Leder, deſſen Ränder jetzt Einſchnitte und Unebenheiten zeigten, wie ſie einer Bergkette am fernen Geſichtskreiſe ſehr wohl angeſtanden wären. Dieſe abenteuerliche Geſtalt gehörte einem kaiſerlich osmaniſchen Topſchi in wirklichem Dienſt an, einem Mitgliede der Bedienungs-

mannſchaft jener Geſchütze, welche durch ihr Knallen das Bairamfeſt feierten. Billigerweiſe muß man übrigens zugeſtehen, daß Stücke, welche gleich denen von Abakaleh nur noch zum Knallen taugen und auch keine andere Beſtimmung haben, mit ſolcher Bedienung hinlänglich verſorgt ſeyn dürften. Der türkiſche Schmutzfinke verſtand ſechs oder ſieben romaniſche Worte, im übrigen errieth er unſere Wünſche und erklärte ſich bereit, uns einen Susbaſchi (Hauptmann) aufzutreiben, welcher der Landesſprache mächtig ſey. Wir folgten ihm über die Trümmer der Verſchanzung. Dort begrüßte uns ein ödes Gebäude, deſſen Stockwerk die Fenſter nach außen öffnet, während das Erdgeſchoß — wie wir nicht etwa ſahen, ſondern wiſſen — ſein Licht nur vom Hofe aus empfängt. Das Gebäude von geringem Umfange und armſeliger Beſchaffenheit iſt der Palaſt des Befehlshabers; ein halbwegs anſtändiger Gärtner in Deutſchland wäre mit einer ſolchen Behauſung ſchwerlich zufrieden, worin der türkiſche Kaiman (Oberſtlieutenant) ſich ganz behaglich fühlt und als Paſchah geberdet. Vor dem Gebäude hielt ein Knirps von koboldartigem Ausſehen Wache, wie es ſchien; wenigſtens ging er gemeſſenen Schrittes auf einer kleinen Strecke auf und ab, was bekanntlich ein Türke nie zum Vergnügen thut. Seine Bewaffnung beſtand aus dem Seitengewehr und einem langen, ſcharfgeladenen — Tſchibuk, aus welchem er von Zeit zu Zeit einen Mund voll Rauch trank. Das Trinken des Tabakrauchs iſt beim Oſtländer nicht, wie bei den ſchwarzwälder Bauern, bloß bildlich zu verſtehen, denn er ſchluckt den Rauch wirklich hinunter und läßt ihn erſt nach einer geraumen Weile aus der Tiefe wieder emporſteigen, aus welchem Verfahren ſich die überaus langſame Art ſeines Schmauchens erklärt. Er holt, gerade wie wir, einen friſchen Zug, nachdem er den vorigen entlaſſen; da wir jedoch den Rauch nur in den Mund nehmen und höchſtens etwa durch die Naſe blaſen, ſo folgt daraus, daß unſere Pauſen bedeutend kürzer ausfallen müſſen.

Unſer Führer wechſelte mit dem wachehaltenden Tſchibukſchi einige Worte, hieß uns dann warten und kam nach kurzer Abweſenheit mit einem kleinen, ſchiefgewickelten Mann in blauem Waffenrock und weißen (?!) Hoſen zurück. Der Begleiter ſah ungefähr eben ſo anſtändig aus, wie unſer Topſchi. Wir hielten ihn für einen verkümmerten Schulmeiſter, es war aber der verheißene Susbaſchi. Der Herr von Karalambo begann die Unterhaltung mit ihm, und es zeigte ſich, daß der Türke die Sprache des Romanenlandes ganz gut verſtand und nicht gar zu übel ſprach. Er führte uns an der ſüdlichen Ringmauer hin längs des Strandes. In der ſeichten Fluth ſtand, mit dem Säubern ſchmutziger Wäſche beſchäftigt, eine Türkin mit einem kleinen Mädchen, bis über die Höhe der Kniee aufgeſchürzt. Bei unſerer Annäherung zog ſie die Kopfbedeckung nach vorwärts und wandte das Geſicht dem ſerbiſchen Geſtade zu, ohne ſich im übrigen ſtören zu laſſen. Das Kind glozte aus weitaufgeriſſenen Augen die fremden Geſtalten an. Im Winkel bei einem vorſpringenden Bollwerke lagerte ein Haufe von Leuten, die ich anfangs für Zigeuner hielt: Baſchibozuks waren es, leibhaftige Türkenfreiſchärler. Ich für mein Theil hatte bisher noch keine andern Freiſchärler geſehen, als großherzoglich badiſche und königlich bayeriſche, und meinte damit den Inbegriff von ruppigen, ſtruppigen Staudenhechten in höchſter Vollendung kennen gelernt zu haben. Fehlgeſchoſſen! Der verkommenſte Trunkenbold aus der weinſeligen Pfalz, der niederzüchtigſte Schnapsloddel aus dem Mannheimer Neckarſchlamm, ſie waren in ihrem bewaffneten Aufzug noch wahre mousquetaires du roi gegen dieſe türkiſchen Freiwilligen. Es läßt ſich freilich an den Fingern abzählen, daß der türkiſche Feldherr nicht eben die beſten aus dem Schwarm ausgeſucht haben wird, um ſie auf einen Poſten zu ſtellen, wo ſie nicht ſowohl Streiter als Gefangene ſpielen.

Ich bemerkte unter dem Häuflein einige alte Leute von wenigſtens 65 Wintern und junge Bürſchlein von höchſtens 15 Lenzen. Bewaffnet waren ſie alleſammt mit Piſtolen, Handſchars und Yatagans, von denen geſpickt ihre Gürtel ſtarrten. Ihr Gewand hatte ein entſchieden aſiatiſches Gepräge, wodurch natürlich die ſchmierige Lumpenhaftigkeit für mein Auge um ſo abſchreckender ward, weil ich bisher morgenländiſche Trachten nur in prächtigen Stoffen und in phantaſtiſchem Aufputz geſehen, ſo daß ich, wie die große Maſſe der Abendländer überhaupt, aller noch ſo wohlverſtandenen Belehrung zum Trotz immer noch in den entlegenen Winkeln der Einbildungskraft einige Orientalen aus Scheherezades Mährchenwelt und aus der Oper aufbewahrt hatte. Dieſe Glanz- und Prachttürken ſind jezt unwiderbringlich hin; die Baſchibozuks haben ſie vollends umgebracht, und ſelbſt an nur anſtändige Türken würde ich nicht mehr glauben, wären nicht Haſſan aus der Stella und ſonſt noch ein Handelsmann, von welchem gleich die Rede ſeyn wird.

Das Geſicht, welches mir unter den verlorenen Söhnen am meiſten und am dauerndſten auffiel, hatte trotz der morgenländiſchen Verkleidung einen entſchieden europäiſchen Zuſchnitt und eine durchaus weſtländiſche Hautfarbe. Dieſes langgezogene, blatternarbige, übernächtige Antlitz von liederlichem Ausdruck, mit der Kohlengluth aller niedrigen Leidenſchaften in den verglimmenden Augen, mit der kränkelnden Lüſternheit laſterhafter Verworfenheit in den Winkeln der welken Lippen, auf welchen ein Lächeln zuckenden Hohnes unabläſſig wetterleuchtet, es gehört einem jener Unglückſeligen, die ſich zu Greiſen gemacht, bevor ſie nur recht zu Jünglingen geworden, und die, nachdem ſie zur Erkenntniß gelangt, um welchen Spottpreis ſie das beſte Stück vom Erdenleben verſchleudert, ſich mit einer Art

von Wuth auf die Nachleſe werfen. Ich habe daſſelbe Geſicht ſchon oft begegnet, in den größten wie in den kleinſten Städten; man ſieht es zu Paris in der Maiſon d'or, wie in der letzten Schenke, zu Wien im feinſten Kaffeehaus, wie auf der Kegelbahn im Wurſtlprater, und auch ihr habt oft die Augen von der widerwärtigen Erſcheinung abgewendet, wenn ihr ſie zwiſchen Tag und Licht an Häuſern oder Zäunen hinſtreichen ſaht. Der blatternarbige Baſchibozuk mit dem bekannten Gattungsſtempel iſt in der That, wie ich auf Befragen erfuhr, kein Türke von Urſprung, ſondern ein Pole von geringer Herkunft. Er hatte den Beruf eines Lakaien erkoren, um ſo wenig als möglich zu arbeiten. Schlechte Streiche brachten ihn in mancherlei Verdrießlichkeiten, und vermuthlich würde ſeine Laufbahn im Zuchthaus ihr Ziel gefunden haben, hätte ihn nicht die politiſche Brandung nach Ungarn und in die Türkei geworfen. Jezt ſpielt er (natürlich) den kleinen Kosziusko, und hielt ſich um dieſer Rolle willen für verpflichtet, die Uniform der kaiſerlichen Offiziere fortwährend zum Gegenſtande giftiger Blicke zu machen, während ſeine Geſellen, die uns mit ihm „zur Stadt" folgten, gerade nur ihrer Neugier genugthaten und ſich an der kleinen Unterbrechung in der Eintönigkeit ihres Daſeyns harmlos zu erfreuen ſchienen.

So hielten wir denn mit einem zwar nicht ſtattlichen, aber doch zahlreichen Geleit unſern Einzug durch das ſtockfinſtere, gewundene Thor der eigentlichen Feſtung. Um zu glauben, wie ein ſolches Neſt ausſieht, muß man ſelber mit leibhaftigen Augen es geſehen haben. Die Stadt beſteht aus hölzernen Buden, von deren Innerem man nichts zu ſehen bekommt; in der offenen Vorlaube eines jeden dieſer Häuſer treiben Männer ihr Geſchäft oder ihr müßiges Weſen. Die ungepflaſterten Gaſſen paſſen zu den ſogenannten Häuſern, wie dieſe zu der vorgeblichen Stadt; man wundert ſich nur, daß nicht die Lämmer von Alt-Orſova ſich darin herumſtelen. Wir ſchlugen unſer Standlager an einer Straßenecke beim Großhändler dieſer Türkenſtadt, nämlich wohlverſtanden *vor* ſeinem Hauſe auf. Sein Laden, verhältnißmäßig geräumig und hell mit ſeinen zwei offenen Flanken, beſtand aus einer Bühne von Tiſchhöhe, mit Matten belegt, wo zwiſchen gläſernen Büchſen mit Kaffeebohnen, Zuckerwerk und dergleichen Herrlichkeiten und zwiſchen anderweitigen Feilſchaften der Handelsherr auf gekreuzten Beinen hockte, während ſein Gehülfe barfüßig im Hintergrunde der Winke harrte, die ihm der Gebieter zuweilen gab, wenn *eine* Kundſchaft zu bedienen war, denn der wohlgenährte Mann im Feſttagsputz rührte ſich nicht vom Flecke. Wir handelten ein paar Kleinigkeiten ein, wie türkiſche Pfeifenköpfe (aus öſterreichiſchen Fabriken), Pfeifenrohre (ebenfalls aus Oeſterreich), einiges Zuckerwerk und ein paar Hände voll Tabak, welcher leztere wirklich ein türkiſcher war, und von dem wir gern einen Vorrath mitgenommen hätten, wären nicht beim k. k. Grenzamt außer dem hohen Zoll, welchen man ſich etwa noch gefallen ließe, die vielen zeitraubenden Umſtändlichkeiten und endloſen Schreibereien. Ein Pfund Tabak, zu Adakaleh ſelbſt für den Fremdling ſpottbillig zu haben, koſtet an Zoll drei Gulden C. M., und man vertrödelt wenigſtens zwei Stunden, bis die Angelegenheit mit der Finanzwache gerichtet und geſchlichtet iſt und man ſeine Ausweiſe in Händen hat als Freibrief gegen die Schmuggelſtrafe, welche für das Loth die Kleinigkeit von zwei Gulden beträgt; womit ich übrigens nicht geſagt haben will, daß der viele türkiſche Tabak, welcher im Grenzlande geraucht wird, ſammt und ſonders richtig verzollt ſey.

(Fortſezung folgt.)

Deutsche Schulnöthe und Schülerschwänke nach dem dreißigjährigen Krieg.

Die Schulen mit ihren mittelalterlichen Resten werden nach dem dreißigjährigen Kriege sich überall in Deutschland ziemlich ähnlich gesehen haben; es galt einen harten Kampf, den die Wissenschaft und Humanität mit der Verwilderung zu kämpfen hatte, einen Kampf, der sich an manchen Orten, auch da, wo man es sonst nicht erwarten sollte, bis tief in das vorige Jahrhundert hineingezogen hat. Da man nicht überall für nöthig gefunden, ihre Archive aufzubewahren, muß man um so dankbarer seyn, wo gewissenhafte Rectoren es gethan. Sie haben damit zur dereinstigen Sittengeschichte der Zeit einen Beitrag geliefert, an den sie gewiß selbst nicht gedacht. Im Gymnasium zu Arnstadt, einer Stadt, wo so vieles Alterthümliche und Eigene sich erhalten hat, findet sich ein solches Archiv, aus dem andere bereits verdienstliche Notizen zur Geschichte des deutschen Schulwesens gezogen haben. Ich will nur aus dem Staub und Kehricht nebenher einige jener Züge hervorheben, die freilich dastehen wie rohe Kohlenstriche an einer Wand, aber keiner Erklärung bedürfen, weil sich die ganze Zeit wie von selbst dabei aus dem Grabe erhebt, keine erfreuliche; aber wo ist denn allüberall in Deutschland das Erfreuliche in jener von Brandgeruch, Staub, Moder, Barbarei und Pedanterei dampfenden Atmosphäre?

Wie friedlich sieht heut das Arnstädter Gymnasium aus, das auch in seinem Aeußern kaum das alte Kleid des Augustinerklosters etwas umgestutzt hat! Thüre, Schwelle, Façade und Dach mögen gerade so ausgesehen haben, als Luther hier auf einer Wanderung durch Thüringen einsprach und gastlich aufgenommen ward. Die Prima braucht kaum die vielbekritzelten Bänke und Tische zu entfernen, um wieder der Speisesaal, das Refectorium der Mönche zu werden, wo Bruder Martin eine ernsthafte Disputation mit dem Abte hielt. Dicht daran die Kirche, an der noch besseres als der Rost des Alterthums haftet, die abschüssige Straße, auf deren Höhe es liegt, die nächsten Häuser, ihre Architektur, die Perspektive nach der Frühkirche, alles trägt hier noch das Gepräge des Mittelalters. Nur ist es so still, wie es vielleicht zur frühen Mönchszeit, gewiß aber nicht in jener Schulzeit gewesen ist, von welcher unsere Akten Zeugniß geben. Wo jetzt in den Classen Sitte, Fleiß und Ordnung unter Lehrern und Scholaren zu Hause sind, gab es viel Gezänk, Raufereien, Tumult, Zwistigkeiten unter den Magistern und Scholarchen, Verketzerungen, Saufgelage, Prügeleien unter den Gymnasiasten und zwischen ihnen und den Bürgern, auch blutige Köpfe, und der Degen klirrte nicht nur zur Galanterie an der Hüfte der Scholaren. Ja dieser Degen spielt eine bedeutende Rolle, denn es sind Jahrhunderte darüber vergangen, bis es der Obrigkeit und der gräflich Schwarzburgischen Regierung gelang, die Schüler zur Ablegung desselben zu zwingen.

Nach 1650 war Magister Andreas Stechanius Rector der Schule zu Arnstadt, ein Mann von Charakter, der für ein Licht seiner Zeit galt, und durch Gelahrtheit und Kraft sich vollkommen für befähigt hielt, allein der Regens seiner Schule zu bleiben. Aus „landesväterlicher Sorgfalt ward aber Anno 1653 eine christliche Visitation in Kirchen und Schulen" verordnet, welche der Regierung, dem Consistorium und einigen Bürgern die Aufsicht und das Recht des Einsprechens in die Schulangelegenheiten übertrug, was von ihm und seinen Nachfolgern sehr übel empfunden ward. Namentlich ward es ihm schwer, die Einsprache der Geistlichen zu ertragen, die er denn oft mit gar übler Laune abfertigte. So finden wir ihn im August 1665 in üble Händel verwickelt. Er hatte zwei Söhne des Pfarrherrn zu Wechmar aus der Schule „excludirt," und in einem „öffentlich angeschlagenen Programmate selbige mit vielen ehrenrührigen Worten und mit unehrbaren Ufflagen beschweret, daraus zu befahren" — so war ihr Vater, Ehrn Ludolph Chunemund, klagbar eingekommen — „wenn sie dermal einsten auf Akademien, oder andere Oerter sich begeben und ihnen solches vorgerückt werden wollte, daß es ihnen an ihrer Beförderung hinderlich seyn, auch wohl ander Unglück entstehen möchte." Bat derowegen beim Consistorium „umb Erstattung seiner Söhne verletzten Ehre." — Stechan replicirte: daß er nur more scholastico mit des Pfarrherrn Söhnen, seinen gewesenen Discipuln, procediret, und weil sie ohne erlangte Licentz lange Zeit sich von der Schulen absentiret, auch uff geschehene öffentliche citation nicht wieder eingestellet, zu obbemeldeten Programmatis öffentlicher Affigirung verursacht worden. Auch habe er die Worte nicht animo injuriandi, sondern um die andern Schüler zu terriren und vor Undankbarkeit zu bewahren, eingerückt. — Er brachte vielmehr eine Gegenklage an: Ehrn Ludolph Chunemund habe sich unterfangen, sein Programma „selbstthätig abzureißen und ihn daneben einen „gottlosen Mann," einen „Schelmen," ja sogar einen Mameluken zu schelten." Dafür bat er um „gebührliche Satisfaktion." Dem Consistorium gelang es auf vielfache remonstrationes, diese Irrungen beizulegen; Ehrn Chunemund

erklärte, daß er sich übereilet, als er den Rectorem einen Mameluken genannt, daß er ihn vielmehr für einen ehrlichen Mann halte, und bat ihn um christliche Verzeihung, worauf denn durch einen Receß vom 30. August 1665 der ärgerliche Streit zwischen Kirche und Schule beigelegt worden, doch nur zeitweilig; es ist ein Streit, der noch heut nicht geschlichtet ist. Stechan mußte endlich vor der Macht der Superintendenten, des Consistoriums, und was zum Schwarzrock hielt, weichen, seinen Abschied fordern, und starb bald darauf.

Der Kampf der Schule mit der Geistlichkeit und der Regierung dauerte aber unter seinen Nachfolgern fort und gewann in sofern eine größere Bedeutung für das Schwarzburgische Ländchen, als der Ruf des Gymnasiums sehr verbreitet war und fremde Schüler anzog, diese aber mit den abziehenden Rectoren in der Regel selbst die Schule verließen. Vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an nahmen aber die Schüler selbst die Aufmerksamkeit der Visitatoren in besondern Anspruch. Von 1686 an beginnen die fortlaufenden Admonitionen und Verwarnungen: wie es mißfällig angemerkt worden, „daß die Schüler sich zur Zeche bei den Bürgern gelüsten ließen, dadurch sie in ihren studiis abgehalten und allerlei Unfug gestiftet worden." Kein Brauherr solle bei fünf Thalern Pön Schüler an der Zeche sitzen und trinken lassen, und dafern Einer dennoch eindringe, davon gebührende Anzeige machen. Im selben Jahr rügten die gräflichen Räthe zu Arnstadt, daß der eingerissene Mißbrauch „des Umbgehens einiger Handtwerksleute, Stadtbedienten, Kinder, Bettler, auch Schulknaben am Neuen-Jahrs- oder heilig drei Königs Tägen" noch immer fortdaure.

Dieses Rescript, unterzeichnet vom präsidirenden Rathe Volkmar Schultheß, ist an den damaligen Rector Johann Friedrich Treiber gerichtet, einen Mann, der in der gelehrten Welt einen nicht unbedeutenden Namen hat und seiner Zeit gewissermaßen ein Reformator des Schulwesens war, indem er durch Lehre und Schrift die Jugend auch auf andere Dinge aufmerksam machte als auf Rechtgläubigkeit und Latinität, z. B., daß es für deutsche Schüler wichtiger sey, aufzupassen auf den Marsch der Türken gegen Wien, auf die Tücke und Arglist Ludwigs XIV., wie er das deutsche Reich zu Schaden bringe, Schritt um Schritt mehr, als auf einen Schnitzer gegen den Donat. Er hielt auch Geographie und Geschichte für nothwendige Dinge zum Unterricht, und meinte endlich, obgleich sonst ein guter Lutheraner, daß die guten Werke denn doch für einen guten Christen nicht so ganz zu verwerfen seyen. Natürlich gerieth er dadurch mit dem Consistorium, dem Ephorat und der am alten Strange ziehenden Landesregierung in beständige Conflikte. So heißt es in einem Rescripte von 1694: an „Unsern guten Freund" (wie die Kanzleititulatur des Rectors lautet), vielleicht schon ironisch: „Ihr erinnert Euch gutermaßen, welchergestalt der Hochgeborene, Unser gnädiger Herr, kraft des hohen Juris Episcopalis und aus sonderlicher Sorgfalt vor das Aufnehmen hiesiger Stadt- und Land-Schule, ein und anderen Exceß abzuschaffen und Euch deßwegen gemessen zu befehlen angeordnet; damit die heutiges Tages ohnedem zum Müssiggang und unordentlichem Wesen ab(!)neigende Jugend in Zaum gehalten, Tugend und Künste befördert und die löbliche Grafschaft aus dieser Schule, als aus einem Seminario, künftig mit tüchtigen Leuten versehen werden möchte: diesemnach so begehren Wir u. s. w." Der Hauptinhalt dieses Begehrens ist: 1) die Comitate für die abziehenden Mitschüler auf die Dörfer sollen unterbleiben, auch die discipuli sich daselbst des üppigen Valetschmauses enthalten; 2) sie sollen keine Degen tragen, nicht bei Tage, nicht bei Nacht, weder in der Stadt noch außerhalb; 3) keine öffentlichen Bierhäuser in der Stadt besuchen; 4) alle lectiones theologicas und philosophicas fleißig frequentiren „und nicht auf ihr unverständiges arbitrium ankommen lassen, als ob sie ein oder andere lection hören wollen oder nicht." — „Unserem guten Freunde," dem Rector, wird nun sehr scharf zu Gemüth geführt: „Ihr werdet vor Eure Person über dieses alles strecklich halten, ihnen obiger (Dinge) keines verstatten;" er solle auch keine Feiertage zulassen und „dieses Rescript pro lege perpetua achten."

Noch anzüglicher klingt folgendes: so er dem Uebel nicht zu steuern vermöchte, solle er es den Ephoris, oder gar in Consistorio anzeigen; Ihre hochfürstliche Gnaden würden „auf verspürte Eure Saumseeligkeit" sich an ihn halten und ihn zur Verantwortung ziehen. Es wird dann gegen die morosos und renitentes mit Entziehung des stipendii, des beneficii in Choro musico, auch mit Thurm- und andern harten Strafen gedroht. Und so einige „fremde Schüler" dergleichen Unfug vornehmen sollten, werde desto härter gegen sie zu verfahren seyn, da man ihrer hiesigen Orts wohl entrathen könne; denn die Schule sey „fürnehmlich vor die Stadt- und Landeskinder gestiftet," und bestehe „einer Schulen Ehre nicht in der Anzahl ehrloser indisciplinirter Vaganten und Faullentzer, sondern gearteter, gottesfürchtiger und gelahrter Schulknaben. Hiedurch werde alsdann der Zweck der von den Vorfahren hinterlassenen kostbaren Schulstiftungen erreicht." — Zugleich ward durch ein anderes Rescript vom 11. Juni 1690 an Amt und Stadtrath der Befehl ertheilt, durch die Thor- und Nachtwache den Schülern, die mit Degen an der Seite betroffen würden, diese abzunehmen und in der Canzlei abzuliefern.

Treiber muß, im Gefühl seines Werthes, nicht für nöthig erachtet haben, etwa aus der Haut zu fahren, um dem Consistorialrescript zu genügen; denn Anno 1696 mahnt ihn der Präses Schultheß abermals, daß

hochgräfliche Gnaden darauf beſtänden, „daß die Schulmängel ſo wohl bei der Informatien, als bei der disciplin ſchlechterdings abgeſtellt würden," und ſolle er in acht Tagen „unnachläſſig" ſeine Vorſchläge einſchicken. — Die eingeſchickten Vorſchläge müſſen aber wenig gefruchtet haben, denn vier Jahre darauf, 1700, begegnen wir einem neuen, langen, gewiß wohlgemeinten, aber ſehr ſonderbaren Reſcript deſſelben Präſidenten voll Klagen über die untergegangene Schulzucht, Moral, Gelahrtheit. Der geſtrenge Präſident iſt im Lauf der Jahre älter, milder, geſchwätziger geworden. Höre man wenigſtens die Anfangsperiode dieſer erbaulichen Adhortation:

„Demnach bei dem gemeinen Weſen, zumalen zu Beibehaltung guter Polizei, und zuförderſt rechtſchaffener Gottesfurcht, nichts mehr von vielem anderen nöthiger iſt, denn daß ſtracks von Kindesbeinen an die Jugend in denen Schulen zur Tugend und Sittſamkeit, aufrichtiger Gottesfurcht und derſelben folgenden Ehrbarkeit und ſchleunigſten Gehorſam gegen ihre Eltern und vorgeſezte Praeceptores gewöhnt, und nach und nach wie die jungen Bäumlein von allen krummen Wegen, auch frechen unverſchämten Beginnen und andern Untugenden abgehalten, und alſo zu tüchtigen Leuthen, umb des allgemeinen Beſten willen, und zu einem vollkommenen, ſattſamen Alter gebracht werden; — Allermaßen alle und jede Schüler mittelſt zuſammengeſezten, Ihrer Eltern, Praeceptoren und eigenen Gebethes in aller Sanftmuth, auch nach Befindung mit geziemendem Ernſt und zuläßlicher Elterlicher- auch Schuldisciplin zuförderſt die capita pietatis, mithin auch je mehr undmehr zu — (hier einige nicht mehr lesbare Worte) —, maßen dadurch die Schüler gehalten würden, daß ſie in allen Tugenden, an Weisheit, Verſtand und Alter wachſen und vor andern vollgültig und geehrt ſeyn ſollen, und wie denn nicht zu zweifeln, daß, was rechtſchaffene Schüler ſind, von ſelbſt beſtüden werden, daß ihr einziger Zweck ſeyn müßte, nach Ehre und Tugend zu trachten, und ſich in einem untadelhaften Leben zum Dienſt des Landes zu qualificiren, und aber ſich bisher viel Mängel befunden, indem bei Einigen Praeceptoribus nicht ſo ein rechtſchaffener Eifer, Freude und Begierde, wie das wohl ſeyn ſollte, und bei der Information und Kinderzucht ſich findet, dardurch der Ihnen anvertrauten Jugend das alles treulich und fleißig beigebracht werde, daher denn geſchiehet, daß ſtracks von Anbeginn in den unterſten Claſſen die über die Maaße ſchädliche Frechheit, bei denen andern aber faſt der höchſte Grad Unachtſamkeit, Stolz und Ungehorſam forth und forth einbrechen wollen, ſogar daß die hieſige Schule, die ſonſt vor andern den Preiß gehabt, ganz in einen üblen Beruf kömbt, und denn ſolchem unverſchmerzlichem Unheil mit allen Kräften zu widerſtehen, und ſolches abzuſtellen, eine Gewiſſenspflicht ſeyn will."

Wer den Athem hatte, dieſe Periode auszuleſen, dem wollen wir nicht noch die folgenden durchzuleſen zumuthen, ſondern nur in Kürze die vorgeſchriebenen Remedia nennen, durch welche Pietät und Gottesfurcht im Gymnaſium zu Arnſtadt wieder hergeſtellt werden ſollten; nämlich dadurch:

1) Daß kein Schüler ſich unterfangen ſolle, ferner die Haare über der Stirn abſchneiden zu laſſen. Ausgenommen ſind die Kinder der honoratiorum und ſolche Gebreſtige und Mangelhaftige, die um ihrer Geſundheit willen Paruquen tragen müſſen. Denen aber, ſo im Chor und Currende ſingen, ſoll das ohne extremen Nothfall nicht geſtattet werden. — 2) Daß obgemeldete Beneficiati (nämlich Currendjungen und Chor) nicht mehr in blauen Mänteln gehen ſollen, wodurch der Bürger und Inwohner Gutthätigkeit gegen arme Schüler nicht wenig vermindert werde; ſie ſollen ſelbige vielmehr je eher je beſſer abſchaffen. Wenn Einer oder der Andere hiezu aber keine Gelegenheit hätte, „noch ohne ſonderbaren Schaden verkaufen könnte," dann dürfe er ſolchen ſeinen blauen Mantel zwar abtragen, aber nachdem ſolle er keinen andern als einen ſchwarzen ſich wieder ſchaffen. — 3) Daß die Schüler abſolut keine Degen tragen ſollen, außer ſie gingen denn über Feld, als wo dann der Rector ihnen denſelben ausliefern möge. Wer dagegen handle, ſolle exemplariſch, bis zur Ausſtoßung aus der Schule geſtrafet werden. — 4) Daß das Zechen in den Bierhäuſern nun endlich gänzlich unterbleibe, gleich wie das „Aufwarten bei Hochzeiten oder Kindtaufen mit Geigen oder andern muſicaliſchen Inſtrumenten."

Von allen dieſen vier Radikalmitteln, ein Gymnaſium zu beſſern und Pietät und Gottesfurcht wieder herzuſtellen, iſt kein einziges zur Ausführung gekommen; die Akten beſagen es. Noch durch hundert Jahr ward von den Schülern Bier getrunken, bei Hochzeiten aufgewartet, ſie ließen ſich die Degen nicht nehmen, ſchnitten ſich die Haare ab und ſezten Perrücken auf, wenn ſie dieſelben bezahlen konnten, ja endlich ſind die blauen Mäntel der Currendjungen durch mehr als 150 Jahre nicht abgetragen worden, ſie tragen dieſelben vielmehr noch heute.

Vielleicht war Treiber der Meinung, daß eine ausgelaſſene Jugend nicht ſo ſchlimm ſey, als eine im Schematismus der Schulvorſchriften erſtickte, denn ſchon im November 1701 heißt es wieder: „wie Sereniſſimus mit Leidweſen von den vielen Unordnungen vernommen, ſo unter der hieſigen Schuljugend eingeriſſen, und wie die nothwendige Disciplin ganzlich in Abfall gerathen." Im December d. J. „empfinden Ihro hochgräfliche Gnaden es höchſt ungnädig," daß Treiber mit Einſendung der unterthänigſten Berichte noch immer gezaudert, und es wird mit Remotion gedroht. Im folgenden Jahr (1702) ward er von ſeinem Conrector auf öffentlicher

Straße angefallen, und iſt in ärgerliche Klagen und Vertheidigungen verſtrickt; aber er hält ſich und empfängt nur jahraus jahrein Weiſungen, wie er ſchärfer zugreifen ſoll; ſo am 24. Oktober 1710, daß er doch „mit empfindlichen Ruthen- oder bacul-Schlägen disciplıniren laſſe.“ Die und die Buben hatten nämlich dem Peruquier Steine an die Fenſter und „Dreck an die getünchte Wand“ geworfen, auch auf ernſtliche Vorwürfe davon nicht ablaſſen wollen, und des Rectoris Weiſung an einen ſeiner Lehrer, die Knaben zu züchtigen, ſcheint nicht zur Ausführung gekommen zu ſeyn.

Der Unfug muß ſehr arg geworden ſeyn. Wir finden einen Maueranſchlag, mit fingerdicken Buchſtaben auf einen Foliebogen gedruckt. Der Fürſt ſelbſt: „Von Gottes Gnaden Wir Anthon Günther, Fürſt zu Schwartzburg, der vier Graffen des Reichs, Graf zu Hanſtein, Herr zu Arnſtadt, Sondershauſen u. ſ. w. u. ſ. w.“ fügt unter'm 13. January anno 1712 zu wiſſen, wie er höchſt mißfällig vernommen, daß ſeinen Reſcripten ſowohl von hieſiger Schulen Alumnis als auch von der gemeinen Bürgerſchaft nicht nachgekommen, und ſelbige ſich des Degentragens angemaaſet. Da er nun ſolchen Unfug, wodurch zu Tumult, Verwundung, ja gar Mord und Todſchlag Anlaß gegeben wird, nicht länger nachzuſehen gemeinet, „wird denen bei hieſiger Schule frequentirenden Alumnis, als auch allen andern, weſſerlei Profeſſion, allen ernſts anbefohlen, alſofort nach Publikation dieſes Unſeres Edikts ſich des Tragens derer Degen und Stiletten, ſo lange ſie ſich hier befinden, gänzlich zu enthalten.“ Wer dem entgegenhandelt, dem ſollen die „Degens, Seitengewehr und Stiletten“ abgenommen und mit anderer „willkührlicher Beſtraffung unnachläſſig ohne Anſehung der Perſon verfahren werden.“ — Daß ſolche Edikte wirklich nöthig waren, weiß man aus andern Berichten. In dem benachbarten Eiſenach waren um jene Zeit in einer Schlägerei mit Degen mehrere Gymnaſiaſten um's Leben gekommen.

Das Ungewitter hatte ſich inzwiſchen über des Rectors Treiber Haupt zuſammengezogen. Schon vom Tage vor der Publikation jenes fulminanten Edikts finden wir das Concept einer Eingabe deſſelben an ſeinen durchlauchtigſten Fürſten, worin er dieſen de- und wehmüthig bittet, daß die Wolke ohne einzuſchlagen vorüberziehe, aber zugleich es an ſcharfen Seitenhieben, an Anklagen gegen ſeine Ankläger nicht fehlen läßt. Vieles iſt uns unverſtändlich; aber der ganze Jammer eines Kriegs omnium contra omnes in einem kleinen Gemeinweſen blickt daraus hervor. Der alte Scholarch iſt keineswegs gemeint, ohne einen Kampf auf Tod und Leben die Schanze zu verlaſſen, und im Vollgefühl ſeines eigenen Werths. Wider Verhoffen (heißt es in ſeiner Eingabe, obgleich nun ſchon durch 26 Jahre die „Wiſcher,“ „Naſen“ und Drohungen fortgedauert) ſey ihm angedeutet worden, daß er ſich zu einer resignation und zu einer unterthänigſten Bitte wegen eines jährlichen subsidii (Penſion) reſolviren ſolle. Was ſolle er nun zu dieſer Andeutung ſagen, die „ohne genaues Verhör,“ gleichſam »ab executione« geſchehe?“ ſeine »honestam famam verletze,“ ja ſogar ihm „an das Leben gehe?“ Müſſe er ſchließen, daß dieſer Beſchluß aus einem feindſeligen Gemüthe herrühre, ſo ihm, „da es ihm das Leben morte violenta zu nehmen nicht zugelaſſen, ſolches ihm lenta morte, durch Kummer und Drangſal hinzurichten trachte?“ — Schon früher habe ſich jemand (?) unterſtanden, einem hieſigen Magiſter die substitution zu ſeinem Rektorat nebſt Offerirung ſeiner Tochter zu verſprechen. Da aber gedachtem Magiſter wohl bekannt, daß er, Treiber, damalen wie auch itzo bei ſolchen Leibes- und Gemüthskräften ſich befinde, daß er keines Subſtituti von nöthen, und in einer Stunde der Jugend mehr helfen könne, als ein anderer in viel Wochen, als habe gedachter Magiſter an dieſer eigennützigen Offerte einen großen Ekel gehabt. Bei ſothaner Feindſchaft und Eigennutz müſſe er, Treiber, ſeine Zuflucht allein zu Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht nehmen und Schutz ſuchen gegen die heimlichen und eigennützigen Feinde.

In ſeinem ſehr ausführlichen Vortrage ſchreibt er den bedauerlichen Zuſtand der Schule mancherlei Urſachen zu. Weilen er dem Bürgermeiſter das jus patronatus, welches ſelbiger prätendiret, beſtritten, habe er „ſehr ſcheele Augen erwecket,“ und viele insidias, nicht nur verbales, ſondern auch reales erdulden müſſen. Dazu hätten auch „Auswärdiſche, welche den Zuſtand unſerer Schulen nicht kennen,“ ſich angemaßt, ſeine Informationen zu tariren, da er doch vor 45 Jahren ſchon viele ſehr gelahrte Leute erzogen, während ſolche Cenſores vielleicht nicht ſo weit gekommen wären, daß ſie nur cenſiren könnten. Was nun ihre Cenſur wegen des lateiniſchen Styli anlange, ſo habe allhier zu Arnſtadt ſeit anno 1632 niemand auf einen gewiſſen flatterichten holländiſchen Curtianiſchen Stylum etwas gehalten, wie etliche ihn führen, ſondern vielmehr den Justum Lipsium und Cardinal Bemburn und andere mit einem Stylo conciso imitiret. In übrigem aber, was komme es auf die Künſtlichkeit der lateiniſchen Styli an, auf die viele Leute ſo alles gäben, ſo nur das Latein correkt wäre und der Inhalt der lateiniſchen Scriptur Gottesfurcht und gute Disciplin förderte, wie ja ſchon der ſelige Hofrath Schultheß (damals Präſes des Conſiſtorii) vor vierzig Jahren gemeint, daß man ſeinen in secunda Classe ſeyenden Sohn lieber anweiſe zu Concipirung eines Beſcheids als zum flatterichten Stylum latinum, auch öfters geſagt: „Gleich wie vieler Honoratioren Kinder werden auch ſchwerlich meine Schulmeiſter werden; ſo fern man ja jemanden in der Schule von nöthen hat, wird ja wohl unter zwanzig bis dreißig Einer ſeyn, der ſich dazu ſchicket.“

Solche Oppoſition erhob ſich alſo ſchon vor hundert fünfzig Jahren! Treiber ward ſein Leben bis ân's Ende deſſelben verbittert; den alten Mann von ſeinem Poſten zu verdrängen, gelang aber ſeinen Feinden nicht. Dafür ſcheint das Conſiſtorium ſich ſeitdem in alle Minutien der Disciplin gemiſcht zu haben, und die Akten ſind voll von Aufforderungen, dieſen und jenen Schüler mit Carcer und Ruthenſtreichen zu beſtrafen. Sogar die Zahl der Ruthenſtreiche und Carcertage wird beſtimmt; z. B. weil ſie ſich in einem Teich gebadet und dazu einen Kahn losgeſchloſſen; weil ſie Trauben aus einem Weinberg gepflückt (der nicht mehr exiſtirt), wie die Beſtohlenen meinten, „daß es Gott zum Erbarmen geweſen;" andere, weil ſie einen Franziskaner Mönch, der ſich in der Nähe umgetrieben, maltraitiret. Dann wird feierlichſt befohlen, den Namen eines discipuli von der ſchwarzen Tafel wieder auszulöſchen. Man ſieht, wie groß die Luſt zum Regieren war. — Im Jahr 1727 wird wieder geklagt, daß das Zechen und Spielen in denen Wirthshäuſern ſtark eingeriſſen und verſchiedene disordres daraus entſtanden; auch zogen die Schüler auf die umliegenden Dörfer zum Zechen hinaus, ſo daß das Verbot an die Wirthe und Brauer, ihnen zu ſchenken, unter ſtrengen Strafen erneut ward. 1732 muß ſogar die Univerſität Halle ein Gutachten abgeben, wonach der Präfekt des Chores zu 25 Thalern oder fünf Wochen Gefängniß verurtheilt wird, weil er auf öffentlicher Straße einen Singeſchüler bis zur Verwundung caſtigiret. Ein anderer Scholar hat am fürſtlichen Geburtstag nächtlichen Tumult verführt und ein couteau de chasse auf der Straße gewezt; und immer wiederholt ſich die Klage, daß die Schüler ungebetenerweiſe bei Kindtaufen und Hochzeiten ſich eindringen, aufwarten (ſingen) und Degen tragen.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir einen adeligen Schüler, einen von der Burg, der nur tanquam hospes behandelt wird, daher keinen Mantel trägt, „wie einem Scholaren gebühret," und „unter gewiſſer Diſtinktion" an einem beſondern Tiſchchen geſetzet worden. Dieß mißbilligt das Conſiſtorium: er ſolle zwar mit Diſtinktion, aber wie die andern Schüler behandelt werden. — Noch mißfälliger wird es vom Conſiſtorium aufgenommen (1746), daß bei der lezten Communion verſchiedene Primaner „ſich mit exceſſiver Erhöhung derer ſogenannten Duppes (toupets) auf eine dergeſtaltige, unziemende Art und Weiſe verſtellet, daß bei der chriſtlichen Gemeinde hieraus Aergerniß und großes Mißfallen zu beſorgen." Rector und Lehrer werden demnächſt angewieſen, „denen Scholaren dergleichen Ungeſtallt und Hoffart mit ihren Haaren auf's ſtrengſte zu verweiſen."

Die Degen ſind, trotz allen Verbotes, noch 1755 nicht von den Hüften der Schüler verſchwunden, im Gegentheil wird von einem Duell zwiſchen zweien vor dem Thore viel verhandelt, und ein anderer hat das auch zu rügende Verbrechen begangen, „deutſche Verſe im Schulcarcer an die Wand zu ſchreiben." Erſt nachdem er vor Conſiſtorium und Räthen „dieß Vergehen ſehr bereuet," wird er wieder zum Genuß der beneficiorum „im Chor und der Currente" zugelaſſen.

Das Zubiereregehen der Schüler und der nächtliche Unfug darauf muß zu einem chroniſchen Uebel geworden ſeyn; die Brauer und Wirthe waren trotz aller Interdikte von der weltlichen Macht nicht zu bändigen; ſie konnten's nicht laſſen, den Schülern auszuſchenken, und die Beſchwerden deßhalb dauern bis Ende vorigen Jahrhunderts fort. Dagegen iſt das Komödienſpielen wieder aufgekommen und rivaliſirt mit dem Biertrinken. Seiner früheren Erſcheinung werden wir unten Erwähnung thun. — Im September 1791 docirte Conrector Nikolai in Prima über Ciceronis officia. Gleich zu Anfang der Stunde vermerkte er, daß der Alumnus Meinhardt „ſeine Komödienrolle vor ſich auf dem Tiſch auskramete," ihn zu ärgern oder zu lernen. Da nun der Conrector dieß für ſehr unſchicklich hielt, „benuzte ich," ſagt er in ſeiner Klage, „eine Gelegenheit, die mir Cicero ſelbſt bei dem Scheinnutzen darbot, und führte ganz im Allgemeinen ein Beiſpiel, aus der Sphäre der Schüler hergenommen, an: es wäre ja auch dieſes wohl Scheinnutzen, wenn ein Schüler während des Unterrichts ſich mit ſeinen „Theaterrollen" beſchäftigte, davon der Vortheil doch nur einige Tage dauerte, wohingegen die Erklärung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf die Lebenszeit dauere. Ehe ich dieſes Beiſpiel, das ich ganz allgemein angeführet, noch beendet, ſo trat der Schüler Meinhardt mit einer ungeſtümen Frechheit auf, und fragte: „ob ich ihn etwa meinte?" Ich blieb mir gleich und ſagte, daß ich zwar Niemanden inſonderheit angeführt hätte, wenn er ſich aber getroffen finde, ſo hätte ich auch ihn gemeint. Er wurde impertinenter, daß ſelbſt die andern Schüler ihr Mißfallen bezeigten, und machte mir den Vorwurf: ich würde wohl deßwegen böſe ſeyn, daß die Schüler mir die Aufſicht über die Komödie nicht aufgetragen hätten. Zwar war dieſes ein kindiſcher Vorwurf, aber doch ſehr beleidigend für mich, da ich nach meinen Grundſätzen von Schulkomödien nie dieſes Geſchäft übernehmen könnte. Er ſezte ſeine Grobheit fort, weil ichs aber der Würde eines Lehrers zuwider hielt, mich mit einem Schüler in Wortwechſel einzulaſſen, auch ich bei ſeiner fortgeſezten Grobheit leicht in Hitze hätte gerathen können, ſo ſchloß ich meine Stunde." Der Schluß des Dramas iſt, daß Meinhardt in Prima und in Gegenwart des Rectors dem Conrector reuig Abbitte thun muß; ein mildes Urtheil, in Anbetracht, daß der junge Schauſpieler ſich ſonſt nicht unanſtändig und ſchlecht betragen. Wir glauben dieſen Schüler Meinhardt ſpäter als Bürgermeiſter von Arnſtadt wieder zu finden.

Zum Komödienſpielen (das ſpäter verfolgt wurde)

kam noch das Tabakrauchen und Billardſpielen, wogegen Conſiſtorium und Sereniſſimus wie billig, ſtrenge Mandate erließen, namentlich gegen das erſtere, als die Geſundheit der Knaben gefährdend. Mancher wollte ihnen aber auch gar keine Luſtbarkeit belaſſen. Ein geiſtlicher Cato Censorinus beſchwert ſich bitter am 29. November 1791: „daß die Primaner hieſigen Lycaei geſtern Nacht 10 Uhr, vermuthlich aus dem Rectorate kommend, auf dem ſonſt ſtillen Pfarrhofe eine kleine Fehde gehabt, und nicht wenig Alarm, beſonders mit den raſſelnden Stiefeln gemacht, auch Tabak geraucht, wovon bei dem ſchrecklichen Sturmwinde die Funken herum und auf die Erde gefallen.“ Dießmal nahm ſich der Rector Lindner ſeiner Gymnaſiaſten an, und wir ſtehen nicht an, ſeine witzige Replik ganz herzuſetzen, aus der man auf das gegenſeitig geſpitzte Verhältniß ſchließen kann: „Es iſt allerdings an dem, daß die Schüler der obern Claſſe des hieſigen Lycei (nicht Lycaei) eine kleine Fete (aber nicht Fehde, d. i. Krieg oder Streit) gehabt haben, welches ſie auch, da ſie in den Schulgeſetzen dazu die Erlaubniß und von mir die Vergünſtigung erhalten, haben thun können. Sie ſind auch Abends (nicht Nachts) 10 Uhr, welches ſehr bürgerlich iſt, nach Hauſe gegangen; und dieſes nicht aus dem Rectorate, ſondern aus der Schule, weil ich dieſen Ort für ſchicklicher zu einer ſolchen Zuſammenkunft gehalten habe, als die Trieglismühle, das Rößchen, den Hammer oder den Wachholderbaum. (Noch exiſtirende Vergnügungsorte und Wirthshäuſer, den Badegäſten wohl bekannt.) Daß aber die Schule in der Nähe des ſtillen Pfarrhofes liegt, und wenn 8 bis 10 junge Leute in Stiefeln auftreten, ein Alarm entſtehet, dafür kann ich nicht, weil noch kein poſitives Geſetz vorhanden iſt, das den Schülern das Tragen von Stiefeln unterſagt. Das Tabakrauchen aber auf öffentlichen Straßen ſowohl, als mit langen Pfeifen zum Fenſter heraus, habe ich bereits als gefährlich und unanſtändig ſo nachdrücklich unterſagt, daß ich erbötig bin, demjenigen Nacht- oder Feuerwächter, der einem Schüler eine brennende Pfeife aus dem Munde nimmt, ein Trinkgeld aus meinem eigenen Beutel zu geben. Uebrigens werde ich mich freuen, wenn ich einem hochedlen Rathe, oder dem würdigen Haupte deſſelben, auf irgend eine Weiſe gefällig ſeyn, und dadurch zeigen kann, daß ich mit der innigſten Hochachtung ſey u. ſ. w.“

Geiſtliche Schauſpiele wurden hier zweifelsohne, wie auf allen bedeutenden Schulen und Gymnaſien, von früh an agirt. Aktenmäßige Zeugniſſe finden wir aber erſt von der Zeit ab, wo die Behörden Oppoſition dagegen erheben. Wie dieſe und alle deßhalb erlaſſenen Mandate hier ſo wenig als die gegen das Biertrinken fruchteten, dafür iſt ihre immerwährende Erneuerung ein Beleg. Im Jahre 1710 werden die Primaner wiederholentlich abſchläglich wegen ihrer Petition, eine Chriſtkomödie aufführen zu dürfen, beſchieden, alldieweil „ſothane Weyhnacht-Comödien mehr Unruh und Schaden, als Nutzen bringen, denen Kindern auch durch ordentlichen Catechism. Information und Anführung zur Leſung der heiligen Schrift die Furcht und Liebe Gottes zum ſicherſten beigebracht werden kann.“ 1714 hatten die Schüler abermals ſupplicirt, waren abgewieſen worden, hatten dennoch einen Actus aufgeführt und waren deßhalb arretirt worden. Aus Rache dafür unterließ der Chor das Neujahrſingen vor dem Hauſe des Wachtmeiſter-Lieutenants John (wahrſcheinlich ein Vorfahr des bekannten ſogenannten lezten Cenſors, Geheimerath John in Berlin), was als ſchwere Ehrenkränkung und Beleidigung gegen die Obrigkeit hart gerügt ward. Als 1715 die Primaner wieder um Geſtattung der Chriſtkomödie nachſuchten, wurden ſie nicht nur fulminant beſchieden, ſondern auch nach dem Verfaſſer der Bittſchrift geforſcht, was ihre Nachfolger nicht abhielt, 1724 wiederum, wenn gleich eben ſo vergeblich zu petitioniren. Aus dem Mandat erfahren wir, daß die verbotene Chriſtkomödie nichts deſtoweniger im Geheim agirt worden.

Gegen zwanzig Jahr iſt die Chriſtkomödie aus der Schule verſchwunden, die Schüler ſind dagegen mit der Bitte eingekommen, die Komödie: der politiſche Kannegießer, agiren zu dürfen. Fürſtlich Schwarzburgiſches Conſiſtorium hat ſie, laut Decret vom 15. November 1743, „durchgeſehen und ſolche dergeſtalt eingerichtet befunden, daß an deren Aufführung weiter nichts bedenkliches.“ Nur ſollen ſich die Schüler dabei alles Schreyens und Unfugs auf dem Rathhauſe, Markte und in den Gaſſen ernſt- und nachdrücklich enthalten, auch vor Feuer und Licht in Acht nehmen. Weilen dieſe Comödie erſt kurz vor Thorſchluß, eine kurz vorher agirete Tragoedia (?) aber gar nicht zur Cenſur eingereicht worden, ſo erhält der Rector eine Naſe, daß dieß künftig bei Zeiten, ſowohl bei denen Tragödien, als denen Comödien, geſchehe. 1745 wird geſtattet, „aus des Herrn Profeſſoris Gottſched Schaubühne das Trauerſpiel die Horazier, und das Luſtſpiel der Hypochondriſt zu agiren; 1746 Gottſcheds Trauerſpiel Dido und des Profeſſoris Holberg Luſtſpiel der glückliche Schiffbruch, alles unter der Verwarnung wegen Feuer und Licht. 1747 wird Schlegels Tragödie Canut erlaubt, in Holbergs Geſchäftigem aber eine zweideutige Redensart vom Conſiſtorium umgeändert. 1748 erlaubt: „das durch den Herrn von Voltaire verfertigte Trauerſpiel Octavia“ und Holbergs Erasmusberg. 1749: Oreſtes und Pylades, eine Tragödie, und die ſtumme Schönheit, eine Comödie. 1750: Timoleon, eine Tragödie, und der Bramarbas von Holberg. 1751: Gottſcheds Baniſe und Holbergs Verwandelter Bauer. 1752: die Tragödie Fabricius

von Müller und die Comödie der Bock im Proceß, aus Gottscheds Schaubühne. 1753: Die belohnte Treue, Tragödie, die Austern, Nachspiel. 1754: Arminius, Tragödie, die honette Ambition, Comödie. 1755: das Trauerspiel Demetrius, das Lustspiel Jonas im Faß (diesmal wird die Erlaubniß zur bevorstehenden Jahrmarktszeit ertheilt).

Offenbar hatte der siebenjährige Krieg eine Unterbrechung in diesen Theaterfreuden der Arnstädter Schule hervorgebracht, denn erst 1765 finden wir wieder die Erlaubniß, das Trauerspiel Agamemnon, das Lustspiel der gestrafte Betrüger und das Schäferspiel die Herbstfreude bei bevorstehender Jahrmarktzeit aufzuführen, wenn nicht die, wegen Ableben Ihro Römisch Kaiserlichen Majestät Francisci Imi anzuordnende Landestrauer ein Hinderniß machen sollte. 1766 ward ein nicht genanntes Trauerspiel permittirt, außerdem ein Lustspiel: Hans Puff, und ein Schäferspiel: die Macht der Liebe, auch jezt noch unter dem stereotypen Vorbehalt, daß auf Feuer und Licht geachtet werde. 1767 gibt das Consistorium die eingereichten Stücke „ohne Bedenken" zurück, aber auch ohne sie namentlich zu bezeichnen. 1768 dürfen die Primaner das Trauerspiel Crispus, das Lustspiel der Schatz und das Schäferspiel Amintas zur Darstellung bringen, oder, wie es in den lezten Jahren heißt, es wird gestattet, „daß sie diese Stücke auf bevorstehendem hiesigem Jahrmarkt zu ihrer Uebung aufführen." 1769 bezeichnet schon einen Fortschritt: den Schülern werden dreierlei Stücke zur Aufführung erlaubt: 1) eine Operette, das Dracul, 2) die komischen Stücke: List über List und der Projektmacher, und 3) das Schäferspiel der blöde Schäfer. Statt der Tragödie bürgert sich allmählig die Operette ein. Diese Erlaubniß erfolgte im August; im September desselben Jahrs wird den Alumnen in Prima fernerhin gestattet die öffentliche Aufführung eines vorgeschlagenen Singspiels: Lottchen am Hofe, und der beiden Lustspiele, des Misogyn und der Minnae von Barnhelm, oder des Soldatenglücks. 1770 erhalten die „Approbation" vier Stücke: 1) die Poeten nach der Mode, 2) die unvermuthete Rettung, 3) Walder (s. unten). 4) Das Schäferspiel Sylvia. Die Tragödie scheint also schon ganz verschwunden. 1772 die komische Oper das Gärtnermädchen, das Lustspiel der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann, und das Schäferspiel Angelika und Medor.

Die Formel, wie ein hochwürdiges Consistorium, Präsident, Räthe, Assessoren in den lezten Jahren die Censur ertheilten, ist ebenfalls zu beachten. Sie lautet: „Wir können geschehen lassen, daß die zur Einsicht und Approbation anhero eingereichte und hinwiederum zurückgegebene Schauspiele von den hiesigen ꝛc. auf bevorstehenden Jahrmarkt zur Uebung aufgeführt werden," welchem nächst denn die Verwarnung wegen Feuer und Licht und zur Moralität stereotyp verbleibt. Die jezt vorgelegten Schauspiele, fast alle leichterer Art, rechtfertigen das nur „geschehen lassen" von Seiten des ehrwürdigen Collegiums. So wurde 1773 approbirt: 1) der Postzug und die noblen Passionen, 2) der stumme Plauderer, 3) das Schäferspiel die Macht der Liebe. 4) die Juden. 1774: die verstellte Kranke und Balämon, ein Schäferspiel. Im selben Jahr, später, ward noch die Comödie der Geheimnißvolle permittirt; 1775 endlich wieder ein Trauerspiel: Elfride mit dem Nachspiel der irrende Moralist; ditto das Lustspiel Medon, oder die Rache des Weisen, nebst dem Nachspiel das Landhaus. 1776 1) die komische Oper der Töpfer, 2) der unentschlossene Liebhaber, 3) der dankbare Sohn (von Engel; die Namen der Autoren hält man nicht mehr für nöthig zu nennen), 4) die Kriegsgefangenen. 1777: 1) die Wirthschafterin, ein Lustspiel, 2) die Stärke der väterlichen Liebe, 3) der Edelknabe (Engel). 1778: 1) der Holzhauer, komische Oper, 2) die abgedankten Offiziere, ein Lustspiel, 3) ditto das Winterquartier in Amerika. 1779: 1) Walder, ein ländliches Schauspiel mit Gesang, 2) die Irrungen, ein Lustspiel, 3) der Hagestolz, ein Lustspiel. 1780: der Zauberer, ein Singspiel, 2) Jurist und Bauer, Lustspiel, 3) Fritz von Manheim oder das Vorurtheil.

Am 29. August 1781 schlägt ein Blitzstrahl in die heitere Luft; fürstlich Schwarzburgische zum Consistorio verordnete Präsident und Räthe erklären: daß sie, vorliegenden Umständen nach, die dermalige Aufführung der in Vorschlag gebrachten theatralischen Stücke einstellen zu lassen resolvirt haben. 1782 wird aber schon wieder die Erlaubniß ertheilt, das Singspiel der Barbier von Sevilien und das Lustspiel Ende gut alles gut aufzuführen. 1783: 1) die Drillinge, 2) Barbier von Sevilien, 3) die Fürsprache, 4) Ertappt! Ertappt! Im selben Jahr noch 1) die Werber, 2) das Nachspiel der taube Liebhaber, 3) das Grab des Mufti, 4) der hessische Offizier in Amerika, 5) der Verräther schläft nicht. 1784: 1) das Lustspiel der Oheim, 2) das Singspiel Erwin und Elmire, 3) Alter schüzt vor Thorheit nicht, 4) die Stuzerlist. 1785: 1) Grab des Mufti, 2) Schneider und sein Sohn, 3) Irrthum auf allen Ecken. 1786: 1) Irrthum auf allen Ecken, 2) der König oder das Abenteuer, 3) der Unbesonnene. 1787: 1) das Muttersöhnchen, 2) Wilhelm Prinz von Oranien. Von 1788 liegt nichts vor. 1789: 1) der Revers, 2) die Schwärmerei des Hasses und der Liebe, 3) die Rache. Das Jahr 1790 wieder übersprungen. 1791: 1) Ottilie, ein Trauerspiel, 2) der Dorfpfarrer, ein Schauspiel, 3) Leichtsinn und ein

gutes Herz. Dann ein Sprung bis 1795: 1) Der Deſerteur aus Kindesliebe, 2) die Stiefſöhne, 3) die Wette oder Treue ſiegt, 4) die beiden Hüte, 5) das Milchmädchen und die beiden Jäger.

Hier enden die Akten, wahrſcheinlich ging auch damit das Spiel ſelbſt zu Ende. Die Zeit war mächtiger als die Disciplin, die es ſo gern ſchon früher verboten hätte. Ob es an und für ſich, ob es für ſeine Zeit gut und zweckmäßig war, daß Gymnaſiaſten einmal im Jahr Schauſpieler wurden, dieſe Frage bleibe auf ſich beruhen; ebenſo die, welche Wirkung dieſe theatraliſchen Beſchäftigungen ihrer Söhne auf die Bildung der Einwohner der Stadt ausgeübt habe. Gewiß iſt nur, daß die Schulkomödien für die deutſche Schaubühne damals von weſentlichem Nutzen geweſen; die Theater bekamen gut gebildete Anfänger, aus denen jene Talente ſich entwickelten, nach denen wir uns heute vergeblich umſehen. Welches Tableau der dramatiſchen Bildungsgeſchichte in Deutſchland liegt aber vor uns in dieſem erhaltenen Repertoire der Vorſtellungen Arnſtädtiſcher Gymnaſiaſten, von jenen rohen Chriſtkomödien an bis zum Engelſchen Deſerteur aus Kindesliebe! Wie viel Untergegangenes, ſpurlos Verſchwundenes, wie wenige Stücke, die ſich aus einer ſo langen Zeit auf dem deutſchen Theater erhalten haben! Minna von Barnhelm, faſt das einzige Drama, das vom Hauch der Zeit nicht berührt worden, das nach neunzig Jahren heute noch ſo friſch wie damals auf den Brettern erſcheint! In dem Zeitraum eines halben Jahrhunderts folgte doch Generation auf Generation, und in weit raſcherem Wechſel im Schulleben als im Menſchenleben, und doch, was beachtenswerth, finden ſich erſt in der ſpäten Periode Wiederholungen beliebter Stücke, früher trat jede agirende Primanergeneration mit einem ganz neuen Schauſpiel auf.

Die Vorſtellungen waren übrigens ganz öffentlich im Rathhausſaal, und gedruckte Zettel luden „alle und jede hohe und vornehme Gönner und Freunde des hieſigen Lyceums auf das geziemendſte ein, dieſe jugendlichen Uebungen mit Deroſelben Gegenwart geneigt zu beehren.“ In einem erhaltenen Komödienzettel vom 1. November 1774 heißt es: „Der Anfang iſt mit Schlag fünf Uhr. Um drei Uhr werden Stühle angenommen und geſetzt. Man wird auch allem Tumult vorzubeugen die benöthigten Anſtalten treffen.“ Daß letztere Beruhigung nöthig war, wiſſen wir aus dem Vorangehenden; noch lebt in Arnſtadt die Tradition von der furchtbaren Straßenherrſchaft der Schüler in alten Zeiten. Aber heute iſt es ſehr ſtill geworden, und von jenem ſprudelnden Geiſt der Jugend, der nach allem griff, was in Deutſchland geiſtig zur Anerkennung gekommen war, und den Drang in ſich fühlte, es auch in ſeinem Kreiſe wieder lebendig werden zu laſſen, iſt nichts zu ſpüren. Nur das Bier hat überlebt. Ob die fleißigen und ſtillen Scholaren von heute auch zur Zeche ſitzen, weiß ich nicht; es iſt wenigſtens kein Grund vorhanden, es durch Interdikte ihnen zu unterſagen.

W. Häring.

Engliſche Skizzen.

(Schluß von Nr. 48.)

Ein Londoner Volkstheater.

Es war nun beinahe ſieben Uhr, und die Zuſchauer in spe wurden ungeduldig. Die Bevölkerung der Galerien gab ihren Unwillen durch wildes Stampfen und ohrenzerreißendes Pfeifen zu erkennen, und das Parterrepublikum, welches ſich bisher verhältnißmäßig ruhig verhalten, fing an ſich mit bedenklicher Energie an der Bewegung zu betheiligen. Wer weiß, was aus meinem Trommelfell geworden wäre, wenn die Ankunft der Muſikanten nicht noch zu rechter Zeit den Sturm beſchworen hätte. Das Orcheſter war nicht ganz vollſtändig, aber die Künſtler gingen mit lobenswerthem Eifer an's Werk; ſie erſetzten durch Kraft des Spiels, was ihnen an Geſchick mangelte, und es gelang ihnen, die Maſſe in einen wahren Paroxysmus des Entzückens zu verſetzen.

Jetzt regte es ſich auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Horch! es ſchellt. Noch waren die letzten Klänge des »Cheer, boys, cheer,« einer ſehr populären Melodie, nicht verhallt, als ſich der Vorhang — mit einiger Schwierigkeit — hob. Im Hintergrunde der Bühne, die eben ſo gut einen Wald, wie ein Zimmer darſtellen konnte, ragte ein ſonderbares Brettergerüſte empor, das ſofort meine Aufmerkſamkeit feſſelte. Mein Freund meinte, es ſey ein Gebirge.

Athemloſe, erwartungsvolle Stille. Ein Mädchen ſchreitet hinter den Couliſſen hervor, ſchneeweiß gekleidet, eine menſchgewordene Unſchuld. Sie iſt weit über Mittelgröße und etwas mager; blaue Vergißmeinnichtaugen, blonde Haare, heller Teint, züchtiger Gang. Donnernder Applaus begrüßt das Auftreten der beliebten Schauſpielerin. Miß Evangelina verneigt ſich beſcheiden lächelnd, wartet ruhig, bis die Hände und Lungen ihrer Bewunderer den Dienſt verſagten, und hebt dann mit liſpelnder Stimme an: „Wo Inez nur bleibt? Sie wollte ſchon vor einer halben Stunde hier ſeyn. Gütiger Gott! wenn ihr ein Unglück zugeſtoßen wäre! Der bloße Gedanke ſchon macht mir das Blut in den Adern gefrieren. — Ach! dem Himmel ſey Dank, da iſt ſie!“ Und das ſchmachtende Weſen ſinkt in die Arme der heißgeliebten Freundin, die trällernd herbeigehüpft kommt.

Donna Inez war eine lebhafte Brunette, klein, mit ſchwarzen Augen, ſüdlicher Geſichtsfarbe und vollen, ſtark ausgeprägten Formen. Auch die neuangekommene Schöne hatte enthuſiaſtiſche Anhänger. „Hurrah für Miß Flora!“ Grunzen und Zischen der Evangeliner. Die Parteien erhitzten ſich allmählig; ſie wurden fanatiſch, wie weiland die Gluckiſten und Picciniſten. Die Galerie theilte ſich in zwei feindliche Lager, und ich erwartete jeden Augenblick, daß man zu einer Beweisführung ad hominem ſchreiten würde. Umſonſt bemühte ſich der Direktor, die Aufregung zu beſchwichtigen. Seine Worte verloren ſich im hölliſchen Getöſe. Zum Glück erhielt er einen unverhofften Beiſtand. Ein athletiſcher Arbeiter ſprang von ſeinem Sitze auf und rief mit einer Stentorſtimme, die Alles übertönte: „Ruhig! oder das Stück kann nicht geſpielt werden, und dann haben wir unſer Eintrittsgeld umſonſt ausgegeben!“ Dieſes Argument wirkte mit Zaubergewalt; jeder Engländer verſteht die Sprache des Geldbeutels, und auch der Coſtermonger iſt ein Engländer. Im Nu war die Ruhe hergeſtellt, und die unglücklichen Donnas, die ſich eine halbe Viertelſtunde lang hatten umarmen und küſſen müſſen, konnten ihrer Zärtlichkeit ein Ziel ſetzen und zum Stiergefecht eilen. Sie wollten einen jungen Matador ſehen, von deſſen Schönheit und Muth die Fama Wunderdinge erzählte. Sie erklimmen das Gerüſt; — ein Lichtſtrahl ſchoß mir durch den Kopf: der myſteriöſe Hintergrund iſt ein Amphitheater von der Rückſeite. Richtig, die holden Jungfrauen ſind oben angelangt. „Ach! das Gerücht hat nicht gelogen. Welcher Adel in den Zügen! Welcher Anſtand in allen Bewegungen! Gott! jetzt ſtürzt das wüthende Thier auf ihn los — Triumph! er hat nicht gefehlt! Das Ungeheuer zuckt nicht mehr. War das nicht ein Meiſterſtoß?“

Aber die arme Inez ſollte ihr Herz nicht mit Muße verlieren. Das Publikum hatte begriffen, daß „das Stiergefecht“ hinter der Scene vor ſich ging. Das „Stiergefecht“ war aber auf dem Zettel verſprochen, und die anweſenden sporting characters — und jeder Coſtermonger iſt einer — wollten ſich eine ſolche Haupt- und Staatsaktion nicht nehmen laſſen. »The bull fight! the bull fight! Wir haben dafür bezahlt, und wir wollen, was uns gebührt!“ — „Wie?“ brüllte jemand den Schreienden zu, „wie? Ihr wollt ein Stiergefecht hier auf der Bühne? Und wenn ihr einen Ochſen über Smithfield Market laufen ſeht, rennt ihr nicht ſo ſchnell davon,

wie Little Johnny (Lord John Ruſſell), wenn er merkt, daß Joe (Joſeph Hume, der bekannte Reformer) einen Antrag ſtellen will?" Man lachte über den zeitgemäßen Witz, und wenn Engländer lachen, ſind ſie beſänftigt. Bei den Franzoſen iſt es bekanntlich anders. In Paris wird nie mehr gelacht, als vor einer Revolution.

Die Handlung ging nun eine Zeitlang ohne Störung weiter. Donna Inez, natürlich die Tochter eines Granden, hat den Pfeil Amors tief im Buſen. Wundern wir uns nicht, daß ſie ihr Herz ſo raſch hingegeben; im Süden marſchirt die Leidenſchaft ſchnell: kommen, ſehen, lieben. Aber ach! Joſe (Don, verſteht ſich) ahnt nicht, welche Flamme er entzündet hat. „Vielleicht iſt er in den Feſſeln einer andern. Und auch wenn er mich liebt, wird mein Vater je in unſere Verbindung willigen? Oh dear! oh dear! War je ein Mädchen ſo bejammernswerth wie ich?"

Die Damen auf der Galerie ſchluchzten laut, und die, welche Schnupftücher beſaßen — es waren ihrer nicht gar viele — zogen ſie hervor, um ſich die reich ſtrömenden Thränen abzuwiſchen; aber auch die rauheren Männer konnten ſich der Rührung nicht erwehren. Sie weinten allerdings nicht, aber ſie ſahen ſo wehmüthig drein, als wären ſie deutſche Werther geworden.

Die gefühlvolle Inez ſchraubte ſich nach und nach auf eine ſolche Höhe der Leidensſeligkeit hinauf, daß ihr ſchwindlig werden mußte. Mitten in einer glänzenden Tirade hielt ſie plötzlich inne, warf einen verklärten Blick nach oben, preßte ihre Hände in ominöſer Weiſe gegen die Bruſt und — „Halloh! Jim, ich wette einen Sixpence gegen einen Farthing (¼ Penny), ſie braucht noch eine volle Minute, ehe ſie mit allen Vorbereitungen fertig iſt." — „Das glaub' ich gern," antwortete Jim, ein frühreifer Burſche von dreizehn bis vierzehn Jahren, „das glaub' ich gern. Sie muß ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht den Hals bricht. Wenn man ſo übermenſchlich groß iſt, hat eine Ohnmacht ihre Schwierigkeiten."

Das Objekt dieſer gefühlloſen Bemerkungen hatte mittlerweile die nöthigen Vorſichtsmaßregeln getroffen und ſank im klaſſiſchen Style zu Boden; aber das Zwiegeſpräch der jugendlichen Cyniker verdarb den Effekt und ſie ward durch ein wieherndes Gelächter früher, als ſie beabſichtigt, aus ihrer ſüßen Bewußtloſigkeit zur Wirklichkeit des Lebens zurückgerufen. Sie erhob ſich langſam, würdevoll, brach in einen klagenden Monolog aus und beſchloß, den Heißgeliebten wo möglich von ihrer Flamme in Kenntniß zu ſetzen. — Der Zufall erſpart ihr eine Indiskretion. In der Kirche trifft ſie Don Joſe, und dieſer findet während des Gottesdienſtes Gelegenheit, ihr mitzutheilen, daß er ſchon lange im Geheimen für ſie glüht. Ein Stelldichein wird verabredet und gehalten. Der junge Held erzählt ſeine Lebensgeſchichte. Er kennt ſeine Eltern nicht, vermuthet aber nach gewiſſen Anzeichen, daß er von vornehmer Herkunft iſt. Am folgenden Tag wird Inez zu ihrem Vater beſchieden, der ihr anzeigt, ſie ſolle in einem Monat mit dem ältlichen Don Manuel vermählt werden. Sie erklärt geradezu, ſie verabſcheue den aufgedrungenen Bräutigam; aber alle Einwendungen ſind vergebens. Neue und dießmal erfolgreiche Ohnmacht. Der Vorhang fällt unter Seufzen und Thränen.

„Wir haben heute Abend ein kapitales Stück, nicht wahr?" ſagte mein Nachbar zur Linken zu mir, ein vierſchrötiger, pausbackiger Omnibuskutſcher. — „Gewiß." — „Fräulein Evangelina ſpielt ſo natürlich und mit ſo viel Gefühl; man wird ganz weich geſtimmt, und das iſt ſo angenehm. Ich —" — „Ich," fiel ein anderer Kunſtrichter dem ſentimentalen Wagenlenker in's Wort, „ich finde dieſes Winſeln und Jammern durchaus nicht ſchön. In einem guten Trauerſpiel muß tüchtig Blut fließen." — „O, an Blutvergießen fehlt es auch in unſerem Stück nicht. Ich habe es ſchon zweimal geſehen." — „So!" Und der blutdürſtige Dramaturg rieb ſich vergnügt die Hände. — »Ale and Porter, meine Damen und Herren! (Kellner ſind immer galant.) Schäumender Porter und ſplendides Ale!" — „Gingerbeer! Gingerbeer! Einen Penny die Flaſche!" — „Aepfel und Nüſſe! Kauft! kauft! Billig! billig!"

Die Pauſe zog ſich etwas in die Länge, und um ſich die Zeit zu vertreiben, verfielen die „Damen und Herren" der Galerie darauf, Nuß- und Apfelſchalen, alte Kartoffeln und ſonſtige Wurfgeſchoſſe in's Parterre herabzuſchleudern. Unglücklicherweiſe hatte mein Freund einen nagelneuen Seidenhut auf, der nicht verfehlen konnte, den Zorn des demokratiſchen Olymps auf ſich zu ziehen; der mißliebige Kopfputz wurde bald zur Zielſcheibe für ein hitziges, concentriſches Feuer, und er wäre ohne Zweifel der lezten Spur ſeines ariſtokratiſchen Glanzes beraubt worden, wenn nicht der Zufall einen ſchlecht gezielten Apfel mitten auf die Naſe einer verheiratheten Frau geführt hätte. Die Getroffene ſtieß einen durchdringenden Schrei aus. „An meinem Hut liegt mir nichts; aber ſchont wenigſtens die Damen!" — »Yes! Mind the Ladies!« ſchrie es von allen Seiten. „Es iſt eine Schande, reſpektable Frauen zu beleidigen!" — „Werft die Ruheſtörer hinaus! Sie ſind keine Gentlemen!" — Die öffentliche Meinung (und hier hatte ſie Hände und Füße, was nicht immer der Fall iſt) erklärte ſich ſo energiſch gegen die Schießliebhaber, daß dieſe ſich veranlaßt fanden, ihre Uebungen einzuſtellen. Der ſchwer bedrohte Hut war gerettet.

Der zweite Akt beginnt. „Die Höhle des Zauberers." Todtenköpfe und anderer Apparat der ſchwarzen Kunſt. Ein alter graubärtiger Mann, mit Wurzeln und Kräutern beladen, tritt ein. Während er ſich über einen Schädel in Hamlet'ſchen Betrachtungen ergeht, pocht es an der Thüre und Inez erſcheint. Sie klagt dem Tauſendkünſtler ihre Noth und befragt ihn

um ihre Zukunft. Er tröſtet ſie und verſpricht, ihr Horoſkop zu ſtellen. — Die Scene wechſelt; wir ſind im „verfallenen Schloß“ (wie es auf dem Zettel bezeichnet war). Eine Räuberbande hält ihr wüſtes Gelage. In einer Pauſe, wo die Becher ruhen, kommt die Rede auf den gegenwärtigen Aufenthaltsort der Ritter von der Heerſtraße. „Das Schloß,“ erzählt einer der Geſellen, „gehörte vor etwa zwanzig Jahren Don Diego, einem der reichſten Adeligen in Spanien. Don Diego hatte eine Frau, die er zärtlich liebte, und ein einziges Söhnchen. Seine Gemahlin ſtarb und kurz nach ihrem Tode verſchwand das Kind plötzlich. Niemand wußte, was aus ihm geworden, und noch heute —“ — „Ich weiß es,“ unterbrach ein wild ausſehendes Individuum den Sprecher, „ich weiß es. Habe ich den Burſchen doch ſelbſt geraubt! Ich hätte ihn ſpäter gerne zurückgebracht, um die reiche Belohnung, welche dem Finder ausgeſetzt war, einzuſtreichen, aber ich gerieth mit den Dienern Sr. katholiſchen Majeſtät in unangenehme Berührung, und als ich meine Freiheit wieder erlangte, war es leider zu ſpät. Der alte Narr hatte das Weite geſucht, Haus und Hof im Stich gelaſſen, und niemand konnte mir ſeine Adreſſe geben. Um den Jungen bekümmerte ich mich natürlich nicht weiter, ich vergaß ihn und — doch wir haben nun genug geplaudert. Es iſt Zeit, uns auf den Weg zu machen, ſonſt verſäumen wir die Poſt!“ Schluß des Akts.

Das Publikum, welches mit der tiefſten Andacht zugehört hatte, entſchädigte ſich nun für ſein langes Stillſchweigen. Die Coſtermonger ſtimmten einen Gaſſenhauer an und eine kleine Prügelei brachte in die an ſich ſchon lebhafte Scene noch etwas mehr Abwechslung. In einer der Ranglogen, unmittelbar neben der Bühne, hatte ich ſchon zu Anfang der Vorſtellung eine Perſönlichkeit wahrgenommen, deren ich hier erwähnen muß. Es war ein junger Mann, ſchlank, von mittlerer Größe. Die ſorgfältig hinter die Ohren geſtrichenen Locken, die künſtlich erhöhte Stirn, der genial im Byron'ſchen Styl umgelegte Hemdkragen und ein ſtudirter Ausdruck des tiefſten Weltſchmerzes verriethen mir ſofort den Jünger der Muſen. Das Herrchen ſah dem Spiel mit ſo geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und wenn frivole Witze gemacht wurden, zuckte er die Achſeln ſo verachtungsvoll, daß der Gedanke in mir aufſtieg, er müſſe mit unſerem Stück irgendwie in Verbindung ſtehen. Beobachten wir ihn ſofort etwas genauer.

Das Stück iſt wieder im Gange. Wildes, zerklüftetes Thal; hinter den Büſchen und Felsſtücken blitzen wilde Augen und Flintenläufe hervor. Sind es die Räuber? Nein, die Räuber kommen von der entgegengeſetzten Seite. Kaum ſind ſie alle auf der Bühne, ſo ſpringen die verſteckten Gendarmen aus dem Hinterhalt. Schießen, Brüllen, Dolchſtiche, Säbelhiebe, donnerndes Bravo der Galerien. „Drauf! drauf! Haut zu! Gebt es den verdammten Policemen! Schlagt ſie alle todt!“ — „Aber dieſe feigen Kerle krümmen einander kein Haar!“ ſchrie ein mordluſtiger Coſtermonger. — »Dam! some real fighting would suit me better!« Das ganze Auditorium war in Bewegung. Es folgte dem Kampf mit dem geſpannteſten Intereſſe. Todte und Verwundete bedeckten die Wahlſtatt. Trotz der moraliſchen Unterſtützung von außen (die überhaupt ſelten etwas nützt) neigte ſich der Sieg auf die Seite des Geſetzes, und die überlebenden Räuber mußten ihr Heil in der Flucht ſuchen.

Wir werden jetzt abermals in die „Höhle des Zauberers“ geführt. Ein ſchwer verwundeter Räuber ſchleppt ſich mühſam zur Pforte. Der gaſtfreie Einſiedler nimmt ihn auf. Von körperlichem Schmerz und Gewiſſensbiſſen gefoltert, entſchließt ſich der zerknirſchte Sünder zu beichten. Er bekennt alle ſeine Verbrechen, unter andern auch, daß er den Sohn Don Diego's geſtohlen. Der Zauberer fährt bei dieſem Namen auf. „Schurke! was iſt aus dem Kind geworden? Ich bin Don Diego!“ Der Räuber iſt wie vom Donner gerührt, das Publikum ebenfalls. Nie war ein Theatercoup beſſer gelungen. Wahnſinniger Beifall. Ich erinnerte mich jetzt des Herrchens in der Rangloge und ſah nach ihm hin. Sein Antlitz ſtrahlt, und in einem Moment der Zerſtreuung verneigt er ſich ſogar vor dem Publikum. Kein Zweifel mehr, er iſt der Dichter! Die überſchwängliche Freude hat ihn ſein Incognito vergeſſen laſſen.

Der Erzauberer ſetzt Gomez — dem Räuber — einen Dolch auf die Bruſt, um ihm Nachrichten über den geraubten Knaben abzunöthigen, aber dieſer kann ſeine Neugierde nicht befriedigen. Der arme Vater ſpringt in wilder Verzweiflung auf, wirft dem Räuber eine mit Gold gefüllte Börſe hin und verſpricht ihm eine ungeheure Summe, wenn er ihm ſeinen Sohn wieder ſchafft. Gomez, eben noch mit dem Tode ringend, wird durch den magiſchen Metallklang curirt. Er erhebt ſich vom Boden, ſteckt die Börſe ein, ſchneidet ſeinen verwilderten Bart ab, zieht reſpektable Kleider an (die Don Diego in Erwartung eines ſolchen Ereigniſſes bereit liegen hatte), und geht hinaus in die weite Welt.

Kaum iſt der Räuber fort, ſo naht Inez mit ihrem Geliebten, um ſich das Horoſkop ſtellen zu laſſen. Der Greis geräth beim Anblick Joſe's in ſichtliche Bewegung. Er fragt ihn nach Namen und Herkunft. Dieſer berichtet, er ſey als kleines Kind von einem Matador aufgenommen und im Gewerbe deſſelben erzogen worden. Sein Pflegevater habe ihn auf der Straße gefunden. „Haſt du gar kein Andenken aus deiner früheſten Jugend?“ — „Nichts, als dieſes elfenbeinerne Crucifix!“ — „Himmel! mein Sohn!“

Joſe hat ſeinen Vater gefunden. Er iſt nicht mehr der namenloſe Findling, er iſt Grande von Spanien

und Donna Inez ebenbürtig! Ich will es nicht verſuchen, den Eindruck zu ſchildern, den dieſe Scene hervorbrachte. Selbſt die beiden Taſchendiebe waren weich geworden; ſie hatten Thränen in den Augen.

Der erſte Sturm des Entzückens iſt vorüber. Joſe wundert ſich über das hohe Alter ſeines Vaters. „Ich bin nicht ſo alt, als ich ſcheine. Weg mit dem weißen Bart! Weg mit dem Büßergewand! Nieder mit der Perrücke (down with the wig)! Jezt bin ich wieder Don Diego de Alcarpas!“ Und der achtzigjährige Greis verwandelt ſich in einen friſchen Vierziger. „Bravo! bravo! Down with the Whig! (gleichlautend mit wig, Perrücke) Down with the Whigs! (Die Whigs ſind wo möglich noch unpopulärer als die Tories.) Down with the Whigs and Tories!«

Joſe wirbt jezt förmlich um die Hand ſeiner Dame, aber ihr Vater iſt unerbittlich. — Sie ſoll und muß Don Manuel heirathen. Was thun? Einſtweilen weinen und klagen. Don Manuel erfährt, daß er einen gefährlichen Nebenbuhler hat und beſchließt deſſen Untergang. Er dingt einen Meuchelmörder. Eines Abends geht Inez mit Joſe im Walde ſpazieren. Sie werden von einem Gewitter überfallen und ſuchen in einer verlaſſenen Hütte Schutz. Während ſie ſorglos plaudern, wird der Lauf einer ungeheuren Muskete von außen durch eine Spalte hereingeſchoben. Das zärtliche Paar ahnt nichts; die Angſt der Zuſchauer iſt entſezlich. Wenn man die Bedrohten nur warnen könnte! Aber jeder Mund iſt wie durch einen Zauberſpruch geſchloſſen. Doch ſieh! Wer kommt dort? Es iſt Don Manuel, der ſich am Todeskampf ſeines Schlachtopfers weiden will. Gräßlicher Moment. Das fatale Mordinſtrument richtet ſich langſam nach dem Kopfe Joſes. Don Manuel fletſcht heimtückiſch die Zähne. Paff! Joſe wälzt ſich in ſeinem Blute. Ein wilder Schrei aus Donna Inez Munde, und dieſem antwortet ein gewaltiger Collektivſeufzer des Publikums.

„Da iſt ja der Unrechte umgebracht worden!“ — „Das geht nicht!“ — „Sie ſollen den Richtigen todtſchießen! Schießt den Richtigen todt!“ — „Wir wollen es ſo haben!“ — Vergebens erklärt der Manager, man müſſe ſich an den Text halten; vergebens wirft der unglückliche Dichter den Schreiern flehentliche Blicke zu; das Volk fühlt ſich in ſeinem Gerechtigkeitsgefühl beleidigt, und vox populi vox dei.

Der todte Joſe wurde wieder lebendig, Inez erwachte aus ihrer Ohnmacht, die Muskete erhob ſich von neuem. Ein Knall — ein Schrei — dießmal war es Don Manuel. „Bravo! Bravo! Jezt hat er es, der Schurke!“ — „Aber das iſt nicht genug: ſie müſſen noch getraut werden! Ein Prieſter! ein Prieſter!“

Gegen den ſouveränen Willen ließ ſich nichts machen. Man ſtaffirte raſch einen Geiſtlichen aus, rief die Väter der beiden Verlobten herbei und lootste das Pärchen glücklich in den Hafen des Eheſtandes. Betäubendes Beifallklatſchen.

„Nun, wie haſt du dich unterhalten?“ fragte ich meinen Freund beim Hinausgehen. — „Sehr gut; aber wenn ich mich das nächſtemal unter das Londoner Volk wage, ſeze ich keinen neuen Seidenhut auf.“

Zur Orientirung in der ſchönen Literatur.

Neueſte Romanliteratur.

Deutſche Bibliothek. Sammlung auserleſener Originalromanen, herausgegeben von Otto Müller.
Verlag von Meidinger Sohn u. C. in Frankfurt a. M.

Es hat ſich dieſe Unternehmung als eine für den deutſchen Roman Epoche machende angekündigt, zunächſt mehr äußerlich, nach der Seite, daß durch eine ſolche Anſtalt gleichſam ein permanentes Preisgericht gebildet werde, welches, die geringe Waare vom Markt ausſchließend, den beſſeren belletriſtiſchen Talenten eine ſichere Gelegenheit biete, auf die vortheilhafteſte Weiſe, in anſtändigſter Geſellſchaft vor das Publikum zu treten. Ein weiteres Hauptgewicht wurde ſodann darauf gelegt, daß eine ſolche Vereinigung der gediegenſten Kräfte allein es unſerer Romanliteratur möglich mache, mit Ehren auch dem Ausland ſich zu zeigen und gegen den überwiegenden Einfluß, den bisher die engliſche und franzöſiſche Belletriſtik in Deutſchland ausgeübt, in die Schranken zu treten. Solche äußere Veranſtaltungen, wenn wirklich etwas hinter ihnen iſt und ſie nicht aus bloßer Spekulation hervorgegangen ſind, pflegen aber in der Regel auch eine veränderte Richtung, eine neue geiſtige Epoche zu bezeichnen. Dieß ſcheint uns nun auch wirklich bei dieſer deutſchen Bibliothek der Fall zu ſeyn, womit ihre höhere Berechtigung entſchieden wäre. Wir gehen, indem wir ſie darauf anſehen, von dem lezten Roman aus, der vor uns liegt, dem Sonnenwirth, ſchwäbiſche Volksgeſchichte von H. Kurz.

Die Begierde, mit der man dem Erſcheinen dieſes Romans entgegen ſah, hat der Verfaſſer deſſelben offenbar nicht allein ſeiner früheren Leiſtung auf dieſem Gebiet (Schillers Heimathjahre), welche auch jezt wieder etwas Bedeutendes von ihm erwarten ließ, ſondern noch mehr dem Zuſammenhang zu danken, in welchem ſeine neue Arbeit mit der bekannten Schiller'ſchen Erzählung ſteht. Wer den „Verbrecher aus verlorener Ehre" kennt, mußte begierig ſeyn, auf welche Weiſe im „Sonnenwirth" derſelbe Gegenſtand zur Behandlung komme; wer ſich für den großen Dichter auch in ſeinen Nebenarbeiten intereſſirt, der konnte ſeine Aufmerkſamkeit dem jüngeren Schriftſteller nicht vorenthalten, welcher die hingeworfene Skizze des erſteren zu einem Hauptwerk zu erweitern ſich anſchickte. Auch die Kritik ſieht ſich unter dieſen Umſtänden darauf hingewieſen, bei Beurtheilung des Buchs ihren Ausgang von dem Verhältniſſe zu nehmen, in welchem die beiden Bearbeitungen, welche der ältere und der jüngere ſchwäbiſche Dichter dem Helden, ihrem gemeinſchaftlichen Landsmann, angedeihen laſſen, zu einander ſtehen. Wir meinen damit natürlich nicht das Faktiſche, die „wahre Geſchichte" des ſchwäbiſchen Wilddiebs und Räuberhauptmanns; nicht darnach fragen wir, welche von beiden ſich treuer daran gehalten, ſondern das Verhältniß von Geſchichte und Dichtung und der Einfluß, den die Anſicht von dieſem Verhältniß bei jedem von ihnen auf die Bearbeitung des Stoffes ausübt, das iſt der Punkt, von dem aus wir das Ganze faſſen zu müſſen glauben, um neben und in der Würdigung dieſes neueſten Romans zugleich die weiteſte literarhiſtoriſche Perſpektive auf die ganze veränderte hiſtoriſche und äſthetiſche Anſchauung der beiden Zeiten, der Schiller'ſchen und der gegenwärtigen, zu gewinnen.

Bei allem Reſpekt vor dem großen klaſſiſchen Dichter wird man ſich nicht ſcheuen dürfen, zu behaupten, daß der Verbrecher aus verlorener Ehre nur von untergeordneter Bedeutung iſt. Die Einleitung iſt ohne Frage das ſchönſte und beſte; auf den wenigen Seiten finden wir den ganzen Genius des Mannes ausgeprägt. Er ſpricht ſich hier über die Behandlung der Geſchichte aus und findet den Grund, warum ihr Studium für das Leben meiſt ſo fruchtlos ſey, in dem breiten Zwiſchenraum, der zwiſchen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menſchen und der ruhigen Stimmung des Leſers liege. Man achte ſo wenig auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fing. „Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abenteuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern." Mit dieſen geiſtreichen Worten, mit dem lezten ſinnigen Bilde insbeſondere, ſpricht er auf's ſchönſte die Aufgabe des Geſchichtſchreibers, namentlich desjenigen aus, der die Verirrungen des menſchlichen Herzens, die Geneſis des Verbrechens ſchildern will, wo dieſelbe Fertigkeit oder Begierde in tauſenderlei Formen und Richtungen ſpielen, in tauſend Charakteren anders gemiſcht erſcheinen, und umgekehrt tauſend ungleiche Charaktere und Handlungen aus einerlei Neigung geſponnen ſeyn können. In der Forderung, „mit dem Helden kalt zu werden," den breiten Zwiſchenraum zwiſchen ſeiner heftigen Gemüthsbewegung und der ruhigen Stimmung des Leſers auszufüllen, iſt die richtigſte Theorie des hiſtoriſchen Romans, der dem Faktiſchen ausfüllend und erklärend zu Hülfe kommenden Dichtung aufgeſtellt. Wie kommt nun aber Schiller ſelbſt dieſer Forderung nach?

Der erſte, der philoſophiſche Theil, auf den es hauptſächlich ankäme, iſt offenbar zu vag und allgemein; er entſpricht nicht einmal den Worten des Titels: „aus verlorener Ehre," indem vielmehr Wolluſt und Rachſucht, Noth und Eiferſucht die umgebende Stellung der Dinge, die innerlich treibenden

Leidenſchaften ſind. Erſt mit dem begonnenen und noch mehr mit dem vollendeten Verbrechen, mit dem Mord, gewinnt die Darſtellung Leben. Ganz im Gegenſatz gegen das in der Einleitung Aufgeſtellte ergeht ſie ſich mit Luſt in dem Seltſamen, Abenteuerlichen, in dem Zuſammentreffen mit dem wilden, rieſenmäßigen Räuber, die knotige Keule in der Hand, einen Strick um den Leib und ein breites Schlachtmeſſer darin ſteckend, in der Schilderung der Höhle mit der aus dem Bauch des Felſen ſich von ſelbſt hervorſchiebenden Leiter und der wilden Beſtien von Hunden. Die Sprache wird oratoriſch, rathetiſch, der Dialog wie in den Schiller'ſchen Dramen pointirt. Ganz im Styl jener Zeit theatraliſch und eigentlich komiſch aber iſt der Schluß: „Bitten Sie für mich, alter Mann, und laſſen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“ — Dieſes Verläugnen der eigenen Grundſätze läßt ſich nur aus dem ganzen Geiſt und Geſchmack jener Zeit erklären, deren jugendliche Erregtheit ſich gern in pathetiſcher Deklamation erging, die an dem Seltſamen und Abenteuerlichen ihre Luſt hatte und ihre Oppoſition gegen das Beſtehende noch in unmittelbarſter Weiſe, in der trotzigen Auflehnung von Räubern und Mordbrennern auszuſprechen liebte.

Ganz entgegengeſezt nun iſt die Strömung unſerer Zeit. Wir ſind älter, reifer, praktiſcher geworden, in Allem ſuchen wir das Nützliche, Belehrende, wollen nur die Wirklichkeit durchdringen und umgeſtalten. Deßwegen iſt die rhetoriſche Darſtellung einer willkürlichen, abenteuerlichen Subjektivität nicht mehr für unſern Geſchmack; wir wollen objektive Schilderung breiter Verhältniſſe mit weiter kulturhiſtoriſcher oder ethnographiſcher Perſpektive. Mit Einem Wort, die Zeit des hiſtoriſchen Romans iſt herbeigekommen, und zwar nicht jenes falſchmünzenden, den Ernſt der Geſchichte im Ritter- und Kriegsabenteuer verzerrende, ſondern eines aus dem Leben des Volks ſeine Stoffe greifenden, deſſen Zuſtände und Bedürfniſſe zur Anſchauung bringenden. Die Dorfgeſchichten waren eine Studie und Vorſtufe hiezu, und der Kurz'ſche Roman iſt uns gerade deßwegen beſonders intereſſant, weil er auf's anſchaulichſte den Uebergang, die Erhebung von jenem untergeordneten Genre zu einer höheren und ernſteren Gattung darſtellt. Machte alſo Schiller im Geiſte ſeiner Zeit aus dem Sonnenwirth eine Räubergeſchichte, ſo mußte Kurz aus demſelben eine Dorf- und Volksgeſchichte machen. Wer bei ihm eine ausführlichere Erzählung der Diebs- und Räuberabenteuer erwartet, findet ſich gänzlich getäuſcht. Die bedeutendſte Schilderung in dieſem Fach iſt das Zuſammentreffen mit den Zigeunern, der Hauptpunkt, auf dem er auch mit der Schillerſchen Erzählung zuſammentrifft. Gerade dieſe Scene iſt aber auch am geeignetſten, uns die Verſchiedenheit der beiderſeitigen Darſtellungsweiſe zu veranſchaulichen. Während es bei Schiller eine Schauergeſchichte iſt mit bellenden Rüden und blinkenden Schlachtmeſſern, finden wir beim neueren Dichter eine humoriſtiſche Geſellſchaft, zu gemüthlichem Schmaus an einer Waldecke gelagert und in ſehr angenehmer, faſt zu geiſtreicher Converſation begriffen. Statt des verzweifelten Rennens durch Dick und Dünn, das dort den angehenden Mörder zu den gräßlichen Geſellen führt, iſt es hier ein idylliſcher Spaziergang, der auf eben ſo harmloſe als nützliche Weiſe zu Andeutungen über das ſinnreiche Signal- und Telegraphenweſen der Landſtreicher verwendet wird.

Weit über die Hälfte des Buchs aber iſt der Jugendgeſchichte des Verbrechers gewidmet; mit detaillirter Ausführlichkeit wird gezeigt, wie er bei dieſen Anlagen, unter dieſen Umgebungen der Charakter werden konnte und mußte, der nachher mit ſo ſchlimmen Thaten auf die Scene tritt. Hier iſt die Schillerſche Forderung erfüllt, mit dem Helden kalt zu werden; die pſychologiſche Entwicklung iſt eben ſo fein angelegt als klar und anſchaulich durchgeführt. Anfangs könnte allerdings den Leſer die Angſt anwandeln, er werde hier in eine jener grund- und zwecklosen Dorfgeſchichten hineingeführt; je weiter wir uns aber in den Roman hineinleſen, deſto heller tritt uns aus dieſen vorher breit und müſſig ſcheinenden Scenen die Geſtalt des Helden entgegen, der unſer ganzes Intereſſe um ſo mehr feſſelt, da wir mit ihm unter den verſchiedenartigſten Umgebungen und Verhältniſſen, zu einer Zeit bekannt geworden ſind, wo wir noch gar nicht daran denken konnten, was einſt aus ihm werden ſolle. Auf dieſe Weiſe gewinnt das Dorfgeſchichtenartige eine höhere Bedeutung; wir fühlen uns faſt wie Geſchworene, die über den Charakter und die moraliſche Schuld des vor uns ſtehenden Angeklagten nach ſorgfältigſtem Zeugenverhör, nach der Ausſage ſeines ganzen Geburtsorts, Pfarrer und Amtmann voran, ein unparteiiſches, wohlbegründetes Urtheil fällen können. Und da zu einem rechten Geſchworenen nicht bloß die Kenntniß ſeiner nächſten Umgebungen, ſondern eben ſo der allgemeinen politiſchen und ſocialen Verhältniſſe erfordert wird, ſo werden wir auch in dieſe bei jeder Gelegenheit eingeweiht. Es iſt ja nicht eine bloße Dorf-, ſondern eine Volksgeſchichte. Zu leugnen iſt freilich nicht, daß hier gerade die ſchwächere Seite des Buches liegt. Der gewählte Gegenſtand, die Geſchichte eines aus der unterſten Klaſſe des Volks hervorgegangenen und noch unter dieſelbe geſunkenen Individuums, macht die Beziehungen auf die höheren und weiteren geſchichtlichen Verhältniſſe höchſt ſchwierig. Mitten unter der Anerkennung, die wir dem Talent des Verfaſſers zollen müſſen, will ſich uns daher doch immer wieder der Gedanke aufdrängen, ob er ſeine Liebe nicht einem andern Helden hätte zuwenden ſollen.

Der hiſtoriſche Roman alſo iſt es, nach welchem die Zeit verlangt, was der Verfaſſer des Sonnenwirths ſchon in einem Vorwort zu den im Morgenblatt 1846 veröffentlichten erſten Abſchnitten ſeines Romans richtig erkannt und ausgeſprochen hat: „Wenn das Schaffen ſo leicht wäre wie das Erkennen, ſo feierten wir ſchon längſt die neue Zeit, deren Schwelle wir wagend und zögernd, ſchreitend und ſtrauchelnd betreten: die Einheit von Dichtung und Geſchichte, die wahre hiſtoriſche Poeſie.“ Die Bedeutung der „deutſchen Bibliothek“ ſcheint uns nun gerade darin zu liegen, daß ſie ein Organ für dieſen ächten hiſtoriſchen Roman ſeyn zu wollen ſcheint.

Die beiden erſten Romane der Sammlung haben bereits eine ſolche allgemeine Anerkennung gefunden, daß ihre Vorzüge nicht mehr ausführlich hervorgehoben zu werden brauchen. Müllers „Charlotte Ackermann“ behandelt einen

Gegenſtand, der eben ſo die feinſte pſychologiſche Malerei wie die ungeſuchteſten Beziehungen auf eine für die geiſtige Entwicklung Deutſchlands ſo intereſſante Periode zuließ. Der Zweck, welchen die Bibliothek im Auge hatte, den deutſchen Roman dem Ausland gegenüber auf eine würdige Weiſe zu vertreten, wurde daher auch zuerſt durch dieſes Buch erreicht, welchem bereits eine franzöſiſche Ueberſetzung zu Theil geworden. An Müggés Afraya könnte man allerdings manche Ausſtellungen machen, vor allem an der Entwicklung, welche ſich allzu theatraliſch und romanhaft lieſt; der Hauptvorzug liegt uns aber auch hier darin, daß die durchgehend intereſſante und ſpannende Erzählung einen tüchtigen hiſtoriſchen Hintergrund hat. Die Schilderung der armen Lappen, ihr Jäger- und Nomadenleben erinnert uns auf's lebhafteſte an die nordamerikaniſchen Indianer. Die Aehnlichkeit mit den transatlantiſchen Anſiedlern iſt vielleicht nur zu ſehr ausgeprägt; glücklicherweiſe aber verleitet Mortunos nie fehlende Büchſe nicht zu Erzählungen im Geſchmack jener Indianergeſchichten, die Jahrzehnte lang eine ſo unnütze Rolle in unſerer Unterhaltungsliteratur geſpielt haben; überall wird vielmehr vor allem der Gedanke an die zu Boden getretenen Menſchenrechte des unglücklichen Volksſtamms in uns wach erhalten; ſtatt des abgenutzten Lederſtrumpftons ſcheint uns etwas von Salisfielſchem Geiſt im Ganzen zu wehen.

Einen beſonders glücklichen Griff, ſollte man denken, habe der lezte Roman, „die Freimaurer" von Kühne (er verließ die Preſſe vor dem Kurz'ſchen, ſteht aber in der Reihenfolge nach ihm) gethan. Jene Zeit, in welcher die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts aus ihrem eigenen Schooß die Reaktion gegen ſich hervortrieb und ſich im Myſticismus zu verlieren drohte, könnte man mit ihrer Geheimbündlerei und ihrem ganzen abenteuerlichen Weſen für beſonders geeignet zu romantiſcher Darſtellung halten. Dieſe Annahme erweiſt ſich aber bei näherem Zuſehen bald als eine täuſchende. Die Caglioſtros und St. Germains, die Freimaurer und Roſenkreuzer ſind ſo neblige Geſtalten, daß ſie dem Darſteller immer wieder zwiſchen den Händen entſchlüpfen. Unzählige haben ſich ſchon an ihnen verſucht, ohne daß uns einer wirklich befriedigt hätte. Wir haben von dem verworrenen Treiben nur eine verworrene Vorſtellung in das Gedächtniß bekommen, welche uns das eigentliche hiſtoriſche Bild trübt, ſtatt es aufzuhellen. So geht es uns auch hier. Die Scenen in den Jeſuitencollegien, in den Freimaurerlogen, bei den Cardinälen in Rom — wir haben ſie ſchon oft geleſen, wenn wir auch nicht gerade angeben können wo; es ſind allgemeine Typen, die ſeit lange in uns liegen. Die langen religiöſen Erörterungen, deren Kern ein unbeſtimmter Univerſalismus iſt, ſie wecken uns die Erinnerung an alle die Waldenſer-, Savonarolas- und andere Propheten- oder Reformatorengeſchichten, die uns ſchon ſo oft vorgekommen. An einer rechten Geſtalt, an einem Helden, auf den ſich alles bezöge und der unſer Intereſſe von Anfang bis zu Ende feſſelte, fehlt es dagegen. Der alte Hohenlohe'ſche Fürſt iſt bei weitem die anziehendſte Figur, die einzige, die wirklich Fleiſch und Blut hat, wenn er uns gleich manchmal an die ſtereotypen Charaktere aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen mahnt und andererſeits mit ſeiner Anerkennung Leſſings und vielen andern Urtheilen wieder zu modern iſt. Mit ſeinem Tod, der ganz gut motivirt iſt, nur daß er nach ſeinem Schlaganfall ſich zu oft wieder aufrafft, um immer neue Reden zu halten, könnte man die ganze Geſchichte für beendigt halten, wenn man nicht den zweiten Theil mit dem erſten zugleich in die Hand bekäme. Unſer Intereſſe iſt erſchöpft, und nur mühſelig arbeiten wir uns, nachdem wir den Schluß ſchon wiſſen, durch die nachträgliche Geſchichte des Grafen La Torre und ihre langathmigen religiöſen Reflexionen hindurch.

Wir können alſo nicht anders, als dieſen Roman mit dem „Dunkelgraf" von Bechſtein, auf den wir, um nicht zu viel Schatten zu häufen, nicht näher eingehen wollen, zu den verfehlten Theilen der Sammlung zählen. Kann uns aber auch in derſelben nicht alles gleich gut gefallen, ſo müſſen wir uns auf jeden Fall mit ihrer ganzen Richtung und Haltung einverſtanden erklären, da das, was ſie uns bisher gebracht hat, von dem Streben zeugt, mit der Poeſie in ernſter, würdiger Weiſe die Geſchichte zu erfüllen und zu beleben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Zürich, November.

Staatliche Verhältnisse.

Obwohl das hiesige Tageblatt „frohmüthige" Wohnungen mit freundlichster Aussicht auf See und Hochgebirge anbietet, so kann ich Ihnen doch vertrauen, daß es in dieser sonst, wie Sie genugsam wissen, überaus reizenden Metropole der deutschen Schweiz den ganzen November hindurch gewaltig unfreundlich, schmuzig und neblig war, und daß, abgesehen von den kleinen Leiden des menschlichen Lebens, sporadisch sogar einige Cholerafälle auftraten. Von Excursionen, die man wohl auch im Winter macht, wie namentlich auf den nahen Uetliberg, auf welchem zu jeder Jahreszeit eine vorzügliche Wirthschaft unterhalten wird, ist daher nicht die Rede. Das Zerstreuung suchende Publikum ist auf die Concerte und das Theater beschränkt. Lezteres, durch Actien auf dem Fuße der größeren deutschen Theater errichtet, befriedigt augenblicklich sowohl im Schauspiel wie in der Oper vollkommen die Ansprüche, welche man hier zu machen hat. — Es ist auswärts aufgefallen, hin und wieder sogar bespöttelt worden, daß man sich im Kanton Zürich sehr indifferent bei den nun beendigten Wahlen für den eidgenössischen Nationalrath verhalten. In der That sind in den Wahlkreisen nicht zehn Procent der Wahlberechtigten als Votanten erschienen. Allein sicher ist das kein schlimmes, sondern eher ein gutes Zeichen, ein Zeichen gesunden politischen Lebens. Nur deßhalb verhielt sich das Volk indifferent, weil die staatlichen Verhältnisse hier so fest sind, daß man von politischen Parteien und Agitationen kaum mehr reden kann, die Wahlen daher für niemand zweifelhaft und jedem, wie sie ausfallen mußten, nach Lage der Umstände gut und genehm erschienen. Zürich ist offenbar von allen Schweizer Kantonen der am besten organisirte und verwaltete. Die jetzige Staatsregierung unter dem Präsidium des Dr. Alfred Escher, welche bereits acht Jahre am Ruder ist und durch die dießjährigen Großrathswahlen auf's neue (auf weitere vier Jahre) bestätigt wurde, erfreut sich mit Recht der allgemeinen Achtung, eine Achtung, welche selbst die wenigen principiellen Gegner, welche sie hat, persönlich ihr nicht versagen. Von ihrem Eintritt datirt das neue Aufblühen Zürichs. Wer die Stadt Zürich seit den dreißiger Jahren nicht gesehen hat, erkennt sie nicht wieder. Die alten Festungswerke, welche keinen Nutzen gewährten, wohl aber das Wachsthum des Orts und die freie Entfaltung produktiver Kräfte hinderten, sind gefallen, ein Neuzürich mit Palästen unserer reichen Patricier und den bedeutendsten gewerblichen Anstalten, insonderheit Seiden-, Baumwollen- und Maschinenfabriken, hat sich theils auf den geschleiften Schanzen erhoben, theils ist es in die unmittelbar daran stoßenden Dörfer hineingetragen worden. Und dieses schnelle Aufblühen ist durch die einfachsten Mittel erzielt worden, durch ein im Ganzen negatives Verhalten der Regierung, durch verständiges Gewährenlassen, durch »laissez faire.« Auch das ist vergleichsweise ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück, daß die seit 1831 bestehende Verfassung, trotzdem daß sie auf breiten demokratischen Grundlagen aufgebaut ist, tiefe Wurzeln geschlagen und sich bewährt hat; ein noch größeres aber, daß, während wir in andern Staaten das traurige Schauspiel erlebt haben, daß die bestehende Regierung mit der bestehenden Verfassung in stetem Kampfe lag und sie zu beseitigen strebte, es hier keine treueren Anhänger der geschriebenen Grundgesetze gibt, als die Männer des Regierungsraths, sey es nun aus Ueberzeugung, sey es in der wohlbegründeten Ansicht, die Gesetze gebe man zu dem Ende, damit sie, und zwar vor allen von der Staatsregierung selbst wie ein Heiligthum geachtet, gehalten und vollzogen, nicht aber hintangesezt oder mißbraucht werden. Es ist daher eine jener wenig zutreffenden euphemistischen Ausdrucksweisen, wie sie jezt gäng und gebe sind, wenn die noch immer einigermaßen malcontenten und hin und wieder murrenden Patricier, welche früher am Ruder waren und in ihren Ueberzeugungen weiter rechts stehen, sich conservativ nennen. Nicht minder ungerechtfertigt ist die Forderung der auf die kleinen Arbeiter sich stützenden Partei mit socialistischer Färbung, an deren Spitze der Procurator Treichler steht: „es müsse in etwas mehr demokratischem Sinne regiert werden." Uebrigens haben die sogenannten Conservativen ihre Wünsche für Verfassungsänderungen und ihre Bestrebungen, das Ruder wieder zu gewinnen, anscheinend aufgegeben, und sich im Allgemeinen mit den gegebenen Staatsgrundlagen, da sie sich über alle Erwartung oder vielmehr Befürchtung zweckmäßig erwiesen hätten, ausgesöhnt und einverstanden erklärt. Dagegen machte die Treichler'sche Partei bei den dießjährigen Großrathswahlen einen Anlauf, die Majorität zu erhalten, scheiterte aber völlig am Verstand des Volks, welches bei seinen bisherigen Vertretern und Beamten blieb. Nach diesen Erfahrungen konnten auch die Kühnsten für die Nationalrathswahlen kein anderes Resultat erwarten. Daher die anscheinende Gleichgültigkeit und Ruhe des Volks bei diesen Wahlen, zumal, wie der „Landbote" richtig hervorhebt, die Wählenden nicht wie im Thurgau, Aargau, Bern, St. Gallen u. s. w. bei einem Frank Buße dazu aufgefordert werden. Sie ist für jeden Unbefangenen Symptom der allgemeinen Zufriedenheit mit dem Gange der staatlichen wie der eidgenössischen Verhältnisse, während die Agitationen in Freiburg, Genf und im Tessin andeuten, daß dort irgendwo etwas faul ist.

Sie iſt aber auch ein Zeichen, daß die Parteien ſich nicht, wie in andern Ländern, mit gegenſeitiger ſouverainer Verachtung haſſen, vielmehr Reibung für ein Lebenselement halten; denn unter den gewählten Nationalräthen befindet ſich auch der Procurator Treichler, wie denn überhaupt die Züricher ſeit Beſtehen des jetzigen Regiments ſich nicht geſcheut haben, jede tüchtige Kraft ohne Rückſicht auf ihr politiſches Glaubensbekenntniß zu verwenden und heranzuziehen. So, um nur zwei ſtaatliche Inſtitute hervorzuheben, birgt die Univerſität in ihrem Schooße friedlich neben einander Monarchiſten, „Gothaer“ und Republikaner als Jugendlehrer; in der Geſetzgebungscommiſſion aber ſitzen unter andern einerſeits Profeſſor Bluntſchli (jezt in München), andererſeits Treichler; ja Bluntſchli, dem man wahrlich eine Verfaſſungsreviſion nicht übertragen würde, iſt als der eigentliche Schöpfer des neuen privatrechtlichen Geſetzbuches anzuſehen, welches ſeit dieſem Jahre (bis jezt das Perſonen-, Familien- und Sachenrecht) promulgirt wird. Mit vollem Rechte ſagt daher Bluntſchli in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe dieſes Geſetzbuches: „Die politiſchen Parteikämpfe im Kanton Zürich haben von Anfang an dem Geſetzbuche keinen Schaden zugefügt. Alle hielten an dem Vorſatze feſt, dieſes Werk als ein Werk des Friedens zu betrachten, von aller Einwirkung der Parteileidenſchaft frei zu halten und mit vereinten gemeinſamen Kräften zu fördern. Dieſem Vorſatze blieben Alle treu, die zur Mitwirkung berufen waren. In den vorberathenden Commiſſionen waren die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen und politiſchen Richtungen vertreten, aber der Gegenſatz der Anſichten diente nur, die Aufgabe von allen Seiten zu beleuchten. Mit größter Unbefangenheit wurden die verſchiedenen Meinungen angehört und geprüft. Man war von allen Seiten geneigt, das Gewicht der Gründe entſcheiden zu laſſen, und ſchenkte dieſen daher ein offenes Ohr. Der feſte Entſchluß, durch freies Zuſammenwirken aller Kräfte das Ganze würdig zu geſtalten und die Harmonie des Werks weder durch Lieblingstendenzen noch durch Rechthaberei zu ſtören, belebte die Berathung und ſicherte die Einigung.“ Das, denken wir, iſt ein ehrenvolles Zeugniß praktiſchen Sinnes, welcher Anerkennung und Nachahmung verdient.

(Schluß folgt.)

Berlin, December.

Neue Stücke auf dem königlichen Theater.

Das Beſtreben des königlichen Theaters, deutſche Originalſtücke, die nicht für den Moment gearbeitet ſind, zur Aufführung zu bringen, verdient alle Anerkennung, und es iſt nur zu bedauern, daß die Kritik dem Willen der Direktion nicht mehr entgegen kommt. Es iſt natürlich, daß ſie neue Dramen, die den Anſpruch machen, Kunſtwerke zu ſeyn, ſchärfer behandelt als Tagesprodukte, welche nur dem Tagesgeſchmack huldigen wollen; aber tadeln und vernichten iſt zweierlei. Wenn bei offenbaren Mißgriffen weichliche Schonung nicht angebracht iſt, ſo paßt doch eben ſo wenig ein gehäſſiges zur Schau ſtellen, ein gefliſſentliches Denunciren alles und jedes Verfehlten vor der Maſſe, ſobald im Dichter ein ernſtes ſittliches Beſtreben, die Macht des Gedankens vorwaltend iſt. Ich ſage dieß in Bezug auf die beiden dramatiſchen Neuigkeiten, welche im Lauf des Sommers und Herbſtes zur Vorſtellung kamen, „Johannes Rathenow, ein Bürgermeiſter von Berlin," von Robert Gieſecke, und „Ideal und Welt," ein Schauſpiel von Robert Griepenkerl. Beide konnte ich nur aus einer gewiſſen Ferne beobachten, und will deßhalb auch kein anderes Urtheil über ſie ausſprechen, als daß beide auf eine andere, ich ſage nicht mildere, aber rückſichtsvollere Beurtheilung Anſpruch machen durften, als ihnen in der Mehrzahl der hieſigen Blätter widerfahren iſt. Die Schwächen beider ſind leicht erkennbar: es ſind gerade entgegengeſezte. Gieſecke verlor den Boden der Wirklichkeit und damit ſogar der Wahrſcheinlichkeit, indem er, zügellos der Idee, die er ſcharf ergriffen, ſich hingebend, aus den Perſonen, die er menſchlich wahr aufgefaßt, Begriffe machte, für die man in ihrer ſtarren Größe zulezt nicht mehr warm fühlen konnte. Griepenkerl gibt uns ein großes Gemälde aus der Corruption der großen Welt, ſo wahr und ergreifend als möglich, aber trotz des Titels, welcher das Ideal neben die Welt hinſtellt, fehlt die ſittliche Idee, welche über die Miſère erhebt, und man fragt ſich unwillkürlich: iſt denn dieß die allgemeine Wahrheit? ſieht es überall an den Höfen und in den höheren Beamtenkreiſen ſo aus? — Die Kritik, welche ihre Lauge über beide Dramen ergoß, war keine unwahre, ſie hatte deren Grundmängel erkannt, dort die zu große, hier die zu geringe Sittlichkeit, aber ſie verfiel in dieſelben Fehler wie die getadelten Dichter, ſie ſchraubte ſich in ihrem Eifer bis zum Extrem. Bei zwei Theaterſtücken, die unſtreitig die bedeutendſten neueren Erſcheinungen ſeit einem Jahre auf dem deutſchen Theater ſind, beide aus dem Gedanken nicht ohne ernſten Kampf geboren, beide reich ausgeſtattet an Intereſſe, mit mannigfaltigen, lebendigen Geſtalten, Charakteren, ergreifenden Scenen, mit geiſtvollem Dialog, und mit unverkennbaren Proben des Talents der Verfaſſer, hätte eine andere Beurtheilung Platz greifen müſſen, als die für Theaterſtücke, welche nach der Chablone des Gefälligen gearbeitet ſind. Auch der Ernſt einer Arbeit erfordert, wenn nicht Bewunderung, doch Rückſicht. Wie ſollen die Theaterdirektionen zu dem ermuthigt werden, wozu man ſie fortwährend, und mit Recht, antreibt, das einheimiſche wahre Talent zu begünſtigen, und Originalſtücke der leichten Fabrikwaare vorzuziehen, wenn die Kritik mit einer Art Blutgier Hezjagd auf alles macht, was vom Herkömmlichen ſich losmacht und neue Wege verſucht? Wir erkennen in dieſer Hezluſt allerdings auch etwas eigenthümlich Deutſches, eine Gerechtigkeitsmanie, welche andere Nationen nicht kennen, die vielmehr alles aus ihrer Eigenheit Geborene zu halten und zu beſchönigen ſuchen; aber dieſer Durſt, gegen ſich ſelbſt gerecht zu werden, und das Mißlungene todt zu ſchlagen, um Platz zu machen für Gelungeneres, ermuthigt den Dichter nicht. Die ſo Geſchlagenen kommen vielmehr bald zum Raiſonnement: wozu ſich ſo viele Mühe geben um etwas, was unter zehn mal höchſtens einmal gelingt, während der Weg im alten Fahrgeleiſe mit weit geringerer Mühe wohl neun mal bequem zum Ziele führt?

Das iſt denn die Geſchichte der neueren deutſchen Schaubühne. Den Verfaſſer des Johannes Rathenow muß ich von dem Vorwurf, der hie und da ihm ebenfalls gemacht iſt, daß ſein Drama nur eine Photographie des Romans: „der Roland von Berlin" ſey, entſchieden frei ſprechen. Das Drama hat nur den Stoff und einige Charaktere und gelegentliche Dialogſtellen dorther genommen, ſonſt iſt es ganz aus der eigenen Idee des Dichters geboren und geht in organiſcher Gliederung auf ſein Ziel los, welches ein ganz anderes iſt als das des Romans. Der Gedanke, der im Sturmſchritt ſich Bahn bricht, unbehindert durch was es auch ſey, Gegebenes oder Gefundenes, iſt eben das, was dem Stücke einen eigenthümlichen Charakter und von dem Beruf des Dichters Zeugniß gibt. Die Direktion hielt ſich nach dem Summarium der ungünſtigen Stimmen in der Kritik für genöthigt das Stück auf immer oder einſtweilen bei Seite zu legen, obgleich viele meinen, daß es, mit einigen draſtiſchen Abänderungen am Schluß, trotz ſeines nicht zu verwiſchenden Charakters des Abſtrakten, auf den Brettern noch Erfolg haben könnte. Griepenkerls Ideal und Welt, vortrefflich dargeſtellt (wie auch von Gieſeckes Stück gerühmt wird), hält ſich der Kritik zum Trotz. Es hat das errungen, „daß man es geſehen haben muß."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 51. 17. December 1854.

Das Spiel iſt die erſte Poeſie des Menſchen.
Jean Paul.

Der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt.
Schiller.

Spiele.

Der Lohn jeder Arbeit iſt Genuß, und jede Anſtrengung heiſcht Erholung. Die Gegenſtände des Genuſſes und die Arten der Erholung, welche nicht bloß in ſchlaffer Ruhe, ſondern in leicht und gefällig bewegter, erhebender Thätigkeit beſteht, bilden nicht bloß den reizendſten, ſondern auch einen weſentlichen Theil des Lebensinhaltes und der Lebensintereſſen der Einzelnen wie der Geſellſchaft. Ueberſchlagen wir nun die Summen des Genuſſes und der Erholung, woran die Menſchen ſich erlaben und erheben, ſo finden wir, von den heimlichen Freuden abgeſehen, als eine der beträchtlichſten Quellen derſelben, woraus die meiſten ſchöpfen — die Spiele. Schon von dieſem Einen Geſichtspunkte aus, wo die Spiele ſich als ein weitumfaſſendes Element des Lebensgenuſſes darſtellen, erſcheinen ſie als ein Gegenſtand, der wohl eine genauere Betrachtung verdient. Was die meiſten in der That ſo eifrig ſuchen, worin ſo viele, von dem Knaben bis zum Greiſe, Erregung und Befriedigung finden, das werden manche im Gedanken überſchauend erwägen, nach ſeinen Urſachen wie ſeinen Wirkungen, in ſeinem Werthe oder Unwerthe zuſammenfaſſend betrachten wollen. — Das Spiel iſt zugleich ein beſonderes und abgeſondertes Gebiet des menſchlichen Thuns und Treibens, das aber in ſeinen verſchiedenen Formen und Arten die verſchiedenen Richtungen und Regungen des menſchlichen Gemüths in Anſpruch nimmt; und ſo ſpiegelt ſich in ihm der Charakter ſowohl einzelner Perſonen als ganzer Nationen ab, deſto deutlicher und treffender, je mehr der Menſch im Spiele von ſeinen ernſten Strebungen und allem berechneten Schein derſelben entfeſſelt und nur vom Spiele gefeſſelt iſt. Die Kenntniß des Menſchen aus ſeinem Spiele iſt ſprichwörtlich geworden. Die Spiele ſind aber nicht bloß ein treues Abbild, ſondern noch mehr ein ergänzendes Gegenbild zu dem ernſten und wahren Charakter der Menſchen.

Dieſe Beziehungen der Spiele auf den Ernſt des Lebens durch die Verwandtſchaft und die Ergänzung beider bilden nicht das einzige, ja nicht einmal das höchſte Intereſſe für die Betrachtung derſelben. Vielmehr ſind die Spiele an und für ſich genommen, als eine eigenthümliche Richtung der geiſtigen Thätigkeit mit beſondern Zwecken und Mitteln, in welcher jedoch alle Kräfte des Gemüths beſchäftigt werden, das Denken, Combiniren und Rechnen auf der einen, die Gefühle der Luſt und des Genuſſes, der Unluſt und des Unbehagens auf der andern Seite, und zwiſchen durch die Erregung der Affekte, geſteigert bis zur höchſten Leidenſchaft, — ja, die Spiele

ſind ein herausfordernder Gegenſtand der Beobachtung, eine reiche Quelle der Belehrung. Wer ſie nicht mit dem Auge einer allzu rigoroſen Moral und daher als eine bloße Verirrung, eine allgemeine Sünde wider den ernſten Beruf des Lebens, alſo nur einer fortgeſetzten Strafrede, aber keiner näheren Betrachtung würdig anſieht, ſondern beſonnen und human genug iſt, nichts Menſchliches als fremd und unwerth zu achten, wird auch in den Spielen ein Menſchliches finden, deſſen Erkenntniß einen Zweig der praktiſchen Menſchenkenntniß und der Kulturgeſchichte ausmacht, vor allem aber einen beachtenswerthen Gegenſtand der pſychologiſchen Forſchung. Dem umſichtigen Geiſte des in Univerſalität immer bewährten Leibniz ſind auch die Spiele nicht entgangen und er behauptete, daß ſie der Aufmerkſamkeit des Philoſophen werth ſeyen, „weil ſie das Denken befördern."

I.

Was iſt Spiel? Was fällt unter dieſen Begriff? wie weit ſind ſeine Grenzen, welches iſt ſein Umfang? Und was bedeutet dieſer Begriff? welches ſind die Merkmale deſſen, was Spiel heißt, welches iſt der Inhalt des Begriffs?

Bei den verſchiedenen Nationen und bei denſelben zu verſchiedenen Zeiten gab es verſchiedene Spiele; daß man nicht bloß die Verſchiedenheit der Nationen und Culturepochen aus ihren Spielen erkennen, ſondern auch den Werth derſelben daran ermeſſen könne, iſt bekannt. Beachtenswerth aber iſt die Thatſache, daß wir oft die gleichen Spiele bei verſchiedenen Nationen und Zeiten finden, aber dennoch eine tiefgehende Verſchiedenheit in der Auffaſſung, in dem Einfluſſe derſelben auf das Gemüth, das innere Leben. Was hier und dort auf gleiche Weiſe gehandhabt wird, gilt hier als ſtrenger Ernſt, erſcheint in ſittlicher Würde, oder gar als religiöſer Dienſt, dort als eigentliches Spiel, zum Genuß und zur Kurzweil beſtimmt. — In der claſſiſchen Zeit, z. B. des griechiſchen und jüdiſchen Nationallebens, galt dort das Schauſpiel, hier der Tanz als eine Art von Gottesdienſt, als religiöſe Ceremonie; bei uns bilden beide als weltliches Vergnügen den ſtrengſten Gegenſatz gegen alles Religiöſe, Geiſtliche. — Die olympiſchen und ſonſtigen nationalen Wettkämpfe der Griechen nennen nur wir (ſie ſelbſt aber nicht) „Spiele;" auch die mimiſche Kunſt wird bei uns als „Gebärdenſchauſpiel" bezeichnet, und ſelbſt für die Muſik gebrauchen wir, was weder Griechen noch Juden gethan, den Ausdruck Spiel. Die verſchiedene Anſchauung drückt ſich in der verſchiedenen ſprachlichen Bezeichnung deutlich aus.

Die Deutſchen haben den weiteſten und umfaſſendſten Begriff des Spiels: von dem Soldatenſpiel des Knaben bis zur mimiſchen Darſtellung des tragiſchen Helden, von dem Gerad und Ungerade der Mädchen um Nüſſe bis zur Pharobank der Badegäſte um Goldſtücke, von dem erſten Ballfangen bis zu den mathematiſchen Billardtafeln und Schachbrettern, von den früheſten Uebungen mit Reifen und im Rennen bis zur höchſten Virtuoſität des Geigers, bezeichnen wir das ganze weite Gebiet der Uebungen und Berechnungen, Wagniſſe und Darſtellungen mit dem allgemeinen Namen des Spiels. Der Grund, weßhalb für den Deutſchen der Begriff des Spiels ſo weit und umfaſſend iſt, viel weiter und umfaſſender als bei andern Nationen, liegt im urſprünglichen Sinn des Wortes, womit dieſer Begriff bezeichnet wird. Während z. B. die Griechen die Vorſtellung „Spiel" mit dem Worte παιδιά, „Kinderei treiben," bezeichnen, die Hebräer mit dem Worte szachak (ſcherzen, lachen), die Römer mit ludo (ſich freuen, sanskr. klad, ſich freuen, klada, Spiel, Freude), bedeutet das altdeutſche Wort Spilan eine leichte, ſchwankende Bewegung. Wir werden bald erkennen, wie ſich die deutſche Sprache als eine, ſo zu ſagen philoſophiſche bewährt, wie ſie mit dem Wort das Weſen und die Natur der Sache ſelbſt ausdrückt, während andere Sprachen nur begleitende, äußerliche Momente derſelben bezeichnen. Sogleich aber iſt offenbar, weßhalb der Grieche weder die dramatiſche noch die muſikaliſche Kunſt zu den Spielen rechnen konnte; denn ſie gehören in der That nicht zu „den Kindereien," und eben ſo dient die Tonkunſt nicht zum bloßen „Scherz und Lachen" und kann daher auch nicht in den hebräiſchen Begriff vom Spiel mit einbegriffen ſeyn.

Wir gehen auf die ſprachliche Erörterung ein, nicht bloß um unſere Sprache zu verherrlichen, was ſie allerdings in aller Weiſe verdient, und was öfters, als es geſchieht, geſchehen ſollte, ſondern weil ſie uns am beſten und unmittelbar in die rechte pſychologiſche Erkenntniß der Sache einführt. Es möge daher nicht unbemerkt bleiben, wie nur die deutſche Sprache mit dem Worte die Sache ſelbſt bezeichnet, während andere nur um die Sache herumgehen. Alles Spiel iſt eine Thätigkeit. Es fragt ſich, was für eine? Die griechiſche Sprache nennt nun aber mit ihrem Worte für „Spiel" gar nicht die Natur der Thätigkeit ſelbſt, ſondern die der Perſonen, welche ſie ausüben, ſie nennt „Spiel" das, was Kinder treiben; die hebräiſche und lateiniſche bezeichnen eben ſo nicht die Thätigkeit, ſondern deren Erfolg, den Zuſtand der thätigen Perſon. Die deutſche Sprache aber bezeichnet mit dem Namen die Sache: Spielen heißt eine leichte, ſchwankende, ſchwebende Thätigkeit. — Es kommt nun darauf an, zu zeigen, daß und wie dieß wirklich, wie wir behaupten, der Begriff des Spiels, und zwar alles Spielens iſt. Wir werden ſodann zu zeigen verſuchen, wie ſich die verſchiedenen Spiele zu dem allgemeinen Begriff verhalten.

Der Gegenſatz des Spielens iſt die Arbeit; abre

das Spiel iſt dennoch keine Ruhe, es iſt von dieſer eben ſo ſehr als von der Arbeit verſchieden; es würde nur einen ſchwankenden und unbeſtimmten Begriff ergeben, wenn man ſagen wollte, Spiel ſey ein Mittleres zwiſchen Ruhe und Arbeit. Das Spiel iſt als ſolches immer eine Thätigkeit und gleicht darin der Arbeit; ja es unterſcheidet ſich von dieſer kaum durch den Grad der Anſtrengung, denn das Schach und manche Kartenſpiele erfordern größere Anſpannung der Kräfte, als vieles, was Arbeit iſt und genannt wird. Der Kaſſenbeamte, ſelbſt der Kaufmann wird ſeinen Geiſt für ſeinen Beruf nie in dem Grade anzuſtrengen haben, als er es in der Muße beim Schach und Lhombre thut. — Obgleich man ferner im Allgemeinen das Spiel als Gegenſatz des Ernſtes betrachtet, ſo iſt es doch weit entfernt, mit dem Scherz einerlei zu ſeyn; die allerwenigſten Spiele haben mit dem Scherz etwas gemein, und nicht bloß die ſeltſamen Menſchen in Lichtwers Fabel ſind von dem Spiele ſo erfüllt, daß

„Es könnten um ſie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe ſtehn, ſollt' auch der Himmel ſchon
Mit Krachen ſeinen Einfall drohn:
Sie bleiben ungeſtöret ſitzen;"

ſondern auch in den Salons der guten Geſellſchaft werden wir oft einen weit größeren und geſpannteren Ernſt auf den Geſichtern leſen, welche ſich vor dem Spieltiſche befinden, als auf denſelben, wenn ſie in den Bureaus am Arbeitstiſch ſitzen. Auch daß die Thätigkeit im Spiel mit Genuß und Vergnügen verbunden iſt, kann ſie nicht von der Arbeit genügend unterſcheiden, denn wie oft macht uns die wahre und höchſte Arbeit das beſte Vergnügen, wie oft iſt ſie anhaltender Genuß!

Worin liegt denn nun der Unterſchied der ſpielenden Thätigkeit von der ernſten und arbeitenden? Er liegt in der Iſolirung, der Abgeſondertheit und Verſchiedenheit entweder nur des Zweckes (was bei allen Spielen der Fall iſt), oder auch des Stoffes und Inhalts (was nur bei den Spielen im engern Sinn eintritt). Das Spiel iſt immer eine in Bezug auf den Zweck von allem, was Ernſt und Arbeit heißt, iſolirte Thätigkeit; es iſt ein auf das allgemeine und anderſeitige Streben der Menſchen Beziehungsloſes. Zwar der Form und der That nach, in Bezug auf die Regeln und die Kunſt ihrer Anwendung, gehört das Spiel zur allgemeinen Aeußerung der geiſtigen und leiblichen Kräfte des Menſchen, allein in Bezug auf den Zweck und Erfolg dieſer Beſchäftigung iſt ſie eine von der ſonſtigen Entwicklung und Leiſtung der menſchlichen Kräfte verſchiedene und iſolirte. Mit jedem einzelnen Spiel, wenn es geendet iſt, iſt wie ſein Daſeyn, ſo auch ſeine Bedeutung, ſein Einfluß abgeſchloſſen. Dieſe Thätigkeit hat keinen Bezug und keinen unmittelbaren Einfluß auf alles übrige Thun und Treiben des und der Menſchen, welches den Kreis des Lebens erfüllt und ausmacht; mit dem Geſchehen dieſer Thätigkeit iſt ihr Zweck und ihr Erfolg zu Ende. Alles ſonſtige ernſte Thun des Menſchen dagegen hat das Weſentliche an ſich, daß es mit anderem Thun deſſelben und anderer Menſchen verzweigt iſt, daß es ſich ſelbſt zu höherer Vollkommenheit entwickelt oder Anderes zur Entwicklung bringt, daß es ſelber Zweck, aber auch ſogleich Mittel für andere Zwecke iſt. Die vollkommene Harmonie und durchgreifende Wechſelwirkung alles Thuns aller Menſchen, welche dann zu einer vollkommenen, direkten Fortentwicklung aller Kräfte führt, iſt freilich nur ein Ideal im Reiche des Menſchenlebens; aber kaum irgend eine That iſt vorhanden, welche nicht dem Ideale hierin ſich nähernd, über die Grenze ihres iſolirten Inhalts und ihrer abgeſchloſſenen Bedeutung, alſo auch des nächſten vorgeſetzten Strebens hinaus- und auf andere Thaten einwirkte. Kein Kärrner führt einen Stein, kein Landmann hebt eine Pflugſchaar, ohne daß der Erfolg ſeiner Anſtrengung in einen größeren oder kleineren Kreis von Thätigkeiten eingreift.

Nur der Genuß, das eigentliche beſchränkte Genießen, iſt auch eine ſolche abgeſchloſſene und abſchließende Thätigkeit, ein Zweck, welcher ein Ende iſt einer Reihe von Beſtrebungen. Von der erſten Pflanzung eines Weinſtocks zieht ſich eine lange Reihe von Thätigkeiten durch die Zucht und Wartung der Reben und alle Hantirungen des Winzers ſammt dem Geſchäft des Küfers und endlich des Kaufmanns. Wohl hundert Hände mußten ſich bewegen und fünfzig Köpfe denkend ſich regen, und jeglicher zu eigenthümlichem Werk, das nur in der Reihe nach den vorhergehenden geſchafft werden konnte, ehe die Flaſche Weins vor mir ſteht. Alle dieſe Geſchäfte hängen rückwärts und vorwärts mit einander und dabei noch mit vielen andern Handwerken und Wiſſenſchaften zuſammen. Die Phantaſie eines jeden kann ſich das Bild dieſes unendlichen, allſeitigen Zuſammenhangs ausmalen, und es erſcheint alles Leben und Streben und Schaffen als ein wildes arabeskes Gemälde von Schlingpflanzen, blühenden, duftenden, nährenden und giftigen; die Linien ſind mannigfaltig und bunt durcheinander gekreuzt, verzweigt und verſchlungen; hie und da aber ſieht man einen Zweig, der ſich lange und weit hierhin und dorthin gewunden, endlich ſein Ziel und ſeine Spitze erreichen, ſein Ende finden. Ein ſolches Ende und Ziel iſt erreicht, wenn du die Flaſche öffneſt und den Wein mit den Genoſſen luſtig verzechſt. Jeder ſinnliche Genuß iſt ein ſolches Ende langer, oft vieljähriger Arbeit und Entwicklung; abgeſchloſſen und abgeſchnitten iſt mit dem Genuß die Reihe der Thaten. Freilich kann ein Genuß Mittel zu erhöhter Thätigkeit ſeyn und als Nahrung der Kraft, als Erfüllung des Naturbedürfniſſes iſt er es immer; allein hier iſt die Rede von dem reinen Genießen als

ſolchem, welches ſeiner Natur nach immer außer der Reihe der Thätigkeiten als ſolcher liegt.

Das Spiel nun gleicht darin dem Genuß, daß es in dieſem Sinne ein Ende und Ziel iſt für ſich; aber auch ſchon ſein Anfang war Ende: ganz liegt es außer dem Kreiſe menſchlichen Strebens und Handelns, weder rückwärts noch vorwärts iſt das Spielen als ſolches mit der Reihe der menſchlichen Zwecke verbunden. Jeder andere Genuß iſt oft ein Erfolg und darum auch ein Motiv ernſter Arbeit und ernſten Strebens, das Spiel aber iſt in ſich ſelbſt That und Genuß, Streben und Ziel. Das Spiel alſo ſteht vom Reiche der Zwecke iſolirt, und mehr noch als vom Schönen gilt die Kantiſche Definition als „Zweckmäßigkeit ohne Zweck" vom Spielen; daher Schiller mit Recht den Begriff des Schönen auf den allgemeineren des Spiels zurückgeführt hat und als „Spieltrieb" bezeichnet, was man ſonſt Schönheitsſinn nennt. Denn der Genuß, auf welchen gezielt wird, kommt hier eben ſo wenig in Betracht als beim Schönen, deſſen Anſchauung ebenfalls Genuß bereitet; es wird hiebei aber nur das Weſen der ſpielenden Thätigkeit an und für ſich ſelbſt betrachtet, und als ſolche iſt ſie von jeder Zweckthätigkeit um ſo mehr verſchieden, als das Genießen ſelbſt, wie oben gezeigt wurde, ebenfalls eine vom Zuſammenhang der Zwecke ſich abwendende und ausſchließende Thätigkeit iſt.

So wie nun bei allen Spielen überhaupt der Zweck ein iſolirter iſt, ſind bei den eigentlichen Spielen im engeren Sinne gemäß dieſem Zwecke auch die Mittel iſolirte, von allen Gegenſtänden, welche ſonſt die Objekte unſeres Handelns ausmachen, verſchiedene und beziehungsloſe, und eben aus dieſem Grunde ſind ſie die eigentlichen Spiele. Die Würfel, das Damen- und Schachbrett mit ihren Steinen und Figuren, das Billard mit ſeinen und allen Bällen, endlich die Karten ſind alleſammt Dinge, welche nur für das Spiel geſchaffen, nur dazu gebraucht werden. Die Beſchäftigung damit iſt ſtets nur eine ſpielende. Und eben weil ſie nur für das Spiel beſtimmt ſind, weil mit ihnen nur geſpielt wird, kann man dieſe Sachen im Gegenſatz zu allen andern Dingen mannigfaltigen Gebrauchs rein abſtrakte nennen; in der That iſt ja ihre Geſtalt und Form rein conventionell, es kommt nur auf die Bedeutung an, welche ihnen ein für allemal beigelegt wird; ſie ſind die an ſich werthloſen, indifferenten Repräſentanten einer beſtimmten Ordnung verſchiedener Eigenſchaften und daran geknüpfter Regeln. Die Beſchäftigung mit dieſen Dingen iſt eine rein formale, ideelle; denn nicht die Sachen als ſolche haben irgend ein Intereſſe, ſondern nur die willkürlich feſtgeſezte Beſtimmung ihrer Bedeutung, die Thätigkeit, welche ſich daran knüpft, die Manifeſtation des Zufalls, die Berechnung und Combination, endlich die Miſchung von beiden, von Glück und Geſchick, iſt von rein ſubjektiver, perſönlicher Art.

Verſchieden von dieſen, den eigentlichen Spielen, ſind alle jene, welche eine körperliche oder geiſtige Uebung oder Darſtellung ausmachen, wie Ringen, Kämpfen, Laufen, Reim- und alle Räthſel- und Wörterſpiele und mimiſche Darſtellungen jeder Art, eben durch die Objekte des Spiels. Denn bei dieſen ſind es die Dinge und deren eigene Natur, deren Gebrauch und Inhalt im praktiſchen und faktiſchen Leben, die zum Weſen des Spiels gehören. In keiner andern Art, ſondern nur in anderem Sinn und anderer Abſicht werden dieſe Dinge und Kräfte angewendet, wenn ſie zum Spiel oder zu ernſter That dienen; daher auch die Regeln des Spielens hier nicht nach rein willkürlicher Beſtimmung, welche die Möglichkeit einer gewiſſen Mannigfaltigkeit der Combination enthält, feſtgeſezt ſind, ſondern nach den in der Natur der Sachen und Kräfte ſelbſt liegenden Beſtimmungen derſelben für ihren ſonſtigen lebenszwecklichen Gebrauch. — Von der Muſik, welche ebenfalls einen abſtrakten Stoff, die einzelnen und an ſich bedeutungsloſen Töne zum Gegenſtand hat, wie die eigentlichen Spiele, und doch nicht zu dieſen gehört, ſoll weiter unten gehandelt werden.

Wir hätten ſomit den Umfang deſſen, was zu dem Begriff des Spieles gehört, entwickelt; es könnte freilich ſcheinen, als ob dieſe Beſtimmung nicht feſt und genau genug wäre, indem wir nur ſeinen Gegenſatz gegen die auf beſtimmte, mit andern zuſammenhängende Zwecke gerichtete Arbeit angegeben, ohne das Bereich beider concret abzugrenzen. Das liegt aber in der That im Begriff ſelbſt, daß er keine beſtimmten Schranken hat, weil eben alles, jede Thätigkeit, zum Spiele werden kann, wenn dieſe Abſicht damit verbunden und der wahre Zweck davon ausgeſchloſſen wird. Man kann eben auch mit dem Höchſten und Heiligſten ſpielen, wenn man gewiſſenlos genug iſt, die bloße Darſtellung und den Schein zum Inhalt ſeiner Thätigkeit zu machen; jede Handlung kann zur bloßen Rolle werden, die man nur zur Schau ſpielt, und offenbar nicht bloß in trügeriſcher, ſondern auch (auf der Bühne) in künſtleriſcher Abſicht ſpielt. Daß aber umgekehrt auch jedes Spiel zur ernſten Arbeit und zum würdigen oder unwürdigen Lebenszweck eines Menſchen werden kann, iſt nicht minder klar. Nicht bloß von des Muſikers und des Mimen Kunſt reden wir, die ſein ganzes Innere erfüllen kann, nicht bloß von dem Pſychologen, der ſpielend die pſychologiſchen und ſonſtigen Naturgeſetze, die beim Spiel ſich manifeſtiren, in Erfahrung zu bringen ſucht, ſondern ſelbſt der Schachſpieler, der nur die Regeln des beſten Spielers für belehrende Darſtellung ſtudiren will, wird, indem er zu dieſem Zwecke ſpielt, in der That ernſtlich arbeiten. — Der innere Unterſchied aber zwiſchen der an ſich ſpielenden und der an ſich ernſten Thätigkeit, alſo der Inhalt des Begriffs wird im Folgenden noch deutlicher hervortreten, indem wir, um Wiederholungen zu

vermeiden, ſogleich zu der Frage übergehen, worin denn der Grund des Vergnügens am Spiele und beziehungsweiſe an den verſchiedenen Spielen liegt? — Fangen wir bei den einfachſten Erſcheinungen der Spiele an und gehen dann zu den immer reicheren und zuſammengeſezteren über.

Was uns an allen Spielen erfreut, was den lezten Grund jedes Vergnügens dabei ausmacht, iſt die Thätigkeit. Aber nicht jede Thätigkeit macht uns Vergnügen; um dieß ſicher zu thun, muß ſie vor allem eine freie, von uns ſelbſt gewählte, weder durch ein Naturgeſetz bedingte, noch durch ein Sittengeſetz geforderte Thätigkeit ſeyn. Jedes, auch das intereſſanteſte Spiel iſt ſicher eine läſtige Arbeit, wenn man dazu gezwungen wird, wenigſtens ſo lange als man des Zwanges ſich bewußt iſt. — Freiheit iſt jedoch nur die allgemeinſte Eigenſchaft der Thätigkeit, welche Vergnügen erregen ſoll. Wir werden ſpäter noch den Begriff der Freiheit in mehreren verſchiedenen Bedeutungen und Anwendungen wiederkehren ſehen. Für jezt ſchreiten wir fort in der Aufdeckung der erſten Elemente desjenigen pſychologiſchen Prozeſſes, welcher ein Spiel ausmacht und Vergnügen bereitet. Das charakteriſtiſche Merkmal einer ſpielenden Thätigkeit zumal des Geiſtes iſt (wie das deutſche Wort andeutet) ein Schwanken, Schweben. Wir meinen dieß: alle geiſtige Thätigkeit beſteht in einem Zuſammenſeyn von mehreren Vorſtellungen oder Begriffen; dieſe Vorſtellungen können in verſchiedenen Verhältniſſen zu einander ſtehen; ſie können ſich zu einer Einheit verbinden, können getrennt bleiben, und dann entweder einander untergeordnet ſeyn oder ſich gleich ſtehen, mehrere können vereinzelt ſeyn oder Gruppen bilden. Wenn nun mehrere Vorſtellungen der Art in der Seele ſind, daß ſie für eine gewiſſe Zeit ſich im Gleichgewicht befinden, jede von ihnen aber ſtrebt ein Uebergewicht zu erhalten, dann wird dieſer Kampf der Vorſtellungen, dieſe, da jede Vorſtellung als eine gewiſſe Erregung der Seele angeſehen werden kann, zweiſeitige, ſchwankende, herüber und hinüber ſchwebende (ſpielende) Erregung der Seele ein Vergnügen bereiten, das mit der Entſcheidung, welche von den Vorſtellungen ſiegt, ſeinen Höhepunkt, aber auch ſein Ende erreicht.

Hierauf beruht weſentlich das Vergnügen an aller einfachen Schauſpielen, wobei nichts vorgeht, als daß zwei verſchiedene Kräfte mit einander kämpfend auftreten, wie an Gladiatoren, Boxer und Thierkämpfer; auch das kindiſche Vergnügen, einer Prügelei zuzuſehen, das deſto ſtärker iſt, je weniger wir für den einen oder andern Partei nehmen, und deſto dauernder, je gleichmäßiger die Kräfte und Erfolge der Streitenden ſind; eben ſo das Zuſchauen bei Wettrennen und allen Wettkämpfen. In einer unſerer illuſtrirten Zeitungen finden wir unter der Rubrik „Chargen" ein Bild, welches einen angelnden Mann darſtellt; daneben ſteht ein anderer, mit den Händen in den Hoſentaſchen und der Pfeife im Munde, und ſieht alſo gemächlich zu; darunter ſtehen die Worte: „Nein, was das Angeln für eine Langweiligkeit iſt! — die Geduld! Da ſteh' ich ſchon drei Stunden da und ſchau' ihm zu und er hat noch nichts gefangen!" Vorausgeſezt, der Angelnde ſey kein Fiſcher, ſondern ein Gentleman, der zum Vergnügen angelt, ſo gilt für beide dieſelbe Erklärung ihrer vergnüglichen Ausdauer: nicht der Fiſch, ſondern die ſchwebende Frage: „fangen oder nicht fangen?" feſſelt beide von Minute zu Minute. Jener berühmte Engländer, der in einem franzöſiſchen Städtchen, deſſen Kirchthurm ſich auf der einen Seite geſenkt hat, Quartier nimmt und Jahre lang daſelbſt bleibt, um zu ſehen, ob der Thurm einſtürzt oder nicht, erſcheint uns mit Recht lächerlich, thut aber (nur ausdauernd) nichts anderes, als wozu wir Menſchen faſt alle verleitet werden, wenn wir eine Krähe lange auf der Dachſpitze auf Einem Fuße ſtehen ſehen: wir ſehen zu und warten, gefeſſelt von der allaugenblicklich ſchwebenden Frage: „wird ſie noch bleiben oder auffliegen?" Es iſt dieß geiſtig kein anderes Vergnügen, als das leibliche Schaukeln, etwa zweier Kinder auf einem über einen Stüzpunkt gelegten Brett, an deſſen Enden ſizend ſie abwechſelnd herauf- und hinabfahren. Selbſt hier iſt vielleicht mehr das innere Schwanken der Vorſtellungen als das des Leibes der vorzüglichſte Grund des Wohlgefallens an dieſer ſchwebenden und wechſelnden Bewegung. Wohl kaum in Thieren ſpielt der bloße Körper, im Kinde ſpielt ſicher die Seele. Was für alle dieſe Arten von Spielen charakteriſtiſch und weſentlich zur Urſache des Vergnügens gehört, iſt, daß die Thätigkeit der Seele nicht bloß frei, ſondern auch leicht von ſtatten geht, daß ſie ſich faſt paſſiv, wenigſtens ganz receptiv verhalten kann, indem nicht bloß die Vorſtellungen, ſondern auch ihr Kampf, ihr inneres Schweben von außen durch eine Anſchauung gegeben wird. Sich irgend einen Wettkampf durch die Phantaſie innerlich vorzuſtellen, würde eine Anſtrengung ſeyn; ihn vor ſich zu ſehen oder in Worten geſchildert zu leſen, iſt ein ſpielendes Vergnügen.

Wir haben hiemit den Grundgedanken über alle Spiele ausgeſprochen; der ſchwebende Zuſtand der Vorſtellungen, die ſpannende Frage: was wird geſchehen? noch mehr aber: welche von zwei oder mehreren Kräften wird ſiegen? iſt die allgemeinſte Urſache des Vergnügens am Spiel. — Bekannt iſt die Anekdote von dem Mann, der viele Jahre hindurch als Mitglied einer Geſellſchaft an einem und demſelben Spieltiſch zuſchauend zu verweilen pflegte, ohne mitzuſpielen. Als eines Tags Streit über ein Spielgeſetz entſteht und man ſich an ihn um Entſcheidung wendet, da er als vieljähriger Beobachter die Geſetze am beſten kenne und unparteiiſch urtheilen werde, da bekennt er, das Spiel nicht zu kennen; er habe nur zugeſehen, um zu beobachten,

wohin die beſten Karten fielen. Die Irokeſen ſpielen ein Hazardſpiel mit Pflaumenkernen, und „ein gewaltiges Geſchrei der Zuſchauer, das ſich bei jedem Wurfe erhebt, verräth ihre lebhafte Theilnahme.“

Zunächſt iſt nun offenbar, daß alle Zufalls- oder Hazardſpiele auf demſelben pſychologiſchen Geſetz beruhen. Es iſt an allen Würfel-, Roulette- und Pharoſpielen nichts weiter auszufinden als eben die Seelenſpannung durch die Frage: wird er ſieben oder eilf, wird er eine kleine oder große Zahl werfen, welche Nummer wird fallen, welche Karte ſiegen, Roth oder Schwarz? — Dieſes „Oder“ iſt eine gewaltige pſychologiſche Kraft, ein unwiderſtehlich anziehender Magnet. Aber ſchon die Kinder und noch mehr die Erwachſenen ſuchen den Reiz der Zufallsſpiele durch äußere Mittel zu erhöhen; auf die Entſcheidung des Zufalls wird ein Preis geſezt, Gewinn und Verluſt begleiten dieſelbe. Man würde aber ſehr irren, wenn man glaubte, der Reiz, das Vergnügen, die leidenſchaftliche Aufregung der Hazardſpiele um Geld habe ſeinen Grund in der Habſucht. Dagegen ſprechen nicht bloß die Erfahrungen von ſolchen Spielern, die des Gewinns nicht bedürfen, wie der bekannte alte Fürſt, der in den lezten zwanzig Jahren in Homburg oder Baden ſelten im Spielſaal fehlte, von ſolchen, die außer dem Spiele gar nicht habſüchtig ſind u. ſ. w., ſondern die einfache Thatſache, daß die Habſucht und Geldgier an ſich eben den Verluſt nicht wagen, den ſichern Beſitz nicht auf eine Karte ſetzen würde. * Vielmehr beſteht der Reiz eben nur in jenem ſchwebenden Zuſtand der Vorſtellungen; dieſer wird nur erhöht und verſtärkt dadurch, daß man den beiden ſchwankenden Vorſtellungen einen größeren Werth beilegt, gleichſam in beide Schalen ein größeres Gewicht legt, ſo daß nun die Zunge des Zufalls eine wichtigere Entſcheidung auszuſchlagen hat; denn das iſt das einfachſte und natürlichſte pſychologiſche Geſetz: je bedeutender die einzelnen ſtreitenden Vorſtellungen an ſich, je ſtärker das Intereſſe für jede von beiden, deſto größer iſt auch die Spannung, welche ſie in der Seele erregen. Dieß zeigt ſich in der Erfahrung, daß auch bloße Zuſchauer, die alſo weder mit Gewinn noch Verluſt betheiligt ſind, dennoch einen deſto ſtärkeren Reiz empfinden, je höher die Summe, um die geſpielt wird. Indeß darf nicht überſehen werden, daß für den Spieler ſelbſt der Reiz allerdings dadurch erhöht wird, daß nun nicht bloß die beiden Vorſtellungen der möglichen Würfelzahlen, der rothen oder ſchwarzen Fläche, des As oder Buben, ferner nicht bloß die Vorſtellungen der beiden Summen dazu getreten, mit einander in ſchwebendem Kampf ſind, ſondern auch die Frage: ich oder du.

---

* Auch das Lotterieſpiel kann man hiefür anführen, welches faſt nie einen Menſchen zu leidenſchaftlicher Theilnahme an demſelben verleiten wird. Natürlich, es fehlt dabei alle Spielthätigkeit, und das ganz abſtrakte Hingeben des Geldes auf Gewinn und Verluſt kann, zumal bei räumlicher und zeitlicher Entfernung der Ziehung der Looſe, ſchwerlich einen Affekt erregen. Dieß iſt allerdings ſchon eher möglich bei der kleinen Lotterie in Altona, wo die Procedur des Looszichens öffentlich, d. h. auf einem nach der freien Straße gehenden Balkon des Rathhauſes ſtattfindet, und alle Welt, nämlich müſſige Matroſen und Lehrlinge, ſich als Zuſchauer einſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Donaufahrt zur türkiſchen Grenze.

(Schluß.)

Unſer Ali, oder wie er ſonſt heißen mochte, hatte auch eine recht hübſche Auswahl von türkiſchen Tuchkappen (Fez) mit Seidenquaſten; da aber dergleichen Kappen nicht wie der Madeirawein durch weite Reiſen beſſer, ſondern höchſtens theurer werden, ſo thut der Reiſende gut, die orientaliſchen Kappen für ſeine weſtlichen Freunde an der Quelle mitzunehmen, oder wenigſtens aus der Hand des erſten Beförderers. Von Wien ſelbſt werden ſie in großen Maſſen die Donau hinabgeſchickt. Die Kappen von runder anſchmiegender Form, wie ſie ehedem vielfach vorkamen, ſieht man gar nicht mehr, wenn nicht etwa die Hellenen ſie noch tragen. Dieſe runden Fez gingen in früheren Jahren vorzugsweiſe von Nürnberg über Venedig nach der Levante. Der ſelige Herr Beſtelmaier ſoll ſeiner Zeit mehr daran verdient haben, als ſpäter ganz Bayern mit ſeinen levantiniſchen Geſchäften.

Aus der Kafferbude ließen wir uns ſchwarzes Waſſer holen. Der Kaffeeſchenke kauert den lieben langen Tag bei ſeinem Handwerkszeug, der Röſtpfanne und dem Waſſerkeſſel, auf der Straße vor ſeiner Bude, um Schale für Schale des Trankes zu bereiten, wie er begehrt wird. Die Bohnen werden erſt in verkleinertem Zuſtande geröſtet, und zwar immer unmittelbar vor dem Aufguß, welchem demnach eine Menge von Würze zu gute kommt, die ſich bei unſerer Verfahrungsweiſe als Wohlgeruch der Luft mittheilt. Ich habe nie beſſeren Kaffee getrunken, als dieſes türkiſche Gebräu, und beim Genuß den Vorſatz gefaßt, mir zu Hauſe täglich nach dem Mittageſſen eine ähnliche Ergötzlichkeit zu verſchaffen, wenn — was noch ſehr in Frage ſteht — mein Einfluß als Paterfamilias ſtark genug ſeyn ſollte, Vorurtheil und Begriffsſtützigkeit der Küchenpartei zu überwinden. Ich habe es zwar ſeit beinahe zwanzig Jahren dahin gebracht, daß man mir keinen verfälſchten Kaffee mehr vorſetzt, — um den Preis eines zertrümmerten Kaffeegeſchirres, eines aufzuputzenden Zimmerbodens und eines häuslichen Regenwetters, — aber von Beſeitigung der Cichorie zum Röſten im kleinen, und zwar nach dem Stoßen (oder Mahlen), iſt ein Sprung wie vom Himmel in die Hölle, und überall werden die Weiber ſich dagegen ſträuben, als wollte man ſie bei den Füßen nehmen und auf den Kopf ſtellen.

Den Kaffee, womit wir uns und den Susbaſchi gelabt, vergalten wir „mit Großmuth“ durch einen Silberzehner; zweifelsohne hat der Kaffeeſchenke dem Topſchi dafür noch etwas verabreichen müſſen. Während wir unſerer Kurzweil in der genannten Weiſe pflegten und uns von weitem die Moskeh betrachteten, blieben wir unaufhörlich von den Baſchibozuks umgeben und wurden dabei tapfer von dem giftigen Polaken, der zum Glücke kein Baſilisk war, mit Blicken beſchoſſen. Er nahm ſogar einmal den Anlauf, um mit einem Weißrock in unangenehme Berührung zu kommen; aber die kaltblütige Ruhe des Mannes im weißen Tuch und ein einziges, aber bezeichnendes Wort aus dem Munde eines dritten ſcheuchte ihn zurück, bevor er für ſich ſelber die größte Verdrießlichkeit bereitet hatte. Ob er nachträglich ganz und gar ohne eine Ermahnung von ungebrannter Aſche weggekommen, weiß ich nicht, doch ſteht bei der türkiſchen Fahrläſſigkeit wohl zu vermuthen, daß ihm nichts weiter geſchehen. Gewiß iſt nur, daß er nach dem erwähnten Worte verſchwand, während wir ſelbſt den Rückweg durch das nördliche Feſtungsthor antraten. Die Moskeh zu betreten, lehnten wir ab, obſchon man uns ſagte, daß die Aufklärung der Osmanen bereits hinlänglich fortgeſchritten ſey, um uns die Stiefeln an den Füßen zu laſſen.

Auf dem Wall ſah ich einen Poſten ablöſen. Die Beſatzung beſteht in ihrem regelmäßigen Theil aus Redifs, Landwehrmännern, in kurzen Wämſern von blauem Tuch und leinenen Hoſen. Ein Landwehrmann mit roſtiger Muskete und aufgepflanztem Bayonet, das ſo blank war wie ein Karfunkel aus dem Ofenloch, hatte ſeine Stunde als Wächter ausgeſtanden, und ſofort kam ein Kamerad zur Ablöſung, mutterſeelenallein, bewaffnet mit einem Tſchibuk, welchen er dem Poſten in die Hand gab, während er dieſem die Patrontaſche und das Gewehr abnahm, worauf ſie ganz gemüthlich ſchieden, der eine gehend, der andere ſeine Wartezeit antretend.

Vor dem Thore gelangten wir auf einen leidlich geräumigen Waſen, umgeben von Zelten, dem Lager der Redifs, von welchen eben eine Abtheilung in Reihe und Glied einer Uebung oblag, aber nur einer geiſtlichen. Das Antlitz gegen Mekka gewendet, machten die Leute allerlei ſeltſame Verbeugungen, Gott und dem Propheten zu Ehren. Wir warfen einen flüchtigen Blick vorübergehend in die Zelte, und wurden durch die Wahrnehmung zweier Sinne zu der Beobachtung geführt, daß der türkiſche Soldat ungefähr ſo wohnt wie das liebe Thier, deſſen Fleiſch zu genießen ihm ſein Geſetz verwehrt. Bei dieſem Marsfelde waren vier

Geſchütze aufgefahren, welche an ſelbigem Tage ihren Schlüſſelbüchſendienſt verſahen. Es wird zu ſagen ſchier unnöthig ſeyn, daß ſie aus den Tagen ſtammen, in welchen die große Kaiſerin Maria Thereſia noch eine junge Erzherzogin war. Die Topſchis feuerten eben einen von ihren Grußſchüſſen los, ohne ſich dabei einer beſondern Ungeſchicklichkeit ſchuldig zu machen.

Unſere zwei militäriſchen Führer geleiteten uns über die Schanzen zum Strande an den Kahn. Dem Susbaſchi drückten wir einen Gulden in die ſchmierige Pfote, obſchon wir recht gut wußten, daß er mit dem Zehnkreuzerſchein zufrieden geweſen wäre, welchen der Topſchi erhielt. Backſchiſch (Trinkgeld) nimmt ein türkiſcher Offizier ſo unbefangen aus wildfremden Händen, wie wir eine Cigarre vom beſten Freunde. Ich bin neugierig, ob die nahe Berührung mit den Franzoſen und Engländern nicht dazu führen wird, wenigſtens die Anfangsgründe der Begriffe von Ehrenhaftigkeit in das türkiſche Heer zu bringen, was doch um ſo eher möglich wäre, als nicht nur eine Menge von Offizieren, ſondern ſogar Omer Paſchah ſelbſt eine europäiſch militäriſche Erziehung mitgebracht haben, wie ja auch junge Türken zuweilen ſich derlei aus dem Abendlande holen. (Natürlich rede ich nicht von den Zwiſchenſtücken, wie neulich eines in der „Hauptſtadt der Intelligenz“ vorfiel, wo junge Türken ſtatt europäiſcher Bildung morgenländiſche Prügel erhielten.) Wir ließen uns gleich bei der Inſel an's Ufer ſetzen, wo die Heerſtraße nach Turnu Severin am Fuße der Berge ſich hinzieht, da wir keine Luſt verſpürten, von Menſchenkräften am Geſtade hin gezogen gegen den Strom zu fahren. Es war nicht gar ſo heiß mehr, daß wir das Stündchen Weges nicht mit Vergnügen hätten durchwandern mögen, und zugleich konnten wir, da wir uns einmal jenſeits der Grenzhut an der Eſernabrücke befanden, die Gelegenheit benutzen, auf dem ſogenannten neutralen Gebiet das gemauerte Grabloch aufzuſuchen, aus welchem am 8. September 1853 die verborgenen Kleinodien des heiligen Stephan wieder zum Lichte des Tages gefördert wurden.

Noch einen Blick auf Adakaleh, die für unſer Auge jezt wieder die grüne Inſel mit der weißen Moskeh geworden. Vergeſſen wir das ſchmierige ekelhafte „Getürk,“ den Abſchaum einer Nation, für welche jezt entweder ein Morgenroth der Geſittung oder eine Götterdämmerung des Verſchwindens angebrochen iſt, ſo daß in jedem Falle das Alttürkenthum, welchem Mahmud durch die grauſame, aber wohlangebrachte Janitſcharenmetzelei vor beinahe einem Menſchenalter den Herzſtoß gegeben, jezt ſeinem lezten Ziele nahe ſteht. Und was die Inſel betrifft, ſo wird ſie vermuthlich in wenigen Jahren eben ſo wenig mehr türkiſch und eine Veſte ſeyn, als Orſova ein Grenzamt — wenigſtens in Bezug auf das linke Donauufer — und ich gedenke dann den ſchwarzgelben Schlagbaum zu Sulineh aufzuſuchen.

Unmittelbar unter Altorſova und eine Strecke oberhalb der Inſel Neuorſova öffnet ſich ein breites Thal, deſſen Sohle eine geraume Strecke weit landeinwärts auf ſcheinbar ganz ebener Fläche fruchtbare Gefilde zeigt. Die Eſerna (das ſchwarze Waſſer oder der Schwarzbach zu überſetzen) kommt dort von den gewaltigen Bergen herab, an deren gen Mitternacht gewendeter Waſſerſcheide die Temes (ſprich: Temeſch) durch das Thal von Szlatina (ſprich: Slatina) den Lauf nimmt. Berge von eigenthümlich ſcharfkantigem Bau faſſen das Thal ein. Zwiſchen der Grenzhut auf der Eſernabrücke und dem Cordonpoſten bei der walachiſchen Grenze befindet ſich ein Gebiet, welches als neutrales bezeichnet wird und wo keine Häuſer ſtehen dürfen. Dort hatte Koſſuth im Spätſommer 1849 vor ſeinem Uebertritt auf das türkiſche Gebiet ſich den Platz erkoren, um die ungariſche Krone mit den andern Kleinodien im Schooße der Erde zu verwahren, da er, wie türkiſcher Seits ihm rundheraus erklärt worden, zwar für ſein Leben und Eigenthum freies Geleit zu erwarten hatte, doch nicht für Dinge, welche ihm perſönlich unmöglich zugehören konnten und auf den erſten Blick ohne weiteres als Staatsgut zu erkennen waren. Er bewerkſtelligte die Verſenkung der Kiſte mit der meiſterhafteſten Schlauheit und unter Beihülfe blindlings ergebener Helfershelfer mit ſolchem Erfolg, daß die allgemeine Meinung dahin ging, er habe die Krone eingeſchmolzen und die andern Kleinodien, nachdem er edle Steine und Metall weggenommen, vernichtet, um wenigſtens keinem andern zu laſſen, was er ſelbſt nicht zu behaupten vermochte.

Dieſe Vorausſetzung war irrig; Koſſuth kennt das menſchliche Herz hinlänglich, um zu wiſſen, daß wenigſtens ein Menſchenalter vergehen muß, bevor der zum Bürger des großen Kaiſerſtaates gewordene Magyar den geſchichtlichen Standpunkt für die altehrwürdige Krone gewonnen haben wird. Zudem war in den Tagen, in welchen dieſer eine Zeit lang ſo ſiegreich geweſene Hochverräther den Schauplatz ſeiner Ränke floh, in amtlichen Kreiſen noch gar kein Vorbote des großen Gedankens laut geworden, den als der Erſte auszuſprechen und ſelber auch auszuführen dem jungen Kaiſer vorbehalten war. An die bevorſtehende Einheit des Kaiſerſtaates vom Inn bis zum Dnieſter dachte Koſſuth ſo wenig, als etwa an des Himmels Einſturz, und um ſo eher durfte er ſich mit der frevelhaften Hoffnung ſchmeicheln, ſein heilloſes Werk von neuem zu beginnen. Den uralten Trennungsgelüſten von Oeſterreich waren einmal wieder Stamm und Aeſte abgehauen, aber die Wurzel ſtack noch triebfähig im Boden und iſt ſeitdem erſt durch Franz Joſeph ausgerodet worden, welchen jezt die türkiſch ruſſiſchen Wirren zum volksthümlichſten

Monarchen in ganz Deutſchland und Frankreich gemacht haben, nachdem er früher ſich nicht überall jenſeits der ſchwarzgelben Mauthſchranken der vollen Anerkennung erfreut hat, die ſein unerſchütterlicher Muth und ſein durchdringender Verſtand verdienen.

Koſſuth alſo rechnete darauf, im Verlaufe der Zeiten bei einer neuen Schilderhebung einen mächtigen Bundesgenoſſen im Beſitze der Krone zu finden, ſogar dann, wenn erſt nach Jahrzehnten an ſeiner Statt ein Erbe ſeiner Anſchauungen und Ränke den Boden Pannoniens beträte. Für eine ſolche Zukunft ſtand trotz der mangelnden Krone für den rechtmäßigen Herrſcher nichts mehr zu fürchten, aber für die erſten Jahre ſchien der Regierung ihr Beſitz nicht unerheblich, obſchon die Rundreiſe des Kaiſers durch Ungarn im Jahr 1852 hinlänglich bewieſen hatte, daß die böſen Geiſter ſchon ziemlich abgedampft ſind. Abgeſehen jedoch von aller ſtaatsrechtlichen Bedeutung, mußte auch in hohen Kreiſen ſchmerzlich empfunden werden, daß in der Schatzkammer des Reichs Stücke von ſo ehrwürdigem Alterthum und ſo hoher geſchichtlicher Bedeutung fehlten. Dieſe leztere Rückſicht war eine bleibende, für alle künftigen Tage gültige. Man ließ es nicht an Nachforſchungen fehlen, deren erſtes Ergebniß wohl die Ueberzeugung ſeyn mochte, daß die Kleinode nicht vernichtet waren und daß ſie nicht über die Grenze geſchafft worden. Im übrigen war unmittelbar nichts herauszubekommen, aber mittelbar gelang es. Aus den verſchiedenen Verhören, die im Lauf der erſten Jahre mit Angeklagten und Zeugen vor den Kriegsgerichten aller Orten im weiten Reiche vorgenommen worden, war es nach und nach gelungen, Rechenſchaft über jeden Tritt und Schritt Koſſuths in den Tagen vor ſeiner Entweichung zu erhalten. Kein Zweifel blieb übrig, daß er in der Nähe von Orſova Maurerei getrieben und eine ſchwere Kiſte in ein Verſteck gebracht. Er hatte, um eines Gauners Beginnen gebührender maßen auf Jeniſch auszudrücken, ſeinen Raub „fawwer gelegt." Wie hernach die Stelle aufgefunden worden, wo der Schatz vergraben lag, hat der Finder vor Jahresfriſt öffentlich bekannt gegeben, und wenn er vielleicht einzelne Umſtände verſchwiegen haben ſollte, ſo bin ich nicht in der Lage, die etwaigen Lücken ſeines Berichts zu ergänzen. Jedenfalls iſt die Angelegenheit mit bewundernswerther Ausdauer und Verſchwiegenheit zum Ziel geführt worden, ein Meiſterſtück von Scharfſinn und Fleiß.

Auf dem Rückweg von Adakaleh bogen wir von der Straße rechts ab in die Kukuruzfelder, um das Kronengrab aufzuſuchen. Die Stelle war nach der erhaltenen Beſchreibung nicht ſchwer zu finden. Ein Stückchen weit im Thal drinnen, ziemlich nahe am Berg, welcher die Ecke bildet, erhebt ſich zwiſchen Weidengeſtrüpp eine Verzäunung von wenigen Ellen Umfang. Man erblickt dort ein regelrecht ausgemauertes Loch. Dieſe gebrannten Steine ſind offenbar von zünftigen Händen gefügt worden. Wer aber Meiſter und Geſellen des geheimnißvollen Baus waren, iſt öffentlich nicht bekannt worden, obſchon ſonſt doch Maurergeheimniſſe auszubuſten pflegen. Von dieſem Grabe umfangen, haben die Kronkleinodien in einer Kiſte vier Jahre lang geruht; was nicht Metall und Stein daran, iſt trotz der ſorgſamen Verpackung durch die Feuchtigkeit erheblich beſchädigt worden, und ein nur wenig noch verlängerter Aufenthalt unter der Erde würde zweifelsohne die alten Gewebe dem Verderben unrettbar überantwortet haben.

Die Auferſtehung der Krone hat, wie ich ohnehin wußte und nun an Ort und Stelle wiederum vernommen habe, beim gemeinen Mann einen unberechenbar tiefen Eindruck hervorgebracht, ſelbſt in der nächſten Umgegend, wo keine Magyaren wohnen. Auch die Walachen dieſes Grenzlandes hatten ſich von gelinden Zweifeln gequält gefühlt, ob denn ein Herrſcher ohne den Beſitz der heiligen Krone wirklich ihr ächter und rechter König ſey? Dieſer Zweifel, ſeit dem 8ten September 1853 glücklich beſeitigt, war übrigens nur ein einzelnes Glied der langen Kette von Vorurtheilen, welche erſt die Zeit nach und nach wird beſeitigen können und woran die Regierung zu Wien — vernünftigerweiſe — nur mit Sammthandſchuhen rührt. Dieſen Vorurtheilen zulieb iſt es auch geſchehen, daß nicht allein die alten Namen der Kronländer, ſondern auch ihre früheren Titel noch beibehalten werden, ſtatt das Reich, wie es der große Gedanke der Einheit in ſtrenger Folgerichtigkeit erheiſcht hätte, in Verwaltungsbezirke einzutheilen, oder gar dieſen Bezirken neue Benennungen beizulegen, die etwa wie in Frankreich ihre Bezeichnungen von Bergen und Flüſſen entlehnten. Ich für meine Perſon liebe aller Orten die ſtete Beibehaltung von altehrwürdigen Namen; in meinem Ohr würde ein Maroskreis oder ein Blocksbergbezirk eben ſo widerwärtig klingen wie Departement du Bas-Rhein oder dergleichen; aber eben ſo bin ich gegen die beſondern Titel von Landſchaften eingenommen, und ich glaube mich dabei auf die in Frankreich gemachten Erfahrungen berufen zu dürfen, um zu erhärten, daß mein Gefühl auf richtigen Grundſätzen beruht. Das franzöſiſche Volk ſagt heute noch, allen amtlichen Vorſchriften zum Trotz, Normandie, Bretagne, Provence, Elſaß, Burgund, Lothringen; es fällt aber keiner Seele ein, von Herzogthümern, Landgrafſchaften oder dergleichen dabei zu ſprechen. In deutſchen Ländern finden wir eine ähnliche Erſcheinung; ſo beſtehen bis zum heutigen Tag im badiſchen „Reich" noch Hauenſtein, das Markgräflerland, der Breisgau, das Hanauerland, das Altbadiſche, die Pfalz, das Buchfinkenland, von welchen allen die Steuerkataſter doch nichts mehr erwähnen. In Bayern hat König Ludwig einige volksthümliche Namen wieder hergeſtellt, nachdem ſie Jahrzehnte hindurch aus

den amtlichen Verzeichniſſen geſtrichen geweſen. Auf alle dieſe Vorgänge geſtützt, glaube ich prophezeien zu dürfen, daß — ſobald die Zeit einſt gekommen, in welcher der majeſtätiſche Titel des Kaiſers von Oeſterreich, zu ſeines Glanzes vollkommener Entwicklung gediehen, die geringeren Titel durch ſeine Strahlen vollends zu Aſche gebrannt hat — die landſchaftlichen Namen der Kronländer auch amtlich fortbeſtehen dürften. Zweifelsohne werden Nieder- und Oberöſterreich ſogar auch dann ihre erzherzogliche Auszeichnung behalten, ſchon darum, weil ſie ſonſt den Namen ſelbſt aufgeben müßten, welcher in weiterem Sinn ja dem ganzen Reich gehört. Die Benennungen Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen, Illyrien, Dalmatien, Venedig, Lombardei, Tirol, Steiermark, Salzburg, meinetwegen auch Moldau und Walachei, können dem Geſammtnamen Oeſterreich ſo wenig Eintrag thun, als die Einheit des Königreichs Preußen durch ihr Preußen im Oſten, durch Kurmark, Pommern, Weſtphalen mit Zerſtücklung bedroht wird. Vielleicht iſt nicht überflüſſig hier eigens zu erwähnen, daß dem Königstitel von Ungarn ein Lebensnerv tief durchſchnitten ward durch die Abſonderung der ehemals ungariſchen Kronländer, die jetzt unmittelbar öſterreichiſche geworden, eine Verwandlung, deren ganze Bedeutung erſt vollkommen klar wird, wenn man recht genau hinſieht und wahrnimmt, wie die Stockmagyaren noch immer untröſtlich darüber ſind, während die von magyariſchem Druck erlösten Kroaten und Walachen ſie mit täglich ſteigender Dankbarkeit empfinden.

Kehren wir vom Grabe und der Auferſtehung der Krone nach Orſova zurück und in des wackern Herrn Lazarich gaſtliches Haus, wo ein angenehmer Kreis von liebenswürdigen Frauen und Männern dem Abend nur gar zu flüchtige Schwingen leiht.

Ein Ausflug nach dem Eiſernen Thor verſteht ſich zu Orſova ungefähr von ſelber, inſofern man nicht zufällig ohne den Wirth gerechnet hat. Mein Paß lautete nämlich nur bis Orſova, zum Glück aber iſt der Herr Oberſtwachtmeiſter, wie ſchon erwähnt worden, die gute Stunde ſelbſt, und ſo durfte ich denn als Ungenannter Theil nehmen an einem Erlaubnißſchein für drei Perſonen mit zwei Pferden. Mein freundlicher Führer war Herr Kaſſian, ein Beamter der Dampfſchifffahrtsdirektion zu Wien, welcher ſich in beſonderer Sendung zeitweilig an der untern Donau aufhält. Ich habe ſeine ſchätzbare Bekanntſchaft im Hauſe des Inſpektors gemacht. Kaſſian iſt ein geborener Frankfurter, hat ſeine Laufbahn bei der rheiniſchen Dampfſahrt begonnen und iſt durch den ſcharfſichtigen Direktor Eriſſen vor ein paar Jahren nach Wien berufen worden. Seine Fähigkeiten, durch frühe Erfahrungen gereift, verbunden mit jugendlicher Kraft und dem Feuer des Rheinländers, leiſten dem Unternehmen, namentlich auf der öſtlichen Donauſtrecke, die erſprießlichſten Dienſte. Dieſer wohlerfahrene junge Mann von regem Geiſt war, wie geſagt, mein Geleitsmann zu der berühmten und berüchtigten Stelle oberhalb Turnu-Severin, wo die Donau mit Felſen vernagelt iſt.

Der Weg iſt eine der reizendſten Luſtfahrten, die ſich denken laſſen. Ich rechne dazu nicht den kleinen Umweg auf pfadloſer Straße, den wir nach der Stella machen mußten, um den Erlaubnißſchein vorſchriftsmäßig dem Poſten unterzubreiten. Derlei kleine Ungemächlichkeiten würzen das Vergnügen, wenn ſie nicht zu arg kommen. Wir fuhren, die Mündung des Thals quer durchſchneidend, zu den Waldbergen hin, welche ſo nahe an's Geſtade treten, daß ſtellenweiſe kaum für die Heerſtraße Raum genug bleibt. Hell ſchien die Sonne, noch ganz ſommerlich warm. Seitwärts am Abhang unter den Waldbüſchen bemerkte ich ein paar Feigenbäume. Im Scherz fragte ich, ob ſie auch Früchte trügen, und erhielt in allem Ernſt den Beſcheid, daß dieß wirklich der Fall ſey. In jedem nicht ganz entſchieden ſchlechten Jahre werden vollkommen ſüße, ſaftige Feigen an dieſen wilden Bäumen reif, ſo wie ſich im Walde hie und da auch wilde Reben finden, welche zuweilen den Jägersmann mit einer genießbaren Traube erquicken.

Bald lag zu unſerer Rechten Adakaleh. Die Inſel ſtreckt ſich in bedeutender Länge im Strome hin, allerliebſt anzuſchauen mit ihren vielen Bäumen und dichten Gebüſchen. Ich ſah im Geiſte ſchon die Zeit vor mir, wo die Moskeh, welche von ihrem Hügel aus das ganze Eiland beherrſcht, in einen Gaſthof verwandelt ſeyn und niedliche Landhäuſer ſich zwiſchen den grünen Büſchen halbverſteckt erheben werden; welche Zeit vielleicht nicht gar ſo weit hinausgerückt ſeyn dürfte, da ſich der Türke vermuthlich nicht ſonderlich ſperren wird, das Beſatzungsrecht einer eben ſo nutzloſen als unhaltbaren Burg aufzugeben, während der zunehmende Aufſchwung der Dampfſahrt einen wachſenden Fremdenzug verheißt, an deſſen Pfade die Herbergen gleich Pilzen aufſchießen werden. Warum ſollte dann auf der Donauinſel nicht eben ſo gut eine Wirthſchaft gedeihen, wie ſie auf jenem rheiniſchen Eiland Nonnenwerth gedieh, das zum Leidweſen der geſammten britiſchen Wanderung ſeit einigen Jahren ſich wiederum klöſterlich verſchloſſen hat? Und warum ſollte eine Moskeh ſich nicht eben ſo gut zum Tanzſaal eignen, wie das Refectorium züchtiger Himmelsbräute?

Die Straße führte uns an walachiſchen Wohnungen vorüber, elende Neſter, die ſelbſt einem ſüddeutſchen Schwein von einiger Erziehung zu ſchlecht wären. Ein kurmärkiſcher Koſſäthe ſogar würde ſich wundern, daß menſchliche Weſen in ſolchen Jammerhöhlen athmen können. Aber der Walache athmet nicht bloß im polniſchen Element, ſondern gedeiht auch darin, wie der

Fiſch im Waſſer. Die wenigen Leute, welche wir zu Geſicht bekamen, ſahen alleſammt friſch und geſund aus.

Unterhalb der Inſel macht der Strom eine Wendung und öffnet ſich ein langgeſtrecktes Thal, das eine weite Fernſicht zwiſchen ſeinen ſteilen Bergwänden gewährt. Ein ſchräger Streifen über der ſpiegelglatten Waſſerfläche verrieth uns aus der Ferne ſchon den Beginn der Klippenwelt, welche bei jedem nicht geradezu hohen Waſſerſtand den Durchgang erſchwert oder beziehungsweiſe ſperrt und das Eiſerne Thor heißt. Unſer Wagen hielt bei der Stromſchnelle, wo auf hohem Felſenufer das Gebälk eines Kiosk ſteht, der im Jahr 1852 für den Kaiſer aufgeführt wurde, welchen man damals (vergeblich) erwartete.

Die gefährliche Stelle, wo der Strom wild über die Klippen brauſt, iſt an Umfang nicht ſonderlich groß, und ſchier wandelt uns ein Lächeln des Spottes, aber eines wehmüthigen Spottes darüber an, daß Oeſterreich zwar Pulver genug beſaß, die Türken von der Leitha bis Belgrad, von Peſth bis Orſova zurückzujagen, aber nicht nachdrücklichen Willen genug, um ihnen die Vergünſtigung abzuzwingen, ein paar Gaben aus des Berthold Schwarz dunkler Küche an die Klippen zu wenden, welche bis jezt noch den Handelsweg nach Konſtantinopel den größten Theil des Jahres hindurch ſperren. Doch auch dieſes Elend wird nun bald den überwundenen Erinnerungen angehören. Der thatkräftige Feldzeugmeiſter Heß hat dem Kaiſer einen Plan zur Sprengung des Eiſernen Thores vorgelegt, und zur Stunde, in welcher ich dieſe Zeilen niederſchreibe, arbeiten vermuthlich ſchon rüſtige Hände am großen Werk. Doch war noch keine Rede von dieſem raſchen Entſchluſſe an jenem ſchönen Herbſttag (5. September), an welchem ich mit dem kundigen Begleiter die Stromſchnelle beſuchte, deren maleriſcher Reiz durch die Sprengung einer Durchfahrt gewiß nichts verlieren wird. Damals lagen zu Turnu-Severin 120,000 Centner Frucht verladen in Schleppkähnen und harrten viel bedeutendere Maſſen an der untern Donau einer Beförderung, die ſich wohl noch lange verzögern wird, während bei uns, Gott ſey es geklagt! das Brod immer mehr einſchrumpft. Nicht minder lagen am ſelbigen Tage zu Orſova einige k. k. Kriegsſchiffe mit Zeug und Schießbedarf für das Heer. Die Laſt mußte ausgeladen werden und die erleichterten Schiffe ſind einige Tage ſpäter nach Turnu-Severin abgegangen, um dort ihre Fracht wieder einzunehmen, wodurch viele Zeit verloren gegangen iſt. Die Beförderung von Reiſenden wurde in ähnlicher Weiſe bewerkſtelligt, zu Berg auf Wagen, zu Thal auf Barken, aber bei Getreideladungen iſt ein ſolches Verfahren der Koſtſpieligkeit halber rein unmöglich.

Das Eiſerne Thor iſt im Februar 1854 zum erſtenmal bei einem Waſſerſtande von nur 8 Schuh 6 Zoll durch Dampfer befahren worden, was das Aeußerſte iſt, wozu ein muthiger und geſchickter Kapitän ſich entſchließen kann, ohne ſein Schiff dem ſichern Verderben preiszugeben. Herr Kaſſian hatte, um auf ſeine eigene Verantwortung und Gefahr den gewagten Verſuch zu unternehmen, ſich natürlich einen der erfahrenſten unter den tüchtigen Kapitänen der Geſellſchaft herausgeſucht. Das Wageſtück iſt glücklich abgelaufen, man kann ſeitdem bei ſolchem Waſſerſtande fahren und thut es auch, aber ſelbſt dieſem beſcheidenen Anſpruch will der Strom einen ſehr großen Theil des Jahres über nicht Genüge leiſten, und es iſt wirklich die höchſte Zeit, eine Durchfahrt auszutiefen, welche das Eiſerne Thor wenigſtens mit den übrigen Stromſtrecken auf gleichem Fuße der Fahrbarkeit erhalte. Ohnehin bleibt auch ſonſt noch mancherlei für die Verbindung auf der Wegenſtraße zu thun, welche z. B. zwiſchen Semlin und Orſova vielen Störungen unterworfen iſt, ſobald das Waſſer nur ein wenig unter den mittleren Stand zurückgeht. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit gewiſſen Stellen zwiſchen Wien und Peſth, wo die romantiſche Donau oft zu einem von jenen Romanen wird, welche mit wenig Stoff eine große Oberfläche füllen müſſen, was allemal auf Koſten der Tiefe geſchieht.

Nicht ohne innerliche Zerknirſchung ſchielte ich rechts nach Adakaleh hinüber, wo ich in meinem Herzen mich Tags zuvor über das faule und dumme „Getürk" luſtig gemacht; war mir doch juſt, als kauerte ſolch ein Muſelman zu Neuorſova auf der Schanze und brummte, mit der Bernſteinſpitze ſeines Tſchibuks auf uns deutend: „Ihr wollt die Träger der weſtlichen Bildung nach dem Oſten ſeyn, ihr nennt die Donau eures künftigen Welthandels große Schlagader, und dennoch laßt ihr ſeit ſo vielen Jahrzehnten euch die Schranke gefallen, welche euch, den ſtolzen Argonauten, ein paar Säcke Brodfrucht vorenthält, wonach bei euch zu Hauſe das Volk ſchmachtet! Schaut doch einmal hinüber an's rechte Ufer! Dort, wo Weidenbüſche auf dem langgedehnt am Geſtade ſich hinziehenden Vorſprunge grünen, hatte Trajanus, der Imperator, ein fahrbares Rinnſal ausgegraben und mit den nöthigen Schleußenwerken verſehen. Trajan hatte kein Pulver unter den Händen, aber ein Körnlein Salz im Kopfe; aber ihr — —?" — Ich wußte damals keine andere Antwort auf die verfängliche Frage, als unbeſtimmte Hindeutungen auf eine wahrſcheinlich nicht allzuferne Zukunft; aber heute ſteht's mit dem Beſcheid ſchon beſſer, und im nächſten Frühjahr werden wir nicht nöthig haben, unſer Brod in Turnu-Severin liegen zu laſſen, bis die Thränen der Armuth das Waſſer ſchwellen helfen, und unſere eiſernen Knödel für die Koſaken von Orſova auf der Achſe zu befördern. Der tapfere Heß hat es übernommen, das Eiſerne Thor zu ſprengen; — das Eiſerne Thor iſt geſprengt!

Für den nächsten Tag hatte ich einen Ausflug nach den Herculesbädern von Mehadia vor und wollte mithin bei Zeiten aufstehen. Noch früher als ich war der Hausknecht. Mit liebenswürdigem Ungestüm verlangte und erzwang er das Durchzugsrecht durch das erste Gemach, worin eine Frau aus Karansebes mit einem kleinen Mädchen für die Nacht Unterkunft gefunden. Mit demselben Ungestüm polterte er an meiner Thüre. „Was gibt's?" — „Hausknecht, will Stiebel." — „Habe ich dem Schlingel nicht gestern gesagt, daß ich zwei Paar Stiefel besitze?" — „Will ich anderes Paar." — „Geh' zum Teufel!" — „Hernach, erst Stiebel putzen." — Was war zu machen? Nichts, als dem Zudringlichen die verlangten Stücke mehr oder weniger an den Kopf zu werfen, in die Kleider zu fahren und zur Gaststube abzufahren, um der Nachbarin keine ferneren Störungen zu bereiten. Ich fand bereits Gesellschaft; ausdrucksvolle, wenn auch nicht reizende Raizengesichter, Kaufleuten angehörig, die auf Wasser warteten, zu welchem das schöne Wetter übrigens keine Hoffnung gewährte. Die schwarz gebeizten Herren fluchten nicht übel über den klaren blauen Septemberhimmel mit dem goldenen Sonnenschein, der mir doch gar so wohl gefiel. Mit dem Wetter kanns unser Herrgott nicht allen Leuten recht machen, so lange er sich nicht dazu bequemt, Sonnenschein und Regen nicht nur der Zeit, sondern auch dem Raume nach auf Bestellung zu liefern. Ich fürchte sehr, daß er sich nicht dazu herbeilassen wird.

Der bestellte Wagen fuhr vor, ein walachisches Fuhrwerk, auf den Achsen befestigt, aber in seiner Art hübsch genug, mit zwei winzigen muntern Pferden bespannt. Auf gutem Wege, wie wir ihn vor uns hatten, ist ein solches Fuhrwerk jedem andern vorzuziehen, besonders mit einem verhältnißmäßig wirklich ausgezeichneten Gespann, wie es an unserer Deichsel trabte. Mein Automedon war kein Landeskind der k. k. Militärgrenze, sondern ein Wiener, aufgeweckten Sinnes, gesprächig und ortskundig. Der Mann scheint im Leben schon mancherlei durchgemacht zu haben. Ein gelernter Kellner hatte er als Unterpächter die Wirthschaft auf einem Dampfer übernommen, dabei ein Weinlager in Orsova aufgehäuft und sich später mit der Direktion zertragen. Da sein kleines Vermögen in besagtem Weinlager steckte, das im Großen und Ganzen sich nicht verwerthen ließ, so errichtete er zu Orsova eine kleine Speisewirthschaft, deren Betrieb er jezt an einen Pächter abgegeben hat, welcher den Wein von ihm bezieht, während er selbst sich mit Fuhrwerk und gelegentlicher Roßtäuscherei abgibt. Die deutsche Sprache sagt mit gutem Vorbedacht Roßtäuscher, wenn es auch nicht die Pferde sind, welche getäuscht werden, da man sie ja nur tauschen will, die unschuldigen Thiere.

Die Heerstraße, welche durch das Csernathal zieht, ist trefflich gehalten, wie überhaupt alle öffentlichen Anstalten der Militärgrenze. Für derlei Dinge gibt es gar nichts so vorzügliches, als eine Soldatenverwaltung; das haben die alten Römer schon bewiesen. Die Steigung des Bodens im breiten fruchtbaren Thal zwischen den auffallend steilen Bergen ist im Anfang so allmählig, daß man beinahe auf einer Ebene hinzurollen glaubt. An den Abhängen zeigen sich seltene und nur sehr schmale Schluchten; dieß ist eine der bezeichnenden Eigenheiten des Landes. Die Leute, auf welche wir treffen, sehen nicht besonders reinlich aus, aber gesund und behaglich. Die Männer zeigen sich noch in ihrer Sommertracht, der Pelzjacke ohne Aermel; im Herbst kommen Pelzärmel dazu. Die Weiber tragen bunte Gürtel mit Büscheln von ellenlangen Fransen. Man begegnet keiner, die nicht ihre Spindel mit Schafwolle führte, und zwar nicht zum Staat; sie läßt den Faden wirbelnd und tanzend sich verlängern, während sie ihres Weges zieht. Am malerischsten nahm sich dabei ein junges Mädchen aus, das, rittlings nach Männerart auf einem ponyartigen Rößlein einhertrabend, die Spindel mit vieler Anmuth handhabte; die Leitung des muntern Thiers besorgten in festem Schluß ein paar Knie und Beine, wie Kiß in Berlin sie keiner seiner berittenen Kriegerinnen schöner gegeben hat.

Weiter aufwärts, wo das Thal sich enger zusammenschiebt und eine Steige mit einem mal die bisher versäumte Hebung nachholt, sehen wir jenseits ein Dorf. Die Verbindung stellt sich durch eine Walachenbrücke her, nämlich durch eine Brücke, deren Boden von Kies unter dem Wasser liegt. Die Männer in ihren weitflatternden Leinenhosen, die sie ohne Umstände wie Weiberröcke aufheben können, und die Weiber waten durch die wenigstens zwei Schuh tiefe reißende Fluth mit großer Kraftanstrengung, deren Mühseligkeit indessen auch nicht durch die geringste Anwandlung von gesellschaftlichen Rücksichten erhöht wird. Selbige Brücke hat für die Bewohner des Dorfs einen großen Vortheil; ihre untere Hälfte bleibt immer sauber.

Wir biegen rechts ab von der Hauptstraße und in ein Seitenthal, über dessen waldige Verberge in nicht großer Entfernung steile Kalksteinwände ragen. Zu unserer Linken hebt sich in sonniger Lage ein Weingehege. Ein Knabe, der sich darin umhertreibt, wendet auf unsern Zuruf den Kopf und gibt eine romanische Antwort. Ich zeige ihm einige Kupferkreuzer. Geld spricht alle Sprachen und Mundarten. Der Bursche bringt saftige Trauben und löst damit das trockene Metall ein, das er zweifelsohne ungesäumt in flüssiges Feuer verwandeln wird. — Bald nimmt die enge Schlucht uns auf, wir erreichen die Herkulesbäder, welche man auswärts gewöhnlich kurzweg Mehadia nennt, weil sie in der Nähe dieser Ortschaft liegen.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu der wilden Umgebung zwischen steilen bewaldeten Berghängen und

mächtigen Felswänden bilden die ſchnurgerade gereihten modernen Gebäude im Kaſernenſtyl. Der Ort beſteht aus einer platzartig breiten Straße; vorn, hinten und an den Seiten gibt es weiter keinen Raum mehr, ſo daß die Natur ſelbſt dieſe Anlage vorgeſchrieben und beſchränkt zu haben ſcheint, es ſey denn, daß man noch etliche Wohnungen wie Schwalbenneſter an die Wände kleben wollte. Alle Gebäude, ſo wie Weg und Steg ſammt allem Zubehör zeigen ſich überaus ſauber und wohl gehalten; auch hier gilt, was ich oben von der Militärverwaltung ſagte. Um jedoch bei der hellſten Lichtſeite auch gleich die Schattenſeite abzumachen, ſo wird zu ſagen ſeyn, daß auch von dieſem Geſundbrunnen gilt, was von allen denjenigen Bädern zu bemerken wäre, welche die Staatsbehörde unmittelbar verwaltet; ſie werden und können nicht den Aufſchwung nehmen, zu welchem Anſtalten gedeihen, bei denen Gewerbfleiß und Wetteifer der Einzelnen betheiligt ſind. Die militäriſche Behörde macht zwar auch hier ihre Sache viel beſſer, als der ſchläfrige Gang bürgerlicher Verwaltung es vermöchte, bei alledem jedoch iſt der Commandant vollkommen in ſeinem Herzen darüber ruhig, ob zahlreicher oder geringer Beſuch eintrifft, und nicht von weitem fällt ihm ein, durch Herſtellung bequemer, regelmäßiger Verbindungen mit Orſova und mit den Gegenden jenſeits der Berge, ſo wie durch öffentliche Ankündigungen und andere Mittel nach den Anforderungen unſerer Tage Gäſte anzuziehen.

Das Wildbad in den Herculesquellen iſt unbeſtritten einer der wirkſamſten unter all den kräftigen Geſundbrunnen des Kaiſerſtaates, ſelbſt die böhmiſchen Bäder nicht ausgenommen. Die Verbindung mit dem Weſten und der untern Donau iſt durch die Dampfſahrt leicht genug, der kleine Landweg von Orſova, — eine Strecke, die man in weit weniger als drei Stunden zurücklegt, — nicht der Rede werth. Mit Peſth zu Lande und den nördlichen Gegenden wird in wenigen Jahren der Verkehr ebenfalls ſehr erleichtert ſeyn, da die neuen Eiſenbahnen einen ihrer Knotenpunkte zu Temesvar erhalten, von welchem ein Schienenweg auch nach Siebenbürgen gehen wird. Für Neubauten an der Quelle ſelbſt iſt zwar kein Raum mehr, doch bieten die Vorhügel am Eingange der engen Schlucht recht hübſche Bauplätze für Landhäuſer, und die Stelle, wo in der weiteren Thalmündung das Walachendorf ſteht, Platz genug für ein Städtchen dar, wenn eines anzulegen einſt nöthig würde. Der Verbindung mit beſagtem Dorfe, eine kurze Strecke auf ebenem Wege, ſtellt nicht der zehnte Theil der Schwierigkeiten entgegen, welche zum Beiſpiel zu Gaſtein oder bei den Leitungen zwiſchen Pfäffers und Hof Ragaz ſo erſprießlich überwunden wurden. Ich will mit dieſen Winken andeuten, daß dem Herculesbrunnen eine großartige Zukunft ſich öffnen könnte, wenn die Gottheit unſerer Tage, Frau Induſtria, ſich des Platzes annähme.

Ich fand das Bad bereits von Gäſten leer, doch war es im vergangenen Sommer außerordentlich ſtark beſucht geweſen, namentlich von Bewohnern der Fürſtenthümer, welche dem Juſtengeruch aus dem Wege gegangen. Unter dem Zeltdache vor dem Kaffeehaus traf ich einige Offiziere aus Italien und Siebenbürgen um den Platzmajor geſchaart, der als der einzige Geſunde inmitten dieſer Kranken mit ſeiner ſtattlichen wohlgenährten Geſtalt nur um ſo ſtattlicher ſich ausnahm. Ich hatte einen Empfehlungsbrief bei mir, doch behielt ich weislich das Papier in der Taſche, um nicht zur Beſichtigung der verſchiedenen Anſtalten und Einrichtungen genöthigt zu werden. Der lachende Sonnenſchein lockte mich in den lieben grünen Wald bergauf. Ein Zickzackpfad an der Südſeite führte mich gemächlich empor durch die einſamen Waldesſchatten. Je höher ich ſtieg, um ſo mehr wuchs gegenüber die Bergwand empor; ein Kennzeichen ächter Größe und Höhe, nicht nur an den Bergen. Nie habe ich eine reizendere Wildniß im Glanze herbſtlichen Sonnenſcheins erblickt. Ich ſchwelgte mich zwar nicht ſatt, aber körperlich müde, bevor ich zu den Menſchenwohnungen zurückkehrte. Auf der Höhe, die ich erſtiegen, befindet ſich ein natürliches Dunſtbad von vielbewährter Heilkraft in einer einfachen Hütte; es wird fleißig und meiſtens mit Erfolg von Gichtbrüchigen benuzt.

Die Herberge, wo ich mein Mahl einnahm, bot hübſche Räumlichkeiten und ganz erträgliche Koſt. Im Hinblick auf die Kneipe von Orſova ſpeiſte in bei den Frères provençaux. Auch das Viertelſtündchen des Rabelais ließ ſich leidlich an, im Verhältniß zu Zeit und Ort; die Zeche war nur um ein geringes höher, als ſie etwa zu Wien im Gaſthof Munſch geweſen wäre. Im Café traf ich meinen geſprächigen Automedon. Ich wartete ihm mit einer Milares auf und er begleitete mich darauf zur „Räuberhöhle.“ Der kurze Weg zu dieſer örtlichen Merkwürdigkeit iſt überaus anmuthig unter dem Schatten alter Bäume am Rande des geſchwäzigen Bachs neben einer Stützmauer, welche dem Bergabhang wehrt, den Pfad zu verſchütten, welcher ihm durch fleißige Hände abgewonnen worden. Die Höhle ſelbſt beſteht aus etlichen Felſenlöchern, wie ſie im Kalkſtein nicht ſelten vorkommen und zu denen eine ſteile Treppe empor führt.

Die Sage von dieſer Höhle, wie ſie im Munde des Volks lebt, lautet folgendermaßen: „Der wilde, nackte Mann mit der Keule, deſſen ehernes Bild auf dem Brunnen zu ſehen und deſſen Namen jezt die Bäder tragen, war bei Lebzeiten ein gewiſſer Hercules, ſeines Zeichens ein Räuber. Er hauste mit ſeinen Geſellen in dieſer Höhle, wohin er auch ſeine Gefangenen ſchleppte. Als eines Tags nun der Kaiſer Carolus Magnus in der Gegend ſich auf der Jagd verirrt hatte, fiel er dem Hercules in die Hände. Der

Kaiſer gab ſich zu erkennen, bot als Preis ſeiner Freiheit nebſt hohem Löſegeld vollſtändige Begnadigung und wurde darauf von den Räubern zu den Seinigen gebracht.“ So weit die volksthümliche Erzählung, in welcher ohne Mühe ein Abglanz der Geſchichte vom Gemahl der Erzherzogin Maria Thereſia und vom Räuberhauptmann Petru Bagyu zu erkennen ſeyn wird, welche Begebenheit aus dem Jahr 1738 ich den Leſern dieſer Blätter (wie oben erwähnt) bereits erzählt habe. Am ſüdlichen Hang des Gebirgs iſt der Harampaſchah aus Szlatina zum Hercules, Franz von Lothringen zum großen Karl geworden.

Bei der Benennung Harampaſchah (Räuberhauptmann) iſt noch eine Bemerkung nachzutragen, nämlich daß Harambaſchi eigentlich die richtigere Ausſprache wäre, weil Paſchah einen hohen Beamten, Baſchi aber überhaupt einen Führer und Vorſtand bedeutet. Die Ungarn, welche es mit P und B, mit A und J nicht genau nehmen, ſagen regelmäßig Baſcha, was ſie Baſſa ſchreiben, weil ein doppeltes S in ihrer Rechtſchreibung ein ſcharfes Sch vorſtellt, wie das einfache S ein weiches Sch (ein franzöſiſches J vor einem Selbſtlauter). Bekanntlich haben wir von den Ungarn manche türkiſche Benennung erſt mittelbar überkommen; daher ſagten unſere Vorfahren häufig Baſſa, mit deutſcher Ausſprache des ſſ und mit dem Ton auf der erſten Sylbe nach Magyarenart, welche Betonung uns heute noch im verbeſſerten Paſcha ziemlich geläufig iſt. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Worte Beg, das wir nach ungariſcher Art Bey ſchreiben und Bei ausſprechen, da wir nicht wiſſen, daß im Ungariſchen das Y, wo es überhaupt ausgeſprochen wird, ein gelindes G bedeutet. Beg iſt, wie ihr euch erinnern werdet, nach der ſcharfſinnigen Erklärung eines meiner Reiſegefährten, ein „türkiſcher Graf.“

Als die Sonne ſich hinter die weſtlichen Berge ſenkte, traten wir den Rückweg an. Ich hätte zwar gern noch den Mondabend in der Wildniß genoſſen, doch ſcheiterte mein Wunſch an jenen kleinen Rückſichten des bürgerlichen Daſeyns, welche uns ſelbſt in der Barbarei nicht aus den Krallen laſſen. Mein Kutſcher mußte Abends bei Zeiten zu Hauſe ſeyn und hatte den nächſten Tag keine Muße, mich zu holen; auch ſtellte er mir wohlmeinend vor, daß der Mondſcheinabend mir eine Mehrausgabe von zehn Gulden verurſachen würde, wenn ich ihn allein heimfahren ließe und am nächſten Tag einen walachiſchen Fuhrmann nähme. Die Walachen, ſagte er, ſeyen Hauptſchelme und wüßten meiſterlich mit dem Schnüren der Fremden umzugehen. Auch ſcheine zu Orſova derſelbe Mond. — Ich ließ mir's geſagt ſeyn und fuhr mit ihm zurück durch das ſchöne Eſernathal.

Ein Juniſonntag.

Idylliſches Gemälde.

Herrlich erſcheint im lichteren Oſt die heilige Sonne,
Duftig bethauter Natur bringt ſie den lieblichen Glanz.
Schweigend erfreut ſich an ihr das arbeitledige Landvolk,
Aber die Lerche, ſie ſingt grüßend ihr fröhliches Lied.
Und ſie erhebt ſich groß die leuchtende Fürſtin des Tages,
Prächtig ſehn wir erhellt neblige gothiſche Stadt.
Markt und Gaſſen, die geſtern gewühl- und lärmenerfüllten,
Stehen ſo freundlich beglänzt, ſtehen ſo heimlich und ſtill.
Ahnungsvoll, wie ſelber erweckt zu der Feier des Tages,
Fächelt gelinde bewegt lenzlich erquickende Luft.
Plötzlich erſchallt der Glocke Getön vom ragenden Kirchthurm,
Ladet zur Andacht ein, ladet zum Worte des Herrn.
Und es treten in feſtlichem Schmuck die gerufnen Bewohner
Rings aus Thüren und Thor. Alte mit würdigem Schritt,
Sittig und anmuthreich die Jungfraun, ſtattlich die Männer,
Zierlich der junge Geſell, reizend das blühende Kind —
Ueber die Straße dahin, die geſtern gereinigte, wandelnd
Spenden ſie milder betont Freunden den üblichen Gruß.
Kühlend empfängt der geheiligte Raum des Tempels die Menſchen
Und in dem Einen Gefühl wird zur Gemeinde die Schaar.
Feierlich tönt die Orgel und hehr; es ſtrömen die Wogen
Heiligen Kirchengeſangs mächtig im Hauſe des Herrn.
Leiſe verhallt er nun. Der Diener des Herrn, er erhebt ſich,
Und zum erhöhten Gefühl bringt er das Wort und das Licht.
Ewige Wahrheit, jedem Geſchlecht zum Heile geſpendet,
Kündet er wieder und läßt ſchauen das himmliſche Ziel,
Läßt, die es ſiegend erreicht, die Kraft und die Tugend erkennen,
Leuchtend und ſchön, und erweckt muthigen Willen im Geiſt.
Neben den Himmel geſtellt hinſchwinden die Schmerzen des Lebens,
Laſten, die ſchwer ſie bedrückt, ſinken von ſtrebender Bruſt,
Und das befreite Gemüth, vom Schwunge des Troſtes gehoben,
Ueber die Erde dahin ſchwebt es in ſeligem Flug.

Innig erbaut und geſtärkt verlaſſen die Hörer den Tempel,
Schauen erhellten Geſichts wieder in ſonnigen Tag.
Heiter im Andachts-Ernſt, mit freiem und leichterem Schritte
Suchen ſie freundlich geſellt wieder das trauliche Haus.

Doch es gehört der Menſch in mächtigen Trieben der Erde,
Und ſein Irdiſches auch fordert gebührendes Recht.
Reizend bedeckt und blank das Leintuch ſtattliche Tafel,
Rührige Hände darauf ſetzen das reichere Mahl.
Auch die Flaſche, ſie prangt ſchon da mit dem köſtlichen Trank, der
Tief mit dem Gaumen zugleich Herzen und Geiſter erquickt.
Und es genießt die Familie nun die Gaben der Erde,
Sitzend in ſchönem Gewand, ruhig behaglichen Muths,
Fähig, den Reiz der Natur viel reiner und feiner zu ſchätzen,
Als in des Werktags Lärm, koſtend mit ſinniger Luſt.
Und es dankt das erfreute Geſicht dem Geber des Guten,
Und ihm dankt das Gemüth, das im Genuſſe ſich faßt.
Munterer ſind, vom Weine benetzt, die Zungen geworden,
Und in vertrautem Geſpräch ſchwindet die flüchtige Zeit.
Da, zum Fenſter gewandt, ſieht Eines hinaus auf die Straße,
Sieht in den Himmel empor, rühmt, wie das Wetter ſo ſchön. —
Und es rüſten behend ſich alle zum weiteren Ausgang:
Ländlicher Freude gehört heutiger feſtlicher Tag.

Stattlich ſchreitet dahin die grüßend gegrüßte Familie,
Würdiges Elternpaar, Sprößlinge fröhlich und friſch.

Mögen die Gärten gefüllt auch winken am grauſichen Zwinger,
Flüchtiger Blick nur wird heute den trauten geſchenkt.
Weiter hinaus in die ſonnige Luft ſtrebt heitere Sehnſucht,
Trockener Feldweg nimmt bald die Verlangenden auf.
Schweifend erquickt ſich das Aug' an Saaten und blühender Trift, und
Jubel auf Jubel entlockt kindlich geöffnetem Mund
Jezt der Falter, das Fiſchlein jezt im Bache des Grundes,
Jezt die Schafe, gedrängt ſchnoppernd am grasigen Hang.
Glühender trifft das Strahlengeſchoß der Sonne die Wandrer,
Und von dem rothen Geſicht wiſcht ſich der Vater den Schweiß;
Zögernder wird der ermüdete Schritt der Mutter und Kinder —
Aber da winkt er ſchon, rettend, der ſchattige Wald!
Köſtliche Nacht! Erquickendes Grün! Entzückende Kühlung!
Ah, wie das Lob ſo gefühlt dringt aus erleichterter Bruſt! —
Göttergenuß, den Fußpfad hin mit Behagen zu wandeln.
Während die Kraft ſich dir eben im Gange verjüngt!
Und die Sinne, gelabt und geſtärkt, ſie öffnen ſich wieder
Freundlichen Bildern, das Aug' glänzt in empfindendem Schaun.
Siehe das Vöglein dort, wie behend es von Aſte zu Aſt hüpft!
Nun verweilt's und bewegt ruhend den niedlichen Hals.
Zierliches, leichtes Geſchöpf! Wie träumſt du ſo hold und ſo heiter
Seligen Traum der Natur! — Huſch! in das Dickicht entflog's! —
Aber der Wald iſt reich. Ein ſeltenes, reizendes Blümchen
Sieht aus dem Graſe hervor; lächelnd vom Sohne gepflückt
Wird es der Schweſter verehrt. Ein glänzender Käfer, der eben
Ueber den Weg hinkriecht — welch ein Bewunderungsruf!
Aber es hütet das Kind ſich wohl, den Wandrer zu faſſen,
Lieblich ſieht es und ſcheu, bis er im Graſe verſchwand.
Munterer Junge verſucht's, den ſchillernden Falter zu haſchen,
Der ihm ein Wunder erglänzt. Eifrig von Baume zu Baum
Folgt er, und jezt — es gelang? Ach nein, da gaukelt es weiter,
Und mit erhiztem Geſicht kehrt der Getäuſchte zurück.
Doch von der Mutter belehrt, daß auch das Thierchen des Lebens
Sich erfreue, gemach klären die Mienen ſich auf.
Neugier weckt im jungen Gemüth, was Neues in's Aug' fällt,
Und der Vater, befragt, gibt den erwünſchten Beſcheid,
Wenn er die Wahrheit kennt, zuweilen auch wenn er ſie nicht kennt.
Aber mit Würde geſchieht's — gläubig vernimmt ihn der Sohn.

Schaun und Gehn und Reden zugleich, es trocknet den Mund aus,
Und von dem Alten gemahnt rüſtiger ſchreiten ſie fort.
Winke der Pfad in Anmuth auch, zu gewinnen das Ziel gilt's,
Und zu dieſem voraus ſchwebt der verlangende Geiſt.
Sieh, da beſcheint die Sonne den Grund, ſie ſtehn an des Waldes
Rand, und das offne Gefild glänzt vor dem ſtaunenden Blick,
Saatenbedeckt und reich an Dörfern, Höfen und Mühlen,
Und am Hange, da liegt's, freundliches Oertchen, in ihm
Schon von Beſuchern gefüllt der wirthlich geräumige Garten,
Städtiſchen Gäſten geweiht, edelſte Zierde des Dorfs.

Raſch in Begier und beſorgt, die behaglichen Plätze genommen
Alle zu finden, hinab eilt die Familie nun.
Und ſie treten hinein, ſie ſpähn und ſuchen und — ſitzen,
Sitzen mit Freunden vereint, glücklich im glücklichen Schwarm.

O wie gleitet ſo gern mitfühlendes Auge des Dichters
Ueber die Menge dahin, wenn ſie am heiteren Tag
Bunt und traulich gemiſcht dem Lebensgenuſſe ſich hingibt!
Wenn von der Freude beſchwingt muthiger athmet die Bruſt,
Selbſt der Philiſter ein Mann ſich fühlt und ſich etwas herausnimmt,
Und was Menſchen ergözt, offen dem Blicke ſich zeigt!

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mannheim, December.

Theaterbau. — Kunſt. — Die Synagoge. — Vorleſungen. — Verkehr und Induſtrie. — Der Waldhof. — Großherzogin Stephanie. — Baden und Badenweiler. — Rundreiſe des Prinzregenten. — Auswanderung.

Ehe das Jahr vollends zur Rüſte geht, ſey es mir noch einmal vergönnt, Ihren Blick auf unſere Stadt zu lenken, wenn ich Ihnen auch nicht gerade von großen Erſcheinungen auf den verſchiedenen Gebieten der Kunſt, der Wiſſenſchaft und des Lebens zu berichten weiß. Haben doch die Spiegelungen kleinerer Verhältniſſe auch ihren Werth und Reiz. Ich hatte gehofft, von der nahe bevorſtehenden Eröffnung unſeres völlig umgeſtalteten Theaters berichten zu können, aber noch iſt dieß nicht möglich, wiewohl bis jezt unausgeſezt und rüſtig fortgearbeitet worden iſt. Im Aeußern ſteht daſſelbe fertig da. Apoll und alle ſeine Muſen ſind ordentlich reſtaurirt, eine neue Tünche iſt über das Ganze gezogen, und wenn man das koloſſale längliche Viereck deſſen ungeachtet nicht für eigentlich ſchön erklären kann, ſo trägt daran eine andere Zeit die Schuld, welche Formen und Linien überliefert hat, über die man mit dem beſten Willen nicht hinaus konnte. Im Innern aber iſt die Umgeſtaltung vollſtändig. Jezt erſt ſieht man, welch andere Räume die Bühne wie das Auditorium darbieten. Es iſt einem ordentlich, als müßten ſich Sänger und Schauſpieler auch neue, erweiterte Lungen anſchaffen, um dieſe Räume auszufüllen. Glücklicherweiſe aber iſt bezüglich der Akuſtik kein Fehler untergelaufen. Eine muſikaliſche Probe, die man vor etlichen Wochen angeſtellt, hat dieß zur Genüge erhärtet. Zu gleicher Zeit iſt auch die Tragfähigkeit der Logen und Galerien erprobt worden. Da dieſe nicht mehr, wie die alten, von Säulen getragen werden, ſo war viel Gerede darüber, es dürfte bei überfülltem Hauſe Gefahr drohen; aber ſiebenhundert Soldaten, die als eigentliche Belaſtungszeugen geladen waren, haben durch ihr Gewicht zur Genüge erhärtet, daß durchaus nichts zu befürchten ſteht, indem die Senkung unter dieſer Laſt kaum eine einzige Linie betrug. Schwerer laſtet offenbar auf der Baukaſſe das Deficit, das ſich durch die Ueberſchreitungen der Anſchlagsſummen bis jezt ergeben hat. Dieſe betragen nicht weniger als 64,888 fl. und die Zuflucht zu neuen Anleihen iſt ſomit unvermeidlich. Unſerem trefflichen Mühldorfer hat dieß und anderes manche verdrießliche Stunde bereitet, und ſchon hieß es, er werde nach Vollendung des Baus Mannheim verlaſſen und einen Ruf nach Hannover annehmen, wo er die Einrichtung des Theaters geleitet hat. Hoffentlich kommt er zu ſolchem Entſchluſſe nicht. Es iſt einmal bei Bauten, und bei Umbauten noch mehr als bei neuen, nicht anders, Ueberſchreitungen kommen vor und müſſen ſammt andern Verdrießlichkeiten verwunden werden. Die Hauptſache iſt, daß unſer Theater ſchön und zweckmäßig wird. Daß das erſtere der Fall, iſt bereits erſichtlich, wenn man auch nur den fertigen Plafond betrachtet, und an der Zweckmäßigkeit zweifelt kein Menſch. Zweifel beſtehen nur hinſichtlich der Rentabilität. Wo man aber wenig anderes hat, als eben das Theater, und wo das Publikum bis zur Höckerin herab in ſeltenem Grade für die Theatergenüſſe eingenommen iſt, da werden einige Opfer nicht mehr als ſolche betrachtet. — Des Tivolitheaters im nahen Ludwigshafen, das im vorigen Jahr eine ziemliche Rolle geſpielt, will ich für dießmal nur vorübergehend erwähnen. Der Sommer war ihm ſehr ungünſtig, und ſelbſt die ſogenannten italieniſchen Nächte, die der Unternehmer auf's Tapet brachte und in denen bei obligatem Bier viel glänzend Feuerwerk verpufft wurde, haben denſelben nicht weit vom Rande des Verderbens zu entfernen vermocht.

Was Kunſt- und künſtleriſches Treiben auf andern Gebieten betrifft, ſo hat vor allem der fünfundzwanzigſte Jahrestag unſeres Muſikvereins, der 23. November, die muſikaliſche Welt beſchäftigt. Zum erſtenmal ſeit zwanzig Jahren kam einmal wieder Haydns Schöpfung vollſtändig zur Aufführung, und zwar unter Lachners Leitung und unter dem Beiſtand des Opernperſonals und des Theaterorcheſters. Es mag dem Herrn Kapellmeiſter nicht ganz wohl geweſen ſeyn, als er es übernahm, dieſes kleine Heer von Dilettanten einzuexerciren; indeß hatte er doch die Befriedigung, ſie unter einen Hut gebracht zu ſehen; die Schöpfung ging gut von Statten und das zahlreiche Auditorium ſagte am Schluß auch: Siehe da, es war ſehr gut.

In's Gebiet der Kunſt gehört denn doch auch der neue iſraelitiſche Tempel, deſſen ich in einem früheren Briefe Erwähnung gethan habe. Er iſt jezt auch im Innern vollendet, dieſer Prachtbau, und die reichen Ornamente, die mit ihrem Gold- und Farbenglanze alle Flächen und Glieder bedecken, die farbigen Fenſterroſen in Oſt und Weſt, kurz alles wirkt zuſammen, dieſen ſchon architektoniſch ſo wohlgelungenen Bau zu einem der ſchönſten zu machen, welche die neuere Kunſt, als freie Nachahmerin der alten, hergeſtellt hat. Beſonders vortheilhaft wird die reiche Ornamentirung bei Beleuchtung der Halle wirken, die ja beim iſraelitiſchen Gottesdienſt zumeiſt eintritt.

Unter den Künſtlern, die hier ihren Wohnſiz haben, muß ich jezt auch Forſter, den gewandten Blumen-, Früchte- und Porträtmaler nennen, der ſich vor einiger Zeit hier niedergelaſſen hat und nach außen hin zunächſt mit Porträtiren ſich beſchäftigt. Ob hier der rechte Boden für den thätigen Mann iſt, das will ich noch in Frage geſtellt ſeyn laſſen. Die leidige Photographie, die das liebe Ich ſo täuſchend ähnlich, wenigſtens „wie es räuspert, und wie es ſpukt,“ und dabei ſo beiſpiellos billig wiedergibt,

ſcheint die Augen immer mehr zu verblenden und den Künſtlern Steine des Anſtoßes in den Weg zu werfen, welche nimmermehr zu Brod werden. Ein gründlicher Ekel überkommt einen noch dazu, wenn man Intriguen und wahre Katzbalgereien mit anſehen muß, bei denen es ſich lediglich darum handelt, dieſen oder jenen zum nec plus ultra eines Photographen zu ſtempeln. Faſt möchte ich in einer ſolchen Anwandlung von Ekel wünſchen, die neu erfundene Spielerei der Potichomanie möchte zur wirklichen Manie werden, damit uns die eine von der andern erlöste.

Um von der Kunſt zur Wiſſenſchaft überzugehen, die natürlich hier auch nur ſo weit gepflegt wird, als man ſie in's Haus braucht, muß ich vor allem wieder der Vorleſungen unſeres alten Karl Veil gedenken. Er hat ſich für dieſen Winter einen Ausſchnitt aus der Geſchichte gewählt, der bei den gegenwärtigen Weltbegebenheiten an ſich ſchon anziehend wäre, wenn der Mann es auch weniger verſtände, ſeinen Gegenſtand anziehend zu behandeln. Philoſophiſche Geſchichte des ruſſiſchen Kaiſerreichs und der ſkandinaviſchen Staaten gibt er einem ſehr zahlreichen Auditorium von Damen und Herren, und mehr als je fühlt ſich ſein Publikum durch die geiſtreiche Behandlung und den klaren, lebendigen Vortrag gefeſſelt. Seine Exkurſe in die altnordiſche Mythologie und Poeſie üben dabei einen beſondern Reiz, und wenn er einmal der neueren Geſchichte näher rückt, ſo dürfte ſich das Intereſſe um ſo viel mehr ſteigern, je ſtärker das Licht wird, das von der Geſchichte der Vergangenheit auf die des Tages fällt. Dr. Georg Zimmermann, Profeſſor am Gymnaſium zu Worms, ein gründlicher Kenner der neueren Poeſie, hat zwanzig Vorleſungen über Geſchichte der deutſchen Poeſie im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert angekündigt, die hoffentlich zu Stande kommen werden. Sie ſehen ſomit, daß wir für dieſen Winter wieder ſo ziemlich mit geiſtiger Nahrung verſorgt ſind, was eine beſondere Annehmlichkeit für alle die iſt, welche von der Sorge für die leibliche nicht eben geplagt werden.

Weit mehr als Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigen uns aber Induſtrie und Verkehr. Ich will hier nicht von den Belohnungen und Belobungen reden, die uns aus der deutſchen Induſtrieausſtellung in München zugekommen, auch nicht von dem etwas gekitzelten Stolze der Badener über die angenehme Wahrnehmung, daß die badiſchen Ausſteller verhältnißmäßig die meiſten dieſer Anerkennungen erhalten haben; nur von dem, was hier in die Augen fällt, ſey kurz die Rede. Die Schleifbahn vom Bahnhof bis zum Rheinhafengebäude iſt vollendet und ſchon am 8. November in Beiſeyn des Miniſters v. Rüdt eröffnet worden. Die ausgedehnten Neubauten am Neckarhafen ſind ihrer Vollendung nahe. Die Staatsbahn hat ihr koſtſpieliges verengertes Geleiſe erhalten und die Schweizer Grenze erreicht, der Rhein iſt da, wie immer, und doch täglich neue Klagen über Hemmungen des Verkehrs. Freilich der Waſſerſtand war lange Zeit wieder ſo niedrig, daß ſchwer befrachtete Fahrzeuge nicht ab und zu konnten, die veränderte Eiſenbahn fand nicht alsbald die erforderliche Anzahl veränderter Transportwagen vor; daher ſo viele unliebe Verzögerungen, über die der Handelsſtand klagt, daher eine Ueberfüllung der Lagerhäuſer, wie wir ſie noch zu keiner Zeit geſehen haben. Ueberhaupt wächst der Verkehr von Tag zu Tag, mit ihm die induſtriellen Unternehmungen. Ich habe früher einmal der Entſtehung einer neuen Spiegelglasfabrik Erwähnung gethan; dieſe iſt nun eine halbe Stunde nordwärts von der Stadt auf ſandiger Fläche hart am Ufer des Rheins erbaut und bereits im Betrieb, wenn auch noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung. Es wird ein großartiges Geſchäft werden, das eine Maſſe von Menſchen beſchäftigt, und bald dürfte der einſame Waldhof zum belebten Dorfe heranwachſen, wenn jene in unmittelbarer Nähe des Etabliſſements ihre Wohnungen nehmen ſollen. Die große Zahl franzöſiſcher Arbeiter, welche die Geſellſchaft geſendet hat, iſt bereits in eigends dazu erbauten Wohnungen untergebracht, und ſelbſt ein Abbé iſt da, um deren geiſtliche Bedürfniſſe zu befriedigen. Wie man hört, ſoll die Anſiedlung eine vorzugsweiſe katholiſche werden. Ueber dem Ganzen liegt ein gewiſſer Schleier des Geheimniſſes. Das eigentliche Geſchäft ſoll für Fremde geradezu unnahbar werden, und die Beamten und Arbeiter deſſelben haben die tiefſte Verſchwiegenheit alles Ernſtes zu geloben. In naher Beziehung zu dieſem großartigen Etabliſſement ſteht eine neu begründete Staniolfabrik, die in der Nähe des Schloßgartens errichtet wird. Kurz, bald werden wir um und um von rauchenden Schloten umgeben ſeyn. Einer derſelben, der ſich auch in jüngſter Zeit erſt erhoben, ſteht als unäſthetiſches Aergerniß gerade jenſeits der Neckarbrücke und hebt, von der Hauptſtraße geſehen, ſein rußiges Haupt ſo über die ſchönen Brückenpfeiler empor, als ſey er einem derſelben aufgeſetzt, und verderbt ſo die ganze hübſche Anſicht. Doch was fragt ein Vitriolfabrikant, ja unſere ganze induſtrielle Zeit nach äſthetiſchen Annehmlichkeiten oder Aergerniſſen?

Daß wir auf einen Beſuch der Kaiſerin der Franzoſen in Baden, vielleicht auch in Mannheim vergeblich gewartet haben, wiſſen Sie längſt. Erſt in der Mitte des vorigen Monats iſt Großherzogin Stephanie wieder mit ihrem Hofe von Baden zurückgekommen. Wer mag es ihr verargen, daß ihr der Sommer in jenem reizenden Thale mit ſeinem bewegten und glänzenden Leben beſſer gefällt, als die einförmige Stille um das weite Mannheimer Schloß her? Sind doch dort wieder mehr als vierzigtauſend Gäſte zu und abgegangen, der flüchtigen Reiſenden nicht zu gedenken. Auch die Zahl der fürſtlichen Gäſte war wieder nicht klein. Zudem hatte die leidige Cholera Miene gemacht, auch in unſerer Stadt einzukehren, und wiewohl ſie nur ſo zu ſagen an ihr vorüberſtreifte, ohne auch nur merkliche Senſation zu erregen, ſo konnte dieſe Zeit doch nicht zur Rückkehr aus beſſeren und ſchöneren Gefilden einladen. — Da ich juſt von Baden rede, will ich nur erwähnen, wie neben dieſem altberühmten Kurort auch unſer ferner gelegenes Badenweiler von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme kommt. Dieſer liebliche Aufenthalt, den auch der König von Württemberg ſo gern erwählt, um ſich zu erfriſchen und zu ſtärken, zieht ſeit Jahren ſchon eine bedeutende Zahl von Gäſten an. In jüngſter Zeit ſcheinen ſich beſonders die reichen Kaufleute und Fabrikanten des obern Elſaſſes für die Sommermonate daſelbſt anſiedeln zu wollen, denn es entſteht eine hübſche Villa nach der andern, die jenen Ueberrheinern gehört.

Was die katholische Kirchenfrage betrifft, welche von Anfang an die Gemüther so lebhaft erregte und manche Köpfe erhizte, so ist dieselbe schon durch die große politische Frage in den Hintergrund gedrängt worden und wird vielleicht bald ganz vergessen seyn. Wenn ihre friedlichere Lösung auch manchen Heißspornen nicht gefallen will, so ist diese doch der größeren Mehrzahl und namentlich allen denen erwünscht, welche wissen, daß solche Zerwürfnisse im allgemeinen wenig gute Frucht tragen und im einzelnen so manche Störung in das gesellschaftliche Leben bringen. Einen sehr wesentlichen Beitrag zur Beruhigung erregter Gemüther hat die Rundreise des Prinzregenten in den Gemeinden des Neckarthals und des Odenwaldes geliefert. Es ist dabei manches ernste, aber auch manches begütigende Wort gefallen, und wieder hat es sich gezeigt, daß das Volk leicht zu beruhigen ist, wenn man es nicht gefliſſentlich darauf anlegt, es in übler Stimmung zu erhalten. Ich gebe zwar nichts auf officiellen und ostensiblen Enthusiasmus, darf aber bei dieser Gelegenheit, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß der Regent recht herzlich empfangen worden ist und seine Anwesenheit allenthalben einen sehr günstigen Eindruck zurückgelassen hat. Auch unserer Stadt war ein solenner Besuch zugedacht, und schon wurden die Vorbereitungen zu einem glänzenden Empfange des Fürsten getroffen, als der Tod des Fürsten Egon von Fürstenberg den Regenten zur Rückkehr veranlaßte und so die Rundreise unterbrach.

Um auch dießmal wieder der ununterbrochenen massenhaften Auswanderung zu gedenken, bemerke ich nur, daß vom Anfang des Jahres bis zu Ende Oktobers wieder nicht weniger als 28,005 Auswanderer über unsere Stadt in's Weite gegangen sind. Eine ähnliche Zahl ist über Kehl gegangen, und gegenwärtig bereiten sich wieder viele Hunderte, ihnen zu folgen. Beispielsweise nenne ich nur einige Dörfer, wie Steinsfurth bei Sinsheim, Spechbach bei Neckargmünd und Sasbachwalden bei Achern. Der erste Ort liefert 44, der andere 13 Partien, meist mit Familien, und der leztere eine Personenzahl von 228 in 49 Partien. Als Charakteristikum für die Zustände mancher Gemeinde sey hier angeführt, daß unter den Europamüden von Sasbachwalden achtzehn ledige Frauenspersonen sich befinden, die zusammen nicht weniger als 37 uneheliche Kinder aufzuweisen haben. Mit diesem Stoff zum Denken lassen Sie mich für dießmal schließen.

Aus Zürich, November.

(Schluß.)

Staatliche Verhältniſſe. — Die Univerſität. — Das Polytechnicum. — Eiſenbahn. — Der Conſumverein.

Die Schweiz wird überhaupt vielfach im Auslande verkannt. Namentlich iſt es, um ein Wort des hieſigen Regierungsraths Dubs in der jüngſten Nationalrathsverſammlung zu gebrauchen, ein „alberner" Satz, die in friedlicher Arbeit vorleuchtende Schweiz „ſey der europäiſche Revolutionsherd." Dieſes Vorurtheil beruht theils auf nur oberflächlicher Kenntniß der Schweizer Verhältniſſe, theils auf einſeitigen Schilderungen durch erbitterte Gemüther und auf angſtvoller Geſpenſterfurcht. Denn auch die Verfolgung hochverrätheriſcher Plane gegen das Ausland dulden der Bundesrath und die Kantonalregierungen *nicht*; im Gegentheil, ſie nehmen vielleicht zu viel Rückſicht gegen die auswärtigen Regierungen. Das beweiſt der Philippsſche Fall in Baſel, der der Schweiz wahrſcheinlich einige diplomatiſche Verlegenheit der nordamerikaniſchen Union gegenüber bereiten wird. Mazzini, deſſen Verhaftung der Bundesrath auf öſterreichiſche Inſtanz eventuell angeordnet hat, reiſt oder reiſte bekanntlich auch unter dem Namen Philipps. Nun will es der Zufall, daß ein ächter Philipps, ein Nordamerikaner, mit einem guten nordamerikaniſchen Paſſe auf der Poſt von Bern in Baſel ankommt. Obwohl der Baſeler Polizeidirektor erklärt hat, daß er von Anfang an die moraliſche Ueberzeugung gehabt habe, Mazzini nicht vor ſich zu ſehen, muß ſich Philipps doch die Verhaftung gefallen laſſen, um „objektiv feſtzuſtellen," daß er nicht Mazzini ſey. Und obwohl Mazzini in der Schweiz kein Verbrechen begangen hat, obwohl die Anordnung ſeiner eventuellen Verhaftung nur unter den Geſichtspunkt eines *politiſchen* Aktes, einer völkerrechtlichen Rückſichtsnahme gegen das Ausland gebracht werden kann, obwohl Mazzini jedenfalls kein gemeiner Verbrecher iſt, obwohl die Schweiz kein Strafurtheil gegen ihn verhängt hat, noch je verhängen kann, muß ſich Philipps doch wie ein gemeiner verurtheilter Verbrecher bei magerer Koſt in eine gewöhnliche Strafzelle einſperren laſſen, während ſelbſt der wegen Verbrechens verdächtige Unterſuchungsgefangene verlangen kann, in ſo weit anſtändig gehalten zu werden, als nicht Flucht und Colliſionen zu befürchten ſind, der aus völkerrechtlichen Rückſichten Verhaftete aber ehrenvoll wie ein Kriegsgefangener behandelt werden ſoll. Ueberdieß wurden Philipps auch noch die Koſten der Unterſuchung aufgebürdet. Das iſt ein unerhörter Fall!

In bisher unerhörter Weiſe hat in dieſem Semeſter auch die Frequenz der Univerſität Zürich abgenommen. Die Geſammtzahl der Studirenden beläuft ſich angeblich nur auf 130; darunter befinden ſich — es iſt ſchauderhaft zu ſagen — nur zehn Juriſten und Cameraliſten, während die juriſtiſch-cameraliſtiſche („ſtaatswiſſenſchaftliche") Fakultät vierzehn akademiſche Lehrer zählt. Dieſe Abnahme liegt indeſſen an allem andern eher, als an den Lehrkräften und Inſtituten, welche beide vorzüglich ſind. Namentlich können die Kliniken, die Anatomie, das chemiſche Laboratorium, der botaniſche Garten, das phyſikaliſche und Naturalienkabinet, ſowie auch die Bibliotheken mit den beſten Anſtalten dieſer Art wetteifern. Vielleicht findet eben das Studium der Theologie, Jurisprudenz und Philoſophie fürder nicht mehr ſo viele Liebhaber wie früher. Was die Theologie belangt, ſo beſitzen die Jünglinge gegenwärtig ſelten denjenigen Glauben, welchen auch hier der Klerus und — man denke nur an den beklagenswerthen Strauß'ſchen Krawall vom Jahre 1839 — die Gemeinden fordern. Ein Examen über Jurisprudenz aber iſt zwar für die Advokaten, nicht aber für die Richter nöthig, als welche durch freie Wahl beſtellt werden, ſo daß ſich unter ihnen ſtets viele finden, die kein akademiſches Studium gemacht haben, vielmehr ihres Zeichens Gewerbtreibende ſind. Dazu kommt, daß das römiſche Recht im Kanton Zürich nie gegolten hat, und jezt ein neues umfaſſendes und im Ganzen gemeinverſtändliches, wenn auch vielfach auf dem römiſchen Rechte ruhendes Geſetzbuch erſcheint. Für Philoſophie endlich iſt der Schweizer viel zu praktiſch, viel zu wenig Ideolog. Er kauft und verkauft nicht bloß „Realitäten," ſondern auch „reale Milch." Deßhalb fragt es ſich, da die für Zürich projektirte eidgenöſſiſche Univerſität durch Beſchluß des Bundesſtänderaths in unbeſtimmte Ferne gerückt iſt, ob es nicht beſſer ſey, die theologiſche und juriſtiſche Fakultät, ſowie die Repräſentation der ſpekulativen Philoſophie aufzuheben, das Uebrige aber, d. h. die mediciniſchen und exacten Fächer mit dem Polytechnicum zu verbinden. Es mögen dann die wenigen Züricher, welche Theologie, Jurisprudenz und Philoſophie ſtudiren wollen, deutſche Univerſitäten beſuchen, was die meiſten derſelben, d. h. alle, welchen die Geldmittel dazu nicht fehlen, ohnehin thun. — Im Laufe des Sommers wurden zu gleicher Zeit die beiden Romaniſten nach auswärts berufen, Profeſſor Exrleben als Oberappellationsrath nach Roſtock, Theodor Mommſen als Profeſſor nach Breslau. An ihre Stelle iſt bis jezt als Extraordinarius der jüngere Dernburg, bisher Privatdocent in Heidelberg, berufen worden, der ſich durch eine Monographie über die Compenſation bekannt gemacht hat, und deſſen ſonſtige Befähigung ja wohl die Probe beſtehen wird. Exrleben wurde als Privatcharakter und Gelehrter von ſeinen hieſigen Freunden ſehr geſchäzt, hatte aber — man weiß nicht recht weßhalb — die Gunſt der Studirenden allmählig ganz eingebüßt. Noch höher wurde Mommſen als Gelehrter, beſonders als Epigraphiker geſtellt. Allein man tadelte ſeine krankhafte Gereiztheit, ſeine Nonchalance, ſeine bei jüngeren bedeutenden Kräften freilich leicht ſich

einſtellende hochfahrende Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung, ſo wie eine Neigung zur Intrigue, wie ſie auf Hochſchulen ja ſo leicht vorkommt.

Die eidgenöſſiſche polytechniſche Schule ſoll, zufolge Beſchluſſes des Bundesraths, ordentlicher Weiſe im Herbſt des kommenden Jahrs eröffnet werden. Dem ordentlichen Beginn des erſten Schuljahrs wird jedoch ein halbjähriger, von den Lehrern dieſer Anſtalt zu ertheilender Vorbereitungscurs im Sommer 1855 vorangehen. Bis die Gebäude errichtet ſind, ſoll dieſer Unterricht im Univerſitätsgebäude ertheilt werden. Wie überhaupt die Schweiz in neuerer Zeit Unglaubliches für das Erziehungsweſen thut und ſelbſt die untern Volksſchulen Paläſten gleichen, ſo iſt auch der Schulrath, welcher dahier zu unmittelbarer Leitung und Ueberwachung des Polytechnicums vom Bundesrath niedergeſezt iſt, und an deſſen Spize Dr. Kern, vorjähriger Regierungspräſident des Kantons Thurgau, und Regierungspräſident Dr. Eſcher ſtehen, darauf bedacht, dieſe Anſtalt in glänzendſter Weiſe herzuſtellen. Sie wird in ſechs Abtheilungen zerfallen: eine Bauſchule, Ingenieurſchule, mechaniſch techniſche Schule, Forſtſchule und eine philoſophiſche und ſtaatswirthſchaftliche Abtheilung. In lezterer werden die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften, die Literaturen der wichtigſten lebenden Sprachen, politiſche und Kunſtgeſchichte, Nationalökonomie, Statiſtik, Staatsrecht und „diejenigen Theile des Privatrechts und der adminiſtrativen Geſetzgebung, deren Kenntniß für die Schüler nöthig iſt, theils vom reinwiſſenſchaftlichen Standpunkt aus und in ihrem ganzen Umfang, theils in ihrer Anwendung auf die von der Schule vertretenen techniſchen Berufsarten gelehrt werden.“ Der Unterricht wird nach freier Wahl der Lehrer in deutſcher, franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache ertheilt. Wer als Schüler aufgenommen werden will, muß in der Regel das ſiebzehnte Altersjahr zurückgelegt haben; für jüngere dienen die Induſtrieſchulen. Die Disciplin wird daher in der Mitte ſtehen zwiſchen der akademiſchen und gewöhnlichen Schuldisciplin. Zur Weckung und Förderung des wiſſenſchaftlichen Lebens der polytechniſchen Schüler, ſo wie zur Aufmunterung ihres Fleißes werden jährlich Preisaufgaben geſtellt und Diplome ertheilt werden, als z. B. das Diplom und der Titel (oder Grad) eines Baumeiſters, Ingenieurs, Mechanikers, techniſchen Chemikers oder Pharmaceuten, Forſtwirths. Profeſſoren ſollen zweiunddreißig angeſtellt werden, außerdem neun bis vierzehn Hülfslehrer. Ueberdieß dürfen ſich Privatdocenten habilitiren. Die hauptſächlichſten Profeſſoren ſollen ſtark beſoldet werden, um die tüchtigſten Kräfte des In- und Auslandes gewinnen zu können; allein ſelbſt die auf Lebenszeit vom Bundesrathe ernannten Lehrer — regelmäßig ſoll nur auf zehn Jahre ernannt werden — können nicht bloß penſionirt werden, in welchem Falle ihnen ein Theil ihrer Beſoldung als Ruhegehalt verbleibt, ſondern auch „auf einen motivirten Antrag des Schulraths“ von ihrer Stelle entfernt werden. Von Penſion der Wittwen und Waiſen, wie in Deutſchland, iſt nicht die Rede. Dagegen ſoll das fixe Schulgeld unter die Profeſſoren nach Verhältniß der Zahl ihrer Unterrichtsſtunden, vorbehältlich des Abzugs eines Drittheils zu Gunſten der Schulkaſſe, vertheilt werden. Die Honorare fallen den Lehrern ganz zu, ſind ſie aber beſoldet, nach Abzug eines Drittheils zu Gunſten der Schulkaſſe. Von bereits erfolgten Berufungen hört man bis jezt wenig. Genannt wurden der Botaniker Nägeli in Freiburg, Agaſſiz, Monnard in Bonn, Carl Vogt; doch ſteht nichts feſt. Nägeli und Vogt würden wohl ganz gern kommen, ſchwerlich aber Agaſſiz. Der geſetzliche jährliche Kredit für das Polytechnicum beträgt 150,000 Franken. Zur erſten Einrichtung wurden bereits für das laufende Jahr (1854) 140,000 Franken bewilligt, wenn auch unter einiger Oppoſition der welſchen Schweiz, welche ein „germaniſch-proteſtantiſches“ Inſtitut entſtehen zu ſehen fürchtet.

Vorleſungen vor einem gemiſchten Publikum werden auch dieſen Winter von Akademikern und Nichtakademikern mehrere gehalten. Abgeſehen von den Vorträgen der akademiſchen Geſellſchaft im Großrathsſaale vor einigen hundert Perſonen, lieſt Profeſſor Kähly über Homer, Profeſſor Behn-Eſchenburg über Shakeſpeare, Profeſſor Eduard Schweizer und die Gymnaſiallehrer Ztſchetſche und Menzel für Handwerker über Chemie, Handelswiſſenſchaft und Naturgeſchichte; der preußiſche Artillerielieutenant a. D., Dr. von Bruchhauſen tritt, damit auch das tragikomiſche Element nicht unvertreten iſt, als „Meſſias einer neuen Philoſophie“ auf, welche auf „das Princip der Dreieinheit“ baſirt iſt. Er, welchem es nicht gelang als Privatdocent für dieſes Evangelium ſich zu habilitiren, will nun einem größeren Publikum zeigen, daß „die Kaſerne das Katheder, der Conſtabler die Fachgelehrten beſiegt.“ — Rühmende Anerkennung verdient es, daß der jüngſt verſtorbene Papierfabrikant und frühere Stiftsverwalter und Spitalpfleger Ziegler dem Hochſchulfonds gegen 10,000 Franken und die gleiche Summe für das Volksſchulweſen vermacht hat. Dergleichen kommt aus reinſtem Eifer in der Schweiz nicht ſelten vor. So wird eben von Baſel berichtet, daß Herr Merian-Burckhardt eine Million gegeben hat, damit davon 2,293,984 Pfund Brod an die Armen verabreicht werden.

Es iſt den Schweizern öfters zum Vorwurfe gemacht worden, daß ſie wenig entgegenkommend, vielmehr kühl und mißtrauiſch gegen eingewanderte Deutſche ſeyen, ja ſie wohl gar mit Verachtung betrachten. Es wäre ihnen nicht zu verdenken, da ſie in neuerer Zeit unter der gewaltig angeſchwollenen Maſſe eingewanderter Deutſcher viel Geſindel kennen gelernt und manche bittere Erfahrung wegen zu großen Vertrauens gemacht haben mögen. Daß aber die Schweizer nicht principiell gegen die Deutſchen ſind, vielmehr, wenn ſie dieſelben als charakterfeſt und tüchtig kennen gelernt haben, nicht minder achten, ehren und auszeichnen wie ihr eigenes Blut, das beweiſt deutlich eben jezt wieder die durch alle Kreiſe und alle Zeitungen gehende Theilnahme am Tode Ludwig Snells. Ein ſo allgemeiner, gewaltiger und ungeheuchelter Enthuſiasmus, wie für „Vater Snell,“ iſt kaum vorgekommen. Noch von ſeinem Krankenlager richtete er einen rührenden Zuruf an die liberalen Schulfreunde des Kantons Zürich, worin er ſie bittet, das Volksſchulweſen nicht aus dem Auge zu verlieren. Er ſchließt mit den Worten: „Mögen bornirte Menſchen dieſes oder jenes Standes meine vielleicht lezten Worte belächeln, ich ſehe dem Tode mit dem beſeligenden Gedanken entgegen, daß jezt ſchon der wahre Freund des Volks und ſpäter jeder denkende Menſch im

Hinblick auf das, was ich für das Volk gethan und erreicht habe, ſich ſagen wird, der Mann hat für das Volk eine Seele gehabt und für daſſelbe bis zu ſeinem lezten Athemzuge alle ſeine Kräfte geopfert." Am 22. November, dem „Tage von Uſter," welcher fortdauernd gefeiert wird, enthüllten Züricher Freunde des Verſtorbenen an einem ſeiner Lieblingsplätze, im Garten des Dr. Brunner zu Küßnacht, einen ſechs bis ſieben Fuß hohen ſchwarzen Marmor mit weißer Marmortafel, welche die einfache Inſchrift trägt: „Zur Erinnerung an Ludwig Snell, 22. November 1854."

Die Eiſenbahn vom Bodenſee hieher wird auf der Strecke von Romanshorn bis Winterthur wahrſcheinlich ſchon zu Anfang nächſten Jahres eröffnet werden können. Dann fehlt für die ununterbrochene Dampfverbindung mit Deutſchland nur noch der kleine (fünfſtündige) Weg von Winterthur hieher. Auch ſoll unter dem Bodenſee zwiſchen Romanshorn und Friedrichshafen eine Telegraphenverbindung hergeſtellt werden. In Spannung war man hier, wohin der neue Bahnhof gelegt werden wird, ob, wie eine Partei wollte, mitten in die Stadt in die Nähe des für den Verkehr ſo äußerſt wichtigen Sees, oder an den außerhalb der Stadt befindlichen Bahnhof für die bis jezt einzige Schweizer Bahn nach Baden im Aargau. Nun iſt theils der geringeren Koſten wegen, theils weil man das Durchſchneiden einiger Straßen der Stadt durch die Eiſenbahn nicht für zweckmäßig erachtete, das leztere Projekt beliebt worden, obwohl unter andern das Staatsoberhaupt, der Regierungspräſident Eſcher, dagegen ſtimmte. — Befürchtungen ſind aufgetaucht wegen drohender Uebervölkerung und wegen verminderten oder gehinderten Exports unſerer hauptſächlichſten Fabrikate, der Seiden- und Baumwollenwaaren. Daran iſt theils der Krieg im Orient Schuld, theils zu bedeutende Ueberführung des amerikaniſchen Marktes mit dieſen Waaren. Kurz es kann im Augenblick nicht ſo viel exportirt werden, als fabricirt werden könnte, ſo daß nothwendig ein Stillſtand in der Fabrikation eintritt. Das können nun zwar unſere erſten Fabrikanten ſehr wohl aushalten, ob aber auch die kleinen, fragt ſich. Dazu kommt dann die nothwendige Entlaſſung vieler Arbeiter, welche ſich für die hoffentlich ſchnell vorübergehende Zeit nach einem andern Verdienſt umſehen müſſen.

Ein merkwürdiges, zunächſt Schuz gegen Prellereien beabſichtigendes, hauptſächlich durch Procurator Treichler in der Mitte vorigen Jahres in's Leben gerufenes Privatinſtitut, deſſen ich ſchließlich noch gedenken muß, iſt der hieſige „Conſumverein." Er hat nach den Statuten den Zweck, ſeinen Mitgliedern ökonomiſche Erleichterungen zu verſchaffen. Zur Erreichung deſſelben kauft der Verein beſonders zum Lebensunterhalt nothwendige Produkte in größeren Quantitäten an und verabreicht dieſelben auf Verlangen ſo billig als möglich an ſeine Mitglieder und deren Familien gegen Baarzahlung. Das Verkehrskapital wird gebildet aus Aktienbeiträgen, dem Beitrag verzinslicher Darlehen, Eintrittsgeldern u. ſ. w. Jedermann kann durch Anmeldung Mitglied werden, wenn er einen Aktienbeitrag von drei Franken und ein Eintrittsgeld von ſechzig Centimen bezahlt, haftet auch nur für den Betrag der Aktie und kann in keinem Fall zu einer Mehrzahlung angehalten werden, auch beliebig austreten, und bekommt dann ſogar nach Abnahme der nächſten Rechnung den Aktienbeitrag zurück, inſofern kein Nettopaſſivum vorhanden iſt. Der Verein ſtellt für den Geſchäftsverkehr, in der Regel je auf ein Jahr, qualifizirte Perſonen an und unterhält z. B. eine Bäckerei, einen Tuchladen u. ſ. w. Ja es war ſogar von Anlegung einer Vereinsapotheke die Rede. Doch für heute werde ich genug geplaudert haben; auf Weihnachten ſende ich Ihnen „Husleckerli und Honidirgeli."

Aus dem Jura, December.

I.

Von Baſel zum Jura.

In den drei Königen zu Baſel wimmelte und ſummte es wie in einem Bienenkorb; Fremde beiderlei Geſchlechts, Zofen und Lakaien, Kellner und Stubenmädchen, Bartſcherer und Laſtträger drängten ſich Treppen auf, Treppen ab, wie in der Fleetſtreet zu London; die Klingeln klangen ohne Aufhören in den langen Gängen, wie die Glocken zu Rom, wenn ein Jubiläum eingeläutet wird; durch den geräumigen Speiſeſaal wirbelten, mit Dante zu reden, »diverse lingue« und »voci alte,« welche das Rauſchen des Rheins, der draußen an die mächtigen Bogenſtützen der Brücke anſtürmte, nur ſelten vernehmen ließen. Abgeſehen von der nationalen Verſchiedenheit trennte ſich die zahlreiche Geſellſchaft in zwei Klaſſen: die eine bildeten die in ihre Heimath zurückkehrenden, welche entzückt von den Wundern der Gebirge ſprachen; die andere umfaßte die Einwanderer, welche den Erzählungen der Emigranten eifrig lauſchten oder nach den tauſend Dingen fragten, die einen Neuling in der Schweiz und einen enthuſiaſtiſchen Flachländer intereſſiren, welcher der ſtolzen Pracht der Alpen, ihren Hörnern, Veſten und Baſteien, ihren Thälern und Waſſerſtürzen, ihren Flühen und Gletſchern entgegenzieht und ſich bereits hier mit einem mächtig langen Alpenſtock verſehen hat.

In dem Gewirr und Geſchwirr der Zungen und Sprachen machten ſich vorzugsweiſe die Namen gewiſſer Oertlichkeiten in dem ſüdöſtlichen Theile der Schweiz geltend, und die Schönheiten und Schrecken des Visperthals, des St. Nicolaithals, der Umgebungen von Zermatt und der drohenden, nie erſtürmten Eisveſte des Mont Cervin wurden ſo begeiſtert geſchildert, daß mein Tiſchnachbar, ein alter Junggeſelle aus der Stadt, langjähriger Gaſt des Hauſes und der Schrecken der leichtfüßigen Kellnerſchaar, faſt unwirſch wurde und ſeine Geſchichte von dem „Dudelſackpfeifer“ auf dem „Spahlenbrunnen“ plötzlich unterbrach, um ſeinem Unwillen über die modiſche Reiſewelt gegen mich Luft zu machen. — „Weißhorn,“ ſagte er, „Breithorn! Matterhorn! Saasthal! St. Nicolaithal! Die Peſt auf eine ſolche Zigeunerunruhe! Das Visperthalfieber hat auch ſchon in unſerer guten alten Stadt um ſich gegriffen, und Leute, welche noch vor wenigen Jahren froh waren, wenn ſie ſich rühmen konnten, auf dem Paßwang (ſp. Paß Wang) oder gar auf dem Rigi geweſen zu ſeyn, müſſen jezt die Eisbarren geſehen haben, die uns von Piemont trennen. Was nahe liegt, was mit geringen Mühen und Koſten zu erreichen iſt, hat keinen Reiz mehr für die immer weiter und immer höher dringende Wanderſucht. Ich will nicht von unſerem Jura mit ſeinen grünen Matten, ſeinen blühenden Triften, ſeinen lieblichen Thälern, ſeinen Felskoloſſen ſprechen; wer jezt in den Jura reist, gilt ohne weiteres für einen Uhrmacher oder für einen Uhrenhändler; aber ſelbſt unſer Berner Oberland, das ſo überreich iſt an allem, was das Auge entzücken, das Herz erſchüttern, die Seele erheben kann, ſelbſt der Leman, mit Recht der ſchönſte aller Seen genannt — ſie ſind nur noch kurze Anhalt- und Ruhepunkte für die fieberhaft ſich weiter ſtürzende Reiſewelt. Und, Herr, die Frauen unſerer Tage ſind, davon überzeuge ich mich in dieſem Hauſe — einer Art Durchgang für halb Europa und Amerika — jede Stunde mehr, noch zigeunerhafter und gieriger nach neuen Fernen, als die Männer. Ich frage Sie, Herr, ob Sie wohl ein Mädchen heirathen möchten, das den Montblanc beſtiegen hat?“

In ziemlich gleicher Weiſe eiferte mein hypochondriſcher Nachbar gegen Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, ließ ſich in derbem Humor über den abenteuerlichen Plan aus, einen acht volle Stunden langen Tunnel durch das Herz des Lukmanier zu graben, und war eben im Begriff, ſeine Geiſel über die ſchweizeriſchen „Eiſenbahnaktien-Reiter,“ wie er ſich ausdrückte, zu ſchwingen, als die Ankunft des Straßburger Schnellzugs den Saal mit einem Schwarm neuer Gäſte füllte. — „Sie ſehen, Herr,“ rief er mit einem halb ingrimmigen, halb gutmüthig ergebenen Lächeln aus, „man kann hier ſeine Taſſe Kaffee kaum in Ruhe austrinken. Wenn es beliebt, machen wir einen Gang durch die Stadt, und ich zeige Ihnen unſern Dudelſackpfeifer, deſſen Geſchichte Sie ohnehin erſt zur Hälfte gehört haben.“

Ich bat das bei aller Poltersſucht ganz anſprechende Männchen, mich zu entſchuldigen, da es meine Abſicht ſey, an dieſem Nachmittag noch bis Lauffen zu „laufen;“ „denn,“ ſezte ich hinzu, „obgleich ich weder Uhrmacher noch Uhrenhändler bin, gedenke ich doch einen kleinen Spaziergang durch Ihren Jura zu machen.“ — Der redſelige Herr ſchien ſehr erfreut, zu hören, daß ich mich ſeinem Lieblingsgebirg zuwenden wollte, und erbot ſich ſogleich, mir einen Fußpfad zu zeigen, welcher, wie er bemerkte, den Weg nach Reinach faſt um eine gute halbe Stunde abkürzte. „Denken Sie jedoch nicht daran,“ ſezte er hinzu, „Lauffen heute noch zu erreichen; wir rechnen vier ächte Schweizerſtunden, und Sie wiſſen wahrſcheinlich, daß der Fuchs ſie gemeſſen und ſeinen „Stiel“ — denn in einzelnen Thälern meines Vaterlands haben die Vögel und vierfüßigen Thiere einen Stiel, die Kirſchen, die Birnen u. dgl. aber einen „Schwanz“ — drein gegeben hat. Da überdieß der Alpenkalk, das ſchlechteſte Material zum Wegbau, in Folge des geſtrigen Regens erweicht iſt und der junge Mond ſchwerlich Luſt hat aus den Wolken zu treten, um die ſchlüpfrigen Wege des Birsthals zu

beleuchten, ſo werden Sie im beſten Falle bis Grellingen kommen."

Als wir das alte Aeſchenthor hinter uns hatten, beugte mein Begleiter rechts ein und führte mich eine kleine Strecke den „Zwinger" entlang, bis wir eine freie Stelle erreichten, welche die Ausſicht nach Süden erſchloß. „Dort," ſagte er, indem er auf einen ſanft ſich ſenkenden, theilweiſe mit Tannen bewachſenen Höhenzug deutete, „tritt ein Ausläufer des Jura bis in unſer ſtädtiſches Gebiet herein; der Pfad, welcher die Felder durchſchneidet, führt um jene Höhe und wendet ſich dann dem Thale zu, das die Birs durchſtrömt." — Nachdem ich den Basler an den verſprochenen Schluß der Geſchichte von dem Dudelſackpfeifer erinnert hatte und auf meine Rückkehr aus den Bergen vertröſtet worden war, nahmen wir Abſchied, und eine kleine Stunde ſpäter lag das ganz gehäbig ausſehende Dorf Reinach weit hinter mir, der öſtliche, waldgekrönte Höhenzug mit ſeinen reich bebauten, mit Dörfern, Weilern, Landhäuſern, Klöſtern und Burgtrümmern geſchmückten Abhängen näherte ſich der Hügelreihe, an deren Fuß mein Weg vorbei führte, und bald ſchloß ſich das Thal und ließ der Birs kaum Raum, ſich durch die Felſen Bahn zu brechen, während die Straße hoch über ihrem linken Ufer in die Rippen des jezt bereits in Abendnebel gehüllten „Blauen" eingehauen iſt. Ueber dieſem Engpaß hängt, auf der rechten Seite des Baches, das maleriſche Schlößchen Angerſtein. Ein ſtolz geſprengter Bogen überſpannt die alpengrün in der Tiefe dahin brauſende Birs und führt in das rechts und links mit kleinen Erkern und Duodezbalkonen umbaute, in Wald und Fels eingerahmte Schloß, das im vierzehnten Jahrhundert durch ein Erdbeben in Trümmer gelegt, zweihundert Jahre ſpäter, kaum wieder vollſtändig ausgebaut, mit der ganzen Familie des Beſizers ein Raub der Flammen ward und deſſen Aeußeres jezt von dem Wechſel ſeiner Eigenthümer und ihrer Launen, das Innere aber von dem Wohlſtand und der geſchmackvollen Behaglichkeit derſelben zeugt

Ich war eben mit der Zeichnung dieſes romantiſchen Felſenneſtes fertig, als ein ziemlich wild ausſehender ältlicher Burſche, mit zwei ſchweren Zimmermannsäxten auf der Schulter, rüſtigen Ganges den Weg von Aeſch herab ſchritt. „Ah, Herr, ſchlechter Weg das!" rief er, als er mir näher kam, und die Bemerkung, welche eine nähere Bekanntſchaft einleiten ſollte, war eben nicht aus der Luft gegriffen, denn mit dem Eintritt in den Engpaß war der Pfad ſchlüpfrig geworden und verſchlimmerte ſich augenſcheinlich, je mehr er ſich zu dem Spiegel der Birs ſenkte. Der Abend zog heran, Grellingen — von Lauffen konnte keine Rede mehr ſeyn — war noch eine Stunde entfernt und die Geſellſchaft des Mannes mit ſeinen zwei Aexten behagte mir nicht; ich hielt es daher für das gerathenſte, in das nahe Aeſch zurückzukehren und in dem weißen Roß, das, wie es mir im Vorbeigehen ſchien, eine ganz behagliche Unterkunft bot, die Nacht zu verbringen. — „Ah, Herr, ſchlechter Weg das," wiederholte der Fremde, indem er vor mir ſtehen blieb und rechts in die Höhe ſchaute; „dort führt aber ein Pfad durch das alte Pfeffinger Gemäuer über den Bergſtuz und hilft uns über den ſchlimmſten Theil der Straße weg."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. 24. December 1854.

In dulci jubilo
Nu singet und seit fro!
Alle unser Wonne
Leit in praesepio,
Sie leuchtet vor die Sonne
In matris gremio.

Altes Weihnachtslied.

Weihnachten im Mittelalter.

Lichterstrahlend und farbenprächtig in trüber, eintöniger Mittwinterszeit, allenthalben mit läutenden Glocken und klopfenden Herzen empfangen, alle Schichten des Volks, alle Geschlechter mit ihrer holden Magie durchdringend, stehen sie wieder vor unserer Schwelle, schließen sie uns wieder ihre tausend anmuthigen Geheimnisse auf, die Wonne- und Wundertage der deutschen Weihnacht. Wo immer sie den Wanderstab hinstellen, an dem sie durch das lange prosaische Kalenderjahr schritten, beginnt er zu grünen und Zweige mit goldenen Früchten zu tragen, und wo immer sie damit an eine Brust schlagen, regt sich's darin wie lebendige Wasser, und hervorbricht ein Quell seliger Freude. Angelweit springen die Pforten der Schatzkammer auf, in welcher das Kleinod unserer Nation, ihr Gemüth, liegt. Gleich dem Sterne, der einst den drei Weisen bei nächtlicher Pilgerfahrt das Haus ihrer Sehnsucht wies, leuchtet den in dunkler Stube harrenden Kindern der Strahl, der durch das Schlüsselloch des Zimmers nebenan fällt, wo das Christkind bescheert. Selbst die Sonne hüpft gläubigen Seelen in der heiligen Nacht vor Lust, und selbst den stummen Thieren des Stalls löst fromm einfältiger Vorstellung zufolge die Freudenzeit des Festes auf eine Stunde die gebundene Zunge. Die Welt ist voll lauten Jubels und süßen Taumels, wie wenn es wahr wäre, was die Sage behauptet, daß in der Nacht, die den Weltheiland gebar, das Wasser aller Brunnen sich in Wein verwandelt.

Ein früherer Aufsatz dieser Blätter (Nr. 51 ff. 1853) hat darzuthun versucht, woher dieser von keiner andern Nation gekannte deutsche Weihnachtsjubel entsprungen, und daß er in vielen seiner Töne ein Nachhall des altgermanischen Heidenthums ist. Wir sagen mit Bedacht in vielen, nicht in allen. Das Fest hat auch eine andere Seite, es bietet auch Züge, die nur christliche Vorstellungen ausprägen. Während man im protestantischen Norden dabei vorzüglich an die Kinder denkt, richtet sich der Blick des katholischen Südens mehr auf das Kind, das Gotteskind nämlich, dessen Geburt einst von den Engeln mit dem Gloria in excelsis gefeiert wurde, und während dort die Tanne den Mittelpunkt des heiligen Abends bildet, welche mit ihrem nie verbleichenden Grün Symbol des nie ersterbenden Naturlebens und mit ihrem Kerzenschimmer Abbild des segnenden Himmelslichtes ist, rüsten sie hier mit Zindel und Flittergold, mit Moos und Spiegelglas und bunten Steinchen ein Miniaturbild des Vorgangs, den Correggios Nacht verherrlicht, das „Krippel.“ Wie die

Tanne uns in den Urwald zurückſchauen ließ, in dem unſere Väter die winterliche Sonnenwende begingen, ſo knüpfen wir jetzt an den ſüddeutſchen Gebrauch der Krippel eine Betrachtung der Münſter und Kapellen, in denen das Chriſtenthum des Mittelalters den Geburtstag des Welterlöſers feierte.

Unzweifelhaft in weit größerer Fülle, als die Nachklänge des Heidenthums noch jetzt in unſerer Weihnachtsfeier hörbar ſind, rauſchten ſie durch das dämmernde, aus den Zuſtänden der Urzeit erſt halb emporgetauchte Mittelalter. Aller Orten brauste in den zwölf Nächten, geführt von Wuotan, dem Vater der Götter und Helden, der Zug der Todten über das Gefilde. Die Wipfel des Waldes wogten unter der Wucht des Sturms, der dem weißen Roſſe des „Himmelsrieſen“ vorausging. Wilde Muſik erſchallte, Ketten raſſelten, Panzer klirrten, Geſang ſeltſamer Art traf das Ohr des erſchrockenen Hörers, der, vom getreuen Eckard gewarnt, ſich auf den Boden warf und die unheimliche Jagd über ſich hinwüthen ließ. Froho, der Ernteſpender, mit ſeinem weißen Eber erſchien als „Dietrich mit dem Bär,“ um die Winterſaat zu ſegnen. Frau Holle verließ die Berge oder Brunnen, in die ſie der neue Glaube verwünſcht, um die Rockenſtuben des Landvolks heimzuſuchen. Perchta ließ ſich mit ihrem Pfluge ſehen, der von den Seelen ungetauft verſtorbener Kinder gezogen wurde. Freudenfeuer loderten auf den Bergen, Kerzen brannten an den Kreuzwegen zu Ehren der aus Gottheiten zu halbgöttlichen Dämonen gewordenen und wenn nicht mehr verehrten, doch noch gefürchteten Schattenbilder der Vorzeit. Althergebrachte Gerichte, halbverklungene Erinnerungen an die Opferſchmäuſe der Väter, wurden gewiſſenhaft genoſſen, Reigentänze in wunderlicher Vermummung aufgeführt, Wettkämpfe ſymboliſcher Natur gehalten, während an einſamer Stätte der Zauberkundige den übermenſchlichen Gewalten köſtliche Gaben, das rothe Gold oder die Kunde der Zukunft abgewann.

Es waren die nachgewachſenen Sprößlinge der Eiche, die Bonifacius zu fällen, aber nicht zu ertödten vermocht hatte. Es waren Sagen und Sitten aus vorchriſtlicher Zeit, welche die Biſchöfe und Prieſter der Kirche vergeblich aus dem Herzen des Volks hinauszupredigen verſuchten. Es war die noch nicht ganz verblichene Herrlichkeit des Julfeſtes, welche mit dieſer Phantasmagorie in die mittelalterliche Weihnacht hinein ragte und Gregor den Großen zu dem Rathe an den Clerus veranlaßte, man ſolle die Feſte der Heiden nur allmählig in chriſtliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen. Es war ein ſehr mächtiger Nebenglaube; der eigentliche Glaube des Volks aber war es nicht mehr. Dieſer hatte ſeinen Gegenſtand in dem Mythen- und Legendenkreiſe, der ſich im Laufe der Jahrhunderte um die Geburtsſtunde des Heilands gebildet, ſeine Freude an dramatiſcher Darſtellung der Vorgänge an der Krippe von Bethlehem, ſeinen Ort in der Kirche.

Es war Chriſtus, das Kind, welchem das Mittelalter am Weihnachtsfeſt huldigte, Chriſtus, der Neugeborene, mit ſeiner heiligen Mutter, mit den Hirten und den Königen aus Morgenland, welcher an die Stelle der alten Götter getreten war, und daraus ergibt ſich ein weſentlicher Unterſchied der einſtigen Feier von der jetzigen, welche im Allgemeinen von dieſen Bildern der evangeliſchen Vorgeſchichte abſieht, oder ſie nur als Gleichniſſe betrachtet.

In den älteſten Zeiten der chriſtlichen Kirche legte man auf die Kindheit Jeſu keinen Werth. Der Tod und die Auferſtehung des Herrn waren es, welche vor Allem betont wurden, und demzufolge wurde von den Chriſten wohl der Tag des Sterbens und der Todesüberwindung ihres Meiſters gefeiert, nicht aber ſein Geburtstag. Dieſe Zeit, wo man den Eintritt des Erlöſers in die Welt gegen ſeinen Hingang zum Vater zurückſetzte, war vorüber, als die frohe Botſchaft den Heiden des Nordens gepredigt zu werden anfing. Nachdem zuerſt in Egypten und ſpäter in Gallien die Geburt Chriſti gefeiert worden war, wurde von der abendländiſchen Kirche im vierten Jahrhundert das Weihnachtsfeſt eingeführt und von der des Orients bald angenommen. Die Adventfeier ſcheint indeß erſt im ſechsten Jahrhundert und in Deutſchland ſogar erſt im neunten Jahrhundert aufgekommen zu ſeyn; denn auf der Synode von Mainz im Jahr 813 wird die Zeit der Advente nicht als heilige aufgeführt. Bald nachher jedoch beginnt das Kirchenjahr, welches bis dahin mit Oſtern anfing, mit Weihnachten, und ſo dürfte anzunehmen ſeyn, daß fortan auch die Advente gefeiert wurden. Damit trat den Deutſchen jener völlig ausgebildete Weihnachtscyklus der Kirche entgegen, und den alten Julgebräuchen, die ihren ächten Inhalt mehr und mehr verloren und zu Zauber und Poſſen geworden, ſtellte ſich ein ernſter, würdevoller und doch auch der Heiterkeit nicht entbehrender Gottesdienſt zur Seite, der nicht verfehlen konnte auf das Gemüth des Volks einen tiefen Eindruck zu machen.

Die Advente ſollten die Chriſtenheit zum gebührenden Empfange des Heilands vorbereiten. Sie wurden darum mit tiefem Ernſte in ſtiller Betrachtung und der Enthaltung von aller weltlichen Luſt begangen. Ein vierzigtägiges Faſten wurde den Gläubigen auferlegt. Es durften keine Hochzeiten gefeiert werden. Die hellfarbigen Meßgewänder wurden mit dunkeln vertauſcht, und ſtatt der heitern Hymnen und Segnungen erſchallten in den Domen düſtere Bußpſalmen, geſungen von der ſündigen, heilsbedürftigen Menſchheit. Faſt alle Tage wurde in den größeren Kirchen gepredigt. Die prophetiſchen Stellen des Alten Teſtaments wurden mitgetheilt und ausgelegt. Laut ermahnten die Prediger

ihre Gemeinden, ſich auf die Ankunft des Herrn im Fleiſche zu rüſten.

Mit dem Heranrücken der Weihnachten wurden die Geſänge wie die Ceremonien lebhafter, und immer mehr drängte ſich die Verheißung in den Vordergrund des Bewußtſeyns der Gläubigen. Bei dem Nachmittagsgottesdienſte des vierten Adventſonntags trat nach feſtlicher Beleuchtung des Altars der Prieſter mit den Kerzenträgern und Weihrauchminiſtranten in den Chor und begann verhüllten Hauptes das Evangelium: »Missus est angelus« zu leſen, worauf ihm in einigen Kirchen eine ſchöngeſchmückte Jungfrau mit den Worten Marias antwortete, der Anſatz zu einem Drama, welches ſpäter außerhalb der Kirche weiter ausgebildet wurde und bei weitem lebhaftere und tiefere Eindrücke im Herzen hervorrief, als das bloße Leſen des Evangeliums oder die Predigt von der Sendung des Gottesſohnes gewirkt haben könnten, Dinge, die überdieß in dieſer finſtern Zeit zu den Seltenheiten gehörten.

Mit der Vigilie endlich wurden die bisher vom Prieſter getragenen dunkeln Gewänder mit buntfarbigen vertauſcht und Chor und Altar in feſtlichen Schmuck gekleidet. Sobald der Lector die Geburt Chriſti verkündete, warfen ſich alle Anweſenden zur Anbetung auf die Knie. An dem heiligen Tage ſelbſt wurde die Bedeutung des Ereigniſſes, zu deſſen Gedächtniß man das Feſt eingeſetzt, noch einmal in den feſtſtehenden Lectionen hervorgehoben, wobei die Lehrſtücke aus dem Jeſaias und den Kirchenvätern gewählt waren, in einigen Kirchen aber auch — ein ſehr bedeutſamer Zug — die Verſe der erythräiſchen Sibylle vorgetragen wurden.

Wie die Kirchen der mittelalterlichen Welt überhaupt nach verſchiedenen Beziehungen das Theater erſetzten, ſo waren ſie auch die Schaubühnen, welche dem Volke die Vorgänge des Weihnachtsfeſtes dramatiſch zu Gemüthe führten. Nach dem Tedeum am erſten Tage des Chriſtfeſts wurde in der Kirche zu Rouen die Anbetung der Hirten folgendermaßen gefeiert. Hinter dem Altare war eine Krippe erbaut, vor der ſich das Bild der heiligen Jungfrau befand. Vor dem Chor auf einer Erhöhung ſtand ein Knabe, welcher, den Engel darſtellend, die Geburt des Heilands verkündete. Durch die große Thür des Chors traten die Hirten mit ihren Stäben herein und ſchritten unter dem Geſange: »Pax in terris« auf die Krippe zu, um die Mutter Gottes zu begrüßen und das Kind anzubeten. Vor dem Altar wurde eine Meſſe geleſen. Nachdem ſie der Prieſter beendigt, wendete er ſich zu den Hirten und fragte (in lateiniſcher Sprache): „Wen habt ihr geſehen, ihr Hirten?“ worauf dieſe antworteten: „Wir haben den Neugeborenen geſehen.“

Aehnliche Ceremonien fanden in andern galliſchen Kirchen ſtatt, und frühzeitig müſſen derartige Anfänge zu einer dramatiſchen Feier des Geburtstags Chriſti auch in Deutſchland Eingang gefunden haben. Nach den Liedern des Mönchs von Salzburg ſtand in der Kirche eine Krippe, welche wie eine Wiege bewegt werden konnte und an der Unſere Liebe Frau ſaß. Sie forderte Joſeph, „ihren lieben Neffen,“ auf, das Kind zu wiegen, und dieſer erwiederte: „Gerne, liebe Muhme mein,“ worauf der Chor ein frommes Weihnachtslied anſtimmte. In manchen dieſer Geſänge klingt in unverkennbarer Weiſe noch ein Ton der Hymnen an, mit denen das germaniſche Heidenthum am Julfeſte die Umkehr der Sonne gefeiert. So zum Beiſpiel das uralte Lied: »Jam sol recedit igneus,« welches ſehr wahrſcheinlich wenigſtens in der erſten Strophe und wenigſtens mittelbar der Zeit entſtammt, wo das Tagesgeſtirn noch göttlicher Ehre theilhaftig war. * Als ein Beiſpiel der eigentlichen Wiegenlieder aber, wie ſie an den in deutſchen Kirchen aufgeſtellten Krippen geſungen wurden, mag die Ueberſetzung des noch jetzt in der katholiſchen Kirche üblichen: »O Jesule, pupule parvule« dienen.

„O Jeſulein, Püppchen, du kleines,
Willſt, daß wir küſſen dich?
Willſt, Lämmchen, du feines,
Ein Zuckerbröchen, ſprich?
Willſt Milch du würziglich,
Kindlein, du meines?
O Engel all, Erzengel all,
Laßt Himmel Himmel ſeyn,
Kommt zu dem Krippelein!
Stimmt in das Loblied ein:
Ein Knäblein geboren in Bethlehem,
Deß freuet ſich Jeruſalem.
O liebſter Knabe klein,
Mein wonnig Kind,
O Jeſus, zart und fein,
Schlaf ſüß und lind.

Chriſtkind, du heller Karfunkel,
Kehr' in mein Herze ein,
Mach' hell ſein Dunkel,
Laß es dein Gärtchen ſeyn,
Dein Bettchen weich und rein,
Mein Jeſulein!
Quellgeiſter all, Waldelfen all,
Erſcheint aus Wald und Quell,
Kommt her zum Kinde ſchnell
Und ſinget laut und hell:
Im Kripplein liegt Herr Jeſus Chriſt,
Deß Königreich ohn' Ende iſt!

* In ganz ähnlicher Weiſe ſcheint das uralte Schlachten- und Wallfahrerlied: »O heros invincibilis dux« nur die Umwandlung eines altdeutſchen Kriegshymnus auf Wuotan zu ſeyn. Statt des „Herzogs Michael,“ den es anruft als Führer des deutſchen Heeres und Schirmherrn Germaniens, feierte es höchſt wahrſcheinlich einſt den alten Schlachtengott, deſſen Berge jetzt ja auch meiſt Michelsberge heißen.

O du mein Augenſtern,
Mein holdes Kind,
Dich küßt' ich gar zu gern,
Schlaf ſüß und lind!

Chriſtkind, du holde Narciſſe,
Willſt weichen Kuchen du,
So ſüß wie Nüſſe?
Willſt Honigſeim dazu,
Willſt Zuckerſchäfchen du,
Mein Jeſulein?
Ihr Pfeifer all, Schalmeier all,
Hierher zur Krippe ſpringt,
Das liebe Kind umringt,
Und ſpielet auf und ſingt:
Drei Könige mit ihrem Stern,
Sie opfern ihrem Gott und Herrn.
O liebſtes Knäbchen klein,
Mein holdes Kind,
Steig in mein Herz hinein,
Drin ſchlafe lind!

Chriſtkind, du Knabe, du reiner,
Willſt weiche Aepfelein?
Willſt, lieber Kleiner,
Du ſüße Birnelein?
Erdbeeren wunderfein,
Mein Jeſulein?
Ihr Jungegeſellen und Jungfrauen all,
Ihr Männer her im Lauf!
Schaut nach der Krippe auf
Und ſinget all zu Hauf:
Gelobt ſey die Dreieinigkeit,
Gelobt das Kindlein allezeit!
Schlaf lind, mein Jeſulein,
Mein Augenſtern!
Kehr in mein Herze ein,
Das wiegt dich gern!

Aehnliche Lieder der zarteſten, innigſten und gemüthreichſten Art gibt es noch viele, und von eigenthümlicher Wirkung muß es geweſen ſeyn, wenn ſie von dem in der Kirche verſammelten Volke im Chor geſungen wurden, während vor dem Altare das fromme Drama ſpielte. Kein chriſtliches Feſt hat eine ſo reiche Fülle dieſer Blüthen religiöſer Poeſie hervorgetrieben, keines wurde im Mittelalter mit ſo großer Freude willkommen geheißen. Die ganze Nacht hindurch war das regſte Leben. Weder die Tiefe des Schnees noch die Bitterkeit der Winterkälte verhinderte die Andächtigen in der Mitternachtsſtunde in der Kirche zu erſcheinen und die Krippenlieder mitzuſingen. Ja man zog von Kirche zu Kirche, um zu ſehen, wie anderwärts die Krippe geſchmückt und die Lichterpracht am Orte geordnet war, und ein Ruhm war es, Andere darin zu übertreffen. In den großen Städten aber wurde die Chriſtnacht mit dem äußerſten Prunke gefeiert. Die reichen Gilden und Patricier ließen ſich in der Fülle ihres Beſitzes ſehen. Ritter und Fürſten verließen ihre Schlöſſer auf dem Lande, um die Zeit der Weihnacht in den Reichsſtädten zu verbringen und an den Andachten, zugleich aber auch an den um dieſe Zeit ſtattfindenden Luſtbarkeiten theilzunehmen. Denn nur die erſten Tage wurde gebetet; ſchon am zweiten Feiertage wurden Turniere abgehalten, und ſpäter wechſelten Bankette und Tänze. Vor allem aber ſind hier die wunderlichen Ceremonien zu erwähnen, die am Tage der unſchuldigen Kindlein vorgenommen wurden. Wir meinen jenen tollen Brauch, nach welchem die Knaben am Nikolaustage (6. December) ſich einen Biſchof wählten, der bis zum Tage der unſchuldigen Kindlein ſeine Würde behielt und die kirchlichen Gebräuche nachahmte, wobei es an Verſpottung und Entweihung des Heiligen nicht fehlen konnte — das ſogenannte Narren- oder Eſelsfeſt. Es hatte ſeinen Gipfel am zuletzt genannten Tage, und urſprünglich beſtand ſeine Seltſamkeit lediglich darin, daß alle kirchlichen Funktionen an dieſem Tage von Knaben vollzogen wurden, und alles nach dem gewöhnlichen Rituale ging. Bald aber zog der Humor der Ceremonie die Schellenkappe an, und man ſah eine Poſſe der plumpſten und gemeinſten Art die Gotteshäuſer beſudeln. Zum Andenken an den Eſel, auf dem Maria mit dem Jeſuskinde nach Egypten geflohen, wurde ein Bruder Langohr in Prieſterkleider geſteckt und in der Kirche vor den Altar geſtellt, um Meſſe zu leſen. Statt des Amens ließ die in wahnwitziger Verkleidung verſammelte Gemeinde ein Ja ertönen. Hirſch- und Kalbslarven trieben ſich in der Kirche umher, tanzten und zechten und ſangen Gaſſenhauer unter Begleitung der Orgel. Am weiteſten ſcheint man mit dieſer ausſchweifenden Carricatur des Heiligen in Frankreich und England gegangen zu ſeyn. Daß jedoch auch in Deutſchland kein Mangel an derartigem Unfuge herrſchte, beweiſen wiederholte Verbote, namentlich im Sprengel von Köln.

Den Schluß endlich des Weihnachtsfeſtes der mittelalterlichen Kirche bildeten die Ceremonien am Epiphanienfeſte, welches nach der Auffaſſung derſelben die Anbetung der drei Weiſen aus Morgenland zum Gegenſtande hatte, und in dieſer Beziehung in merkwürdiger Weiſe an die heidniſche Idee des Umzugs vorzüglich von drei Göttern (Wuotan, Donar und Froho) zur Zeit des Julfeſtes anklingt.

Nachdem die Terz geſungen war, begann das Officium der heiligen drei Könige. Aus drei verſchiedenen Gegenden des Münſters ſchritten dieſelben in bunten oder weißen Gewändern, Kronen auf den Häuptern, begleitet von Dienern, welche Geſchenke trugen, auf den Hochaltar zu. Der erſte König, Caſpar, welcher aus der Mitte kam, deutete mit ſeinem Stabe nach dem Sterne, der von der Decke herabhing, und ſprach (lateiniſch): „Ein Stern erſtrahlt mit übermächtigem Glanz!“ Der zweite, Melchior, von rechts

herſchreitend, fügte hinzu: „Er bedeutet die Geburt des Königs der Könige!“ Der dritte, Balthaſar, von links auftretend, ſchloß: „Deſſen Ankunft einſt die Weiſſagungen verkündeten!“ Vor dem Altare trafen die drei Schauſpieler zuſammen, küßten ſich und ſangen: „Laſſet uns hingehen und nach ihm forſchen und ihm Gaben ſpenden, Gold, Weihrauch und Myrrhen!“ Hierauf ſtimmte der Cantor den Wechſelgeſang: »Magi veniunta an, und die Proceſſion begann. Sobald dieſelbe das Schiff der Kirche erreicht hatte, wurde ein Kronleuchter, der den Stern vertrat, angezündet, und die weiſen Könige ſangen: „Siehe da, der Stern, den wir im Morgenlande ſahen, geht uns wieder leuchtend voran. Dieſer Stern verkündet uns, daß geboren iſt, von welchem Bilam weiſſagte: Es wird aufgehen ein Stern aus Jakob und aufſtehen ein Mann aus Iſrael, und niederſtürzen alle Herzöge der Heiden, und die ganze Erde wird ſein eigen ſeyn.“ Hierauf traten zwei Prieſter, in Dalmatiken gehüllt, auf die beiden Seiten des Hochaltars und ſangen mit ſanfter Stimme: „Wer ſind, die vom Sterne geführt, zu uns kommen, unerhörte Kunde bringend?“ Die drei Magier antworteten: „Ihr ſehet in uns die Könige von Tharſus, Arabien und Saba, und wir bringen Geſchenke Chriſto, dem neugeborenen Könige nnd Herrn, den wir, vom Sterne geleitet, anzubeten erſchienen ſind.“ Die Beiden in Dalmatiken ſchlugen hierauf den Vorhang, der die Krippe verhüllte, zurück und ſprachen: „Siehe, da iſt der Knabe, den ihr ſuchet. Tretet herzu, ihn zu verehren; denn er iſt die Erlöſung der Welt!“ Die Könige aus Morgenland ſanken nun auf ihre Knie und begrüßten das Kind mit den Worten: „Sey gegrüßt, du Fürſt in Ewigkeit!“ worauf der Erſte das Gold von ſeinem Diener nahm und ſprach: „Empfange dieß Gold, o König!“ der Zweite den Weihrauch opferte und ſagte: „Nimm hin den Weihrauch, du wahrer Gott!“ und der Dritte ihm die Myrrhe als Zeichen der Salbung zum Tode bot.

Während deſſen ging die verſammelte andächtige Menge zum Opfer, und das geſpendete Geld wurde den beiden Prieſtern in den Dalmatiken gegeben. Die Magier aber lagen im Gebet, und indem ſie dann gleichſam aus dem Schlafe erwachten, ſang ein Knabe in der Albe, der mit verhülltem Haupte den Engel vorſtellte, ihnen am Pulte die Antiphone zu: „Erfüllt iſt alles, was von den Propheten geſagt iſt. Gehet hin und kehret einen andern Weg zurück, und ſeyd nicht ſtrafbare Angeber eines ſo großen Königs.“ Hierauf entfernten die Könige ſich durch das Seitenſchiff aus der Kirche, und der Cyklus der Weihnachtsceremonien war geſchloſſen.

Die Opfergänge des Dreikönigstags gaben in Frankreich, Burgund und England vom vierzehnten bis ſechzehnten Jahrhundert zu prachtvollen Hofceremonien Anlaß. Die Fürſten entzogen ſich ihnen nicht, ſondern nahmen im vollen Schmuck daran Theil. Vor dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund ſchritten drei Kämmerer her, welche die Gaben trugen, die vor der Kirche niedergelegt wurden. Heinrich der Sechste von England hielt dieſen Umzug im höchſten Krönungsornate ab. Das geopferte Gold, Weihrauch und Myrrhen ſandte der Dechant des Kapitels ſofort an den Erzbiſchof von Canterbury ab, und zwar herrſchte dabei der Gebrauch, daß der Prälat dem Ueberbringer die erſte erledigte Pfründe geben mußte.

So zeigen ſich denn alle Kreiſe von dieſen Weihnachtsgebräuchen der mittelalterlichen Kirche berührt. Sie waren aber nur die Anfänge zu weiterer Ausführung und der Kern zu förmlichen, oft ſehr ausführlichen Dramen, von denen noch mehrere erhalten und einige ſogar in's Volk übergegangen ſind — den ſogenannten Weihnachtsmyſterien, die den bibliſchen Dramen der Paſſionszeit verwandt waren und vorzüglich viel mit dem böſen Wirthe, der durch Verweigerung der Aufnahme in ſein Haus Maria und Joſeph nöthigt, in einem Stalle Herberge zu ſuchen, und mit den Engeln und Hirten, die an der Krippe anbeten, zu ſchaffen hatten. Sie wurden zuerſt in lateiniſcher, bald aber auch in deutſcher Sprache aufgeführt. Leider fehlt es an Belegen, um den Uebergang dieſer Schauſpiele aus der Kirche in das Volk durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Wirkliche Dramen dieſer Art haben ſich ſelbſt in den Dorfkirchen Süddeutſchlands nicht mehr erhalten. Dafür aber werden dramatiſche Geſänge, die jedenfalls früher (und zwar in größerer Ausführung) an heiliger Stätte vorgetragen wurden, vom Volke vor den Krippen geſungen, welche um die Weihnachtszeit in Schleſien, Böhmen und Oeſterreich in jedem katholiſchen Hauſe aufgebaut ſind. Junge Burſche des Dorfs oder der Nachbarſchaft gehen von Hof zu Hof und tragen, die Hirten von Bethlehem darſtellend, dieſe Geſänge gegen eine Gabe an Lebensmitteln zur Erbauung der Inſaſſen vor. Die uns vorliegenden Proben zeigen bei mancher komiſchen, ja drolligen Wendung in dem Tone, worin die Anbetung der Hirten geſchieht, viel wahre und tief innige Poeſie, und nicht ohne Rührung ſieht man daraus allenthalben die demüthige Freude hervorleuchten, daß der Erlöſer vom Himmelsthrone herabgeſtiegen iſt und ſich den Armen gleich gemacht hat. Auf die Blaſirtheit, welche in der Salonwelt bis auf die lezten Jahre Mode war, jezt aber gottlob einem natürlicheren und edleren Weſen Platz zu machen beginnt, wird ſolche Andacht freilich nur den Eindruck der Lächerlichkeit machen. Eben ſo wenig Gefallen werden die philoſophiſchen Haarſpalter, welche eine Zeitlang mit leidlich viel Witz und noch mehr Behagen das deutſche Volk mit Bewußtſeyn zu verſehen und ihm mit ihrer Prometheusleuchte (die leider nicht von oben her geholt war) über „überwundene Standpunkte hinwegzuhelfen“ beſtrebt waren, an ſolcher Kindlichkeit finden. Allein weder jene Salonmenſchen noch dieſe Titanen der

Hegelei repräſentiren das ächte deutſche Empfinden und Denken, und wir wiſſen, daß es noch genug der beſten Herzen gibt, welche das allmählige Hinſchwinden jener Volkspoeſie beklagen.

Ein anderer Reſt jener alten Weihnachtskomödien iſt der Umſtand, daß am Niederrhein noch jezt das Puppentheater den Namen „Krippchen“ führt; noch ein anderer, daß noch vor fünfundzwanzig Jahren in ſchwäbiſchen Städten, z. B. in Tübingen, in der Chriſtnacht von zwölf bis ein Uhr das Jeſuskind auf dem Thurme der Hauptkirche gewiegt wurde. Das Bild lag in einer kleinen, mit Lichtern umſtellten Wiege. Während des Schaukelns blies die Stadtmuſik den Choral: „Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen,“ und dann ſang das untenſtehende Volk wohl auch ein weltliches Wiegenlied. Als ein Ueberbleibſel endlich des Unfugs der Eſelsfeſte mag der ſchwäbiſche Gebrauch gelten, nach welchem am erſten Arbeitstag nach Weihnachten Knaben mit Tannenzweigen oder Wachholderruthen in den Dörfern umherziehen, die Leute ſchlagen und von ihnen Aepfel, Nüſſe und andere Geſchenke bekommen, eine Sitte, die man „pfeffern“ oder „pfitzeln“ nennt.

In weiteſter Verbreitung aber haben ſich von jenen Weihnachtsdramen des Mittelalters die Dreikönigsſpiele erhalten, die allerdings in manchen Strichen zur bloßen Poſſe herabgeſunken ſind und kaum noch eine Aehnlichkeit mit jenen prachtvollen Scenen haben, durch welche z. B. am 31. Januar 1417 engliſche Biſchöfe vor der Kirchenverſammlung von Koſtnitz die Kindheitsgeſchichte Jeſu verherrlichten. Die heiligen drei Könige zeigen ſich noch jezt in allen Gegenden Deutſchlands, an der Elbe wie an der Donau, in Schwaben wie in Schleſien, im Elſaß wie am Niederrhein, wo ungerechtfertigte Verbote von Bürgermeiſtern und Polizeidirektoren die alte Sitte nicht ausgerottet haben, ſelbſt in den kleinen Städten. In Schleſien gehen ſie, Laternen in der Hand, des Nachts herum. Im Elſaß ſind es weißgekleidete Knaben mit Kronen von Goldpapier, vergoldetem Scepter und einem großen Stern, den ſie auf einer Stange tragen. Hier iſt die Form ihrer Vorträge noch dramatiſch, und die Sprachweiſe ſoll an die Zeit der Meiſterſänger erinnern. Aber gewöhnlicher als dieſe Spiele ſind bloße Lieder und Reimſprüche, die häufig ganz in Bettelverſe übergegangen ſind. In Schwaben ziehen drei Knaben herum. Sie tragen ein langes weißes Ueberhemd mit einem ledernen Gürtel um die Lenden, dazu eine ausgeſchnizte Krone, die mit farbigem Papier überklebt iſt. Einer hat ſich als Mohrenkönig das Geſicht geſchwärzt und geht in der Mitte. Ein anderer trägt an einer Stange einen Stern, der wie ein Haſpel gedreht werden kann, und ſo ziehen ſie von Haus zu Haus, treiben den Stern herum, ſtellen ſich unter's Fenſter und ſingen:

„De hoilige Dreikünig mit ihrem Stearn,
Se ſuchet de Herra, ſe hättet ihn gearn.
Es laufet äll drei 's Bergli nauf,
Se ſeahnt de Steara wohl überm Haus;
Do gucket der Herodes zum Fenſterli raus.
Er ſait mit falſchem Bedacht:
Worum iſt dear mittler Künig ſo ſchwarz? —
Ear iſt ſo ſchwarz, er iſt wohlbekannt,
Ear iſt dear Künig außem Mohreland. —
Es gont älle drei ins Häuſeli nei,
Se findet d'Mareia und 's Kindelein nacket und blauß,
Se geants Mareia, ſeiner Muoter, in d'Schauß.
Jietz, wenn ihr üs ebbes gea went, ſo geants üs bald,
Mer müeßet hüt no dur de finſtere Wald.
Und wemma gont, ſo gemma geſchwind,
Und wemma gont, ſo friert's üs an d'Füeß und d'Händ.“

In Bayern heißen die zwölf Nächte der Weihnachtszeit die „Gebnächte,“ der Gaben halber, welche an die Sterndreher verabfolgt werden. In Tirol kommt zu den drei weißgekleideten Königen hin und wieder noch der Herodes im rothen Königsmantel und der Teufel, der ihn, den Kindermörder, holt. In Oberkärnthen ziehen außer den „Sternſingern,“ welche die Kirchenſänger ſind, noch weltliche Sänger umher, um ſich durch den Vortrag von Hirtenliedern Geſchenke an Fleiſch und Mehl zu verdienen.

In Thüringen ſind es ebenfalls drei Knaben; doch haben ſie hier auf ihrer Stange keinen Stern, ſondern der Mohrenkönig trägt auf einem Stab ein Brettchen, auf welchem ſich das Schloß des Königs Herodes befindet. Aus dieſem ſchaut er mit rothem Geſicht und ſchwarzer Perrücke heraus. Auf der einen Seite des Schloſſes treten die drei König aus einer Laube, auf der andern befindet ſich die Krippe mit dem Jeſuskind und ſeiner Mutter. Die Figuren ſind beweglich und machen die nöthigen Geſten zu dem Liede, welches die Knaben vortragen. Ein Bruchſtück von lezterem, wie es an der Unſtrut gebräuchlich iſt, lautet:

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie kommen gewandert, ſie ſuchen den Herrn.
Sie kamen vor Herodis Haus;
Herodes ſprach zum Fenſter 'naus:

Ihr lieben drei Könige, kommt 'rein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will euch geben Heu und Streu,
Auch ſollt ihr haben die Zehrung frei. —

O nein, o nein, wir müſſen fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort,
Ein kleines Kind, einen großen Gott,
Der alle Dinge erſchaffen hat.“

In der Umgegend von Lützen erſcheint außer den drei Weiſen der König Herodes (hier Herodias genannt)

und der Tod. Die Weiſen tragen weiße Hemden und Hoſen, Kronen von geöltem Papier, in welche Lichter geſetzt ſind, hölzerne Säbel an der Seite und Papierdüten, in welchen die Gaben für das Chriſtkind ſind. Ein vierter Knabe ſtellt, in eine graue Jacke und weiße Beinkleider geſteckt und mit einem von innen durch eine Kerze erleuchteten Stern von ausgeſchnittener Pappe auf dem Kopf, den Stern dar. Herodes trägt eine Krone und einen Mantel mit rothem Kragen. Der Tod endlich erſcheint mit geſchwärztem Geſicht, dunkel gekleidet und mit einem Holzſäbel, mit dem er fortwährend in der Luft ficht. Sobald dieſer Zug vor ein Haus kommt, ſingen ſämmtliche Theilnehmer:

„Es iſt ein Kindlein neugeboren,
Von einer Jungfrau auserkoren,
Es iſt ein Kindlein zart und fein,
Es möchte voller Wonne ſeyn.

Nachdem man ſich hierdurch als eingetroffen gemeldet hat, wird zuerſt gefragt, ob man ſpielen dürfe. Erfolgt die Erlaubniß, ſo wird zunächſt die Scene im Hauſe des Herodes in proſaiſcher Rede nach der Bibel aufgeführt. Die Weiſen ſagen, daß ſie den Stern geſehen, der die Geburt des Meſſias anzeige. Herodes ſagt ihnen, daß ſie nach Bethlehem ziehen möchten, wo der Stern (der inzwiſchen in das Haus gegangen iſt) ſtehe, er ſelbſt werde in zwei Tagen nachkommen. Die Weiſen gehen hierauf in das Haus, wo ſie vor dem Kameraden, der den Stern vorſtellt, niederknien, wie wenn hier die Krippe mit dem Kinde ſtände, und ſchließlich wird folgendes Lied (welches wahrſcheinlich Bruchſtück eines alten Sterbeliedes iſt und deſſen Stellung in dieſem Zuſammenhang ſich ſchwer erklärt) geſprochen:

„Die Fürſten und Potentaten,
Sie finden keine Gnaden
Wohl in der Ewigkeit, wohl in der Ewigkeit.
Der Tod mit ſeinen Pfeilen,
Er wird uns übereilen
Wohl in der Todesnacht, wohl in der Todesnacht."

Nach dieſem Vortrag treibt der Tod den Herodes ſammt den Weiſen mit geſchwungenem Säbel hinaus, und während daſſelbe Stück vor und in dem Nachbarhofe ſpielt, ſammelt ein Kaſſirer der Komödianten das Honorar für ihre Aufführung ein. Iſt ein Dorf durchzogen, ſo wird nach dem nächſten aufgebrochen, und ſo fort die ganze Zeit von Anfang December bis zum Epiphaniastage.

Zum Schluſſe dieſer Ueberſicht über die mittelalterliche Weihnachtsfeier und ihre Trümmer in der Gegenwart möge uns noch ein Wort über die Entwicklung des Weihnachtsliedes geſtattet ſeyn. Ueber das Alter der oben angeführten lateiniſchen Krippenlieder iſt nichts bekannt, und da wir ferner die Behauptung, daß Otfrieds Evangelienbuch ein Geſangbuch des Volks geweſen ſey, für unberechtigt halten, ſo iſt erſt im zwölften Jahrhundert ein auf Weihnachten bezügliches deutſches Lied nachzuweiſen, nämlich Spervogels: „Er iſt gewaltic unde ſtark." Aus dem dreizehnten Jahrhundert gehören hieher Meiſter Alexanders: „Herre Gott, dir ſungen ſchone," ſo wie ein längeres erzählendes Gedicht in ſtrophiſcher Form, welches die Geſchichte Jeſu von ſeiner Geburt bis zur Flucht nach Egypten behandelt. Unter den Weihnachtsliedern des vierzehnten Jahrhunderts zeichnet ſich beſonders der Geſang aus:

„Es kommt ein Schiff gefahren,
Es bringt ein' ſchöne Laſt,
Darauf viel Engelſchaaren,
Und hat ein großen Maſt."

Es iſt ein Anklang an ein berühmtes, ſchon von den Kreuzfahrern geſungenes Michelslied, welches in unſerer Mundart lautet:

„Da kommt ein Schiff gefahren
Wohl über's tiefe Meer,
Darinnen die Pilgerſchaaren,
Sie kommen gar von fern.

Sie kommen aus deutſchen Landen,
Deß ſind ſie wohlgemuth.
Sanct Michael der ſchwenket
Zum Gruße ſeinen Hut.

Gott Vater ſitzt am Steuer,
Daneben ſitzt Gott Sohn,
Maria führt das Ruder,
Das iſt der Pilger Lohn."

Seine Melodie iſt die des bekannten Volksliedes: „Es ging ein Jäger jagen." Es muß ſehr verbreitet geweſen ſeyn; denn ſelbſt unter den engliſchen Weihnachtsliedern (Christmas-Carols) findet ſich eine deutliche Spur des Engelſchiffs, mit dem übrigens auch die aus dem Heidenthum ſtammende Idee zu vergleichen iſt, nach welcher am Niederrhein der Glaube herrſcht, die Mutter Maria fahre auf einem Schiffe von Wolken durch die Luft, um dem Lande den ſegnenden Regen zu ſpenden. Maria iſt hier an die Stelle Holdas, der Gemahlin des Himmelsgottes, getreten.

Aehnliche Umdichtungen mehr weltlicher Lieder in geiſtliche Weihnachtsgeſänge haben wir aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wie denn z. B. das Zechlied: „Der liebſte Buhle, den ich hab," in dieſer Manier umgearbeitet wurde. Augenſcheinlich aus derſelben Zeit ſtammt das herrliche Weihnachtslied: „Gelobet ſeyſt du, Jeſus Chriſt, daß du Menſch geboren biſt."

Die Reformation machte das deutſche geiſtliche Lied zum Kirchenliede. In der katholiſchen Liturgie war und blieb es ein entbehrlicher Schmuck; der Proteſtantismus kann ohne daſſelbe nicht beſtehen. Luther

nahm die alten Lieder entweder unverändert auf oder arbeitete ſie mit Benutzung von Anfang und Ende, ſo wie der Singweiſe nach ſeiner Glaubensanſicht um. Den Hauptpunkten ſeiner Dogmatik wurde eine tönende Zunge gegeben. Unter den von ihm gedichteten Weihnachtsliedern ragt das zulezt erwähnte durch Kraft und Leben hervor. Von den übrigen ſind zu nennen: „Chriſtum wir ſollen loben ſchon," ſodann: „Nun kommt der Heiden Heiland her" — das verdeutſchte »Veni redemptor gentium« — endlich eine Ueberſetzung des: »Hostis Herodes impie.« Das Lied: „Nun freut euch, lieben Chriſten gemein," ſcheint auf dem Grunde des alten: „Nun feiert alle Chriſtenleut" zu ruhen. Unter den älteſten Liederdichtern der lutheriſchen Kirche haben ſich um das Weihnachtslied namentlich Erasmus Alberus, Johann Spangenberg, Johann Matheſius und Nikolaus Hermann Verdienſte erworben. Reichlich iſt daſſelbe unter den Geſängen der mähriſchen Brüder vertreten, die dem Michael Weiße zugeſchrieben werden. Wir finden neben freien Bearbeitungen altkirchlicher »Cantiones« eine Menge ſelbſtſtändiger Dichtungen, deren Hauptinhalt, wie im lutheriſchen Liede, die dankbare Freude ausmacht, daß Chriſtus gekommen, um die ſündige Welt durch ſeinen Verſöhnungstod gerecht zu machen. Wie reiche Blüthen der Garten des proteſtantiſchen Kirchenliedes getrieben, iſt bekannt. Die Maſſe wurde gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts übergroß und meiſt flach. Doch heben unter dem Wuſte mattfarbiger Gewächſe gerade in dieſer Periode die herrlichſten Blumen ihre Häupter empor. Und wie im Allgemeinen, ſo auch in Bezug auf das Weihnachslied. Wir zeichnen von den Adventsgeſängen des alten Geſangbuchs aus: Johann Riſt's: „Auf, auf, ihr Reichsgenoſſen," Johann Olearius: „Komm, du werthes Löſegeld," Zacharias Hermanns: „Wo bleibt mein Seelenſchatz?" vor allem aber Paul Gerhards köſtliche Dichtungen: „Warum willſt du draußen ſtehn," und: „Wie ſoll ich dich empfangen." Von der weit größeren Menge der Weihnachtslieder aber mögen Martin Behems: „O König aller Ehren, o Jeſu, Davids Sohn," Johann Riſt's: „Ermuntre dich, mein ſchwacher Geiſt," das bekannte: „Ach allzu hartes Reſt, liegt Jeſus in der Krippen" von Neunherz, und Paul Gerhards: „Wir ſingen dir, Emanuel" erwähnt werden.

Gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts nahm die liederdichtende Kraft in der proteſtantiſchen Kirche ab, und von den Nachzüglern jener Glanzperiode, die wie Gellert und Klopſtock noch als Bereicherer des Geſangbuchs gelten können, iſt wenigſtens für das Bereich des Weihnachtsliedes nichts geliefert worden. Ueber die Chriſtmas-Carols der Engländer und die Noels der Franzoſen aber geben wir vielleicht bei Gelegenheit des nächſtjährigen Weihnachtsfeſtes Rechenſchaft.

Spiele.

(Fortſetzung.)

Die im Bisherigen angeführten Urſachen des Vergnügens am Spiel gelten offenbar auch von den Wetten. Dennoch iſt ein Unterſchied hervorzuheben, der in einem verſchiedenen cauſalen Elemente liegt, das bei beiden noch zu den vorigen hinzutritt. Die Wette kann ſich auf eine Frage beziehen, deren Beantwortung gänzlich außer dem Bereiche unſers Wiſſens und Könnens liegt, wie z. B. ob das Huhn aus dieſem Ei ein weißes oder ſchwarzes werden wird, oder die bekannte amerikaniſche Wette zweier Leute, deren jeder ein Stück Zucker auf den Tiſch legt, und weſſen Stück zuerſt von einer Fliege berührt wird, hat gewonnen. Hier iſt ſie gänzlich gleich dem Hazardſpiel. Dann kann aber auch die Wette auf die eigene Behauptung in der Hoffnung beſſern Wiſſens und Verſtändniſſes einer Sache oder richtigerer Schätzung der ſtreitenden Kräfte eingegangen werden, und dieß iſt bei den allermeiſten Wetten der Fall, z. B. ob dieſes oder jenes Pferd, dieſer oder jener Borer ſiegen werde. Hier wird dem Kampfe der Vorſtellungen, welche den Inhalt der Wette ausmachen, ein größeres Gewicht beigelegt, nicht bloß durch die Summe, welche gewonnen, ſondern auch durch den Sieg der eigenen Meinung, welcher errungen wird. Hier tritt nicht bloß das abſtracte Ich, die eigene Perſon als mitſpielende überhaupt, wie bei den Würfeln, ſondern es tritt die Perſon mit ihren Fähigkeiten, mit der Urtheilskraft in den Kampf und die Eigenliebe ſpannt die Feder der Erwartung um ſo ſtärker.

Demnach müßte nun eine Wette, welche einen Kampf nur perſönlicher Art beträfe, wie etwa, ob der eine oder der andere das Rechenexempel richtig oder ſchneller gelöst, ob die aus einem Schriftſteller citirte Stelle wirklich ſo oder ſo lautet, den größten Reiz haben, mehr nämlich, als wenn die Kräfte eines dritten, der Pferde, des Kämpfers, eigentlich entſcheiden. Wenn nun aber die Erfahrung das Gegentheil lehrt, daß die Wetten letzterer Art mehr ſpannen und häufiger vorkommen, ſo hat dieſes ſeinen Grund theils darin, daß bei jenen rein perſönlichen Wetten, in Folge der Selbſtgewißheit beider Wettenden, die Frage beiden nicht ſchwebend erſcheint, jeder ſie vielmehr für ausgemacht hält, die Urſache des Vergnügens alſo mehr nur in der Hoffnung auf den Sieg, als in dem ſchwebenden Kampf — dem eigentlichen Prinzip des Spiels — beſteht; theils aber auch darin, daß in den Wetten, welche außer den eigenen und perſönlichen zugleich fremde Kräfte betreffen, zum Theil das folgende Element mit inbegriffen iſt, welches die Spiele vor den Wetten auszeichnet und ihnen größern Reiz verleiht.

Die eigentlichen Zufallsſpiele nämlich enthalten den charakteriſtiſchen und pſychologiſch höchſt bedeutſamen Umſtand, daß die ſchwebende Frage eben durch den Zufall entſchieden wird. Daß keinerlei Kunſt, Fertigkeit und Berechnung, ſondern einzig und allein jene dunkle, unergründliche Macht des Zufalls das Spiel entſcheidet, das verleiht eben den Vorſtellungen, um die es ſich handelt, ſo viel Spannkraft, Reiz und feſſelnde Gewalt. Nicht bloß das Geſetz der Trägheit übt hier ſeinen Einfluß auf das menſchliche Gemüth und läßt Wohlgefallen empfinden gerade an der von außen kommenden, von aller Einwirkung bekannter Kräfte freien Entſcheidung durch Einſatzſummen intereſſirender Fragen, ſondern auch die tiefſten Seiten des menſchlichen Herzens offenbaren ſich hier, jener mit Religion und Glauben ſo innig verbundene Hang, ſich den unerforſchlichen, geheimnißvollen, nachtumhüllten Gewalten hinzugeben, ſeine Abhängigkeit von einer lenkenden, unlenkbaren Macht zu fühlen, und dennoch, wiewohl bebend und zagend, ihre ſchickſalsſchwere Entſcheidung herauszufordern.

Hier, nur hier liegt jene dämoniſche Gewalt der Hazardſpiele, hier die Quelle der verderblichſten aller Leidenſchaften. Jezt ſind die Vorſtellungen, welche den Inhalt des Spieles ausmachen, nicht mehr in jener leichten, ſchwebenden, ſpielenden Bewegung, nein, ſie und mit ihnen alle innern Kräfte zittern und taumeln, wie die Hand, die den Würfelbecher führt, vor der verſchleierten Geſtalt des Schickſals, welche unſichtbar den Würfel und die Kugel und die Karte lenkt. Man hat nur Rohheit und träge Hingebung an ein verhülltes Machtweſen in den Glücksſpielen erkennen wollen, und darin liegt gewiß etwas Wahres; aber es liegt auch zugleich ein tiefer idealiſtiſcher Zug im Princip der Hazardſpiele; und gerade diejenige Nation, welche bisher vielleicht von allen die tiefſte religiöſe Entwickelung offenbart, das reichſte und innigſte Gemüthsleben bekundet und ausgebildet hat, die deutſche Nation, in welcher lange Zeit Recht und Unrecht durch den Spruch eben jener dunkeln Schickſalsmacht, die dem Gerechten Kraft und Sieg verleiht, entſchieden wurde (Gottesurtheile), zeigt ſchon in den früheſten hiſtoriſchen Zeiten eine leidenſchaftliche Neigung für Zufallsſpiele, welche höchſt wahrſcheinlich mit jenem Glauben auf's Innigſte zuſammenhing.

Wir werden weiterhin ſehen, wie die höchſte Gattung der Spiele, die der tragiſchen Muſe, auf demſelben hier berührten Princip des Schickſals beruht, * und können mit Hinweiſung darauf hier ſogleich bemerken, daß der im Laufe der Geſchichte immer mehr und mehr hervorgetretene Zug des deutſchen Volksgeiſtes, ſich auf das Idealiſtiſche und beſonders Abſtracte zu richten, ſich in jenen frühen Zeiten eben in dem Hang zu Spielen offenbart, in welchen die Idee des Schickſals in ganz abſtracter Form und Geſtalt repräſentirt iſt. In allen Hazardſpielen ſind alſo die zwei Elemente des objectiven Spiels des Zufalls und des ſubjectiven Unternehmens, die Gefahr, in welche man ſich und ſein Eigenthum begibt. Alles Wetten und Wagen bereitet eben dieſes Vergnügen, ſeinen eigenen Muth zu prüfen und zu beweiſen.

Strenge Moraliſten werden vielleicht Anſtoß daran nehmen, die höchſten Ideen mit den an ſich ſchon unſittlichen Spielen auch nur in Verbindung geſetzt zu ſehen; allein man muß von allen vorgefaßten Meinungen abſehen können, wenn man die Gründe irgend welcher pſychologiſchen Thatſache in Wahrheit erfahren will, um wie viel mehr, wenn es gilt, einen allgemeinen Zug in dem urſprünglichen Character eines Volksgeiſtes auf ſeine wahren Urſachen zurückzuführen. Es iſt wohl zu beachten, daß das Spiel dem kernhaften, tapferen Volke nicht das war, was es heutzutage den Salonhelden, Roué's und Badegäſten iſt. „Das Würfelſpiel treiben ſie" — ſagt Tacitus von den Germanen ** — „worüber man ſich wundern möchte, nüchtern, ganz wie ein ernſthaftes Geſchäft, mit ſolcher Verwegenheit in Gewinn und Verluſt, daß ſie, wenn ſie nichts mehr haben, auf den äußerſten und letzten Wurf ihre Freiheit und Perſon ſetzen." Als Beweis, daß dieß hier nicht Folge flüchtiger, aufwallender Leidenſchaft iſt, ſondern, wie der religiöſe und aller Fanatismus, bei kaltem Blute fortdauernd aus den innerſten Quellen der geſammten Lebensanſchauung fließt, dient nicht bloß die eben gedachte, für jene Zeit als etwas ſehr Bemerkenswerthes hervorgehobene Nüchternheit, ſondern auch die nachfolgende Fortſetzung des Obigen: „Der Ueberwundene begibt ſich gutwillig in die Knechtſchaft; iſt er auch jünger, iſt er auch ſtärker, er läßt ſich binden und verkaufen. So groß iſt ihre Feſtigkeit in einer ſo ſchlechten Sache; ſie ſelbſt nennen es Wort halten."

Tacitus berichtet hier, ohne ſich deſſen recht bewußt zu ſeyn, wie den Germanen das Spiel nicht bloß neben dem ſtrengſten ſittlichen Ernſt beſteht, ſondern mit demſelben ſogar innig verknüpft iſt; eine pſychologiſche Erſcheinung, welche allerdings nicht bloß den Römern, ſondern auch uns ganz wunderbar und fremd erſcheint, die wir ſo ſelten Hazardſpiel mit Ernſt und Redlichkeit verbunden ſehen. Es kommt dazu noch, als Beweis, wie eine ſittliche Idee des Schickſals bei allem Zufall in ihrem Bewußtſeyn lebte, der gleichzeitige von Tacitus ſelbſt und vielen Andern erſtattete Bericht, daß ſie „Wahrzeichen und Looſe beachten, wie nur irgend Jemand in der Welt." Die Wahl des Feldherrn, Entſcheidung über Krieg und Frieden, Zeit und Stunde der Schlachten, Hinrichtung oder Erhaltung der Gefangenen, und viele öffentliche und Privatangelegenheiten werden durch das Loos entſchieden. *

Hiemit hängt auf's Innigſte (ſogar als ein fernerer Beweis unſerer Anſicht) der Aberglaube zuſammen, den wir faſt bei allen Spielern finden. Der Glaube, daß ein gewiſſer Platz an dieſem Abend ein gewiſſes Schickſal hat, und ihn zu wechſeln ein Glück oder Unglück iſt, findet ſich überall. Wie viele Spieler beſtehen darauf, wenn die Karten von der Hand, die nicht an der Reihe war, gemiſcht oder coupirt worden, obgleich ſie die ihrigen noch nicht geſehen, daß ſie von neuem gegeben werden! Wie viele vermeiden die irrthümlich erhaltenen auch nur zu beſehen, „das Schickſal zu verſuchen!" Hier und bei den Hazardſpielern insbeſondere tritt es deutlich hervor, daß der Spieler im Roulette- und Kartenſchickſal eine Art von perſönlicher Macht erblickt, theils indem er ſtatt des dumpfen und blöden Zufalls ſich einen berechnenden Verſtand darunter vorſtellt und durch Grübeln und Sinnen hinter die Geſetze deſſelben zu kommen ſucht — wie oft ſehen wir Spieler trotz alles Fehlſchlagens und des offenbaren Fehlſchluſſes dennoch beharrlich nach einer Berechnung des Zufalls trachten und darauf bauen! — theils indem er die dunkle Macht nicht für einen bloßen Wechſel kalter Combination hält, ſondern mit einer Art von moraliſchen Eigenſchaften zu begaben ſich gedrungen fühlt. Bald wird er eine ganze Taille hindurch auf Eine Karte halten und nicht glauben wollen, daß das Schickſal ſo ganz unerbittlich ſey, oder für die treue Anhänglichkeit und die Zuverſicht gleichſam eine Belohnung erwarten, bald wird er, ihm Neigung und Leidenſchaft leihend, wie er ſelbſt ſie empfindet, den vermeintlichen Liebeswinken zutraulich folgen, bald auch mit feindlichem Trotz ſich ihm entgegenſtellen und wie einem fühlenden Weſen grollen.

Die Frage nach dem ſittlichen Werth oder Unwerth der Spiele iſt eine ganz andere und wird am Schluß dieſer Betrachtungen zur Beantwortung kommen.

---

* „Die Kinder lieben keine Spiele ſo ſtark, als die, worin ſie zu erwarten oder gar zu befürchten haben; ſo früh ſpielt ſchon der Dichter mit ſeinem Knotenknüpfen und Löſen im Menſchen." Jean Paul.

** Germania. Cap. 24.

* Tacitus Germ. Cap. 10. Caesar, bell. gall. Cap. 50. 53.

Scheinbar gänzlich verſchieden von den genannten Schau- und allen Hazardſpielen ſind die mannigfaltigen Uebungsſpiele. Im Unterſchiede von den erſteren beſtehen ſie nicht im Zuſchauen, ſondern in der thätigen Theilnahme am Spiel; ebenſo iſt auch aller Zufall, alle außer dem Wirkungskreis der perſönlichen Bethätigung in eine von der Perſon verſchiedene Sache fallende Entſcheidung ausgeſchloſſen. Vielmehr macht die Anwendung und Ausbildung der eigenen Kräfte, die Prüfung der Fähigkeit, Gewandtheit und Geſchicklichkeit irgend welcher Art das Weſen dieſer Spiele aus.

Hierher gehören alle Arten zu kämpfen, Ringen, Laufen, Greifen, Schießen, Werfen, Tragen, Heben, alle perſönlichen Wettrennen, Wettreiten, Wettfahren, Ballfangen und Treiben, ſammt dem bürgerlichen Kegelſpiel bis zu dem nobeln Billardſpiel, endlich, und vielleicht vor allen, das Tanzen. Nur als geiſtige von den leiblichen verſchieden, ſonſt aber zu derſelben Gattung gehörig, ſind alle Wörter-, Sylben-, Reim- und Räthſelſpiele, alle Arten von Aufgabenlöſungen, alſo die meiſten ſogenannten Geſellſchaftsſpiele. Bei dieſer Gattung der Spiele die verſchiedenen Arten ganz genau nach ihren weſentlichen Merkmalen zu unterſcheiden und zu ordnen, wie z. B. daß die einen, wie Tanzen, Laufen, Ringen u. ſ. w. nur mit perſönlicher Kraft, andere aber, wie Fechten, Werfen, Kegeln, zugleich mit beſondern Spielinſtrumenten ausgeführt werden, ferner, daß manche in ſolchen Thätigkeiten beſtehen, die im ſonſtigen praktiſchen Leben gar nicht vorkommen und nur in der allgemeinen Gewandtheit damit verbunden ſind, wie Billard, Tanz u. dergl., manche aber geradezu als Uebungen und Vorbereitungen zu den im praktiſchen und ernſtthätigen Leben vorkommenden Beſchäftigungen angeſehen werden können, wie Fechten, Reiten, Fahren und faſt alle geiſtigen Spiele — alles dieß im Einzelnen durchzuführen, würde uns zu weit von den vorgeſteckten Grenzen dieſer Betrachtung ablenken.

Fragen wir nun aber ſogleich nach der Urſache und Weiſe des Vergnügens an dieſer Gattung von Spielen, ſo finden wir, wie geſagt, daß ſie ſcheinbar, aber auch nur ſcheinbar, von den beiden vorigen gänzlich verſchieden ſind. In der That ſind die pſychologiſchen Prinzipien im Weſentlichen dieſelben. Allerdings unterſcheidet ſich die Thätigkeit bei dieſer Spielgattung von der der früheren dadurch, daß ſie nicht wie dort eine bloß zuſchauende oder receptive, ſondern eine eigentlich active iſt. Das Vergnügen an dieſer Thätigkeit aber beruht zumeiſt nicht in dieſer ſelbſt, ſondern in dem Wettſtreit, in dem Streben und Hoffen, den andern Mitſpielenden zu beſiegen. Der Beweis hiefür liegt darin, daß dieſelbe Spielthätigkeit, von einem Einzelnen für ſich allein ausgeführt, für ihn Arbeit und unvergnüglich ſeyn würde. Am deutlichſten tritt dieß da hervor, wo dieſelbe Thätigkeit zuweilen im Dienſte ernſter Zwecke, zuweilen als Spiel geübt wird. Sollte Jemand etwa auf Geheiß ſeines Herrn oder in Folge einer ſittlichen Forderung ſo angeſtrengt laufen oder reiten, als es ihm immer möglich, es wird ihm hart ankommen, und es dürfte in den meiſten Fällen zweifelhaft ſeyn, ob das höchſte Maß ſeiner Kraft zu Tage getreten iſt; dagegen kann man bei einem Lauf oder Ritt um die Wette ſicher die Leiſtung als einen Maßſtab der vorhandenen Kraft anſehen, welche, bis zum höchſten Punkte angewendet, dennoch den Muth friſch und freudig zeigt. Kein Bitten und Beſchwören, ſelbſt kein Trinkgeld wird die Eile und Gewandtheit eines Kutſchers ſo ſicher in Bewegung ſetzen, als ein zweiter Kutſcher, der ihn einholen und ausfahren will.

Alſo in dem Wettſtreit der Kraft und der Geſchicklichkeit, nicht in der Art der Thätigkeit ſelbſt liegt das Vergnügen an den meiſten Uebungsſpielen. Es darf indeſſen nicht überſehen werden, wie auch in den Spielthätigkeiten an und für ſich oft, wenn nicht immer, mehr oder weniger ein Grund des Vergnügens liegt. — Wir haben oben bereits erwähnt, daß die Spielthätigkeit leicht und frei ſeyn muß. Unter der Leichtigkeit iſt nun nicht bloß der wirkliche Mangel an Anſtrengung und Schwierigkeit zu verſtehen, ſondern auch theils die Form der Leichtigkeit, der bloße Schein derſelben, theils die errungene wirkliche Leichtigkeit nach überwundener und durch Uebung beſeitigter Schwierigkeit. In der Plaſtik und Malerei iſt von leichten — d. h. gefälligen — Formen die Rede; ſie bilden (und werden verſtändlich durch) den Gegenſatz zum Steifen, Schwerfälligen; insbeſondere wird dieſer Begriff der Leichtigkeit gleichbedeutend mit Anmuth der Bewegungen gebraucht. Solche Formen und Bewegungen nun gefallen nicht bloß dem Zuſchauer, ſondern auch dem, der ſie ſelbſt darſtellt; ſie ſind für denſelben auch factiſch leichter und angenehmer, wenn ſie ſelbſt nicht ohne Anſtrengung vollbracht werden. Das beſte Beiſpiel hiefür iſt der Tanz. Stundenlanges Tanzen erheiſcht gewiß ſo viel Kraftaufwand als ſtundenlanges Gehen, aber dahingeſtellt, ob jenes wirklich ſo ſehr als dieſes ermüdet, iſt es ſicherlich angenehmer und wird bei weitem leichter vollbracht. *

Suchen wir dieſen Unterſchied auf einen prägnanten Ausdruck zu bringen, ſo zeigt ſich, daß dort die Curve, die gebogene, oder die Kreislinie, hier die gerade Linie vorwaltet; beim Tanz iſt die Bewegung eine (im Thun wie im Anſchauen) runde, kreisförmige, geſchwungene, ſchwebende; beim Gehen eine lange, gedehnte, geſtreckte, und eben deßhalb dort eine leichte, angenehme, ſpielende, hier eine langweilige, mühſame, arbeitende. Wie beim Tanz, ſo ſehen wir bei den meiſten körper-

* Daß der Tanz auf unſern Bällen noch ganz andere Reize und Reizmittel hat, liegt am Tage, doch außer dem Kreiſe unſerer Betrachtung.

lichen Spielen dieſe runden, mehr kreisförmigen und geſchwungenen Bewegungen vorwalten. — Die gerade Linie iſt auf einen Endpunkt, ein beſtimmtes Ziel gerichtet, die Kreislinie kehrt in ſich zurück, ſie iſt nur auf die Bewegung in ſich gerichtet; ſomit iſt das Tanzen und alle ähnliche Bewegung nicht bloß ein allegoriſches Abbild des Spieles, das auf keinen beſtimmten Zweck hinzielt und in der Thätigkeit ſelbſt den Zweck, das Vergnügen enthält, ſondern die verkörperte Form deſſelben. — Selbſt bei einem Wettlauf hat man nicht ſowohl, wie bei einem Gang, das Ziel um des Zieles willen, ſondern nur die Bewegung zu demſelben im Auge. — Wir ſehen hier alſo wiederum den Grundcharakter alles Spiels, das Schwanken und Schweben; zwar nicht mehr zwiſchen zweien oder einigen Vorſtellungen, dennoch aber in einem engeren, geſchloſſenen Kreis ein ſich Schwenken und Wiegen und Biegen, im Gegenſatz zu dem Fortſtreben nach einem in gerader Richtung liegenden Ziele, nach Endzwecken, von denen wieder neue Wege weitergehen. — Ueberhaupt iſt ſchon willkürliche Bewegung die erſte Manifeſtation der Freiheit eines Weſens, und in höherem Sinne freie Bewegung, wie ſie nur dem Menſchen zukommt, ein geiſtiger Genuß der materiellen Kraft.

Dazu kommt nun noch, daß bei faſt allen Uebungsſpielen ein vielleicht gleicher Grad von Kraftaufwand erforderlich iſt, als zu einer verhältnißmäßig gleichen ernſten Thätigkeit, daß aber zu dieſer mehr *Anſtrengung*, zu jener mehr *Gewandtheit* erfordert wird. Gewandtheit aber beſteht darin, eine an ſich ſchwierige Bewegung leicht und in leichter, gefälliger Form auszuführen; ſie betrifft nicht den Zweck, ſondern das Mittel, die Form und Art der Thätigkeit, und dieſe Form und Art hängt ſo innig mit der Natur des Spiels zuſammen, daß man ſchon im gewöhnlichen Leben von Einem, der ſeine Sache mit großer Gewandtheit ausführt, zu ſagen pflegt, daß er ſein Geſchäft wahrhaft ſpielend vollbringt.

Wir dürfen hier nicht auf eine Darlegung der ſtatiſchen und mechaniſchen Geſetze des Seelenlebens eingehen, können daher nur im Allgemeinen bemerken, daß nach denſelben der Sitz einer heitern Gemüthsſtimmung und der Freude an gelingender Thätigkeit in den Verhältniſſen der Vorſtellungen ſelbſt iſt, welche irgend eine *Fertigkeit* enthalten oder abbilden. — Das Vergnügen an der Gewandtheit oder Geſchicklichkeit der Bewegung und aller Thätigkeit iſt daher ein doppeltes, nicht bloß, wie ſchon gezeigt, durch den Kampf mit dem Gegner, das Streben und Hoffen, ihn zu beſiegen, ſondern zugleich durch den Sieg über die Schwierigkeit ſelbſt, durch die Verwandlung der Arbeit in Spiel. Ebendeßhalb machen alle Uebungen, wozu Gewandtheit erforderlich iſt, auch dem einſam Uebenden ein ſpielartiges Vergnügen. Kinder werden an Ballfangen, Erwachſene an Reiten und Wagenlenken ſich ergötzen, und das eclatanteſte Beiſpiel hiefür iſt vielleicht das Schlittſchuhlaufen. Hier bildet der Kampf mit den Schwierigkeiten das Element des Spiels, und wenn auch kein Zuſchauer zugegen, wird das kunſtvolle Lenken um eine ſcharfe Ecke mehr Vergnügen machen, als in gerader Bahn zu fahren. Aus keinem andern Grunde auch iſt, mit Gefahren zu ſpielen, eine ſo verlockende Neigung, wobei allerdings noch etwas von dem verführeriſchen Kitzel des ſchickſalbeſchwörenden Hazards mitwirkt.

Der Reiz dieſes Vergnügens an der eigenen Gewandtheit, und zumal an dem damit verbundenen Wettſtreit iſt an ſich ſo groß, daß es einer Erhöhung derſelben durch äußere Mittel nicht bedarf, daher wir eine Verbindung dieſer Gattung von Spielen mit Gewinn und Verluſt ſelten finden werden. — Daß die geiſtigen Spiele, welche zu dieſer Gattung gehören, alle die Arten von Wörter-, Reim- und Räthſelſpielen, ebenfalls auf einer Prüfung und Uebung der (innerlichen) Gewandtheit beruhen, iſt offenbar. Es kommt hier meiſt auf die Kunſt ſchneller und leichter Ideenverbindung hinaus. Allein ſelten ſind dieſe Spiele von ſolchem Inhalt, daß ſie eine geiſtige Gewandtheit erfordern, woran die Seele eine höhere Befriedigung finden kann, noch ſeltener die Spielenden von der Art, daß ſie eine ſolche bekunden. Deßhalb ſehen wir zu dieſen Spielen meiſt noch andere Mittel der Ergötzlichkeit hinzutreten, um das Vergnügen zu erhöhen, die Seele zu feſſeln. Das Erlegen von Pfändern, die Verdoppelung des Spiels beim Einlöſen derſelben nebſt allerhand Neckereien und Schelmereien müſſen hinzukommen, um mäßig gebildete Menſchen daran Vergnügen finden zu laſſen.

Weit verſchieden von dieſen meiſt inhalt- und kunſtloſen geiſtigen Spielen iſt eine andere höhere Art, welche man als Berechnungs- und Combinationsſpiele bezeichnen kann.* Hierher gehören alle Brettſpiele, Mühle, Wolf und Schafe u. ſ. w. und an deren Spitze das Schach. Eine gewiſſe Anzahl von Figuren iſt vorhanden, deren Geſtalt und Stellung ihnen eine beſtimmte verſchiedene Bedeutung gibt. Unter gewiſſen Bedingungen und nach Regeln können ſie ihre Stellung auf dem Brett ändern, dabei nach Geſetzen die entgegenſtehenden hinwegräumen oder zurückdrängen; dieſe Bewegungen, beiderſeits ſo lange fortgeſetzt, bis der eine von beiden Theilen ebenfalls nach beſtimmten Regeln beſiegt iſt, machen das ganze Spiel aus. Offenbar kommt hier Alles auf Combination und Berechnung der möglichen

* Zwar auch beim Billard und manchen andern körperlichen Gewandtheitsſpielen findet eine Art von Berechnung und Anwendung mathematiſcher Geſetze ſtatt; allein es iſt offenbar, daß hier nicht ſo viel auf Berechnung als auf Richtigkeit der Bewegung, nicht auf Meſſung, ſondern auf Augenmaß ankommt; die mathematiſchen Geſetze ſollen in den Bewegungen enthalten, aber nicht *für* dieſelben beſonders gedacht ſeyn.

Züge an, aller Zufall iſt ausgeſchloſſen, Verſtand ſteht dem Verſtande gegenüber, die Art und Form der Thätigkrit, welche oft eine anſtrengende iſt, hat Nichts vom Charakter des Spiels, und ſie wird nur zu einem ſolchen durch die Natur ihres Zweckes und der Mittel, oder des Inhalts, auf welchen ſie ſich bezieht, welcher nämlich von aller ernſten Zweckthätigkeit verſchieden und abgeſondert iſt. Das Vergnügen daran liegt augenſcheinlich theils überhaupt in der ſelbſtgewählten, nach freier Willkür geordneten Beſchäftigung und Erfüllung der Muße, mit dem hinzukommenden Reize, Schwierigkeiten zu überwinden, theils in dem geiſtigen Wettkampf mit dem Gegner, dem Streben und Hoffen, ihn durch Feinheit der Berechnung, durch Glück und Gewandtheit der Combinationen, durch Beſonnenheit und Ruhe des Gemüths zu überwinden. Wie das Spiel um Geld im Reſultat ein neues Motiv des Vergnügens herbeizog, ſo iſt beim Schachſpiel im Erfordern größerer Anſtrengung und Uebung der Grund größern Vergnügens. Aber wie das Geld, wenn hoch geſpielt wird, als ernſter Zweck für ein ſpielendes Mittel, ſo iſt im Schach die Arbeit als ernſtes Mittel für den ſpielenden Zweck dem Begriffe und der Natur des Spieles unangemeſſen.

In dieſer letzteren Gattung der Spiele ſehen wir in Bezug auf Form und Art der dabei ſtattfindenden Seelenthätigkeit den äußerſten Gegenſatz gegen jene erſte Gattung, die Hazardſpiele. Dort entſcheidet das Schickſal, hier die Perſon, dort iſt es ein Harren und Zuſchauen der Entſcheidung gegenüber, hier ein Schaffen und Bereiten derſelben, dort die paſſive Hingebung an den Zufall und ſeine Beſtimmung, hier die active Anwendung der eigenen Geiſteskraft und das Vertrauen darauf. Daß der Menſch, und wenn auch ſelten, doch zuweilen ein und derſelbe Menſch, aus beiden ſo entgegengeſetzten und ſich widerſprechenden Principien des Spiels Vergnügen ſchöpfen kann, ſcheint wunderbar, iſt aber in der That ſehr natürlich. Beides nämlich iſt in der Natur des Menſchen, in der Weiſe ſeines Daſeyns und ſeiner Kraftäußerung gegründet; auch auf dem Gebiete des ernſten, ſittlichen, berufsthätigen Lebens wird er von zwei entgegengeſetzten Mächten geleitet, Freiheit und Nothwendigkeit; er muß dem Schickſal ſich beugen und fügen, und ſtrebt doch, das ſeine ſich zu geſtalten; er ſtrengt ſeine Thatkraft nach der Freiheit ſeines Willens an, und muß doch Erfolg, und Ausgang von den Umſtänden erwarten, nach der Lage ihrer Nothwendigkeit. Beides, Harren und Streben, Empfangen und Leiſten, Leiden und Thun, verwebt ſich in ſeinem Lebenslauf und in ſeinem Charakter, und zwar wiederum nach der Quellkraft ſeines Willens und zugleich nach dem Stern ſeines Geſchicks. Beiden Mächten folgt er, und Glück zu erjagen und mit Kraft zu erringen, iſt der zweiſeitige Trieb ſeines Gemüths, der, wie im Leben, ſo auch in ſeinem Spielen ſich äußert.

(Fortſetzung folgt in Nr. 3 ff. 1855.)

Ein Juniſonntag.

Idylliſches Gemälde.

(Schluß.)

Sieh die Geſellſchaft hier von rüſtigen, derben Geſtalten,
Froh zu genießen gemacht und im Genuß zu gedeihn!
Ihr Anliegen, es war, das Getränk preiswürdig zu finden,
Einzig. Es hat ſich erprobt; Alles beſitzen ſie nun.
Wie ſie behaglich, vergnügt Lob ſpenden dem trefflichen Gaſtwirth!
Wie ſie des Trankes Gehalt würdigen fein und beredt!
Jegliche Poeſie, für den Durſtigen ſteckt ſie im Krüglein,
Das, mit Verlangen geleert, wieder und wieder ſich füllt.
Und der Trunk, wie belebt er das Herz, wie erleuchtet den Kopf er!
Urtheil wird und Geſchmack rüſtigem Zecher zu Theil.
Doch wer beides erlangt, muß der nicht finden, wie noch ſo
Vieles im Leben geſchieht, was er geſcheidter gemacht?
Würdig ſpricht er darum und ſchlit, von gewaltigen Zügen
Und von dem ſüßen Gefühl eigenen Werthes gelabt.

Dort im Winkel des Zauns an ruhigem, kühlerem Orte
Sitzen im Kreiſe vereint Männer von anderem Schlag.
Rauhere Hand und gefurchtes Geſicht, ſie zeugen von Arbeit,
Die ſich den Raum in der Welt ſorgenerfüllter gewinnt.
Heut' indeſſen erglänzt die Stirn und die braunere Wange,
Biedere Würde verleiht männlich beſtandener Kampf.
Lauſcht dein Ohr dem ernſten Geſpräch, ſo erkennſt du mit Antheil,
Wie der Erfahrung Licht wackre Gemüther erhellt,
Wie die Beſchwerde zugleich mit dem Arm den Charakter und Sinn ſtählt,
Und aus beſiegter Gefahr Muth und Vertrauen erwächst.
Stärkt euch nur am kräftigen Bier und vertraulichem Worte,
Schattenerquickt, denn ihr habt es vor Allen verdient!

Unter dem Baum, der breit ſich erhebt in der Mitte des Gartens
Siehſt du gemüthlich geſellt Gattinnen zechender Herrn,
Kindlein zierlich gepuzt an der Seite behütend oder
Liebreich haltend im Arm. Welch ein erfreuliches Bild!
Eines jedoch ſcheint noch den friſchen Geſtalten zu mangeln,
Weil ſie dem Wirthshaus zu richten zuweilen den Blick.
Sieh da kommt's: es iſt der Kaffee mit leckerem Backwerk,
Deſſen Bereitung nur hier ſo vollendet gelingt!
Welch ein Strahl, der im Nu die verlangenden Mienen erleuchtet!
Wie ſie die Aermchen bewegt, jubelnd, die kindliche Schaar!
Sorgſam wird das beliebte Getränk in die Schalen gegoſſen,
Und in Schnitte zerfällt Kuchen um Kuchen. Es ſchmeckt
Trefflich den Frau'n, man erkennt's am zufriednen Geſicht der Erfahrnen;
Aber entzücktes Gefühl kündet der liebende Blick,
Wenn ſie die Kindlein ſehn in dem ſeligen Eifer des Koſtens,
Und wenn ein „Ach wie gut!“ innig empfunden ertönt.
Langt wohl eins mit Keckheit zu, die Begierde geſtehend,
Offen und eigengefaßt, drohend erhebt ſich die Hand,
Und es verſucht das Geſicht ſich ſtrengere Miene zu geben,
Mahnend zu beſſ'rer Manier; aber das fröhliche lacht,
Und die Mutter, ſie läßt es geſchehn und freut ſich des Einfalls:
Rüge verkündet der Mund, aber das Auge verzeiht.
Da, welch hübſcher Geſell hier naht! Wie zierlich das Bärtchen!
Haltung und Gang elegant, feineres, modiſches Kleid!
Doch es verräth ſich dir in ſpähenden Blicken die Sorge:
Ringsum ſchaut er — warum plözlich die Wange ſo roth?
Ah, dort kommt, die das Auge geſucht, die Roſige, Blonde —
Traulich am Arm der Mama ſchwebt ſie gefällig heran.
Und er grüßt, ſie verneigt ſich leicht und erröthet ein wenig.
Glücklich ſteht er und nach ſieht er den wandelnden Frau'n.

Noch nicht fühlt er den Muth in der Bruſt, ſich ihnen zu nähern,
Weil er nur einmal erſt mit der Verehrten getanzt
Auf dem Balle, den unlängſt gab die Schützengeſellſchaft,
Und dem holden Gebild Liebe verrathen der Blick,
Mächtig erregtes Gemüth und bebende, glühende Hand zwar,
Aber die Lippe derweil nichtige Reden geführt. —
Doch er hat ſie geſehn, ſie verweilt im Garten, er kann ſie
Sprechen vielleicht — wer weiß? — Hoffe, du liebendes Herz!

Mehr ſchon hat ein Andrer erreicht, der blühende Laube
Sich zur Erholung erwählt und zum Genuſſe des Tags,
Die ſich dort an der Mauer gewölbt. Er ſitzt an der Seite
Reizenden Kinds und hält zierliche Hand in der Hand.
Glückliches Paar! Sie ſchauen erfreut einander in's Auge,
Zwieſprach haltend, obwohl nicht zum Geplauder der Mund,
Nein zum Lächeln allein ſich bewegt. Sie bedürfen des Worts nicht,
Welches die Herzen vereint, wenn es die Herzen erſchließt,
Denn in ihm iſt alles geſagt, und es künden die Blicke
Holderes ohne Vergleich ruhig beſeligter Bruſt.
Sie, wie ſollten ſie nicht in ruhiger Freude ſich wiegen?
Feierlich ſind ſie verlobt — ewig gehören ſie ſich,
Ewig geſichert erſcheint ihr Glück: die kommende Zeit ſoll's
Nicht mehr ändern, ſie ſoll's mehren allein und erhöh'n.

Jener Geſell, der einſam ſtand, er naht ſich der Laube,
Grüßt die Bekannten, es dankt ihm das ermunterte Paar.
Lächelnd muſtert ihr Blick den Freund, wohlwollend und ſchalkhaft,
Und es entſpinnt ſich ein ſpielendes, leichtes Geſpräch.
Liſtige Frage beginnt, dann neckt das Bräutchen den Guten
Mit der Blonden, und er beut ſich dem Scherze ſo gern;
Kräftiger wird und frei ſein Geiſt in lebendigem Austauſch
Launigen Wortes und Muth keimt in erleichterter Bruſt.
Traun, er vermöchte ſofort — — Doch wie? Klingt dort nicht ein Ländler?
Wahrlich, im Sommerlokal drehen die Paare ſich ſchon!
Rings iſt alles erregt! Es eilt zum Saale die Tanzluſt,
Hoffende Neugier ſchließt munteren Fußes ſich an.

Scherzhaft zierlich verneigt ſich nun auch der Verlobte, die Braut reicht
Hübſch nach der Regel die Hand, lachend im wachſenden Strom
Drängen ſie hin. Es folgt der Geſell; da naht ſich die Blonde,
Nur von der Mutter geführt — ach, und wie jugendlich hold!
Und nun flammt mit der Liebe zugleich ein kühner Entſchluß auf —
Eilt und bittet galant um die begonnene Tour.
Flüchtiges Roth auf hellem Geſicht, zu der Mutter gewendet,
Scheint ſie zu fragen; ſie ſieht nicken das würdige Haupt,
Und ſie bietet den Arm dem Glücklichen, der die Geliebte
Klopfenden Herzens führt, aber mit ſiegendem Blick.
Freundlich ſchaut die kluge Mama dem ſtattlichen Paar nach.
Redliche Neigung hat prüfendes Auge gewahrt,
Und es erfreut ſich ihr Herz. Sie weiß von dem artigen Jüngling
Rühmliches nur. Er kennt wohl das erwählte Geſchäft,
Seine Familie ſteht im Anſehn, reich und ein Rathsherr
Iſt der Vater, des Sohnes wartet ein glückliches Loos.
Und ſie reiht in den Kranz von ſchauenden, plaudernden Menſchen,
Der um die Jugend ſich ſchlingt, heiteren Muthes ſich ein.

Schwinge dich nur im Tanze dahin, du ſeliges Pärchen!
Lächelt euch an und drückt eines dem andern die Hand,
Sagt in Worten euch viel und ſagt in Blicken euch alles —
Wird es die Mutter gewahr, ſchilt ſie mit nichten das Kind.
Fröhlich erwiedert den Gruß und ſchelmiſches Nicken des Brautpaars!
Was es erreicht, euch winkt's — zauberiſch goldenes Ziel!

Durch die ganze Verſammlung geht die lebendige Strömung
Herzlicher Luſt. — Es gelingt, ob er auch heiter und ſchön,
Nicht an jeglichem Tag, das rechte Vergnügen zu wecken;
Oft, mit Begierde geſucht, flieht es begierig davon.
Manchmal aber, da ſcheint's, als brächten es himmliſche Geiſter
Freundlich, und wir mit der Luft athmeten es in die Bruſt.
Solch ein Tag iſt heut! Das künden die glänzenden Mienen
Rings und das frohe Gelärm dichteriſch liebendem Sinn.

Voll iſt immer der Saal von tanzender, ſchauender Menge;
Ziehn ſich die Einen zurück, Andere kommen heran,

Und es erfreut ſich nach und nach die ganze Geſellſchaft,
Kinder und Alt und Jung, wechſelnd, an rauſchender Luſt.
Nur die Zecher allein, ſie ſitzen begnügt und erhaben
Ueber der Neugier ſtets um den befeuchteten Tiſch.
Immer noch labt ſie der Trunk, der Wortkampf und das Gelächter,
Wie vor Stunden, und was brauchten die Wackeren mehr?
Freilich ſie glüh'n und es thaut der Schweiß auf ſtrotzendem Antlitz;
Doch es erreicht ſie jezt, über die Saaten geweht,
Fächelnder Hauch, er erquickt die männlichen, rothen Geſichter
Abendlich mild und belebt neu die geſunkene Kraft.
Andere lockt die Luft nun hinaus zu behaglichem Schlendern,
Nieder in's Dorf, in's Feld, oder hinan in's Gehölz,
Das, vom Walde getrennt durch neues Gelände, das Dorf ziert,
Freundlich mit Gängen verſehn, ſchattig und ſonnig zugleich.
Steigſt du hinauf, ſo begegnen dir hier mit hellen Geſichtern
Kinder, von Müttern geführt, Alles bewundernde Schaar;
Freunde vertraut und Arm in Arm hinwandelnd und plaudernd,
Freundinnen, die ſich erregt flüſtern in horchendes Ohr.
Liebende Paare ſogar im ſtilleren Gange gewahrſt du,
Und im leiſen Geſpräch, ſcheint es, gefallen ſie ſich
Beſſer als ſelbſt beim Tanz. — Wie klingen die fröhlichen Töne,
Von der Ferne gedämpft, rührender — zauberiſch her!
Plötzlich verhallt die Muſik; und trittſt du hinaus an den Abhang:
„Aus iſt heute der Tanz," ruft der verlaſſene Saal.
Aber nun jauchzt und ſchmettert ihr Lied die ſteigende Lerche
Und in dem goldenen Strahl ſinkender Sonne — wie ſchön! —
Tanzen die Mücken im Chor. — Doch ſieh! welch Leben auf einmal!
Sieh wie der Garten gefüllt und wie die Tiſche beſezt!
Wie ſie von Dorf und Feld zurück nun eilen die Lezten!
Gehſt du hinab, ſo erblickt andere Bilder das Aug',
Freundlichen Antheils werth. — Das drängende Leben des Saals iſt
Nun in die Küche verpflanzt, welcher die Wirthin gebeut,
Und es bewegt nun Ein Wunſch nur die Herzen der Menge:
Daß die Genüſſe des Tags ſchließen mit trefflichem Mahl.
Ringsum tönt der Beſtellungsruf; Aufwartende fliegen
Hin und her, und es dampft Braten und Kuchen und Fiſch.
Manche verwöhnte Natur, ſie ſeufzt nun harrend und murrt wohl;
Doch auch heute bewährt rühmlichen Namen der Wirth.
Alle zulezt nach Wunſche bedient, ſie koſten vergnüglich,
Und es enthallt ſein Lob manchem geſchäftigen Mund.

Endlich leert ſich der Ort der ländlich geſelligen Freuden;
Ueber die Straße dahin rollen die Wagen, in ſich
Bergend, gemüthlich gedrängt, Familienglieder und Freunde,
Liebende Paare, die ſüß plaudern im dunkelnden Raum.
Andere wählten den Fußpfad ſich, den nächſten, und ſchreiten
Nun von der Kühle gelabt rüſtig in thauender Nacht.
Denn nach Hauſe verlangt die freudengeſättigten Menſchen
Herzlich; es dünkt ſie nun Ruhe das lieblichſte Ziel. —

Geht und begrüßt mit Luſt die luſtig verlaſſene Wohnung!
Müde von reichem Genuß habt ihr euch dennoch erholt,
Habt euch innig ergözt und erfüllt mit reizenden Bildern,
Habt zu des Werktags Müh'n Herzen und Glieder geſtärkt.
Und ihr könnt nun getroſt auf's neue den Hammer ergreifen,
Meiſel und Nadel und Beil, Pinſel und Feder und Schwert;
Könnt im ernſten Beruf das Brod im Schweiße verzehren,
Heitrer Erinnrung voll und von der Hoffnung beglückt.

Niemand raube dem Volk die weltlichen Freuden des Sonntags!
Wohl vor Allem geziemt's himmelentſtammtem Geſchöpf,
Daß es in Andacht ſich zu dem Herrn und Schöpfer erhebe,
Dank- und liebebewegt, daß es erleuchteten Augs
Ewige Güter getaucht in himmliſchen Zauber erblicke,
Unter ſich fühlend die Pein und die Genüſſe der Welt.
Doch es bedarf der Menſch, das ſinnebegabte Geſchöpf, auch,
Daß er vom Arbeitsdrang folge dem ſchmeichelnden Zug,
Der ihn hinaus in die Freiheit führt, in die liebliche Strömung
Heiterer Luſt. Er bedarf, daß er getragen von ihr
Spielend von ſeinem Gemüth wegſtöße die Sorge des Tages
Und ſich im Tiefſten erquickt wieder verjünge darin.

Ja nicht wär' ihm genug, ſich empor in den Himmel zu ſchwingen,
Irdiſchen Nöthen entrückt, ſelig in ſeliger Schau:

Nein, mit gehobnem Gefühl und erleuchteten Regungen eben
Wieder zur Erde gewandt, ſoll er in liebender Bruſt
Fühlen, wie ſchön die Natur und wie reich an wonnigem Leben,
Soll er gewinnen in ihr holder Erfahrungen Schatz,
Und in der Freude, die ringsumher nur Freude gewahr wird,
Sich, zum Dichter erhöht, träumen in goldene Zeit.
Und es hat der Born der Natur und der Vater der Menſchen
Nicht nur Gefallen am Kind, wenn es in Liebe genaht
Herzlich ihm dankt; — es erfreut ihn auch, wenn es innig beglückt weilt
Vor der Gabe, die Er, es zu beglücken, gewährt.
Menſchlichen Vater erfreut der geſchenkbeſeligte Sprößling,
Selbſtſuchtfreies Gemüth liebt die natürliche Luſt;
Und der Liebe, der Huld Urquell, er ſollte begehren,
Daß nur einzig an Ihm hänge der menſchliche Blick?
Sollte verletzt und erzürnt das Kind verdammen, das einmal,
Irdiſchem liebend erglüht, ihn im Genuſſe vergißt?
Lernt von ihm, die am reinſten ihr ihm zu huldigen vorgebt,
Würdiger denken und lernt ahnen das göttliche Herz! —

Horch! am Waldſaum tönt, von zulezt heimkehrender Jugend
Herzlich geſungen und ſchön, ewige Volksmelodie! —
Köſtlicher Strom der Natur! Aus innig bewegtem Gemüthe
Brechend und rein und hold fließend im Himmel der Kunſt!
Welch ein Gewaltausdruck der tiefſten Empfindungen! Welche
Fülle von Luſt und Leid — ſchmerzend, entzückend zugleich! —
Mächtig wogt der Geſang durch mondſcheinſilberne Luft her;
Rührend verhallt er und ſtirbt hin in die magiſche Nacht.

Melchior Meyr.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Venedig, December.

Venetianiſche und Pariſer Bettler.

Elend wie Glück wohnt in den kleinſten Winkeln wie an den glänzendſten Orten; nur iſt es hier ſichtbarer als dort, und wenn das Glück als Prunk, als Pracht, als glänzende Gemächlichkeit ſich breit macht, ſo iſt der Bettel, der unverſteckte, furchtloſe Bettel die gewöhnlichſte Form des Elends. Allein wie Prunk und Pracht bei weitem nicht immer Zeichen feſt begründeten Wohlſtands ſind, ſondern häufig mit künſtlichen Mitteln, die der ſpätere Ruin nachweist, hervorgebracht werden, ſo entſpricht der öffentliche Bettel in den Straßen, an dem Eingang der Kirchen, und wo ſonſt noch ein Zuſammenfluß von Menſchen iſt, durchaus nicht allezeit wirklicher Noth, und die Beiſpiele von beträchtlichen Schätzen, die in der Kammer des greiſen Almoſenſammlers nach ſeinem Tode gefunden wurden, ſind weder ſehr ſelten, noch ſehr beſtritten. In Paris, wo eine ſo lange Zeit freie Preſſe es ſich zur Hauptaufgabe gemacht, alle Mißbräuche zu entlarven, und ihre kritiſche Leuchte nicht nur im Labyrinth der Kunſt und Literatur, ſondern auch auf dem ungleichen Boden der ſittlichen Zuſtände umhertrug, ward aus derlei Phänomenen gar kein Hehl gemacht und der Unfug einerſeits von den ernſten Lehrern der Staatswirthſchaft gravitätiſchen Beſprechungen unterzogen, andererſeits von den Matadoren des Wizes und der Poſſe mit ſatiriſchen Einfällen begleitet. Die Franzoſen, die ſich oft als Volk, als Ganzes ſo ungebührlich hoch ſtellen, zerfleiſchen ſich gern im Einzelnen, und die große Nation verkleinert ſich im Kleinen, ſo gut ſie kann.

Hier in Venedig iſt das nicht der Fall; der Venetianer nimmt, wenigſtens dem Fremden gegenüber, die abſtoßendſten Seiten ſeiner Vaterſtadt lebhaft in Schutz, ſchiebt der Nothwendigkeit die Schuld davon zu, oder ſtellt den Gegenſtand des Vorwurfs, den er in gewiſſen Fällen, namentlich im Chaos der geſchlechtlichen Beziehungen, gar nicht zu leugnen unternimmt, als etwas Erlaubtes, Natürliches, von jeher in den Sitten Wurzelndes und durch die Macht der Zeit Geheiligtes dar. Die in Venedig ſo überläſtige Gewohnheit des Bettels entſchuldigen ſie mit dem wirklichen Elend, deſſen entſetzliche Ausdehnung ſie der Anweſenheit der fremden Gebieter und der Verwahrloſung aller Angelegenheiten Venedigs durch dieſe Eindringlinge zuſchreiben, während die Oeſterreicher die in der That vorhandene und nicht vorgeſchüzte Armuth mit größerem Anſchein von Recht auf Rechnung der Revolution und ihrer Folgen ſetzen. Sie führen als Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptung den Umſtand an, daß in den erſten Zeiten der Rückkehr des öſterreichiſchen Regiments die Noth viel tiefer und allgemeiner geweſen ſey als heute. — Dieſen zwei Anſichten ſteht eine dritte Auslegung gegenüber, die das den Fremden vor allem ſo beſchwerliche Bettelweſen nicht aus unvermeidlichem Elend, ſondern aus der Trägheit des Bettelvolks ableitet und daher weder den Oeſterreichern noch der Revolution und ihren Folgen, ſondern der venetianiſchen, oder vielmehr italieniſchen Natur dieſes Unweſen zuſchreibt. Es iſt überall ſo in Italien; in Venedig iſt das Uebel lange nicht ſo arg als in den größeren Städten von Süd- und Mittelitalien, namentlich in Rom und Neapel. Welchen Ueberfluß auch Meer und Erde bieten, wie wohlfeil die Lebensmittel, wie leicht zu finden die Wege des Unterhalts ſeyen, der Hang zum Nichtsthun iſt mächtiger als dieß alles, zumal da die Scham nicht wirkt, in Neapel nicht, weil der Trieb zum Farniente jedes andere Gefühl erſtickt hat, in Rom nicht, weil der Nachkomme des Quiritenſtamms viel zu ſtolz iſt, als daß er durch die Anſprache der Reichen und Fremden um unverdiente Gaben ſich zu erniedrigen wähnte. — Dieſes Thema habe ich faſt von allen, die aus dem andern Italien herkommen, verfechten hören. Mir ſcheinen beide recht zu haben, die ſowohl, welche an wirkliches Elend glauben, als die, welche die italieniſche Arbeitsſcheu anklagen. Die beiden Urſachen ſind außerdem eng verknüpft, ſtehen in beſtändiger Wechſelwirkung und helfen häufig zuſammen, um die Plage, die uns beſchäftigt, hervorzubringen.

Es iſt nicht zu leugnen, daß derſelbe Aufſtand, der den alten Glanz und die alte Größe Venedigs wieder zurückbringen ſollte, ſein Verkommen nur befördert und die Mittel bedeutend geſchmälert hat, mit denen es, in Abhängigkeit und Ohnmacht verſunken, ſeine geſellſchaftliche Zugkraft lebendig und einen Theil ſeines ehemaligen Wohlſtandes aufrecht erhielt. Venedig nährt ſich hauptſächlich von den Fremden, die herkommen, um ſeine Denkmale zu bewundern; aber das Losreißen von Oeſterreich war nichts weniger als geeignet, dieſe reiche Nahrungsquelle zu verſtärken oder nur die Stärke, die ſie vor dem Ausbruch jener Ereigniſſe beſeſſen, ihr zu bewahren. Ganz Europa brannte von einem Ende zum andern, und da waren denn allenthalben die triftigſten Gründe vorhanden, keine Luſtreiſen zu unternehmen. Man flüchtete ſich höchſtens vor Aufſtand und Anarchie, wie man in den jüngſten Tagen vor der aſiatiſchen Seuche ſich aus dem Staub machte; aber Venedig

war damals nicht der Ort, wo man das Paradies des Friedens und der Ordnung finden konnte. Als das österreichische Heer die Stadt blokirte, entstand aus der Unterbrechung fast allen Verkehrs mit der übrigen Welt bald gräßliche Hungersnoth, deren Qualen noch durch das Auftreten der Cholera vermehrt wurden. Der Fischfang ward unmöglich durch die Blokade zur See, die völlige Abwesenheit der Fremden brachte sämmtliche Gewerke in's Stocken und führte den Absatz aller Buden so ziemlich auf Null zurück, kurz, das schöne Venedig war fast gestorben, als es sich ergeben mußte, und das Elend war so groß geworden, daß die Unterwerfung wohl vielen Tausenden eine Erlösung scheinen mochte. Als nach der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft die früheren Zustände des öffentlichen Lebens sich herstellten, und allmählig das vormärzliche Treiben in Handel und Wandel, wie in den Beziehungen der Gesellschaft wieder in Gang kam, strömten nach und nach die Fremden wieder herbei, die Arbeiten des Friedens kehrten langsam, aber in stets wachsendem Fortschritte zurück, der überseeische Handel blühte allmählig wieder einigermaßen auf, und Venedig schien sich mehr und mehr von der Erschütterung seines Aufstandes zu erholen. Allein das alles machte sich nur lahm und träge; mit Ausnahme des Fischfangs und der übrigen Seegeschäfte wirkte weniger die Rückkehr des guten Muths als das Drängen der Bedürfnisse; die Fremden stellten sich lange Zeit in weit geringerer Anzahl ein, als vor der Erhebung Venedigs, und der Aufwand, der aus dem geselligen Verkehr der höheren Stände entspringt, wurde an einer etwas erklecklichen Ausdehnung durch die gespannten Verhältnisse zwischen der hohen einheimischen Welt und den Honoratioren der österreichischen Civil- und Militärbesatzung gehindert. Wie weit die gegenseitige Entfernung der beiden Gesellschaften, der deutschen und der italienischen geht, davon, sagte mir ein schlichter österreichischer Offizier, dessen Ausdrucksweise ich Ihnen aus kernhaftem Oesterreichisch in möglichst zartes Deutsch übersetze, davon kann schon die Thatsache einen Begriff geben, daß die vornehmen Venetianerinnen den jungen hier anwesenden Deutschen die verborgene Gewogenheit, mit der sie ehedem so verschwenderisch waren, beinahe völlig vorenthalten. Dieses wurde mir von Oesterreichern wie von Italienern als eine der Hauptursachen bezeichnet, warum die gewerbliche Thätigkeit der venetianischen Bevölkerung nicht aus einem gewissen Schneckengange sich herauszuwinden vermöge. Daß hiebei der Hang zur Trägheit das Seinige thut, daß ein höchst bezeichnender, aber auch unheilvoller Ueberrest der altrepublikanischen Gesinnung, der stolze Widerwille des venetianischen Volks gegen den Dienstbotenstand hiebei im Spiele ist, daß die unter dem Drucke des revolutionären Elends dem Proletarier aufgedrungene Gewohnheit des Nichtsthuns in den Sitten sich festgesezt und, um den Forderungen des leiblichen Lebens zu genügen, das Betteln in ein Handwerk verwandelt hat, das ist zu einleuchtend, das wird zu allgemein behauptet und zugegeben, als daß ich es in Abrede stellen möchte. Dagegen ist mir nicht möglich genau zu bestimmen, in welchem Maße etwas Aehnliches schon vor den Tagen von achtundvierzig bestanden habe; nur wird von jedem, der mit der Beobachtung von derlei Dingen sich abzugeben pflegt, mir versichert, daß zwischen jezt und damals kein Vergleich zulässig sey.

Dieses Handwerk des Bettelns tritt nun mehr oder weniger unverhüllt und schamlos auf; es wird hier als Komödie des Elends gespielt und nimmt dort den Schein eines Gewerbes an, dessen Erzeugnisse von der unendlichen Mehrzahl der Kaufenden nicht im Traume begehrt worden wären und nur Absatz finden, weil sie aufgedrungen worden. Das gemeinnützigste darunter sind die Zündhölzchen (fulminanti), die aber in so unendlicher Menge auf diesen Hausirmarkt kommen, daß der Bedarf wenigstens dreißigmal größer seyn müßte, als er ist, damit all diese kleinen Aufklärungsmaschinen an den Mann kämen. Gleich hinter den Zündhölzchen müssen die Zahnstocher erwähnt werden, die auch in fabelhaften Massen dem wohlgekleideten in Venedig eingekehrten Weltbürger angeboten werden. Andere sind mit einem Korb italienischen Zucker- und Backwerks, das mir immer ein unüberwindliches Mißtrauen einflößt, belastet und machen ziemlich gute Geschäfte. Miniaturdarstellungen der vorzüglichsten Denkmale Venedigs in Abfällen von Zucker sind gleichfalls ein Artikel dieses sehr zweideutigen Schachers; der Handel mit schlechtem Schreibpapier wird namentlich vor und in dem Café militaire, wo das Deutsche vorwiegt, getrieben, und besonders dem Landsmanne Kants und Schillers in Civilkleidung, der nothwendig für einen Gelehrten gilt, wird von den kleinen Verkäufern mit schamloser Erpichtheit zugesezt. Das wandernde Gesinde der Muse Polyhymnia mit seinen zum Theil erträglichen und gemüthlichen, zum Theil ohrzerreißenden, abscheulichen Leistungen darf eben so wenig vergessen werden.

Manche Geschöpfe, welche derlei Mund- und Spielwerk Abends feilbieten, zumal die Knaben, gehen uns bei Tag, ohne alle kaufmännische Vermittlung, mit liebkosender und wehleidiger Miene, um eine Beisteuer zu ihrem Einnahmebudjet an. Die großen und kleinen männlichen und weiblichen Wesen, die derlei Näscherei und nutzlose Waare zum Verkauf umhertrugen, scheuen sich durchaus nicht, auch wenn ich mir von ihrem Vorrathe nichts aneignen wollte, ein kleines Geschenk anzunehmen, wodurch gewöhnlich ihr Weitergehen zu erkaufen ist. Dieß zeigt offenbar, daß zwischen diesem Verkäufervolk und der eigentlichen Bettlerkaste eine sittliche und gesellschaftliche Verwandtschaft besteht. Eine andere Zunft venetianischer Schaffner, die sich durch Sinnesart und Gewohnheiten redlicher Genügsamkeit von der eben skizzirten Masse wesentlich unterscheidet, die Körperschaft der Stiefelputzer, hat in ihrem Benehmen doch auch Etwas, das an die Weise der Bettler und bettelhaften Hausirer erinnert. Sie fangen die vorübergehenden Fremden oder einheimischen Standespersonen förmlich ab und treten ihnen in den Weg. Aber einen viel schlimmeren Eindruck machte es auf mich und die Gesellschaft, bei der ich eines Abends vor einem Kaffeehaus unter freiem Himmel saß, als, es war gegen zehn Uhr, bei den lezten Noten der St. Markusplatzmusik, ein ziemlich sauberes Mädchen von etwa zehn Jahren, mit sehr aufgewecktem Gesicht und stechenden, blitzenden Augen, zu uns trat und eine Almosenrunde zu machen begann. Wegen ihres niedlichen,

einnehmenden Weſens fiel die Ernte ziemlich reichlich aus, und als ein heiterer, noch nicht ſehr bejahrter General ſie fragte, ob ſie denn aus eigenem Antrieb ſo umherziehe, oder es im Auftrage von Jemanden thue, gab ſie zur Antwort, ſie werde von ihrer Mutter beordert und angeleitet; bringe ſie nicht ſo und ſo viel, ſo ſtehe ihr eine Ermunterung zu größerer Rührigkeit durch ſehr fühlbare Schläge bevor; kurz ſie werde zum Bettelhandwerk grundſätzlich erzogen. Weiter befragt, wieviel ſie denn heute Abend ſchon zuſammengebracht, erwiederte ſie, ſie habe ſchon dreißig Kreuzer (carantani), aber ſie hoffe, da ſie bis Mitternacht zu arbeiten pflege, noch wenigſtens die Hälfte des ſchon Erworbenen zu bekommen; es ſey heute kein ausgiebiger Abend, und ſie habe deren ſchon gehabt, wo um neun Uhr das Doppelte von heute in ihrer Büchſe geweſen. Ein paar Tage darauf begegnete ich in einer der engen Straßen, die vom Theater Fenice, der großen Oper Venedigs, gegen die St. Stephanskirche führen, einem alten, zerlumpt, aber doch warm gekleideten Weibe, das die Komödie des äußerſten Elends täuſchend ſpielte, aus den triefenden Augen in das runzlichte Geſicht den feuchten Jammer überſiedelte und aus der gebrochenen Stimme herzzerreißende Töne zog. Ich war im Begriff mich erweichen zu laſſen und hatte meinen Kupfermünzbehälter ſchon hervorgezogen, als ein Straßenjunge vorüberhuſchte und einen dem Leibe der Alten angegürteten Sack im Vorbeieilen unſanft berührte. Die Alte, erſchrocken über die barſche Betaſtung des Ortes, wo ihre geſammelten Schätze ſich aufbewahrt fanden, ſtreckte die große, aufgedunſene Hand nach demſelben aus, klopfte unwillkürlich mit Gewalt darauf, und da hörte man denn eine ganze Sparkaſſe von großen und kleinen Kupferſtücken klingen. Da lachte ſie laut, cyniſch, roh, aber auch ziemlich ärgerlich, denn wohl ſah ſie ein, daß zwiſchen ihr und mir jezt von Barmherzigkeit nicht mehr die Rede ſeyn konnte, und der Carantano, der ihr entging, ſchnitt ihr ſichtlich in das alte Fleiſch.

Was kann nun aus jenem Mädchen werden, das ſich ſo frühe ſchon im Betteln übt? was mag einſt dieſe widrige Veteranin des Bettels in ihrer reiferen Jugend geweſen ſeyn? was, mit andern Worten, liegt in der Mitte zwiſchen Beiden? Es läßt ſich da mancherlei denken, was beſſer verſchwiegen bleibt, doch findet ſich in Venedig eine Klaſſe von Frauenzimmern, die in die geſuchte Mitte zwiſchen den beiden hier angedeuteten Extremen ſich beſonders zu ſchicken ſcheint. Es ſind dieß die Blumenweiber; Blumenmädchen kann man ſie nicht nennen, ſie ſind alle ſchon zu weit fortgeſchritten: Dirnen, bürgerlich, doch nicht wie Bürgersfrauen, ſondern eher wie gut gehaltene Kammerjungfern angezogen und den Tag über mit Vertheilen von der Jahreszeit angemeſſenen Blumenſträußchen in den Kaffeehäuſern, unter den Arkaden des Markusplazes und ſonſt an faſhionabel beſuchten Orten beſchäftigt. Sie haben allerdings etwas Dreiſtes in ihrer Haltung, etwas Freies in ihren Zügen, dennoch aber ermangeln ſie nicht der Höflichkeit und des Anſtands, drängen ſich nicht auf, wie die männlichen Hauſirer, warten keine Gabe ab für den Strauß, den ſie einem auf den Tiſch legen oder in die Hand nicht zu drücken, ſondern zu gleiten ſuchen, und wird eine für ſie bereit gelegt, ſo bemächtigen ſie ſich ihrer meiſt mit Verzug und Schüchternheit. Es wurde mir geſagt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, die meiſten dieſer Sträuße, die beſonders, welche den Fremden angeboten werden, ſeyen Einladungen zu vertrauteren Dingen. Im poetiſchen Venedig kann alſo auch die Verderbniß einer lockenden Symbolik nicht entbehren, und wie an manchen Gebäuden dieſer Stadt zerſtreute, verſtümmelte, verdorbene Reſte von Bauwerken des Alterthums ſich vorfinden, ſo haben auch von der frommen Sitte der althelleniſchen Mädchen, die, in das Alter der Liebe oder Verehelichung eingetreten, vor einem Standbild oder auf dem Altare der Cythere ein Büſchelchen ihrer Haare oder die friſcheſten Blumen ihres Gartens darzubringen pflegten, die heutigen Dienerinnen der venetianiſchen Venus, ſicher unbewußt, einen freilich unlautern Abglanz beibehalten.

Auch in Paris kommt von all dem manches vor; auch dort iſt hie und da der Bettel ein Geſchäft, und die Sage vom Bettler, in deſſen ärmlicher Behauſung man Millionen vorgefunden, mag wohl übertrieben ſeyn, iſt aber nicht erfunden worden. Das in den Straßen von Paris herumwandernde Orgelſpiel, das in den Mauern Lutetias alle andern Arten von Muſik weit überwiegt, iſt mehr oder weniger, nachdem die Inſtrumente gut oder ſchlecht ſind, eine Anſprache an die Mildthätigkeit der Hausbewohner und Vorübergehenden. Das verſteckte Feilbieten von cyniſchen Geheimniſſen und verbotenen Cigarren iſt in Paris wie in Venedig heimiſch, und die verborgene Hülfe, die durch Vermittlung leichtgläubiger Kirchengängerinnen der geheuchelten Armuth zufließt, dürfte in Paris verhältnißmäßig ſelbſt bedeutender ſeyn, als in Venedig. Allein wenn man die Anzahl der Individuen, die einen in den Straßen und Gaſſen von Paris um Unterſtützung anflehen, mit der Menge vergleicht, die einen zu demſelben Zwecke an der Adria in Anſpruch nimmt, ſo muß man geſtehen, daß in Paris das Betteln, gegen Venedig gehalten, eine wahre Seltenheit iſt. Auch iſt der Pariſer Bettler oder die Bettlerin lange nicht ſo aufdringlich und mit Kundgebungen des Jammers ſo verſchwenderiſch, als dieſelbe Klaſſe in Venedig. Ich hatte in Paris häufig Gelegenheit, an einer Straßenecke Männer, Weiber oder Kinder ſtehen zu ſehen, denen man es deutlich anſah, daß ihnen das Waſſer an den Hals ging und ein paar Sous ihnen ſehr Noth thaten; dennoch ſprachen ſie kein Wort, der Stolz kämpfte offenbar gegen das Elend, und ſie ſezten ſich lieber der Gefahr aus, zwei Drittel ihrer Einnahme zu verlieren, als daß ſie das Schweigen, das ſie als Ehrenpunkt betrachteten, gebrochen hätten. Selbſt im zwölften Stadtbezirk, wo Entblößung und Hülfloſigkeit ſo herzzerreißend ſind, habe ich keine ſolche Fluth von Bettlern wahrgenommen, wie in Venedig. Dagegen ſind die Anſtalten geiſtlicher, weltlicher und gemiſchter Nächſtenliebe in dieſem Stadttheile von bedürftigem Volke wahrhaft belagert. Die Stadt Paris thut ungemein viel für ihre Armen, und wenn ſie auch nicht alle Mißbräuche verhüten kann, ſo danken doch viele Tauſende dem guten Willen der Behörden Linderung ihrer Noth. Allein auch in Venedig fehlt es nicht an wohlthätigen Anſtalten, Stadt und Kirche wetteifern im Kampfe gegen den Hunger, der einen Theil der Einwohner bedroht; aber der Beiſtand, den ſie leiſten, iſt, wie ich

höre, an gewiſſe Bedingungen amtlich geleiteter und überwachter Arbeitſamkeit geknüpft, denen die große Mehrheit der venetianiſchen Hülfsbedürftigen nur mit dem zäheſten Widerſtreben ſich unterwirft, nur im äußerſten Nothfall, nur wenn die Barmherzigkeit der Straße und des Platzes nichts mehr hergibt.

Der Gegenſtand vorſtehender Skizze ſchien mir geeignet, einiges Licht zu werfen auf den ſittlichen Unterſchied zweier verwandter und in manchem ſich ähnelnder, in vielem aber weit auseinander gehender Bevölkerungen, deren eine in der Gährung eines heißen, energiſchen Kampfes zwiſchen dem Guten und Schlechter ſich bewegt, die andere, ſchon unter dem Joch des Böſen, aus glücklicheren Zeiten noch einige, dem geſelligen Leben dienliche Eigenſchaften ſich gerettet, aber im Schlamm der Entartung zwar nicht das Selbſtgefühl, vielfach aber die Scham verloren hat. Wenn ich in dieſem leichten Abriß dem Volke von Paris eine anſtändigere Rolle zutheile, als dem venetianiſchen, und daher dem oder jenem parteiiſch ſcheinen mag, ſo wird man doch zugeben, daß hier die Parteilichkeit nicht in der Behandlung, ſondern in der Wahl des Stoffes liegt.

Aus dem Jura, December.

I.

Von Baſel zum Jura.

(Schluß.)

Das Thal entlang wäre ich dem Manne mit ſeinen Aexten in keinem Falle gefolgt; die Zumuthung aber, einen Luſtgang mit ihm „durch das alte Pfeffinger Gemäuer“ zu machen, war ſo naiv, daß ich ſogleich beſchloß, mit ihm zu gehen. Während des erſten Theils des nichts weniger als bequemen Anſteigs gedachte ich noch neben andern nicht ſehr erbaulichen Geſchichten des Berichtes von einem Italiener, „der erſt in den letzten Monaten auf dem Wege zwiſchen dem Col de Balme und Martigny von ſeinem Führer ermordet und ausgeplündert worden war; als der Pfad aber gangbarer wurde und der Burſche zu plaudern begann, ergab ſich bald, daß ich mich an der Seite eines einfachen und braven Handwerkers und eines verſtändigen und ortskundigen Mannes befand. Auf der Höhe ſagte er: „Der kürzeſte Weg führt mitten durch die Ruine des Pfeffinger Schloſſes; der Pfad um den alten Wall iſt jedoch bequemer: der Herr hat die Wahl.“ Ich war für den nächſten Weg und wir traten in die Trümmer einer ehedem durch ſeine Lage wie durch ſeine ausgedehnten Werke gleich mächtigen Burg, welche nicht nur wie Angenſtein den Engpaß, ſondern das Birsthal weit aufwärts, die Solothurn'ſchen Schluchten und Abhänge nach Weſten hin und einen Theil der nach dem Rhein ablaufenden Ebene beherrſchte. Die Ausſicht muß an einem ſonnenhellen Morgen von dieſem Punkte aus, an welchem die Grenzen von drei Kantonen — Baſel, Solothurn und Bern — gewiſſermaßen zuſammenlaufen, bezaubernd ſein.

Nachdem ich die Reſte des einſt ſtolzen Wartthurms, der maſſenhaften Ringmauern und der vorſpringenden ſogenannten „Canzel“, ſo wie die in den lebendigen Fels gehauenen Wallgräben bewundert hatte, fragte ich meinen Begleiter, ob man etwas von der Geſchichte des Schloſſes und ſeinen ehemaligen Bewohnern wiſſe. — „Ach, Herr, man erzählt ſich,“ ſagte er, indem wir aus den Ruinen traten und in einer mit dichtem Buſchwerk bewachſenen Schlucht dem in das Thal führenden Pfade folgten, „von allen den alten Schlöſſern umher die wunderlichſten Dinge, die gewöhnlich auf Geiſter-, Geſpenſter- und Schatzgräbergeſchichten hinausgehen. Die Grafen von Thierſtein, welchen dieſes Schloß gehörte, mögen „nid 'ſ Dingeli“ beſſer geweſen ſeyn als andere Burgherrn am Rhein drüben, und die Basler hatten gewiß hinreichende Gründe, mit böſem Auge auf dieſes Raubneſt zu ſchauen, das ihnen den Weg in die ſüdlichen und weſtlichen Thäler ſperrte, denn man berichtet von wiederholten Angriffen der Bürger von Baſel auf das Schloß. — Aber, Herr,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „da kommt mir eine Geſchichte in den Sinn, die nach Pfeffingen gehört. Im weißen Roß zu Aeſch hing lange Zeit ein alter Kupferſtich, auf welchem zur Rechten ein Doppelpaar vor dem Altar getraut, auf der Linken zwei junge Burſche gehenkt wurden; darunter ſtand ein langes „Liedli“, in welchem Folgendes erzählt wurde. Ein Herr von Pfeffingen hatte zwei „busſige“ (ſchöne und muntere) Töchter und gedachte ſie an zwei „Sirolche“ aus den Freiämtern zu verheirathen. Den beiden „Diſline“ (Puppen) gefielen ohne Zweifel die Freier nicht, und als der geſtrenge Herr Vater Ernſt machte, ſchlüpften ſie in einer dunkeln Nacht aus dem Hinterpförtchen des Schloſſes, glitten in demſelben „Tobel“ (Schlucht, Hohlweg), der hier in das Thal herabführt, nieder und eilten, ſo ſchnell es gehen wollte, dem Schloſſe Ramſtein entgegen, in welchem ſie Zuflucht zu ſuchen gedachten. — Ach, Herr, da hätt' ich ſchier „näbis“ (etwas) vergeſſen. Im Geleit der beiden „Meitſche“ waren zwei „ſuvere“ hübſche junge Knappen, die ſie vielleicht lieber zu „ire G'ſpan“ gehabt hätten, als die zwei altergrauen Falken aus den Freiämtern. Dieſe „Abfahrt“ blieb aber nicht lange ein Geheimniß in dem Schloſſe, und ehe die jungen Leutchen Zwingen erreicht hatten, wurden ſie eingeholt und in das Schloß zurückgebracht, wo Alles endigte, wie es auf dem alten Kupferſtich rechts und links zu ſehen war.“

Wir waren mittlerweile wieder in das Thal gekommen, an deſſen bald felſigen, bald bewaldeten Seiten die Abendnebel träg empor kletterten, während die Birs träumeriſch ſtill zwiſchen zwei ſchmalen Wieſenſtrichen entlang gleitete. Der Weg war, wie mein Begleiter vorher geſagt hatte, nicht ſchlimmer als jenſeits des Engpaſſes, und wir ſchritten raſch weiter, als mir bei einer Wendung des Thals plötzlich ein Ton entgegenklang, als wenn die Finger eines Kindes leicht über die Saiten einer Harfe gleiteten, während dann und wann ein lauterer Accord durchzuklingen ſchien. Ich blieb ſtehen und lauſchte. — „Ach, Herr,“ ſagte mein Begleiter, „es iſt das Ave Maria-Glöckchen von Grellingen und dazwiſchen ein „chlein G'ſchurr“ (ſanftes Rauſchen) der Birs, welche an den Mühlen vor dieſem Dorf Tag und Nacht einen mächtigen Lärm verführt.“ — Zehn Minuten ſpäter waren wir Angeſichts dieſer Mühlen, und es war eben noch hell genug, um die maleriſche Scenerie vor mir in das Auge zu faſſen. Links öffnete ſich der bewaldete, in braunem Schatten liegende Höhenzug für den Durchlaß zweier namenloſen Bächlein, die von der Nordſeite des Paßwang kommen und in dieſem Augenblicke ungemein lind und ſanft in das Bett der Birs murmelten, während nach dem Berichte meines Begleiters im Frühjahr ihre Wellen wild durch die Klüfte brechen und donnernd in das Thal niederſtürzen. Zur Rechten ſtiegen ſtolze Felsmaſſen faſt ſenkrecht empor, deren einförmiges Weißgrau da und dort durch das Grün der aus ihren Spalten und Ritzen ſich drängenden Fichten oder durch herbſtlich buntes Buſchwerk gehoben und durch die im Abendwind flatternden Ranken wilder Roſen und leichte, die Fichten entlang ziehende Nebelſtreifen belebt ward. Unmittelbar vor mir dehnte ſich die Birs zu einem geräumigen Becken aus, in das ſie ſich giſchtend, ſchäumend, laut und ungeſtüm tobend warf, den Mühlen

drüben aber doch „handlich“ (thätig, geſchickt und gefällig) in die Räder griff. Im Hintergrunde zeigte ſich das Dörfchen Grellingen — zwei Reihen Hütten und Häuſer in der Schlucht zuſammengedrängt und von Fels- und Fichtenwald überhangen. Den Mühlen gegenüber, einen guten Büchſenſchuß vor dem Dorfe, hielten an der Seite der Straße ein halbes Dutzend mit Eiſenſtein ſchwer beladene Wagen, ohne daß weit und breit eine Spur von Pferden oder Fuhrleuten zu ſehen geweſen wäre. Mein Begleiter, den ich um Auskunft über dieſe ſeltſame Erſcheinung bat, bemerkte: „Ach, Herr, die Fuhrleute thun ſich zu Grellingen im Adler oder Hirſch gütlich und ihre Pferde raſten dort bis morgen früh um zwei Uhr im warmen Stalle, die Wagen aber bleiben hier außerhalb des Dorfes ſtehen, weil ſich in den Ortſchaften nicht ſelten Leute finden, die gerne „ſöttiges“ (ſolches) G'ſtein ſammeln, wenn es ohne Mühe geſchehen kann.“

Angeſichts des Wirthshauſes zum Adler, in deſſen Erdgeſchoß die Lichter bereits flackerten, dankte ich dem wackern Zimmermann, der noch eine halbe Stunde zu wandern hatte, um ſein Heimathsdörfchen jenſeits der Birs zu erreichen und nach längerer Entfernung von Haus die Seinigen wieder zu ſehen, für ſein freundliches Geleite und erkundigte mich bei der unter der Hausthüre ſtehenden Kellnerin, ob der Adler mich für dieſe Nacht unter ſeine Flügel nehmen wolle. Das junge, hübſche und ſehr gewandte „Maitſche“ öffnete unter wiederholtem „I fryli, Herr,“ die Thüre des geräumigen, hell erleuchteten und bunt beſetzten Gaſtzimmers, nahm meine Reiſetaſche in Empfang und fragte, ob ich hier bleiben oder ſogleich ein Zimmer haben wolle. Ich war natürlich für das „Blybe“ und machte zunächſt Bekanntſchaft mit „Maiele“ (Maria), dem vier bis fünfjährigen Töchterchen des Wirthes, einem wahrhaft reizenden, aber durch ſeine Kleidung abſcheulich entſtellten Kinde mit großen, funkelnden braunen Augen, einer Fülle von hellbraunem Haar, das ſich in bezaubernder Unordnung um den ſchönen Kopf und den blendend weißen Hals lockte, und einem Mündchen, das kaum einer der Engelsköpfe Albani's friſcher, ſüßer und graziöſer zeigt. Anfangs ſchmiegte ſich das kleine Geſchöpf ſcheu und ſchüchtern an die „Baſe“ — die Kellnerin war eine Verwandte der Wirthin — bald aber wurde es zutraulicher und ließ in ſeinen Antworten ein entzückendes Gemiſch von Birsthaler Deutſch und Birsthaler Franzöſiſch vernehmen; denn zu „Grélin“, wie die aus dem „welſchen“ Theil des Jura ſtammende Kellnerin das Dorf zu benennen pflegte, geſellt ſich bereits der deutſchen Mundart die franzöſiſche zu und die Mehrzahl der Gäſte, welche ſich im Laufe dieſes Abends in dem Gaſtzimmer zuſammen fanden, ſprachen das Franzöſiſche, wie das Volk an dem weſtlichen Abhang des Jura es ſpricht — ein „Patois“, das an rauhem, wildem Gegurgel dem ſogenannten Deutſch in dieſen Thälern nicht nachſteht und mit der Sprache, welche die unterſte Klaſſe der Bevölkerung des Departements der Jndre und Loire ſpricht, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hat.

Mit der ernſteſten Miene brachte mir „'s Maieli“ Wein und lief dann im Auftrag der Baſe in die Küche, um mein Nachteſſen zu beſtellen, während das Geſinde ſich um einen Seitentiſch ſammelte und nach einem kurzen ſtillen Gebete ſeine Abendmahlzeit einnahm — Fleiſch und „Wurſträdli“ in einer braunen Sauce und Kartoffeln — alles ſo reichlich, daß ich erwartete, die Hälfte wieder in die Küche wandern zu ſehen; was aber hinweggetragen wurde, war des Aufhebens nicht werth. Die flinke Kellnerin that nun den Anforderungen der verſchiedenen Gäſte in ziemlich raſcher Folge Genüge, worauf die Kärrner, Eiſenſteinfuhrleute, wandernden Krämer u. ſ. w., da ſie vor Tagesanbruch weiter zu ziehen beabſichtigten, ihre Zeche bezahlten und ſich zur Ruhe begaben. Die Kellnerin und ihre kleine Gehülfin, 's Maieli, begannen jetzt die Gläſer und Flaſchen zu ſchwenken, und nachdem jene ihre naive Wißbegierde hinſichtlich meines Woher und Wohin befriedigt hatte, ward auch ſie mittheilſam und erzählte mir von dem neulichen Sturz eines Felſen, welcher von der oberſten Kante des Berges niederbrach und den vorderen Theil einer Hütte wegriß, die hintere Seite aber, wo die Familie eben vor dem Crucifix ihr Abendgebet verrichtete, unverſehrt ließ; — von der alten Kirche des Dorfes, welche vor etwa fünfzig Jahren auf Befehl eines franzöſiſchen Offiziers ausgebrannt worden und jetzt als Holz- und Heumagazin ihres Vetters, des Adlerwirths, diene, zur Nachtzeit aber ungern von den „Junfern“ — den Mägden — betreten werde, da jener Offizier darin umgehe; — von dem Spuckgeiſte, welcher im Frühjahr von dem Schelmenloch niederſteige, um Felsſtücke in das Thal zu rollen, den Bach zu ſtemmen und die Felder zu überfluthen, und von ähnlichen Geſchichten und Sagen, an denen die Schweiz überreich iſt und die einer verſtändigen Sichtung und Sammlung gar ſehr werth ſeyn dürften.

Leider wurde die Kellnerin in ihrem liebenswürdigen Geplauder durch zwei aus entgegengeſetzten Richtungen heran rollende Wagen unterbrochen. Der erſte brachte den Hausherrn von der Stadt — Baſel heißt hier „die Stadt“, wie Town in England London bezeichnet — zurück, wohin ihn Geſchäfte gerufen hatten. Dieſe Schweizer Wirthe gleichen ihren Herrn Collegen in dem nördlichen Jtalien und in den ſchottiſchen Hochlanden auf ein Haar: alle dieſe Leute ſind ſtets unterwegs und überlaſſen der Frau und dem Geſinde die Sorge für Haushaltung und Wirthſchaft; auch haben ſie in der Regel eine Menge Eiſen im Feuer und befaſſen ſich mit allen denkbaren Geſchäften, nur nicht mit Politik, da ſie eine kluge Neutralität für nachhaltiger erachten, als den Anſchluß an die oder jene Partei, für deren dauerndes Uebergewicht ihnen niemand zu bürgen vermag. Ich lernte in dem Adlerwirth einen jungen und gefälligen, liebwerthen Mann kennen, der mit der berufsmäßigen Gewandtheit und Thätigkeit echt ſchweizeriſche Biederkeit und Einfachheit verband; als guten Vater erwies ihn der herzliche Willkomm, mit dem er das ihm entgegenſpringende Töchterchen empfing und ihm zwei kleine Basler „Leckerli“ behändigte, und als guten Gatten die Eile, mit welcher er, von dem Unwohlſeyn der Hausfrau hörend, in dem Seitengemach verſchwand. Eine weniger anſprechende Erſcheinung waren zwei Männer, welche der von Lauſſen heraufkommende Wagen brachte — ein feiſter Fruchthändler von Porrentruy (Pruntrut) und ſein mehr als hagerer «sotter,» um mich eines Shakſpeare'ſchen Ausdrucks zu bedienen; ein wahres Fuchsgeſicht, dem gewiß nicht entging, wo ein einträgliches Geſchäft zu machen

war, und der über dem Vortheil seines Patrons seinen eigenen nicht zu vergessen schien. Das edle Paar war erst in dem nahen Zwingen zusammengetroffen und hatte sich ohne Zweifel unterwegs ein wenig überworfen, denn während es von Seiten des Feisten Fragen hagelte, fielen die Antworten des „Spürers" bedächtig wie Schneeflocken bei dicker Luft. Die Unterhaltung ging übrigens in der rauhen Mundart der franche montagne vor sich und war, bekannte Namen einzelner Dorfschaften und Höfe in der Umgegend ausgenommen, kaum verständlich. Der augenblickliche Zwist hinderte sie jedoch nicht, sich es weidlich schmecken zu lassen; denn sie hatten, wie ich am andern Morgen hörte, die arme „Base" bis nach Mitternacht „devore" (da vorne, nämlich im Gastzimmer) wach gehalten.

Ein frischer Windhauch, vom Duft der Wälder geschwängert, trieb die Nebel thalab, die Sonne hob sich prachtvoll über die Wipfel der Tannen und goß ihren Glanz auf die bunten Flechten, welche die Felsburgen meinem Fenster gegenüber bedeckten, und in dem Dorf war alles Lust und Leben, als ich mich anschickte, meine Wanderung fortzusetzen. Die eben aus der Messe zurückkehrende Base war wie mit allem, so auch mit meiner Rechnung flink zur Hand — zwei Franken dreißig Rappen, gewiß eine billige Forderung für Nachtessen mit Wein, ein sehr anständiges Zimmer mit reinlichem Bett und Frühstück, wobei ich ein für allemal bemerke, daß ich in dem Jura und an dessen Fuße fast überall die gleichen Preise fand — und erwiederte meine Zusage, auf der Rückreise wieder einzusprechen, in der frommen Weise, welche bei dem katholischen Theile der Bevölkerung dieser Thäler herkömmlich ist und den Scheidenden dem Geleite Jesu und seiner heiligen Mutter empfiehlt.

Vor dem Dorfe holte ich den jungen Geistlichen ein, welcher in Grellingen Messe gelesen hatte und nach Zwingen zurückkehrte. Der schöne Morgen, die würzige, stärkende Luft, welche das Birsthal herab zog und die bereits fühlbare Wärme der Sonne mäßigte, und die malerische Scenerie — enges Wiesenthal zwischen Fels und Wald, in dessen Schatten die Birs bald grollte, bald gurgelte, bald wie ein Kind sang, bald wie ein Kobold kicherte — mochten uns beide heiterer als gewöhnlich gestimmt haben, so daß die Unterhaltung schnell eingeleitet war. Dem Deutschen fällt es, selbst wenn er die Schweiz öfter besucht hat, in der ersten Zeit stets unangenehm auf, daß Männer, welche mit Recht auf höhere Bildung Anspruch machen, die wenn auch landes- und kantonüblichen Fehler gegen die Grammatik, die barbarischen Wortverstümmelungen, die aus dem Romanischen, Französischen und Italiänischen herüber gekommenen, aber fast zum Unkenntlichen verzerrten Ausdrücke beibehalten, als ob die männliche Kraft, die Originalität, die edle Einfalt, das Farb- und Klangreiche der Schweizer Mundart dadurch bedingt würden. Unter diesen „Einseitigen" nahm mein Kaplan einen hervorstechenden Rang ein, denn während er sich vielseitig unterrichtet zeigte, war das Deutsch, welches er sprach, wahrhaft „grüseli" und ich dachte mit Schauer daran, daß der Herr in diesem Kauderwelsch predigen könnte.

Im Laufe der Unterhaltung erkundigte ich mich, wie es gekommen, daß so viele der „Stadt" nahe liegende und dem ehemaligen Bisthum zugezählte Ortschaften katholisch geblieben seyen, während die Reformation ringsum Wurzel geschlagen habe. Der geistliche Herr hatte, wie es schien, wenig Gefallen an meiner Frage, denn er gab eine kurze, in der rauhen Mundart der Gegend rasch und scharf ausgestoßene Antwort, des Inhalts, „es seyen wohl Versuche gemacht worden, die Thalleute zu berücken, der Erfolg habe jedoch den Erwartungen nicht entsprochen, und so sey alles beim alten geblieben." Die Sache soll sich aber, wie man mir am folgenden Tage mittheilte, nicht völlig so verhalten haben. „Das ganze Birsthal," sagte mir zu Delsberg ein Bekannter, „war dem Beispiele Basels gefolgt und der Reformation beigetreten. Jene Zeit war eine eben so vielfach erregte und bewegte wie die unsrige, und die Sendlinge, welche zwischen Italien und der Schweiz verkehrten, mochten damals eben so zahlreich und thätig gewesen seyn, wie es ihre Berufsgenossen in unsern Tagen, namentlich in den letzten zehn Jahren waren, und wenn nicht alles täuscht, noch sind. Ein berühmter Kirchenfürst zu Mailand hatte den ganzen Einfluß seiner Persönlichkeit, seiner hohen Stellung und die ausgedehnten Mittel, über welche er gebot, geltend gemacht, um die katholischen Kantone zu einigen und in den Stand zu setzen, die „fremden Götter" aus dem Lande zu vertreiben. Bern und Zürich bildeten aber eine mächtige Schutzmauer gegen die Fortschritte eines so gefährlichen Verbandes und die ganze westliche Schweiz würde sich dem Einfluß der Ultramontanen entzogen haben, wäre Basel für seine Gemeinden so kräftig aufgetreten, wie Bern es für Moutier, Grandvel und St: Immer that, oder vielmehr, hätte es die geistige Freiheit dieser Bezirke nicht um den Besitz einiger von seinem Bischof angesprochenen Herrschaften, darunter Liestal, verkauft. Basel hat dieß, wenn auch spät, gebüßt, denn keine dieser Herrschaften gehört jetzt dem Kanton an."

Eine kleine halbe Stunde hinter Grellingen öffnete sich rechts eine kleine Thalschlucht, durch die ein blaues Wässerchen zwischen grünen Abhängen niederländelte; an den Abhängen weideten einige Kühe und Ziegen und in der Höhe auf einem Felsstück saß ein Knabe, der fröhlich in die Welt hinein jodelte; zur Linken warf sich ein ziemlich starker Bach jauchzend in die Birs, die oberhalb dieses Miniatur-Staubbaches von einer patriarchalischen Brücke überspannt wird; durch den grünen Wiesenstreif, welcher die Birs einrahmt, führte ein Pfad zu der Brücke und von dort zu einer von Espen und Erlen überragten Hütte; zwei Knaben, welche vor der Hütte spielten, liefen, sobald sie uns gewahrten, über die Brücke und stimmten schon aus der Ferne ein Gebet an, dessen flehentliche Eintönigkeit gegen den Jubel des Jodlers auf dem Felsen grell abstach. Der geistliche Herr gab den kaum nothdürftig bekleideten Kleinen einige fromme Ermahnungen, und da ich diesen zwei Kupferstückchen hinzufügte, liefen die beiden Sansculotten vergnügt über die Brücke zurück, während wir unsern Weg nach Zwingen fortsetzten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 937 820

AP
30
M65
[redacted]
v. 48
nos. 27-52
Jul. Dec.
1854

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google